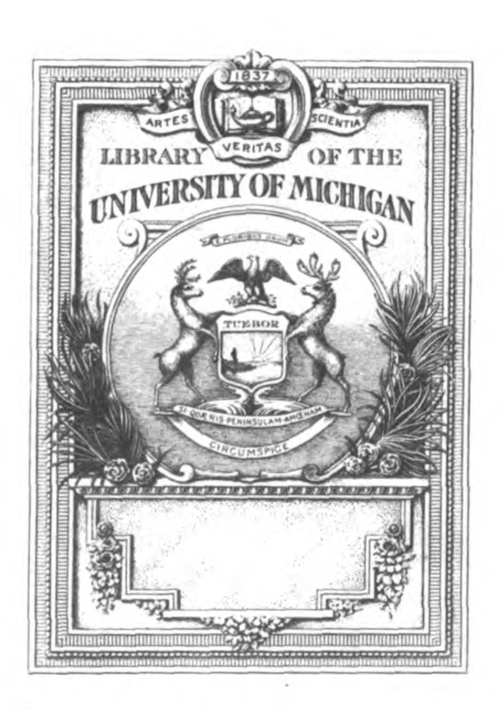
B 596,017 DUPL




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



830.6
W53

Westermanns Monatshefte



68. Jahrgang. 136. Band. 1. und 2. Teil

März bis August 1924

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

Inhalt des hundertsechsunddreißigsten Bandes

1. und 2. Teil. März bis August 1924

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

APR 9 1924

Westermanns Monatshefte

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.



März 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



ZEISS

Punktal-Vorhänger

ersetzt eine besondere Nahbrille bzw. die teuere Bifokalbrille. Der letzteren gegenüber hat die ZEISS-Punktalglasbrille mit Vorhänger den Vorzug der schnellen und leichten Abnehmbarkeit des Vorhängers, wenn dieser nicht gebraucht wird. Es steht alsdann dem Brillenträger wieder das ganze große Blickfeld seiner Punktal-Fernbrille zur Verfügung und besonders der beim Treppensteigen, Gehen auf unwegsamen Pfaden usw. für die Fernsicht so außerordentlich wichtige untere Teil des Glases. — Im Bedarfsfalle verwandelt der Vorhänger die Punktal-Fernbrille im Nu auch wieder in eine Zweistärkenbrille

Jeder gute Optiker führt ZEISS-Punktal-Gläser und ZEISS-Punktal-Vorhänger
Ausführliche Druckschrift „Optovor 156" kostenfrei von

CARL ZEISS / JENA

Der Liebesroman Gottfried August Bürgers

Julius Berstl: Überall Molly und Liebe

In Halbleinen 5,60 Goldmark — Georg Westermann, Braunschweig

Das Buch eines ruhelosen, schönheitsdurstigen Lebens



Indanthren

Indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen usw. sind unübertroffen
lichtecht / waschecht / tragecht / wetterecht

DIE NEUE GEOGRAPHIE

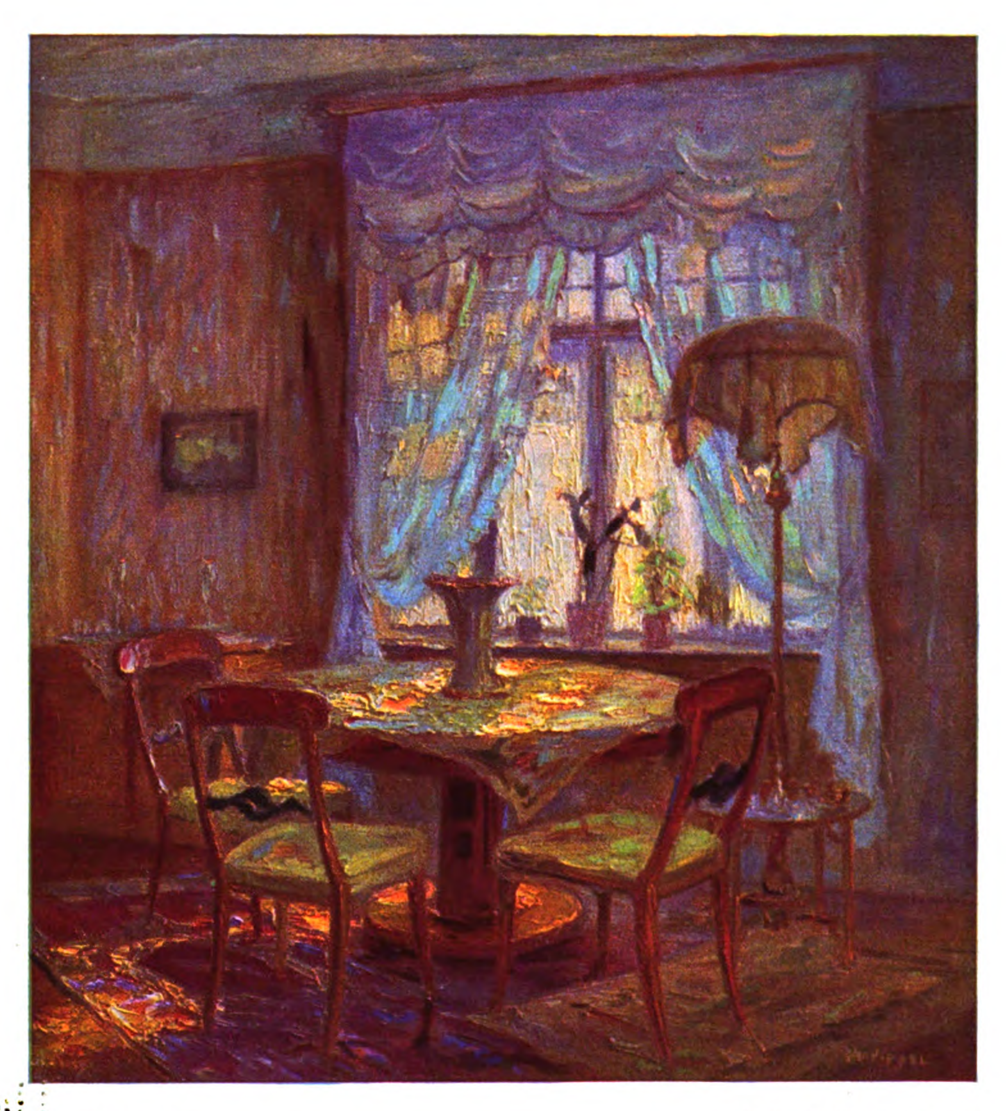
Vierteljahrsblatt für künstlerische Geographie und für Freunde freier Forschung im Leben der Länder und Völker

Diese kleine Zeitschrift ist Trägerin einer neuen großen Idee und läßt uns die Welt von neuen Blickpunkten aus betrachten und werten. Es beglückt, solchen Geistes einen Hauch zu verspüren.

Preis Goldmark —,50 jedes Heft

GEORG WESTERMANN
Braunschweig / Hamburg

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Otto Pippel: Erste Frühlingssonne



Das Haus mit der Buche

Ein kleiner Roman aus seltsamer Welt

Von Juliane Karwath

II (Schluß)

Das Haus veränderte sich nun in kurzer Zeit innerlich und äußerlich. Handwerker bauten, rissen Mauern nieder und schoben andre ein, unten und im ersten Stock, malten, strichen und lackierten. Oben wurden die Wände mit Stoffen überspannt, und die Zimmer, soviel man gewahren konnte, in einer Weise ausgestattet, die an die Villa Sievers erinnerte; in die ehemaligen Ladenräume aber wurden vielerlei Geschäftsschränke, Akten, Bureaumaschinen und Tresore geschafft, so daß sie auf einmal ganz anders aussahen. Auch mancherlei Angestellte, junge Herren und Damen, zeigten sich.

Frau Dörringen wartete mit vieler Spannung auf den Nachfolger des Herrn Waechtler.

Und Herr Ostermann kam. Ein untersetzter, beleibter Herr, schon kahl, aber sehr elegant in seinem Auto, von zwei Damen mit sehr kurzen Kleidern und bunten Seidenstrümpfen begleitet. Ein großer Schäferhund folgte.

Zu gleicher Zeit trafen ein kostbarer Flügel und andre wertvolle Sachen ein; Herr Ostermann, noch im Lederanzug, stand dabei, Mütze im Gesicht, den Hund neben sich.

Andre Autos kamen, andre Sachen wurden noch ins Haus geschafft, funkelnagelneu. Der jetzige Herr machte ganz andre Anschaffungen. Immerfort Türdröhnen, Geschwätz des Personals, Betrieb! Das Bankgeschäft Ostermann war eröffnet.

»Es ist doch eine andre Sache,« sagte Frau Dörringen. »Man merkt doch, daß das Haus jetzt in besseren Händen ist. Wieviel schöner und angenehmer ist es nun! Wenn ich nur wüßte, wer von den Damen die Frau ist! Er scheint jungverheiratet zu sein und die Schwiegermutter mitgebracht zu haben. Aber die beiden Damen sehen in den kurzen Kleidern so gleich aus, daß ich nicht erkennen kann, welches die Frau und welches die Schwiegermutter ist. Aber sie werden ja kommen.«

Herr Ostermann kam. Wieder im Lederanzug, Mütze im Gesicht. Er saß der Witwe Dörringen gegenüber am Tisch und sagte langsam und verbindlich: »Sie haben schon gesehen, daß ich das Haus übernommen habe. Die Sache ist also die: ich kündige Ihnen hiermit die Wohnung.«

»Wie?«

»Ich brauche Ihre Wohnung selbst. Für mein Geschäft. Ich muß noch einige Räume hier oben haben und auch noch meine Schwiegermutter unterbringen. Ich habe auch noch einen Kompagnon, der auch hineinwill. Also ich nehme Ihre Etage mit dazu.«

»Ja ... aber, wohin sollen wir denn?« rief Frau Dörringen. »Wo ist denn für uns eine andre Wohnung?«

Herr Ostermann zuckte die Achseln. »Das interessiert mich nicht. Sie sind ja nur zwei Frauen. Da müssen Sie hinaus. »Ich will Ihnen auch noch verraten,« — er streifte die Asche von seiner Zigarre — »daß mir dergleichen Sachen noch niemals Schwierigkeiten ge-

macht haben. Ich habe die besten Beziehungen, die man haben kann.«

»Ja, aber wo finden wir denn Unterkommen? Es gibt doch keine Wohnungen mehr.«

»Das ist mir gleich. Sehen Sie nur zu. Also bis ersten Juli. Dann müssen Sie hinaus.«

Herr Ostermann ging, Mütze im Gesicht, sein Hund hinterher. —

Meta hielt in diesen Augenblicken ein Aktenstück in der Hand, die letzte Urkunde ihrer Ehe. Geschieden im ersten Termin. Grothum hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht. Alles war vorüber.

Jetzt aber ergriff sie ein Grauen. Sie sah im Zimmer umher, in dem Herr Ostermann eben gewesen war, und plötzlich fühlte sie alles wanken. Eine große Angst packte sie, als ob sie den letzten festen Boden, das sichere Haus, für immer verloren habe und nun hineingetrieben sei ins ewig Ungewisse.

»Ich gehe zum Wohnungsamt,« sagte sie der Mutter. »Dort muß man mir doch wohl Auskunft erteilen können. Wozu gäbe es sonst Wohnungsämter?«

Sie hatte keine Ahnung. Bisher hatte ihr Grothum alles abgenommen, was an wirtschaftlichen Schwierigkeiten drohte. Jetzt war auf einmal ein dunkler Schatten vor ihr aufgerückt, drohend, ungewiß, die Wohnung ...

Sie eilte durch die Stadt, zum erstenmal ohne nach Herbert auszuspähen. Und wie sie so an vielen Häusern und Villen vorüberlief, deren Türen für sie verschlossen waren, da ergriff sie zum erstenmal ein Gefühl der Ausgestoßenen, ja der Hassenden.

Im Wohnungsamt war man, nachdem sie lange hatte harren müssen, kurz und bündig. Der Herr könne sagen, was er wolle, das Amt habe das Wort. Und da sie eine Wohnung hätten, so würde man ihnen auch keine andre geben. —

Meta fand den Mut, dem Herrn Ostermann, den sie gerade vor seinen Bankräumen traf, diese Antwort zu sagen.

Der Herr lächelte nur beiläufig, mit dem Blick auf Frau und Schwiegermutter, die soeben erschienen. »Ich sage Ihnen nur wieder, Frau m—m—m, ich habe schon vieles fertiggebracht.«

Das Auto tutete vor der Tür, sie fuhren wohl Visiten. —

War es nicht töricht, Zeit, Kraft, Stimmung, Vertrauen an diese Dinge zu verschwenden, das Leben, das so frei sein könnte, davon gefangenhalten zu lassen? Meta riß sich auf. Nicht daran denken! Sorge war nicht nötig.

Aber die Mutter sorgte. »Du wirst sehen, er bringt uns hinaus. Er versteht das. Es kommt plötzlich.«

Sie lief herum und horchte unter der Hand nach Wohnungen, aber sie fand keine. Nirgends war etwas zu erhoffen, nirgends gab es einen andern Platz für sie.

»Was für ein Mensch!« sagte die Mutter. »Wie kann ein Mensch so etwas tun, so handeln, zwei hilflosen Frauen gegenüber!«

Meta dachte: Gewiß, es war nicht angenehm, in diesen lichtlosen dumpfen Räumen zu hausen, aber war nicht Hoffnung da? War sie nicht frei, frei von Grothum, wie es in jener blauen Nacht gefordert wurde, hatte nicht ein Wunder, ja, wirklich ein Wunder sie freigemacht? Ein verborgener Schauer glitt durch sie: zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn — Wohl, Arnoldi kam nicht gleich, aber er würde kommen, frei, wie er noch immer war. Alles, was sie gefürchtet hatte, war Trug gewesen. Nirgends war etwas, das ihre Hoffnungen stören konnte. Und das Gerede? Das konnte er doch nicht glauben!

Es war zu merken, daß Herr Ostermann seinen Willen durchzusetzen versuchte. Er kam alle Augenblicke, den großen Hund hinter sich, und hatte eine Ausstellung, eine neue Vorschrift. Er riegelte sie mit vielen Anordnungen förmlich ein. »Ich besitze viele Häuser,« sagte er bedächtig. Die beiden Frauen — Gattin und Schwiegermutter, jetzt konnte Frau Dörringen sie unterscheiden — kamen auch und klagten über dies und das. Dazu gesellte sich das Personal, das Türen warf, sich in den Fluren herumdrückte und manchen Schabernack verübte. Es war keine Ruhe mehr im Hause, der Betrieb ging bis in den späten Abend, bis in die Nacht. Dann war es nicht mehr Geschäft, sondern Geselligkeit, Freunde kamen oder Fremde, Herren und Damen, Sekt wurde getrunken und laut gelärmt.

Meta saß einmal im Dämmern im Balkonzimmer. Sie hatte ihr Haar gewaschen, und wie sie mit dem Kamm hindurchfuhr, sah sie Funken springen. Leise knisterte und sprühte es, und draußen am warmen Sommernachthimmel zuckten im gleichen Takt die Blitze.

Ein Verlangen, eine wilde Sehnsucht durchlief Meta — wie gefangen war sie! Wie fern von der Natur! Der große Schrank ächzte seltsam im Dunkeln.

Sie sprang auf und riß alle Fenster und Türen weit auf. Mit Gewalt brach die dunkle Luft herein, von weit, weit her! Alles klapperte. Ferne Wälder dufteten. O Freiheit! Freiheit bei den Dingen draußen! Ihnen gleich sein! Etwas in ihr, sie wußte es, war das Wasser im Brunnen, der Baum im Garten, das ferne Feld weit draußen, die Wolke hoch oben, war Erde ... Erde.

Und unten tranken sie Sekt. Unten knallten die Türen.

Die Mutter kam aufgeregt von oben. Sie hatte einen Brief von Edgar, der sich in Rothen-

burg sehr zufrieden fühlte. »Könnte man nicht vielleicht dorthin ziehen? Man wird ihm doch eine schöne Wohnung geben. Dann hätten wir Ruhe.« Noch immer wartete sie in Ängsten auf die Kündigung des Wohnungsamtes, die Herr Ostermann in sichere Aussicht gestellt hatte.

Ja, das Wohnungsamt! dachte Meta. Es war ihr, als ob sie früher mancherlei darüber gehört hätte. Aber das eine wußte sie: Wenn das Wohnungsamt nicht wäre, dann würden Tausende und aber Tausende alleinstehender Frauen, alte Frauen, im Graben an der Landstraße hausen müssen.

Es war nicht klar, welche Geschäfte der Bankier Ostermann eigentlich betrieb. Das Augenfälligste war jedenfalls das Geldgeschäft. Im Fenster stand die Tafel mit den Kursen, von Neugierigen umlagert. Innen klapperten Bureaumaschinen, und es schien sich auch Kundschaft einzufinden. Aber manchmal war es, als ob noch andres damit verbunden sei, ein Handel nach Geschäftsschluß, der mehr im verborgenen blieb. Auch die Sektgelage konnten noch mit besonderen Zwecken verbunden sein; Meta wußte nicht, ob die Menschen, die sich dazu die Treppe meist im Dunkeln hinaufschlichen, Spieler waren oder noch andres trieben, was sich nicht ohne weiteres benennen ließ. Manchmal war es sogar, als ob tief in der Nacht, wenn der muntere Lärm verhallt war, sich wieder neues Leben bei den unermüdlichen Ostermanns erhöbe, geheimnisvolle Schritte huschten, Türen drehten sich nun leise, mit abgeblendeten Lichtern fuhr ein Auto in die Straße und hielt im Dunkeln eine Weile, bis es ebenso lautlos wieder davonglitt. Was war das?

Meta begriff, daß das Seltsame und Abenteuerliche in der Welt nicht ausgestorben ist, sondern sich gerade in diesen Zeiten an den unverhofftesten Plätzen wieder zeigt.

In diesen Nächten drang mit allem Tabak- und Weindunst zuweilen auch ein sonderbarer Schwefelgeruch herauf, so daß Frau Dörringen der Meinung war, daß es sich bei diesen vielseitigen Geschäften vielleicht um eine Art Weinschmuggel handeln könne.

»Nein, das ist der Teufel,« sagte Meta lachend. »Denn der Teufel ist mit allen Schiebern.« —

Zu Karla kam Meta jetzt nicht mehr. Und daher auch nicht mit Arnoldi zusammen. Sie sah ihn auch nicht. War er verreist? Es war, als ob das Schicksal ihn ihr jetzt, da der Weg frei war, mit Absicht vorenthielte.

Für die Gesellschaft der Heimatstadt war sie die geschiedene Frau, geschieden wie Lucie, in Erlebnisse verstrickt wie die unglückliche Ursula. Es gab noch manche Fälle dieser Art in der Stadt. Das hing an Metas Namen. Daß sie noch einen andern hatte, blieb unbekannt.

Der Bankier Ostermann schalt und nörgelte bei dem geringsten Anlaß in seiner Eigenschaft als Hauseigentümer. Eines Tags, als Meta nicht zu Hause war, erschien er mit den beiden Frauen, einigen unbekannten Herren und dem Hunde in der Wohnung und maß sie aus, ohne Frau Dörringen weiter zu beachten, und verteilte die Räume. »Sie sind nur zwei und müssen hinaus. Wenn Sie keine andre Wohnung finden, nun, so —« Achselzucken und ein Blick auf die Straße. Und der Hund bellte drohend.

Eines Tags klingelte ein stilles Fräulein bei Dörringens: Anna Spalthaver. Auch eine ehemalige Freundin Metas, aber aus der Seminarzeit, zuletzt im Posenschen angestellt und nun ausgewiesen. Sie war in die Heimatstadt zurückgekommen, hatte aber hier keinen Menschen mehr. Sie fragte, ob man sie nicht aufnehmen könne, sie habe keine Unterkunft.

Meta zuckte leise auf. Wieder Erinnerung, aber anders ... Gern wollte sie die Freundin aufnehmen, Grauen war in ihr, wenn sie das verblichene Gesicht sah: keine Heimat mehr! Ein Gespenst erhob sich vor ihr: keine Wohnung —

Frau Dörringen zögerte. »Was geht sie uns an? Es gibt Flüchtlingsstellen.«

Meta aber lief zu Herrn Ostermann und fragte ihn, alle Energie zusammennehmend, denn die brauchte man hier. Er hörte sie an, Mütze im Gesicht, und sagte unwirsch: »Nein. Bedauere, das gebe ich nicht zu.« Und bestieg sein Auto.

»Es wäre kein Hinderungsgrund, wenn wir wollten,« sagte Meta.

»Nein, nein,« wehrte Frau Dörringen ab. »Es gäbe nur neuen Streit und neue Unzufriedenheit. Und vielleicht sogar, man weiß ja nicht, den Kündigungsgrund. Mag sie anderweitig unterkommen.«

Und Meta sah das blasse Mädchen voll geheimem Grauen in erneute Heimatlosigkeit hinausgehen.

»Aber wie wäre es, wenn wir zu Edgar zögen?« schlug die Mutter von neuem vor. »Rothenburg ist sehr schön. Und er ist dort so anerkannt. Sicherlich bekommt er bald Wohnung.«

Meta erschrak, ihr Blick traf den Schrank, als ob er eine Antwort spräche, sie umfaßte ihn und lehnte sich an sein unerstorbenes Leben. Nicht fort! Nein, nicht fort! Trotz allem, was etwa drohen mochte: nicht fort von hier!

In der Nacht kam wieder der wunderschöne Traum. —

Meta ging wieder zu Lucie, vielleicht daß sie etwas über Arnoldi erfuhr. Sonderbar berührte sie die Zigeunerwirtschaft der einst so bürgerlichen Frau, und doch fühlte sie, daß die sofort aufgegeben würde, wenn sich der Übergang in eine neue Ehe gefunden hätte. Übrigens war es jetzt nicht Gösta und nicht der Kapell-

meister, sondern ein Ingenieur, dessen Bildnis auf dem Tische stand. Lucie lachte und erzählte eben, in ihrem Erlebnis zurückspringend, eine Schreckenszeit aus ihrer Ehe.

»Wie geht es dir in deiner Stellung?« fragte Meta.

Lucie sah sie versteckt an. »Bei Arnoldi?« sagte sie betont. »Da bin ich leider nicht mehr. Oder ... Gott sei Dank! Denn es ging nicht mehr mit Frau Arnoldi, dieser Eingebildeten, die keine von uns Geschiedenen in der Nähe haben will.« Dabei warf sie einen schadenfrohen Blick auf Meta.

Dann erzählte sie triumphierend von ihrer neuen Stellung in einem Fabrikkontor. Dort war auch der Ingenieur. »Er kommt heute zum Tee zu mir. Samt der kleinen Tochter. Er ist auch geschieden.«

Meta ging. Das Frühjahr begann schon anzusteigen, Wetter hingen in Fernen; ihr Herz war schwer.

Da, im Kastanienweg, gegen Abend, traf sie den Freund. Es war der Weg, den sie vor Jahren gegangen waren, in kritischer Stunde, in großer Erregung. Flamme schlug damals hoch, Wissen kam.

Auf demselben Platze traf sie ihn nun. Die Blätter der Kastanien waren hellgrün ausgebreitet, und darüber schwebten die roten Blütenkerzen.

Arnoldi trat auf sie zu, niemand war in der Nähe, unerwartet jähes Finden war es. Von Gleichgültigem redend, ging er neben ihr her. Fern stand die Jugend, das große Gewitter, die Jagd durch die Tatra, die blaue Nacht. Und dann die Qualen der Feldzugzeiten, Angst und Ringen und ... Reue.

Arnoldi trug einen hellen leichten Mantel und hielt sich straff, sportlich. Sieht man es den Männern an, daß sie im Kriege waren? dachte Meta plötzlich. Jahrelang in unerhörten Schwierigkeiten, im Urerlebnis des Todes? Sieht man das noch? An Arnoldi nicht. An keinem.

Plötzlich fragte er nach ihren Märchen. Das war das eine, darin hatten sie sich damals berührt. Sie sah es in seinen Augen aufwachsen; ein Lächeln, verwischten Schein ... Erinnerung. Er sagte, daß die Stadt, in der sie bis jetzt gewohnt habe, in ihrer ausnehmend schönen Lage inmitten der Wälder sicherlich viel zu ihren Märchen beigetragen habe.

Sie schwieg darauf. Konnte er ihr Erlebnis überhaupt ermessen?

»Und hierzulande, in Ihrer Heimat, fanden Sie sie wohl auch?« sagte er beiläufig.

Meta erzählte das Zusammentreffen mit dem unheimlichen Schmied im Dörfchen und wie es manchmal geschähe, daß man seinen eignen Gestalten leibhaftig begegne, ohne sie je vorher gesehen zu haben.

»Ja, Ihnen wird das begegnen,« sprach er lebhafter. »Aber den andern nicht. Na —« Er machte eine unwillkürliche Bewegung, dann besann er sich. »Ich will es doch meiner Schwägerin erzählen. Übrigens, wenn ich mal in das Dorf komme, klopfe ich mir den Burschen heraus.«

»Wenn Sie ihn erkennen,« meinte sie.

»Ich —?« Er stutzte. »Nun, das wird sich finden. Also, so weit hinaus wanderten Sie schon wieder? Wann war es doch?«

»An dem Abend vor meinem Vortrage,« sagte sie.

»Da war ich leider verhindert. Mußte geschäftlich in Magdeburg sein.«

Er glitt plötzlich darüber hinweg. Und eine Wolke stieg wie ein Krähenschwarm vor Meta auf: Sippe und Gesellschaft.

Auf einmal kam es ihr sonderbar vor, daß sie sich ihn so leidenschaftlich in ihre Welt gedacht und ihre Welt ihm so leidenschaftlich zugewandt hatte. »Wie war es damals?« fragte sie zögernd, bemüht, einen unbefangenen Ton festzuhalten. »Sie kamen so rasch in den Krieg hinein.«

Er hatte wohl vergessen, daß sie dies nur durch andre hatte erfahren können, und sagte mit der Haltung eines Menschen von heute etwas zerstreut: »Ja, das ging damals wohl bei vielen etwas rasch.«

Ein Gerücht hatte damals wissen wollen, daß er Meldereiter geworden sei, und sie sagte ihm davon.

Er lachte. »Na, da hat man damals sogar romantisch gedichtet. Aber ich kann Ihnen sagen, daß alles, von einigen ungewöhnlicheren Begebenheiten abgesehen, so war ... nun eben genau so war wie bei den andern.«

»Waren Sie auch im Osten?« fragte sie, an die Tatra denkend.

»Aber gewiß,« rief er, »man war doch überall, fast bis am Ende der Welt! Das muß man sich in ruhigeren Stunden erst einmal wieder überlegen, bis jetzt hatte man nicht so sehr Anlaß, sich dahin zurückzuträumen. Der Herr Gemahl, Verzeihung, Herr Grothum war wohl nicht mit draußen?« fragte er plötzlich wie zerstreut. »Aber meine Schwägerin — Sie kennen sie vielleicht? — war mit draußen, als Pflegerin, und wie wir sie trafen, mein Bruder und ich, auf einer Autofahrt da unten, das war ein romantisches Begebnis! Daran erinnern wir uns noch gern.«

Er ging leichthin plaudernd und schon die Stadt im Auge, die rasch herankam mit vielen Leuten. Kein persönliches Wort mehr. Eher ein Übergehen und leichtes Hinabdrängen des Persönlichen. Keine Frage: Wie ging es dir in diesen Jahren? Was geschah? Was dachtest du? Keine Anknüpfung. Kein: Was wird aus

dir? Was planst du? Wie ist nun dein Leben? Kein Wort: Nun bist du — frei!

Wußte er nichts? Oh, er wußte, wußte wohl. Ein Zittern durchlief Meta, die Wirklichkeit brach wieder über sie herein. Oh, wie verspielt ist unsre Sache! dachte sie. Was stand vor mir? Was jagte mich zu dem Fremden? Einmal — so war es doch?

Und sie begriff plötzlich, wie einsam und menschenfern ihre innere Welt geworden war.

War Arnoldi nur, damit ich mich nur tiefer in mich selber fand? So wie alles andre nur dazu gewesen zu sein scheint? War er auch nur Zweck, nur ein Mittel — auch nur eine Figur im Spiel?

Aber da riß es sie, riß es sie mit allem Blute zu ihm hin, daß sie dämmernd fühlte, daß die Verbindung doch noch größer war, tiefer und noch viele Schauer von Leiden für sie barg. Zu Ende war es nicht. Es lebte noch in ihr. Aber bei ihm war es zu Ende. Ihr war es nicht gegeben, an einer verschlossenen Tür nach Frauenart bettelnd und lockend zu stehen.

Sie raffte sich zusammen. Sie war an ihrem Hause. Kühl und freundlich nahm sie Abschied von ihm.

Sie sah, daß er die Straße noch weiterging, wohl zur Loge.

Nun, hier ging sie, in dem dunklen Hause wie immer einsam, bedroht, verlassen.

Sie kam ins Zimmer, die Jalousien hingen, die Handwagen klapperten unten, und sie dachte, zitternd, die Zähne zusammenbeißend: Stadt der Erinnerung!

Die Mutter sagte verschüchtert: »Ostermann war schon wieder hier. Hörst du?«

Der Hund bellte.

»Wir wollen fort!« stieß die alte Frau hervor. »So geht es nicht mehr. Ganz fort von hier. Zu Edgar.«

»Ja,« sagte Meta jäh, »wir wollen fort.«

Edgar antwortete, daß man ihm keine Wohnung gäbe. Wenn sie nach Rothenburg kommen wollten, so möchten sie ihre Wohnung mit einer von hier vertauschen. Das könne sofort geschehen.

Meta mußte nun wieder zum Wohnungsamt gehen und erfuhr etwas Neues. Das hieß: Wohnungstausch. Man kann also seine Wohnung vertauschen, wie man seinen Mantel, sein Pferd vertauschen kann, auch wenn einem das Haus nicht gehört. Sogar von einem Ort zum andern läßt sich dieser Tausch machen. Wenn alles klappt, die zu vertauschenden Wohnungen sich gleichen, dann ist der Tausch bald gemacht, und man zieht um, wie in Friedenszeiten in aller Sicherheit, unter Dach zu kommen. Allerdings trifft dies immerhin selten zu. Viel häufiger ist, daß es nicht so klappt und das Wohnungvertauschen über eine Reihe von Städten geht, aus denen Menschen fort wollen oder müssen.

Meta erinnerte sich bald, als Kind ein englisches Geduldspiel besessen zu haben, das Fünfminutenproblem. Innerhalb dieser Zeit mußte man Steine aus einem besonders angeordneten Felde in ein ganz verschiedenes versetzen, ohne das Grundgesetz zu verletzen. Diesem ähnlich zeigte sich das Problem »Wohnungstausch« schon nach kurzer Zeit. Aus Rothenburg wollte gerade kein Mensch in den Ort, in dem Frau Dörringen wohnte, und so mußten erst Zwischentausche über andre Städte eingeleitet werden. Es kamen Briefe über Briefe und bald Menschen über Menschen in das wenig angenehme Haus, von Herrn Ostermann drohend bestarrt. Menschen aus den verschiedensten Städten des deutschen Landes, die das Schicksal hierher verschlagen hatte, Herren, Damen, junge Ehepaare, alte Ehepaare, Beamte, Geschäftsleute, Schieber, Agenten, Leute, die irgendwo eine Wohnung hatten, und solche, die keine hatten, aber eine zu erobern hofften.

Alle Augenblicke ging die Glocke und wanderten wildfremde Menschen durch die Räume, den Salon mit dem sonderbaren Schrank und auch durch Metas Zimmer.

Sie ließ es wie im Traum geschehen. Draußen war Sommer, nichts hatte sich inzwischen begeben, alles war weitergegangen, keiner war gekommen, niemand war ihr begegnet, Arnoldi war nicht mehr zu sehen.

Meta sah sich nicht mehr nach ihm um, in ihr war dumpf leidenschaftliches Geschehenlassen: fort! Hier leben, ohne sein zu können, was sie war, nur: geschiedene Frau, das war nicht Leben für sie.

Deutlich fühlte sie, wie sie ihr Schicksal an jenem Morgen damals in Bewegung gebracht hatte: zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn.

Wohin wollte es? Wohin?

Edgar schrieb bald von einer zu vertauschenden Wohnung in Rothenburg, deren Inhaber nach Gollnow verziehen wollte. Es war die einzige, die an diesem Orte zu haben war.

Ob es die Traumwohnung war? Denn der wunderliche Traum war noch mehrmals wiedergekehrt.

In diesen Sommertagen flogen zuweilen Märchenbruchstücke, kleine Motive, leise Anrührungen durch sie hin, vergingen aber wieder. Denn es war jetzt keine Welt dafür, keine Ruhe, alles war zerschlagen, in Bewegung gebracht: irgendwo war etwas, dem drängte alles zu. Aber wo war es, wo?

Edgar hatte nicht viel Zeit. Aber er gab sich sehr viel Mühe. Dennoch wollte sich für die Dörringensche Wohnung noch kein Abnehmer

finden. Dem einen gefiel das Haus nicht, dem zweiten nicht die Lage, dem dritten nicht die Zimmer. Keinem gefiel Herr Ostermann.

Andre wieder wollten sich, unbekümmert um alles, auch um die feindselige Weigerung des Herrn Ostermann, fast leidenschaftlich auf diese Wohnung stürzen, aber ihnen glückte wieder der Anschluß über Gollnow nicht. Wenn sie eine andre Wohnung, andern Anschluß gefunden hatten, so kamen sie nicht mehr wieder.

Dann gab es auch Leute, die den Tausch verstohlen hintrieben, verschleppten und im Sande verlaufen ließen. Das waren Männer, die, von einem Ort zum andern versetzt, obwohl sie eine Wohnung hatten, es vorzogen, an dem neuen Ort ohne ihre Frauen, in bequemster Ehescheidung, wieder als Junggesellen zu leben.

Meta sah das alles. Es berührte sie nicht. Es war etwas, in das sie hineingeraten war. Dann wieder trieb es sie jählings, wie es in manchen Menschen dieser Zeit jetzt trieb: fort, ins Unbekannte, ins Abenteuer! Ja, warum sollte es Rothenburg nicht sein? Vielleicht wartete dort etwas auf sie.

Inzwischen kam Freude für sie, langentbehrtes Licht. Menschen kamen, deren Besuch ihr galt, der verachteten Meta Dörringen, der Märchenerzählerin. Alles, was hier schon entfärbt, niedergetreten war, hob sein Haupt: ihr schwer und seltsam Errungenes war noch da, sie galt noch, und es galt noch den Menschen. Man rief sie.

Sie reiste. Für wenige Tage kam sie wieder in einen schönen geliebten Kreis, den aber Grothum nie gemocht hatte. In eine Stadt, in der man sie schon lange kannte, in der sie ihre Märchen gelesen hatte, in der man sie in ihrer weltfernen Einsamkeit liebte. Eine schöne Stadt, waldumträumt, friedlich und geborgen.

Als Meta zurückkam, sagte sie zur Mutter: »Ziehen wir doch dorthin! Dort ist für mich Welt. Freundschaft, Wärme, Verstehen, Schutz und Geborgenheit wäre da, man wäre dort nicht verlassen. Und nicht geschiedene Frau.«

»Nein,« sagte die Mutter. »Es geht nicht. Nur zu Edgar! Alles ist eingeleitet, wir ziehen.«

Es kamen Nachrichten, die das bestätigten. Ein fremder Herr, etwas nervös, erschien und erklärte, die Wohnung unbedingt zu nehmen, und alles lief auf einmal glatt: ja, es klappte. Der Tausch lief über Ulm, Köln, Neustadt, Wien, Kelbra, Oldesloe, München nach Gollnow. Aus allen diesen Orten verzogen Menschen.

Die Mutter packte in Feuereifer. Bodenzimmer und Kammern wurden ausgeräumt. Unendliche Mengen Gerümpel kamen ans Licht und erfüllten mit ihrer ungebärdigen Masse alle Räume, auch Metas Zimmer. Die letzte Seele von ihr selbst war entwichen.

Dann auf einmal erschrak die Mutter vor den Kosten. In ihrer Erregung war ihr die Steigerung der Transportkosten völlig entgangen. Es mußte wieder etwas verkauft werden. Was Meta hingeben konnte, war auch nicht genug. Die Mutter lief zur Goldankaufsstelle und verkaufte, was Edgar noch nicht mitgenommen hatte.

Dann: was gab es noch in der Wohnung? Wohl, es standen Wertsachen umher, die Wertsachen erst jetzt geworden waren. Die Mutter, energisch, schrieb wieder. Jetzt kamen Agenten, Aufkäufer, Briefmarkenreisende. Aber die Bilder waren nicht viel wert, das Glas des Kaisers Napoleon wurde nicht aufgefunden, und die Briefmarken waren keine Seltenheiten. Edgar, auf den noch gehofft worden war, hatte leider nichts, gar nichts.

Nun, da war noch der Schrank.

»Der Schrank!« rief Meta bestürzt. »Der uralte Schrank —«

»Gerade weil er alt ist,« sagte die Mutter. »Herr Mayer« — das war ein Agent — »hat mir schon mehrmals dafür geboten, er ist antik, dafür zahlen jetzt die Leute.«

»Mutter, der Schrank ... Ich denke, der Vater ...« sagte Meta.

»Ach, dem Vater wird es nur recht sein, wenn wir hier herauskommen,« rief Frau Dörringen, »nur recht —« Und sie telephonierte dem Agenten.

Meta stand im Sommerdunkel vor dem Schrank. Sie fühlte sein mächtiges Sein, ihre Finger glitten über Kanten, Risse, spürten die mächtigen Tatzen, auf denen er lautlos stand. Schon einmal wollte man ihn aus der Erde reißen, dann entriß man ihn ihr wirklich, er lebte aber dennoch, er lebte auch jetzt noch, und jetzt sollte er wieder davongerissen werden, der alte Jäger, der Dörringen, ins Unbekannte, vielleicht in eine Schieberwohnung, wie zu den Sievers oder zu Herrn Ostermann. Und nun wußte Meta auf einmal, wie sehr sie diesen Schrank liebte, wie seltsam sie an ihm hing, und eben kam die Mutter und sagte, sie habe das Geschäft abgeschlossen, bald würde er abgeholt werden.

»Wir bekommen Luft,« sprach sie. »Das Ding wäre zum Transport auch zu schwer gewesen. Wie oft habe ich mich schon darüber geärgert!«

»Was ist darin?« fragte Meta.

»Das wird nicht viel sein,« sagte die Mutter. »Ich mochte die dumpfigen Schübe nicht. Ein paar Sachen vom Vater vielleicht, alte Papiere, die können fort.«

Sie räumte auf. Ja, alte Papiere, Blätter und Briefe. Sie warf sie hin.

»Siehst du sie nicht an?« fragte Meta.

»Nein. Die alten Sachen interessieren mich nicht. Es sind auch nur ein paar Briefe, die werden verbrannt.«

Meta bückte sich, nahm die Briefe und legte sie schweigend fort.

Draußen dröhnte es, die Leute kamen, der Aufkäufer mit. Er besah den Schrank noch einmal, beleuchtete ihn von allen Seiten. Natürlich mußte er aufpoliert werden. Aber er zahlte.

Die Männer ächzten und stampften und stießen ans Treppenhaus. Herr Ostermann stand unten und schimpfte.

Wie etwas Gewaltiges, wie etwas noch auf Tatzen Schreitendes, langsam sich Krallendes verließ der alte Schrank das Haus. Unten ward er aufgeladen.

Meta stand hinter dem Fenster, durch das der ferne Sommer wehte. In ihr rief es wieder, wie eine verbannte Drude, wie ein Naturwesen, mit Wildheit und Hingegebenheit, mit einer Besessenheit ohnegleichen, nicht den Mann, nicht den Geliebten, sondern das ihr Gleiche und Gutgesinnte draußen, das Rätselvolle, das ihr erzählte und von dem sie erzählte, Natur rief sie, Sommer, Blühen, Glühen, die große Einsamkeit, Wolken und Baum und Wind, Feld und Erde, das Unbekannte — — — — — — — —

Da kam eine unerwartete Nachricht.

Der Herr, dem die einzige in Rothenburg zum Tauschen verfügbare Wohnung gehört hatte, hatte sich entschlossen, dort zu bleiben. So fiel der ganze mühsam hergerichtete Kartenbau, der über Gollnow, Wien, Kelbra und die andern Orte gehen sollte, zusammen, alle Beteiligten waren wieder ohne Wohnung.

Und ringsum schon Kisten und Kasten, fertig gepackt, das Amt verständigt — über Herrn Ostermann hinweg —, und Edgar vergeblich wartend.

»Ja, ist denn dort nichts andres?« fragte Meta. Sie war wie betäubt, Sommerregen ging blitzend und schüttend nieder, alles andre schien dahinter verschwunden.

Die Mutter telegraphierte an Edgar, und der antwortete: nein, es gäbe keine andre Wohnung.

Der neue Mieter kam, bestürzt fragend: »Nicht? Nicht? Wieder von vorn anfangen, das alte Elend!«

Es war ein langer hagerer Mann, etwas unruhig Treibendes war über ihm. Er war bei einer großen Aktiengesellschaft angestellt worden.

»Ich muß hierher. Meine ...« — er stockte — »meine Familie wartet ... ich hab' mich darauf verlassen.«

Herr Ostermann trat ein. »Aus dem Tausch wird nichts. Ich habe das Recht. Ich nehme die Wohnung. Und Sie müssen hinaus.«

»Wir müssen fort,« sagte die Mutter. Sie starrte auf die Kisten und zitterte vor Ungeduld. »Ich will fort. Woanders hin ... fort, fort ...« Sie stockte. Sie rechnete und überlegte: »Wenn es mit Rothenburg nichts sein kann, nun, so müssen wir eben ... woanders hin ... Wo Platz ist. Wo eine Wohnung ist ... Dorthin, wo Herr Peters ist. Er sagt, seine Wohnung sei schön und er müsse hierher ... Auch unser Geld reichte. Hier ... hier geht es doch nicht länger.«

Hier nicht, dachte Meta. Noch hoffte sie auf eine Begegnung, auf irgend etwas. Aber alles war hinter dem Regen verschwunden. —

Eines Morgens fuhr sie nach der Stadt, um die Wohnung des Herrn Peters anzusehen.

Der Ort lag nicht weit von Rothenburg, zwischen mächtigen Wäldern wie die Stadt Grothums, war aber noch größer, und Herr Peters wohnte überhaupt nicht in der Stadt, sondern — Meta sah es jetzt — in einer der modernen Gartenstädte, weit vor den Toren und dicht am Walde.

Meta ging und ging, Walddruft streifte sie, kühle schmale Straßen dämmerten, und jetzt kam — Landstraße, Landstraße!

Sie stand, zählte Nummern, sah über Gartenzäune und spähte und ging weiter bis zum letzten Haus in der Reihe: die Wohnung des Herrn Peters war ein Einfamilienhaus dicht am Walde.

Sie läutete. Eine junge Frau, sehr blond, kam durch den Garten und führte sie ins Haus. Erst war es dämmrig, dann wurden Türen geöffnet, Tür um Tür. Meta sah immer nur Grün, sah Garten durch die breiten niederen Fenster hereinscheinen. Sie ging und ging, geführt, wie im Halbwachen, in einer sonderbaren Erregung.

Die junge Frau öffnete die letzte Tür. Meta stand, Erinnerung stürzte, jähes Wissen kam: Schritt für Schritt, wie heute, hatte sie schon längst getan. Schritt für Schritt war sie schon durch dieses Heim gegangen, seit langem, seit langem, und in diesem Raume war sie schon längst gewesen. Ungeheuerlich deutlich war alles bis zur Lage der Fenster und Türen, und am deutlichsten war dieses Zimmer, dieser letzte viereckige Raum mit den schönen breiten Fenstern, durch die es grün hereinfiel, mit den Fenstern nach dem Walde. Mitten im Garten aber stand eine riesig breite Rotbuche, mit allen Blättern zitternd.

Dies war die Wohnung, die sie im Traum gesehen hatte. — — — — — — — — — —

Meta kam zurück, sie sagte nicht viel. Sie bat die Mutter, selber hinzufahren. Aber die wollte nicht, sie war entschlossen, es gab keinen andern Ausweg bei der Wohnungsnot. Fort mußte man.

Alles war fertig gepackt, jetzt wich man nicht mehr zurück, sondern nahm, was sich bot. Wenn man noch lange wartete, kam man vielleicht nie mehr fort.

Die Mutter war noch immer in dieser seltsamen Unruhe, ein rasendes Drängen war in

ihr, nur fort, fort, ins Weite, etwas andres. Es war, als ob etwas lange Gehemmtes plötzlich frei geworden sei.

Meta fuhr von neuem in die Gartenstadt. Wieder fand sie die seltsame Ähnlichkeit im Kleinsten noch bestätigt, wieder schlug es sie beim Eintritt in das letzte Zimmer in ungeheuerer Bekanntheit aufs Herz. Und da war die Buche ... Aber nun? Was sollte das? Was war das?

Die junge Frau war wieder allein, ein alter Oheim, der mit hier hauste, war eben verreist. Kinder hatte sie nicht — Meta sah in die grauen Augen — Kinder hatte sie nicht — —

Wald rauschte, Garten rauschte, ewiges Baumrauschen war hier, wie einst in ihrer Ehewohnung. Preziosa, wir folgen dir — —

Meta ging neben der jungen Frau. Bald war es, als ob sie neben sich selber ginge.

Sie trat in die Veranda, an der die Scheiben zurückgeschoben waren. Rote Kletterrosen hingen ringsumher und schwankten purpurn vor dem dunklen Walde.

Diese Stelle, dieser Blick, umhängt von roten Rosen — —

Und der weite Garten, dicht voller Sträucher und Bäume. Und inmitten die große Buche. An der Seite ein grauer Pavillon, auch mit den roten Rosen umhängt, und hinter der Mauer das schweigende weißgraue Band der Straße, Landstraße, Landstraße — — Und drüben der Wald.

»Wir haben uns alles so schön eingerichtet,« sagte die junge Frau. »Wir dachten doch nicht —«

»Warum gehen Sie fort?« fragte Meta.

»Mein Mann will es,« sagte die junge Frau. Sie sank auf eine Bank im Pavillon und starrte nach dem dunklen Walde. »Mein Mann will fort.« Sie hob den Blick zu Meta. »Und ich — muß fort.« Sie stand auf und legte die schmalen Hände zusammen. »Ich habe einen Liebsten hier. Darum soll ich fort.«

»Ich habe auch einen Liebsten dort,« sagte Meta, »darum muß i c h fort.«

Die junge Frau erzählte. Ein junger Maler, natürlich. Er studierte noch. Oft hatten sie hier im Pavillon zusammen gesessen und miteinander geplaudert. Oft waren sie draußen auf der Landstraße gewandert. Oft waren sie drüben aus dem Walde gekommen. »Wir verstanden uns so gut,« sagte die junge Frau mit einem Schauder. »Aber dann kam mein Mann dahinter und wies ihn hinaus. Aber damit hatte er noch keine Ruhe, es trieb ihn: fort. Und so bewarb er sich um die Stellung dort und ging und suchte wie rasend nach einer Wohnung, irgendeiner — Und nun soll ich fort.« Sie sah Meta an. »Und Sie? Und Sie?«

»Ich bin geschieden,« sagte Meta. »Und es war so. Es war genau so einmal. Und nun gehe ich doch von ihm.« Wieder starrte sie nach dem Walde.

Die junge Frau, düster auflebend, hörte nur das eine Wort. »Geschieden,« sprach sie hoffend und leise wägend, »ja, geschieden —«

»Es ist nicht immer das, was erfüllt,« sagte Meta. »Es gibt so vieles dabei, von dem man nichts weiß. Manchem und mancher wandelt sich der Traum —«

»Es gibt aber wunderbare Errettung,« träumte die junge Frau, »Erlösung, große Erfüllung, L i e b e —«

»Liebe,« sprach Meta mit einem mitleidigen Blick auf die andre. Und sie erzählte, auch von Ursel.

Die fremde Frau wurde still, aber noch hatte sie Einwand, Hinweis, Hoffnung — Hoffnung für sich.

Doch beiden war es wie Schicksal, das sie zusammengeworfen hatte und mit ihnen, kühn vertauschend, spielte. Du dorthin, du hierher, und — alles wird ausgewischt.

»Warten Sie wenigstens,« sprach Meta zu Frau Peters, »warten Sie noch eine Weile, bis Sie Ihr Schicksal besser überschauen können, ja, wählen Sie eine Trennung — gehen Sie einstweilen mit —«

Sie dachte aber schaudernd an die düstere Wohnung bei Ostermann. Hier — sie schaute wieder zu dem Walde —, hier in diesem Winkel konnte man wenigstens träumen.

Die Möbelwagen schnurrten heran. Die Arbeiter dröhnten die Treppe hinauf. Oh, wie Meta dieses Dröhnen schon haßte! Schicksal vollzog sich, Schicksal rollte ab. Alles war auf einmal ohne jedes Hindernis, das Geld reichte, das Amt war einverstanden, alles paßte, der eifersüchtige Peters bekam diese Wohnung und seine Frau, und sie und die Mutter gewannen das Haus am Walde.

Herr Ostermann einzig widerstrebte. Mütze im Gesicht, stand er auf der Treppe und umkreiste wütend den Möbelwagen. Die beiden einsamen Frauen gingen, und dafür kam Herr Peters. Herr Peters würde sich nicht vertreiben lassen.

Arnoldi war und blieb verschwunden. Hinter dem Sommerregenvorhang blieb alle alte Welt verborgen.

Ob keiner wußte? Ob er nicht wußte? Ob nicht die Neuigkeitsdoktorin wenigstens gekommen war?

Als der Schnellzug nach rasender Fahrt südwärts hoch über ein einsames, verlorenes Waldtal rollte, sah Meta im Morgenrot vom Zuge aus tief unten die beiden bunten Autowagen sacht dahinschnurren, die ihre Sachen nach dem

Caspar David Friedrich: Mondaufgang am Meer



Waldhause brachten, ein Stück der neuen Romantik der Zeit.

Am Morgen nach dem Einzuge war Meta gleich draußen. Sie ging halb noch fassungslos durch den nebelnassen Garten. Wunder, Wunder, das ihr jetzt gehörte! Nein, niemals hatten sie einen Garten gehabt, nur immer gewünscht, gewünscht! —

Schattenhaft stieg plötzlich das leere Gartenfeld des Vaters wieder vor ihr auf, als sie durch die schmalen Steige wanderte. Wie, war er nicht ein Dörringen, aus altem Land- und Waldgeschlecht? Und hatte er sie nicht einst im Traum in dieses Haus geführt?

Sie sah sich plötzlich um, ein Schauder lief unerklärlich über sie. Und hier die Buche — die Buche.

Dann verging das über der Schönheit, die noch immer hier war und noch hunderterlei verbarg. Zwar die Kletterrosen waren verblüht, an den Stöcken hingen noch welche, und in den Beeten — was man Beet eben nennen konnte, denn alles war verwildert — blühten die Reseden neben den letzten Levkoien und Stiefmütterchen. Von den Bäumen sanken die letzten Birnen ins lange Gras, und die Nüsse reiften.

Der Wald lockte drüben, aber jetzt war nicht Zeit dazu. Es war gehörig zu schaffen: sie zwei waren ja ganz allein. Es ist ein schönes Errichten, trotz allem. Es ist plötzliches Auferstehen der Seele. Ein jähes, noch suchendes Umherträumen.

Staunend sah Meta ihr Zimmer wieder erstehen, ja in jenem letzten Raume ihr altes Zimmer aus Grothums Wohnung, nur schöner, lichter, freier. Alles eigentümlich am Platze, wie für diesen Raum bestimmt, ihre Möbel, Decken, Bilder; auch die dunkle Tapete paßte, vollkommene Übereinstimmung in Farbe und Linie, alles eine Harmonie mit dem Garten draußen.

Alles andre war vorüber. Das war ihr Zimmer, ihre Zukunft, ihr Märchentraum.

Aber auch die andern Räume waren schön. In dem einen stutzte Meta plötzlich: in der großen Fensterscheibe war ein Loch. Vorsichtig mit Fensterpapier verdeckt, unkenntlich gemacht, aber dennoch ein Loch, scharf, kreisrund, ein — Schußloch.

Spartakistische Kämpfe konnten sich in dieser weit vorgeschobenen Kolonie nicht wohl abgespielt haben. Aber etwas mußte in diesem Hause vorgegangen sein. Herr Peters, der Eifersüchtige? Unmöglich nach allem. Und der andre — auch unmöglich. Der Schuß mußte eine andre Ursache haben. Aber eine Geschichte hatte er.

Als man etwas eingerichtet war, machte man der Besitzerin Besuch. Die alte Dame, eine Majorswitwe, wohnte einige Häuser entfernt in der Kolonie, mit Schwiegersohn und Enkelkindern zusammen. Der eigne Sohn war gefallen.

Sie erzählte es, während ein angenehmes Mädchen eine Erfrischung brachte. Ein andrer Empfang, als ihn die beiden alleinstehenden Frauen seit langem gewohnt waren. Auch dieses Häuschen war schön, aber viel lebendiger, bunter, und große und kleinere Kinder trollten treppauf, treppab. Die Majorin holte sie sich, wie sie in ihrem heiteren süddeutschen Tone sagte, aus der ganzen Nachbarschaft zusammen.

»Aber eine Frage!« Sie sah ihre Mieterinnen an. »Wollen die Damen das Haus ganz allein bewohnen?«

»Ja, allerdings —«

»Nun, ob das Wohnungsamt —«

»Man wird uns nicht stören,« sagte Frau Dörringen zuversichtlich. »Wir gaben die gleiche Zahl Räume ab, und hier ist alles viel enger. Zudem kommt mein Sohn von Rothenburg sehr oft herüber.«

»Ah, der Herr Sohn. Ja so.«

»Und ein Mädchen müssen wir doch auch haben.«

Meta fiel plötzlich das Schußloch im Fenster ein. Ja, Frau von Hiller erinnerte sich wohl. Aber jetzt sei das nicht geschehen. Herr Peters hätte das Haus schon von seinem Vorgänger so übernommen, im vergangenen Jahre.

»Länger wohnte die Familie noch nicht hier?«

»Nein, länger nicht.«

»Und das Schußloch?«

Ja, das müsse schon länger her sein, sagte Frau von Hiller. Als ihr Mann noch lebte. Sie selber hätte sich nie darum gekümmert. Es sei wohl etwas gewesen, aber sie habe es vergessen. Und eine Reparatur — das schien ihr die Hauptsache — sei nicht nötig und bei diesen Zeiten auch nicht möglich.

Das begriff man wohl. Eine liebenswürdige Dame! Und ein schönes Haus! dachte Meta, als sie sich ihrem neuen Heim wieder näherten.

Das war doch noch viel schöner. Es stand so allein, in weitem Abstand von den andern, an unbebautem Platze, die Rotbuche ragte, es war das letzte in der Reihe und von der ganzen Kolonie, und es stand dicht beim Walde.

Edgar schrieb, daß es mit seiner Stellung in Rothenburg nichts sei. Es sei dort für ihn zu anstrengend gewesen und es hätte ihm auch nicht gefallen. So war es doch gut, daß man nicht nach Rothenburg gezogen war.

Meta sah die Mutter an, aber die war nicht bestürzt, sondern wartete voller Spannung, was nun kommen werde. Denn es war sicher, daß man ihn bald anderswohin berufen würde.

Aber einstweilen kam Edgar nur selbst. Ging

langbeinig durch die Zimmer, steil, kritisch, runzelte die hochblonden Brauen und bemängelte, daß kein Stuck an den Wänden sei. Überhaupt der ganze Stil, schauderhaft, überhaupt kein Stil, alles verbauert, und die Luft —!

»Die Luft?« fragte Meta.

Er blinzelte nach dem Walde. Nein, die Luft war auch nicht gut. Und es zog.

Die Mutter war etwas bestürzt. Bisher hatte sie doch alles ganz gut befunden. Aber wenn Edgar das alte Heim besser gefiel ... Wenn nur nicht Herr Ostermann gewesen wäre!

Er ging hin und her, besah und bemängelte noch viel. Eigentlich alles. Er war sachverständig. So einen wie ihn hätten sie damals hier haben, er hätte die Kolonie bauen müssen. Ja, warum hatte er es nicht getan?

Er brachte seine Entwürfe. Sie waren so — wie es Meta schien — zeitfremd, überladen; aber die Mutter war entzückt. Meta suchte nach einem Willen, einem eignen Gedanken, überhaupt nach etwas Schöpferischem in Edgars neuem Städtebau, aber sie fand es nicht.

Edgar setzte sich dann zur Mutter, und sie sprachen über das Leben und die Preise und das Essen, und er richtete sich ganz behaglich ein. Die Mutter, heftig, machte viele neue Pläne. »Könntest du nicht da- oder dorthin? Du mußt dich jedenfalls suchen lassen und dir nichts vergeben, dir nichts gefallen lassen. Wenn es da nicht ist, dann woanders. Das ist dann wieder eine Abwechslung. Schreibe doch, versuche es doch, aber sich nichts gefallen lassen!« Ihre Augen leuchteten, sie war ganz belebt. »Rothenburg, das mußtest du hinwerfen, man bleibt nicht in solchem Neste, die Welt ist groß. Immer weiter, weiter ...«

Und Edgar rauchte eine Zigarette nach der andern.

Auf Meta achteten sie beide nicht, sie war wie ausgeschieden. Und sie dachte nur: Ist er der Vater? Der ... Vater?

Verlangend starrte sie nach dem Walde.

Die Gehilfin im Hause fand sich rascher, als man gedacht hatte. Es meldete sich ein Mädchen, dessen Schwester in einem der andern Häuser der Kolonie diente; die Geschwister wollten zusammen sein. Daher war der Lohn auch nicht allzu hoch. Ein noch junges Ding, mehr stämmig als schlank, nicht eben vorteilhaft ausschauend; aber danach konnte man jetzt nicht gehen, Hauptsache war, daß man in dieser Abgelegenheit überhaupt ein Mädchen hatte. Auch war es nicht übermäßig geschickt, eher langsam und unwirsch, und wie ein Wunderbild stieg auf einmal vor Meta die fast vergessene Mathilde auf, die zuverlässige und fleißige, unter deren Händen alles wie von selber ging.

Mundfertig war Klara auch nicht, das war immerhin ein Vorteil, wenngleich ihr ganzes Schicksal ziemlich im dunkeln blieb. Herauszuhören war nur etwas von einer Stiefmutter, der die Schwestern entgehen wollten. Etwas fiel Meta allmählich an dem Mädchen auf: die seltsamen Augen. Braune undurchsichtige Augen, und doch war es zuweilen, als ob hinter diesem etwas blöden und stumpfen Blick noch ein andrer verborgen sei, als ob durch ihn, gleichsam von weitem, noch ein andres Wesen schaue.

Dies Naturspiel gefiel Meta, etwas Wunderliches war daran, das ihre Phantasie anregte, ein Märchen gestaltete sich wie von selber, sie freute sich, daß der Traum wiederkam, und fühlte, er kam aus diesem Boden und aus diesem freien Lande. Und der Wald sprach darein.

Hölderlins Worte klangen manchmal in ihr, wenn sie aus ihrem Zimmer in das Gartendickicht schaute:

Mit gelben Blumen hanget
Und voll von wilden Rosen
Das Land in den See — —

Zwar gab es keinen See ringsumher, aber dennoch paßte diese Naturmusik in die Sommerreise.

Kein Mensch, der nach ihr fragte, keine Nachricht, die sie störte, aber auch kein Gedanke in ihr, der rief. Einsam ... sie versank in diese Welt, in dies Unbekannte.

Edgar war wieder abgereist. Diesmal nach Berlin. Von dort aus oder vielleicht dort hoffte er eine andre und besser für ihn passende Stellung zu finden.

Meta wanderte und wanderte. Von der Landstraße kannte sie nun etliches, vom Walde auch, die Heide hatte sie erst von ferne gesehen. Nach der Stadt war sie kaum gekommen. Es war eine so weite Fahrt dahin, und was war dort? Aber das wußte sie: unendlich waren die Wege, die sie hier erwarteten, unendlich lag es vor ihr, nie war sie in dieser süddeutschen Gegend gewesen, alles war neu, dämmernd, lockend und voll von Verheißungen.

Nach kurzer Zeit schrieb Edgar, daß er wohl seine Brillantnadel vergessen habe. Die Mutter hatte sie ihm aus einem ihrer Schmuckstücke anfertigen lassen, sie war sehr wertvoll, fast das Wertvollste, das Edgar noch besaß. Allerdings war es eigentlich nicht seine Art, etwas Brauchbares zu vergessen.

Die Mutter suchte und suchte im Giebelzimmer, aber die Nadel fand sich nicht.

Da suchte die Mutter plötzlich noch andres. Einen Seidenschal und eine gestickte Decke und sonstige Kleinigkeiten.

»Könnten sie nicht vielleicht vom Umzuge her noch verkramt sein?« fragte Meta. Denn es war ihr schon aufgefallen, daß die Mutter verschiedene Kisten ungeöffnet stehen ließ.

»Nein, nein,« sagte die Mutter, »ich weiß genau, daß sie ausgepackt waren. Und sie waren oben in Edgars Zimmer. Wer aber hat da aufgeräumt? Niemand anders als das Mädchen. Sollte Klara —?«

Das Mädchen mit den sonderbaren Augen, durchfuhr es Meta. Sie hatte eine hübsche Geschichte daraus gemacht, wie der andre, der höhere Mensch sich hinter dem äußeren blöden langsam hervorarbeitete, wie das verborgene Wesen seltsam ungewiß und nur zeitweise sich spiegelte und schließlich in sonderbarem Begebnis zutage kam. Wenn dies andre Wesen, das sie in Klaras Augen gesehen zu haben meinte, nun nichts als eine Diebin war? »Wir erkundigten uns nicht,« sagte sie langsam.

»Edgar gefiel sie gleich nicht,« meinte die Mutter. »Und das wunderliche Betragen, diese Stummheit! Jetzt ist sie schon Wochen hier, und was wissen wir eigentlich von ihr?«

»Es ist die andre Gegend, Mutter,« sagte Meta. »Klara stammt aus dem Gebirge. Sie scheint Heimweh zu haben. Nein, sie hat nicht viel Lust hier.«

»Wenn man sie fortschickt, bleibt sie jedesmal lange aus,« sprach die Mutter, »aus der Stadt kommt sie in Stunden nicht zurück, und diese ganze Art, diese Verstecktheit! Was versteckt sie? Und die Schwester haben wir überhaupt noch nicht gesehen.«

»Ich will mich erkundigen,« sagte Meta und ging die Kolonie entlang zu der Dame, bei der die sogenannte Schwester beschäftigt sein sollte.

Die Hausfrau kam erst nach einiger Zeit zum Vorschein. Sie war von ihrer großen Wirtschaft in Anspruch genommen und glühte; ihr Klemmer stand in merkwürdigem Gegensatz zu ihrem wirtschaftlichen Wesen. »Nein,« sagte sie nach kurzer Überraschung. »Das Mädchen Anna Niederegger ist nicht bei mir gewesen. Aber drüben bei Steinbrücks vielleicht, die hatten so ein Landmädel in diesem Winter. Es ist ja sehr schwer, hier draußen —«

Die Beschreibung des Hauses Steinbrück war etwas unbestimmt. Als Meta endlich auf die andre Seite der Kolonie kam, fand sie niemanden zu Hause. Hier war die Heide, sie ging hinein, wieder ein neuer Weg, eine andre Möglichkeit. Sie wanderte eine Weile, rotes Kraut zu Füßen, Weite schloß sich dämmernd auf, wieder das Unbekannte.

Aber das Wetter war nicht mehr so leicht. Wind zog, Wind ging stärker und faßte sie. Sie wollte den Weg abschneiden, hinüber zum Walde wollte sie, fand sich aber auf einmal nicht mehr zurecht.

Irgend etwas schob oder stieß sie, sie ging über eine Halde. Dämmernd blau stand drüben das große Gebirge, von ihr noch nicht gekannt. Meta fiel ein, wie sie einst beim Wandern imstande gewesen war, immer genau die Zeit zu bestimmen, ohne einen Blick auf die Sonne oder die Pflanzen, nur aus einem instinktiven Fühlen. Aber jetzt war sie auf einmal wie verwirrt.

Sie wußte nicht einmal, wie lange sie schon gegangen war und wo sie war. Nur eine Stimme war über ihr, von weit her, von den Riesenbergen, der Wind.

War dort nicht der Aussichtsturm, den sie kannte? Dann hätte sie doch wieder die Richtung gewußt. Aber rechts und links fiel das Land plötzlich ab, schmal war der Weg und windumtost, an einer Schlucht entlang, umkreist von dem wilden Zischen der geschüttelten Waldbäume drüben, eingeholt vom Sturm. Nahe und gewaltig auf einmal die Riesenberge. Andre Luft, andre Welt, andre Erde.

Auf einmal sah Meta die Wolken oben, fahl, weißlich dämmernd, eigentümlich langgestreckt nebeneinander treibend, halb im Unbestimmten verschwimmend, aber ungeheuerlich geschwind — Wolken in unbegreiflichen Scharen, fast wie andre Wesen von irgendwo plötzlich mit Hussa über die Erde stürmend, wie ein wild reitendes überirdisches Volk.

Plötzlich tauchte ein Bauernweiblein, die Röcke zusammengenommen, windgeduckt vor ihr auf, und Meta sagte, unwillkürlich von etwas getrieben: »Die wilde Jagd!«

Die alte Frau sah auf und nickte, ihr rotes knappes Kopftuch glänzte im fahlen Licht, in ihrer schweren Sprache murmelte sie: »Wohl, wohl, die wilde Jagd!«

Ja, auf einmal, von den Wohnungen der andern fortgetrieben, hier oben auf dem schmalen Wege, angesichts der Schlucht und des großen Gebirges, unter den Wolken, im Gespensterreiche, die Märchenerzählerin und das kleine Weib aus dem Volke.

Dann lichtete sich der Himmel, eine Wendung kam, und Meta fand den Rückweg.

An der Haustür stand die Mutter und sagte: »Klara ist noch nicht wiedergekommen. Ich hatte sie in die Stadt geschickt.«

»Sprachst du ihr von der Nadel?«

»Nein, nein. Aber sie war schon den ganzen Morgen so sonderbar. Vielleicht hat sie es gewußt.«

Am andern Tage klingelte Meta wieder bei den Steinbrücks.

Es war wenig Hoffnung, noch gute Auskunft zu bekommen, denn Klara war auch über Nacht nicht nach Hause gekommen. Ihr bißchen Habe hatte sie, wie es sich nun gezeigt hatte, heimlich zusammengepackt und mitgenommen oder jemandem mitgegeben. Sichtlich hatte sie Entdeckung geahnt.

Frau Steinbrück, behäbig, elegant, Zeit

habend, sagte: »Liebes Fräulein — oh, verzeihen Sie —, ja, eine Anna Niederegger aus Dachmoos hatten wir diesen Sommer, aber nicht länger. Sie hat schleunigst wieder zusammengepackt. So? Also solche Vermutung haben Sie? Dann seien Sie nur vorsichtig. Der Polizei wollen Sie es übergeben? Hm, ja ... gewiß, es liegt ja nahe. Aber eins müssen Sie auch bedenken, daß Sie sehr einsam wohnen. Zwei alleinstehende Frauen in dem abgelegenen Hause, und der Wald so nahe. Man darf sich auch nicht der Rache aussetzen. Nun, Sie werden ja wissen, wie Sie es zu machen haben.«

Das Schußloch in der Scheibe, dachte Meta plötzlich.

Und zugleich sagte die Dame: »In Ihrem Hause soll ja schon früher etwas geschehen sein, ich weiß nicht mehr, wer es mir erzählte, und hab' es auch vergessen. Ob es nun damals war, als der Kaufmann dort wohnte oder der Bergrat, das ist mir entfallen. Aber das Haus, ich will es Ihnen nur gleich sagen, ist etwas verrufen. So schön es ist, jawohl, Sie haben recht, aber noch keiner hat darin länger als ein Jahr gewohnt. Der Hauptmann und der Bankdirektor und wer weiß noch alles ... alle waren entzückt, gewiß, aber keiner blieb länger als ein Jahr, trotzdem es jetzt wahrhaftig nicht leicht ist, eine Wohnung zu bekommen.«

Ach, die Peters, dachte Meta.

»Verzeihen Sie, wollen Sie wirklich so allein wohnen?« fragte Frau Steinbrück dringlich. »Zwei Frauen? Das würde ich Ihnen nicht raten. Fast alle Familien hier in der Kolonie haben, auch wenn sie nicht dazu gezwungen waren, noch Mieter aufgenommen, meist Verwandte. Es ist eben die Einsamkeit hier, der Wald, die Heide, und Ihr Häuschen am weitesten vorgeschoben.«

Meta ging.

Wie zu erwarten, war Klara Niederegger nicht mehr wiedergekommen. Das Mädchen mit den sonderbaren Augen war verschwunden.

Weniger war es jetzt möglich, dem Eigentümlichen, dem fast Spukhaften, das sich hier unversehens bot, nachzugehen, sondern vor allem dem Gedanken, daß diese Unbekannte, die man arglos aufgenommen hatte, jedenfalls die beste Gelegenheit hatte, das Haus mit allen seinen Räumen genau kennenzulernen. Das Haus mit der Buche —

Es dunkelte schon. Meta ging noch einmal durch das Haus. Ihr fiel ein, daß man das jetzt wohl alle Abende machen müsse: ableuchten, nach Türen und Läden, Treppen und Kammern sehen, ob alles in Ordnung war.

Nicht alles klappte und paßte mehr. Da gab es schon manchen Schaden, manchen lockeren Riegel. Und da ... da war das Fenster mit dem Schußloch.

Sie kam zur Mutter, die eben wieder versunken vor einem Briefe Edgars saß, und sagte: »Es wäre vielleicht besser, wenn wir jemand ins Haus nähmen. Platz wäre vorhanden. Und es wird Winter, es wird dunkel, und wir sind dann ganz allein.«

»Oh, Edgar kommt,« sprach die Mutter zuversichtlich. »Er kommt ja immer wieder. Und wenn die Leute ihn nur sehen, dann hüten sie sich schon. Er will übrigens in Berlin doch nicht bleiben. Was man ihm bot, gefiel ihm nicht, er möchte mit der Baugeschichte einstweilen Schluß machen und sich um eine Stelle als Syndikus bemühen, er hat doch juristische und volkswirtschaftliche Kenntnisse und ist glänzend begabt. Und wenn wir nun jemand Fremdes in das Haus nehmen,« setzte sie hinzu, »wie können wir wissen, wen wir uns damit heranholen?«

»Man könnte sich erkundigen,« sprach Meta. »Und ich denke auch schließlich, wenngleich das nicht gerade Schutz bedeuten würde, an Fräulein Spalthaver.«

»Nein, ich will nicht,« sagte die Mutter, »es paßt mir nicht.« —

Es dunkelte. Meta ging noch einmal vor die Tür. Was für Laubduft, wie stolz stand noch die Buche, was für Herrlichkeit noch immer! Aber an den steinernen Stufen lag dürres Laub und Gras, vom Winde schon angetrieben, wie aus dem Totenreich.

Samtene Tage kamen mit dem Duft der Reseden und dem klar schimmernden Walde und dem leuchtenden Hochgebirge. Die Landstraße strich herrlich dahin, und Meta dachte: Könnte er sie nicht entlangkommen? Einmal? So wie ich ihn früher sah, mit dem langen schmalen Profil und der dunklen Braue. Könnte er nicht kommen? —

Immer noch Hoffnung und Suchen. Ja, ein Suchen, noch stärker, noch verlangender in der Einsamkeit, alles andre vergessen, aber er wieder da — das Warten.

Hier könnte er kommen, ohne jeden Blick der andern, hier waren sie miteinander einsam, wie sie noch niemals waren, hier könnte das Wunder sein, das sie einstmals suchten. Denn sonst: Warum war sie hierhergekommen? Was hatte sie hierhergeführt, wie im Fluge, wie in jähem Abenteuer? War sie nicht unerwartet, über ein kurzes Zwischenspiel hinweg, hierhergeschleudert, wie in unerhörtes Schicksal? Aber was sollte das? Was war es? Warum war sie hier bei der seltsamen Buche? War nicht noch immer Verbindung da? Geheime schwebende fragende trotz allem? Ein Wissen in ihr, das über Sicht- und Fühlbares ging, geistiges Fühlen? Suchst du mich? Denkst du an mich? Weißt du, wo ich bin und wie ich einsam wandere? Ich will

diese Straße doch den Weg der Erinnerung nennen.

Wer gelegentlich kam, von der Heide her, seine Taschenriemen merkwürdig gekreuzt, so daß er wie ein Trommler aus dem Dreißigjährigen Kriege wirkte, war der Postbote. Aber er brachte immer nur Nachricht von Edgar und nichts andres. Nichts von einst. Nichts!

Da kam ein Mann im Abendrot vom Walde her und streifte langsam um das Haus. Als Meta hinzutrat, sah sie ihn an der Mauer lehnen und in den Garten starren. Jetzt grüßte er zögernd. Ein junger Mensch, blond, etliche zwanzig Jahre alt.

Sie wußte, während bronzene Blätter von der Buche her trieben und die Reseden dufteten, wer gekommen war. Nicht für — sie.

Er nannte seinen Namen: Heinz Stübgen, und sagte leise: »Ich war früher hier. Verzeihen Sie!«

»Bei Peters,« sagte sie.

Er stutzte. »Ja,« sprach er langsam, während ein kleines Schwärmen in seine braunen Augen trat: »Ich bin nicht mehr lange hier. Ich gehe nach Hannover. Aber ich komme, glaube ich, doch von Zeit zu Zeit wieder. Ich muß hierher!«

Hierher, dachte Meta.

Er sah sie groß an. »Ja, das bleibt mir allein noch. Lene Peters — wir waren Freunde, aber es soll nicht mehr sein. Sie will nicht einmal schreiben. Alles ist vorbei. Und, wissen Sie, so laufe ich sozusagen noch als Gestorbener um das alte Reich, weil ich eben noch nicht vergessen kann. Bitte, seien Sie mir nicht böse, ich störe nicht, ich denke nichts. Wenn Sie mich hier draußen sehen, so wissen Sie, ich streife nur noch als ein Schatten durch ein Schattenland.«

Sie lächelte über so viel Jugend, aber sie fühlte die vergangene kleine Liebesgeschichte wie letzten Sommerduft über diese Herbstbeete wehen. —

Nach einer Woche kam der junge Mann von neuem. Sie sah ihn wieder jenen geschlängelten Weg vom Bergwalde herabkommen, immer wieder nur er, der zu einer andern gehörte, der Fremde.

Wieder sprachen sie miteinander, diesmal im Garten.

Der junge Mensch trat jetzt in die Fabrik seiner Verwandten ein, als Künstler, als Entwerfer. Er sprach von seinen Plänen.

Sie saßen in dem Pavillon in der letzten Herbstwärme, umrauscht von der großen Buche und von der letzten zärtlichen Musik des Gartens. Stübgen hatte trotz allem eine Spur von ihrer Welt, trotz seiner großen Jugend war seine Sprache ihre Sprache, in seinem Erlebnis etwas von dem ihren und der großen Gemeinsamkeit alles künstlerischen Erlebens.

Dann kam er noch einmal und durchkreuzte mit ihr alle Wege im Garten und oben im Walde. Zuletzt fragte er, ob er Meta schreiben dürfe. Sie sei doch die einzige, die seinen alten Traum kenne und der er davon sagen könne.

Nach kurzer Zeit kam auch schon ein Brief aus Hannover, von dem seltsamen kleinen Tambour über die Heide hergebracht.

Und Meta dachte: D i e s e r schreibt mir. Und der andre? Was für ein Leben, was für ein Sein! Unkenntlich alles. Wohin geht es?

Sturm war wieder da. Man spürte ihn nur, wenn er vom Wald und vom Gebirge herüberkam. Aber ein eigentümliches Summen war immer im Hause, wie eine Stimme, eine eintönig leise Stimme.

Die Blätter flatterten und sanken. Sie lagen des Morgens im Grase. Äste, Zweige, der ungeheure Körper der großen Buche wurde deutlich, da stand sie, abgeweht, kahl. Auch die Sträucher wurden kahl und die Kirschbäume. Man sah die Mauer und drüben die rote Erde.

Beim Einschlafen — Meta schlief in dem Zimmer mit dem Schußloch — hörte sie wieder die eintönig klagende Stimme. Der Wind, dachte sie. Wind ist immer da. Aber plötzlich war es ihr wie Knistern, Rascheln, Dahinstreichen, im Garten war es wie Schritte, oder — knisterte es schon im Hause? In der Veranda oder nebenan ... Wo war es? War irgendwo etwas am Werke? Sie schlief und fuhr plötzlich auf, und es war noch nicht Morgen. Sie wußte plötzlich nicht mehr, wo sie war — an allen Gliedern zitternd. Sie hatte entsetzlich geträumt.

Kein Traum von Liebe und Wiedersehen — nie hatte sie den geträumt —, sondern von schrecklichem Unheil hier im Hause. Irgend etwas drohte, etwas Entsetzliches war hier gewesen. Etwas wie eine Stimme, jetzt wußte sie, etwas Geheimnisvolles hatte gesagt: zweimal ... zweimal ... beim drittenmal ... Und zugleich sah Meta, wie in diesem Hause alle Schrauben aus den Schlössern fielen.

Jetzt wachte sie ganz auf und besann sich. Die eintönige Stimme heulte noch immer, es war ganz dunkel, mitten in der Nacht, und sie und die alte Frau hier allein, abgetrennt von allen andern Menschen, weit in der Fremde, ganz allein in diesem unheimlichen Hause. Und eine wilde, verzweifelte Angst war auf einmal in ihr, ungeheures Fragen: Wie waren sie nur hierhergekommen? Warum? Warum?

Am Morgen erzählte sie der Mutter von dem Traum. Die, flüchtig berührt, wenn sie auch den Phantasien abhold war, sprach: »Ja, dann ist es doch besser, wenn wir jemand ins Haus nehmen. Wir können uns ja umsehen.« Aber sie war sehr unwirsch und mit andern Gedanken beschäftigt.

Meta holte Zeitungen und schickte Angebote an solche Wohnungsgesuche, die ihr einigermaßen entsprechend schienen.

Bald kamen Fremde über die Heide.

Zuerst ein Herr, der aber das Zimmer für eine Dame suchte. Die Dame sei in der Stadt beschäftigt und wohne dort, fühle sich aber nicht behaglich.

Frau Dörringen fragte, in welchem Verhältnis er zu der Dame stehe, worauf er zögernd meinte, daß es die Freundin seiner Frau sei, er habe es aber übernommen, für sie Unterkunft zu suchen.

Frau Dörringen bedauerte.

Gleich darauf läutete ein junges elegantes Paar und stellte sich als Geschwister vor. Die junge Dame hatte den Sommer in Oberbayern verbracht, und der Bruder suchte ihr nun einen stillen eleganten Unterschlupf in seiner Nähe.

Frau Dörringen mußte wieder bedauern.

Bald darauf erschien eine junge Dame allein, ziemlich aufgeregt. Ja, sie suche Zimmer, für sich und ihre Sachen. Sie sei mit ihren Eltern zerfallen und wolle nun allein leben. Einen Bräutigam hätte sie natürlich auch. Und sie hofften auf spätere Heirat. Einstweilen brächte sie schon ihre Sachen, Schlafzimmer und Salon und —

Frau Dörringen besann sich wieder auf eine Ausflucht.

Gegen Abend läutete es von neuem, und als Meta hinzukam, stand ein schweigender Herr im Vorderzimmer. Er hielt den Kopf eigentümlich gesenkt und beobachtete anscheinend überhaupt nichts. Als Meta ihn nach seinem Namen fragte, sagte er rauh: »Das tut nichts zur Sache.« Dann, jäh aufzuckend: »Ach so, einen Ausweis wollen Sie? Nun ja ... natürlich,« murmelte er.

»Sie haben eine Anstellung?« fragte Frau Dörringen gespannt.

Er fuhr wieder auf. »Eine Anstellung? Ach ja, ja ... natürlich, ich bekomme sie.« Dann wandte er sich schwerfällig. Ob das Haus auch recht ruhig sei? Ganz ruhig? Wieder senkte er den Kopf und starrte auf einen Punkt.

Dabei fiel Meta auf, daß er merkwürdig kurzgeschorene Haare hatte. »Es wird Ihnen hier zu weit sein,« sagte sie deshalb. »Der Weg ist Ihnen zu weit,« setzte sie auf seinen dumpf auftauchenden dunklen Blick hinzu.

»Zu weit? So ... so ...« Er wandte sich. »Ich werde es mir überlegen. Ich komme wieder.«

Nichts hatte er sich angesehen, nach nichts gefragt. Ein aus dem Krankenhause Entlassener? Vielleicht aus dem Irrenhause? Oder ein Arbeitsloser? Etwas wie dumpfe Verzweiflung blieb noch eine Weile im Raume schweben.

»Es wird schwer sein, eine passende Persönlichkeit zu finden,« sagte Frau Dörringen. »Wir sind hier unbekannt und haben keine Erfahrung. Und wer hier hinauskommt, hat entweder besondere Absichten oder ist etwas fragwürdig.«

»Man könnte durch die Leute in der Kolonie jemand bekommen,« sprach Meta. »Es gibt schließlich auch Behörden und Firmen, die für ihre Angestellten Wohnung suchen.«

»Nein, nein, ich will keinen hier,« sagte Frau Dörringen. »Das ist mir zu unsicher. Und die Leute hier in der Kolonie sind mir auch zu unsicher. Am besten bleiben wir allein.«

Und das ist am unsichersten, dachte Meta.

»Edgar kommt doch,« sprach die Mutter.

Edgar schrieb aber, daß ihm die Stellung in dem industriellen Werke nicht gefallen habe und daß er jetzt nach Mecklenburg übersiedeln werde auf ein Gut. Er habe beschlossen, sich wieder in der Landwirtschaft zu versuchen, er habe ja allerlei dafür studiert.

»Wenn es ihm nur nicht zu schwer ist,« sagte Frau Dörringen. »Aber es war recht, daß er in Berlin nicht blieb, schon Berlin allein ... Man wird ihn schon anerkennen, er ist ja so begabt. Und das Gut ist gleich bei Schwerin. Schwerin ist eine schöne Stadt, wir könnten vielleicht da hinziehen.« —

Nacht fiel über die Welt. Meta dachte: Habe ich gewußt, daß Winter Nacht ist? Hier, wo keine Laternen mehr brennen, spürt man es. Hier, wo Häuser fast verschwinden, wo städtische Straßen aufhören, hier, wo kein erleuchtetes Fenster scheint, hier, wo Natur ist, begreift man es. Man sinkt erbarmungslos in Nacht. Man wird von etwas ergriffen, das man nicht versteht. Etwas ist über einem, und man wird ausgelöscht. Erst hingen noch die gelben Birnen, dann schwärmten noch die Reseden, dann glühte noch die große Buche, dann sang es unter Herbstnebeln noch elegisch von den Beeten: Tod ist süß ... Jetzt aber singt nichts mehr als die eine schreckliche Stimme, jetzt ist nichts mehr da, auch die Buche nicht, mein Gott, auch die Buche nicht mehr ... als der Tod.

Nacht — Nacht. Ich habe wohl manche erlebt. Süße, ahnungslose, hinsinkende, verzweifelte, hassende, sehnende und glühende und — jene ungeheuerliche in den Bergen. Aber noch niemals solche Nächte wie hier in der Traumwohnung, bei der Buche. Schauerliche Verlorenheit, abgetrennt von allem Menschlichen, allein mit Sturm und Erde.

Und wieder und wieder, aus diesem Bodenlosen steigend, kam der unheimliche Traum, und Meta begann sich zu fragen: Da der eine Traum, der von der Buche, sich erfüllt hatte ... würde auch der andre sich erfüllen?

Der kleine Tambour kam über die Heide und brachte Brief auf Brief aus Hannover. Meta dachte: Was tue ich damit? Was mache ich mit

diesen Briefen und Versen, die nicht mir, sondern einer Erinnerung, nicht meinem Schicksal, sondern diesem Hause und einer andern Frau gelten?

Mir schreibt keiner, und der Weg der Erinnerung bleibt leer.

Meta hatte sich in der Stadt einen jungen Terrier besorgt, weißschwarz, schön gezeichnet, straff, gesund, von guter Herkunft, der ihr als ausgezeichneter Wächter angepriesen worden war.

Die Tage vergingen mit der Beobachtung und Eingewöhnung des Tieres. Meta hatte in sich einen Vorbehalt gegen alles an Menschen gewöhntes und von ihnen gezähmtes Getier, sie hatte einen leisen Hohn, eine Geringschätzung dieser versklavten Seelen in sich, aber sie fand doch bald besseren Schlaf in dem Bewußtsein, etwas Versklavtes schlief auch und wachte doch für sie.

Sonderbar, urzeitlich, Hundegebell in der Nacht!

Aber eines Morgens lag das schöne Tier krank in seinem Lager und verendete bald.

Frau Dörringen war empört. »Nie wieder,« sagte sie. »Abscheulich!« Sie könne Tiere überhaupt nicht leiden. Nie wieder werde sie solche Unruhe und Aufregung im Hause dulden. Sie könne den Wald draußen und nicht das Haus und keine Tiere und nichts leiden. Sie hätte genug von allem.

Als Meta eines Morgens aus der Stadt kam — sie hatte wieder vergeblich nach einem zuverlässigen Mädchen gesucht —, stand Frau Doktor Uther, die Dame mit dem Klemmer und der aufgeregten Wirtschaftlichkeit, am Gartenzaun. »Wissen Sie schon, daß heute nacht in der Kolonie eingebrochen wurde?« Und als Meta aufzuckte: »Bei Steinbrücks. Sie kennen sie vielleicht?«

»Ja. Die Dame warnte mich sogar.«

»Und nun ist man bei ihr am Spalier hochgestiegen und hat ihre Teppiche und Gobelins geholt, und wer weiß, was noch.«

»Wer mag es sein?« stammelte Meta.

Frau Uther zuckte die Achseln. »Wer? Bei diesen Zeiten — wer? Die Stadt ist weit, und der Wald ist nahe. Selbstverständlich ist es nur jemand, der in der Kolonie Bescheid weiß.«

Meta dachte: Das Mädchen mit den sonderbaren Augen. Hatte nicht die Schwester bei Steinbrücks gedient? Aber sie sagte nichts.

Sie ging wie betäubt und sah vor dem Hause Steinbrück einen Landjäger stehen. Wie selten sah man hier in der Kolonie eine Polizeiuniform!

Sie erzählte der Mutter davon und meinte noch einmal, daß es geratener sei, irgendeine zuverlässige Menschenseele ins Haus zu nehmen, es könne doch unmöglich nur Spitzbuben, Abenteurer und entflohene Liebespaare in der Welt geben.

Die Mutter zuckte die Achseln. »Du weißt doch, wie es war. Hast du noch Lust zu neuen Proben? Ich nicht.«

Welch ein Mut, dachte Meta, welch großer Mut! Oder ist etwas andres noch dahinter, ein Gedanke, ein Plan?

»Edgar wird ja kommen,« sagte die Mutter hoffnungsvoll.

Edgar kam allerdings. Langbeinig, blaß, blond, die Stirn noch höher geworden.

Was für ein edles geistiges Gesicht! dachte Meta wieder. Liegt nicht etwas wie ein Leuchten über der Stirn? Ja, das Leuchten des Selbstbewußten. Wo ist es? Wo ist das Besondere an ihm? Bald vierzig Jahre alt und immer das »Genie« gewesen, immer gehegt, gepflegt, gehütet und opfervoll gefördert, und was ist? In Mecklenburg hatte es ihm auch nicht gefallen. Nein, die Landwirtschaft war zu anstrengend für ihn. Und die Kerle verstanden ja nichts! Nein, für ihn gäbe es nur eins, den Städtebau.

Wieder holte er seine Pläne hervor, und die Mutter sah mit wanderlustigen Augen darauf. Was würde er noch erreichen, wohin würde er noch kommen! Sein Zimmer wurde besonders geheizt, ein großer Tisch hineingestellt, er mußte doch arbeiten können.

Meta erschrak plötzlich. Wo sind meine Märchen? Bin ich nicht hier im erreichten Leben schon ganz davon abgetrieben? Schaffe ich noch? Träume ich noch? Die wilde Jagd, die war noch, seitdem aber nichts mehr. Ich bin zu sehr nach außen gerichtet, ich muß immer spähen, es ist keine Ruhe in mir. Mein Gott, das ist doch kein Künstlerhaus, kein Haus zum Schaffen.

Edgar arbeitete auch nicht lange. Bald kam er wieder, saß zigarettenrauchend bei der Mutter und erzählte, erzählte die angenehmen Kleinigkeiten seines Lebens. Von den Quartierwirtinnen, von dem Eleven, vom Direktor, wo sie da gegessen und wo sie dort gewesen waren, schilderte jede Konditorei, und nicht ein Wort von Seele tauchte in dem Geplätscher auf, nicht *ein* geistiger Funke.

Meta sprach wieder von dem seltsamen Schrank, den sie auch hier so sehr vermißte und von dem die Buche draußen, die Buche nur ein seltsames Widerspiel war.

Edgar zuckte die Achseln. »Das alte Ding, wurmzerfressen, was war an dem! Und der Baum draußen, was ist an dem? Nichts wie ein Baum. Na, ich danke!«

»Aber der Vater —«

»Ach, der Vater, seine Ideen!«

»Er hat uns alle ins Unglück gestoßen,« sagte die Mutter. »Wenn ich nicht gewesen wäre ...« Sie stand auf und holte Goldsachen, um sie

Edgar für die Reise zu geben. Denn er wollte wieder fort.

Meta mühte sich um Märchen, ohne sie zu fassen. War es nicht so, daß sie aus Dunkelheit stiegen? Dunkelheit war um sie, verdichtete sich mit jedem Tage mehr, aber kein Märchen. Wo blieben sie? Erstickte sie diese Welt und das heimliche Grauen? Sie dachte an die übermütige Erzählung von den zwei Handwerksburschen, die sie bei den Sievers berichtet hatte, mit ihrem Mut und Glück prahlend. War das nicht ebenso weit entrückt wie auch jene andre träumende Wanderung, der schmale silberne Wolkenzug hoch oben, der Frieden über schwarze Welt gebreitet hatte? Wohin war Frieden? Alles dahin!

In sonderbarem Gedankenspiel suchte sie die Papiere des Vaters hervor, die sie damals aus dem alten Schrank gerettet hatte, um einmal hier zu spähen, aber sie fand nichts als ein paar schwer zu entziffernd Briefe und mit verwischter Bleischrift bedeckte Blätter. Auf einem Zettel erkannte sie plötzlich die Hölderlinschen Worte: »Weh mir, wo nehm' ich, wenn es Winter ist, die Blumen und wo den Sonnenschein und Schatten der Erde?« Und schauerlich erschien vor ihr der kleine dürre Garten, den der Vater zuletzt gehabt haben sollte.

Plötzlich zuckte das eigne Leben wieder in Meta auf, und sie spürte eine leise Frage in sich: Zurück? In die Stadt, wo — Grothum war? Dort die alten Wege gehen, die alten schmerzlichen Stunden suchen, die ihr so viel Reichtum gegeben hatten? Erinnerung stieg auf: Preziosa, wir folgen dir! Alte Liebe dämmerte mit unerwarteter Jugendfarbe auf — so, so war es gewesen, wieviel hatte sie vergessen, wie verbittert hatte sie sich getrennt und wieviel — verlassen! Das Entbehrende damals, war es nicht doch schön gewesen, das Geschützte, gab es nicht doch den heimlichen Halt?

Ihr altes Zimmer stieg wieder vor ihr auf, der schön geborgene Raum, in dem sie so viel gedacht hatte, und gegen den dieser hier, der viel schönere, der ewig geträumte und doch wirklichgewordene, wie ein Schatten versank als unheimlich böse Traumerfüllung. Könnte sie ihn noch einmal sehen!

Und Grothum? Und sogar Mathilde, die so treulich sorgte? Was war inzwischen geschehen? Hatte Grothum die hochfrisierte Sekretärin doch zu seiner Frau gemacht? War diese Kurzgekleidete nun die Herrin in dem alten Hause? Etwas in ihr glaubte zu fühlen: Nein, nein!

Dahin gehen? Nur vorüberstreifen, an den Fenstern vorbei, den kleinen Stufenweg hinab, den sie damals gegangen war, zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn ...?

An den andern Ort? Niemals! Zu Arnoldi? Niemals! Entweder er fand den Weg zu ihr oder er fand ihn nicht, und damit war jede Illusion von einst unmöglich geworden, wie sie in diesen Monaten ja schon geworden war.

Aber etwas andres kam plötzlich. Briefe von Freunden. Man fragte nach ihr. Sie sollte in ihren alten Kreis kommen, in die schöne Stadt, in der sie immer Gast gewesen, und ihre Märchen lesen und berichten, was sie erlebt, erzählen, was sie gefunden hatte. Man schrieb von Altem, und der Wassermannsspuk, der gespenstige Schmied, sie stiegen wieder vor ihr auf. Wenn sie zu ihren Freunden fuhr, über den hohen Viadukt, konnte sie auch in der Stadt Grothums haltmachen und die alten Wege gehen.

Aber wie Meta damit zur Mutter kommen wollte, fiel es sie plötzlich an: sie konnte ja nicht, konnte überhaupt nicht fort und die alte Frau in dieser Einsamkeit, in dem Hause mit der Buche allein lassen.

Meta ging an dem Gartenzaun der Uthers vorüber. Sie sah eine Ansammlung von Menschen, die Milchfrau, den kleinen Tambour, Leute aus der Kolonie, die Wirtin ihres Hauses.

Frau von Hiller rief ihr aufgeregt entgegen: »Eben ist Frau Doktor Uther überfallen worden. Jemand ist bei ihr eingedrungen, als der Mann und die Söhne in der Stadt waren, und hat sie gezwungen, alles Silber herauszugeben, am hellen Tage. Erst lange nachher konnte sie nach Hilfe rufen. Der Arzt ist oben.«

Meta dachte verwirrt: Der zweite! Hieß es nicht einmal so: Das drittemal ... Und was dann?

Sie ging zurück und dachte: Der Traum geschieht. Er erfüllt sich. Kam ich darum hierher? — Der eine Traum und der a n d r e? — Wohin verirrte sie sich! Was sollte das?

Die alte Majorin ging neben ihr her, Meta hörte gar nicht, sie warnte wohl. Hatte nicht Frau Uther auch gewarnt? Was nützte das?

Meta kam zur Mutter zurück. Die hatte wieder ihren verbitterten Tag: kein Glück, kein Glück! Und Edgar hatte noch immer keine Anstellung.

Meta Dörringen aber sank in ihrer Stube zusammen, in ihrem schönen farbigen gepflegten Raum, in wildem schrankenlosem Heimweh nach allem, was sie aufgegeben hatte. Die Augen schließen, aufwachen und erkennen: Alles ist wie einst. Dies hier war ein Traum. Was du wünschtest, wurde nie erfüllt!

Sie sagte der Mutter: »Wir wollen fort. Wir schließen zu, und fort aus diesem verwünschten Hause! Wir gehen dorthin, wo meine Märchen leben, und lassen alles hinter uns. Wir müssen hinaus!« Und Grauen zitterte auf einmal in ihr: Die Nacht — oh, die Nacht!

Die Mutter aber sagte: »Edgar will kommen. Wir können nicht fort.«



Irmgard Thürmer: Renate

Schnee stiebte, die einsame Stimme sang.

Der kleine Tambour kam über die Heide und brachte drei Briefe, aber keinen von Edgar. Alle drei für Meta, aus Königsberg, aus Hannover und aus der Stadt der Erinnerung.

Sie griff nach dem dritten, die andern sah sie nicht. Riesenhoch stieg die alte Welt wieder in ihr auf, ihr Blut strömte glühend und kunterbunt und erlosch fast ganz, als sie sah, daß der Brief von Lucie war.

Trotzdem öffnete sie in Spannung, flog mit den Augen über die Zeilen nach dem Vertrauten von einst, nach Namen, Geschichten.

Lucie schrieb seitenlang von sich. Nur von sich. Dann, daß Ursulas älteste Kinder bei dem Vater, der sich aber habe versetzen lassen, seien, das jüngste bei Karla Sievers. So hatte die Kühle doch noch ein Kind für ihr großes Haus. Und dann: Gösta war wieder einmal dagewesen. Der Ingenieur aber hatte sich verheiratet. Der Kapellmeister war im Sommer in Oynhausen gewesen und werde Lucie bald wieder besuchen. Triumphierend alle Worte, wie immer, und doch war alles noch beim alten und Lucie noch immer die geschiedene Frau. Und etwas wie Sehnsucht und Frage nach Meta. Ein ungewohnter Laut: »Ich suche dich manchmal.« Zuletzt am Rande noch eine Notiz: Daß Grothum wiederverheiratet ist, weißt du doch auch. Was sagst du eigentlich dazu? Er hat seine Wirtschafterin Mathilde geheiratet.

Mathilde, dachte Meta. War das nicht mein Mädchen? Unser Mädchen, das bei Tisch bediente und so gut kochte? Gut kochte, das war es. Nicht die Freundin nahm er, die hochfrisierte Sekretärin, mit der er ein Abenteuer hatte — nein, er ging zum Alten zurück, nicht zu mir — nein, mein Gott, wie konnte er! —, aber zu — Mathilde. Das Haus an der Allee ist dir nun für ewig verschlossen. In deinem Zimmer wohnt eine andre. In deinen Garten schaut eine andre. In deinem Bett schläft eine andre. Alles zusammengebrochen, verschwunden, gestürzt — nur das ist hier, dies verwünschte Haus und die Einsamkeit mit der schrecklichen Stimme des Windes, das Grauen und die beiden Träume —

Was ist das? Wohin bist du geraten? Kann man nicht wahnsinnig werden, wenn solches Spiel mit einem getrieben wird? Oder wenn man sich selber so verwirrt hineinverstrickt?

Sie sagte der Mutter nichts von Grothums Verheiratung, denn die hätte, wie sie fühlte, nur Spott und Hohn für sie gehabt. Sie ging allein und schwer durchs Haus. Schnee stiebte, und die einsame Stimme sang.

Die Mutter rief, Meta mußte ihr helfen, dann ableuchten, Treppe auf Treppe, Kammer auf Kammer. Schnee stiebte draußen, und die einsame Stimme sang.

Meta machte noch einmal Feuer in dem kleinen Eisenofen. Der Schnee raschelte, und durch das schlecht verklebte Schußloch zog es, und die einsame Stimme sang.

Meta konnte nicht schlafen, sie zitterte vor Kälte, sie dachte, lauschte, wartete. Sie mußte auf die unheimliche Stimme horchen und fuhr immer wieder auf: Jetzt kommt es, jetzt, in dieser Nacht erfüllt er sich, der zweite Traum. Entsetzen durchraste sie, jetzt war es da — immer wieder die Stimme, die Stimme.

Und plötzlich wußte sie wieder, wie sie in der Stadt der Erinnerung alle Fenster aufgerissen, wie sie die Dinge draußen zu sich gerufen hatte: Wasser, Wolken, Sturm und Erde. Natur hatte sie gerufen, und dämonengleich war sie gekommen, hielt und umschloß sie, alles Grauen war herangerückt, und die einsame Stimme im Hause sang Verderben. —

Ach nein, der Eisenofen in der Ecke redete dumpf darein. Sie richtete sich halb auf und dachte: Wie, ist das Feuer denn nicht schon längst aus? Sie hörte aber, wie es redete, und wußte auf einmal, der Ofen redete, es war der Eisenofen aus dem Grimmschen Märchen, und sie war gewandert, gewandert wie die Prinzessin, die den verspielten Geliebten suchte; aber die wilde Jagd umheulte sie, und das Küchenmädchen mit den doppelten Augen war Königin geworden. Nein, es war doch grünes Wasser. Meta erkannte jetzt erst, unter diesem verwünschten Hause war nicht Erde, sondern bodenloses Wasser, in dem schwebte sie, und ein sonderbares grünes Tier schwamm gleichmütig nickend auf sie zu und machte sich daran, sie zu verschlingen. Nein, das war doch der Wassermann, der hinter ihr drein kam, und sie entwich ihm eilig, und wieder kam der entsetzliche Weg, die entsetzliche Flucht, und die eine einsame Stimme sang Verderben. Und alles in ihr bäumte sich empor und rief und rief, und auf einmal hörte sie eine Stimme aus dem Unbekannten, eine andre Stimme, eine wohlvertraute, die zu ihr sprach, und eine Feuerflamme schoß empor, und alles war Feuer, Flamme, Glück und Seligkeit.

Sie fuhr auf, roch Ofenqualm, sah die Mutter sich aufrichten und hörte sie mürrisch sagen: »Na, du warst ja schön krank. Das kommt von diesem unglückseligen Hause. Das war eine tüchtige Grippe. Aber nun wirst du wohl wieder bald helfen können, denn das schaffen wir nicht allein. Edgar ist gekommen.«

Nein, das schafft sie nicht allein, dachte Meta und stieg aus dem Bett. Alle Glieder zitterten ihr noch, und der Rücken schmerzte. Sie sah plötzlich wieder das Schußloch in der Scheibe, und draußen glänzte Schnee, aber es war eine andre Sonne. —

Sie ging nun wieder durch das Haus. Kein Unheil war geschehen, andre Luft wehte, irgend-

wie andre, und sie wußte, die Sonne hatte sich gewendet. Da lagen Briefe, noch andre, die inzwischen gekommen waren, Briefe von ihren Freunden, aus denen hervorging, daß man, da sie nicht konnte, eine andre hatte Märchen erzählen lassen, aber ihre Märchen, und daß sie ihr viele neue Freunde erworben hatten. Briefe, Briefe und Karten waren es, und alle redeten zu ihr, und sie dachte: Während sie dort für mich Märchen lasen, habe ich sie im Fieber alle durchleben müssen.

Auch die Briefe von damals, die sie nicht alle gelesen hatte, nahm sie auf. Der aus Königsberg war wieder von dem Freunde ihres Vaters, der sich aber über sein seltsames Wissen von der Todesstunde des Vaters nicht näher aussprach, sondern nur wiederholte, er habe es gewußt. Und zugleich redete er von dem alten Jäger Dörringen und fragte nach dem Schrank. Denn der Verstorbene habe den sehr geliebt und niemals von sich lassen wollen, habe von einem Ruheplatz und von einem Ziel geträumt, aber man habe ihn nicht ruhen lassen. Hans Dörringen sei ein heimlicher Dichter gewesen, Wald- und Erdmensch, aber nichts von allem habe er sich erfüllen können. Nun, Meta werde vielleicht wissen, daß er ein Schwacher gewesen sei, der sich habe schieben und treiben lassen und sich schließlich unter dem Druck andrer aufgegeben habe.

Unter welchem Druck? fragte sich Meta bebend und griff nach dem andern Briefe aus Hannover. Heinz Stübgen machte ihr eine regelrechte Liebeserklärung. Nicht mehr von der blonden Frau redete er, nicht mehr von seinem Schwärmen um das Haus mit der Buche, sondern nur von ihr und bat, sie wiedersehen zu dürfen. »Ich suche — Sie!«

Dieser wurde also auch untreu, dachte sie matt.

Die Mutter kam und sagte: »Nun ist hier alles aus. Es geht nicht länger.«

Nein, nicht länger, dachte Meta. Fort von hier! »Zu meinen Freunden,« sagte sie und wies auf die Briefe. »Hör', sieh, wie man mir schreibt; ehe ich's wußte, wurde ich noch mehr: Meta Dörringen, die Märchenerzählerin. Hier ist es verfehlt, das sehe ich, das alles war Irrtum, diese blinde Traumerfüllung war Torheit und Verhängnis, nie mehr möchte ich Traum erfüllt haben oder nach Erfüllung suchen, denn nichts ist wahr und alles Verhängnis. Warum wir hier nur ins Zwecklose, in diese schreckliche Einsamkeit gerieten! Wozu? Es gibt kein Wozu. Aber nun wollen wir es gutmachen und wieder tauschen, wie es das schreckliche Haus will. Nicht noch einen Winter, es schleudert uns hinaus, wie es alle andern hinausschleuderte.« Sie sah scheu nach dem Schußloch. »Es muß schreckliche Erinnerung haben. Wir gehen, und ich habe endlich, von allem Früheren getrennt, von allem Moder, meine Laufbahn. Dazu bin ich auf der Welt, um Märchenerzählerin zu sein.«

Die Mutter sagte: »Nein, so ist das nicht. Was du willst, geht mich nichts an. Ich habe nur auf Edgar gewartet. Edgar soll doch die Wohnung haben. Und er hat jetzt Stellung gefunden, wo es ihm gefällt, in einem Technikum am Rhein.«

Edgar kam und erzählte, daß die Stellung ihm passe. Im Rheinland, eine Stadt im Industriegebiet und unter der Herrschaft der Franzosen.

»Das ist kein guter Platz,« sagte Meta.

»Aber das macht nichts,« warf die Mutter lebhaft ein. »Wenn es ihm nur gefällt! Und er hat viel Erfolge!«

Meta sah Edgar plötzlich an. »Du hast ja deine Nadel wieder, die von der Mutter.«

»Ja, sie war verkramt,« sagte er gleichmütig, »und ich habe sie wiedergefunden.«

»Und das Mädchen war nicht —« Sie sah die Mutter an. »Das Mädchen mit den wunderlichen Augen war doch nicht Diebin, wie wir dachten, und es war wohl alles nur verkramt. Und sie floh aus Heimweh.«

»Also, wir ziehen dahin,« sprach die Mutter. »Edgar hat schon alles eingeleitet.«

»Nach —«

»Nach —« sagte die Mutter.

»Aber es ist kein Ort für mich,« entgegnete Meta. »Wie könnte ich unter Rauch und Qualm noch zu Märchen kommen? Ich kann nicht unter Schloten leben, von der Natur abgetrennt. Andre Abenteuer, neue Gefahr könnte kommen, aber nicht Märchen. Nein, ich brauche Wald, Landstraße, freie Erde, ich muß wandern können.«

»Ja,« sprach Edgar, »dann mußt du dir das irgendwo suchen. Die Mutter zieht zu mir, und ich brauche die Wohnung. Wir haben sie schon vertauscht. Drei Stuben haben wir und eine Mansarde, und in der könntest du wohnen. Die magst du dir einrichten.«

»Darum ließ ich alles so gehen,« sagte die Mutter. »Wenn wir Mieter genommen hätten, hätten wir das Häuschen nicht mehr gut vertauschen können, aber so ist es rasend begehrt, und man bietet mir schon Millionen.«

Das Haus ist sehr begehrt, dachte Meta und sah auf die in der Sonne flimmernde Buche und sah ihr Zimmer in seinen schönen ruhigen Farben und Maßen und dachte: Es ist **doch** der Traum, mein ... Traum. Und schaute starr auf die große Buche. Dann wandte sie sich zu Edgar: »Ich gehe nicht dorthin. Ich kann nicht.«

»Dann gehe auf die Straße,« sagte Edgar trocken. »Was willst du hier? Du bist doch nichts als Untermieterin, ich aber will heiraten.«

Meta sah zur Mutter. Es war doch ihre Mutter, eng mit ihr zusammengehörig, zu der

sie immer gehalten, die sie damals gepflegt hatte, mit dem Willen, sie nie mehr allein zu lassen.

»Ja, er heiratet,« rief die Mutter. »Und du, was bist du: eine geschiedene Frau!«

»Und Märchenerzählerin,« sagte Meta.

Die Mutter lächelte spöttisch: »Phantasien!«

Und plötzlich fiel Meta der Vater ein und der große alte Schrank aus versteinertem Holz, und sie dachte: Den Schrank haben sie verkauft. Das Grab nicht bepflanzt. Der Garten grünte nicht, und in dieses Haus, diese Wohnung führte mich im Traum der Vater — in das Haus mit der Buche. Und auf einmal wußte sie: Alles ist anders, das Bild des Vaters war dir nur verschoben, du warst ihm ferngehalten und verstandest ihn nicht. Nicht er, bei Gott, nicht er war es, der alles scheitern ließ, sondern die Mutter. Alle andern vielleicht wußten es, nur nicht du, die Tochter. Darum aber solltest du hierherkommen, dies war seine Sprache, die Sprache eines Toten. Dich bringt die Mutter zum Verstummen, wie sie den Vater zum Verstummen brachte, und Edgar, den ewig Ziellosen, stützt sie, weil er ihr gleich ist. Dort in der Stadt der Erinnerung hielt sie sich nur mühsam, weil der Vater, müde und krank, nicht mehr weiterkonnte, aber an Edgars Leben, das sie schon immer bestärkte, schließt sie sich nun an, und jetzt werden die beiden Ziellosen weitertreiben, so lange sie können. Du aber? Du? Du bist draußen. Viel hast du schon erlebt, jetzt erlebst du Äußerstes, was du bis jetzt trotz allem nur von fern sahest: vollkommene Heimatlosigkeit. Denn wo sollst du nun unterkommen mit deiner Habe, deinem mühsam Erreichten jetzt in diesen Zeiten der Not? Was wird das werden? Ob deine Freunde dir helfen können?

Sie ging hinaus. Langsam. Und dachte daran, wie sie zum erstenmal in ahnender Heimatlosigkeit an den verschlossenen Häusern der andern vorüberging, an die vielen, die sie wohnungsuchend gesehen hatte, und wußte, zu denen gehörst du nun auch, durch deine Angehörigen, denn es ist schwer, sehr schwer, jetzt eine Wohnung zu finden ... Zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn.

Sie dachte an die seltsame Erstarrung ihrer Seele an jenem ersten Trennungstage und fühlte: Ja, das Äußerste hast du erreicht. Viel verließest du, viel verlorst du, jetzt hast du nicht einmal mehr ein Dach über deinem Kopfe.

Sie ging den bekannten Weg, den Weg ohne Erinnerung. Nur Grübeln, Suchen: Wie wird es sein? Was kommt nun? Die ganze alte Welt war versunken und ringsum alles eigentümlich zitternd unbestimmt ...

Ich packe heute das Notwendigste zusammen und gehe, dachte sie. Mich stößt das Haus als erste aus. Edgar ist ja zum Schutz da.

Die Wirtin, Frau von Hiller, kam ihr entgegen. »Wollen Sie zu mir, Frau Grothum? Denken Sie, nun kommt also unser Herr Bankdirektor wieder — er tauscht von neuem, über anderm Wege — in das Haus.«

»Das Haus mit der Buche?«

»Ja, das Haus mit der Buche. Er hat früher da gewohnt, auch nur ein Jahr, und zog, weil es ihm zu weit war, in die Stadt; aber nun will er doch wieder zurück. Die Stille ist so schön. Es ist aber gut, daß in dem Hause nun wieder Herren wohnen werden. Die Sache mit dem Schußloch hat sich übrigens dabei aufgeklärt. Der älteste Junge vom Herrn Direktor hat es auf dem Gewissen: er wollte nach Raubzeug schießen und dachte nicht an die Scheibe. Aber nun kann er sie ja reparieren lassen. Und Sie ziehen nun an den Rhein, so weit, höre ich,« sagte die alte Dame, »dorthin, wo die Schwarzen sind.«

»Nein,« sprach Meta leise, »ich nicht. Ich glaube, ich nicht.«

Ihre Augen öffneten sich: Wer war das da drüben auf dem Wege, den der kleine Tambour immer kam? In ihr schoß es schaudernd hoch, wie in Fieberphantasien. Sie dachte: Wohin flog ich im Grauen? Aber der Traum war doch nicht wahr, und was ich sehe, ist auch nicht wahr. Dann urplötzlich stand der Salon der Frau Sievers vor ihr mit seinen kalten und fremden Gesichtern. Sie sah die blonde schöne Schwägerin und Arnoldi, Herbert Arnoldi.

Sonderbar, ich sehe ihn nur in der Verbindung mit dieser mir Fremden, und ganz fern, ganz verglühend, liegt unser einstiges Erkennen und alles Warten — alles Warten. Und jetzt, unmöglich, sehe ich ihn hier in der Fremde auf dem unbekannten Wege, unter Ebereschen, auf der Straße der Erinnerung, steil aufgerichtet, mit dem langen schmalen Profil und der dunklen Braue.

Sie machte sich von der alten Dame frei und ging ein paar Schritte mechanisch und unsicher und hatte das Gefühl: Wenn er dich nun sieht, so sieht er eine Fremde, eine viel Fremdere als nach Kriegs- und Ehejahren, nach dem, was du in diesem Winter erlebtest.

Aber er stand vor ihr und sagte: »Meta Döringen, ich suche Sie.«

Zwei suchten mich schon, dachte sie erschreckt, Ursula und der junge Maler. Aber dieses hier — dieses — Und sie sagte leise: »Herr Arnoldi?«

»Herbert Arnoldi, der zu Ihnen will,« sagte er.

Sie stockte und zitterte. Jetzt, dachte sie. Und vorher ließ er mich gehen. Und sie sah Strudel zwischen sich und ihm, andres Erlebnis, Verlieren. Ja, verändert war er, seit der ersten Liebeszeit und der wilden blauen einsamen Nacht und dem Kriege.

»Ich wartete auf Sie,« sagte er kurz, »aber Sie kamen nicht zu —«

»Zu —«

»Ja, dahin,« sagte er mit einer Handbewegung, »zu Ihrem Märchenabend. Dort war ich.«

»Dort waren Sie. Und damals —«

Er verstand wohl. »Frau Meta,« begann er, »damals —« Er ging langsam neben ihr her. »Es gab eine Zeit, da konnte ich nichts Besseres tun, als schleunigst aus Ihren Augen verschwinden. Und in den Krieg rannte ich hinein wie ein Toller. Fertig — fertig! Verstehen Sie das? Und erst nach Jahren höre und sehe ich auf einmal: sie ist frei. Aber nicht aus eignem Willen, auf meine Bitte, sondern nur, weil es Herrn Grothum zufällig gefiel, einige Seitensprünge zu machen.« Er sah sie mit dunklem Auge an. »Frau Meta, glauben Sie, daß das einem Manne so behagt? Und daß er nicht wenigstens starr ist, ja den Wunsch hat, zu reizen und zu rächen? Aber auf einmal höre ich, Sie sind fort. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich dachte, man kommt doch nicht, um wieder zu gehen.« Er sah sie an. »Hat das Gerede Sie fortgetrieben?«

Sie nickte leise.

»Aber das war zu rasch. Das war phantastisch rasch. Unendlich rasch für zwei Damen, mit allem Hausrat auf und davon zu gehen. Ich starrte in die leeren Fenster,« setzte er hinzu.

Sie zuckte. Es war ja dort eine ... andre, dachte sie. Das Schicksal tauschte doch. Und sogar der Freund wurde ausgetauscht, als er um den alten Platz streifte. Aber er ... er nicht? Sie schaute ihn an. Nein, so war es nicht. Bei ihm nicht. Er tauschte nicht mit der Liebe, und die andre, die Gefährtin, die hinüberging, hat er überhaupt nicht gesehen.

»Und dann kam der vertrackte Winter mit vielem Ärger,« sagte er. »Und dies nun noch dazu.« Seine Augen flammten.

Seit damals hatte sie sie nie wieder so jungenhaft und zugleich so wahrhaft glühend gesehen, in Ehrlichkeit und Flamme, noch immer Leidenschaft, Zärtlichkeit und Begehren.

»Ich dachte immer: Wohin ist sie? Jeder Weg leer. Wohin ist sie gegangen? Denn einen Gedanken hatte ich wohl noch, aber doch nicht den Mut, daran zu glauben. Nein, zu Grothum ist sie nicht. Dann hörte ich also von dem Märchenabend in der allerschönsten Stadt, wie Sie sie nannten, und ich fuhr hin. Ohne die ganze Sippe. Ich dachte, es könnte schön sein, wenn wir uns sähen. Ihr Märchen war wohl da, aber Sie waren **nicht** da.« Wieder sah er sie an. »Da ich Ihre Adresse wußte, fing ich nun an, die Gegend hier zu umkreisen. Ich bin manchmal hier umhergestreift —«

Sie stutzte überrascht.

»Und fragte mich immer: Was tut sie hier? Wenngleich ich es mir denken konnte.«

Sie schwieg. Sie schauderte.

»Es ist hier in der Gegend dann allerlei vorgekommen,« fuhr er fort, »und da ich wußte, wie einsam Sie hausen, war mir bange, und ich machte mich nun auf —«

Wieder sah sie die Flamme in seinen Augen.

»Darum kamen Sie?« sagte sie.

»Ja gewiß, um Sie zu schützen.«

Sie schaute ihn an. »Mein Bruder Edgar ist nun hier. Und das Haus ist schon wieder vertauscht. Dies hier ist schon wieder vorüber.« Und sie erzählte.

»Ja, Gott sei Dank,« sagte er. »Denn das war nun einmal eine unhaltbare Frauensache, wie mir scheint. Und jetzt schlage ich vor, daß Sie in Ihre allerschönste Stadt kommen, wohin es Sie doch schon damals zog.«

»Ich werde es versuchen,« sprach sie.

»Ich gehe nämlich auch dorthin. Die Firma hat gebaut. Ich übernehme die Sache dort. Ich habe mitgetrieben, weil ich wußte, daß Sie sich das immer wünschten: wenigstens ein paar **Menschen**, schöne Wälder, geheimnisvolle Straßen, alte Brunnen, alles ist ja dort, wie Sie es sich immer träumten.«

»Ach, mein Traum hat sich ja schon erfüllt,« sagte sie schaudernd und erzählte ihm davon.

Er schüttelte den Kopf.

Und dann berichtete sie den andern Traum.

»Der war begreiflich,« rief er, »der mußte nun natürlich kommen, das war kein Wunder. Es war aber auch — Wagnis.« Er sah jetzt das Haus und starrte es mit dunklem Auge an. »Schlechter hätte es wohl werden können, Meta Dörringen.«

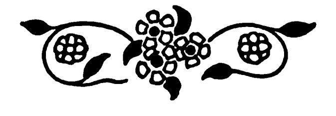
Sie zuckte die Achseln. »Es ist so einfach und so begreiflich. Und zugleich das Sonderbarste, das mir je begegnet ist. Der eine Traum erfüllte sich, der andre — nicht.«

»Aber der schönste soll sich erfüllen, Meta,« sagte Arnoldi. »Sie wissen noch, **unser** Traum, den ich nie vergessen habe und — nie vergessen will.«

Sie starrte versunken in diesen Traum. Und sie sahen einander an.

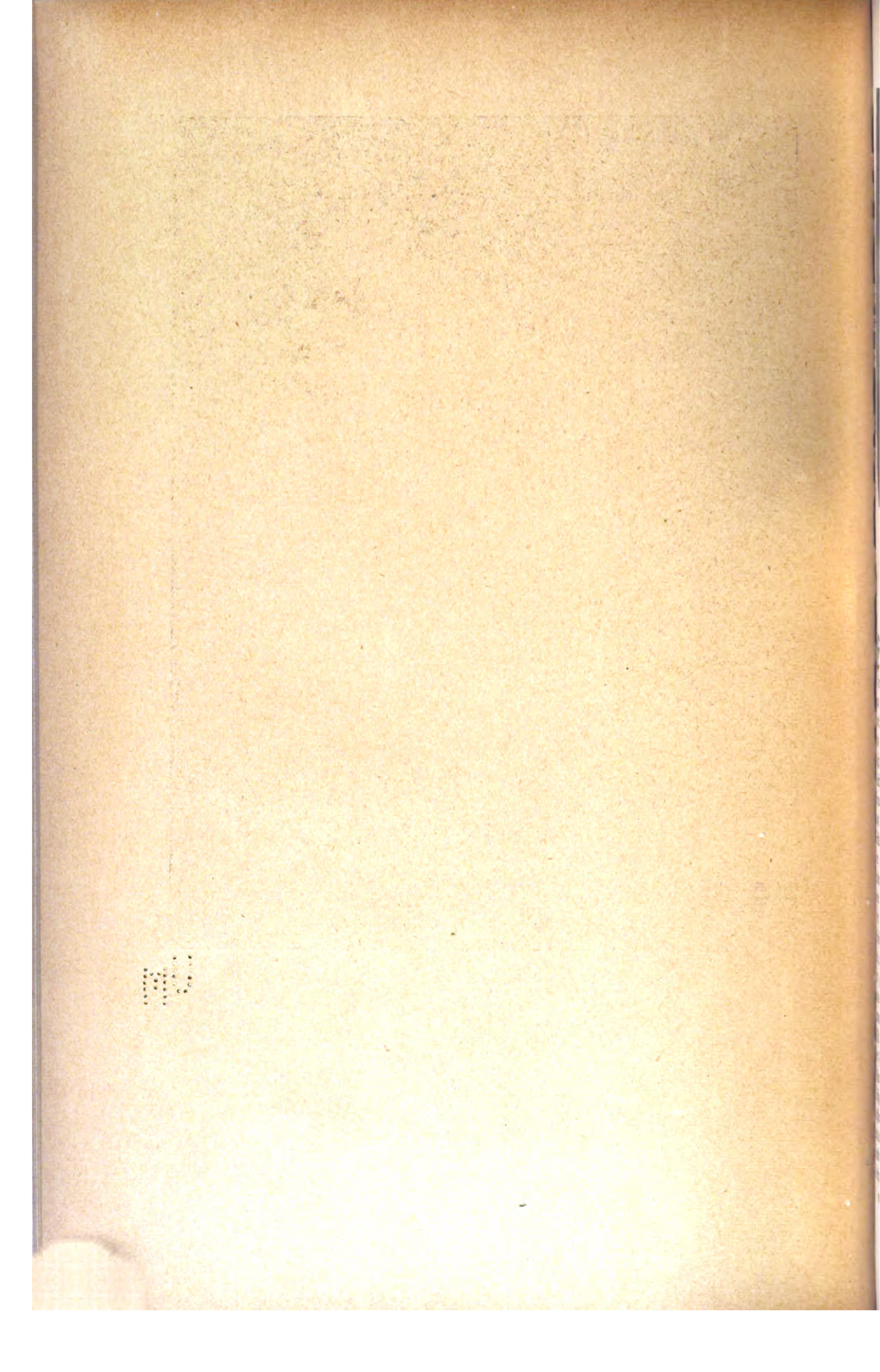
»Es ist alles gut,« sprach er. »Es darf alles gut sein, nicht wahr?« Und er nahm ihre Hand.

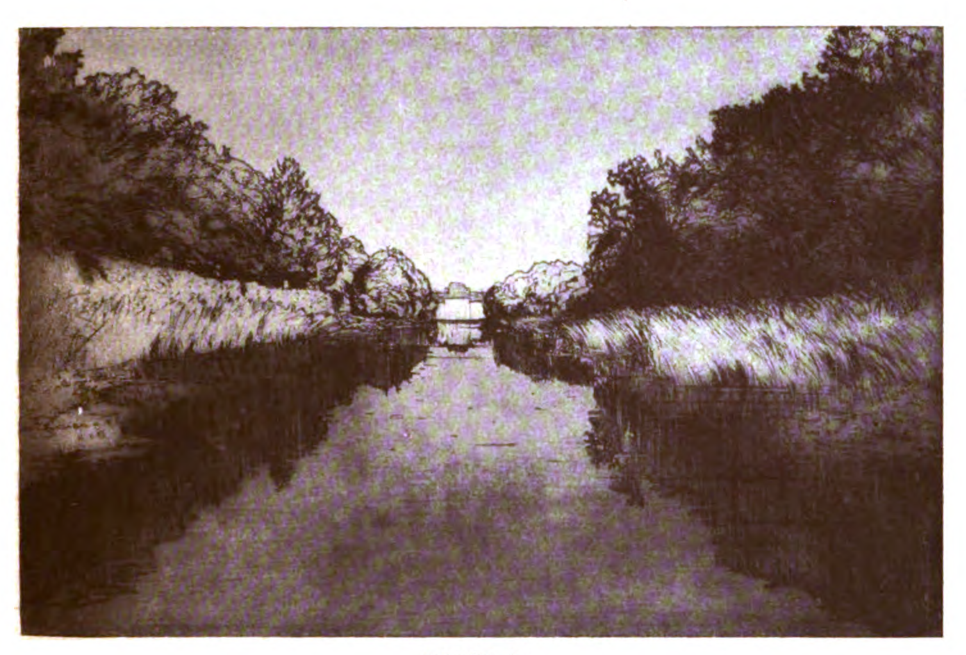
Und sie sagte, auf das Haus mit der Buche schauend, die mit allen ihren Ästen jetzt im Lichte flimmerte: »Ich weiß jetzt endlich, warum das war: ich sollte einmal ein Märchen **erleben**!«





Heinrich Hoenich: Der Brief





Schleißheim

Heinrich Hönich

Von Richard Braungart (München)

Es gibt zunächst zwei Wege, auf denen ein Maler als Schilderer und Gestalter zu seinem Ziel kommen kann. Der eine, den man auch den deutschen nennen könnte, geht von der Form aus, und wer ihn verfolgt, wird die Zeichnung zur Grundlage und zum bestimmenden Faktor seiner Bilder machen. Der andre nimmt seinen Anfang bei der farbigen Erscheinung der Dinge, und wenn dieser gewählt wird, was in Frankreich zumeist geschieht, fällt in erster Linie der Farbe — dem Kolorit — die Aufgabe des Bildaufbaues zu. Es hat aber in Deutschland und in Frankreich und in allen übrigen Ländern, die für die Kunst in Betracht kommen, immer auch genug Maler gegeben, die gewußt haben, daß erst durch die Synthese dieser beiden Anschauungsmöglichkeiten die höchste Leistung zu gewinnen ist. Nur wenn die Form nicht um der Farbe willen und diese nicht auf Kosten jener vernachlässigt wird, sondern wenn dem starken Knochengerüst der Zeichnung auch ein kräftiges, ein mit Malerinstinkt empfundenes Kolorit entspricht, wird ein Bild den Eindruck eines überzeugenden, in sich vollendeten Kunstwerkes machen. Im andern Falle aber hat man fast immer



Selbstbildnis



Blick auf den Kochelsee — Verlag von Franz Hanfstaengl in München

das Gefühl, daß die Lösung der gestellten Aufgabe doch nur teilweise geglückt sei.

So vollkommen können allerdings diese beiden Gegensätze sich niemals ausgleichen,



Blick auf den Kochelsee — Verlag von Franz Hanfstaengl in München

daß nicht doch erkennbar wäre, auf welchem Wege der Künstler sich seinem Objekt genähert hat. Es wird sich nie verleugnen, ob das Ursprüngliche in ihm der Zeichner oder der Maler gewesen ist. Einer muß den Anfang gemacht haben. Das ist nun einmal ein Naturgesetz, dessen Geltung auch durch den Umstand nicht in Frage gestellt werden kann, daß es in der Kunst wie auf so vielen andern Gebieten zuweilen Zwitter gibt. Wir wollen uns aber nicht allzusehr im Abstrakten verlieren und deshalb den Fall nicht länger aus der Perspektive der Theorie betrachten, sondern ihm von der praktischen Wirklichkeit her beizukommen suchen. Und dazu eignet sich der in München lebende Malergraphiker Heinrich Hönich in einem seltenen Grade.



Unter Bäumen — Aus der Mappe »Zehn Lithographien«

Man sehe sich, vor dem Weiterlesen, erst einmal die Abbildungen nach Werken Hönichs an, die diesen Aufsatz begleiten. Es sind größtenteils Wiedergaben von graphischen Arbeiten. Bei diesen ist es ja ohne weiteres klar, daß den ersten Anstoß zum Schaffen die Freude an der Form gegeben haben muß. Man sieht, wie straff diese durch das am besten hierzu geeignete Mittel, die Zeichnung, erfaßt und wie auf solche Weise etwas entstanden ist, was mit weit mehr Berechtigung als sonst zumeist den viel mißbrauchten Namen »Graphik« verdient. Wir wissen freilich, daß es auch eine malerische Graphik gibt, die von den Tonwerten ausgeht und deshalb auch zu ähnlichen Ergebnissen kommt wie die Tonmalerei. Und es ist unmöglich, ihren künstlerischen Wert zu verkennen; denn man müßte dann auch die Berechtigung einer so wundervollen graphischen Technik leugnen, wie es z. B. die Schabkunst ist, der eine Reihe von Meistern ersten Ranges ihren Weltruf ver-



Stiller Weiher



An die Alpen
Verlag von Franz Hanfstaengl in München

weilige kalligraphische Abschrift der Natur, sondern eine Nach- und Neuschöpfung von fesselnder Vielgestaltigkeit und reichem innerem Leben. Und mit der Form zugleich ist auch die besondere Stimmung des Motivs wirksam und seine Seele sichtbar geworden.

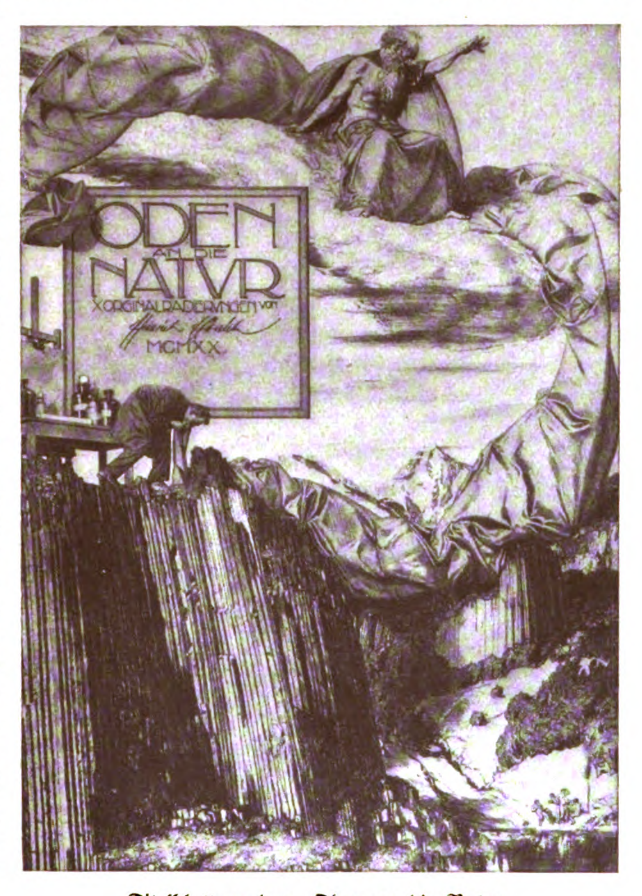
Das sind übrigens Dinge, die aufs engste mit dem ureigentlichen Wesen jeder guten Graphik, der Radierung vor allem, zusammenhängen. Und darum sind sie auch nicht von heute und gestern. Wir können sie z. B. schon bei vielen Strichradierungen Rembrandts feststellen, in denen zum erstenmal Ähnliches angestrebt und erreicht ist. Von neueren Radierern sehen wir Peter von Halm (†), Heinrich Reifferscheidt, Adolf Schinnerer auf Wegen, die zum gleichen Ziele führen. Dieses Ziel aber ist, um es noch einmal klar zu umschreiben, die Erfassung der Form in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit durch das reine Mittel der Zeichnung; und zu ihrer Unterstützung dient lediglich ein über die Platte gelegter Aquatintaton von verschiedener Stärke, der aber, wenn es sein müßte, auch wegbleiben könnte, ohne daß deshalb etwas Wesentliches von der Form verlorenginge. Es darf ohne Scheu ausgesprochen werden, daß Hönich heute ein Meister von vielen Graden auf diesem Gebiet ist. Um so bedauerlicher ist, daß seine Arbeiten (allerdings auch ein wenig durch seine Schuld; denn er tut gar nichts zu ihrer Verbreitung) noch lange nicht so bekannt sind, wie sie es verdienten. Wären sie es aber, so könnte es gar nicht anders sein, als daß sie sich der höchsten allgemeinen Wertschätzung erfreuten.

dankt. Aber letzten Endes kann das freilich nur wenig an der Tatsache ändern, daß die echte, sozusagen legitime Graphik immer jene bleiben wird, die von der Zeichnung ausgeht und ihre entscheidenden Wirkungen durch dieses Ausdrucksmittel anstrebt. So ein Graphiker aber ist Hönich. Er ist so recht von Herzensgrund verliebt in die Form, der er mit der Ruhe und Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters, aber mit der Freiheit und Beweglichkeit des modernen Menschen und Künstlers bis in ihre letzten und intimsten Geheimnisse nachspürt. Er kennt kein Flunkern und kein Vortäuschen. Was sein Auge sieht — und es sieht mit beneidenswerter Schärfe und Verläßlichkeit —, hält die sichere, in allen Techniken geübte Hand mit dem Stift, der Feder oder der Nadel fest. Aber da er das nicht mit kaltem Herzen macht und man nirgends nüchterne Routine spürt, so ist das Ergebnis nicht eine lang-

Man darf nicht vergessen hinzuzufügen, daß dies ganz besonders auch für die Lithographien Hönichs Geltung hat. Hönich ist nämlich einer der wenigen, die noch mit der Lithographiekreide umzugehen wissen, ihre Geheimnisse und Vorteile kennen und sich

auf jene leuchtenden, samtigen Tiefen des malerischen Schwarz und jene zarten, weichen, reich abgestimmten Übergänge verstehen, die in den beiden ersten Dritteln des 19. Jahrhunderts die Steinzeichnung zu einer gefährlichen Wettbewerberin des damals noch sehr beliebten, wenn auch bereits abblühenden Stiches gemacht hat. Heute ist die Lithographie als Originaltechnik leider an die dritte Stelle nach der Radierung und dem Holzschnitt gerückt. Und nur für Illustrationszwecke hat sie sich noch ihren Rang zu behaupten gewußt (oder richtiger: neu erobert), dank vor allem dem überlegenen Beispiel Slevogts, dessen berühmte Illustrationsfolgen zu unzähligen ähnlichen Versuchen die Anregung gegeben haben. Auf dem weiten Gebiete der Freigraphik aber begegnet man der Lithographie, d. h. der echten Zeichnung auf Stein, die etwas ganz andres als das meist angewendete Umdruckverfahren ist, nur verhältnismäßig selten; denn das Publikum bewertet die Radierung und den Holzschnitt, ihrer schwierigeren Technik wegen, wesentlich höher als die Lithographie. Wie unrecht es aber damit tut, beweisen gerade Arbeiten wie die Steindrucke Hönichs, die jeden Vergleich mit Frühdrucken dieser noch verhältnismäßig jungen Technik auszuhalten vermögen. Allerdings muß zugegeben werden, daß moderne Steinzeichnungen von der technischen und künstlerischen Qualität der Blätter, die z. B. in der Mappe »Zehn Lithographien« von Hönich vereinigt sind und sich vereinzelt auch in seinen Kriegsmappen finden, nicht häufig sind. Wie sollte also das Publikum, das die teuren und meist nur in beschränkter Auflage gedruckten Illustrationswerke fast nie zu sehen bekommt, zum Verständnis der Originallithographie erzogen werden? Ein Hönich allein macht eben auch auf diesem Gebiet noch keinen Sommer.

Hönich ist aber nicht ausschließlich Graphiker, obwohl Zeichnungen (u. a. herrliche, altmeisterliche Federzeichnungen), Radierungen und Lithographien in seinem Gesamtwerk überwiegen. Er ist auch **Maler**, und zwar nicht etwa nur so nebenbei wie manche Graphiker, deren Bilder kaum viel mehr als kolorierte Zeichnungen sind, sondern einer mit echten, ursprünglichen Instinkten für Farbe und Kolorit. Ein Bild wie »**Der Brief**« kann als ein Beispiel für viele davon Zeugnis geben. Denn auch die Schwarzweißwiedergabe verrät noch so viel von der Schönheit des Tones, der Noblesse der Farbengebung und der stillebenhaften Intimität dieses Bildes, daß ein weiterer Beweis sich erübrigt. Wer das gemalt hat, ist ein geborener Maler, mag auch die Graphik in seinem Werke zeitweilig alles andre so sehr verdrängen, daß für den Maler kein Raum mehr übrig zu sein scheint. Daß auch bei den Bildern Hönichs die Form sich als die



Titelblatt zu den »Oden an die Natur«
Aus »Oden an die Natur«, Verlag von Franz Hanfstaengl in München

stützende, solide Grundlage bewährt, ist um so bemerkenswerter, als man doch lange geglaubt hat und vielfach heute noch glaubt, die Form (die zeichnerische Disziplin) sei der freien Entwicklung des Malerischen, dem hemmungslosen »Blühen« der Farbe hinderlich. Eigentlich müßten ja die alten Meister, in erster Linie die großen flämischen und holländischen Kleinmaler, eine solche Ansicht schon durch ihre Existenz widerlegen. Aber man weiß, wie zähe die Doktrin auch an bewiesenen Irrtümern festhält, wenn diese nur geeignet scheinen, eine Parteimeinung zu stützen. Das Vorhandensein von Künstlern wie Hönich, die durch ihr Schaffen so vieles widerlegen, was allgemein geglaubt wird (u. a. daß ein geborener Graphiker nicht auch ein ebenso guter Maler sein könne), ist natürlich den Hütern von Doktrinen nicht sehr erwünscht. Müssen sie doch zusehen, wie die Wirklichkeit ihr ganzes künstlich aufgerichtetes Theoriegebäude rücksichtslos über den Haufen wirft. Und deshalb versuchen sie es mit allen Mitteln, solche Künstler unmöglich zu machen oder wenigstens totzuschweigen. Aber die Öffentlichkeit bildet sich letzten Endes ihre Meinung selbst, und die Praxis macht, wenn auch oft erst reichlich spät, doch immer wieder gut, was die Theorie mit Absicht oder aus Torheit verbrochen hat. So wird es auch bei Hönich geschehen. Es kann gar nicht anders sein. Denn seine Kunst verlangt keinerlei besondere Einstellung, sondern setzt nur gesunde Sinne und unverdorbene, d. h. unvoreingenommene Augen voraus. Jedem, der so glücklich ist, solche zu haben, wird sie früher oder später einmal zu reden anfangen. Was sie ihm aber dann mitzuteilen hat, wird den Eindrücken der Natur selbst nahekommen, deren beredte Mittlerin sie ist.

Daß Hönich werden konnte, was er heute ist, dankt er in der Hauptsache seinem sehr ausgebildeten Natursinn, der sich im Laufe der Zeit sozusagen automatisch zur intensivsten Naturliebe entwickelt und gesteigert hat, und einer Begabung für alles Technische und Handwerkliche, die Schwierigkeiten nie



Aus der Mappe »Galizien« (1916)



Illustration zu Adalbert Stifter

gekannt hat und jeder Anforderung gerecht zu werden vermag, gleichviel, ob es sich nun um freie Kunst oder um Gebrauchskunst handelt. Mit andern Worten: es ist die wohlbekannte und geschätzte Einheit aus den Elementen Handwerker und Künstler, die uns in Hönich in einer sehr glücklichen und vollkommenen Mischung entgegentritt und die alle die schönen Dinge erst möglich gemacht hat, die seinen Namen tragen. Die Grundanlage dazu hat er ja wohl schon mit auf die Welt gebracht. Aber die Umwelt, in die ihn das Schicksal gestellt hat, und seine Erziehung haben redlichen Anteil an der festen Bindung dieser oft genug auseinanderstrebenden Elemente gehabt.

Heinrich Hönich ist am 5. Oktober 1873 in Nieder-Hanichen bei Reichenberg in Böhmen, unweit der sächsischen Grenze, geboren. Seine Kindheitserinnerungen reichen in idyllische Zeiten zurück, da man auf den stillen Wiesen und Feldern und in den damals noch urwaldähnlichen Forsten jener Gegend sich dem Herzen der Natur näher als anderswo fühlen konnte. Und in jenen frühen Jahren wird es wohl gewesen sein, daß in dem Knaben Hönich das Naturgefühl geweckt wurde und daß es wuchs und erstarkte und ihm Führer und Schutzgeist werden konnte. Aber der Knabe und Jüngling erlebte dann auch, wie der industrielle Geist einer neuen Zeit lärmend und zerstörend in den Frieden seiner Heimat einbrach. Die bis dahin jungfräulichen Hügel und Täler waren bald geschwärzt vom Qualm rauchender Schlote; und das Heulen der Dampfsirenen und das Dröhnen ächzender Maschinen übertönte das friedvolle Dengeln der Mäher auf den Wiesen. Die zahlreichen neuangelegten Schienenwege brachten bald die ersten Vortrupps der slawischen Invasion in jene bis dahin rein deutschen Täler. Und mit der fortschreitenden Industrialisierung wurde Hönichs Heimat auch der Schauplatz wilder sozialer Kämpfe, die sich stets als Begleiterscheinung des sogenannten Aufschwungs einzustellen pflegen. So hat die Entwicklung Hönichs ihren Weg durch den beschaulichen Frieden ländlicher, altväterlicher Abgeschiedenheit und mitten durch den Zank und Unfrieden der ruhelosen Neuzeit genommen. Und es ist begreiflich, daß, wer diesen Weg



Dresden

gegangen ist, ein Produkt aus beiden Elementen werden mußte, was sich übrigens in der Kunst Hönichs deutlich auch heute noch ausprägt.

Seine Mutter war eine sinnlich-frohe Natur, die allem eine nützliche Seite abzugewinnen wußte und so die Grundlage für das äußere Wohlergehen der Familie schuf. Der Vater war bis zum Fanatismus rechtlich, dem praktischen Leben gegenüber allerdings manchmal etwas unbeholfen. Auf die Kunst ist er, wie neun Zehntel aller Künstlerväter, nicht gut zu sprechen gewesen. Er wußte ja davon nicht viel mehr, als daß der bekannte Romantiker und Nazarener J. Führich, der in der Nähe Reichenbergs beheimatet ist, es sehr schwer gehabt hatte, zu Ansehen und Erfolg zu kommen. Das genügte aber, um seine Abneigung gegen solche »brotlose« Berufe immer von neuem zu stärken. So mußte sich also Hönich entschließen, ein solides Handwerk zu erlernen, und er entschloß sich zur Lithographie, was er in der Folge nicht zu bereuen gehabt hat. Aber der eingeborene Künstlertrieb ist, wenn er nur stark genug ist, nun einmal nicht auszurotten. Irgendwann wird er, zuweilen sogar mit explosiver Gewalt, sein Recht erzwingen. Und so sehen wir denn Hönich mit 18½ Jahren nach dem nicht fernen Dresden wandern, wo er an der Akademie die üblichen Natur- und Gipsklassen besuchte, allerdings ohne irgendwelche Aussichten auf die Möglichkeit ersprießlicher Entwicklung. Er vertauschte deshalb Dresden mit Prag, wo er in Max Pirner einen Lehrer fand, der ein vorzüglicher Zeichner war und dessen künstlerisches Wesen — eine Mischung aus Klassizismus und Romantik — ihm sehr zusagte. Hier blieb Hönich von 1894 bis 1897. Dann kehrte er für zwei Jahre in die Heimat zurück, wo er zumeist Landschaften malte. In den nächsten sechs Jahren, nach dem Tode des Vaters, war er wieder als Lithograph und Zeichner, u. a. in Dresden, tätig. Und haben

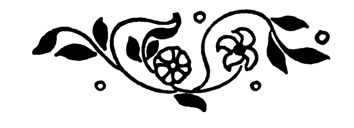


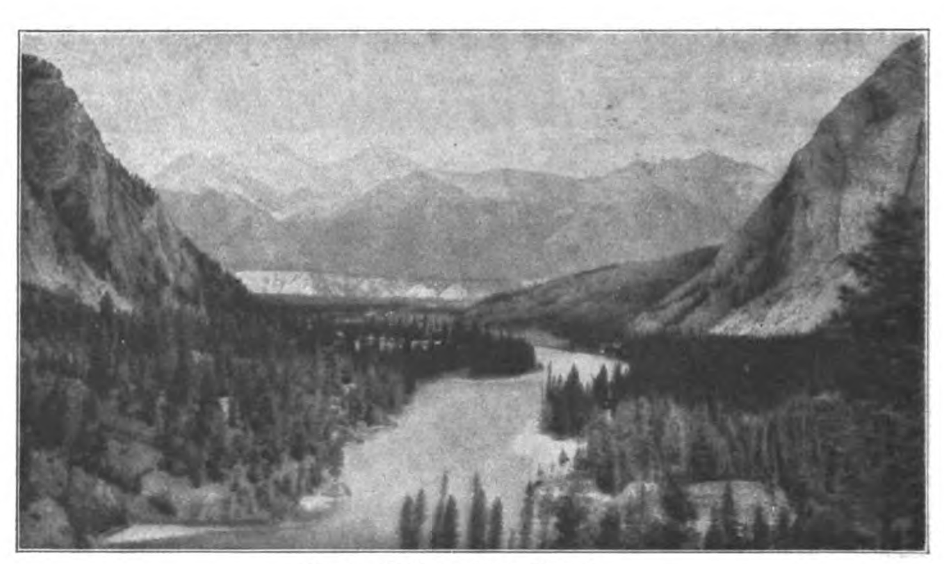
Neujahrskarte 1915

diese Jahre auch den Künstler in Hönich kaum wesentlich gefördert, so haben sie doch dafür dem Techniker nicht geschadet. Und so waren sie keineswegs verloren. 1906 ist dann Hönich nach München übergesiedelt, wo er heute noch lebt.

In seiner ersten Münchner Zeit hat er vor allem Gebrauchskunst jeder Art gemacht, u. a. auch viele Plakate, die sich stets durch irgendeinen besonderen Klang in der Formgebung oder in der Verwendung der Farbe ausgezeichnet haben. Zahlreich sind auch seine Exlibris, Neujahrskarten und andern gebrauchsgraphischen Arbeiten (Buchillustrationen z. B.), deren gemeinsame Vorzüge Eigenart der Einfälle und äußerste zeichnerische Feinheit der Ausführung sind. Aus allen diesen Arbeiten ergibt sich auch dem oberflächlichen Blick, daß Hönich ein Ornamentiker von nicht alltäglicher Erfindungsgabe und ein den alten Schreibkünstlern ebenbürtiger Schriftzeichner ist. Ja, man müßte ihn eigentlich einen Virtuosen der Schreibkunst nennen, wenn man den Wert seiner Leistung auf diesem Gebiete genau bezeichnen wollte. In allem aber, was er macht, verrät sich die gediegene handwerkliche Schulung und ein sicherer Geschmack, der in einem traditionsstarken Lande, wie es das alte Österreich war, allerdings fast eine Selbstverständlichkeit gewesen ist. Zwischen der Erledigung der mannigfaltigen graphischen Aufträge hat Hönich auch damals schon immer gemalt, und zwar stets vor der Natur, auf deren Korrektur er nie verzichten zu können geglaubt hat. Das Moor in der Umgebung Münchens, bei Schleißheim vor allem, hat ihm Motive, wie er sie liebt, in unerschöpflicher Fülle geboten. Und auch Zyklen begannen sich zu formen: die schon erwähnten »Zehn Lithographien« und die radierten »Oden an die Natur«, zehn groß gesehene und mit fast rührender Liebe durchgeführte Naturmotive der verschiedensten Art, in denen Hönich allem, woran sein Herz hängt, dem Moor und den Bergen, dem Urwald und den Wolken, dem Wasserfall und den Jahreszeiten, seine Huldigung darbringt, dem Künstler auf dem Titelblatt gleich, der in Demut den Saum des lang herabwallenden Mantels Gottes küßt. So ist diese bedeutende Mappe nicht nur eine Zusammenfassung seines gesamten künstlerischen und technischen Vermögens, sondern auch ein offenes Bekenntnis seiner Gesinnung geworden. Technisch freier und künstlerisch noch gereifter und geklärter sind allerdings eine Anzahl kleinerer landschaftlicher Radierungen (z. B. »Sonniger See« und »Am Kochelsee«), die in den letzten Jahren entstanden sind und in denen sich eine Meisterschaft in der Beherrschung und Belebung der Form und in der Fixierung der Stimmung verrät, die eine Steigerung, in der gleichen Richtung wenigstens, fast nicht mehr möglich erscheinen läßt.

Sehr wenig bekannt sind leider auch die drei Mappen mit Radierungen und Lithographien, in denen das Ergebnis der Tätigkeit des Kriegsmalers Hönich in Tirol, Montenegro und Galizien niedergelegt ist. Hönich hat sich, im Gegensatz zu so vielen andern Kriegsmalern, deren Schöpfungen mehr Dichtung als Wahrheit sind, nie von den Tatsachen entfernt, und er hat es taktvoll vermieden, die Greuel des Krieges mit Behagen vor den schaudernden Betrachtern auszubreiten. Er ist auch angesichts des Todes und der Zerstörung immer zunächst der Naturfreund geblieben. Und so werden seine Blätter von den drei Fronten, obwohl sie nichts beschönigen und den Wirkungen des Krieges keineswegs ausweichen, doch auch denen dauernden Genuß bereiten, die sonst gerade keine Freunde durchschnittlicher Kriegsgraphik sind. Es gibt nicht vieles, was sich ihnen als gleichwertig an die Seite stellen ließe. Für den Kenner Hönichs hat das allerdings nichts Überraschendes. Denn alles, was dieser unabhängige und selbstsichere Geist anfaßt, bekommt sofort ein eignes Gesicht. Und es ist vielleicht das Beste an den Arbeiten Hönichs, daß ihre Sonderart sich nicht brutal aufdrängt, sondern sich nur langsam, wenn auch mit sanfter Gewalt, in das Bewußtsein prägt. Damit aber ist die beste Gewähr dafür gegeben, daß die Wirkung seiner Kunst von Dauer sein wird.





In den Felsengebirgen Kanadas

Aus dem Pelzlande Kanada

Von Prof. Dr. Ludwig Heck

Mit fünf Abbildungen aus Max Ottos Buch »In kanadischer Wildnis«

In dem Verlage von Paul Parey in Berlin (Inhaber Gebr. Georgi) ist ein reich illustriertes, prächtig ausgestattetes Buch erschienen: »In kanadischer Wildnis« von Max Otto, dessen zweite Auflage, wenn diese Zeilen an die Öffentlichkeit kommen, wohl schon erschienen sein wird, weil die erste binnen kürzester Frist vergriffen war. Das Buch ist also geradezu verschlungen worden, und das versteht man, wenn man es durchliest. Ist doch der Verfasser in den weitesten Kreisen der Jäger und Jagdzeitungsleser längst bestens bekannt als »Kanadajäger«! Und er darf diesen Namen als Ehrennamen in Anspruch nehmen; denn er hat durch ein neunjähriges Jäger- und Trapperleben in der kanadischen Wildnis gezeigt, was ein deutscher Weidmann von echtem Schrot und Korn leisten kann. Aber nicht nur das. Seine persönlichen Erlebnisse, die die ganze zweite Hälfte des stattlichen Bandes füllen, lesen sich wie eine »Indianergeschichte«, nur mit dem Unterschied, daß es eben wahre, eigne Erlebnisse und heldenhaft bestandene Abenteuer sind. Otto scheint einer von d e r Sorte Deutscher zu sein, die uns stark gemacht hat, der ganzen Welt vier Jahre lang Trotz zu bieten. Er hat nicht nur als Trapper und kundiger Führer durch die Wildnis, sondern zuletzt noch ganz besonders als freiwilliger Pestkrankenpfleger und guter Patriot sich glänzend bewährt, trotz aller Bespitzelungen und Drangsalierungen während der Kriegszeit. Er hat in der ganzen kanadischen Periode seines Lebens dem deutschen Namen wahrlich Ehre gemacht; das muß man ihm nachsagen.

Die ganze erste Hälfte seines Buches belehrt uns außerdem, in reichem Maße unterstützt durch farbige Tafeln und photographische Naturnaturkunden, sachlich über Kanada: Land und Leute, die verschiedenen Provinzen und Territorien und die dort lebenden Indianerstämme (hochinteressante Photographien von solchen!), Einwanderungspolitik, Jagdgesetze, Pelzhandel usw.

Über manche Länder spricht man mehr, über andre weniger als sie wert sind. Zu den ersteren gehört vielleicht Polen und die Balkanländer, zu den letzteren sicher Kanada, das beinahe die Hälfte ganz Nordamerikas ausmacht, obwohl es der Durchschnittsmensch bei uns gewiß viel geringer einschätzt. Es wird in der Alten Welt durch die Vereinigten Staaten verdunkelt, die uns Europäern heute bereits übermächtig erscheinen und daher von uns auch überwichtig genommen werden, genommen werden müssen; denn das meiste Gold der Welt ist heute in ihrer Hand. Dafür haben sie aber ihr Naturleben allermeist schon zerstört oder wenigstens empfindlich gestört. Wer nordamerikanische Natur, nordamerikanische Naturwildnis in einigermaßen ungestörter Form kennenlernen will mit den Menschen und Tieren, die sozusagen von Rechts wegen dahin gehören, der geht schon besser nach Kanada, das uns wirklich noch das ebenbürtige Gegenbild bietet zu dem ursprünglichen Nordeuropa und zu Nordasien, aber annähernd so groß ist wie ganz Europa und dabei noch keine acht Millionen Einwohner hat. Darin liegt das Geheimnis seines besser erhaltenen Naturlebens. Der weiße

Kulturmensch, oder sagen wir besser: Zivilisationsmensch — so sagen ja auch unsre »Sieger«, die für die innere Kultur im Gegensatz zur äußeren Zivilisation kein besonderes Wort haben, ebensowenig wie für unsre »Bildung« —, der weiße Zivilisationsmensch, den unser Schiller meint, »mit seiner Qual« und seinem unabwendbar naturverödenden Einfluß, der wie ein Fluch an ihm haftet, er hat sich eben im größten Teile Kanadas noch nicht festsetzen können, und deshalb gibt es dort außer gewaltigen Hochgebirgen, Binnenseen und Strömen auch noch Wälder, Steppe und Moore, Indianer, Wild und Pelztiere.

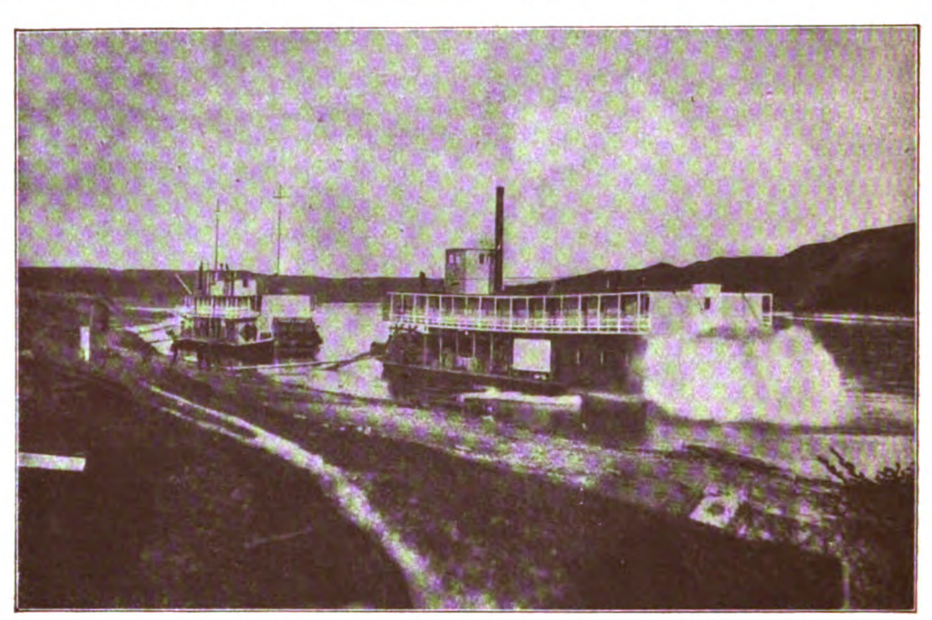
Gewirkt hat der »christliche Kulturpionier« aber doch schon in Kanada als dem Lande der Pelze. Sogar mehr als gut ist. 1670 wurde dort von einem englischen Prinzen die allbekannte Hudsonbaikompagnie gegründet, bei der das Fell des besten Pelztieres, des Bibers, gewissermaßen die Münzeinheit für den Tauschverkehr war. Die Folge davon ist, daß der Biberfang im südlichen Kanada längst ganz verboten werden und im nördlichen sehr eingeschränkt werden mußte, um völliger Ausrottung des Tieres vorzubeugen. In Europa und Asien ist dieses Zerstörungswerk so gut wie vollendet; man muß aber allerdings zugeben, daß der Biber, der größte Vertreter aus der Säugetierordnung der Nagetiere, der mit seinen gewaltigen Schneidezähnen die dicksten Bäume fällt und durch große Dammbauten die Wasserläufe aufstaut, mit einer geordneten Forst- und Wasserwirtschaft kaum verträglich ist.

Dagegen hat es ein kleineres, etwa rattengroßes Pelznagetier Amerikas, die Bisamratte — eben begünstigt durch ihre Kleinheit —, verstanden, nicht nur in Kanada, sondern sogar in den zivilisierten Teilen der Vereinigten Staaten sich zu behaupten. Und nicht nur das. Diese Bisamratte hat es sogar vermocht, sich in Europa einzubürgern: auf einer böhmischen Herrschaft »zum Vergnügen« ausgesetzt, hat sie sich bereits in das Deutsche Reich, insbesondre Bayern und Sachsen, ausgebreitet. Sehr zum Leidwesen der Wasserbaubehörden und der Nutzberechtigten der Gewässer, denen sie durch Höhlenbauten in den Dämmen, Schilfabschneiden usw. viel Schaden tut. Sie ist deshalb in den heimgesuchten Ländern amtlich zum Schädling erklärt, und es gibt dort bereits behördlich konzessionierte Bisamrattenfänger. Trotzdem ist diese »Neuheit« der deutschen Tierwelt bei uns noch sehr wenig bekannt und wird leicht, auch bei Abbildung, mit der viel größeren, stark kaninchengroßen und in Südamerika lebenden Biberratte, der »Nutria« der Kürschner, verwechselt. Diese spielt aber im Pelzhandel nicht entfernt solche Rolle wie der »Bisam«, der neben dem grauen sibirischen Feh-Eichhorn heute das wichtigste Pelztier ist und allein in der gewaltigen Pelzindustrie von Leipzig und Umgebung zu Hunderttausenden, wenn nicht zu Millionen verarbeitet wird.


Häuptling der Schwarzfuß-Indianer (Blackfoot)

Die wenigen deutschen Felle, die auf den Markt kommen, sollen aber weniger gut, weniger »rauch« sein als die amerikanischen, namentlich die kanadischen, und das mag wohl an dem ungenügenden Kältereiz unsers Winters liegen.

Gut »rauche«, d. h. warme und dichte Pelze mit langem glänzendem Grannen- oder Oberhaar und dichtem, wolligem Unterhaar liefern begreiflicherweise nordische oder Wassertiere. Sind sie aus einer Gruppe, die überhaupt Unterwolle auf der Haut hat, so entwickelt sich diese reichlich als Kälte- und Nässeschutz, und am allerbesten natürlich bei nordischen Wasser-



Handelsboote der Hudsonsbay-Co. auf dem Lesser Slave Lake (Kleinen Sklavensee)

tieren. Haben solche kein Unter- oder überhaupt wenig Haar, so hilft sich die Natur durch eine Speckschicht unter der Haut. So bei Robben und Walen.

Auch über andre kanadische Pelztiere bestehen anscheinend immer noch Unklarheiten bei Jägern und Trappern. So über die Wölfe, deren größte Art, der Grau- oder Timberwolf, genau unserm europäisch-sibirischen Wolf als neuweltlicher Vertreter entspricht. Dagegen vertritt der kleinere Präriewolf oder Coyote mit längerer und schlankerer Schnauze einen eignen Typ, der kein altweltliches Gegenstück hat. Weitere naturgeschichtlich selbständig zu bewertende Wolfsarten außer diesen beiden gibt es in Kanada nicht, und die Füchse, insonderheit die sogenannten Kreuz-, ja selbst die kostbaren Schwarz- und Silberfüchse sind nur Farbenausartungen des gewöhnlichen Rotfuchses, die mit nordischem oder Gebirgsklima zusammenhängen. Auch unser Eichhörnchen ist im Gebirge oft schwarz statt rot.

Der Mink ist einfach der amerikanische Nerz, dessen altweltliche Form, einst bei uns überall verbreitet, allerdings ziemlich ausgerottet ist, und der sogenannte Fichtenmarder ist ebenso nur der amerikanische Edelmarder oder amerikanische Zobel. Dagegen vertritt der ganz dunkle große Fischermarder ohne jede helle Kehlzeichnung eine abweichende Form, die bei uns kein Gegenstück hat.

Neuerdings werden von den Museumszoologen die Säugetiere alle mehr oder weniger nicht nur nach den Linnéschen Spezies, Arten mit zwei lateinischen Namen, unterschieden, sondern nach ihren geographischen Abänderungen noch weiter als Subspezies, Unterarten, mit drei lateinischen Namen, und es ist das ohne Zweifel ein Fortschritt der wissenschaftlichen Kenntnis. An den allgemeinen Richtlinien der Übersicht über die Gattungen und größeren Gruppen kann das aber nichts ändern, und so müssen wir auch daran festhalten, daß es in Amerika zwei Typen des Bären gibt, denen man vielleicht den Wert von Gattungen beimessen darf: eine größere Form, die genau dem europäisch-sibirischen Braunbären entspricht und in Amerika ihren berühmtesten Vertreter in dem fürchterlichen Grisly der Indianergeschichten hat, und eine kleinere, für gewöhnlich schwarz gefärbte, die wir Baribal nennen. Von diesem wird wieder eine rotbraune Farbenspielart als Zimtbär unterschieden; man hat in der Gefangenschaft aber beobachtet, daß schwarze Baribals vor der Härung, wenn das Haar abstirbt, »Zimtbären« werden.

Bei Schilderung der nordamerikanischen Katzenraubtiere muß es auf den Unkundigen verwirrend wirken, wenn nicht die in unsrer deutschen Naturgeschichte jetzt allgemein üblichen Namen angewendet werden. Wer weiß heute noch, was ein »Kuguar« ist oder gar in amerikanischem Englisch ein »Cougar« (sprich »Kauger«)?! Ein »Berglöwe« (mountain lion)? Von »Kuguar« las man in meiner Kindheit wohl noch in einem gewissen — zugleich aber unterscheidenden — Gleichklang mit dem gefleckten »Jaguar« und meinte damit die einfarbige Großkatze Amerikas, die heute jeder Besucher unsrer zoologischen Gärten unter dem Namen »Puma« kennt. Dieser geläufige Name sollte dann aber

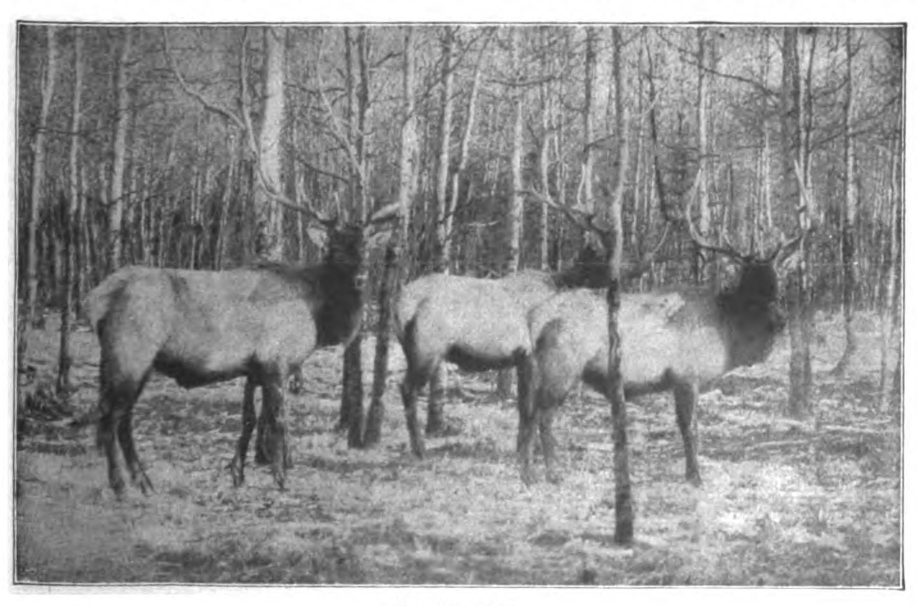
auch bei Schilderungen und Übersetzungen angewendet werden. Der Puma hat eine ungeheure Verbreitung durch ganz Amerika von Kanada bis Patagonien.

Außer ihm gibt es im Pelzlande zwei Luchsarten, wie zwei Bären- und zwei Wolfsarten. Die kleinere, der Rotluchs, heißt in Amerika außer »Bay Lynx« auch Wild Cat, Wildkatze, und das stiftet auch wieder Verwirrung, obwohl die amerikanischen Jäger durch den weiteren Namen »Bob Cat« (d. h. Stummelschwanzkatze) selbst zugeben, daß es sich um einen Luchs handelt, wenn er auch keine langen Ohrpinsel hat wie sein größerer Verwandter, der eigentliche Kanadische Luchs, dessen silbrig überlaufenes Fell ein sehr schönes Pelzwerk liefert. Er fängt sich nach Max Ottos Erfahrung am sichersten mit Hilfe eines grellroten Lappens, den man über dem Eisen aufhängt, und büßt damit seine anscheinend ganz auf die Spitze getriebene einseitige Katzennatur als reines Augentier.

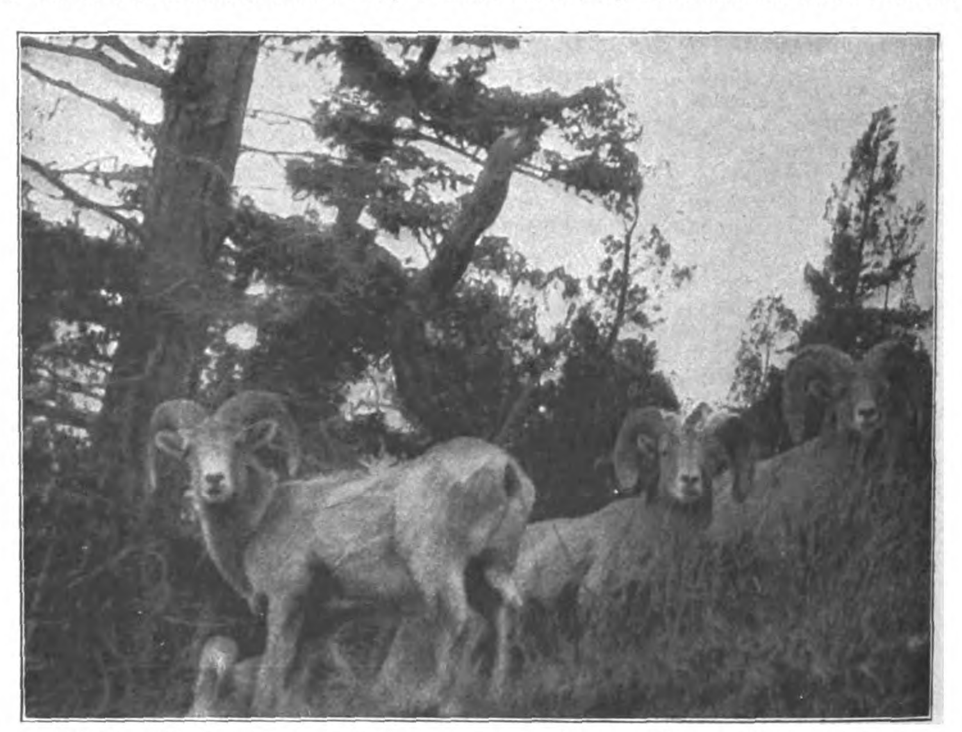
Beim übrigen Wilde Kanadas wiederholen sich wieder die beiden für die nordamerikanische Tierwelt überhaupt bezeichnenden Fälle. Entweder es sind die ohne weiteres kenntlichen Ausläufer altweltlicher, europäisch-asiatischer Formen, Einwanderer, vorgeschobene Posten im wahren Sinne des Wortes, wie wir es schon bei dem größeren Bären und dem größeren Wolf, bei Fuchs, Marder, Luchs gesehen haben, oder es handelt sich um wirklich eingeborene rein amerikanische Gattungen.

Nach Amerika vorgeschobene Posten aus der Alten Welt sind: Karibu (Waldrenntier), Elch, amerikanisch »Moose«, nicht »Elk« (leider wieder so eine Konfusion!), ausgezeichnet durch starke, oft sehr langgezogene Schaufelgeweihe annähernd von Mannshöhe. Wapitihirsch, amerikanisch Elk, aber kein elchartiger Schaufelhirsch, sondern der größte und schwerste Verwandte unsers Rot- oder Edelhirsches mit einem hohen, starken Stangengeweih, das aber oben mit den letzten Sprossen keine runde »Krone« bildet wie bei unserm Hirsch, sondern auch die obersten Enden hintereinander in einer und derselben Ebene ansetzt. Dickhornschaf, der amerikanische Vertreter der asiatischen Argalis oder Riesenwildschafe. Schneeziege oder Bergziege (Mountain Goat), keine Ziege, sondern eine ziegenartige Antilope mit drehrundem Gehörn ohne Kante, die alle ihre Verwandten in der Alten Welt hat; westlichster Vertreter unsre Gemse. Bison oder (Indianer-) Büffel (buffalo), der einzige unmittelbare Verwandte des Wisents aus dem Walde von Bialowies in Polen, dessen letzte Reste aber die neuaufgerichtete polnische Republik nicht zu schützen verstanden hat, während der amerikanische Bison dank der »Bison-Gesellschaft« wieder in der Vermehrung begriffen ist. Zu entsprechendem Zwecke ist auf Betreiben von Dr. Priemel (Zoologischer Garten in Frankfurt a. M.) jetzt auch eine »Wisentgesellschaft« gegründet worden.

Dagegen sind eingeborene Amerikaner die übrigen Hirsche aus der Gruppe der sogenannten »Virginier« mit den merkwürdigen, niedrigen, nach vorn umgebogenen und mehr oder weniger vielverzweigten Geweihen, in Kanada vor allem heimisch der Schwarzwedel-, Großohr-



Wapiti (Elk)



Dickhornschafe in den Rocky-Mountains. Ein glücklicher »Schuß« mit der Kamera

oder Mauleselhirsch (mule deer), auch »Springhirsch« genannt (jump deer), weil er auf der Flucht das Emporschnellen auf allen vieren so ähnlich an sich hat wie unser Damwild.

Die Gabelantilope, Prärieantilope, steht überhaupt ganz allein da unter allen Kopfwaffen tragenden Huftieren, weil ihr gegabeltes Gehörn zwar ein echtes Horn ist, kein knöchernes Geweih, trotzdem aber einen Seitensproß ansetzt und auch abgeworfen wird. Restlos aufgeklärt ist die ganze Sache wohl noch nicht; das Tier selbst aber ist inzwischen so selten geworden, daß nach Otto in Kanada die letzten Reste in einen Schutzpark eingefangen werden, um sie vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren.

An Schutz muß Kanada allem Anschein nach überhaupt jetzt schon bei allen seinen Pelztieren denken. In der Neuen Pelzwarenzeitung, von Konsul Braß, einem unsrer besten Sachkenner, vortrefflich geleitet, liest man, daß die Gebühren für die Trapper und Fallensteller stark erhöht worden sind. Und weiter: »Das Tierleben des hohen Nordens stand in Gefahr der Verringerung durch die Tätigkeit so vieler Trapper, und außerdem gab es fortwährende Differenzen mit den Indianern, deren Fangprivilegien verletzt wurden.« Das Tier und der Naturmensch müssen ja immer gleicherweise leiden unter dem Kulturmenschen. Gott sei es geklagt! Aber es wird wohl nicht anders werden.

Vorfrühling

Verwundert steht wie das Reh am Wiesenrand
Die Nacht im jungen Frühling und kennt ihn nicht;
Verschlafne Finsternis schüttelt sie vom Gesicht
Und lenkt ihr Auge lauschend in gärend Land.

Wer hielt die Ströme des Lebens so stark gestaut?
Geheimnis rauscht auf den Höhen, die Luft geht schwer.
Ziehn Vögel als Wolken und Wolken als Vögel her?
Singen die alten Eichen so zarten Laut?

Des Mondes Runenantlitz umweht die Schar
Blitzblanker Flöckchen in rascher Fröhlichkeit,
Flatternde Bänder am rosigen Mädchenkleid,
Und lachend wird er der letzten Runzel bar.

Ein Hoher schreitet im Sternenreich noch spät,
Vom linden Lenze verjüngt, und ohne Ruh
Wirft er der Furche goldene Körner zu
Und schwingt seine segnende Rechte und sät und sät.

Max Bittrich

Der Märchenstein

Von Eva Cartellieri-Schröter

Hoch rollte das Meer. Wie zerfetzte Flaggen jagten die Wogen vorm Sturme einher. Zersplitterte Balken tanzten wie irrsinnig um den Strudel, den das versunkene Schiff hinterlassen hatte.

Ein Stein ragte seitab aus dem klippenreichen Gewässer. Eine Planke, wirbelnd auf- und niedergerissen, trieb auf ihn zu. Drei Gestalten, weißlich schimmernd, hielten sie umkrampft.

Das Brett zerschellte. Eine mitleidige Woge nahm die hell leuchtenden Gestalten hoch und spülte sie auf den Stein.

Der Sturm schlief ein. Die Luft sank weich über sie hin. Das Meer zu ihren Füßen raste weiter. Die Wolken flogen wie Sturmvögel davon. Nur im Westen umringten sie noch lange, glänzend und flockig wie Engelsschwärme, das lächelnde Spätrot.

Das erste Mädchen richtete sich auf und starrte in die gierig aufleckenden Wogen. Grauen fuhr schüttelnd durch sie hin.

»Unser junges Leben willst du fressen ... unser junges, süßes Leben ...«

Die zweite blieb liegen. Erschöpft hingen ihre blauen Augen in dem grünen, apfelzarten Abendhimmel. Ihre Lippen bewegten sich kaum. Sie flüsterte: »Noch eh wir es begriffen haben ...«

Die dritte verschränkte die Hände um die Knie und bohrte den Blick in die Ferne wie eine Seherin.

»Wir wollen uns unser Leben erzählen,« sagte sie, »dann werden wir es begreifen.«

Die erste zuckte zusammen und neigte den Kopf vornüber, als schliefe sie. Lange blieb sie in Sinnen. Dann begann sie

Das Märchen von der gläsernen Träne

Es war einmal ein Mann, der war so gut, daß jeder ihn gern sah. Er hatte nur einen Fehler: hörte er von einem Unglück sprechen, so schossen ihm sogleich die Tränen in hellen Strömen aus den Augen. So kam er bald in den Ruf eines Schwächlings.

Nur eine Seele hielt unentwegt zu ihm. Das war das freundliche Fräulein, bei dem er wohnte. Sie sorgte treulich für ihn und hatte stets Zeit für ihn, trotzdem sie noch die kranken Eltern pflegte.

»Sie sind wie ein Mütterchen zu mir,« sagte er eines Tags.

»O nein,« lächelte sie und errötete.

»Ist das nicht das richtige Wort?« fragte er und sah sie lange an.

Da wandte sie sich zur Seite und errötete noch tiefer.

Das richtige Wort aber fand er nicht, und so gingen sie viele Jahre nebeneinander her. Er wagte nicht, ihr den goldenen Ring zu schenken. Nur ein reizendes gelbes Vögelchen brachte er ihr eines Tags mit. Und sie setzte das Bauer unter eine Palme am Fenster und hütete das Kanarienvögelchen wie ein Heiligtum.

Eines Tags wanderte der Mann — von Unruhe und unerklärlicher Sehnsucht getrieben — am Meer entlang. Die Wellen rauschten und lockten ihn, daß er auf die Schären sprang, von Klippe zu Klippe kletterte, bis hinaus zu einem gischtumkochten Felsen. Da stand er. Und die Wellen sangen ... sangen ... Sangen von einer kleinen Seejungfrau, die sich nach ihm sehnte. Die Abend für Abend im Mondschein hier am Felsen kniete und klagte, daß sie nicht wie Menschen fühlen könnte, weil keiner ihr seine Tränen schenkte. Das kam ihm so traurig vor, daß er sich niedersetzte und weinte. Die Wellen riefen ihm zu: »Geh heim! Geh heim! Warte nicht auf die kleine Seejungfrau; denn du darfst sie nur zweimal sehen — beim dritten Mal nimmt sie dich mit hinab in die kühle Flut!« Er aber meinte eine kleine weiße Hand zu sehen, die sich aus den Wellen hob und ihm winkte. Und eine gewaltige Sehnsucht überfiel ihn — also daß er blieb und wartete.

Die Sonne versank; blutrot wurde das Meer; trunkene Lieder stammelten die Wellen. Ein kühles Apfelgrün verhauchte am Himmel. Dann kam die Nacht; in hellen Scharen zogen die Sterne herauf, und wie eine feurige Scheibe tauchte der Mond aus dem Meer.

Da teilten sich die Fluten zu Füßen des Mannes: wie eine Seerose schimmerte es weiß und kühl zu ihm herauf. Das Herz quoll ihm über. Er beugte sich tief hinab und hob die kleine Seejungfrau an seine Brust. Ihre bleichen Lippen flüsterten seinen Namen. Ihre schwarzen Haare rieselten über seine Hände. Ihre grünen Augen strahlten ihn wundersam an.

»Ich muß stets die Wellen spüren,« sagte sie, »sonst muß ich sterben,« und barg ihren schillernden Fischschweif im erregten Wasser.

Sie schlang die Arme um seinen Hals, und die Kühle ihrer weißen Glieder ging wie ein Schauer durch seinen Leib.

»Ich möchte wie ein Mensch fühlen können,« bat sie. »Schenke mir deine Tränen ...«

»Meine Tränen will ich dir gerne schenken,« frohlockte er, »sie sind mir schon lange zur Last!«

»Ich will aber alle deine Tränen!« sagte sie und schaute seltsam vor sich nieder.

»So will ich dir alle meine Tränen geben,« antwortete er.

»Singt weiter!« rief die kleine Seejungfrau den Wellen zu, die reglos vor Angst den Felsen

umstanden. »Singt weiter ...« Und peitschte sie ungeduldig mit ihrem schillernden Schweif.

Da sangen die Wellen weiter. Und sangen so süß und traurig, daß dem Manne die Augen übergingen. Der Mond goß sein blaues Licht herab. Die Sternbilder wanderten ihre einsamen Wege. Der Mann weinte ... weinte die ganze Nacht. Und seine heißen Tränen tropften der kleinen Seejungfrau in die kühlen grünen Augen ...

Im Osten zuckten die ersten Strahlen. Fröstelnd zog der Morgen die Schleier von den Dingen. Der Leib der kleinen Seejungfrau regte sich rosig und lebendig.

»Wie selig ist es, Mensch zu sein!« flüsterte sie.

Dann fühlte er einen Schlag auf seiner Stirn.

Als er erwachte, war schon hoher Tag. Er erhob sich schwer. Ihn fröstelte. Er war steif und matt und taumelte. Mühsam kletterte er ans Land zurück. Ihm war eigentümlich leer zumute.

So wanderte er heim.

Als er ins Städtchen kam, begegnete ihm ein trauriger Zug. Er starrte den schwarzverhängten Leichenwagen an und wunderte sich, daß er nicht weinen mußte. Hinter dem Leichenwagen aber ging — war's möglich? — das freundliche Fräulein. Bleich und schwarz.

»Meine beiden Eltern ...« flüsterte sie ihm zu und schluchzte herzbrechend.

Er nahm ihre Hand und wollte etwas sagen. Doch seine Lippen blieben stumm und seine Augen trocken.

Da sah sie ihn verwundert an und entzog ihm ihre Finger. Und ging weiter.

Er blieb wie betäubt stehen. Dann lief er ihr eilends nach und bat noch einmal um ihre Hand.

»Hast du keine Tränen für mich?« flüsterte sie weich.

Da schloß er die Augen. Eine unnennbare Sehnsucht füllte sein Herz und zog ihm durch alle Glieder. Wellen umwogten ihn. Er sah einen blassen Kopf mit grünen, durchdringenden Augen. Er fühlte nasses Haar um seine Finger rinnen. Er fühlte einen weißen, schmalen, süßen Leib ...

Verlangend breitete er die Arme aus — —

Da schrie das freundliche Fräulein entsetzt auf und schlug ihm ins Gesicht.

Lange lag er bewußtlos am Straßenrand. Als er erwachte, taumelte er heim. Und wußte von nichts mehr. Man sagte, sein Geist wäre in die Irre gegangen. Aber da er sanft und höflich war und traurig aussah, tat ihm keiner etwas zuleide. Auch das freundliche Fräulein betreute ihn schließlich wieder, aus Mitleid. Jeden Tag fragte er sie nach dem Befinden ihrer Eltern, und sie sagte jedesmal: »Ich danke, sie ruhen in Frieden.«

So lebte er viele Jahre. Aus dem freundlichen Fräulein war ein altes Fräulein geworden, das ganz im Sinne ihrer Eltern weiterlebte, barmherzig und wunschlos wie ein Schatten. Der Mann blieb bei ihr wohnen. Und sie versorgte ihn — ebenso wunschlos und barmherzig, wie sie jeden andern auch versorgt haben würde. Nur die Pflege des Kanarienvogels tat sie mit einiger Inbrunst; denn in ihm schien ihr die kleine goldene Flamme beschlossen, die einstmals ihr Herz bewegt hatte. Er lebte auch getreu Jahr um Jahr mit ihr mit und schien immer zierlicher und munterer zu werden, je faltiger ihre Wangen wurden und je grauer ihr Schläfenhaar.

Der Mann lebte dahin, äußerlich gleichmütig und still, innerlich aber ausgedörrt von einer verzehrenden Sehnsucht. Lange hatte er Haus und Städtchen nicht verlassen. Eines Tags aber wanderte er wieder und kam ans Meer. Er sprang auf die Schären, kletterte über die Klippen — bis hinaus zu dem einsamen, gischtumtosten Felsen. Er saß und saß. Ihm war, als müsse er auf etwas warten — und wußte nicht, worauf. Die Wellen um ihn her rauschten und sangen. Sangen eine Weise, die ihm wundersam bekannt schien. Süß und traurig. Ihm war, als müsse er weinen — —

Da strömte ein helles Licht über die Wogen: der Mond hob sich aus dem Wasser und goß seinen milden Schein über die Welt aus. Und zu des Mannes Füßen rauschte es auf, mit weißen Armen und grünen, seltsamen Augen.

»Du ...« schrie er auf und riß sie an sich. Und fühlte seine Sehnsucht zur Flamme werden.

Die Stunden rannen und rannen. Schon nahte die Dämmerung und begann mit leisen Händen die Schleier zusammenzufalten.

Da löste er sich aus ihren Armen, ernüchtert vom Morgenwind. »Gib mir meine Tränen wieder, meine Tränen!« schrie er und riß an ihren schwarzen Haaren.

Die kleine Seejungfrau aber schüttelte den schmalen Kopf: »Deine Tränen kann ich dir nicht wiedergeben,« sagte sie traurig.

Er stützte die Hand aufs Kinn und schaute mit leeren, heißen Augen übers Meer.

»Und kannst du mir nichts, nichts helfen kleine Seejungfrau? Sie hassen mich daheim, sie sehen mich an voll Mitleid, wie einen Irren — oh, es ist fürchterlich!«

»So will ich dir etwas geben, was mir das Kostbarste auf der Welt ist.« Und die kleine Seejungfrau nestelte aus ihrem Perlenband einen kristallhellen Tropfen, geformt wie eine Träne. »Einst geriet ein Schiff in Brand,« sagte sie. »Ich sah es und konnte nicht helfen. Aber die Not dieser Menschen, die verbrannten und ertranken, schnitt mir tief ins Herz. Und ich konnte nicht einmal weinen. Ich schrie vor Sehn-



Paul Hey: Des kleinen Volkes Überfahrt

sucht, aber meine Augen blieben trocken. Die Balken brannten lichterloh; das Blei floß in glühenden Strömen ins Meer; selbst die Fenster schmolzen und rannen in Tropfen herab. Und einer dieser Tropfen sank hernieder auf den Meeresboden, zwischen die Korallenriffe, in denen ich wohne. Als ich heimkam, sah ich ihn wie eine Träne auf meinen Kissen liegen. Seit dem Tage trage ich ihn bei mir. Ist's nicht, als hätte meine Sehnsucht, meine brennende Sehnsucht ihn von meinem Herzen geschmolzen?«

Immer bleicher wurde der Himmel, immer fahler die Wellen. Die kleine Seejungfrau war schon längst ins Wasser geglitten. Aber noch saß der Mann auf dem Felsen und starrte unverwandt hinab. Er meinte, er sähe noch ihre kleine weiße Hand, wie sie ihm aus der kühlen Flut den gläsernen Tropfen heraufreichte ... sanft ... Ihr Leib verschwimmend im Morgengrün der Wellen ... ihre grünen, seltsamen Augen verschwimmend in Tränen ...

Er ging.

Und als er wieder ins Städtchen kam, schien er der Alte von früher zu sein. Nur etwas stiller. Und wie er mit Worten kargte, meinten die Leute, so kargte er im Alter auch mit Tränen. Denn nie sah einer mehr als eine einzige Träne in seinem Augenwinkel schimmern. Und fanden das ganz in der Ordnung. So reihte er sich äußerlich wieder in ihren Kreis ein, als sei nichts gewesen; innerlich aber ward er von Rätseln verfolgt und gequält. Grauenvoll hin und her geworfen von Wissen und Nichtverstehen.

Nur das alte Fräulein hörte ihn des Nachts stöhnen. Und oft hing sie zitternd am Bettpfosten, so fürchtete sie sich.

So lebte der Mann wieder einige Zeit. Und das war die qualvollste Zeit seines Lebens. Eines Tags stand er vor dem Hause und lehnte am Fenstersims. Drinnen hantierte das alte Fräulein am Vogelbauer. Sie sah den Mann nicht, die Palme verdeckte ihn. Es war so friedlich; die Sonne schien. Der kleine Kanarienvogel piepte lustig, und sein goldenes Gitter klapperte unter den Händen des alten Fräuleins, das ihm Futter gab.

Da fing sie an, leise mit dem Vögelchen zu reden: »Dich brachte er mir, als er jung war, und als ich jung war. Damals schien auch die Sonne, als ich dich zum erstenmal hier unter die Palme setzte. Die Hände zitterten mir; denn ich glaubte, er würde mir nun auch den goldenen Ring bald bringen. Ich hatte ihn lieb, und er hatte mich auch lieb. Ich weiß es wohl — oh! Er hatte mich auch lieb ... Es begann so schön, und hat so traurig geendet — —«

Ein trockenes Schluchzen klang zum Fenster herein. Da stand er. Und eine Träne funkelte in seinem Auge ...

Sie lächelte errötend und erwartungsvoll wie ein junges Mädchen — —

Tüüt ... trilliliilüt! entflatterte der Kanarienvogel dem Bauer, das sie zum erstenmal zu schließen vergessen hatte.

Und den Mann überkam eine namenlose Scham. Ein Verbrechen schien ihm die Träne, die nicht aus seinem Herzen kam —

Fort, fort — — weiter konnte er nichts denken.

Er strauchelte, stürzte ... etwas klirrte ... er raffte sich auf ... und lief — lief — atemlos! Bis ans Meer, über die Klippen, auf den Fels — —

Er wußte kaum, wie er hierhergekommen. Schon war es dunkel; nur der Mond verstreute seine stillen weißen Rosen ...

Die kleine Seejungfrau hatte die Arme um den Fels geschlungen und blickte ihm entgegen, als warte sie auf ihn. Leise, leise schmiegte sie sich an seine Brust und erweckte seine welken, müden Lippen.

Und als die Dämmerung kam, um die Schleier von den Dingen zu nehmen, legte die kleine Seejungfrau ihre weiße kühle Hand über seine Augen und glitt tief, tief mit ihm hinab auf den Meeresgrund. Zwischen die Korallenriffe bettete sie ihn und beweinte den Toten mit seinen eignen Tränen ...

Droben auf Erden aber, an der Stelle, wo der Mann gestürzt war, stritten sich zwei Vögel um ein glänzendes Ding, das dort auf den staubigen Steinen lag. Es glitzerte wie Glas und sah aus wie eine Träne ...

Ein ganz gemeiner Spatz und ein gelbes Vögelchen waren es, die sich darum stritten. Ich glaube, es war der Kanarienvogel des alten Fräuleins.

Stern auf Stern blitzte auf in dem dunkelnden Himmel. Die Zweite blieb liegen, matt wie ein entblättertes Rosenblatt. Ihre Stimme war leise und singend. Die andern beiden mußten sich nahe zu ihr beugen und ihr die Worte von den Lippen pflücken, so umbrüllte sie das Meer. Sie erzählte

Das Märchen vom guten Blut der kleinen Prinzessin

Prinzessin Selinde saß in der Rosenlaube. Sie kreuzte die Füßchen und wippte mit den Goldschuhen. Ei, wie das flimmerte! Prinzessin Selinde schüttelte die seidenen Ärmel zurück, weil die Grübchen am Ellbogen sagten: »Wir wollen auch etwas von der Welt sehen!« Der Wind neckte sich mit ihren blonden Löckchen; kichernd wehten sie ihr um die Stirn. Die Sonne lächelte Selinde zu. Und Selinde lächelte wieder.

Sie war unsagbar schön, die kleine Prinzessin. Und war unsagbar gut. Kam ein Käferlein und klagte: »Meine Frau ist auf den Rücken gefallen und kann nicht wieder aufstehen. Sie muß elendiglich zugrunde gehen, wenn du ihr nicht hilfst!« Da stand Selinde auf, suchte die kleine Käferfrau, half ihr auf die Beine und stäubte ihr mit ihrem Taschentüchlein den grüngoldenen Rücken ab.

Und ein Schmetterling kam geflogen, in seltsam schwankendem Bogen, und hauchte: »Ich muß sterben, Selinde. Alle Schmetterlinge müssen einmal sterben. Aber ich bitte dich, bring' meinem kranken Kind dies Becherlein Honig: das wird es gesund machen. Es wohnt in der großen blauen Glockenblume am Tulpenbeet. Aber geh leise, es ist so schreckhaft.« Sprach's und klappte die schönen perlmutternen Flügel für immer zu. Selinde nahm das Becherlein und suchte das kranke Schmetterlingskind. Als sie an das rote Tulpenbeet kam, zog sie ihre goldenen Schuhe aus, um recht leise zu treten. In der großen blauen Blume fand sie das kümmerliche Kleine und flößte ihm den Honig ein. Dann kehrte sie zurück in ihre Rosenlaube.

Die war ganz übersponnen von matten gelben Rosen, die sich schwer und wohlig auf die Blätter schmiegten, müde von der Last ihres Duftes. Jeden Abend, wenn die Sonne in herrlichen Bränden am Horizont verloderte, seufzte die Rose: »Ich bin durstig, Selinde.« Dann nahm Selinde ein silbernes Krüglein, ging durch den Garten bis zu dem lustigen, kristallenen Quell, schöpfte und netzte die Rose. Dann zog ihr Duft noch einmal so süß durch die blaue Dämmerung ...

Eines Morgens aber, als die kleine Prinzessin sich in die Laube setzen wollte, war die Rose welk und krank. Dürre Blätter zirpten gegeneinander, braune Blüten raspelten am Boden, kahle Zweige geigten am Laubengitter.

Weinend fragte Selinde: »Rose, meine Rose, was ist dir?«

»Ich muß sterben, Selinde,« flüsterte die Rose. Und das klang so unsagbar traurig, daß Selinde aufschluchzend neben ihr niederkniete. Ein Trauermantel taumelte vorüber. Selinde fröstelte. Wie tot war es hier! Wie sehr war der süße Duft Seele gewesen!

»Warum mußt du sterben?«

»Ich bin alt, Selinde. Deine Mutter und deine Großmutter haben schon unter mir gesessen.«

»Und kann ich dir nicht helfen, nichts, gar nichts helfen?«

»Doch,« sagte die Rose. »Aber ich darf dich nicht darum bitten. Du müßtest mir einen Tropfen von deinem Blute geben.«

»Aber das will ich, Rose, meine Rose!« rief Selinde und entblößte ihr Hälschen. »Von meinem Herzen sollst du das Blut haben!«

»Dann bücke dich zu dem großen scharfen Dorn und laß ein Tröpfchen Blut auf meine Wurzeln fallen.«

Selinde beugte sich nieder und drückte den scharfen Dorn tief in ihre weiße Haut. Da quoll ein warmer roter Tropfen hervor und sprang auf die Wurzeln der Rose. Und während Selinde noch kniete, sah sie, wie die Rosenzweige sich hoben und über die Laube kletterten wie ehedem. Blätter sproßten, Knospen lächelten hervor und dehnten sich zu duftender Herrlichkeit. Ein purpurner Schein aber flammte aus jedem Blütenkelch.

»Wie rosig ihr seid!« verwunderte sich Selinde.

»Das ist von deinem Blut,« hauchte die Rose.

»Und wie ihr duftet ... duftet!«

Und die Rose neigte sich leise und flüsterte: »Nun duften wir dir zu Dank.«

Im Nachbarland aber erkrankte Prinz Thilo. Er ward täglich blasser und schwächer, und keiner wußte Rat.

Seine langen schwarzen Haare lagen wirr auf den Spitzenkissen. Die braunen Augen waren erschreckend groß und von blauen Schatten umgraben. Er sprach nicht, aß nicht, rührte sich nicht. Nur seine Hände, die wie müde gelbe Vögelchen auf der seidenen Decke lagen, zuckten ab und an im Schlaf.

Im Vorzimmer setzte der König seine schwere goldene Krone auf den Marmortisch. Er schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Der Arzt ging mit langen schlotternden Beinen auf und ab, auf und ab, so daß seine regelmäßigen, eintönigen Schritte sich anhörten, als ticke eine große fürchterliche Uhr, unaufhörlich, erbarmungslos tick — tack, tick — tack, tick — tack.

»Und nun bist du mit deiner Weisheit zu Ende?« fragte der König.

Der Arzt nickte ... und schritt weiter ... tick — tack, tick — tack, tick — tack ... Und geriet unversehens zur Tür hinaus und wanderte ... wanderte weiter. Merkte nicht, daß er durch Wiesen ging und Wälder und Straßen und Äcker ... Tag und Nacht. Seine Kleider wurden grau vom Straßenstaub, und in seiner Perücke hing der Morgentau.

Da packte ihn einer mit höllischem Gelächter: »Wohin — woher? Du Vogelscheuche, du Nachtlaterne am hellichten Tag, du umgestürzter Aschenkübel, du verrauftes Bund Stroh —«

Der Arzt schaute den andern verstört an. Ein buckliges Krummbein stand vor ihm.

»Was höhnst du mich? Bring' mich zum König! Es ist mir ein Mittel eingefallen ...«

»Was für ein Mittel?« Der Bucklige krümmte sich und schüttelte die Schellen an seinem bunten Narrenwams.

»Bring' mich zum König!«

»Ich tu's ja schon! Schwalbe, holde Schwalbe, nun flieg!« Er packte den Arzt bei den langflatternden Rockschößen und tänzelte hinterdrein.

Der Zug sah seltsam genug aus — kein Wunder, daß dem König, der hoch auf dem Throne saß, das Lachen kam.

Der Arzt jedoch war so in Sinnen, daß er nichts sah. Er neigte sich tief und sagte: »Mein allergnädigster König! Jetzt weiß ich unsern jungen Prinzen zu retten! Aber es ist sehr, sehr schwer! Es müßte sich jemand finden, der unendlich gut ist. So über alle Maßen gut, daß er sein ganzes gutes Blut für ihn gäbe. Das aber ist schlimmer als Sterben; denn jener bliebe dann zurück mit all seinem bösen Blut, würde zänkisch und verdrießlich, launisch und quälerisch. Welcher gute Mensch würde sich dazu entschließen, für einen andern schlecht zu werden?«

Der Narr hatte längst schon witzeln und höhnen wollen. Aber der König hielt ihm schwer die Hand auf die schiefen Schultern. »Still, still!« zischte er. »Er denkt, er sei daheim und wird uns alles verraten.«

Der Arzt seufzte trostlos auf und fuhr fort: »Mein allergnädigster König, ich wüßte nur eine einzige, die gut genug wäre, den jungen Prinzen zu retten. Und das ist Prinzessin Selinde. Wie aber könnten wir ihr, die schon seit der Wiege dem Prinzen verlobt ist, ihr Bestes rauben? Das ist's, mein König — nun entscheide!«

»Du braver Diener deines Herrn ...«

Verwundert blickte der Arzt beim Klang der Stimme auf. Da saß ein fremder König auf einem fremden Thron! Wie aus tiefstem Traum erwachend, schaute der Arzt umher.

Und der fremde König legte sein boshaftes Gesicht in ehrbare Falten und sagte süß: »Du stehst nicht vor dem, den du suchst. Aber wir wollen dich heimgeleiten. Vorerst aber ruhe dich. Ruhe dich auf meinem eignen Ruhebett. Und dann erfrische dich im Garten. Iß Orangen! Ja, iß Orangen, so viel du willst! Nimm und pflücke! Das wird dir wohltun.« Damit wies er dem Arzt die Türe zu seinem Schlafkabinett.

Der Narr sah seinen Herrn blöde an. Kaum aber war der Arzt verschwunden, als der König den Zwerg packte und ihn wie besessen im Kreise drehte.

»Haltet ein, mein König — Gnade, Gnade!« schrie der Bucklige in Todesängsten.

»Gnade hin, Gnade her!« sagte der König, trat ans Fenster und rieb sich schmunzelnd die Hände. »Das ist der schönste Tag meines Lebens! Rufe mir die Prinzessin!«

Der Narr huschte schellenklingelnd hinaus. Bald kam er wieder und zuckte die Achseln. »Sie kommt nicht!«

»So muß ich wohl zu ihr,« lachte der König und stieg ins gläserne Turmgemach.

Da saß ein Mägdlein, frisch anzuschauen mit dichten braunen Locken und roten Wangen. Doch hatte sie unruhige Augen und einen verdrossenen Mund.

»Guten Morgen, meine kleine Königin vom Märchenland!« rief der König.

Sie verzog spöttisch die Lippen und runzelte die Stirn.

Der König aber setzte sich neben sie, zog ihr Ohr an seinen Mund und flüsterte ihr eine Geschichte zu. Und die Geschichte mußte gut sein; denn die Prinzessin ward zusehends freundlicher und liebenswürdiger. Zuletzt umarmte sie ihren Papa und tanzte mit ihm im Turmgemach herum.

Zum Abend war ein glänzendes Fest gerichtet. Die Großen des Reiches waren da, umschwärmten die Prinzessin und konnten sich nicht genugtun in Schmeicheleien und Bücklingen; denn sie war heute liebenswürdig wie nie.

Der Wein war gut. Der Wein floß reichlich.

Am Ende saßen nur noch der König, die Prinzessin, der Narr und der Arzt beisammen. Der Arzt trug ein Festkleid vom Hofe des Königs. Die Prinzessin war köstlich angetan mit Bändern und Seide, und ihre Locken dufteten nach Ambra.

»Je nun,« sagte der König und klopfte dem Arzt auf die Achsel, »ob er nun d i e Prinzessin heiratet oder d i e! Ich habe doch auch eine schöne Tochter! Ist sie nicht schön — Prinzessin Joconda? Nicht ebenso schön wie Selinde?«

Er haschte nach der Tochter Hand. Sie spitzte die roten Lippen und lächelte dem Arzte zu.

Dem ward ganz wirbelig im Kopf.

»Das gute Blut, das gute Blut ... o Prinzessin Selinde!«

»Das Blut muß sie Euch natürlich geben,« sagte der König. »Wenn Ihr sie darum bittet, tut sie es gewiß — aber« — und das wisperte er dem Arzt mit einer bösen Grimasse zu — »Ihr müßt ihr eben nicht verraten, daß sie danach unliebenswürdig wird ...«

Der Arzt fuhr sich erschreckt mit der Hand an den Kopf. »Mein König!« rief er fast drohend.

»Mehr Wein!« rief der König dem Narren gleichmütig zu.

Und sie tranken und tranken, vom Süßen bis zum Süßesten.

Und als der Morgen graute, sagte der Arzt ihnen zu ...

Schmunzelnd entließ der fremde König den Arzt.

Die Prinzessin erschien selbst zum Abschied und küßte ihn auf die Stirn. »Bring' diesen Gruß meinem künftigen Gemahl,« lächelte sie.

Der Narr geleitete ihn bis zur Landesgrenze.

Als der Arzt bei seinem Herrn anlangte, rief er schon von weitem: »Mein allergnädigster König — ich weiß unsern jungen Prinzen zu retten!« Und er erzählte ihm vom Blut der Prinzessin Selinde. Sagte aber nichts davon, daß es ihr schaden würde.

Der König umarmte ihn unter Tränen, und sie rüsteten sich, die Prinzessin aufzusuchen.

Sie saß in der Rosenlaube, und der König neigte sich tief vor ihr.

»Gib mir von deinem Blut, Prinzessin Selinde — und mein Sohn wird leben!«

Da dachte Selinde an die Rose, die aufgeblüht war von ihrem Blut. Sie entblößte ihr Hälschen und sagte: »Da, von meinem Herzen nimm für deinen Sohn!«

Tief senkte der Arzt das Messer in ihre weiße Brust, und seine Hand zitterte.

Tropfen um Tropfen quoll herfür, rot und warm, in des Königs goldene Schale. Alle guten und lieben Gedanken der kleinen Prinzessin quollen in des Königs goldene Schale.

Immer blasser wurde die Prinzessin, und etwas Fremdes, Böses stieg in ihr auf.

»Nun halt ein!« rief sie und schlug dem Arzt auf die Hand.

Da wußte er, daß nichts Gutes mehr in ihr wohnte, setzte die goldene Schale ab und schloß die Wunde.

Der König kniete schluchzend vor ihr nieder, um ihr zu danken. Ihn jammerte ihr bleiches Gesicht. Er meinte, sie müsse sterben.

Sie aber lachte schrill auf und drehte sich zur Seite. Und sie ward grausam und verdrießlich; zertrat die Käfer, zerpflückte die Schmetterlinge und zerrieb die Blumen. Es kam so, daß die Käfer flohen, wohin sie trat, und die Blumen ihre Kelche schlossen und sich erschreckt im Gras versteckten.

Prinz Thilo kam von der Falkenjagd. Prinz Thilo stieg lachend vom Pferde. Prinz Thilo setzte sich auf die buntgeäderte Marmorbank an der Taxushecke und ließ sich die goldenen Sporen abschnallen.

»Falke, mein Falke!« sagte er zärtlich, schob dem Vogel die Kappe ein wenig beiseite und kraute ihm das Köpfchen. »Herrlich warst du heute! Hei, wie die Reiher schimmern, die du besiegt! Wie Seide ist ihr Flaum! Zwei mußten bluten für deinen Ruhm!«

»Und zwei bluten für dein Glück, Prinz, mein Prinz ...« sagte leise der Falke.

»Falke, mein Falke!« erschrak der Prinz. »Ist nicht alles süß und schön auf Erden? Und bald soll meine Hochzeit sein!«

»Nimm mir die Kappe ab, Prinz, mein Prinz; so will ich dich führen!«

Da folgte der Prinz dem Falken tief, tief in den Garten hinein. Schwere, schwarzgrüne Büsche wehrten ihnen den Weg; gewaltige Bäume raunten seltsame Weisen.

»Mir wird so weh ... Falke, mein Falke ... wer blutet um mich?«

Und eine Stimme kam aus dem Dunkel: »Prinz ... mein Prinz ...«

»Das ist dein Arzt,« flüsterte der Falke. »Er muß sterben.«

»Prinz Thilo ... da du ein Knabe warst, heilte ich dich. Ich heilte dich in Sünden ... Prinzessin Selinde gab dir im Blut all ihre Liebe und Güte. Nur Häßliches blieb ihr. Das tat sie für dich. Geh zu ihr und danke ihr, ehe du Hochzeit hältst. Und bitte bei ihr für mich; denn ich verschwieg ihr, daß sie schlecht würde durch ihre gute Tat. Prinz, mein Prinz, wie ist die Welt so grau, seit Prinzessin Selinde nicht mehr lacht. Prinz, mein Prinz, wie ist mein Herz so wund ... mein Herz so schwer ...«

Und neigte sich und verschied.

»Falke, mein Falke — flieg! Und führe mich zu Selinde! Wie ist mir so bang und so voll Sehnsucht ...«

Prinzessin Selinde saß in der Rosenlaube. Blaß war der Prinz und kniete vor ihr: »Prinzessin Selinde, ich habe dich liebgehabt, als wir noch Kinder waren. Wie habe ich dich liebgehabt, Prinzessin Selinde! Weißt du nicht mehr, wie wir Gärten bauten aus bunten Steinen und Blumen? Weißt du nicht mehr, wie wir Muscheln suchten und der kleinen Nachtigall ein neues Nestchen flochten? Keiner verriet mir, daß du krank bist durch mich. Daß du all dein gutes Blut mir geschenkt, damit ich lebe! Komm, töte mich und nimm wieder, was dein ist. Töte mich und lebe du! Und vergib mir!«

Da riß Prinzessin Selinde einen Rosenzweig ab und schlug ihm mit den Dornen ins Gesicht. Er hielt ganz still und war bleich und schluchzte.

Die Rosenblätter rauschten auf im Abendwind, und alle Blüten fielen wie tot zur Erde.

»Selinde,« rauschte die Rose. Und es klang schwer. So schwer und traurig.

»Selinde!« rauschte die Rose. Und es klang süß. So schwer und süß ...

Da schlug Selinde beide Hände vor das Gesicht und weinte: »Wie ist mir so bang und so voll Sehnsucht ...« weinte Selinde.

Und die Rose rauschte so seltsam ... Man hörte alle Säfte in ihr singen und ziehen. Und ein Zweig bog sich herab und schwoll und knospete. Eine Blüte, eine einzige Blüte tat sich auf in aller Pracht. Matt und bleich wie einst ... matt von der Last ihrer Schönheit. Tief im Kelch aber schwankte ein dunkelroter Tropfen.

»Das ist dein Blut, Selinde, das du mir geschenkt — nun nimm es wieder!«

Selinde hob ihre Lippen an den kühlen gelben Kelchesrand und trank ...

Dann sank die Rose nieder und starb.

Selinde aber streichelte dem Prinzen beide Hände ...

Der Himmel glühte in Sternenpracht. Das Meer raste weiter. Groß. Unversöhnlich.

Die Dritte sprach mit weitoffenen Augen, als sauge sie Worte aus der Ferne heran.

»Hier habt ihr mein Leben,« sagte sie, und es war, als ringe sie mit jedem Wort. »Hier habt ihr mein Leben im

Märchen von der Muschel

Jung Werner hatte blonde Locken und eine lachende Stirn.

Jung Werner wanderte durch die Lande und fühlte so viel Kraft in sich, daß er meinte, er könnte bis auf den grünen Rasen die Wipfel der Bäume herniederbiegen, die seine Straße säumten.

Jung Werner wanderte. Und die Baumkronen wurden immer grüner, die Blumen immer bunter, die Vögel immer zutraulicher, bis jäh der Wald sich öffnete: eine Wiese breitete ihre Samtdecken um einen großen, stillen, schwärzlichen See, den nur ganz fern am Horizont ein schmaler Streifen mit dem Meere verband. Das war der Muschelsee. Und Schön Eysa war eine Fee und saß auf einer gewaltigen Muschel; die schimmerte in mattem Gelb und war innen zart wie ein Rosenblatt.

»Willkommen, Jung Werner!« rief sie und streckte ihm beide Hände hin.

Er schlug ein. Und setzte sich zu ihren Füßen nieder. Er meinte, er hätte nie so hold geruht. Schön Eysas goldenes Haar umspann sein Gesicht; die Windungen der Muschel waren rosig und wurden immer röter, je tiefer und geheimnisvoller sie sich ineinanderschlangen. Ein fremdes, schwermütiges Lied sang Schön Eysa, das durch seinen Schlaf tropfte wie Wein — oder war's nur das Raunen der Muschel, das durch seinen Leib ging?

War einst ein Knabe, der zog vorbei, zog vorbei
Am goldenen Throne der Muschelfei, Muschelfei —
Er strahlte vor Lachen und hohem Mut.
Sie schenkte ihm ihrer Küsse Glut ... Eia — Zyleia — Aglei. —
»Was glänzt dir in Händen, wonnige Frau, wonnige Frau —
Du hieltest etwas, ich sah es genau, sah es genau!« —
»Es wird eine Muschel sein, kling und klang,
Eine Muschel, die mir vom Halse sprang« ... Eia — Zyleia — Aglei. —
»Komm, gib mir dein Ohr, so weiß und klein, weiß und klein.« —
Tief bohrte sie ihm die Muschel hinein, Muschel hinein!
»Was tust du, Schön Eysa — du machst mir Qual!« —
»Das ist meine Liebe ...« Sie lächelte fahl ... Eia — Zyleia — Aglei.
»Wo irgend auf Erden du Rast gewinnst, Rast gewinnst,
Wo irgend du auf Liebe sinnst, Liebe sinnst,
Wo irgendein Weib du heiß begehrst —
Da wisse, daß du *mein* gehörst! ... Eia — Zyleia — Aglei.
Die Muschel tönt, und dein Herz geht schwer — Herz geht schwer —
Und weiter irrst du im Land umher, Land umher.
Was rauscht das Meer so traurig dazu?
Dort findet dein armes Herze Ruh ...« Eia — Zyleia — Aglei.
Wandre, Jung Werner, wandre vorbei, wandre vorbei
Am goldenen Throne der Muschelfei, Muschelfei!
Flieh, Knabe Werner! Flieh und vergiß!
Jung ist dein Herze ... so jung und süß ... Eia — Zyleia — Aglei.

Jung Werner sprang auf und stützte die Arme auf Schön Eysas Schoß. Er sah sie lange an, und sie erschien ihm so schön, wie er noch nichts auf Erden erblickt hatte. Lachend hob er die Stirn und rief trutzig: »Ich muß nun scheiden. Aber ich gehe nicht, bevor du mir nicht etwas zum Abschied geschenkt.«

Sie sah ihn an. Ein verzehrendes Feuer war in ihren Augen. Dann wurde sie mild und strich über seine Locken: »Du bereust es,« flüsterte sie weich.

»Was sollte ich bereuen? *Nichts* fürchte ich auf Erden! Sieh — bin ich nicht stark?«

Und er hob sie von dem Muschelthron und wirbelte mit ihr über den grünen Rasen, bis sie atemlos um Gnade bat. Da setzte er sich behutsam wie ein Püppchen auf den Thron zurück und lachte weiter: »Ich gehe nicht, bis du ...«

Sie neigte sich und umschlang ihn. Er fühlte ihre Lippen wie eine Flamme. Ein stechender Schmerz war in seinem Ohr. Aber er konnte nichts denken. Alles ertrank in der Glut, die ihn überströmte. — —

Taumelnd riß er sich endlich los und flüchtete wie gehetzt. Wie ein gescheuchtes Wild brach er durch Gestrüpp und Gezweig ... bis an den hellen Morgen.

Die Jahre wanderten. Und Jung Werner wanderte ... rastlos ... ruhelos ... durch Länder, über Meere, über Berge, durch Wüsten.

Eines Tags kam er in ein Land, das war so kalt, daß er nicht wußte, wie er seine Hände bergen sollte. Von Frost geschüttelt tappte er vorwärts.

Da sah er in der Ferne einen Lichtschein. Er

ging ihm nach und trat in eine runde niedrige Hütte. Am Feuer saß ein menschliches Wesen, in weiße Pelze gehüllt. War's ein Mann? War's ein Weib? Die blauen Augen blickten ihn so mild und freundlich an, daß er wußte, es kann nur ein junges Weib sein. Er setzte sich neben sie; und wie er die Wärme des Feuers wohlig durch seinen erfrorenen Körper rinnen fühlte, wurde er übermütig und schälte sie aus ihren sieben weißen Pelzen. Da saß sie. Sie hatte lange flachsblonde Haare, einen schmalen Körper und kleine scheue Hände.

»Darf ich bei dir wohnen?« fragte er.

Zyleia nickte. Und er blieb bei ihr wohnen eine lange Zeit.

Sie half ihm, sich sieben weiße Pelze zu nähen, daß er nicht zugrunde ging in dem kalten Lande; und sie sagte ihm, er dürfe nie nach Sonnenuntergang die Hände hinausstrecken, sonst erfrören sie, und seine Finger brächen ab wie Glas.

Eines Tags war er umhergestreift, versonnen, und hatte nicht bemerkt, daß die Sonne bereits versunken war. Plötzlich schimmerte ihm aus dem Schnee eine seltsame Blume entgegen, golden und bläulich, wie Zyleias Auge und Haar.

Die soll Zyleia haben! dachte er und streckte die Hand aus.

Seine Finger aber brachen ab wie Glas, und er kehrte weinend zurück.

»Zyleia lächelte sanft. »Dies eine Mal will ich dich noch heilen,« sagte sie.

Sie schickte ihr Hündchen aus, das holte Jung Werners Finger aus dem Schnee. Dann legte sie die Finger an seine wunde Hand, strich leise darüber und sagte dunkle, fremde Sprüche dazu in einer Sprache, die er nicht verstand.

Das Feuer knisterte, warf roten Schein über Zyleias scheue Züge und glänzte in ihren Augen, daß sie erregt schienen.

Er gab sich ganz dem Frieden hin, den er genoß nach langen, langen, ruhelosen, freudelosen Jahren. Er fühlte sich so heimisch hier, so zu Hause ... Und er beschloß in seinem Herzen, sie zu seinem Weibe zu machen.

Bittend streckte er ihr die Hand entgegen. — Da überfiel ihn eine namenlose Traurigkeit. Ihm wurde seltsam kalt und leer und fremd. Ihm war, als sei er ein Gletscher, der fremd und fern der bunten Welt unterm kühlen Mondschein liegt ... ganz erstarrt vor Einsamkeit ... und ganz feierlich vor Kälte und Leid ...

In seinem Ohre summte es ... so trostlos ... so unnennbar traurig ... wie nur Muscheln singen können, die zutiefst ... zutiefst auf Meeresgrund geruht ...

Seine Hand sank, matt wie eine Blume. Und er weinte. Zyleias kleine scheue Hände gingen tröstend über ihn hin.

Als Zyleia am andern Morgen erwachte, war sein Lager leer. Nur die sieben weißen Pelze lagen sorgsam darauf geschichtet.

Er selbst aber wanderte schon weit — weit, ganz erfroren in seinem dünnen Mantel, und wußte nicht, wo er seine armen Hände bergen sollte vor Kälte.

Die Jahre wanderten. Und Jung Werner wanderte ... rastlos ... ruhelos ... durch Länder, über Meere, über Berge, durch Wüsten.

Eines Tags kam er in ein Land, das war so heiß, daß seine Füße verbrannten und verdorrten in dem glühenden Sand. So heiß, daß die Menschen dort braun waren wie Bronze und keine Kleider trugen; nur einen Mantel aus kühlen grünen Blättern, wenn sie ihre Hütten verließen.

Jung Werner wanderte durch die Wüste. Und sah nur Stein und Sand ... und Stein und Sand, so weit sein Auge reichte.

Endlich winkte ihm eine Hütte. Rund und spitz wie ein Zuckerhut.

Er trat ein. Ein junges Weib lag am Boden auf einem weißen Angorafell. Sie war nackt. Ihr bronzefarbener Leib war schlank und biegsam. Ihr schwarzes Haar war kunstvoll aufgetürmt. Ihre Augen waren braun wie Rehaugen, sanft und schwermutsvoll.

Ihr Lächeln war so süß und traurig, daß er ein großes Vertrauen zu ihr faßte.

»Darf ich bei dir wohnen?« fragte er und bot ihr die Hand.

Agleia nickte. Und er blieb bei ihr eine lange Zeit. Sie half ihm, sich einen Mantel aus kühlen grünen Blättern zu machen, und sagte ihm, er solle nicht um die Mittagszeit ausgehen, sonst würden seine Füße verbrennen und seine Zehen abfallen.

Eines Tags aber um die Mittagszeit sah er einen Tiger um die Hütte schleichen.

Der will Agleia ans Leben! dachte er, stürzte hinaus und erwürgte ihn. Aber seine Füße verbrannten, und seine Zehen blieben im Sande.

Mühsam kehrte er in die Hütte zurück.

Agleia hob den Finger und drohte ihm sanft: »Dies eine Mal will ich dich noch heilen,« lächelte sie.

Und sie schickte ihre große gelbe Katze aus, die Knöchlein zu holen. Dann setzte sie sie ihm behutsam an die Füße, strich mit weichen Händen darüber hin und sang fremde, dunkle Zauberweisen, die er nicht verstand. Er hörte nur immer ihre tiefe, weiche Stimme, in der ihre Güte wie eine Glocke läutete. So wie er die Heimatglocken in Erinnerung hatte, wenn er als Knabe in die Christnacht hinausgetreten war ... so voll und klar ... und weich wie eine Mutterhand. Er schluchzte auf vor Heimweh und Sehnsucht nach seinen Kindertagen. Er legte sein Haupt auf Agleias Knie und fühlte sein

Herz gut und zufrieden werden. Und er beschloß in seinem Inneren, sie zu seinem Weibe zu machen.

Bittend streckte er die Hand nach ihr aus.

Da wogten seltsame Töne durch sein Ohr. Wie nur Muscheln singen können, die am Uferrand mit den Wellen gespielt in Sonne und aberwitzigen Stürmen. Tänze wirbelten ihm durch den Kopf — seine Füße hoben sich —, ein gelles Lachen brach von seinen Lippen. Er riß das junge Weib an sich, stürmte aus der Hütte und drehte sich in tollen Sprüngen mit ihr durch die weite Wüste. Wie zwei Gespenster rasten sie dahin im weißen Mondlicht. Die Tiere jagten vor ihnen davon. Die Schakale heulten auf und flohen.

So tanzten sie durch die stille Nacht.

Da war schon das Meer. Gierig sprangen die Schaumköpfe über das Ufergeröll. Er stieß Agleia von sich, erklomm eine steile Wand und stürzte mit einem markerschütternden Schrei in die Tiefe. — —

Agleia irrte am Ufer umher. Als der Morgen graute, spülten die Wellen ihr den Geliebten ans Land. Schwer tropften seine goldenen Haare über seine bleiche Stirn und sein verzerrtes Gesicht. Sie umklammerte ihn und schüttelte ihn, in der wahnsinnigen Angst, daß er tot sein könne. — —

Eine kleine glitzernde Muschel löste sich bei der heftigen Bewegung aus seinem Ohr und fiel in den Sand. Klingend rollte sie von Stein zu Stein, das abschüssige Ufer hinab ... und sprang mit einem klagenden Laut ins Meer ...

Des Toten Antlitz aber ward seltsam weich und gut und still dabei.

Dann war es still. Nur das Meer fuhr donnernd umher um die drei. Sie saßen und verschränkten zu dritt ihre schmalen Mädchenhände. Ihre Gesichter hoben sie in den Sternenschein. Sie saßen und sannen; spürten nicht Kälte, nicht Hunger, nicht Durst.

Stärker atmete das Meer. Eine mitleidige Woge hob sich auf, glitt groß und mütterlich über den Stein und spülte die drei Mädchen ohne Schrei ... ohne Klage ... hinab in das grüne, unergründliche All.

Drei Gedichte von Margarete Kannengießer

Die schöne Wolke

Wie jene dunkelblaue Wolkenwand
Mit ihren goldgetönten Säumen
Erscheint das Leid, das du mir angetan,
Unsterblich schön in meinen Träumen.

Wer wird am ewig klaren Horizont,
Dem heitern Antlitz ohne Tränen,
Sich nach dem Schauer der Gefühle nicht
Nach einer dunklen Wolke sehnen?

Die Insel des Schweigens

Um die Insel im Nebelmeer
Wogt lautlos ein Wolkenreigen.
Tönende Stille ringsumher —
Schwingendes, köstliches Schweigen.

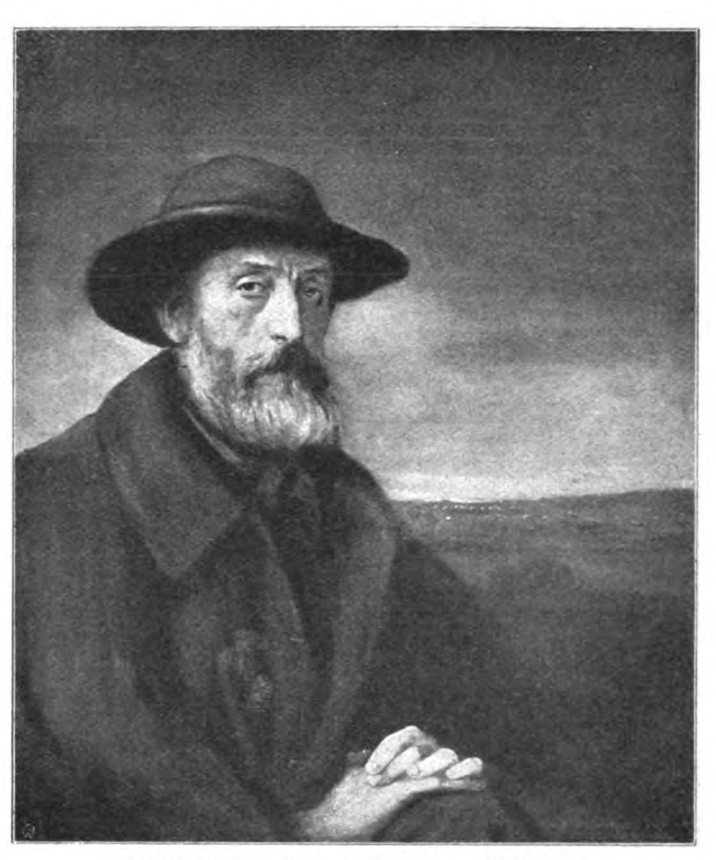
Singen der Sphärenharmonie —
Dreifach tiefes Erleben.
So sel'ge Klarheit können nie
Lärmvolle Städte geben.

Meine Insel im Nebelmeer,
Ruhvoll im Wolkenreigen
Schweben Gedanken um dich her —
Weißes, tönendes Schweigen.

Tag und Nacht

Wie jene Mittagsschwüle, die auf Berg' und Hängen
In süßer, ganz erfüllter Sehnsucht ruht,
So bleib' ich still bei dir und lausche den Gesängen,
Die brausend, ohne Ende singt mein Blut.

Und schlummernd liegst du nachts an meinem Herzen,
Um weiße Giebel webt der volle Mond
Ein Schimmern wie von tausend hellen Kerzen,
So leuchtend wie das Glück, das in uns wohnt.



Wilhelm Steinhausens Selbstbildnis (Ölgemälde)

Wilhelm Steinhausen zum Gedächtnis
Letzter Gruß an den Meister
Von Klaus Graf Baudissin (Heidelberg)

Mein stummer väterlicher Freund, das ist wohl ein weiter Weg gewesen vom 2. Februar 1846 bis zum 5. Januar 1924, von einer Zeit, die von Bismarck noch nichts wußte, bis zu einer Zeit, die von ihm nichts mehr wissen wollte? Ein weiter Weg, der Sie müde gemacht hat. Vor Jahren schon klagten Sie mir, daß Sie die Gedanken verlören wie Münzen aus der Tasche. Aber nun lief doch endlich der Weg auf das letzte Ziel alles Irrens zu, auf die einsame Anlegestelle am dunklen Strom, wo der Fährmann mit seinem Nachen wartet zur Überfahrt an das andre Ufer.

Draußen in der Welt sind jetzt die gelernten Rangordner in den Werkstätten der Wissenschaft dabei, Ihnen das Maß zu nehmen, unter Anwendung von eben neugeeichten und nach neuen Gesichtspunkten verfertigten Maßstäben, die jeden Irrtum ausschließen. Es ist alles so leicht zu wissen — hinterher.

Durch viel Wirrnis, Bildungs- und Seelenwirrnis grauenhafter Art, suchten Sie Ihren Weg. Sie hielten sich auf dem Pfad, den die Deutschen C. D. Friedrich, L. Richter und M. v. Schwind getreten hatten, mit ihrer hilflosen Kunstgebärde den Brüdern

zuwinkend: Hier müßt ihr entlang! Es ist Ihnen zum Fehler gerechnet worden.

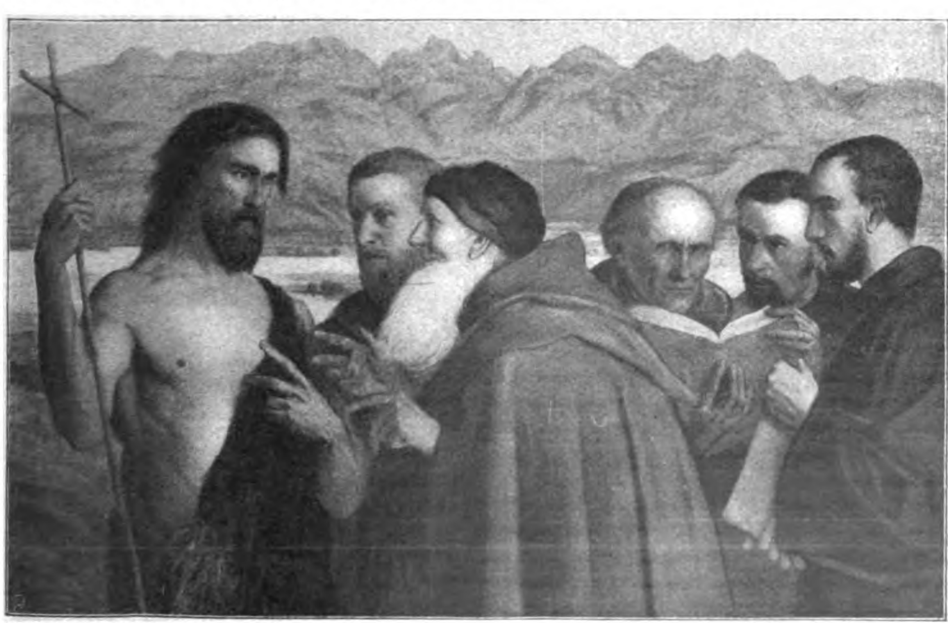
Wer kannte denn den Weg durch diese Zeit, in der die sündigen Riesenleiber der neuzeitlichen Städte sich aufreckten über dem stillen Land? Und in ihrem Qualm und Brodem, in ihren Lastern und Lügen, wer außer Ihnen ist begnadet worden, so rein zu bleiben und die Geschichte des Herrn in so wahrer Form zu malen aus tiefem Glauben, der Ihnen so natürlich war wie der Flamme das Leuchten? Mehr als einmal sind Sie ausgeglitten und gefallen auf diesem Wege, auf dem jeder Schritt, den Sie machten, der Zeit entgegen ging, jeder Fußbreit vorwärts hart und schwer innerlich errungen werden mußte. Sie vermieden es nicht, von dem Mißlingen zu sprechen. »Es ist mir ja oft,« so haben Sie mir geschrieben, »als müßte ich noch das Beste sagen, als wäre mir allzu viel mißglückt, als wären es überall Anfänge, die noch vollendet werden müßten.« Und trotzdem, das Unmögliche haben Sie hier vollbracht — auch wenn die Zeitungen es nicht bescheinigen.

Dort aber, wo Sie um sich noch Halt und Stütze, Wegweisung und Handreichung erfuhren vom mitstrebenden Geschlecht, sind Sie ein Meister aller Meister gewesen.

Die große Angelegenheit der Zeit war die Landschaft. Neben feinschmeckerischem Auskosten ungewohnter Reize einer kühl betrachteten, entgotteten Natur auch leidenschaftliche, höchste Empfänglichkeit dieser kranken, so gereizten Zeit. Die Kunst galt als eine Sache der Netzhaut und des Handgelenks. Sie aber schrieben: »Mich verlangt nicht nach ästhetischer Wertschätzung. — Der Krieg vertreibt das alles.«

Da waren Meister aller Arten. Einsam blieben Sie unter Ihren Weggenossen. Keiner Ihnen gleich. Kräftigere als Sie, gewiß. War aber nicht der milde, sanfte Johannes seines Herrn Lieblingsjünger? Eine Johannesnatur waren Sie. Gibt es eine Landschaft von Ihnen, durch die nicht der Fuß des Herrn hindurchgeschritten und auf der der Glanz seines Angesichts nicht haftengeblieben wäre?

Wie sagten Sie mir doch vom Krankenbett her: »Wir sind jetzt eingehüllt in großen Reichtum und große Armut, und es ist, als gehörte uns alles. Es sind wie letzte Dinge, die man schnell sagen muß, sonst verlöschen sie. So unendliche Freude, so viel tiefe Trauer um uns. Ich weiß nicht, ob ich lebe oder ob ich sterbe ... So schön ist der Winter, der doch nichts weiter ist wie ein wunderbarer Frühling ... Mir ist, als hätte ich heute ein Stück Frühling in mir, so macht es uns wirr in Güte. Alles werde nun froh.«



Wilhelm Steinhausen: Johannes der Täufer



Wilhelm Steinhausen: Die Quelle

Bei Wilhelm Steinhausen

Von Friedrich Düsel

Als ich ihn zum erstenmal aufsuchte — es mag fünfzehn, auch sechzehn Jahre her sein —, hatte ich einen seltsamen Wegweiser. »Wolfgangstraß'? Da gehe Se nur da dem Baam noch! Da, wo 'r um de Eck numgeht, is de Wolfgangstraß'.« In der Tat: vor mir her rollte auf einem kunstvoll konstruierten niedrigen Gefährt ein riesiger Eukalyptus samt Wurzelgeflecht und Erdballen. Die Frankfurter waren eben dabei, ihren Botanischen Garten umzupflanzen, und dieses besonders kostbare Exemplar sollte durchaus erhalten werden; darum bereitete man ihm den freilich etwas schneckenartigen Triumphzug durch die Bockenheimer Vorstadt. Und die Anwohner standen in ihren Vorgärten und sahen dem seltsamen Schauspiel zu.

Auch Meister Steinhausen mit Frau und Tochter. Ich erkannte ihn gleich nach seinen Selbstbildnissen und nach dem Bild, das Thoma von ihm gemalt hat. Um eine Gesprächsanknüpfung brauchten wir nun nicht verlegen zu sein; der wandernde Eukalyptus übernahm, was sonst das Wetter zu besorgen pflegt.*

* In diese meine Erinnerungen ist manches verwoben, was Steinhausen selbst vorher und nachher in seine Betrachtungen »Aus meinem Leben« (Berlin, Martin Warneck) niedergelegt hat; um so mehr hoffe ich, es steht kein Wort darin, das ihm und seinem Wesen fremd wäre.

»Meinen Sie, daß der da fortkommen wird, wo man ihn hinpflanzen wird?« Das war gleich eine Antwort auf die gerade in den Zeitungen erörterte Frage, ob Steinhausen Frankfurt verlassen und nach München oder Berlin übersiedeln werde. Ich glaubte für Berlin eine Lanze brechen zu müssen, als wir ins Haus, ein behagliches bürgerliches Landhäuschen, getreten und auf zierlicher Treppe ins Atelier hinaufgestiegen waren.

»Nein,« wehrte Steinhausen ab, »mit Berlin bin ich für mein Leben fertig. Glauben Sie nicht, daß ich den Pulsschlag, der bei Ihnen herrscht, verachte! Ich bin Norddeutscher und werde den nie ganz verwinden. Und was Berlin angeht, ich habe schöne, fruchtbare Jahre dort verlebt. Cornelius lebte noch, und wenn ich morgens den weiten Weg von der Lützowstraße zur Akademie Unter den Linden machte, begegnete er mir wohl, ein kleiner alter Mann mit tief unter der mächtigen Stirn liegenden Augen, die ins Unergründliche zu dringen schienen. Freilich, mit seinen Nachfolgern an der Akademie sah es übel aus, und wir Jungen saßen recht zwischen zwei — Stilen: dem sterbenden Klassizismus und dem noch nicht geborenen Naturalismus. Mein Gott, was haben wir da im Schweiße unsers Angesichts nach Vorlagen und Gips alles herunterzeichnen müssen! Und doch meint ja wohl die Kritik heute noch, daß ich eigentlich nicht zeichnen könne?«

»Ja, Meister, aber sie sagt auch, daß Sie noch weniger malen könnten. Mit der Farbe seien Sie nie auf einen guten Fuß gekommen,« warf ich lachend ein.

Der Künstler lachte mit, wurde dann aber ernst und meinte: »Nun, wenn ich an meine Maleranfänge denke, schwer genug hat sie's mir gemacht, die Farbe. Ich weiß noch, wie der Schick, der Böcklinschüler, damals aus Italien zurückkam, und wie ich voller Staunen vor seinen Lasuren, seinen Über- und Untermalungen stand und ihn um sein wunderschönes Farbenspiel beneidete. Ich wußte, in den Akademiesälen konnte ich das nimmer lernen. Nun, da bin ich ins Freie gegangen. Von der Lützowstraße, wo ich mit meiner frühverwitweten Mutter wohnte, hatte ich's dahin gar nicht weit. Bei Schöneberg oder am Kurfürstendamm fing schon die Wildnis an. Das erste, was ich da aus freier Wahl gemalt habe, war eine Mondlandschaft — ein bezeichnender Anfang, nicht wahr? Denn noch heute jage ich den Wolken, der Sonne, dem Monde und den Sternen nach. Und es freut mich, wenn ich dann Menschen unter ihren Schutz oder ihren Glanz stellen kann. Aber von solchen poetischen Auffassungen wollte man damals so wenig wissen wie heute.«

»Für damals mag das gelten, für heute nicht mehr. Gerade dies Poetische, dies Beseelte, Jenseitige in Ihren Landschaften ist es, was Ihnen bei dem jungen Geschlecht so viel Liebe eingetragen hat.«

»Bin aber doch gerade darum immer einsam geblieben. Übrigens war zu Anfang der sechziger Jahre in Berlin die Romantik noch keineswegs ausgestorben. Nicht ich allein vertiefte mich gern in Novalis, Brentano, Arnim, Tieck und Jean Paul. In der Akademie las uns der Dichter und Kunstgelehrte Friedrich Eggers, ein Tunnelgenosse, mit seiner weichen singenden Stimme die rührende Geschichte von Nal und Damajanti vor, und in der Adventzeit wurden in der Akademie die Weihnachtstransparente vorgeführt, unter Begleitung des Domsängerchors ... Drei Jahre habe ich in Berlin studiert, dann zog's mich in die süddeutsche Ferne, nach Karlsruhe, wohin Lessing und Schrödter winkten, und woher der junge Anton von Werner als beider Schüler einen verführerischen Hauch von Jugend und Sicherheit brachte.«

Mittlerweile hatten wir eine Mappe mit Reisestudien des Zwanzigjährigen aufgeschlagen: die Burg Diez oder ein Stück davon ist mir in Erinnerung geblieben, weil sich daran — mag es auch nur ein Hof- oder Gefängnistor gewesen sein — bei aller jugendlichen Ungeschicklichkeit schon ein echt Steinhausenscher Zug erkennen ließ.

»In Karlsruhe«, fuhr Steinhausen fort, »mußte man die Künstler damals noch mit der Laterne suchen. Hatte man endlich ein paar gefunden, so sahen sie einen verdutzt an und fragten, was man hier suche, nun gar, wenn man aus Berlin käme. Statt zu Schrödter und Lessing, die gar keine Schüler annahmen, steckten sie mich zu Des Courdes und bestimmten mich zum Figurenmaler. Ich hätte mich da ziemlich verraten und verkauft gefühlt, wenn sich nicht Anton von Werner meiner angenommen hätte, zu dessen früher Klarheit, Tüchtigkeit und Strebsamkeit damals nicht bloß ich bewundernd aufblickte. Der Matador unter den Karlsruher Künstlern aber war Canon, der Lehrer Thomas und Trübners, oder, wie er eigentlich hieß, Herr von Straschiripka. Eine ebenso anziehende Persönlichkeit wie bedeutender Künstler. Eine ritterliche, phantastische Erscheinung, ein Angler und Jäger vor dem Herrn. Was nicht hinderte, daß er manchmal mit dem Wildbret etwas grausam umging. Ich hatte mir als Studienobjekt für ein Bild eine Taube erstanden, wußte aber mit dem trübselig im Käfig sitzenden Tiere nicht viel anzufangen. Da kam Canon in mein Atelier, drehte ihr den Hals um, spießte sie auf eine Nadel und hängte sie so freischwebend vor meiner Staffelei auf. Als Modell mochte sie nun wohl besser ihre Schuldigkeit tun; mir aber verging vor dem Kadaver die Lust zum Malen. Lieber tummelte ich mich schon im Freien herum und suchte nach Naturanklängen für die Bilder, die ich träumend in mir trug. Aber erst in Maulbronn — sehen Sie, da sind noch einige Studien aus der Zeit — habe ich dann im Herbst 1868 Nennenswertes in Aquarell und Öl zustande gebracht: den Kreuzgang, das Innere der Kirche, Gehöfte, Mauern und Gärten. Ich glaube, ich dachte dabei an Mönchs- und Ritterbilder und dergleichen Märchenhaftes oder Romantisches. Was Rechtes ist aber nie daraus geworden. Mein Bruder Heinrich hat die Erinnerungen aus Maulbronn besser zu nutzen verstanden, wie seine mittelalterliche Klostergeschichte ‚Irmela' beweist, die ich dann später illustriert habe. Besser schon ging's mir in der Schweiz, wo ich, als Gast im Elternhause eines Mitschülers, zuerst wirkliche Berge sah und wochenlang ganz mit Sennen und Hirten lebte. Erst kürzlich noch habe ich für die zwei großen Wandbilder der Hospitalkirche in Stuttgart Studien aus jener glücklichen Ferienzeit benutzen können, ebenso wie die ornamentalen Pflanzenstudien, die ich dann, wieder daheim, auf Wanderungen im Albtal mit meinem spanischen Malerfreunde Alez machte.

Und nun« — Steinhausen nahm ein altmodisches abgegriffenes Buch aus dem Regal —, »da sehen Sie mein erstes an die Öffentlichkeit gekommenes Opuskulum! Der Verlag Grote in Berlin hat es 1872 herausgegeben: Die Geburt unsers Herrn nach siebenbürgischen Weihnachts-

spielen, mit Bildern und Zeichnungen von mir. Das ist dann wohl der erste echte Steinhausen, wenn auch auf Krücken in die Welt gehumpelt, und mich dünkt, ich brauch' mich seiner noch heute nicht zu schämen. Ich habe da doch wohl das eigentliche Heimatland meiner Kunst betreten, obwohl ich bald nachher, mit dem Michel-Beer-Preis in der Tasche, auch durchs Land Italien gewandert oder eigentlich — denn ich wußte noch nicht, was mir frommte — gerannt bin. Meine künstlerische Entwicklung ist immer langsam, immer im Zickzack gegangen. Aber die ersten wahren Empfindungen habe ich doch festgehalten als ein kostbares Erbteil, eine Quelle, aus der ich immer wieder Gesundheit trank. In Assisi war's, der Stadt des heiligen Franz und Giottos, wo ich mir des Deutschen in mir bewußt wurde. In Deutschland selbst wollte man damals wenig davon wissen. Eine Kunst, die das Innerste suchte, Größe, Reinheit, einfache Natürlichkeit, war zu Anfang der siebziger Jahre bei uns ein Aschenputtel hinterm Herde.

Es begannen meine Kampfjahre, schwere Jahre, in denen ich bei allem Hin und Her aber doch vorwärtskam. Auch die Jahre in München gehören dazu. Dort habe ich Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers illustriert, und in die Blätter ist viel bittersüßes Heim- und Liebesweh, viel fröhliche Wanderlust und fromme Naturandacht hineingezeichnet worden — eine kleine Chronika auch meines Lebens. Wieder also war die Poesie im Spiel. Aber ist sie nicht die Mutter aller Künste? Von meiner Kunst gewiß.«

Dabei ließen wir die Blätter der Chronika in all ihrer Zartheit, Innigkeit und Lieblichkeit noch einmal durch die Hand gleiten. Der Meister sah mein Entzücken und lächelte wieder: »Sprechen Sie's nur ruhig aus! Auch Ihnen erscheinen diese Jugendarbeiten, wie so vielen, besser als manches meiner sogenannten reifen Werke, zumal meiner großen Ölbilder.« — Ich sagte nicht nein, und so blätterten wir weiter.

Dazwischen diese und jene Frage, und immer willige, freundliche Antwort. »Meine literarischen Liebhabereien? Ja, ob mir die angeboren — Sie wissen ja, daß mein Bruder ein anerkannter Dichter ist — oder angeflogen sind, weiß ich nicht recht. Jedenfalls haben sie sich erst spät gemeldet. Noch in München, als ich mit Leuthold, Greif, Bayersdorfer, Du Prel verkehrte und eifrig mit ihnen über Fragen der Poesie, Ästhetik und Philosophie disputierte, hatte ich nicht den leisesten Versuch gemacht, Dichterisches in Worten auszudrücken. Wir Maler scheuten uns damals, in dieses Gebiet einzudringen, ja auch nur unsre Gedanken über Kunst etwa niederzuschreiben — später ist das anders geworden, auch bei mir. Und ich meine, seit wir wissen, was Feuerbach, Hildebrand und Thoma auch durch ihre Worte bewirkt haben, darf man es mit dem ‚Bilde, Künstler, rede nicht!' so genau nicht mehr nehmen. Greif mit seiner Gabe, in einen kleinen Ausschnitt das Gesehene und Erlebte, die ganze Fülle seelischer Empfindungen hineinzulegen, gab meiner Malerei in den Münchner Jahren Grund und Ziel, und sein Einfluß vertrug sich gut mit dem Jean Pauls, Brentanos und Hölderlins, die meine Lieblinge blieben, ja zu Türhütern meiner Malerei wurden. Sehen Sie,« und Steinhausen nahm ein kleines Bändchen in Goldschnitt vom Bücherbrett am Schreibtisch, »da ist noch die erste Auflage von Hölderlins Gedichten, die mir Bayersdorfer damals schenkte und in der ich zusammengefaßt alles das fand, was ich zu der Zeit an Wohlklang, Größe, Liebe und Sehnsucht empfand. Natürlich hat uns Jungen auch damals schon die uralte, nie zur Ruhe kommende Kunstfrage: Was oder Wie? die Köpfe warm gemacht. Thoma, mit dem ich manchmal zum Veltliner ging, war damals in seiner natürlichen Gegnerschaft zur Pilotyschule mehr für das Wie als das Was. Später hat auch er so gut wie ich gelernt, wie wichtig der Zusammenhang des Gesehenen mit seinem Gegenstand und unsrer Seele ist, und daher sind auch ihm die Erzählungen der Bibel, das Heilige der Überlieferung wertvoll geworden. Ja, mir scheint, man kann den Gegensatz zwischen Wie und Was auch anders ausdrücken, ihn ins Geistige und Seelische übersetzen. In der ganzen Zeit der siebziger Jahre herrschte eine Atmosphäre, in der man, jedem Geheimnis abhold, die Dinge nach dem sichtbaren Erfolg abschätzte, und damit gewann das Oberflächliche die Herrschaft. So wurden auch die Empfindungen für alle geheimen und zarten Regungen der Seele zurückgedrängt, und das Auge wurde stumpf für die unmittelbare Einwirkung der Natur. Das war, dünkt mich, der eigentliche Sinn der andern beiden feindlichen Schlagworte von damals: Atelier- und Freilichtmalerei. Auch das gewiß nur scheinbare, flüchtige Gegensätze. Aber es war doch für uns alle eine große Tat, als man die Ateliertüren und -fenster aufstieß und sagte: Seht, alles ist malbar! Verinnerlichung und Beseelung freilich, wie wir sie damals suchten, läßt sich dort wie hier gewinnen. Bei Schwind — seine Waldkapelle war mein Lieblingsbild —, bei Böcklin, dem frühen Lenbach und Hans von Marées, wie die Schackgalerie sie uns zeigte, fanden wir dafür unsre Helfer und Bundesgenossen. Aus ihnen stillte ich, damals ganz ohne Zusammenhang mit der christlichen Gemeinschaft oder auch nur dem warmen Familienleben, auch meine religiösen Bedürfnisse. Jedes Kunstwerk hat eine geheime Pforte; den Schlüssel dazu findet man nur im eignen sehnsüchtigen oder erinnerungsseligen Herzen. Alle Kunst ist

erwartungsvoll. Auch die Malerei ist nur eine Kunst vor der Tür. Der Unterschied zwischen Kunst und Kunst ist der Unterschied zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem. Freilich, Erbauliches beabsichtigen heißt die erbauliche Wirkung vereiteln; sie muß unwillkürlich aus dem Gegenstand hervordringen. Aber eine Kunst, die es verschmäht, erbaulich zu sein, die es verdächtigt als der Kunst fremd und schädigend, verdient selbst gering geachtet zu werden. Bald wird sie den Ernst und die Würde verlieren. Nur das über uns Stehende kann beglücken.«

»Ob jung, ob alt, das ist wohl gleich,
Ist nur das Ewige in deinem Bereich.«

»Doch wir geraten ins Literarische und Theoretische,« brach Steinhausen, der mein Zitat aus seinen »Erinnerungen« wohl wiedererkannte, diesen Gedankengang ab. »Lassen Sie uns lieber zu den Mappen zurückkehren und weiter Bilder betrachten!«

»Ja, aber glauben Sie, Meister, daß wir da dem Ewigen, das Sie doch überall gesucht und zu finden gewußt haben, entfliehen werden? Da, gleich das erste Bild, das uns begegnet! Im himmlischen Garten: der Herr Jesus, der ein Kindlein auf den Armen trägt, Engel und Engelein, die die Bäume betreuen, den Rasen und die Blumen pflegen, am Springbrunnen spielen, und die Menschlein, die sich auf den Steigen ergehen — was steht da am untern Rande zu lesen: ‚Wenn der Winter ausgeschneiet, tritt der schöne Sommer ein. Also wird auch nach der Pein, wer's erwarten kann, erfreuet. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit.' Und überall das Unvergängliche, Ewige, wie es durch das Irdische, das deshalb nicht verachtet, nur verklärt wird, hindurchscheint: der Sonnenregen, der sich über die blühenden Büsche ergießt; der Frühling, der die liebe Erde mit roten Rosen besteckt und mit güldenen Tüchern bedeckt; der goldene Himmel, die purpurnen Wolken im Abendglühen; die Vögel, die sich nach dem Meere sehnen, in dem hellen Äther ihre Flügel dehnen; die Körnlein, die in der Ackerkrume keimen; die Ähren, die im goldnen Glanze reifen; die Lerche, die sich ins Blau emporschwingt; die stäubenden Blüten, die lockenden Glocken aus dem Walde: komm bald, komm bald! — sie alle singen die eine Melodie, predigen die eine Weisheit.«

»Sie mögen recht haben. Wem, wie mir 1876, selbst auf Rügen an der Seite Friedrich Geselschaps ein Stück Meer, Düne und Eichwald zur religiösen Landschaft (Christus und die Samariterin) wurde, für den war wohl das Gesetz, nach dem er angetreten, sein wahres Ich, dem er nicht entfliehen kann. Auf Rügen oder vielmehr auf der Heimreise in der Postkutsche bekam ich dann auch meine Berufung nach Frankfurt. Während ich oben auf dem Verdeck saß, machte drinnen der Frankfurter Architekt Ravenstein meinem Reisegefährten Geselschap den Antrag, seine neuen Villen auszumalen. Geselschap wollte nicht, empfahl mich statt seiner, und so bin ich nach Frankfurt gekommen und dort geblieben ... Die Stadt Philipp Speners hatte ihre Tradition auch in der religiösen Kunst. Vom Städelschen Institut hatte einst Overbeck den Auftrag zu seinem Magnifikat der Künste erhalten, hier hatte Philipp Veit sein Lehramt ausgeübt und das Gemälde ‚Die Einführung der Kunst durch das Christentum' geschaffen, und in den sechziger Jahren war Eduard Steinle, der Meister der Fresken im Kölner Domchor, das anerkannte Haupt der religiösen Schule in Frankfurt. Meine Frankfurter Aufträge waren nun freilich zunächst mehr weltlicher Art: die vier Jahreszeiten für einen Salon, den Sommernachtstraum für ein Treppenhaus, die rosenfingrige Eos in Sgraffito für eine Fassade. Daneben aber von Anfang an auch biblische Vorwürfe, religiöse Volksblätter aus der heiligen Geschichte in Feder- oder Steinzeichnung, ein Gemälde ‚Christus und die Müßigen am Markte' — ich glaube, da nahm mich noch einmal die Antike beim Schopfe.«

»Aber dann — das zeigen die Blätter der Mappe — muß doch bald die stille, innige Freude an deutscher Hauskunst, wie Ludwig Richter sie pflegte, über Sie gekommen sein.«

»Ja, bald nach meiner Verheiratung im Jahre 1880. Diese Federzeichnung hier stellt symbolisch den Einzug meiner jungen Frau in unser Heim dar. So flogen wirklich vor ihrem reinigenden Besen die Motten, Schnaken und Eulen der Junggesellenwirtschaft davon, und einkehrte die Ordnung, die segenreiche Himmelstochter. Das Blatt ist nur der Vorläufer einer langen Reihe ähnlicher häuslicher Darstellungen des Familienglücks und auch wohl der Familiensorge aus der Enge und Stille des Hauses. In 37 ‚Handzeichnungen mit der Feder' habe ich sie in Mappenform gesammelt. Selbständige Blätter und Bilder wie ‚Mutter und Kind' und ‚Das Kinderparadies', Dankopfer sozusagen des beglückten Ehemanns und Vaters, schließen sich an. Was Sie an der Atelierwand vor sich sehen, der Karton ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen', war ursprünglich für eine Taufkapelle bestimmt, wurde aber seiner profanen Alltäglichkeit, seiner nicht stilgerechten Bürgergewandung wegen abgelehnt. Ja, die Kirche war manchmal mit Blindheit geschlagen, wenn die Kunst ihr helfen wollte, die Brücke zum Leben und zur Gegenwart zu schlagen. Und doch sollte sie zuerst wissen, daß das tiefste Bedürfnis der Seele Wahrheit, nicht Schönheit ist. Auch die ‚Deutsche Weihnacht' und die ‚Heiligen drei Könige', die ich Ihren Monatsheften gegeben habe, gehören

hierher. Aber auch weltliche Märchen habe ich meinen Kindern damals mit Stift und Feder und Holzschnitt erzählt, z. B. wie es Schneewittchen bei den Zwergen erging, und daraus ließe sich wohl heute noch der jetzt so begehrte künstlerische Bildschmuck für Schulen und Kinderhorte gewinnen. Jedenfalls haben meine Kinder mein Schneewittchen nicht ‚zu häßlich' gefunden, wie einst die Berliner Kunstkommission. Auch meine Familienporträte verdanken ihr Entstehen diesen ersten Ehejahren, in denen ich mich so glücklich beschied.«

»Doch haben Sie darüber, scheint mir, auch damals schon nicht das Geistige vergessen. Geistiges zu sehen, ist unser tiefstes Verlangen — dies Wort von Ihnen lese ich aus dem Gemälde ‚Christus und die Griechen' und noch aus manchem andern dieser und späterer Zeit. Und auch Ihre großzügigen Fresken an dem Bavaria-Bau in Frankfurt sowie Ihre vier evangelischen Heiligen, den Schächer am Kreuz, den Zachäus, Maria Magdalene und das kananäische Weib, sollten Sie nicht vergessen.«

»Ich weiß wohl, die Liebe zum Kleinen ist der Schlüssel zum Großen, und wer das Große kennt, weiß auch das Kleine zu lieben. Aber mein eigentliches monumentales Schaffen, wenn das große Wort erlaubt ist, fällt doch erst in die neunziger Jahre. Wenn Sie nach Wernigerode kommen, sehen Sie sich im Sankt-Theobaldi-Stift mein in lebensgroßen Gestalten gehaltenes Wandgemälde ‚Kommet her zu mir!' mit dem Kreuzigungs- und dem Gastmahlbilde an. Da hab' ich die Erlösung des Einzelnen in Christo wohl wirklich geistig darzustellen gesucht. Der große strenge Däne Kierkegaard war mein Geburtshelfer dabei.«

»Ich erinnere mich, was Herman Grimm darüber sagt: es gehöre zum religiös Tiefsten, was die neuere Kunst geleistet hat, es rücke das Ereignis uns nah und doch wieder fern. Eine symbolische Szene in handgreiflichen Gestalten.«

»Ein andres meiner monumentalen Werke ist an noch entlegenerem Orte verborgen. Das sind die ‚Sieben Werke der Barmherzigkeit' in der Grabkirche zu St. Veit bei Wien, um die Mitte der neunziger Jahre entstanden im Auftrage des Grafen Lanckoronski. Die Skizzen dazu wenigstens sollen Sie sehen, wenn auch nachher alles ganz anders geworden ist. Ich meine, dort habe ich mich als Landschafter wiedergefunden, und dieser erwachten Liebe bin ich dann treu geblieben, ohne — wofür wohl zur Genüge meine sieben biblischen Gleichnisse in Kreidezeichnung, mein ‚Nikodemus' und meine fünfteilige Bergpredigt in der Aula des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. M. zeugen — die Liebe zur religiösen Kunst aufzugeben. Naturbeseelung blieb auch hier meine Losung; poetisch-deutsche Naturbeseelung, wie sie Uhland und Mörike haben. Die Malerei ist ja die Aufzeichnung eines Wechselgesprächs zwischen der Seele und der Natur. Erst die Umgebung von St. Veit über der breiten Donauebene hat mir den Sinn für die reine Landschaft geweckt. Im Taunus, Spessart und Odenwald habe ich sie zu vertiefen gesucht. Wasser und Wellen sind wahr gemalt, nicht wenn ihre Farbe getroffen ist, sondern wenn wir ihr Rauschen im Bilde vernehmen; der rötliche Herbstbaum, wenn er vom Scheiden spricht und von der Schönheit im Scheiden. Es ist die Poesie des deutschen Liedes, zu der meine Landschaften hinwollen. Die Malerei, der die Poesie etwas ins Ohr flüstert: das habe ich einmal auf ein Gedenk- und Ehrenblatt für Thoma gemalt. Es ist ungefähr mein Glaubensbekenntnis.«

»Martin Greif hat also gut getroffen, was Ihr Tiefstes und Eigenstes ist, als er unter Ihr Gemälde ‚Gottes Herrlichkeit' die Verse schrieb:

Lockt es andre, Gottes Welt
Farbenreich zu schildern,
Steigt verklärt das Himmelszelt
Auf in deinen Bildern.

Daß die Kunst von oben stammt,
Lassen sie uns ahnen:
An das Licht, das niederflammt,
Fromm sie uns gemahnen.« — —

Damit schieden wir. Aber seitdem war Wilhelm Steinhausen ein häufiger, immer mit Dank und Ehren empfangener Gast in unsern Monatsheften. Niemals klopfte ich vergebens bei ihm an, wenn ich meinte, man müsse den Lesern — meist zu den hohen Festen — wieder etwas von ihm zeigen.

Jetzt ist der Schöpfer all dieser Werke in das Land hinübergegangen, um das so oft schon zu Lebzeiten seine Sehnsucht schwebte. Und wir denken an das Wort, das er in einem seiner Frankfurter Vorträge sprach: »Ja, vielleicht wenn der Tod die zerstörenden Lichter des Tages verdunkelt und ausgelöscht, werden wir die ersehnten Vorstellungen, die Erdenbilder der Kunst, in vollendeter Gestalt sehen ... Das irdische Kleid war ja auch von Gott und empfing seinen Segen. Er schuf es, so wird er es nicht für ewig vernichten, sondern zur Herrlichkeit umwandeln: rein, unbefleckt, unsträflich. Ach, wenn die Kunst noch solchen Dienst im Tode und im Sterben übte — ihren höchsten Dienst und ihren letzten! Den letzten, denn in der Vollendung, im Reich der ewigen Seligkeit kennt man die Kunst nicht mehr. Da ist alles Licht, alles Wahrheit; wir brauchen den Trost des Scheins nicht mehr.«

Schattenrisse aus der Musikgeschichte

Von Erika Rickton

Von dem sich stetig erhöhenden Gelände unsrer musikwissenschaftlichen Forschung aus verfolgen wir den blasser werdenden Entwicklungsfaden der Geschichte bis in das graue Dunkel der Vorwelt hinein.

Ehrwürdige Hieroglyphen überlassen unsrer Phantasie, das Musikleben der asiatischen Kulturvölker in seinen Anfängen auszuspinnen; der trockene Gelehrtenverstand der Chinesen, die üppige, alle Farben durchlaufende Melodienpracht indischer Völker erscheinen uns schon in den Lehrmeistern unsrer griechischen Kulturvorfahren, den Ägyptern, vereint. Das klassische Erbe haben die jungen Germanen in vielen Jahrhunderten erst in sich aufnehmen können; doch wie in der Sonne des Südens die bildende Kunst zu ihrer höchsten Reife gelangte, so feierte die innerliche Welt der Musik in den dunklen Hallen des kalten Nordens ihre Befreiung vom Wort und damit auch von den Fesseln, die ihrer Entfaltung zu räumlich-mehrstimmiger und farbig-harmonischer Wirkung hinderlich waren.

Wir sehen dieses langsame Wachstum heute nur noch in großen Linien und Umrissen; es knüpft sich an keine Namen, die uns persönlich vertraut sind. So überlebten auch das Nibelungenlied und die Gudrun ihre heute vergessenen Verfasser. Vom Augenblick an, da Palestrina die überlieferte Musik der Jahrhunderte von ihren Schlacken befreite und Deutschland den Druck des Dreißigjährigen Krieges von sich abzuschütteln begann, da in seinen stillen protestantischen Kirchen gläubige Organisten das klingende Gralgefäß hüteten, reifte die Tonkunst ihren Früchten entgegen. Noch Heinrich Schütz hatte Kriegsnot den Eingang zu der Unsterblichen Tempel verwehrt. In Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach aber schenkte Deutschland der Welt die ersten namhaften, zugleich auch die größten Meister mehrstimmigen Klanges.

Die beiden gigantischen Tonbaumeister lebten schon um die Wende der neuen harmonischen Zeit, und nur dem objektiv gestaltenden Händel, der plastische Bühnenfiguren in Tönen erschuf, gelang es, der Modegöttin zum Trotz, sich nach bewegtem Wanderleben in England den Kranz zu erkämpfen. Bach schaffte, auf Thüringen still beschränkt, von innen heraus mit dem Herzen und hinterließ eine hungernde Witwe und ein vergessenes Grab. Hundert Jahre später hat dann die erwachende Nachwelt den ernsten Meister verstanden, und heute noch fluten aus jener Zeit die Klänge des Messias und der Matthäuspassion in ihrer unsterblichen Größe zu uns hinüber, während die vielgefeierten Hasse und Graun sich im Grabe ungestört von den Huldigungen der Mitwelt ausruhen können.

Die Mehrstimmigkeit war der natürliche Abschluß der gesamten Musikentwicklung gewesen, wie ihn die Renaissance für die bildenden Künste bedeutet. Was nachfolgt, sind Seitenwege, die zu neuen Entdeckungen führen und so das vorhandene Reich noch verbreitern können. Das Ende des neuen harmonischen Seitenweges beleuchtete uns das Dreigestirn Haydn, Mozart und Beethoven, und seine Einbeziehung in das von Bach und Händel geschaffene Reich wurde und wird noch heute langsam erwirkt. Die Vorläufer dieses Dreigestirns, auf das sich Haydn beruft, waren Bachs Söhne: Wilhelm Friedemann, der geniale fahrende Sänger, der nach des Vaters Ausspruch ihn selber noch übertreffen sollte, aber den Halt des Ehrgeizes nicht besaß, und Philipp Emanuel, der seßhafte Kammervirtuos Friedrichs des Großen. Alle andern Gestirne, die einst am Himmel des Rokoko und Empire ihre Kreise zogen, sind heute verblaßt; so der biedere Zelter, dessen urwüchsige Kraft sich die Freundschaft Goethes errang; so der begabtere Reichardt, dessen Vertonungen Goethischer Lieder aus diesem Grunde hinter denen seines Kollegen zurückstehen mußten, während die Nachwelt Schubert den Kranz erteilte. Als das Dreigestirn unsrer Klassiker aufzuleuchten begann, standen sich fast unüberbrückbar die ernste Kirchenmusik der norddeutschen Protestanten und der blühende Überschwang italienischer Melodienpracht gegenüber. Der geographische Mittelpunkt zwischen den beiden Kunststätten, Wien, sollte die Gegensätze vereinen; hier schlossen die Schönheit reiner Empfindung und die Tiefe erhabener Gedanken ihren klassischen Bund.

Der urgesunde und kerndeutsche Haydn, der keine seiner Kompositionen ohne Gebet begann, reifte im sechzigsten Lebensjahre erst seinen Meisterwerken, der »Schöpfung« und den »Jahreszeiten«, entgegen, während Mozart, die Verkörperung des graziösen Rokoko, fieberhaft seine Seele verschwendete, ehe der frühe Tod sie dem Körper entführte. Als zarter Knabe schon zwischen rastloser Arbeit und schnell errungenen Triumphen sein Tagewerk teilend, als Mann oft der nackten Not und dem Hunger ausgeliefert, streckte er sich kurz vor dem sorglosen Ziel, das ihm die »Zauberflöte« erschlossen, ermattet zum ewigen Schlummer aus. Zu lange schon hatte der darbende Körper sich eine außerirdische Welt majestätischer Schönheit in Klängen erbaut, die er der Nachwelt vermachte, daß sie ihr ebenso zum Trost und zur Freude gereiche wie ihm.

Stiller, schwerer, durchdrungen von seiner hohen Mission, mit dem stechenden Blick unter der drückenden Stirn, gesellt sich Beethoven an

die Seite der beiden friedenspendenden unsterblichen Meister. Die Revolution seiner Zeit tobte gewaltig in der verschlossenen Seele, die alles in Tönen verklärte, dann am schönsten, als sie das irdische Ohr nicht mehr aufzunehmen vermochte. Kampf von der ersten bis zur letzten Seite stürmt uns entgegen, Kampf gegen das Schicksal, in einer Klaviersonate, in einer Symphonie für Orchester. Er, der nur gute Menschen ehrte und liebte, hat diesen Kampf zu ethischer Wirkung geadelt. Keine dauernde Liebe fand er auf Erden, der seine Ergänzung ersehnte, um nicht sich selber lieben zu müssen — und so blieb ihm als einziger Lichtblick in seinem schwer überschatteten Leben das Bewußtsein seiner Unsterblichkeit.

Ehe der große Beethoven während eines Märzgewitters verschied, sprach er auf seinem Sterbebette die berühmt gewordenen Worte: »Wahrlich, in dem Schubert lebt der göttliche Funke!« Ihm, dem sie galten, der den ertaubten Titanen nur aus der Ferne anzubeten gewagt, war auch kein freundliches Dasein beschieden. Kaum, daß er seinen Erfolg noch erlebte, den ihm der Freundeskreis eingeleitet hatte. Und doch begann dieser unsterblichste Liedermeister die Reihe seiner dem Volksherzen abgelauschten Gesänge im frühen Alter von siebzehn Jahren, als er in einem Zuge den düsteren »Erlkönig« und das liebliche »Heidenröslein« zum Leben erweckte, die Reihe, die er mit seinen Schwanenliedern, der »Winterreise«, gekrönt, von denen er ahnte, daß sie sein größtes Vermächtnis umschlossen.

Weniger von verzehrender Originalität als von weitsichtiger, selbstloser Tätigkeit ist Mendelssohns Leben erfüllt. Seine formsicheren »Lieder ohne Worte« erschließen uns den Zauber seiner Persönlichkeit, der einst einen Goethe entzückte und sich u. a. in der Wiedererweckung des alten Bach auswirkte. Wir begreifen, daß es dem weit genialeren Schumann nicht schwerfallen konnte, sich solcher Persönlichkeit, selbst der Begabung nach, unterzuordnen. Das seine Werke durchklingende weiche Gemüt deutet oft ahnungsvoll seinen späteren Untergang an.

Die Schlag auf Schlag erfolgten Großtaten deutscher Musik ließen allmählich auch andre Kulturvölker wieder zu Atem gelangen. Die jüngsten von ihnen begannen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre ersten Vertreter zu stellen. Am stärksten ist wohl der feinnervige Klaviermeister Chopin Gemeingut aller Nationen geworden. Aus dem Charakter seines Instruments heraus und der ihm eignen düsteren Slawennatur sind seine Werke geboren — dekadente Visionen einer in Grazie gelösten Schwermut. Die Slawen stellten noch Namen wie Rubinstein und Tschaikowsky auf den Weltplan internationaler Musik, die Tschechen Dvorak und Smetana, die Nordländer Grieg.

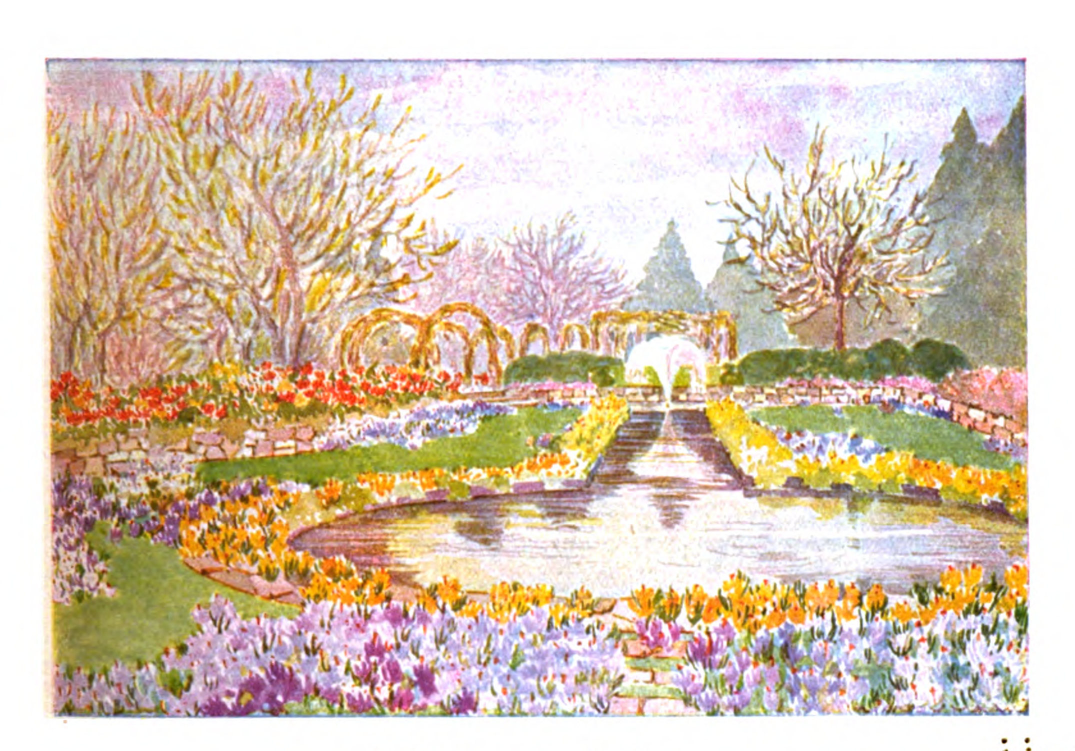
Nach Beethovens Tode blieb seinen Erben nur übrig, die Farben der Drei- und Vierklänge chromatisch zu tönen; die Form konnte nicht mehr erweitert, einzig zerbrochen werden. Das geschah im sogenannten Leitmotivstil, der die Architektonik der Symphonie zur symphonischen Dichtung umgoß. Bruckner schon strebte in uferloser Phantasie über die Grenzen hinaus, Brahms erschöpfte sein Innenleben noch im Umkreis der alten Mauern. Der neue Formstil, der im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung des Dramas steht, zwang sich den Genius Hugo Wolfs zum Apostel. Max Regers Sonderlingstum konzentrierte sich auf die Farben der Modulation. Und bestimmend in die Entwicklung der ferneren Tonkunst greift von neuem die Poesie ein.

Begegnung

Heute im Menschengewühl traf ich sie.
Ihr Blick drang mir wieder ins Herz,
Und die Erinnerung rauschte in meines Lebens Melodie.
Die Frühlingssonne warf den ersten Scherz
Des Jahres in ihre seidenbraunen Locken:
Vergessend hemmte ich den Schritt ...
Ich sah noch ferne ihren kleinen Fuß
Vor einem bunten Ladenfenster stocken —
Dann nahm des Alltags Strom mich wieder mit ...

Heute im Menschengewühl traf ich sie ...
Ihr Blick drang mir wieder ins Herz,
Und die Erinnerung rauschte
In meines Lebens Melodie.

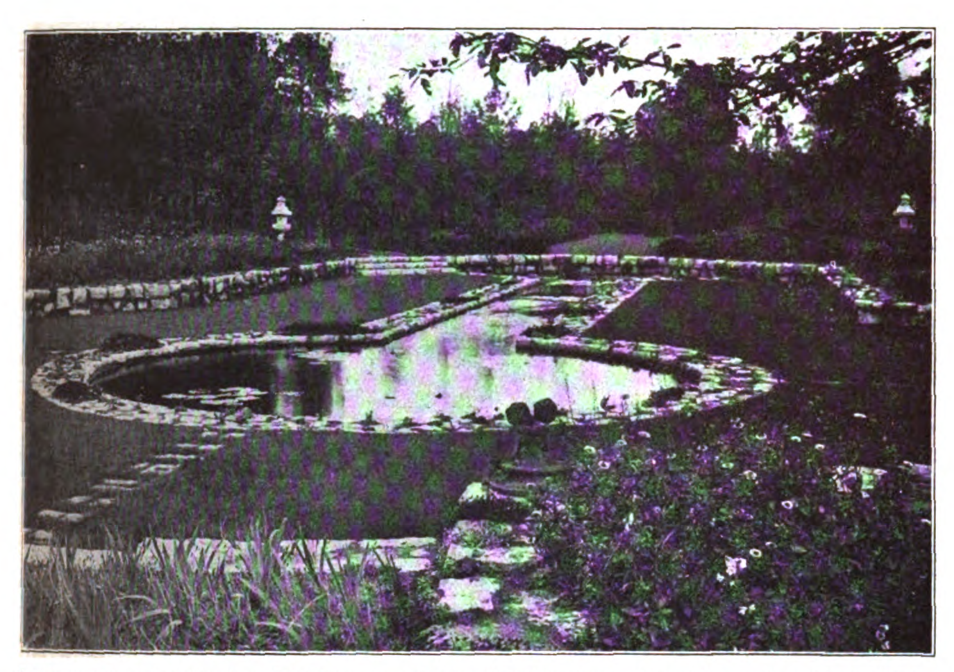
Karl-Heinz Kikisch



Frühlingserwachen im Garten

Entwurf und Aquarell von Harry Maaß (Lübeck)

Um



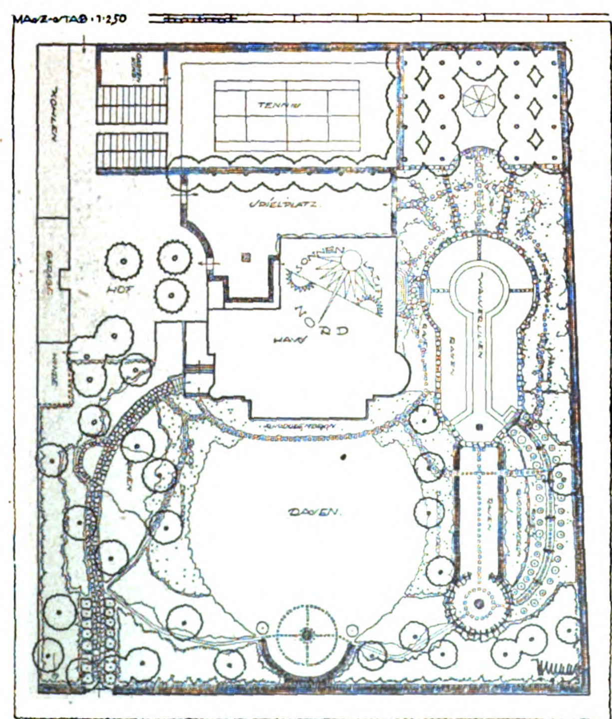
Abbild. 1. Ein mit blühenden Steinsäumen gefaßtes Wasserrosenbeet inmitten grüner Rasenflächen

Neue Gartenschönheit

Mit zwölf Abbildungen und einer Farbentafel aus Gärten nach Entwürfen von

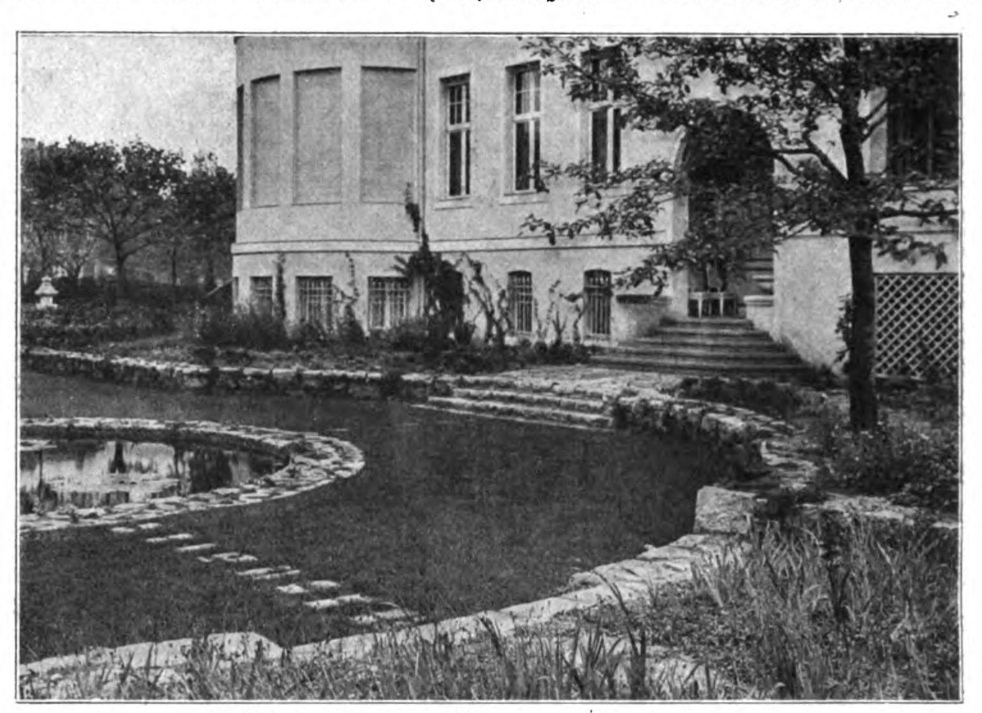
Harry Maaß (Lübeck)

Während beim Bau des Wohnhauses die Mitarbeit des Auftraggebers im allgemeinen gang und gäbe ist, und zwar in einer Form lebhafter Teilnahme an allem, was der Architekt plant und vornimmt, kann von einer Mitarbeit des Laien beim Planen seines eignen Gartens kaum die Rede sein. Und diese mangelnde Teilnahme des Besitzers ist das Verhängnis unsrer Gärten. Es ist wahrhaft erschreckend, zu beobachten, wie der gleiche Mensch, der sich innerhalb seiner vier Wände zwischen den Werken bedeutender Meister, zwischen Büchern und Musik und unter den auserwähltesten Gebrauchs-Kunstgegenständen bewegt, sich immer noch in einem Garten wohlzufühlen vermag, der einem Chaos gleicht, einem wüsten Durcheinander formlos zusammengereihter Blumen- und Baumwünsche; von jenen einmal gepflanzten und nie mehr gepflegten Gärten nicht zu sprechen, die modernen Trümmerstätten statt blumendurchwirkten sonnigen Erdenparadiesen gleichen.



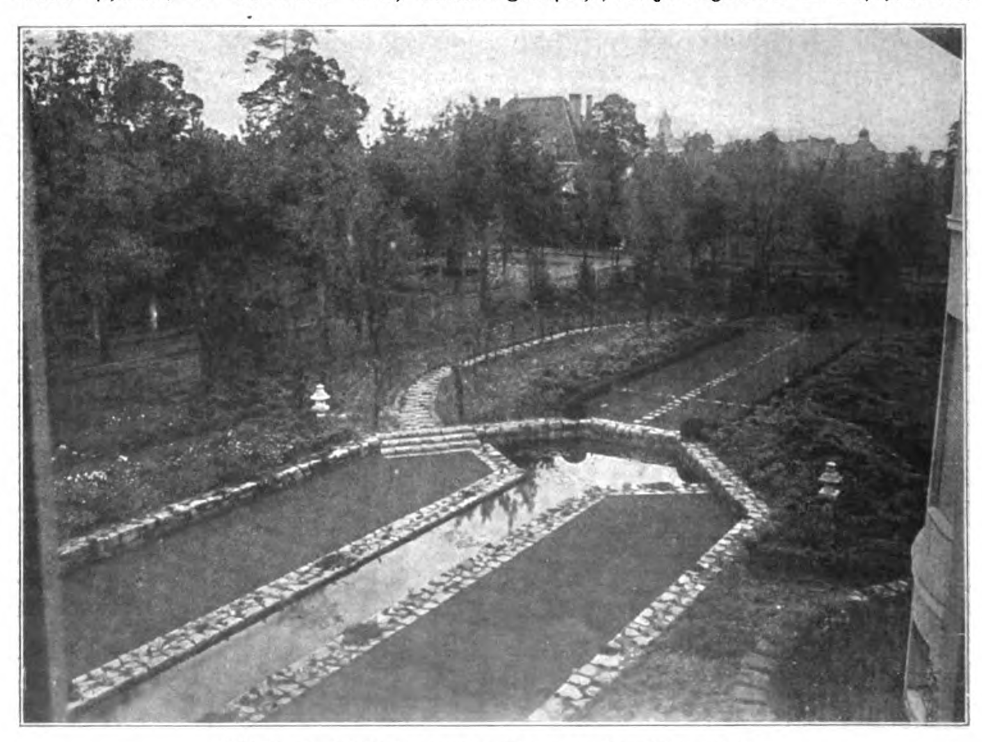
Abbild. 2. Der Plan eines neuen Gartens

Die schöne Gartenkunst hat es schwer, sich durchzusetzen, und es scheint,



Abbild. 3. Rasen und Blüten bis vor den Hauseingang

als sei das stärkste Bollwerk, an dem sie immer wieder scheitert, die Romantik. Noch immer steht der Garten im Bann der naturalistischen Zeitepoche, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts,



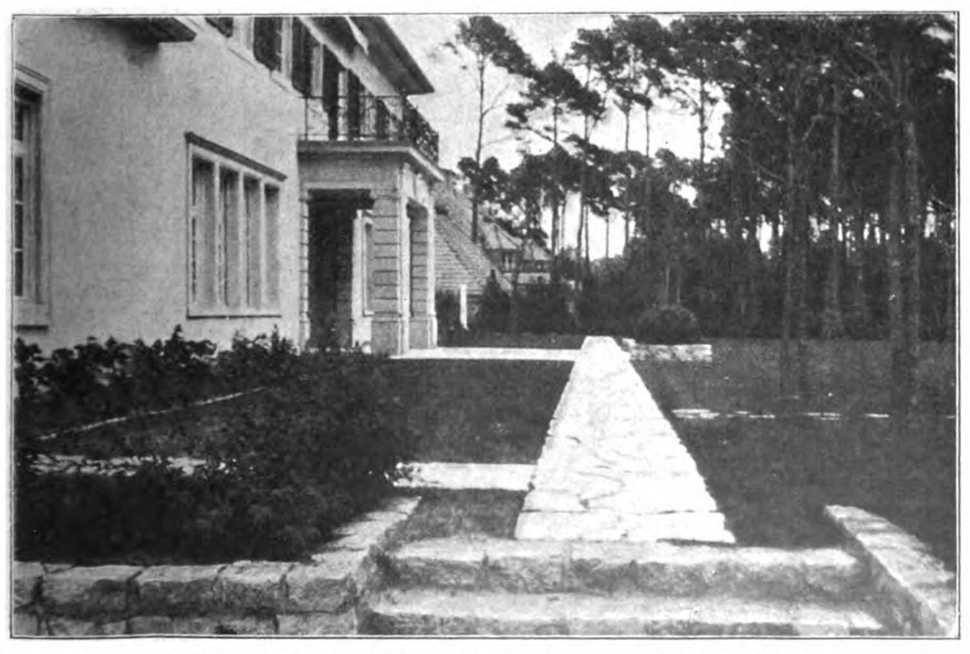
Abbild. 4. Statt trennender Kieswege Bruchsteinplatten



Abbild. 5. Der Wasserrundteil im Rasen vom ersten Stockwerk gesehen

als Rousseau die ganze europäische Welt in Flammen setzte, das große, der Menschheit angeborene Raumgefühl vernichtete.

Seit dieser Zeit ist aller Schöpferwille im Garten so gründlich erstarrt, daß es Mühe kostet, ihn wieder ins Leben zu rufen. Und das angesichts all der Seltsamkeiten und Kostbarkeiten an Blumenpflanzen, mit denen unermüdliche



Abbild. 6. Das Wohnhaus wie auf einem grünen Rasenteppich

Züchter-Forscher fortgesetzt die Menschen beschenken! Aber schließlich machen Blüten den schönen Garten ebensowenig wie rauschende Birken und plätschernde Wasser. Mangelnden Rhythmus in Fläche und Raum, Farben und Pflanzung vermögen weder die kostbarsten Blumen noch die seltensten Bäume und Sträucher zu ersetzen. Herrschender Rhythmus dagegen steigert alle Kostbarkeit an Form und Farbe der Blumen, alle Seltsamkeit strebender und schwebender Gehölze, all den geheimnisvollen Zauber kontrastierender Werte in Raum und Fläche, Haltung und Tönung. Rhythmus allein ist der Gefühl für das Werden und Vergehen der Gartenschönheit mit all ihren zeitläufig wechselnden Erscheinungen Voraussetzung beim Gartenschaffen ist.

Auf keinem Kunstgebiet sind die seelischen Vorgänge so ausschlaggebend für das Gelingen einer Schönheit wie im Gartenschaffen. Alle Fachkenntnisse züchterischer, technischer und botanischer Art können nicht ersetzen, was Mangel an Raum- und Farbengefühl versäumt hat. Wäre es anders, würden die tüchtigsten Gärtner die schönsten Gärten schaffen; doch dafür ist der Beweis bisher noch nicht erbracht. Kunstvolle



Abbild. 7. Frühlingsblüte auf den Terrassenmauern mit einem Badebecken

Zeugungsursprung aller Stimmungswerte auch im Garten, ja gerade in ihm, denn aus was für Kostbarkeiten so ein Garten gefügt werden kann, davon macht sich wohl der Tausendste aller Gartenbesitzer kaum eine Vorstellung. Haben doch selbst die, die es in erster Linie angeht, die Landschaftsgärtner, oft keinen Begriff davon.

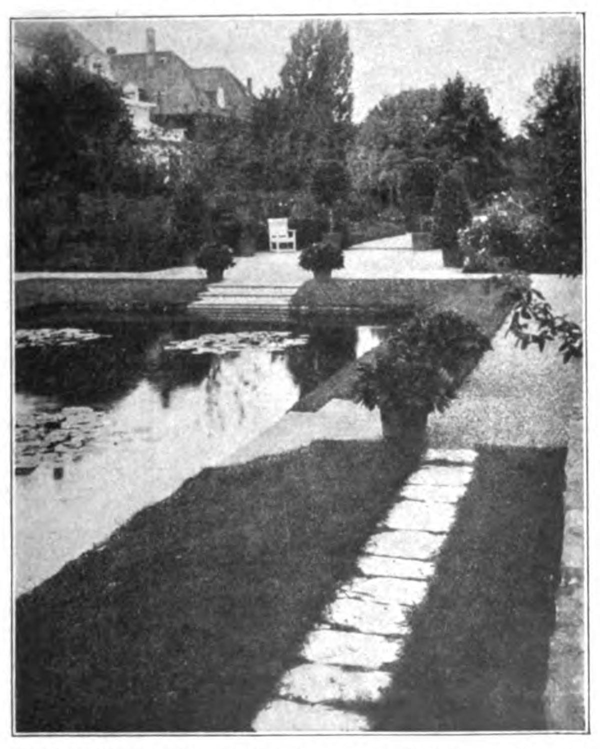
Möchten sich aber auch die Architekten, die sich seit einer Reihe von Jahren auf das Gebiet der Gartengestaltung gewagt haben, ohne ernste Erfolge für sich zu buchen, mit diesen Fragen einmal näher auseinandersetzen! Ich glaube, sie werden dann einsehen, daß es mit ein paar geraden Wegen und Hecken nicht getan ist, daß vielmehr tiefste Materialkenntnis neben feinstem Zusammenstellung kostbarster hochgezüchteter Blumen, die in den alten zur Genüge bekannten Teppichbeeten ihre schlimmsten Auswüchse zeitigten, geschickt zusammengepflanzte Gruppen seltenster und auserlesenster Gehölze bewirken noch nicht die Schönheit des Gartens. Ebensowenig aber vermag unbedingte Regelmäßigkeit in Wege- und Pflanzungsführung uns aus dem Gartenelend zu erlösen. Seit dem Ruf nach Regelmäßigkeit ist zum Verhängnis der naturalistischen Gesinnung etwas noch Schlimmeres hinzugekommen, das in eine Sackgasse zu drängen droht, und man weiß nicht, welches von beiden Übeln das größere ist. Schon bedient sich der weitaus größte Teil aller Landschaftsgärtner einer der vielen vorhandenen Scha-



Abbild. 8. Die Frühjahrsblütenpracht vor der Wohnterrasse

blonen, und die Teilnahmlosigkeit der Auftraggeber öffnet dieser neuen Gedankenlosigkeit Tür und Tor. Es ist daher erforderlich, beim Greifbaren, Faßbaren zu bleiben und zu versuchen, Klarheit darüber zu gewinnen, was denn eigentlich das zunächst Notwendige und was das Überflüssige ist.

Da ergibt sich zunächst ein Überschuß an Wegen und Wegeerweiterungen, ein Übelstand, der der Geschlossenheit des Ganzen von vornherein zuwiderläuft. Ihm kann deshalb nicht schnell und dringend ge-



Abbild. 9. Ein Badebecken in grüner Einfassung, die als Lagerstätte fürs Sonnenbad dient

nug begegnet werden. Als ob alles darauf ankäme, auf Kieswegen, die drei nebeneinander gehenden Personen Platz gewähren, an irgendeine Stelle des Gartens zu gelangen. Praktisch kommt dieses Zu-dritt-Spazierengehen kaum einmal vor, und wenn eine Gesellschaft sich plaudernd im Garten ergeht, wird sie auf dem Rasen wandelnd von Schönheit zu Schönheit kommen, wird den Rasen als Stätte geselligen Lagerns wählen und ebenso gut auf schmalen Wegen zum Gartenhaus

oder Sitzplatz gelangen, auf dem an schönen Tagen die Erfrischung gereicht und geplaudert wird. Wer einmal den Besuch des Gartens festlicher Tage sorgfältig kontrolliert, wird erstaunt sein, daß die dafür in Anspruch genommenen Stunden nur kleinste Bruchteile aller Stunden im Jahre bedeuten, und er wird sich des Wegeüberflusses plötzlich bewußt. Aber schon aus rein wirtschaftlichen Gründen würde die Wegefläche auf ein Mindestmaß zurückführen, wer sich ein einziges Mal die Mühe machte, über die Ausgaben für einzelne Gartenteile sorgfältig Buch zu führen. Er würde zu seinem Erstaunen gewahr werden, daß die meiste Zeit auf Pflege und Instandsetzung der Rasenkanten zu buchen ist. Von der jährlichen Kieserneuerung gar nicht zu sprechen. Dagegen spielen fünfzig oder hundert Geviertmeter Rasenfläche mehr zu schneiden keine Rolle, denn diese Arbeit des Mähers wird in der Regel unter Zuhilfenahme einer Maschine vollbracht. Bei Parkanlagen, zumal öffentlicher Natur, wird man breitere Wege nicht entbehren können, wenn auch in ihnen an Wegen auf Kosten andrer Einrichtungen allermeist noch des Guten zu viel geschieht. Immer wieder aber ist es der Park, der dem Hausgarten Modell stehen muß, und man hat noch immer nicht eingesehen, daß die Anwendung dieses Maßstabes ein verwegener Mißgriff ist, der sich in seinen Folgen schwer rächt.



Abbild. 10. Herbstlicher Zauber eines Heckengartens

Ein andrer Übelstand ist die übermäßige gedankenlose Anwendung von Gebüsch. Es gibt nichts Kläglicheres als dieses wahllose Zusammenballen verschiedenartigster Sträucher, die weder in Haltung noch Blütenwirkung einer solchen Bevorzugung würdig sind. Im jungen Stadium ihres Wachstums mögen sie dann und wann erfreuen; sobald aber das üppige Streben im neuvorbereiteten Boden beginnt, werden sie Karikaturen, denn die Engstellung beginnt ihnen lästig zu werden. Statt sich nach allen Seiten voll zu entwickeln, streben sie nach oben, weil sie, durch die Nachbarn beengt, sich in ihren unteren Teilen nicht zu entwickeln vermögen. Im Inneren einer solchen Gebüschgruppe beginnt Fäulnis und Tod, und schon nach wenigen Jahren muß der Gärtner die übermütigen Schosse amputieren, mit dem Erfolg, daß dieselbe Misere von neuem beginnt. Des Schneidens und Sägens ist kein Ende. Kein Wunder, wenn der Besitzer der ständigen Unterhaltungskosten müde wird. Womit eigentlich dieses Gartenbuschwerk seine Berechtigung erworben hat, weiß kein Mensch. Alles Zeichen für die noch immer im naturalistischen Gefühl wurzelnde Gartengesinnung, die durch Gedankenarmut und Gewohnheit zum trostlosen Zerrbild jener Zeitepoche wurde.

Man vermag gar nicht auszudenken, was bei halben Kosten da in unsern Gärten für eine Pracht geschaffen werden könnte. Denken wir doch nur einmal an die Schönheit einer frei entfalteten Syringe, eines Goldregens, eines Schneeballs oder einer Spiräe! Und wer einmal die Märchenpracht all der aus Japan stammenden weiß, rosig und rot blühenden Kirschbäumchen gesehen hat — wem ginge da nicht das Herz auf! Wir, die wir durch Geschäftssorgen verhetzt und entnervt umherlaufen, die wir unter der Knute unersprießlichen Gesellschaftslebens seufzen und unsre Kräfte vergeuden, würden uns durch Teilnahme an allem, was den Garten angeht, Lebensinhalt und wahrhaften Lebensgenuß, die reinsten und edelsten Freuden, erringen. Nun erleben wir aber jetzt gerade so etwas wie eine Neugeburt der Gartengesinnung; das Gartenleben hat sich aufgetan, die bewußte Hingabe an alles, was mit dem Garten und seinem Wesen zusammenhängt, ist erwacht.

Wenn auch noch still und schüchtern hie und da, aber die Gärten mehren sich, die unter lei-

denschaftlicher Teilnahme des Besitzers neu entstehen, und was wir mit besonderer Freude buchen müssen, ist die Tatsache, daß die Frau dabei Führerin ist. Die Frau wird die Trägerin einer neuen Gartengesinnung sein. Leise vollzieht sich hier eine Gesundung, die ich vorausahnte von dem Augenblick an, wo die Töchter gebildeter Stände zu Gärtnerinnen wurden, denn ihnen ist das Geheimnis aller Vorgänge im Pflanzenleben offenbar geworden. Das aber ist not, daß wir im Kern alle Wesensschönheit erkennen, wenn aus Gräsern, Blüten, Busch und Baum, aus Farbe, Fläche und Raum die echte Gartenschönheit werden soll.

Es ist kaum ein Jahr dahingegangen, da wurde der erste Spatenstich für die Neugeburt eines Landhausgartens getan, den ich den Lesern in den Abbildungen 1 bis 5 zeige. Vordem war der Garten mit Pflanzung überladen, und das Buschwerk war darin in einer Fülle angeordnet, daß man sich in dem verhältnismäßig eng bemessenen Garten kaum zurechtzufinden vermochte. In einem Garten darf aber die klare Orientierung ebenso wenig fehlen wie auf einem Gemälde, in einer Dichtung oder in einem Musikstück. Mangel an Orientierungsmöglichkeit ist immer ein Beweis für eine nicht gelungene Schöpfung.

Was uns an dem auf Seite 53 wiedergegebenen Plan (Abbild. 2) sofort auffällt, ist die Tatsache, daß in diesem Garten die üblichen Wege vermieden sind. Die Führung durch die Blumenherrlichkeiten übernehmen Bruchsteinplatten, die im Rasen verlegt sind, und in deren Lücken niedrige Polsterstauden mit leuchtender Blütenpracht wuchern. Andre schmale Wege sind mit Rasen belegt, der mit der Maschine kurz gehalten wird. Die Blumenpracht wächst über die Bruchsteinplatten mit dem Rasen bis an den Hauseingang heran (Abbild. 3). Man hat nirgends das Gefühl verlorener Ecken und Winkel, die bei noch so sorgfältiger Führung von Kieswegen nie ganz zu vermeiden sind. Ein Wasserbeet mit seltenen Wasserrosen in gelben, rosa und roten Blütentönungen führt aus einem Kreise in langgestreckter Form durch die Mitte des um wenige Stufen tiefer liegenden Rasenstücks (Abbild. 1), wo alsdann der Alpenrosenteil beginnt, der in einem von Rankrosen eingerahmten Rundteil endet (Abbild. 4).



Abbild. 11. Spätherbststimmung



Abbild. 12. Verschneiter Garten

Alle Mauern und Wasserbeeteinfassungen sind mit blühenden Polsterpflanzen durchwachsen. Den Anblick auf Abbild. 5, den der Beschauer aus dem ersten Stockwerk des Hauses genießt, zeigt, wie schon wenige Wochen nach der Pflanzung ein prächtiges Wachstum eingesetzt hat.

In den ersten Wonnen des Frühlings ist der Rasen übersät mit leuchtenden Farbflecken blühender Safrane; Tulpen, Blausterne, Hyazinthen und Narzissen sprießen ans Licht und blühen in bekannter Folge mit all den Köstlichkeiten zeitiger Staudenblüher. Man erlebt ein zauberhaftes Leuchten und Blühen von dieser Frühlingszeit an bis tief in den Herbst hinein. In dieses Blühen verweben sich die Gluten und Düfte der Rhododendren und Rosen, der lichten Glyzinen und sonnenverträumten Klematis, und an den Büschen haften die Trauben, Rispen und Dolden, die Bälle und Knöpfchen himmlisch zarter Blütengewirke. Ein Frühlingserwachen in diesem Garten soll die eingefügte Farbentafel zeigen (s. das Einschaltbild). Durch den Rhythmus in Fläche und Raum schlingt sich klar und versonnen die rhythmische Schönheit von Blüte, Strauch und Baum in Haltung, Färbung und Duft. In diese Schönheit fügen sich ohne Hemmung auch die sogenannten Gebrauchsteile eines Gartens ein, und es ist erfreulich, zu sehen, wie ohne Gefahr für die Wirkung des Ganzen Spielplatz und Tennisplatz eingeordnet wurden (Plan, Abbild. 2). Wer je vor der Frage der Eingliederung eines Tennisplatzes mit seinem hohen Umfriedigungsgitter gestanden hat, weiß von dem Kopfzerbrechen, das einer einwandfreien Lösung voranging. Der Tennisplatz, der nun einmal für jedes »besser situierte« Haus nicht fehlen darf — ich kenne freilich auch Fälle, wo er kaum einmal im Jahre benutzt wird —, wird immer ein Sorgenkind des Gartengestalters bleiben. Es wäre an der Zeit, diesem Problem durch liebevolles Nachdenken ernstlich zu begegnen.

Um dieselbe Zeit fast wurde ein Garten fertig, der sich durch regste Teilnahme der Hausfrau zu einem Stück vollendeter Gartenkunst gestaltete. Die Ruhe in der Gesamtdisposition ist von so eindringlicher Wirkung, daß sie jeden Laien überzeugen muß. Hier an dieser absoluten Neuschöpfung, aus der ich einen Teil (Abbild. 6) unmittelbar hinter dem Hause herausgreife, wird einem klar, daß jegliches Mehr an Pflanzung genügt hätte, diese innige Verschweißung der beiden Teile Haus und Garten ein für allemal zu vernichten. Man achte auf die Rasenfläche, auf der das formvollendete Bauwerk wie auf einem grünen Teppich zu stehen scheint. Man beachte ferner das Fehlen der üblichen Kieswege, die hier durch Bruchsteinplatten, die mit Rasen wie mit weichem grünem Mörtel verfugt erscheinen, ersetzt sind. Man achte auch auf den durch pfadbreite Rasenteilung, durch strebende Kiefernbestände und durch die überaus glückliche Fassadengliederung erzielten Rhythmus. Noch fehlt die Berankung an den Hauswänden. Wenn aber der Selbstklimmer im

Herbst sein Laub wie lobernde Feuergarben am Gebäude emporzüngeln läßt, wenn die Rosenhecken und Lindenbäume sich gelb färben, wenn die violetten Farben der Herbstastern auf den Rabatten unter den Fenstern leuchten und an den Kieferstämmen die roten Abendlichter haften, dann wird die schlichte Einfachheit zur erhabenen Schönheit.

Man zweifelt in Laienkreisen nicht selten an dem restlosen Gelingen einer Felsenpflanzschönheit. Ich weiß, daß mancher Versuch mißglückt ist aus Mangel an Erfahrung rein technischer Art, aber auch aus Mangel an Kenntnis der zu verwendenden Pflanzen und ihrer Lebensbedingungen — wie ja alles Ungewohnte zunächst auf Widerstände stößt, die dann nicht selten zur Passivität verleiten. Zwei Jahre war der Garten alt, als im jungen Frühling die ganze Pracht an den Mauern sich auftat (Abbildung 7 und 8). Dieses Quellen und Drängen junger Triebe nach den ersten warmen Sonnenstrahlen war von bezaubernder Pracht, und als dann nach lauen Regennächten eines Morgens die Düfte wach wurden und das Leuchten begann und das erste Insektenleben mit Bienensummen und auf bunten Schmetterlingsflügeln dahergeflattert kam, ging einem das Herz auf in Seligkeit, und die Nöte der Gegenwart zerrannen vor der himmlischen Schönheit wie Eis, das von Sonnenstrahlen getroffen wird.

Wer aus dem Fenster des Zimmers sieht oder auf der Hausterrasse steht, hat den Blick über fallende Terrassen zum Wasserbecken (Abbild. 7). Dem untenstehenden Betrachter aber baut sich ein Blumenring über den andern zur Hausterrasse auf. Wege sind auf die kleinstmögliche Breite gebracht. Sie führen ohne Hast in kleinen Windungen über bequeme Treppenstufen ab- und aufwärts an den köstlich blühenden und berauschend duftenden Blütenmäuerchen vorüber. Eine Welt, ein Rhythmus kleinen, kleinsten und lieblichsten Gartenlebens zu großer Linienführung zusammengefügt!

Wasser in sprudelnder, plätschernder Form als Wandbrunnen, Brunnenschalen mit Springstrahlen in allen nur erdenklichen Anwendungsmöglichkeiten haben seit alters her die Gärten in anmutigster und lieblichster Schönheit belebt. Der Phantasie des Künstlers sind hierbei keine Grenzen gesetzt, und wo diese lebensprudelnde Anmut von rauschenden Akkorden beseligender Farbensymphonien unter Blumen begleitet wird, erwachsen Gartenschönheiten, wie sie zuvor kaum geahnt werden konnten.

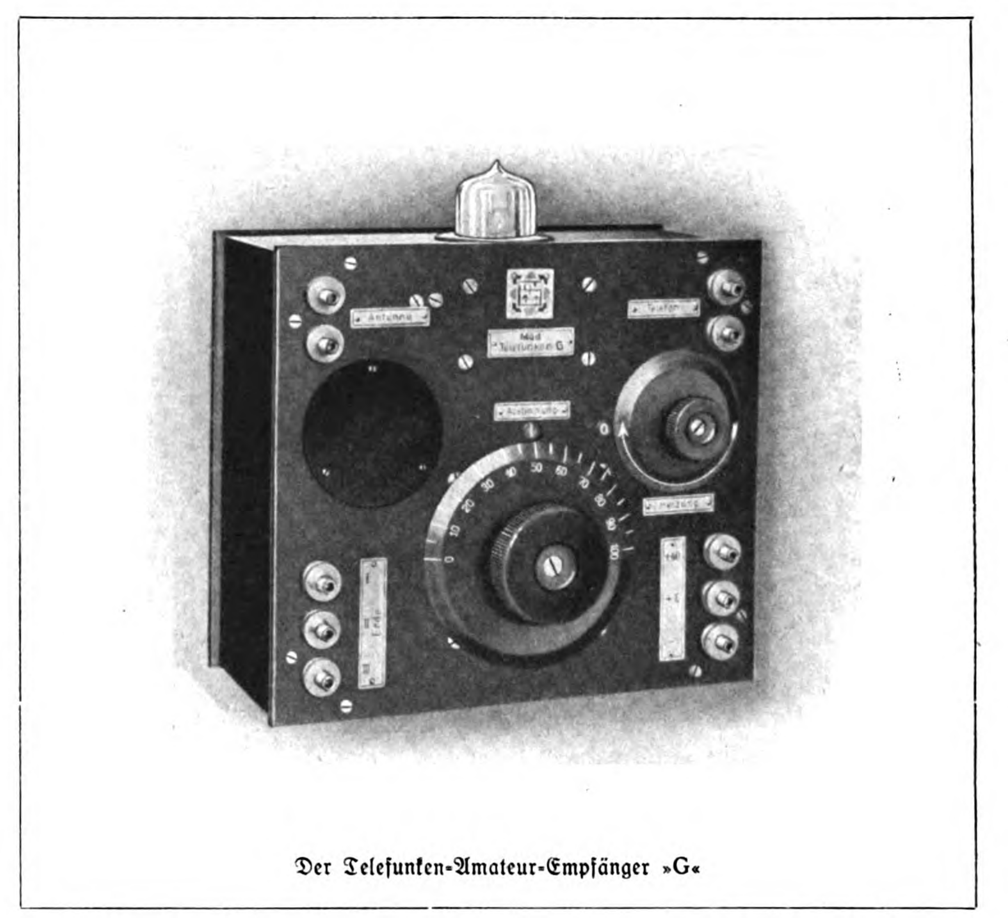
Zu den rein schmückenden Gartenwassern kommen, seit wir wieder im Garten leben, ihn zur Stätte der Nützlichkeit erkoren haben, die Wasser zum Baden und solche, die der Versorgung der Pflanzen dienen. Alle diese Nützlichkeitswerte, dem Gesamtorganismus bewußt rhythmisch eingefügt, sind reicher Schönheit voll, auch dann, wenn ihre Ausgestaltung nicht über das rein Sachliche hinausgeht. Ja, man möchte versucht sein zu sagen, daß alles, was an dekorativen Zutaten dem in Abbild. 9 veranschaulichten Wasserbecken hinzugefügt wurde, das Verträumte der Wasserfläche, in der sich Himmel und Wolken spiegeln, nur zerstören würde. Gartenstimmungen, deren tiefe Geheimnisse dem Menschen von heute kaum bewußt wurden, sind weder an Reichtum noch an Übermaß gebunden; sie empfangen Leben aus dem schier endlosen Wechsel der Jahre, Stunden und Augenblicke mit ihren Dämmerungen, Nebeln und Sonnenglanz, mit ihren Stürmen, Winden, Düften und Stimmen.

Ein müder Garten mit all seinem Trennungsleid, mit all dem Geriesel vergilbter goldverbrämter Blätter, seinen Nebel- und Dunstschleiern, seinen schemenhaften langgezogenen Schlagschatten, der falben Sonne und den stillverträumten Blütenresten! Man jubelt noch einmal all sein Gartensehnen in den Tag hinaus, freut sich des glitzernden Tautropfens, des taubeperlten Spinnennetzes, freut sich nackter Bäume mit ihrem Wundergeäst, freut sich der nackten Rabatten und Beete, ihrer Linien und Führung und wird sich der tiefen Geheimnisse bewußt, die uns Fläche und Raum im Ebenmaß aller ihrer Einzelheiten offenbaren (Abbildungen 10 und 11). So trägt der verschneite, schlummernde Garten die Schönheit der Linien in fast übertriebener Klarheit wie eine Schwarzweißzeichnung zur Schau (Abbild. 12).

Herbstliche und winterliche Gärten reden über das grundsätzliche Gelingen oder Mißlingen ihrer künstlerischen Gestaltung die reinste Wahrheit. Sie vermögen nichts zu beschönigen und zu verbergen. In ihnen täuscht weder Überfluß an Blüten und pflanzlicher Deckung noch diese oder jene Verlegenheitsmaßnahme über mangelnde künstlerische Dispositionen hinweg. Das in Sentimentalität und falscher Romantik befangene Auge steht in diesen Jahreszeiten vor der lauteren Wahrheit und erschrickt vielleicht vor einer Öde, über deren Erkenntnis eine Blütenschönheit sanft hinwegzutäuschen vermochte.

Ist es nicht am Ende diese im Unterbewußtsein schlummernde Erkenntnis, die den Menschen aus müden und schlummernden Gärten fernhält? Die ihn um das Schönste bringt, was ein Garten zu geben imstande ist?





Der Telefunken-Amateur-Empfänger »G«

Radio für jedermann

Entwicklung und Wesen des deutschen Rundfunks

Von Dr. W. Winckler

Als am 10. Mai 1897 der junge italienische Ingenieur Marconi, der deutsche Professor Slaby und der Chef-Ingenieur der englischen Telegraphenverwaltung Preece mit zweien seiner Ingenieure allesamt auf der 20 Meter hohen Klippe von Lavernock-Point in einer Kiste übereinander kauerten und auf die ersten drahtlosen Zeichen der Welt warteten, da dachte wohl keiner von den fünfen daran, daß kein Menschenalter vergehen würde, bis die geheimnisvollen Wellen sich in ein »Jedermanns-Ohr« verwandelten. Aber das Unwahrscheinliche ist Ereignis geworden; nicht dreißig Jahre nach Lavernock-Point hat der Leiter des deutschen Telegraphen- und Telephonwesens, Staatssekretär Bredow, den »Deutschen Rundfunk« eröffnet.

Auf das Wesen der deutschen Radio-Telegraphie und -Telephonie im einzelnen einzugehen, verbieten die Grenzen, die diesem Aufsatz gesteckt sind. Es sei nur so viel gesagt, daß zwar 1906 und 1913 Versuche stattfanden, aber erst 1915, d. h. achtzehn Jahre nach dem ersten gelungenen Versuch Marconis, die elektrischen Ätherwellen auch dem »Fernsprechen« wirklich dienstbar gemacht werden konnten, nachdem das »Fernschreiben« bereits zu einer hohen Stufe der Vervollkommnung gediehen war.

Den Grundstein zu dieser letzten Stufe bildet, wie es bei so vielen Umwälzungen in der Entwicklung der Menschentechnik der Fall ist, die Erfindung eines — Amateurs. Robert von Lieben, der geistvolle, hoch-

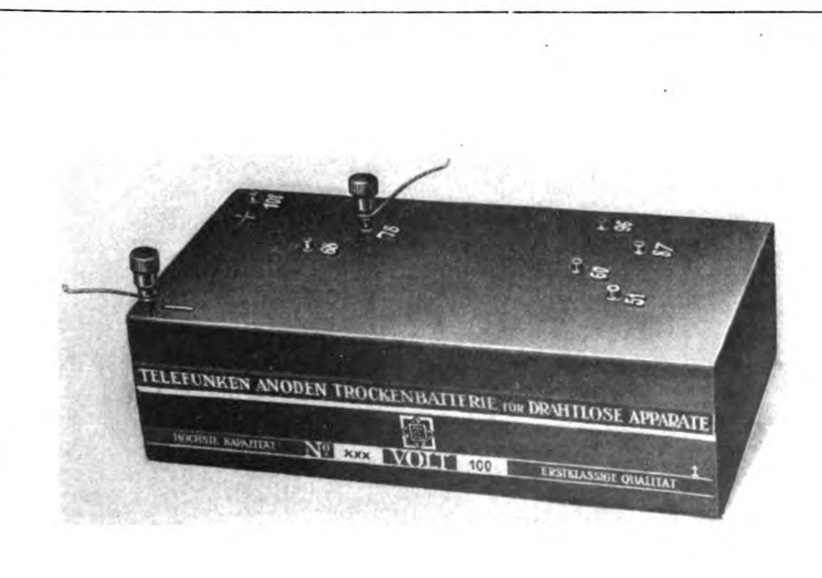
begabte Wiener Erfinder, der dabei aber jedem Examen aus dem Wege ging, war der Mann, der in seinen Laboratorien eine Röhre herstellte, die vorerst als »Relais«, d. h. zur Verstärkung der ankommenden Senderwellen bestimmt war. Es war dies die Aufgabe gewesen, die ihn wie keine zweite in seinem Leben beschäftigt und gefesselt hatte, und als er seine Erfindung, die sogenannte »Liebenröhre«, einem kleinen Kreise führender Elektrotechniker vorführte, war der Eindruck der Demonstration so überwältigend, daß ein Konsortium, dem u. a. die A. E. G., Siemens & Halske und die von diesen beiden gegründeten »Telefunken« angehörten, die weitere Ausarbeitung und Ausbeutung der Liebenschen Erfindung in unmittelbarem Anschluß an diese Vorführung übernahm. Dieser bedeutsame Schritt vom Jahre 1911 hat letzten Endes den Rundfunk ermöglicht.

Die Telefunken-Kathodenröhre, die aus der Liebenröhre hervorgegangen ist, trägt alle Merkmale dieser Erstkonstruktion, mit dem einzigen Unterschied, daß Lieben mit einem stark luftverdünnten Raum arbeitete, während die Telefunkenröhre praktisch eine Hochvakuum-, d. h. eine völlig luftleer gepumpte Röhre ist. Diese Röhre läßt sich in dreierlei verschiedenen Arten verwenden: als Verstärker, als Schwingungserzeuger und als Detektor. Als Verstärker hat es die Hochvakuumröhre möglich gemacht, daß man bei der Radiotelegraphie auf der Empfangsseite von den riesigen Mastengebilden, wie man sie auf den Sendestationen als Antennenträger erblicken kann, zu den unscheinbaren Rahmenantennen von wenigen Quadratmetern Fläche übergehen konnte. Als Schwingungserzeuger (Hochfrequenz-Generator) hat sie die ungedämpften Schwingungen, die ihrerseits wahrhaft umwälzend in der Radiotechnik gewirkt und letzten Endes die drahtlose Telephonie ermöglicht haben, und als Detektor endlich hat sie den sogenannten »Audion-Empfang« zur Tatsache gemacht.

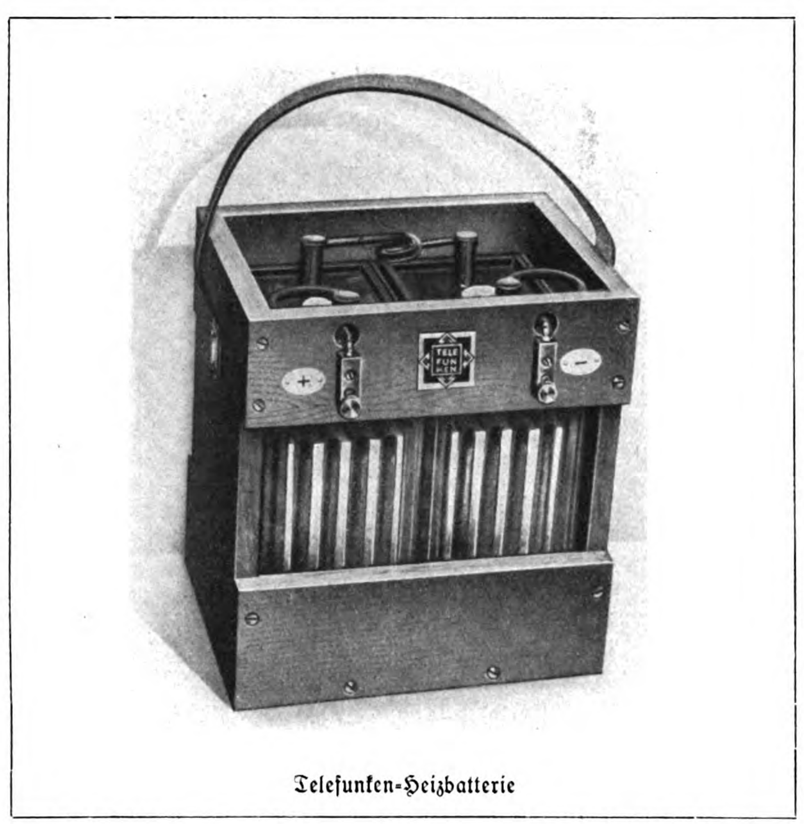
Im Jahre 1915 baute die Telefunken-Gesellschaft, wie schon gesagt, den ersten



Telefunken-Audion-Röhre RE 11



Telefunken-Anodenbatterie



Telefunken-Heizbatterie

Röhrensender für drahtlose Telephonie; sechs Jahre später war es gelungen, mit dem Röhrensender 3600 Kilometer telephonisch zu überbrücken und sogar 4500 Kilometer mit der inzwischen konstruierten Hochfrequenzmaschine. Im selben Jahre bereits, Ende Juni 1921, traf die Reichstelegraphen-Verwaltung mit der »Eildienst für amtliche und private Handelsnachrichten - G. m. b. H.« ein Abkommen über die Einrichtung eines drahtlosen Rundspruch-Wirtschaftsdienstes im Reiche.

Den Empfangsapparat für diesen Wirtschafts-Rundspruchdienst hatten gemeinsam drei führende deutsche Radiofirmen im Einvernehmen mit dem Telegraphen-Technischen Reichsamt entwickelt. Der Eildienst, wie er genannt wird, hat seit seiner Gründung der deutschen Wirtschaft durch seine schnelle Vermittlung der Notierungen von Effekten und Devisen aller Hauptbörsen der Welt außerordentliche Dienste geleistet und dazu geführt, daß seine Organisation sehr bald zu einem europäischen Wirtschafts-Rundfunkdienst, der sogenannten »Europradio«, an dem Deutsch-Österreich, Ungarn, Tschecho-Slowakei, Jugoslawien, Schweiz, Norwegen und Schweden teilnehmen, erweitert wurde.

Inzwischen hatte sich im Auslande, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Radiotechnik Eingang in Liebhaberkreise verschafft, und es dauerte nicht lange, so brach eine wahre Radioepidemie aus, die auch auf das alte englische Mutterland übergriff. Nicht nur, daß Hunderttausende von Amateuren selbstkonstruierte oder von Radiofirmen hergestellte Empfangsapparate aller nur denkbaren Systeme in Betrieb nahmen, auch Amateursendestationen tauchten bald in immer größerer Zahl auf und richteten schließlich eine heillose Verwirrung an. Denn da bekanntlich die drahtlosen Zeichen, sei es Telegraphie oder Telephonie, nur durch die Wellenlängen der Sendestation voneinander getrennt werden können, so würden, wenn zwei Stationen zu gleicher Zeit mit derselben Wellenlänge ihre Zeichen aussenden, diese Zeichen auf einen im Sendebereich liegenden Empfänger ineinander übergehen und nicht mehr zu entziffern sein. Nun erstreckt sich allerdings der Wellenbereich zurzeit auf die Wellen zwischen 300 bis 25 000 Meter, und dank der Hochvakuumröhre ist es möglich, Wellenlängen-Differenzen von nur 2 Prozent, beispielsweise 300 von 306 Meter oder 15 000 von 15 300 Meter, noch mit Sicherheit voneinander zu trennen, aber selbst dieser geringe Prozentsatz legt der Zahl der Sende-

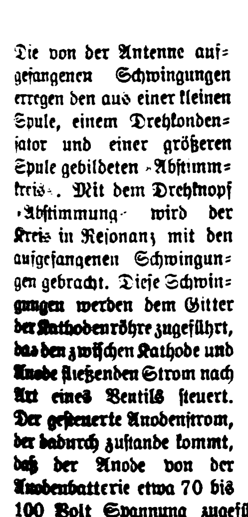
stationen, die gleichzeitig arbeiten können, eine gewisse Beschränktheit auf. Anderseits war aber durch die Überzahl der amerikanischen Amateure auch der öffentliche Radiodienst insofern stark gefährdet, als bei der Unbeschränktheit der Amateur-Empfangsapparate in bezug auf die Wellenlängen, die sie empfangen konnten, das Telegraphengeheimnis so gut wie praktisch preisgegeben wurde.

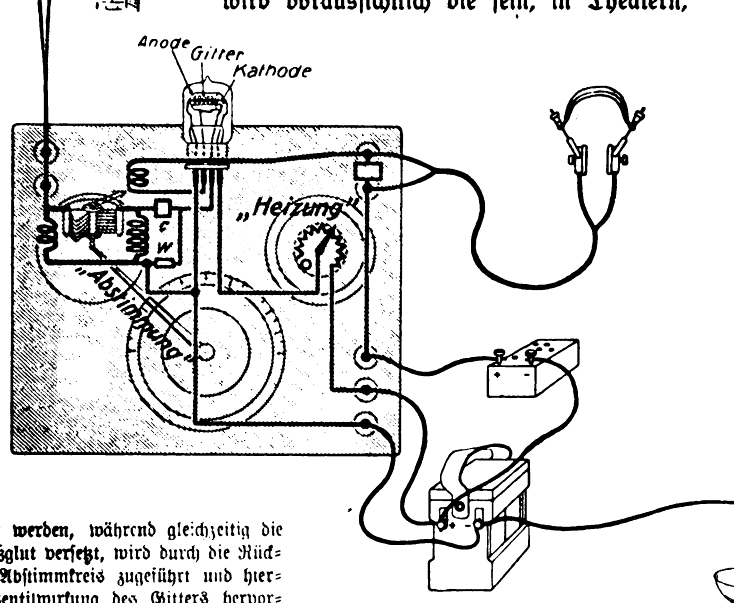
In weiser Vorsicht dieser beiden Möglichkeiten, die der englischen und der amerikanischen Regierung schon manche böse Stunde Kopfzerbrechen gekostet haben, hat die deutsche Reichstelegraphen-Verwaltung von vornherein den deutschen Unterhaltungs-Rundfunk in bestimmte Bahnen gewiesen.

Was ist nun überhaupt Unterhaltungs-Rundfunk? Will man die Frage mit einem Satz beantworten, so kann man sagen: Der Unterhaltungs-Rundfunk ist der von der Reichstelegraphen-Verwaltung konzessionierte, in geordnete Bahnen geleitete Amateur-Empfang drahtloser Telephonie zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung der Empfangenden.

Im einzelnen die Beantwortung dieser Frage auseinanderzusetzen, wird Aufgabe der folgenden Zeilen sein. Der Rundfunkdienst ist von der Reichstelegraphen-Verwaltung an die Gesellschaft »Radio-Stunde« vergeben worden. Diese Gesellschaft wird im Laufe der Zeit in allen großen Städten Deutschlands Telephonie-Sender mit einer ungefähren Reichweite von 100 bis 150 Kilometer aufstellen und in Betrieb nehmen. Vermittels dieser Sender werden alltäglich an mindestens vier Tagesstunden Vorträge belehrenden und unterhaltenden Inhalts von allgemeinem Interesse sowie musikalische und deklamatorische Darbietungen gesandt werden, die jedem Besitzer eines von der Post genehmigten Rundfunk-Empfängers »zuhörlich« sein werden.

Ein zweiter Vertrag ist zwischen der Reichstelegraphen-Verwaltung und der Aktiengesellschaft »Drahtloser Dienst A. G. für Buch und Presse« abgeschlossen worden, wonach die Reichstelegraphen-Verwaltung der Gesellschaft zur Verbreitung von Nachrichten allgemeinen Inhalts sowie von Darbietungen aus Kunst und Wissenschaft eine Sendeanlage zu bestimmten Stunden zur Verfügung stellt. Aufgabe dieser Gesellschaft wird voraussichtlich die sein, in Theatern,





Die von der Antenne aufgefangenen Schwingungen erregen den aus einer kleinen Spule, einem Drehkondensator und einer größeren Spule gebildeten »Abstimmkreis«. Mit dem Drehknopf »Abstimmung« wird der Kreis in Resonanz mit den aufgefangenen Schwingungen gebracht. Diese Schwingungen werden dem Gitter der Kathodenröhre zugeführt, das den zwischen Kathode und Anode fließenden Strom nach Art eines Ventils steuert. Der gesteuerte Anodenstrom, der dadurch zustande kommt, daß der Anode von der Anodenbatterie etwa 70 bis 100 Volt Spannung zugeführt werden, während gleichzeitig die Heizbatterie die Kathode in Weißglut versetzt, wird durch die Rückkoppelungsspule nochmals dem Abstimmkreis zugeführt und hierdurch wieder eine verstärkte Ventilwirkung des Gitters hervorgerufen. Durch diese doppelte Ventilwirkung des Gitters werden die von der Antenne aufgefangenen Schwingungen wenigstens auf das Fünfzigfache verstärkt. Die so verstärkten Ströme gelangen zum Telephon und setzen dessen Membran in Schwingungen.

Der Empfangsvorgang im »Telefunkon G«

besonders Opernhäusern, Vortragssälen, Kirchen usw. Mikrophone an den geeigneten Stellen im Orchester, auf der Bühne, am Vortragspult und an der Kanzel anzubringen und den zur Verfügung gestellten Sender durch diese Mikrophone zur unmittelbaren Verbreitung von Opern, Predigten usw. zu »besprechen«.

Drittens endlich wird ein in der Großfunkstelle Königswusterhausen aufgestellter Telephoniesender von 5000 Watt Antennenleistung zur Verbreitung von telephonischen Darbietungen über ganz Deutschland und das angrenzende Ausland dienen.

Soweit die drei Sendemöglichkeiten des deutschen Rundfunks.

Was aber ist notwendig, um »Mithörer« zu werden? Der Amateur-Empfang ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Um von vornherein den Telegraphenverkehr sicherzustellen und dem deutschen Radio-Amateur die Möglichkeit zu nehmen, irgendwie diesen Verkehr mit »abhören« zu können, hat die Reichstelegraphen-Verwaltung die Empfangswelle der von ihr zugelassenen Amateur-Empfänger auf die Grenze zwischen 300 und 700 Meter beschränkt. Die Apparate müssen so gebaut sein, daß ein Versuch, über die Welle 700 hinauszugehen, unter allen Umständen einen Mißerfolg ergeben muß. So ist z. B. bei dem von der Telefunken-Gesellschaft konstruierten Amateur-Empfänger, der als einziger Apparat mit der sogenannten »Rückkopplung« arbeitet und aus diesem Grunde gegenüber allen andern Amateur-Empfängern eine rund zehnfach größere Empfangsstärke besitzt, diese Rückkopplung automatisch begrenzt und der aus Antennenspule und Kondensator bestehende Schwingungskreis derart gebaut, daß es praktisch unmöglich ist für den Empfangenden, seinen Apparat auf Wellen über 700 Meter zu bringen. Sämtliche Apparate werden von der Reichstelegraphen-Verwaltung geprüft und plombiert, und zu jedem Apparat gehört eine Genehmigungsurkunde der Reichstelegraphen-Verwaltung, die für Jahresdauer ausgestellt ist und eine Grundgebühr von 60 Goldmark kostet. Diese Genehmigungsurkunde wird an jeden Deutschen sowie auch an solche Ausländer ausgestellt, in deren Ländern das Reich auf Gegenseitigkeit rechnen darf. Auf Grund dieser Urkunde kann deren Besitzer sich nunmehr bei jeder der von der Reichstelegraphen-Verwaltung zum Bau und Betrieb von Amateur-Empfängern zugelassenen Firma, von denen bereits eine große Anzahl in Deutschland besteht, einen Apparat besorgen.

Die »Radio-Stunde« erzählt Märchen: »Es war einmal ...«

Ein Amateur-Empfangsapparat besteht im allgemeinen aus mehreren Spulen und einem Abstimm-Kondensator. Zur Wahrnehmbarmachung der Empfangsenergie wird in ihm eine Hochvakuum-Kathodenröhre ver-

wandt. Diese früher bereits erwähnte Röhre, die aus der »Liebenröhre« hervorgegangen, ist ein luftleer gepumptes Glasgefäß mit drei Elektroden, von denen die durch eine »Heizbatterie« zum Glühen gebrachte sogenannte Kathode negativ geladene Elektrizitätsatome aussendet, die von der positiven Anode angezogen werden. Zwischen beiden liegt die dritte Elektrode, das sogenannte »Gitter«. Die Empfangsenergie der Antenne wird der Röhre zwischen Gitterelektrode und Kathode zugeführt. Die geringen elektrischen Spannungsschwankungen am Gitter beeinflussen den Anodenstrom in der Röhre derart, daß nicht nur eine etwa zehnfache Verstärkung der Schwingungen erfolgt (Verstärkerwirkung), sondern daß aus der hohen Frequenz der elektrischen Wellen auch die Tonschwingungen herausgeschält werden (Detektorwirkung), die dann im Kopftelephon oder Lautsprecher hörbar gemacht werden. Von den drei soeben angeführten Elektroden liegt die entweder zylinderförmige oder rechteckige Anode außen; ganz innen der Glühdraht der Kathode und zwischen beiden das spiralförmige Gitter.

Zu jedem Empfangsapparat sind zwei Batterien erforderlich: eine meist aus Trockenelementen bestehende Batterie, die der Anode der Röhre eine Spannung von etwa 50 bis 100 Volt zuführt, und eine zweite, Akkumulatorenbatterie, die mit 4 bis 6 Volt Spannung den Kathodendraht »heizt«, d. h. bis zum Weißglühen bringt. Bei richtiger Behandlung wird eine Kathodenröhre eine Lebensdauer von etwa 2000 bis 3000 Brennstunden haben.

Mit dem Empfangsapparat und dem richtigen Anschluß der Batterien an diesen ist es aber nicht getan. Man kann den besten Empfangsapparat haben, die beste »Audionröhre« und die besten Batterien und trotzdem keinen Empfang zustande bringen, wenn man nicht eine gute Antenne hat und eine ebenfalls gute »Erde«. Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, welcher Antenne der Vorzug zu geben ist, der Hoch- oder der Rahmenantenne, und zu erläutern, welche Antenne in jedem denkbaren Falle in Frage kommt. Das zu beurteilen, überlasse der Radio-Amateur dem Fachmann, den er überhaupt bei der ersten Aufstellung seines Apparates immer zu Rate ziehen sollte. Dieser Fachmann wird ihm auch sagen, was gerade in »seinem« Falle am besten als »Erde« zu verwenden ist, ob Wasser- oder Gasleitung, ob Regenrohr, Blitzableiter oder eine ins Grundwasser gegrabene Platte.

Hat aber der Fachmann dem neuen Rundfunkteilnehmer die Antenne richtig gespannt, sind die Batterien vorschriftsmäßig angeschlossen und ist die »Erde« zur Zufriedenheit, dann möge er, ob in der Mietskaserne der Großstadt, ob im einsamen Guts- oder Forsthaus, in der Norddeutschen Tiefebene oder im süddeutschen Bergland, getrost »Heizung« und »Abstimmung« einschalten. Und in seinem Kopfhörer oder aus dem Trichter seines Lautsprechers wird glockenrein, als stände der unsichtbare Sprecher im gleichen Raume, eine Stimme ertönen: »Hallo! Hallo! Hier ist der 1-Kilowatt-Sender der ‚Radio-Stunde'. Wir bringen als Erstes unsers heutigen Programms ...«

Der deutschen Erde

Du bist das Erdreich, das ich glühend preise:
Des reifen Saatgefildes schweres Wogen,
O Bienenhang, vom Sommerduft umflogen,
O Wipfelraunen selig süß und leise.

Als Stimme deiner Seele bin ich weise!
Nicht locken Fernen, deren Wunder trogen
Die Sehnsucht jener, die gen Süden zogen:
Ich hafte fest in deinem Zauberkreise!

Du bist der Grund, auf dem ich froh gedeihe.
Wie ist dein Morgen schön, dein Mittag blühend,
Wo kühle Winde liebend mich umfächeln;

Du bist mir Schönheit, Liebe, Rausch und Weihe:
Nur als dein Sänger bin ich stark und glühend,
O Land, dem noch die ewigen Götter lächeln.

Hans Kern

Die Osternacht der Madlena Welan

Von Max Bittrich

Über der Spreewaldlandschaft war der Himmel am Stillen Freitag durch die grämliche Decke ins Blaue gewachsen, und am Tage vor Ostern blühten wonnige weiße Wölkchen in diese Blütenpracht, die Gelegenheit fand, sich im irdischen Vorfrühling zu spiegeln. Denn abseits ufervoller gluckernder Fließe staunten regungslos, wie verwunderte Kinder, die verlassenen Ableger des Lenzhochwassers in das All: Teiche und Seen, die nur schwer so hellen Abglanz der Strahlenkuppel in sich aufnehmen konnten, gleichwie die erschütterte Menschenseele das tausendstimmige Raunen keimender Herrlichkeit nicht plötzlich zu fassen vermochte.

Wie die auf Samtflügeln daherschwebenden Winde kosend Baum und Strauch, Acker und Wiese umschmeichelten, so riefen die Wasser alle Schläfer des Erdinneren, damit die ausgeruhten Kinder zum Licht träten, das sich hingebend verschenkte.

Madlena Welan stieg am kleinen Fenster unter dem Schilfdach aus träumerischer Nachdenklichkeit und Weltverlorenheit. Die Sterne blickten sie durch feines Erlengeäst an — nicht als grüßten sie aus andrer Welt, sondern als schwebten sie mit Mütterchen Welan in holdem Bund dahin, weit über der neuen Schöpfung, die vor Madlenas Augen bereits mehr als achtzigmal aus Schnee und Eis gewachsen war.

Madlena legte die dürre Rechte auf die erfahrenen Augen, auf die vom Pflug des Lebens zerackerte, vom Rausch der letzten Stunde hart mitgenommene Stirn.

Was hatte ihr Kopf zuletzt gesonnen? Wo waren ihre Gedanken in Fesseln geraten? Sie fand sich nicht zurecht. Wie konnte man so vergeßlich werden!

Während die Rechte noch an der Stirn lag, fühlte die niedersinkende Linke die am Boden stehende Laterne. Madlena zog das wunderliche Erbstück auf den Schoß. Das Talglicht saß fest hinter der unverwüstlichen Scheibe aus flachgezogenem Rindshorn, war lang genug, den Nachtstunden standzuhalten.

Wie konnte man so gebrechlich sein, die letzten Erlebnisse und Absichten zuerst zu vergessen, ohne doch einzubüßen, was sich vor sechzig, siebzig und mehr Jahren abgespielt hatte?

Waren alte Leute stets so wunderlich beschaffen?

Vielleicht würde sie sich noch heut, in dieser Nacht, danach erkundigen bei ihrem Freund, dem einzigen aus der Jugend, dem alleinigen Vertrauten nach ihres Mannes Tode.

Wahrscheinlich rüstete sich Juro Lysina bereits zum üblichen Osterbesuch bei ihr wie seit einem Vierteljahrhundert, da Matthes Welan das letzte Brot gegessen hatte.

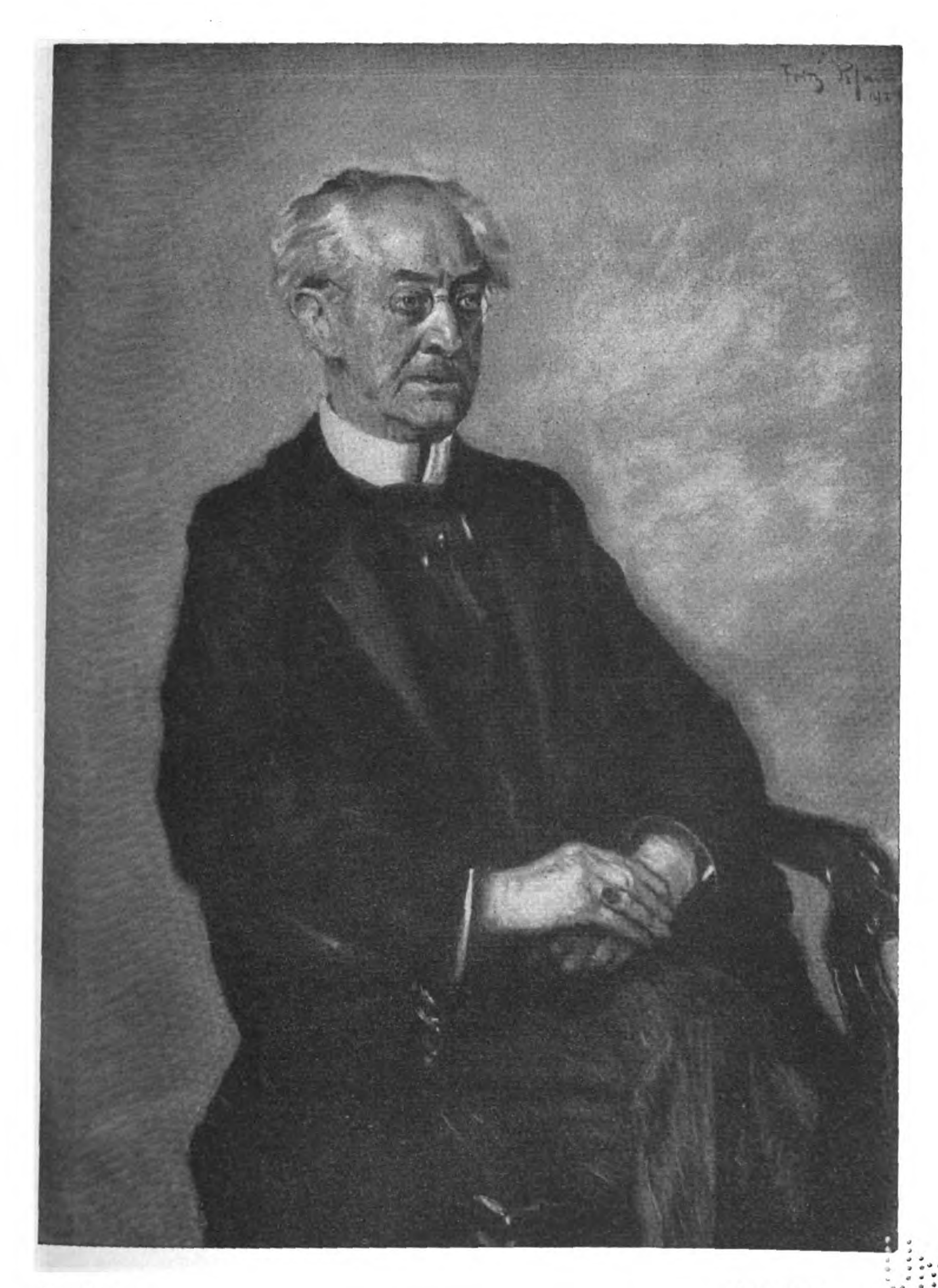
Er konnte den Wegweiser brauchen auf der weiten Wanderung zu ihr; seine Beine waren nicht mehr so lebhaft wie die Zunge; tapprig waren sie, steif, zittrig. Und doch würde er sich herbeischleppen, um in Madlenas Gesellschaft hinauszulauschen in die Nacht und zugleich die kleinen Freuden der Jugend und des Mannesalters aufzufrischen, wie er zu Pfingsten tat, wenn er mit Madlena die jungen Burschen beobachtete, die Maibäume zum Schatz trugen, zu Weihnachten, wenn statt der Birken die Tannen wanderten und die Fenster silberne Streifen über das Eis zogen, und zu Ostern, wenn die Spinnmädchen mit Auferstehungsliedern durch Feld und Flur schritten oder im Kahn dahinglitten, um am Ende ihrer Wanderschaft singend in gastliche Häuser zu treten.

Man durfte ihm gern leuchten, dem Juro! Nützte die Laterne doch zugleich, wie in jeder heiligen oder bitterkalten Nacht, den über Sümpfen oder an verschlungenen Bächen umherhüpfenden Seelchen ungetaufter Kinder und andern armen Geistern. Zwar trugen die Irrwischchen oder Kobolde ein Johanniswürmchenlaternchen mit sich; aber andre brauchten Madlenas Hilfe. Und selbst die Kobolde, die unzuverlässigsten, konnten freundlich werden, wenn man sich anständig aufführte.

Madlena kannte die Wahrheit, wußte, wie dankbar die ungewandteren waren, wenn man ihnen sicheren Pfad wies aus den hundertfältig verästelten Wasserläufen. Und wie oft hatte sie ihnen im Winter das Flammenzeichen errichtet: Herbei! Wärmt euch an meinem breiten Ofen! Ganz deutlich hatte sie die erfreuten Geister im Stübchen bemerkt, und mit ihr der hellsichtige Jakob, der wie verzaubert in seinem Winkel sitzenblieb, die gestutzten Flügel ein wenig sträubte. Und erst gar Peter, die Katze, wie merkwürdig deren Augen leuchteten! Oh, sie alle drei fühlten in solchen Stunden, wer bei Madlena eingekehrt war!

Allerdings: Madlenas Mann hatten die Kobolde wiederholt arg zugesetzt für seine Ränke. So, als er einst aus der Mühle heimgefahren war durch die Heide. Plötzlich, am Kreuzweg, stocken die Schimmel und sind steif wie Holz. »Vater Welan, Groschen schenken! Eurem Fuhrwerk sichere Straße zeigen!« — »Gut, laufe voraus!« Alsbald treckten die Pferde weiter. Was denkt Matthes? Sehe ich erst meinen Hof, so kriegst du die Peitsche statt dem Groschen! Kaum gedacht: zuck und ruck — da liegen die Säcke mit dem schönen, schönen Mehl in der tiefen Grube im moorigen Wasser. »Kannst jetzt Bäcker werden; knete, Vater Welan, knete!«

Und trotzdem hatte Matthes, der unüberlegte



Fritz Rhein: Adolf Harnack

Kerl, mit den Koboldchen wiederum angebandelt. Noch dazu, als er in pechkohlrabenschwarzer Nacht heimschwankte von einer Tanzmusik, die Trompete unter dem Arm, und suchte und suchte, ohne zu finden. »Vater Welan, Dreier schenken!« — »Wenn du mir fix den Weg weist.« — »Vater Welan, zu viel Schnäpschen hinter die Binde gegossen bei der Tanzmusik? Immer trockene Kehle beim Blasen? Unsichere Beinchens bekommen?« — »Den Weg sollst du beleuchten.« — »Aber Dreier schenken!« Und richtig hat das Irrwischchen Vater Welan bis an sein Tor geleitet. »Pack dich, habe keinen Dreier!« Ach, mein Schreck! Überirdisch grell ist das ganze Männchen aufgeflammt. Aus dem Schlaf sind die Bewohner des Welanschen Hauses gefahren wie durch Donner und Blitz. Krank sind sie geworden, grau und weißhaarig.

Da ist Vater Welan die Lust vergangen, Nachtgeister zu necken. Nun mußte man gutmachen, was er an ihnen gesündigt hatte, schon damit sie ihm im Grabe den lieben Frieden ließen. Und die unbeholfensten unter ihnen, die erst nach seinem Tode in die ewige Unruhe verbannten, sollten überhaupt nur Wohltaten von den Welans erfahren; ihnen sollte das Licht an Madlenas Fenster jahraus, jahrein Wink sein zur Obhut in klirrend kalter Winternacht, zugleich festen Halt geben wie heut, zu Ostern. Denn wer sollte sich noch zurechtfinden, wenn Ostersängerinnen in ungezählten Gruppen auf den Beinen waren und Laternchen von allen Gräben und Fließen winkten? War nicht Madlena geradezu auserwählt zu rettendem Liebesdienst? Konnte nicht sie von ihrem Fenster aus am besten und leichtesten Strahlen senden auf den sichersten Fußpfad, der in einer halben Stunde das Gasthaus zur Bleiche und damit zusammenhängendes weites Land erreichte?

Hatte sie außer den Irrwischchen, Juro, Peter und Jakob noch Pflegekinder? Warum sollte sie an armen Seelen kühl vorübergehen?

Freilich war da noch Mariechen, die einzige lebende Enkelin. Doch sie wohnte mit ihrem Manne seit Jahrzehnten weit draußen an der polnischen Grenze, versprach von Jahr zu Jahr ihren Besuch und blieb fern.

Aus den Augen, aus dem Sinn — wenn sie auch zu Neujahr bunte Karten schickte mit Vertröstungen! Oder hielt Johann Zach, ihr Mann, Mariechen in der Fremde fest? Er, der baumlange Bauer, von dem Madlena bis heut vergebens Dank erwartete für ein Schock Guttaten an dem losen Schlingel? Madlena lächelte vor sich hin, wenn sie an seine losen Streiche dachte. Wie ungetrübt die Erinnerung daran geblieben war! Als schleiche er in diesem Augenblick auf bloßen Füßen an Madlenas Kammertür, statt vor bald dreißig Jahren — so gegenwärtig war ihr das Abenteuer dieses Schwerenöters.

Wieder diese Erinnerungen! Fast hätte Mütterchen Welan die Laterne nochmals außer acht gelassen. Also flink angezündet!

Wo blieb Juro? Stunde um Stunde verging.

Madlena brachte ihre Leuchte an die erprobte Stelle auf dem Fensterbrett, lauschte, sank mit gefalteten Händen in das einzige gewaltige Erwarten.

Segelte sie nicht wirklich von Zeit zu Zeit mit ihren dahingeschiedenen Lieben durch die Unendlichkeit weit über den hüpfenden, tastenden, kindlichen Seelchen?

Nein, noch war sie in der alten Heimat. Eine gespenstisch helle Gestalt tauchte vor dem Fenster auf, ein Spinnstubenmädchen, unterwegs zu andern Ostersängerinnen. Und klang nicht aus der Ferne das erste Lied einer Sängerschaft herüber: »Nun gib mir Jesus gute Nacht«?

Und jetzt: knarrte nicht die Haustür, tappten nicht Füße über den steinernen Boden?

Ja, sie tappten — Juros unsichere Füße. Und da bellte auch sein Begleiter, das treue Mohrchen, und Jakob wurde unruhig vor der garstigen Gewalt.

Schon lief Madlena nach dem Ofen, um die Kaffeekanne zu holen, und kaum stand Mohrchen in Kampfhahnstellung vor Jakob und Peter im Stübchen und Juro noch auf der Schwelle, so fuhren dem Verschnaufenden heißer Gruß und freie Linke entgegen: »Sie kommt vom Herzen. Guten Abend, Juro! Spät, spät!«

»Guten Abend auch, Lene!«

»Warum so spät?«

»Geheimnisse! Ganz und gar wichtige Geheimnisse!«

»Huhu! Rätselmann!«

»Allemal, und nichts wird verraten. Nur daß du dein blaues Wunder erleben wirst in selbiger Osternacht.«

»Schwindelpeter!«

»Abwarten! Was du im Traum nicht denkst, wird geschehen.«

»Dummes Schaf!«

»Danke für freundlichen Willkomm.«

Mütterchen Welan sann und beäugelte ihren Nachtbesuch aufmerksamer als sonst, während sie trank. Was mochte er wissen?

Draußen ließ die Kantorka, die Vorsängerin einer Frauengruppe, ihre Stimme zum erstenmal emporsteigen, daß sie über den Stätten der Menschen schwebte wie der sein Herz ausschüttende Vogel. Wie mit Glockengeläut fielen ihre Begleiterinnen ein. Sie verweilten in der Nähe des Welanschen Gehöftes auf blachem Felde, flochten in das unerhörte lenzliche Werden ihre Töne, schwermütige und tröstende Weisen, deren Wellen sich berührten mit verebbendem Gruß andrer Sängerinnen. Im Schein ihrer Laternen schwebten die Gestalten durch die weiche Nacht. Und von Stunde zu Stunde wiederholte sich der

Schwall der inbrünstigen Offenbarungen, ansteigend, laut, verschwebend.

Sogar die verknorpelten Kehlen am Fenster versuchten manchmal einzustimmen in Rausch und Verzückung, die auch aus ihnen dereinst blühend emporgelobert waren. Sie probten vergebens, mußten verzichten, schüttelten das graue Haupt. »Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.« Lieber horchen, wie die Jungen ihre Kraft lerchenhaft steigen ließen!

Und fehlte der Ruf aus benachbarten Gemarkungen, so scheuchten die Lauschenden den Schlaf, indem sie Gestalten der Vergangenheit zu sich riefen.

Stunde um Stunde nach Mitternacht verging, fahl kündete sich der neue Tag an, und noch stand der Besuch der singenden Spinnstube in Madlenas Heim bevor. Wo Licht, da Einzug der Sängerinnen, und wenn der liederreiche Mund erst in der jungen Sonne verstummen sollte.

»Wollen sie von uns nichts mehr wissen?« fragte Madlena und packte mit dürren Fingern seine kühle Hand.

»Keine Angst! Wenn je, so tritt der Besuch heut bei dir ein.«

»Der Kaffee ist schon mehr gepruzelt als gekocht.«

»Wirst zwei Tassen mehr brauchen als sonst.«

»Lieber Gott, was der Mann heut zusammenfaselt!«

»Wirst deine und meine Tasse mit hergeben müssen für die Gäste. Und ein guter Kaffee, kein verbratener, sollte geschenkt werden.«

»Die Seele Christi heilige mich!« klang der getragene Gruß vom Felde.

Juro ergriff die Hand der Alten: »Ahnst du keine Spur?«

»Wieso?«

»Sie ahnt nichts! Nach so langer Zeit ahnt die Lene Welan nichts! Mir war seit Wochen so anders, und trotzdem bin ich vor Stunden erschrocken, als ich in die ‚Bleiche' trete, ein Schluckchen trinke, und der Wirt tuschelt mir ins Ohr und spricht: ‚Juro,' spricht er —«

»Was?«

»‚Du mußt heut den Vorreiter spielen bei Welans Lenchen und Besuch ankündigen, so ganz behutsam, denn wer achtzig Jährchen im Herzen sitzen hat, der muß behandelt werden wie rohe Eier — da ist kein Spaß zu machen,' sagt er. So, jetzt habe ich dem Lenchen eine Handvoll Geheimnis verraten, damit 's nachher keinen bösen Schreck kriegt.«

Madlena griff nach der Fensterkante, bewegte die Lippen, erhob sich: »Keinen bösen Schreck — vor wem?«

»Vor wem! Vor wem!« stichelte er und freute sich. »Wie man so alt sein kann und so einfältig fragen!«

»Etwa —«

»Jemerchen, jemerchen, endlich blitzt was im Kopf auf, blanker als die Laterne!«

Alles begann an Mütterchen Madlena zu beben und zu schweben. »Mariechen und Johann — die Kinder?« Was in ihr noch Leben war, erwachte. Ihrem Freunde las sie die Bestätigung vom Gesicht ab. Die Kinder kamen — die Enkelin mit ihrem Manne! »Und das sagt mir der Eigensinn erst, wo sie schon ganz nahe sind!«

»Weil du sonst die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe gelangt wärst. Mit der Spinnstube zusammen werden sie eintreffen; so wird ein einmaliges Aufwaschen sein.«

»Dickkopf! Größter Dickkopf unter der lieben Sonne!« schimpfte und jubelte Mütterchen Madlena und lachte und weinte und packte Juro wahrhaftig beim silbernen Schopf, wuschelte ihm die dürren Ohrläppchen und rieb sie am stachligen braunen ledernen Gesicht. »So ein Glück, unverhofftes!« Und trippelte zum Ofen und legte Torf nach und goß eine mächtige Kanne leer und wieder voll. »Herr gütiger Gott! Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! Aber die zwei — werden die frieren nach der weiten Reise! Mariechen mit ihrem Johann! Der Schlingel! Na warte! Wie er damals heimlich zu Mariechen gewollt hat —«

»Und ihre sechzigjährige Großmutter zu nachtschlafender Zeit überfallen —«

»Ja doch, ja! Warte, mein Lieber, daran will ich dich erinnern. Strafe muß sein. Warum hast du mir unser Mariechen so lange in der Fremde zurückgehalten!«

»Ja, damals in der Nacht ist er zu dir rascher gekommen, und so schön hübsch getan hat er vor deinem Bettchen, wenn mir recht ist. Wie hat er zu dir gemeint, der verlaufene Liebhaber?«

Mütterchen Madlena war völlig Vergangenheit. Auf ihr kleines Gesicht legte sich rosige Farbe; der Hauch längst verflossener Tage durchflutete sie. »Ich liege also — in der Stadt haben wir noch gewohnt — nachts auf meinem Lager und denke an Zachs Johann, wie er seit seiner Ankunft um Mariechen herumkreist.«

»Du hast gemeint: Aha, da entwickelt sich was zwischen deiner Enkelin und deinem Besuch aus Werben, dem Sohne deiner Freundin.«

»Auf die Landwirtschaftsschule hat ihn seine Mutter geschickt. Ich den Johann auf der Durchreise sehen und einladen, acht Tage bei uns zu bleiben, ist eins gewesen. Ein baumlanger hübscher Mensch und das frische Mariechen dazu — Mehl und Zutaten zum schönsten Hochzeitskuchen! habe ich mir gedacht. Aber aufpassen! Hübsch Obacht geben! Natürlich hat er bleiben wollen. Mit Kußhand! Und bereits am zweiten Tag ist er wie ein bißchen dumm aus der Stube gerannt, in die Stube, aus dem

Haus, in das Haus, einmal blaß, einmal rot, jetzt stumm, jetzt wie plätschernder Regen.«

»Aha, aha: da hat sich was entwickelt.«

»Die haben's rasch miteinander, so ist sofort meine Vermutung gewesen. Aber gesagt hat er nichts, und zusammen gewesen sind sie vor ihrer Großmutter noch weniger. Am vierten, fünften Tag, in so einer schwülen Sommernacht, denke ich gerade: Wo rennt dieser verliebte junge Mensch noch spät in der kleinen Stadt herum? ‚Mariechen,' sage ich, ‚du wirst müde sein!' — ‚Ja, Großmutter!' — ‚Also ins Bett! Er wird seine Kammer ohne Hilfe finden.' — ‚Gute Nacht, Großmutter!' — Ich liege noch ein, zwei Stündchen wach. Da, tipptapp, tipptapp, schleicht jemand die Treppe herauf und geht draußen auf dem Flur leise, leise hin und her, immer hin und her wie der Wackler am Seiger, rechts und links ohne Ende. Du bist mir der Rechte, denke ich. Wenn du deine Kammer suchtest, brauchtest du nicht so ein Theater zu vollführen! Endlich hält er vor meiner Tür, ich höre ihn an der Klinke wirtschaften, und ‚Mariechen!' ruft er, ‚Mariechen!' nach meinem Bett. Ich unter die Kissen und mucksmäuschenstill gewartet: Dir will ich Mariechen anstreichen! Nur näher her, mein Söhnchen! Wahrhaftig tappt er und fühlt er sich zu mir und fährt mit der Hand über das Deckbett und tuschelt fromm: ‚Mariechen, ich kann unmöglich allein weiterleben und will dir gestehen — Mariechen, hörst du? Wo bist du, Mariechen?' Ich nicht faul, strecke meine Hand hin und halte ihn. Und wie der Blitz ihm entgegen im Bett! ‚Herrgott!' schreit er und hat den schlohweißen Kopf von Mariechens Großmutter vor sich. ‚Ja, dir fehlt der Herrgott!' fahre ich ihn an. ‚Wenn er einen verlassen hat, so heißt der Verlassene Johann Zach.' Er will sich losreißen. ‚Hiergeblieben!' befehle ich. ‚Dir will ich Mariechen zeigen, aber zu andrer Stunde. Wie kommst denn du grüner Mensch dazu, hinter meinem Rücken den Kater zu spielen und auf heimliche Liebschaft auszugehen? Was fällt dir ein?'«

»Und was hat er gebeichtet?«

»Vor mir gesessen hat er wie ein begossener Pudel und hat geredet wie im letzten Stündlein. ‚Ach,' hat er gewimmert, ‚von Mittag an bis in die Nacht bin ich wie in der Irre gegangen ohne Zweck und Ziel, und die ganze Welt hat nur aus Mariechen bestanden. Alle Stunden bin ich in der Stadt und weit vor der Stadt auf den gleichen Straßen gewesen, ohne Rat zu finden, wie ich Mariechen oder Euch die Sache beibringen soll.' — ‚Bis jetzt bist du so verdreht durch die Gassen gerannt?' — ‚Versteht sich. Nachmittag um fünf bin ich beinahe über zwei Eimer an der Marktecke gestolpert und vor dem Stadtkeller an ein Fuhrwerk gestoßen, am hellen lichten Tag, und beim Fleischer Nasork hat der dicke Hund gelegen. Um sechs und um sieben, um acht und um neun — fortwährend das gleiche Bild. Herrgott, habe ich gejammert, alles bleibt in so einem Nest, wie's einmal ist; aber zwischen mir und Mariechen, das kann unmöglich so bleiben, das muß sich entscheiden. Du mußt ihr ein Geständnis ablegen, sonst bist du verloren! Und so jage ich weiter über Brücken und Wiesen und durch Dörfer und endlich zurück in der Nacht. Das Pferd steht noch am Stadtkeller und hat bloß den Kopf tiefer gesenkt, aber der Hund und die Eimer sind fort. So, nehme ich mir vor, jetzt gehst auch du und gestehst, was aus dir geworden ist.' — ‚Und willst Mariechen überfallen? Du kommst mir an die Richtige! Augenblicklich kriechst du in deine Bucht und schläfst, und morgen mehr davon. Abmarsch! Gute Nacht!' — ‚Gute Nacht!' sagt er. Und am frühen Morgen habe ich ihm noch alle Schandtaten an den Schädel geschmissen. Stolz ist er davongelaufen. Drei Jahre später: was geschieht? Großspurig ist der Zach wieder aufgetaucht und hat sein Mariechen geholt. Und jetzt stehen sie schon dicht vor der silbernen Hochzeit.«

»Die sie hoffentlich nicht eins ohne das andre feiern, wie gewisse Leute!« warf Juro mit glänzenden Äuglein ein.

»Darüber mußt du Possenreißer natürlich heut noch spotten!»

»Wer sollte nicht! Seine Frau die silberne Hochzeit feiern lassen ohne ihren Mann — das hat nur dein seliger Matthes fertiggebracht.« Juros Lachen zog durch das Stübchen, dünn zwar, aber es war doch ein herzliches Lachen, und Madlena konnte nicht anders, zu eigner Erquickung mußte sie die Heldentat ihres Verewigten abermals in das Licht verzeihender Liebe rücken.

»So etwas! So ein Mann! Zwanzig Gäste zur silbernen Hochzeit, aus der ganzen buckligen Freundschaft, sitzen wir in der ‚Bleiche' und warten und warten, daß die Feier beginnen soll. Doch kein Matthes Welan läßt sich blicken. Seine Musikanten sind schließlich bis zum letzten Mann aufmarschiert und der Gesangverein desgleichen. Und der Herr Pastor steckt öfters den Kopf ein bißchen durch die Tür, obgleich er bestimmt weiß: kein Jubelbräutigam ist erschienen. Lange Zeit vergeht, und ich sage: ‚Wir werden anfangen zu essen und zu trinken; er wird sich verspätet haben auf dem Lande' — und lasse auftischen. Die Musikanten blasen ein schönes Stückchen, und der Gesangverein singt: ‚Dies ist der Tag des Herrn.' Ja, singt ihr nur immerzu, der Herr Welan läßt sich trotzdem nicht blicken. Nur seine Frau hat dagesessen. Wie endlich vor Verzweiflung niemand mehr gewußt hat, wo ein und aus, ist einer der Musikanten vorgetreten, gerade vor meinen

Stuhl, und schwingt eine lange Rede und sagt, weil Matthes fortbleibt, schenkten seine Musikanten inzwischen mir den neuen silbernen Taktierstock, und ich könnte ihn meinem und ihrem Herrn Kapellmeister weitergeben, sobald er mir zu Gesicht käme. Auch einen Tusch haben sie dazu geblasen und ein Hoch geschmettert. Auf das hin ist sogar der Herr Pastor noch eingetreten, hat ein kleines Häppchen gegessen und am Glas nur gerade genippt nach langem Zureden und seine Ansprache gehalten. Schön ist sie gewesen, schön. Und auf und davon, um uns nicht zu stören, so hat er geäußert. Was hat man tun sollen? Lustig sind wir gewesen. Und um Schlag zwölf, was tritt in den Saal zu uns? Der Kito Pank mit meinem Seligen: im Bett hat er ihn gefunden. ‚Warum auch nicht, wenn man müde ist!' hat sich Matthes entschuldigt. ‚Meine Alte kann man ganz allein schicken — zum Geier und zur Feier; Furcht hat die niemals!'«

»Hat zwar recht gehabt, der Matthes, aber ein verdrehter Zwickel ist er doch geblieben bis an sein Ende.«

»Was er geblieben sein wird im Himmel bis auf diesen Tag.«

Die beiden Alten blinzelten sich zufrieden an: Schinderei und Plack haben wir reichlich getragen auf der Welt, aber lustig sind wir doch gewesen!

Der Peter sprang von der Ofenbank, mummelte sich in Madlenas Schoß und schnurrte. Fahl schaute der Morgen zwischen Fuchsien, Pelargonien und der unsicher flackernden Laterne auf die Ermatteten.

Madlenas Gedanken webten unklar wie hinter Nebeln. Sie wollte nach dem Lichtstümpfchen sehen und vermochte sich nicht mehr dazu aufzuschwingen, sann und zersann sich und kam erst jäh zu sich, als sich lauter Gesang näherte, das Haus in seine Hülle nahm, Peter miaute, Jakob die kurzen Flügel auf- und zuklappte und Mohr kläffend durch die Stube fegte. Da schob auch Juro den Kopf hoch aus tiefem Schläfchen: »Sind sie da aus Polen?«

Das Lied flutete aus dem Hausflur herein. Erregte Stimmen ließen sich vernehmen. Mohr heulte und sauste gegen die Stubentür.

Höher schwoll der Gesang an: »Auferstanden ist er, wahrhaftig auferstanden!«

Juro trippelte dem Eingang der Stube zu: »Ich will gucken, warum sie noch draußen warten.« Er öffnete, und aus dem Troß der Ankömmlinge lösten sich zwei Menschen, groß, gesund und stark.

»Großmutter!« jubelte die Frau.

»Großmutter weiß schon, weiß alles von mir und erschrickt nicht!« ereiferte sich Juro und stieß mit dem Stock: »Dieser abscheuliche Köter, und der dusselige Jakob muß auch noch dazwischen huppen! Seht ihr nicht, daß unsre Freundschaft einkehrt? Still!«

Mütterchen Madlena versuchte die steifen Glieder, sank in den Stuhl zurück, wollte sprechen, kam jedoch nur zu wenigen Lauten: »Meine Güte! So eine Überraschung! Von so weit her! Müßt ihr durstig sein und hungrig! Der Kaffee wartet in der Ofenröhre; nehmt euch, nehmt, mit der Spinnstube!«

»Und in der großen Stube ist gedeckt!« vervollständigte Juro die Einladung. »Für alle zusammen.«

Mariechen, die stattliche, blühende Frau, zog den langen Johann herein, zur Großmutter, strich ihr über den Kopf, und Johann nahm ihre Hand.

»Seid ihr vor dem Ende doch noch zu mir gekommen?«

»Wir beide haben seit Jahren so große Sehnsucht gehabt, und stets ist in der Fremde ein Hindernis gewesen. Und in der Osternacht haben wir uns allemal am unglücklichsten gefühlt: kein Ostersang und kein Feldgang: verzweifelt sind wir.«

»Und Mariechen ist im vorigen Jahr sogar allein durch unsern Acker gestrichen und hat gesungen und ist auf polnischer Erde das eine Mal fast wie im Spreewald gewesen.«

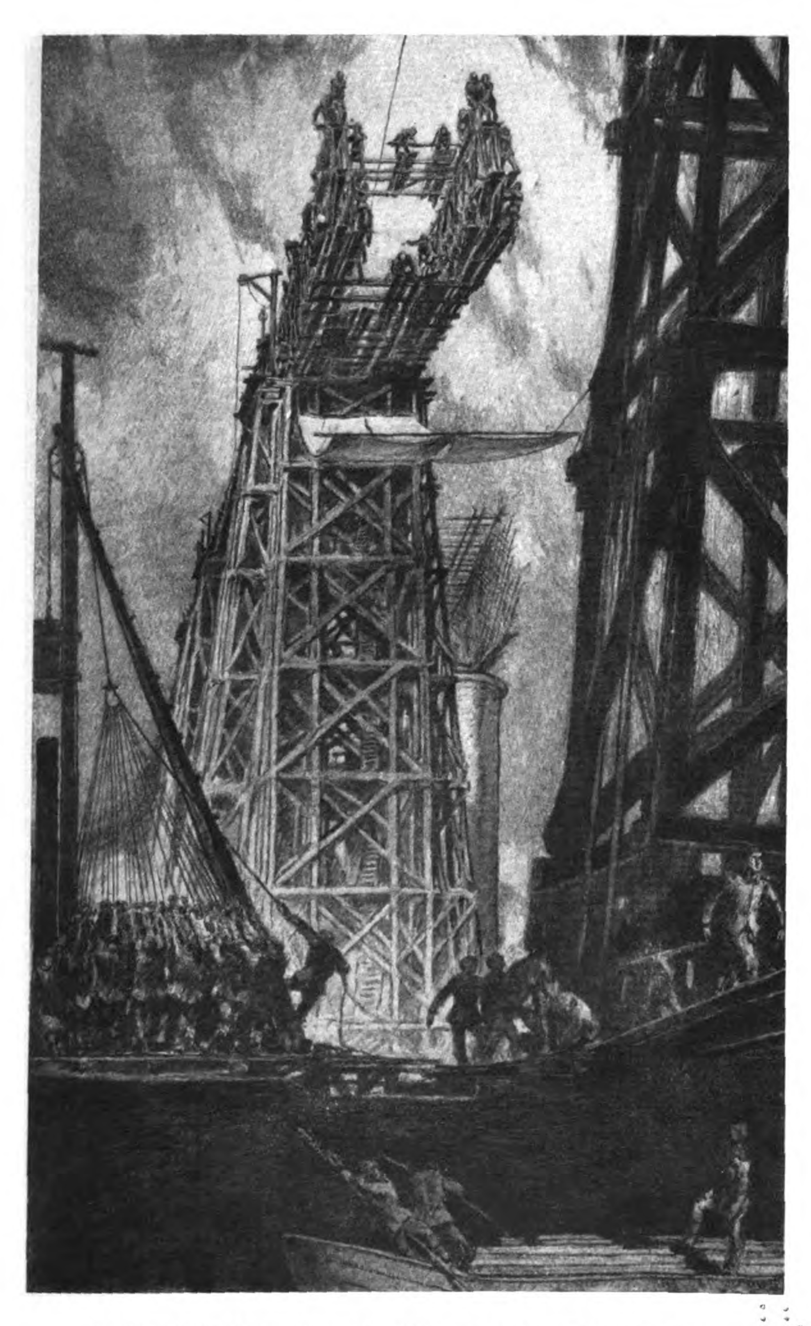
Glückselig prüfte Madlena den Besuch: »Das ist aber schön!«, prüfte wieder und freute sich. Aber dann senkte sich der Kopf, hob sich noch einmal mühsam, und leuchtenden Antlitzes entschlief die Greisin.

Leise nahm Mariechen die Laterne vom Fenster, leise ging sie mit Johann zu den Sängerinnen und war gute Wirtin. Leise nahm auch Juro eine Tasse, setzte sich aber behutsam seiner alten Freundin gegenüber und nickte mit ihr ein. Und Mohr und Peter und Jakob versenkten sich mit ihnen in die heilige Stille.

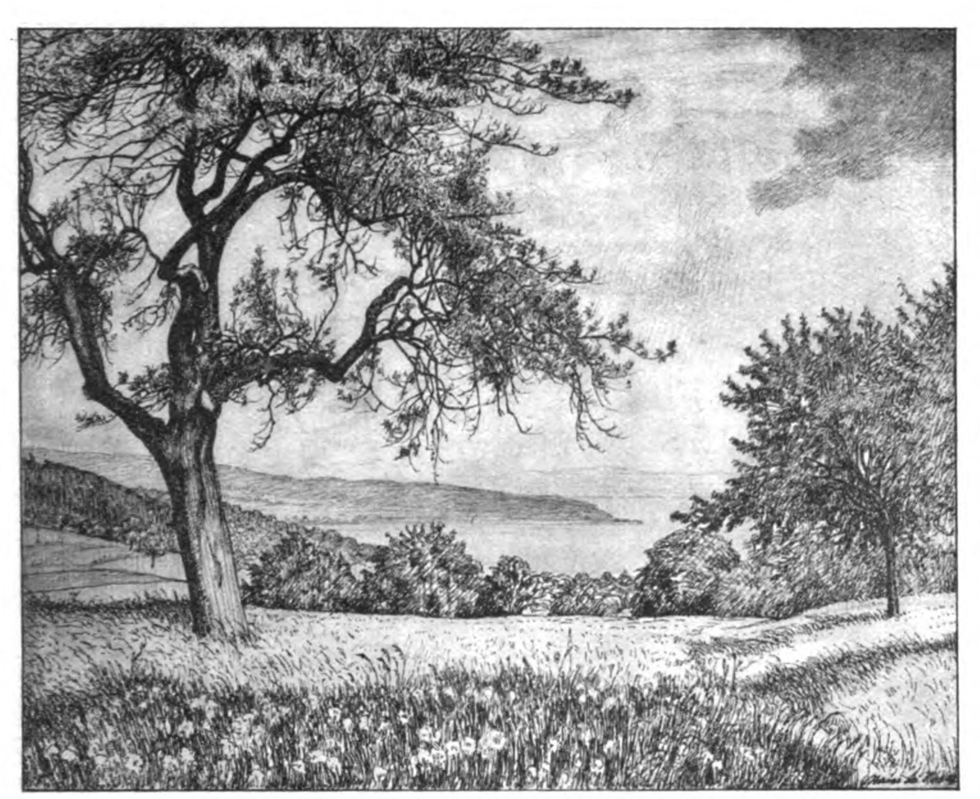
Kein Gesang klang herüber als üblicher Dankeszoll für den wärmenden Trank. Auf Zehen schlichen die Sängerinnen aus dem Hause des Friedens. Noch lange zogen sie stumm dahin in ihren blendend weißen Hüllen gleich einer von Ewigkeit zu Ewigkeit wallenden Gruppe Abgeschiedener.

Erst spät brach die Kantorka das Schweigen. »Die beiden Alten,« sagte sie, »wie sie hinter den Blumen am Fenster schliefen, müßten weiter ruhen und erst in der Ostersonne oben die Augen auftun im ewigen Glück.«

Ihre Nachbarin nickte. »Da wären sie wahrhaftig auferstanden, die beiden Altertümer!«



A. Paul Weber: Bau der Njemenbrücke bei Grodno



Bei Sankt Leonhard

Bodenseelandschaft

Von Siegfried Reinke

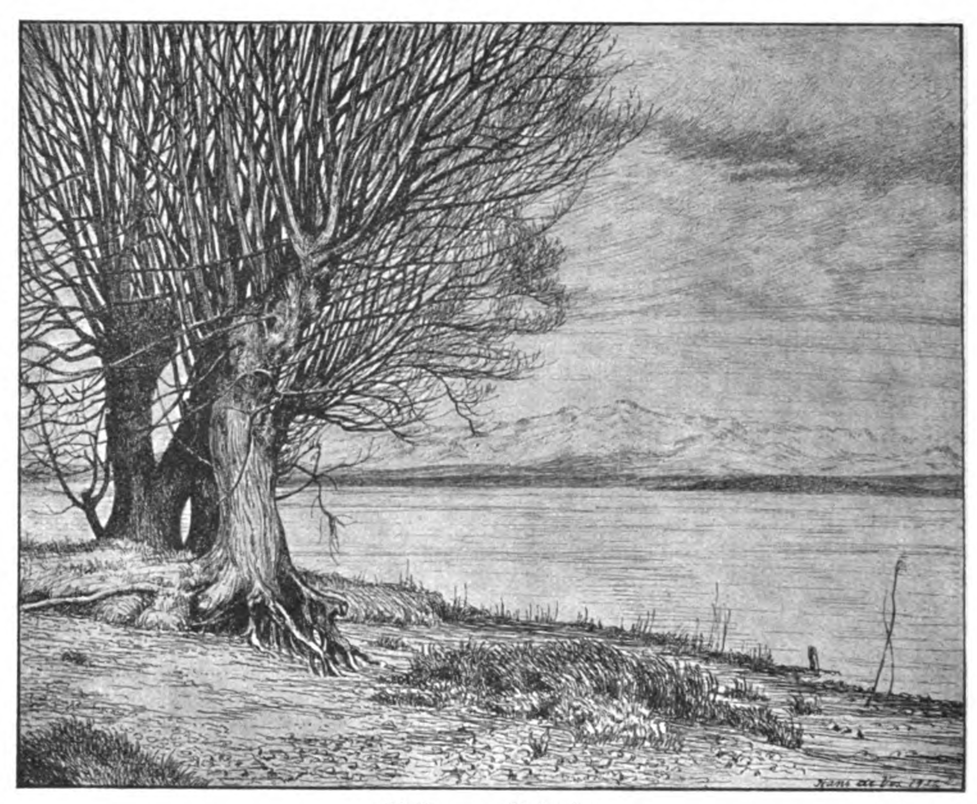
Mit acht Federzeichnungen von Hans de Vos

Für uns, die noch das märchenhafte Dasein offener Landesgrenzen und sorgloser Freizügigkeit genossen haben, waren damals der Bodensee und seine Ufer eine Landschaft, der man nur hin und wieder auf der Durchreise einen flüchtigen Blick schenkte. Man sah vom Bohnenkaffee auf und blinzelte rückwärtsschauend durch das weiße Fenster des nach der Schweiz steuernden Dampfers. Ich erinnere mich gut: Es war ein Herbsttag, in den Meersburger Rebhügeln schimmerten die weißen Hemden und bunten Kopftücher der Trauben-Erntenden, und Meersburg, dieses heiter-bunte, mittelalterliche Felsennest, spiegelte sich mit jeder Wetterfahne und jedwedem Fensterladen in der unbewegten Fläche des Sees, die ein einziges Perlmuttglänzen war. Mein Freund, der Maler, stieß mich an: »Du — das ist schon fast Italien, einmal sollte man sich's doch genauer ansehen.«

Heute sind diese deutschen Ufer von Lindau bis Konstanz zu unserm einzigen Süden geworden, sind Wanderziel und Heimat Tausender Entwurzelter und Heimatloser. Ein etwas herber und unwirtlicher Süden mitunter, aber niemals einförmig, immer wieder überraschend mit unvergeßlichen Geschenken.

Was ist es eigentlich, was dieser Landschaft ihr besonderes Gesicht verleiht? Jeder dritte Mensch in Deutschland kennt sie heute, kennt die reiche, immerfort sich wandelnde Vielgestaltigkeit der deutschen Ufer von den grünen Voralpen des Algäus bis zu den sieben Hegaubergen, kennt zumindest einen Ausschnitt von ihr, ein einziges unmittelbares Stück Ufer und den weiten, sommerlich blinkenden See mit seinen Badenden und der Unzahl weißer Segel im Blau.

Vielleicht ist für uns, die die Sonne immer karg gehalten hat durch kurze, blasse Sommer, dieses kleine Plus an Licht, das hier das mächtige Spiegelbecken des Sees der



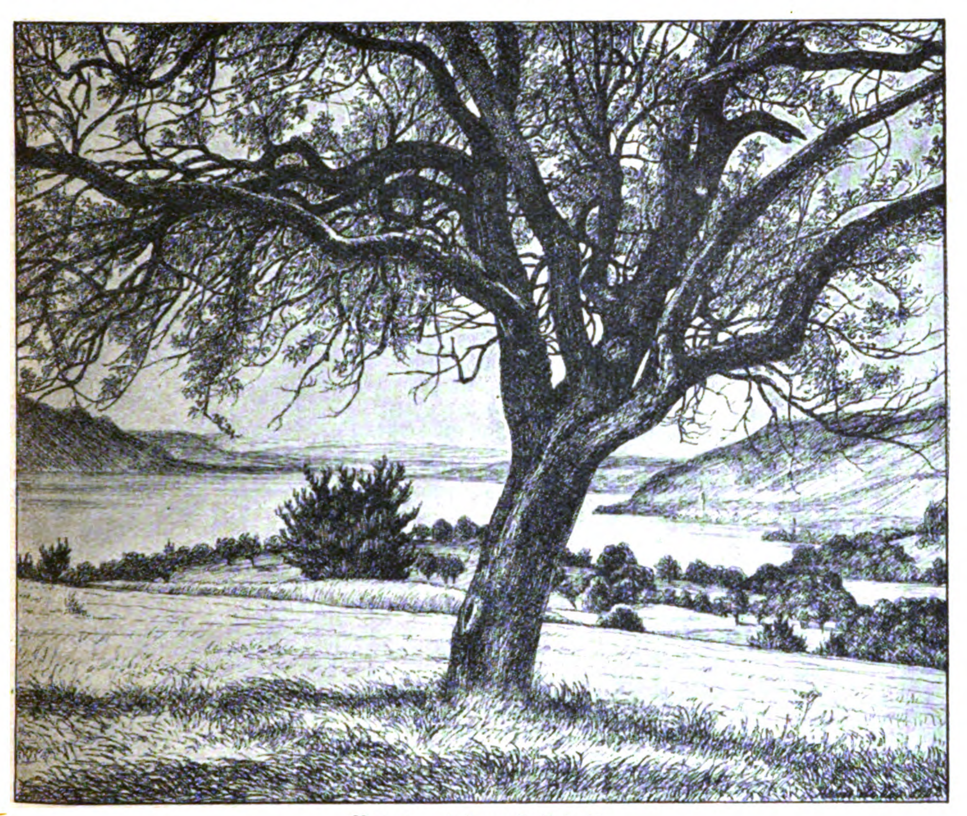
Weiden am Bodensee

Atmosphäre schenkt, wirklich das Bezeichnendste und Eindruckstärkste. So stark vermag dieses Schimmern und Gleißen zu sein, daß das Auge sich geblendet abwenden muß, indes das Schönste ist es, wie des Abends jeder Sonnentag im Verbluten noch einmal für eine kleine Weile aufersteht in einem stillen magischen Nachglänzen, das aus Wald und Hügel, aus Welle und Wolke blüht. Nur die Insel Hiddensee und die Kurische Nehrung haben einen ähnlichen sommerlichen Zauber des Lichtes. Sie teilen noch ein Zweites mit der Landschaft des Bodensees: das über alle Begriffe gewaltige Leben der Wolken.

Wind und Wolken sind Gespielen, und wie Kinder spielen sie am liebsten am Wasser. Welch wundervoller Tummelplatz für sie, diese schier endlos sich weitende Fläche des Sees hinter der Zwingmauer der Alpen. Hier ist ein unaufhörliches Wandern und Jagen, ein übermenschliches Kämpfen und hymnisch festliches Friedenschließen. Kein Tag gleicht dem andern. Manchmal vereinen sich Himmel und See zum Meer: Wolke wird Insel, fern schimmernde Nehrung, endlos in Weiten um ferne Kaps ein gleißendes Strömen, ein Golfstrom ins Unendliche.

Schopenhauer meint einmal, daß die Form der Berge als einzige stets bleibende Linie im Gegensatz zu allen sonstigen ewig in Wandlung begriffenen Dingen der Natur uns ein Ahnen des Ewigen vermittelt. Hier bei der Landschaft des Sees schenkt uns dies weit mehr das unermeßliche Sichöffnen des Himmels, das sternüberfunkte herbstklare Firmament, durch das die Milchstraße zieht wie Meerleuchten im schimmernden Kielwasser eines Schiffes.

Die »stetig bleibende Linie« der Alpen ist hier fast eine Fiktion. Zumeist ruhen diese gänzlich versunken im Dunst der Ferne, manchmal für das wissende Auge in hauchzarter Silhouette den Horizont umsäumend, gewinnen sie ihre volle Ausdruckskraft und Form nur an klaren Herbst- und Frühjahrstagen. Dann liegt für Stunden die ganze gewaltige Kette von den Berner bis zu den bayrischen Alpen in makelloser Klarheit vor



Baum auf dem Eglisbohl

uns. Aber selbst in dieser scharf gezeichneten, doch den Äther durchziehenden Linie liegt nichts unbedingt Konstantes. Neuschnee und Wolkenschatten, vom See emporziehende Dunstschwaden vermögen unserm Auge allerhand Veränderungen und Abweichungen vorzutäuschen und mahnen uns an die Schranken unsrer Sinne, an den letzten Rest Fremdheit und Unbezwingbarkeit, der aller Natur eignet.

Tausendfältig sind die Elemente, die das Gesicht einer Landschaft formen. Eine Landschaft gültig beschreiben wollen, hieße zugleich alles Leben, alle Bewegung im Umkreise der Jahreszeiten schildern. Raum und Zeit spielen eine fremd-vertraute Fuge, das uralte Thema vom Keimen und Erblühen, Reifen und Verdorren immer von neuem variierend.

Ja, wahres Landschaftserleben will alle Kräfte unsrer Seele, alle bewußte und unbewußte Sinnenfreude unsrer Organe, es umfaßt das bukolische Behagen des im Sonnensand schmorenden Halbschläfers sowohl wie die geschärfte Gespanntheit des Jägers oder des nach Stimmungen fahndenden Malers.

Jede Landschaft hat ihr Auf und Ab, Mattheit wechselnd mit Kraft, Dürftigkeit wandelnd in Überfluß, aber immer trägt sie irgendwo eine Krone, die im Ablauf jedes Jahres durch den ganzen Umkreis der Schöpfung wandert. Sie glänzt hier in klaren Wintertagen aus den Firnen der Berge, blinkt mit der ersten Frühlingssonne aus Dotterblumen und Krokus der noch bereiften Wiesen, dann erhebt sie sich zu himmlischer Prachtentfaltung in die Blütenkaskaden der Obstbäume, brennt lange Wochen in der reifenden Pracht der Felder, um im frühen Herbst über den bronzenen Wogen der Wälder zu liegen.

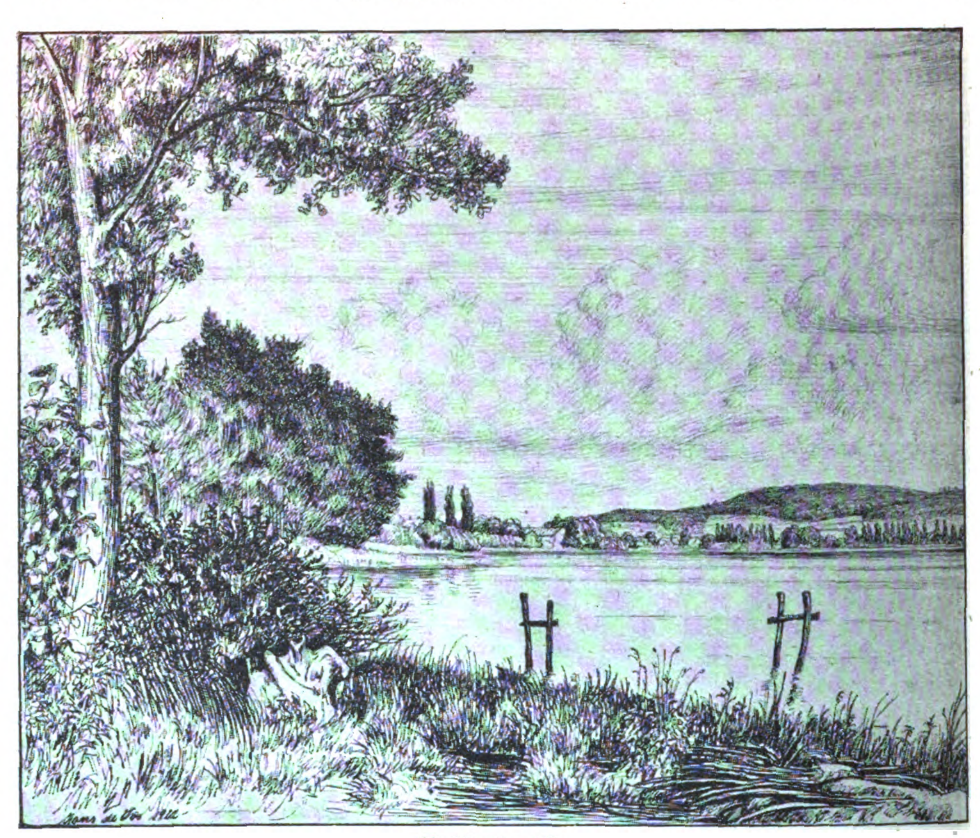
Heute, an einem der letzten Septembertage, ist sie in die Weinberge gewandert. Mein Haus lehnt sich an einen Weinberg. Einen der letzten Weinberge weit umher, denn Weinberg bedeutet Überfluß, und so benagen und zerfetzen hier am See die kleinbürgerlich rechtschaffenen Kraut- und Knollenäcker allenthalben diese letzten Inseln sorgloser Freude.

Etwas hymnisch Beseligtes liegt heute über diesem Stückchen Weinland, all die tausend Rebstangen glänzen wie die silbernen Speere einer Ritterschar, indes die heißen Trauben ihre letzte Reise saugen. Ein alter Spitalpfründner mit martialischem Tatarenbart wankt kletternd im Hang umher, um mit seiner hölzernen Drehknarre die Vogelschwärme zu scheuchen.

Ich bin in meinem Garten beschäftigt und steche ein Spinatbeet um. Es geht langsam. Genau unter mir bricht ein pflügender Bauer in derselben Zeit ein dunkles, riesenhaftes Parallelogramm aus dem gelben Stoppelboden. Weit draußen auf dem grünen See zieht ein Fischer sein kreisförmig ausgeworfenes Netz ein. Mählich kommt der Abend über die machtvolle Schale des Sees und zeichnet hügelauf, hügelab seine Schatten auf all die unzähligen Halden und Raine, die vielen gewellten Äcker, Wiesen und Wälder dieses schönen vielgestaltigen Landes.

Mein Hund schlägt an, denn durch meine Gartentür mit Rucksack und Feldstuhl kommt ein Mensch, der Maler Hans de Vos, der mir von seiner Tagesarbeit erzählen will.

Aus Schleswig-Holstein stammend, fand er nach dem Kriege hier am See eine zweite Heimat. Aber wie Heimatgefühl nur wächst im innigsten Zusammenhang mit der Scholle, so will es der Künstler täglich von neuem erzeugen und schwarz auf weiß mit sich nach Hause tragen. De Vos liebt die Bäume, liebt die weiten, sich öffnenden Ausblicke, liebt aber auch die Idylle, die stillen schilfumsäumten Buchten, die alten Tore und Winkel der mittelalterlichen Stadt.

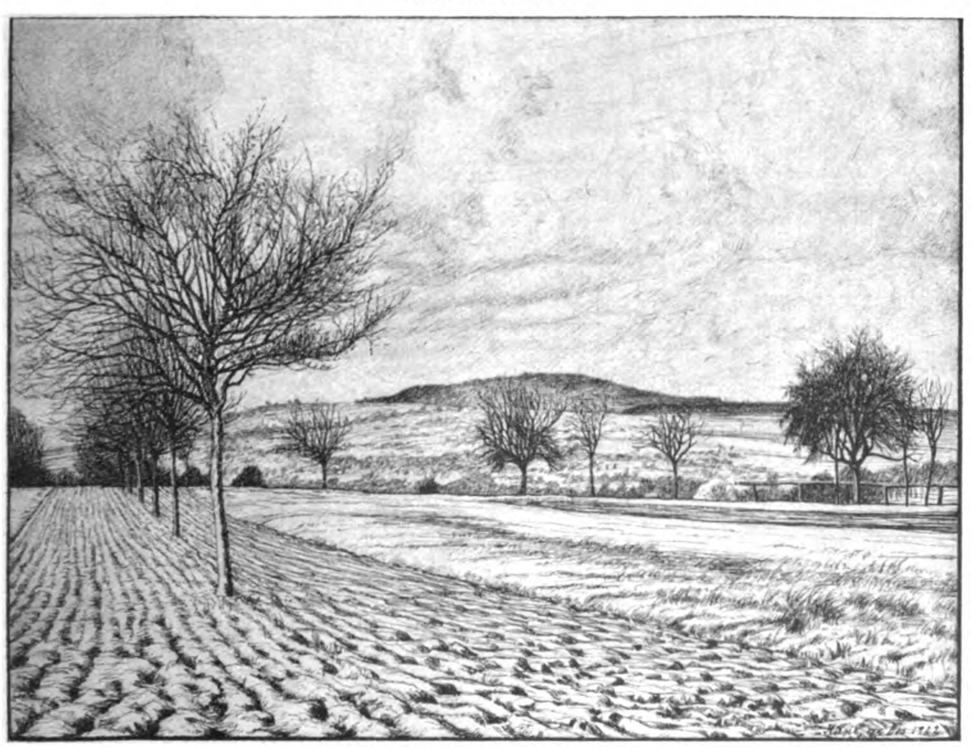


Nußdorfer Ufer

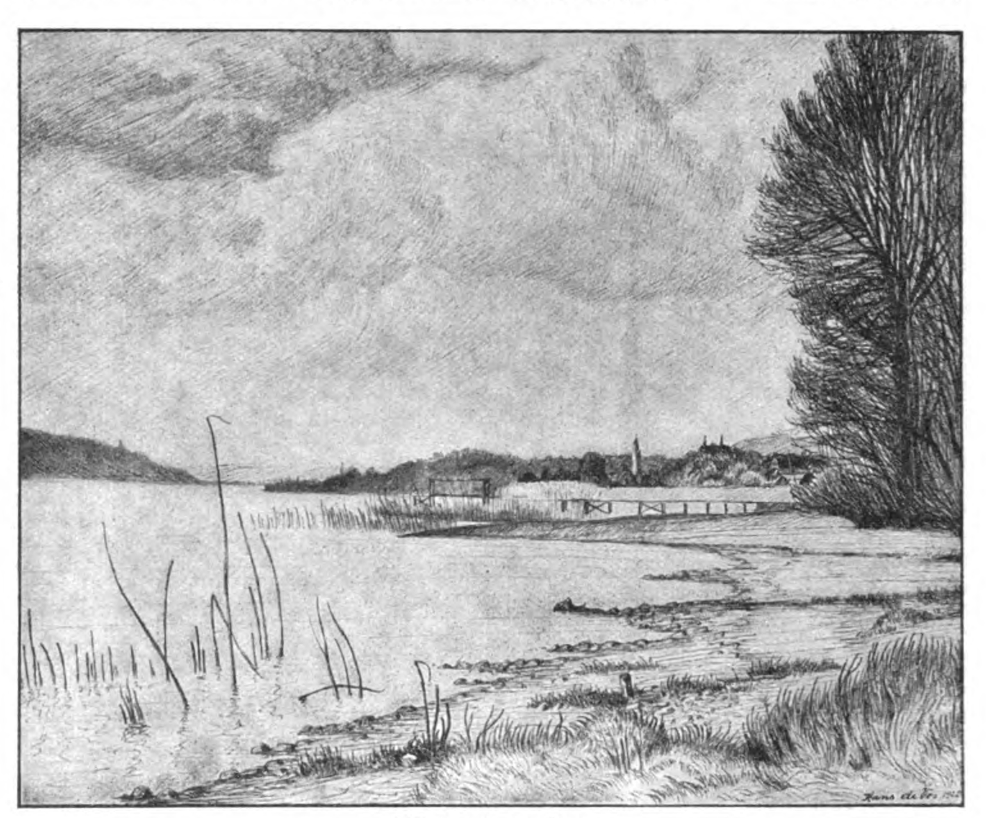
All das wäre nichts sonderlich Bemerkenswertes. Bemerkenswert aber ist seine künstlerische Zucht. Sie kommt ein wenig aus der Schule Richard Müllers, des Dresdner Akademielehrers, ringt sich aber zu einer schönen Freiheit durch. Blätter wie die »Bei Sankt Leonhard« oder »Blick auf den Aufkircher Berg« vermögen heutigestags nicht viele in Deutschland zu zeichnen. Jede einzelne dieser unmittelbar vor der Natur entstandenen Federzeichnungen besitzt über



Kirche in Seefelden

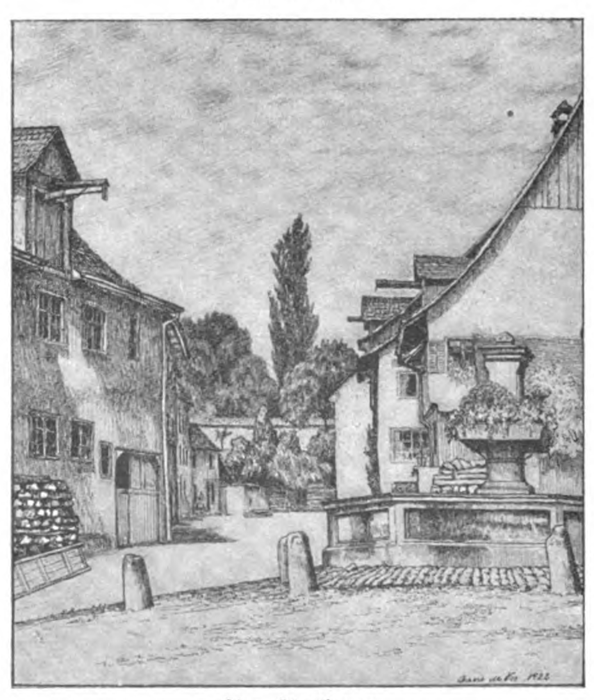


Blick auf den Aufkircher Berg



Überlingen am See

das Studienhafte hinaus ihren sorgsam gemessenen Rhythmus, ihre dekorative Verteilung von Weiß und Schwarz, die sie zum Bilde weiten. Und so voll diese Zeichnungen bis in den letzten Winkel sind, überwuchern doch nie Kleinigkeiten die tragende Dynamik der Hauptlinien. Schön ist des Künstlers unermüdliches Suchen, durch erlesene Wahl seiner Motive das



Aus Überlingen

Wesentliche dieser Landschaft zu umgrenzen. Er gleicht darin ein wenig Otto Greiner, der auch immer so lange suchte, bis er den einen Baum fand, der seiner Vorstellung entsprach. Wenn er ihn aber hatte, so hielt er ihn fest, gültig für die Ewigkeit.

De Bosens Zeichnungen haben etwas von dieser Zeitlosigkeit, von dieser Entpersönlichung, die in der Kunst das Bleibende ist.

Begegnung / Von Toni Nelissen Haken

Er trug ein Mäntelchen von feinstem Kammgarn, dazu ein Hütchen von gleichem Stoff und sandfarbene Lederhandschuhe.

Er schlenderte langsam die Straße hinunter, in genüßlichem Behagen seine Freiheit auskostend und doch zugleich scheu, fast fluchtbereit, wie ein Vogel, der ans Bauer gewöhnt ist.

Er ging dahin und pfiff, laut und falsch. Er pfiff mit Bewußtsein falsch, weil er glaubte, es gehöre dazu und verstärke den Eindruck, als wäre er auf der Straße zu Hause und nicht in seinem vornehmen goldenen Käfig.

Er pfiff und strich mit einem Stecken, den er aufgegriffen hatte, an den Gartenzäunen entlang. Auch das gehörte dazu: es war das offenbarende äußere Zeichen gewohnter Straßenfreiheit.

Nur leider: er hatte kein Publikum! Die Straße blieb vormittäglich und still, und die Häuser blickten nicht, wie anderwärts, aus tausend Fenstern neugierig hinunter, sondern lagen vornehm zurückgelehnt hinter kunstvollen schmiedeeisernen Gittern in wohlgepflegten Parks. —

Da kam sie ihm entgegen. Sie kannten einander noch nicht.

Ihrem hellblonden Haar sah man an, daß es wochentags Wind und Wetter ausgesetzt war und des Sonntags übermäßig und verständnislos gebrannt und verziert wurde. Unter ihrem verwaschenen Dirndlkleidchen guckte rechts das Unterhöschen heraus, und dieses Unterhöschen war nicht gerade sauber.

Sie ging den gewohnten Schlendergang, wie jemand, der die Schule hinter sich hat, an diesem Tage auf kein Erlebnis mehr hoffen kann und als einzigem Ereignis nur noch dem Essen und einer Seite Abschreiben entgegensieht.

Sie schlurrte ein wenig mit den Füßen, so daß sich der trockene Sand als feiner heftiger Sprühregen auf ihre Schuhe stürzte. Von Zeit zu Zeit zauste sie im Vorübergehen einen Zweig, der neugierig zwischen den Eisenlatten aus seinem vornehmen Garten in die Straße strebte.

Er sah dies alles von weitem und begriff: Auch das gehörte dazu. Da bemühte er sich, es ihr gleichzutun.

Als sie einander ganz nahe gekommen waren, fiel ihr ein, daß sie ihn schon vom elterlichen Gärtnerhause aus gesehen hatte, einmal im eleganten Wagen, das andre Mal an der Hand der sauberbehäubten Kinderpflegerin.

Da machte sie plötzlich einen schnellen Schritt auf ihn zu und schlug ihn mit der kleinen harten Faust auf den Arm.

Er erschrak. Wie ein elektrischer Schlag durchzitterte die unsanfte Berührung dieser harten kleinen Faust seinen Körper. Im ersten Augenblick lähmte ihn das Gefühl hilfloser Verzweiflung; denn er war ja allein, mutterseelenallein in der Fremde! Fünf Minuten lag schon das elterliche Haus zurück, und dort erst hinter der nächsten Ecke wohnten die Großeltern.

Aber er gehörte durchaus nicht zu den Mutlosen und den Schüchternen. Im ersten Schreck war er, heftig bemüht, sich nichts merken zu lassen, einen Schritt an ihr vorübergegangen. Nun blieb er stehen. Hochmütig über die Achsel zu ihr zurückschauend, sagte er gelassen: »Pfui, schäme dich! So ein dummes Mädchen! Und dabei kannst du nicht mal pfeifen!«

Sie kritzelte mit einem Stückchen Kreide auf den Eisenlatten eines Gartenzaunes. »Gewiß kann ich pfeifen.«

»So, dann pfeif doch mal!«

»Ich pfeife nur, wenn ich Lust habe, und eben habe ich keine!«

»Also dann kannst du doch nicht pfeifen!«

Sie verzog den Mund. »Ach, du — du bist wohl doof —?!«

Er drehte sich baff herum und starrte sie an. Was war das für ein Wort?! Er kannte es noch nicht, obwohl er es schon gehört hatte. Irgendwie war es einmal, von rauher Kinderstimme gerufen, über den vornehmen Gartenzaun hinweg bis in sein weißlackiertes Kinderzimmer geflattert. Den Sinn des Wortes hatte er nicht erfaßt, nur dunkel gefühlt, daß es zu der Straßenfreiheit draußen gehörte, aber für ihn nicht gut genug war.

Dieses Wort war der Feind, und nur der Angriff konnte ihn retten. »Und du,« sagte er kalt, sich auf dem Absatz herumdrehend, »du bist erst recht — — du bist überhaupt tuup!« und setzte gelassen seinen Weg fort. Er wußte, daß dieses Wort gar keinen Sinn hatte, aber er legte alles hinein, was er an Haß, Verachtung und Hohn aufbringen konnte, und zweifelte nicht daran, daß der Pfeil den Feind ins Herz traf.

Sie war am Zaun stehengeblieben, raufte das Laub von den neugierigen Zweigen und blickte ihm nach. Als sie sah, daß er um die Ecke biegen wollte, rief sie schnell mit überklappender Stimme und drohend zusammengezogenen Brauen: »Und ich — ich sage es meiner Mutti!«

Einen Augenblick schien es, als wollte ihn noch angesichts des großelterlichen Hauses die Panik übermannen; aber er bezwang sich, gestärkt von dem lächelnden Gedanken: Was kann denn deren Mutti! —

Dann wurde er vom Diener empfangen, der vor dem Hause auf ihn gewartet hatte.

Sie hatte inzwischen ihren Weg im täglich gewohnten Schlendergang fortgesetzt. Von Zeit zu Zeit aber blieb sie stehen. »Tuup,« sagte sie dann, leise, bewundernd, ehrfurchtsvoll, »tuup —!«

Er hatte gesiegt.



Der Schrecken (Illustration zum »Eulenspiegel«)

A. Paul Weber
ein Thüringer Graphiker
Von Herm. Anders Krüger



ezember war's, düsterer Dezember 1918. Ich kandidierte für die Nationalversammlung und hatte in Arnstadt gesprochen, nicht ganz leichten Herzens, denn die Stimmung war gedrückt, zumal bei uns alten Soldaten, die wir den Rückzug eben überstanden hatten. Aber wir wollten und durften an unserm Vaterlande und vor allem an der deutschen Kultur nicht verzweifeln, schon weil wir an die Jugend glaubten. Und wie glücklich war damals unsereiner, wenn er unverhofft auf einen Eignen, auf einen kraft- und zielbewußten Ringer unter den Jungen stieß!

Ich entsinne mich daher des Augenblicks noch sehr genau, als ich die ersten Zeichnungen A. Paul Webers erblickte. Man legte mir ein kostbares Fremdenbuch vor, das er in der soliden Art der besten deutschen Renaissancekünstler geschmückt hatte. Dann sah ich ein paar Kriegsbilder, das packende »England, zurück!«, das die »Wochenschau« veröffentlicht hatte, die gemüt- und humorvollen Skizzen und Friese zur Armeezeitung, vor allem die imponierende letzte Kriegsnummer der »Leipziger Illustrierten Zeitung« vom 21. November 1918, die ein Hoheslied auf die staunenswerten Leistungen der deutschen Eisenbahner in über vierzig anschaulichen Bildern und Skizzen von A. Paul Weber sang, ein stolzer Schwanengesang — vorüber, ach, vorüber! Aber gerade vor solchen Leistungen, technisch bewältigten wie künstlerisch erfaßten Meisterwerken (wie z. B. die riesigen Njemen- und Dubissabrücken) sagte ich mir immer wieder: Wir Deutschen sind nicht umzubringen, die hier offenbarte Kraft wirkt mittel- oder unmittelbar, laut oder leise, hier oder draußen fort und wird sich auch nach dem schwersten Unglück wieder erholen, ersetzen und durchsetzen. Den merkwürdigen Künstler aber, der so seltsam altmeisterliche Gediegenheit und modernsten Naturalismus, keckste Phantasie von oft geradezu burlesk satirischer Genialität und übermütigem Humor mit so viel redlich besinnlicher Romantik und grübelnder Schwermut, so viel innerliche Zartheit mit oft derbem Draufgängertum ver-

band, diesen stillen Thüringer Kleinstadtpoeten und vielumgetriebenen Weltkriegs-Feldeisenbahner mit den tiefgründigen Augen und den leicht mokanten Mundwinkeln wollte ich nicht aus den Augen verlieren und sein künstlerisches Werden aufmerksam verfolgen.

Als ich bald darauf in die erste Thüringer Regierung gewählt worden war und mitzuhelfen versuchte, auch die bildenden Künstler für das junge Thüringen zu interessieren und zu gewinnen, traf ich abermals auf den jungen Arnstädter Weber, der sehr ansprechende Entwürfe für eine verhältnismäßig trockene Sache eingesandt hatte. Aus Anlaß eines Briefkopfes für unsre ehrwürdige Gothaer Landesbibliothek vertiefte ich mich später auch in das überraschend reiche und eigenartige Exlibris-Werk A. Paul Webers, von dem Wilhelm Kiefer in seiner Monatsschrift »Deutsches Volkstum« (Mai 1917) bereits einige anmutende Proben gegeben hatte. Unterdessen waren in rascher Folge bei Erich Matthes in Leipzig die höchst originellen, zum Teil glänzenden Zeichnungen Webers zu Graf Poccis »Zaubergeige« und Hans Sachsens »Narrenspiegel« (55 Bilder aus 10 Fastnachtspielen) erschienen; ihnen folgten im selben Verlag das Landfahrerbuch und »Der Zeitgenosse« Hjalmar Kutzlebs mit bedeutsamem Bildschmuck Webers, Ende 1921 im Verlage von



Illustration zu Hans Sachsens »Kälberbrüten«



Der Roßdieb. Illustration zu Hans Sachsens gleichnamigem Fastnachtspiel

Julius Zwißler in Wolfenbüttel der prächtige »Eulenspiegel«, und damit stand zum mindesten der Graphiker A. Paul Weber in ziemlich fest umrissenen Zügen vor einer breiteren Öffentlichkeit, die ihn nun auch kritisch zu würdigen begann.

A. Paul Weber ist ja noch jung, und es wird hoffentlich noch lange dauern, bis das letzte und entscheidende Wort über sein Gesamtwerk gesprochen werden kann. Jedoch eine Zeitschrift wie die vorliegende hat gerade auch — und jetzt erst recht — den Werdenden zu dienen, die Meinungen über sie zu klären, die Urteile zu vertiefen und die Grundlinien der künstlerischen Entwicklung festzulegen. Bei Weber kommt noch hinzu, daß diese Entwicklung nicht nur künstlerisch interessant, sondern auch rein menschlich von gewissem Reiz und von fast typischer Bedeutung für unsre scheinbar so arg verworrene Zeit ist.

Am 1. November 1893 wurde Heinr. Andreas Paul Weber als Sohn eines Eisenbahnassistenten zu Arnstadt, der berühmten Bach-Stadt, geboren und absolvierte zunächst und mitunter etwas mühsam die Realschule der stillen kleinfürstlichen Nebenresidenz, in die nach und nach eine rasch aufblühende Industrie bunteres Leben und schroffere soziale Gegensätze brachte. Schon frühzeitig regte sich der Drang zu





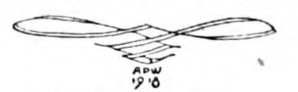
Illustration zu Poccis »Zaubergeige«

künstlerischer Gestaltung in dem Knaben, der nicht nur seine Hefte vorwiegend als Zeichen- und Malbücher verwendete, sondern ebenso gern seine Männerchen und Viecher an die unpassendsten Stellen der sakrosankten Schulbücher malte. Auch zur Zeitgeschichte nahm der künstlerisch aufstrebende Hosenmatz entschieden Stellung, gab ganze Serien von Skizzen aus dem Burenkriege vertrauensvoll in die Hand seiner staunenden Mitschüler, bei denen Long Tom, die Riesenkanone, eine ausschlaggebende Rolle spielte. Sogar in der Poesie versuchte sich das lütje Allerweltsgenie; es liegen recht ergötzlich illustrierte Versbücher vor, deren Komik zweifelloser feststeht als ihre Originalität. Jedenfalls wußte A. Paul Weber von Anfang an, daß er Maler werden wollte, und erreichte auch ohne allzu große Mühe, daß er nach vollendetem Genuß der Arnstädter Realschule die Erfurter Kunstgewerbeschule beziehen durfte, leider zunächst ohne rechten Erfolg. Der eigenwillige, gern nach allen Seiten ausgreifende Arnstädter, der für Max Klinger und Sascha Schneider schwärmte, schon damals in großen »Schinken« sich versuchte (bald mystische Allegorien im Stil der »Blauen Stunde« Klingers, bald romantische Landschaften in der flächig breiten Art von Egger-Lienz entwarf), paßte in keine der Malklassen Erfurts und irrlichterte hin und her. Zum Glück stieß er jedoch im Abendkurs der Kunsthandwerker auf einen erfahrenen Druckermeister namens Friehlingsdorff, der dann im Weltkriege geblieben ist. Bei ihm lernte Weber einigermaßen zunftgerecht drucken, lithographieren und ätzen. Künstlerisch am meisten trugen ihm die vielen Fahrten des Wandervogels ein, bei denen er schon als junger Scholar reiche Befriedigung gefunden, später auch manchen Freund gewonnen hatte, z. B. Hjalmar Kutzleb, dessen Bücher er dann reich geschmückt und dadurch über den Alltagsdurchschnitt ihres Textes emporgehoben hat.

Als es jedoch galt, Broterwerb und Verdienst zu suchen, geriet Weber in eine völlig entgegengesetzte und reichlich verhängnisvolle Richtung. Er wollte sich in der Reklame- und Plakatzeichnung einführen und bot — zunächst freilich vergeblich — verschiedenen Konfektions-, Mode- und Kosmetikfirmen seine Dienste an, bis er einem smarten Agenten in die Hände fiel, der ihm zwar bei allerlei Zigaretten- und Exterikulturfirmen Aufträge verschaffte, aber ihn zugleich schmählich ausnutzte. Damals war A. Paul Weber auf dem besten Wege, mit den Modekünstlern der »Eleganten Welt«, wie Rolf Niezky, Gipkens u. a., um die Palme zu ringen, auch wenn die alte stille Sehnsucht nach schlichter Natur, echtem Leben und großer, reiner Kunst in ihm durchaus nicht erloschen war.



Ex libris
vom glücklichen Büchermann
Erich Matthes



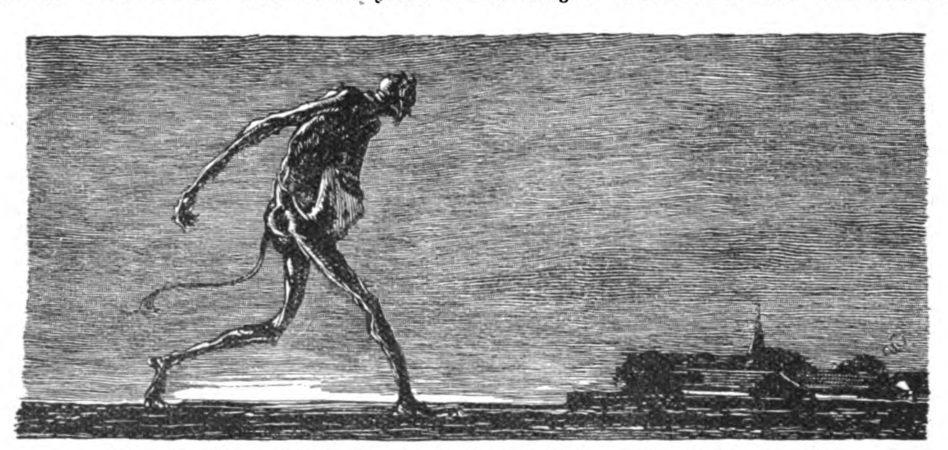
Bücherzeichen 1918


Engländer auf dem Rückzug

Da kam der Weltkrieg und zerhieb mit harter Faust gar viele Knoten. Anfang August 1914 stellte sich auch Weber als Freiwilliger zur Fahne, und zwar nahmen Schulkameraden, Arnstädter Techniker, den körperlich noch recht Unentwickelten mit zu den Feldeisenbahnern, zunächst nach Hanau zur Ausbildung, später nach Russisch-Polen, wo er manche Strecke mit gelegt, manche Riesenbrücke (z. B. die Hindenburgbrücke über die Dubissa) mitgebaut hat. Zunächst fesselte der schwere Alltagsdienst den jungen Soldaten (später auch Unteroffizier) völlig. Die Kunst versank. Überdies fehlte es an Zeit und Kräften, an Werkzeug und Material, nur dann und wann wurde ein Fetzen Papier bekritzelt oder bemalt, z. B. mit Kakao. Aber innerlich rumorte es doch bald wieder in dem brachliegenden Künstler; er dachte sich langsam zurecht, kam zu der Erkenntnis, daß sein ganzer Reklame- und Modedreh ein großer Irrtum war, und das Ringen um eine eigne und klare Note begann stärker als je zuvor. Der Zufall half mit.

In Marggrabowa, dem ehemaligen Hauptquartier Hindenburgs, wo die Russen übel gehaust hatten, fand Weber eines Tags auf der Straße im Schmutz verschmäht Goethes Gedichte und Chamberlains »Grundlagen«, in denen die Kunstkapitel ihn so fesselten, daß er sogar im Bremshäuschen der Feldeisenbahn daran herumknackte, ja schließlich selbst in einigen Gedichten tätlich wurde. Die große innere Krisis reifte heran, vollends als später ein braver bayrischer Oberstabsarzt (namens Gazert) ihm unverhofft zu Ighalina bei Dünaburg die »Renaissance« von Gobineau dazuschenkte. Nach und nach quoll es in Weber empor: Du mußt wieder schaffen, diesmal schaffen, was du ersehnst — reine Kunst.

Der Bahnhofskommandant von Berkow, Hauptmann Vormbaum, nahm sich seiner besonders an, befürwortete ein Gesuch und erreichte auch Webers Abkommandierung nach Wilna zur Kunstabteilung der Armeezeitung (X. A.-K.). Hier traf der junge Künstler auf gleichgestimmte Seelen, so den unsern Lesern ja auch schon durch einige Bilder rühmlichst bekannten Berliner Landschafter Felix Krause (s. z. B. Maiheft 1922), ferner Oskar Wöhrle, den Verfasser des »Baldamus« und des Bumserbuches u. a. Alle schafften fleißig mit an der »Kunst fürs Volk« von Front und Etappe. Unerschöpflich war gerade Weber in allerlei Bildchen aus heimatlicher Romantik, vor allem aber in humorvollen Darstellungen des Soldatenlebens. Leider ward diese feine Arbeit von einem recht ungeschickten Leutnant, der nur den Vorgesetzten herausbiß, allzu äußerlich militärisch und grob bureaukratisch geleitet; ja, die zum Teil älteren Landsturm-Künstler wurden mitunter gar schikaniert, so daß Weber gern nach einigen Monaten zu seiner Truppe zurückkehrte. Mit ihr war er später noch im Westen angestrengt tätig, hat 1918 unter



Die böse Saat. Illustration zu Hjalmar Kutzlebs Buch »Der Zeitgenosse«

schweren Strapazen beim Vorstoß gegen Amiens die vom Feinde halbzerstörte Pariser Strecke wieder ausbessern geholfen, bis er dann im Hochsommer 1918 plötzlich mitten aus der wildtobenden Fronthölle in den friedlich stillen Himmel einer herrlichen Hauptquartiervilla nach Spa versetzt wurde, um daselbst die eingangs erwähnte Eisenbahner-Kriegsnummer der Leipziger Illustrierten Zeitung zu entwerfen. Dieser schroffe Wechsel des Schicksals verstörte Weber beinahe; er war zunächst völlig verwirrt; aber dann heilte ihn die angestrengteste Arbeit doch bald. In dreißig Tagen schuf er diese imponierende Leistung von über vierzig großen und kleinen Zeichnungen, die leider erst erscheinen konnten, als der Krieg verloren und die Revolution des völligen Zusammenbruchs eingetreten war.

Als ein gereifter Mann kehrte der Fünfundzwanzigjährige nach Arnstadt zurück und ging nun mit entschlossenem Ernst, unterstützt von dem ersten großen Honorar, das ihm die Kriegsnummer gebracht hatte, an ein gründliches Selbststudium besonders der deutschen Renaissance, Dürer bis Bartel Beham. An diesen unvergänglichen Vorbildern solidester deutscher Graphik und Malerei schulte er sich von Grund aus neu durch, lernte zugleich technisch allerlei hinzu, vor allem den Holzschnitt meistern, und so erwuchs ihm bald Lust und Kraft zu seinen kecken, derbschnittigen Hans-Sachs-Zeichnungen, zu seinem stilistisch wundervoll gelungenen Eulenspiegel, der dem von Walter Tiemann und A. Weisgerber an Originalität und Humor nicht nachsteht und wohl mehr als diese Werke künstlerische Geschlossenheit erreicht, jedenfalls den Geist des 16. Jahrhunderts noch reiner erfaßt hat. Aber der moderne Künstler in Weber drängte rasch weiter, neben den Altmeistern der deutschen Renaissance fesselten auch die großen französischen Satiriker wie Daumier und Doré den trotz aller angeborenen Thüringer und anerzogenen Wandervogelromantik doch



Auch ein »Zeitgenosse«

stets scharf und recht gern auch mit boshafter Ironie seine Umwelt musternden Arnstädter. Aus der Welt der Technik und des oft grotesken Landserdaseins des Feldes war es ja nur ein Schritt in die Welt des Proletariers, die der von der Revolution und ihren Helden rasch ernüchterte, von ihren Schieberles und Wucherles, von ihren Schlemmkes und Raffkes angewiderte Künstler ohne jede Sentimentalität erfaßte, ja oft mit erbarmungslosem Spott und unverhohlener Verachtung in seinen »Zeitgenossen«-Karikaturen geißelte. Auch das Arnstädter Notgeld, das Weber entwarf, war namentlich in seinen keckn Groschenscheinen voll schlagfertiger und berechtigter Satire, während wiederum in dem humorigen Werkchen der berühmten Buch- und Musikaliendruckerei Oskar Brandstetter in Leipzig »Wie ein Druckerzeichen entsteht« (übrigens einem Unikum) Webers Selbstironie die gelungensten Purzelbäume schlägt. Bisweilen hat sich dieser herausfordernde Humor (z. B. in der »Zaubergeige« Poccis und im »Zeitgenossen«) auch überschlagen, wie ja manches im Hans-Sachs-Werk hie und da an die Grenze der Manier streift (z. B. die Nasenform und die Augencharakteristik). Doch dergleichen Fehler sind die notwendigen Kehrseiten überschäumenden Kraftbewußtseins hochbegabter Künstler.

Weber steht noch am Anfang seiner Entwicklung. Als Graphiker hat er sich bereits ohne Frage einen achtbaren Namen errungen, als Exlibris-Künstler (gegen fünfzig Werkchen liegen vor) nimmt er es mit den Besten unsrer Zeit auf. Aber auch ziemlich selten betretene Pfade (z. B. in seinen künstlerischen Aktienentwürfen) wandelt er mit Glück. Wie er ferner in den Schuldverschreibungen des »Kapitalschatzes für deutsche Arbeit« dem oft recht trockenen Kaufmannsleben neue Anschaulichkeit, lustige und packende Wirkungen abgewinnt, ist aller Ehren wert.

Doch das Hauptziel läßt er bei alledem nie aus den Augen. Er ringt — nicht immer mit raschem und einwandfreiem Erfolg — aber ernst und unablässig um den Aufstieg zu großliniger Schlichtheit, zu jener wahrhaft monumentalen Kunst, die mit den einfachsten Mitteln das Größte erreichen soll. Als Maler hat Weber noch einen weiten Weg



Rast auf der Höhe — Nach einer Kohlezeichnung

vor sich. Vielleicht wird ihm der neue Auftrag des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, die für ihre »Fahrenden Gesellen« gekaufte Burg Lobeda bei Jena mit Bildwerk zu schmücken, Gelegenheit bieten, zu zeigen, was der bisher glückliche Graphiker und Kleinbildner auch auf größeren Flächen zu wirken vermag. Zugleich verläßt A. Paul Weber jetzt die Jugendheimat Arnstadt zum zweitenmal und siedelt nach der Mark (bei Berlin) über. Die Nähe der von ihm sonst nicht eben geliebten Großstadt wird seiner Kunst sicherlich neue Anregungen und seinem Schaffen die Möglichkeit reicherer Betätigung geben. Möge er sich den gesunden Tatsachensinn neben der Unerschöpflichkeit der Phantasie, den grüblerischen Ernst neben dem sprudelnden Humor auch weiter erhalten und bei aller Vertiefung und Verfeinerung des technischen, besonders des koloristischen Könnens doch die alte sichere Bodenständigkeit in der einfachen, starken Natur wahren! Dann wird er den schwierigen Weg, den so mancher große Deutsche vor ihm geschritten ist, den Weg zu harmonischer Eigenart, nicht verfehlen.



Bücherzeichen 1922

Wandernde Sonne

Wie leichte Wolken schwimmen die Gefühle
Und blühn wie zarter Pfirsichbaum im späten Licht,
Doch eine blonde Frau, voll Wärme, nach erfüllter Pflicht
Strebt nach der Ruhestatt in klarer Abendkühle.

Noch in der Muttermühsal letztem Glanze
Besteigt die Kindesliebe Berg um Berg und winkt:
Doch stille Andacht nicht, kein Mädchenlied in stummen Dörfern bringt
Die Seele wieder dem entfärbten Kranze.

Erst morgen geht sie schaffensübermütig
Im Frühlicht lerchenfroh durch Feld und Haus,
Pflückt Sang und Arbeit, Mohn und Brot zum Strauß
Und letzt die Kinder klug und muttergütig.

Max Bittrich

Die Religion der Frau

Von Marie Martin

»Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.«

Die heutige Kultur des Abendlandes scheint in wilden Strudeln ihrem Untergang entgegenzulosen, und unsre Welt empfindet angstvoll: Es ist der Weg des Todes, den wir treten! Trotz so manchen Frühlingskeims der höchst lebendig sprießenden Jugendbewegung, trotz des Sichregens und Ringens auf den meisten Gebieten der Geisteswissenschaften, voran der Philosophie, der eigentlichen Heimat des »faustischen Menschen«, dem das Herz fast verbrennt nach Erkenntnis, Wissen und Macht, kann man diese Angst des Daseins nicht loswerden: Die Zeit ist um, die Welt ist müde, nur noch »die Mumie unsers Seelentums« führt ein gespenstiges Dasein auf der Weltbühne.

Als das vorige Mal »die Zeit erfüllet war« und die alt und müde gewordene Antike zum Sterben kam, da ging in tiefer Nacht ein neuer Morgenstern auf: Gott sandte seinen Christus mit der gewaltigen Heils- und Liebesbotschaft für die Menschheit. Da drängten herbei die jungen Völker des Abendlandes, die neuen »faustischen« Menschen, und umstrahlt von dem magischen Glanz des Orients, baute sich eine neue Macht, das Christentum, auf. Die Kirche, der Majordomus des Königs Christus, ging mit dem Vertrauen auf die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten, an ihre Doppelaufgabe: den Geist ihres Meisters in die liebeleere Welt zu tragen und mit den Reichen dieser Welt zu kämpfen, um sie zu überwinden. Leider ein Stück von dem alten Wesen nahm sie mit auf ihren Weg: trotz aller Anzeichen, daß Christus mit tiefem göttlichem Blick stets im Weibe, der Mutter des Menschengeschlechts, den vollwertigen Menschen gesehen hatte, vermochte der die Kirche aufbauende Mann der Männin, die im Grunde so unbehaglich anders war als der Mann, auch in der Kirche keine sichere Stellung anzuweisen. Zuweilen verehrt, wenn sie in hingebendem Frauendienst und selbstloser Mutterliebe sich verzehrte als seine Gehilfin, dann wieder verachtet, wenn sie die leicht erregbaren Leidenschaften des Mannes weckte und anstachelte, als böse Verführerin auf dem Pfad der Tugend, so schwankte ihr Charakterbild in der Kirche wie in der ganzen seitherigen Kultur der Alten Welt.

Doch schwebte um diese Männin immer wieder die geheimnisvolle Gloriole des Muttertums und der Zauber ihrer Liebeskraft, wie ja auch kaum eine Volksseele neben ihren Göttern die Göttinnen entbehren konnte. Zu alle dem »Ganzandern«, der Mystik, der Kunst, der Sakramente, der uralten Kulturgrundlagen in den erschauernden und anbetenden Seelen der eroberten Völker, führte die kluge alte Kirche, so sehr sie die Geister durch Theologie und Bekenntnisse zu ordnen wußte, als eine Krone des Gottesdienstes die Muttergottesverehrung ein. Es ist wohl eine der schwächsten Seiten der Reformation gewesen, daß sie ihre Aufgabe auf Reinigung der Lehre und des Gottesdienstes beschränkte und dem hungrigen Kirchenvolk all das wundervolle »Ganzandre« verkümmern ließ. Dagegen wachte unter dieser ausgeprägt männlichen Führung nun mit neuer Pracht die intellektuell gereinigte Wissenschaft auf. Nicht nur wurde unter furchtbaren Wehen — denn wieder war die Zeit erfüllet, und Gottes großer Prophet Luther bot ihr als erneutes Symbolum die Bibel und dazu den Traktat »Von der Freiheit eines Christenmenschen«, um die sich die duftigsten Blüten des evangelischen Kirchenliedes rankten — die evangelische Kirche geboren mit ihrem wundervollen Reichtum an herrlichen Glaubensgütern, die die Menschenseele auf den geraden Weg zu Gott hinwiesen, sondern nun erst schlug der »faustische Mensch« mit seinem unstillbaren Drang nach Erkenntnis und Freiheit die Augen hell auf.

Es begann die charakteristische Blüte der deutschen Wissenschaft und des deutschen Geisteslebens, der Entfaltung der abendländischen Kultur, die heute zum Sterben gehen will, wie weiland die antike Welt. Denn wir haben nun alles durchgekostet, und der »faustische Mensch« muß trotz des gewaltigsten Fortschrittes auf allen Gebieten gestehen, daß er Erquickung nicht gewonnen und frische Jugendkraft nicht voll erobert hat. Müde und zerrissen blicken wir aus nach neuen Führern, die zu neuen Ufern treiben, wo ein neuer Tag lockt. Macht, Wissen, Reichtum, Genuß: alles ist uns in Fülle geworden. Aber der indische Weise Sadhu Sundar Singh klagt über seine europäischen Eindrücke: »Die Menschen des Abendlandes nähren ihr Gehirn, aber ihre Seelen sterben vor Hunger.« Und Spengler legt in tiefer Schau den Finger auf unsre Wunde: »Die lebendig innere Religiosität, welche auch den unbedeutendsten Zug des Daseins gestaltet und erfüllt, ist am Erlöschen, und das bedeutet das Klimakterium (Wendestufe) der Kultur als den Moment, wo die seelische Fruchtbarkeit einer Art von Mensch für immer erschöpft ist und die Konstruktion an Stelle der Zeugung tritt.« Selbstverständlich entzieht sich die eigentliche Religion der jenseitigen Weltzugehörigkeit als heiliges Geheimnis zwischen Gott und der Seele jeder wissenschaftlichen, nur intellektuellen Beobachtung, Untersuchung und Beurteilung. Selbst die tiefste metaphysische Wissenschaft gerät da intellektuell auf ein ihr wesensfremdes Gebiet, auf dem sie nicht zuständig ist, so wenig der schönste und

kraftvollste Ziegenbock ein wirkliches Urteil über die Herrlichkeit der Blumen abgeben könnte. Auch der »faustische« Mensch des Abendlandes muß daran trotz aller Verfeinerung des Intellekts zugrunde gehen, und sein Problem wird sofort daran erstarren zu jener »Mumie des lebendigen Leibes unsers Seelentums«, wie es Spengler bezeichnet und wie der größte deutsche Prophet Goethe es erschaute in seiner Fausttragödie. Da beginnt vielmehr jenes geheimnisvolle »Reich der Mütter«, das trotz seines »wunderlichen« Klanges die Faustnaturen bis zur Herzverbrennung reizt, die Wagnernaturen dagegen, wo sie Kanzel oder Katheder usurpieren, vor Menschen und Engeln lächerlich macht, weil sie die Welt der Kirche so unheimlich verwirren wie weiland die Schriftgelehrten und Pharisäer. Trotz allen Drängens und religiösen Suchens und großartigen theologischen Eifers fragen wir heute erschrocken: Ist unser Volk noch ein religiöses, christliches Volk, wird es in seiner Not sich wieder zu Gott hinwenden und auf seine Hilfe warten? Im Frühjahr 1923 hat der deutsche Kulturtag zu Leipzig die feierliche Entschließung herausgegeben, daß »nur ein Volk mit religiösem Leben den neuen Staat im Sinne wahrer Demokratie aufbauen kann«. O Deutschland, mein Vaterland!

In der katholischen Kirche beherrscht der Gehorsam gegen die Kirche als identisch mit dem Gehorsam gegen Gott die Gemeinde der Gläubigen, und sie sammelt jetzt mit Energie das katholische Volk, Männer und Frauen und alle Kreise, um ihr Panier zum Kampf gegen das Satansreich des Unglaubens, des Mammons, des Antichrists. Wer ihren Vorschriften nicht folgt, ist abgefallen und kann kein Glied der Kirche bleiben. Auch die christliche katholische Frau unterwirft sich widerspruchslos dieser Führung, denn sie lebt vertrauensvoll des überzeugten Glaubens, daß ihre heilige Kirche auch ihre Frauennöte stets im Auge behalten hat und in dem Kulturzusammenbruch der Gegenwart gewißlich ebenso treu zu den Nöten der deutschen Frau und Mutter stehen wird. Die katholische Frauenbewegung, die sich mit der ganzen bürgerlichen Frauenbewegung das große Ziel gesetzt hat, in unserm Volke »den Kultureinfluß der Frau zu voller Entfaltung und freier sozialer Wirksamkeit zu bringen«, obgleich sich heute, nach Helene Langes klugen Worten, »im Schicksal der Frau der volle Gegensatz zwischen Familieninteresse und Produktionsinteresse zur grellsten Dissonanz gesteigert hat«, stellt sich vor allen Dingen mit treuem Gehorsam ihrer Kirche zur Verfügung, gewiß, durch diese Treue auf dem Gebiet der Ewigkeitswelt, ihrer heiligen Kirche, erst recht geschickt zu werden zur Treue in ihren Aufgaben für ihr Volk, ihrer wahren Mutteraufgabe. Wir evangelischen Christinnen bewundern gewiß die große Kraft dieser Treue, die auch von jeher der katholischen Frauenbewegung so einmütige Entwicklung gegeben hat, aber unsre Stellung ist anders. Nur in der wirklichen Ewigkeitswelt der Religion, im Dienst unsers Königs Christus und dem Gehorsam gegen seine Gebote können wir uns mit unsern katholischen Schwestern in Liebe und Treue verbinden: eine Herde und ein Hirt!

Aber wie steht's mit unsrer evangelischen Kirche und uns Frauen, nun gar der zielbewußten Frauenbewegung? Ich muß es mit Weinen sagen, wieviel Mangel an Verständnis wir Frauen zum Schaden unsers Volkes und seines Familienlebens von unsrer ausgeprägt männlichen theologisch und bureaukratisch entwickelten Kirche erduldet haben, zumal neben der Staatskirche auch noch der ganz männlich orientierte Machtstaat stand. Was bedeutete da die Frau? Natürlich hat die verlangende Einzelseele des weiblichen Individuums von ihrer evangelischen Kirche genau dieselben herrlichen Glaubensgüter geboten und die Wege zu Gott gewiesen bekommen wie die des Mannes. Aber ein Glück, daß die mütterliche Seele der Frau von Natur der Religion viel weniger Hemmungen bot als der kritische Geist und die Kampfnatur des Mannes, die so viel gleichgültige oder gar feindselige Lücken in den Kreis der kirchlichen Laien rissen, weil diese sich gegen theologische und kirchliche Führung immer entschiedener und verständnisloser sträubten. Gewiß wurden in den sozialen Kämpfen und durch das Eindringen der Frau in die geistige Welt des Mannes, in der wir glückselig und begierig von den intellektuellen Früchten der Wissenschaft mitgenießen lernten — und dort reichte der Mann dem Weibe den Apfel, und sie aß als seine Männin —, auch immer größere Schollen »fluggewordener« Frauen von der einsamer werdenden Kirche losgerissen. Doch wäre die natürliche Wahlverwandtschaft der Frau mit der Religion nicht um ihrer Naturaufgabe willen so unendlich viel stärker gewesen als die des Mannes, so hätte viel Kirchengeläut ungehört verklingen müssen, und viel Gemeindeleben wäre den Pastoren für immer eingeschlafen. Die deutsche evangelische Frau, so wenig sie auch in der Kirche, besonders der Staatskirche, zu sagen hatte, hielt praktisch mit bewegtem Mutterherzen das Schiff der evangelischen Kirche in den dürren und für den Glauben gefährlichen Zeiten über Wasser; sie lebte, wie für das Glück und den Frieden ihres Hauses, auch für das Haus ihres Gottes und versuchte treulich, für das Leben der evangelischen Gemeinde zu sorgen. Der evangelische Pastor weiß auch ganz genau, wo er die Stützen seiner Aufgaben in der Gemeinde zu suchen hat: freilich, in den Gemeindevertretungen sitzen die Männer — die einfach fromme evangelische



Alfred Lüdke: Winterlandschaft

Hausfrau und Mutter stellt sich ähnlich wie die katholische Christin demütig und geschlossen hinter ihre Kirche, obwohl kein Glaubenssatz und kein kirchliches Gesetz ihr diese Unterwerfung gebieten kann, sondern nur der religiöse Puls ihres Herzens. So ist es bis tief in die Sozialdemokratie hinein geblieben, ja, hätte die Staatskirche sich den Haß des Proletariats nicht mit fast mutwilligem Eifer großgezogen und hätte die rechtgläubige Theologie nicht den Gegensatz zwischen der modernen Welt der Wissenschaft und ihren Glaubenssätzen so ohne Bedenken verschärft, so stünde die Menge der evangelischen Frauen noch fast ebenso treu zu ihrer Kirche und der von ihr gebotenen Religion wie der Kreis der kirchlich katholischen Frauen. Wie reich hätte die evangelische Kirche bleiben können durch die religiöse Treue der evangelischen Frau und Mutter! Hätte man da nicht sagen dürfen: Ein Volk, das solche christliche Frauen, solch religiöses Leben in sich trägt, das kann für Haus und Hof mit Freuden fechten!? Wäre die Bedingung unsers Kulturtages nicht erfüllt gewesen, und »der neue Staat hätte in einem religiösen Volke sich im Sinne wahrer Demokratie aufbauen können«? Heute ist mit dem alten Staat auch die Staatskirche in Trümmer gefallen, und mit dem neuen Staat hätte nun auch im Sinne wahrer Demokratie eine neue freie evangelische Volkskirche kommen müssen. Aber es ist da ein böses Hindernis dazwischengekommen im vorigen Jahrhundert: an der proletarischen Frauennot und der fürchterlichen inneren Leere und wirtschaftlichen Unsicherheit der Frauen und Haustöchter der »gebildeten Mittelschicht«, derselben, die jetzt vor dem Untergang steht, erwachte die Frauenbewegung, wie in ganz Europa, so fast zuletzt auch in Deutschland. Doch in den Augen der ganz männlich eingestellten evangelischen Kirche erschien sie nicht nur sehr unbequem, sondern auch »nicht gottgewollt«, ja schrecklich unheimlich. Die Kirche stellte sich mit ihrem geliebten Staat einmütig ebenso gegen diese gottlose Frauenbewegung wie gegen die gottlose Sozialdemokratie, und trotzdem — die Entwicklung des modernen Lebens gab der Frauenbewegung recht. Mit Zustimmung einzelner besonders hellsichtiger christlicher Männer, die ein liebewarmes Herz und das Leben lehrte — ich denke da z. B. an Stöcker —, entstand nun sogar eine »evangelisch christliche Frauenbewegung«, die sich zwar der allgemeinen Frauenbewegung angliederte und trotz gewohnter geistlicher Abhängigkeit bald die Köpfchen unter den kirchlichen Flügeln recht bedenklich vorsteckte — »denn die Arge liebt das Neue« —, aber ihren eigentümlichen, mehr parteipolitischen und kirchenpolitischen Grundsätzen gehorchte, ohne doch etwa durch feste Gesetze, wie die katholische Frauenbewegung, an ihre Kirche gebunden zu sein. Es waren und blieben eben »die Damen der guten Gesellschaft« mit ihren Pfarrersfrauen, oft sehr edle und fromme Frauen, aber es gelang ihnen weder, viele Frauen andrer Kreise des Volkes noch die weibliche Jugend des Volkes in größerer Menge an sich zu ziehen — eine merkwürdige Erscheinung! Doch wurde sie bald eine zuverlässige Sturmtruppe der »rechtgläubigen Kirche« und von ihren Pastoren stark umworben. Die andern in das moderne Leben hineingewirbelten Frauen wurden stark von der evangelischen Kirche abgedrängt und schlossen sich höchstens der »modernen Theologie« an, die ihre Rechte natürlich voll anerkannte und unterstützte. Die meisten dieser Frauen verloren im Kampf ums Dasein fast völlig das Verständnis für diese rätselhaft weltfremde Kirche. Aber immer lockt das Heimweh sie, zwar nicht in die kirchliche, wohl aber in die religiöse, die christliche Sphäre zurück als in das Heimatland der weiblich-mütterlichen Seele. Sie sehnt sich und horcht und sucht nach religiösem Leben in ihrem Volke, nach einer wirklichen evangelischen Volkskirche, damit das Seelentum unsers Volkes nicht eintrocknen und sterben muß. Es prickelt im Boden von religiösen Sehnsuchten, die Knospen quellen und schwellen trotz furchtbarem Winterleid, und das Muttergeschlecht unsrer Zeit sucht und scharrt um die Trümmer der alten Kirche herum, nicht nach den Steinen theologischer und philosophischer Wissenschaft, sondern nach dem Brot des Lebens für ihre Kinder. Wo bleibt die evangelische Volkskirche, die das Band von unsern Herzen sprengt? Dann kommt vielleicht der Tag, von dem Goethe singt:

Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen!

Sternenaufgang

An den stillen Höngen lehnte müd' die Nacht;
Kaum, daß hin und wieder ihre schweren Lider
Sie noch einmal aufgemacht.

Und ich küßte sehnend ihres Mantels Saum.
Schauernd ging ein Beben durch ihr Schlummerleben,
Wie durch einen Menschentraum.

Ihre dunklen Augen schlug sie strahlend auf.
Und aus ew'ger Ferne kamen tausend Sterne
Lichtvoll ihre Bahn herauf.

Georg Gustav Löns

Jesus und Josaphat

Von Wulf Rabe

Gleich nachdem der gute Hirte seine Anweisungen gegeben hatte, die dahin zielten, eine Vereinigung der strittigen Richtungen in der Essäergemeinschaft herbeizuführen, machte er sich allein auf den Weg ans Meer. Es gab damals eine ganze Reihe von Möglichkeiten, um von Jericho nach Jaffa zu gelangen. Nicht nur war eine reguläre Post zwischen Jerusalem, Jericho und Jaffa eingerichtet worden, auch Karawanen nahmen Reisende mit. Eine große Zahl von Wagen fuhr regelmäßig auf den Wegen von und nach Jerusalem, um Waren von einem Stapelplatz nach dem andern zu bringen. Diese nahmen, wenn sie nicht zu sehr beladen waren, gern Reisende auf. So gelang es denn Jesus bald, ein Fuhrwerk zu finden, dessen einziger Insasse er vorläufig wurde.

Als er auf diesem Wagen den steinigen Weg entlang fuhr, gewahrte er einen Armen, der in dem hellen Sonnenbrande sich nur mühsam vorwärtsschob und augenscheinlich sehr ermattet war. Jesus ließ den Wagen halten, stieg ab und näherte sich dem Alten. Dieser war über und über mit dem weißen Staub der Landstraße bedeckt und glich mehr einem Haufen bestäubter leerer Säcke als einem Menschen.

»Wohin geht dein Weg, Alter?« fragte ihn Jesus.

»Ich wollte in Jericho sterben,« sagte der Alte mit leisem Humor in der Betonung; doch in dem Hin und Her zwischen Leben und Tod errang noch keine Gewalt die Entscheidung. »Nun habe ich mich aufgemacht, um ans Meer zu gelangen. Vielleicht wird mir dort mehr Ruhe und weniger innere Qual,« fügte er dann, ernster werdend, hinzu. »Der Weg dahin ist mühsam, edler Fremdling!«

»Nenne mich nicht edel,« sagte Jesus, »edel ist nur Gott. Aber wenn du willst, so setze dich zu mir auf den Wagen, denn wir haben gemeinsamen Weg.«

Der Alte zögerte nicht. Mit Jesu Hilfe erklomm er den Wagen und setzte sich neben den Kutscher, so den besten, luftigsten Platz einnehmend.

Es war Josaphat, ein reicher Mann, der indessen das Gelübde getan hatte, nichts für sich zu verwenden, sondern alles der Allgemeinheit zukommen zu lassen. Dieser vielleicht wohlhabendste und einflußreichste Mann Palästinas ging, weil er sein Gelübde wörtlich nahm, in Lumpen. Die Bevölkerung und vor allem die Leviten unter ihnen konnten keine rechte Stellung zu seinem Verhalten einnehmen. Sie hielten es für eine närrische Schrulle. Doch spottete man weniger über ihn, als man sein Benehmen mit befremdetem Staunen beobachtete.

Am allerwenigsten dachte man daran, nun seinerseits Barmherzigkeit an dem Reichen zu üben und ihn mit dem Nötigsten zu versehen.

In dem weißen Staube versanken die Räder des Wagens. Die Sonne schien glühend und unbarmherzig hernieder und beleuchtete und betrachtete von allen Seiten jenes Gefährt, auf dem sich zwei Pole der Menschheitsentwicklung zusammengefunden hatten. Zwei Geister, die vor allen andern um die Macht über die Seelen der Menschen rangen, saßen dort in Gleichmut zusammen.

Der Nazarener, der das Blickfeld der Menschen dem Ewigen entgegenrichten wollte, und der persische Jude Josaphat, dessen Reichtum als märchenhaft galt und der von diesem ungeheuren Reichtum nichts für sich in Anspruch nahm als ein Geistiges, nämlich die Macht.

Es war ein Strömen von Kräften zwischen diesen beiden, und wer mit dem hellsichtigen Auge die Richtung dieser Ströme beobachten wollte, konnte finden, daß alle Kräfteströme des Jesus ihren Mittelpunkt in der Herzgegend hatten und von dort nach außen in die Umgebung sich ergossen, wärmend und sonnengleich in ihrem milden Glanze. Das Kräftezentrum des Josaphat dagegen lag in der Mitte des Leibes. Es war unausgeglichen in seinen Farben, und seine Strömungen stürzten kataraktgleich alle in einen Mittelpunkt, um darin zu verschwinden. Von der äußeren Welt saugte sich Josaphat seine Kräfte heran. Sie flossen ihm zu und verbanden sich mit seinem Kräftemittelpunkt, der für den Hellseher als unersättliches Negativum an Kraft erkenntlich war.

Da Josaphat an vielen Stellen der Erde Handelszentralen errichtet hatte, so waren viele Menschen von ihm abhängig geworden. Und das Gefühl, mehr und mehr Menschen von sich abhängig zu wissen, erfüllte ihn mit Freude. Seine Schiffe durchkreuzten alle Meere. Sie wandten den Bug auf seinen Befehl. Die Karawanen seiner Handelshäuser zogen in die entlegensten Teile der Erde. Sie vermittelten außer dem Warenverkehr auch den Nachrichtenaustausch. Manch gekröntes Haupt hatte sich an ihn gewandt, um Rat zu suchen. Seine Geschäftshäuser glichen Palästen. Er selbst hatte eine Zeitlang in der üppigsten Weise gelebt, bis ihn eine heimtückische Krankheit ergriffen hatte, die man damals das rote Fieber nannte.

Wer von dieser Krankheit ergriffen wurde, fühlte eine zitternde Erregung in sich. Auch sah er manchmal in einer Art visionärem Schauen seine eignen Nerven wie rote Stränge, an denen einzelne Verdickungen waren wie Korallenkugeln an einer sehr dicken roten Schnur.

Schmerzhaft war dieses Schauen. Es ließ erkennen, daß das Nervensystem von einer Ent-

zündung heimgesucht war. Diese machte den Menschen rastlos und unfähig, seine Erregungen zu meistern.

Josaphat war zu der Zeit, da ihn diese Krankheit zum erstenmal ergriffen hatte, noch ziemlich jung gewesen. Er fühlte aber schon damals, daß sein Leiden mit der Sorge um den irdischen Besitz zusammenhing und daß es erst weichen könne, wenn er diese Sorge ganz überwunden hätte.

Zu einer Hingabe seines Vermögens, wie es die Mitglieder des Ordens der Essäer taten, konnte er sich nicht entschließen.

So entsagte er denn jeder Bequemlichkeit, lebte unter den ärmlichsten Verhältnissen und aß und trank nicht mehr, als ein Armer aus dem Volke zu sich nahm.

Seine Krankheit besserte sich auch, und er wurde fast frei von ihr in den Momenten, in denen er über sein aufgespeichertes Jahreseinkommen zugunsten der Allgemeinheit verfügte.

Wenn durch ihn eine neue Lehranstalt eingerichtet oder ein neues Asyl eingeweiht worden war, dann überkam ihn eine Kraft, die den nervösen Körper sich fast gesund und blühend fühlen ließ.

Und dieses Gefühls körperlicher Gesundheit wegen konnte Josaphat ganz ungeheure Arbeitsleistungen auf sich nehmen. Er ahnte dumpf, daß er um eine Gesundheit warb, die auch im jenseitigen Leben ihm bleiben würde. Denn eine solche Kraft stammte nicht aus dem Körper, sondern aus dem Geiste. Er fühlte diese Kraft, die so stark war, daß sie seinen siechen Körper zu stählen vermochte, und gewahrte durch innere Versenkung, daß ein neuer Geistkörper in ihm aufgebaut wurde, der ihn einst tragen würde, wenn sein physischer Körper zu Asche zerfallen war.

Diese Erkenntnis hinderte indes Josophat nicht, alle seine Kräfte auf das Irdische, auf die Erlangung und Verwendung irdischer Güter zu verwenden.

Insofern war er also der Gegenpol des Jesus, dessen Streben ganz auf Wirksamkeit im Geistigen hin gerichtet war. Die beiden Seelen wirkten so, daß der eine sein Wirken ganz der Form weihte, während der andre sich bemühte, der Form den Inhalt zu geben.

So kam es, daß wohl Jesus die Arbeit Josaphats zu würdigen vermochte, weniger dagegen Josaphat diejenige des Jesus. Denn der Inhalt ist mehr als die Form. Diese kann wohl einen Inhalt umfassen, aber in seinen Wirkungen nicht erfassen, ebensowenig wie ein Krug die Wirkung des Wassers zu erfassen vermag, das er bis zum Garten hineinträgt.

Josaphat hatte niemals darüber nachgedacht, was eigentlich in jenen Schulen, die er gegründet hatte, gelehrt werden müsse. Es genügte ihm, sie gegründet und einer Sekte übergeben zu haben. Er war der Meinung, daß es einerlei sei, was die Jugend lerne, wenn sie nur etwas lerne. So hatte er denn Pflanzstätten der Lehren der Sadduzäer errichtet, denn diese schienen ihm die einflußreichste und vornehmste Sekte zu sein.

Als Jesus nun Josaphat fragte, ob er mit seinen Erfolgen zufrieden sei und ob sich die Kinder zu dem entwickelten, was er beabsichtigte, sah jener sich erstaunt nach seinem hinter ihm sitzenden Wohltäter um.

»Ich meine,« sagte er dann energisch, »daß Wissen und Wissen einerlei ist. Niemand vermag zu sagen, ob rot schöner als grün ist. Darum kümmert es mich nicht, was die Lehrer dort treiben. Das ist nicht meines Amtes. Die Lehrer werden auch nur sagen, was sie von ihren Oberen gelernt haben. So wird das, was der Oberste weiß, ein Gut der Allgemeinheit, und das Volk steigt zu der Stufe seiner Oberen empor.«

Jesus schwieg eine Zeit. Er sah zum Himmel empor, der unter dem Dunst und Staub des Tages matt und glanzlos herniederblickte. »Man sollte nicht meinen,« sprach er leise, »daß derselbe Himmel des Nachts unzählige Sterne zu offenbaren vermag, der nun durch die Hitze trüb und fast farblos erscheint. Welcher Lehrer wird der Jugend mehr geben, derjenige, welcher die zitternde Tagesglut des Himmels schildert, oder derjenige, welcher die Wunder der Nacht zu schildern und zu enträtseln beginnt?«

Josaphat hatte sich abermals von seinem Platz auf dem Bock umgewandt und versuchte das Gesicht des hinter ihm sitzenden Jesus zu durchbohren. »Es hat niemand die Errichtung von Schulen kritisiert,« sagte er gereizt. »Man weiß, daß ich so viel tue, als ich zu tun vermag. Warum sagst du jenen Vergleich zu mir? Willst du den Wert meiner Stiftungen in Frage stellen?«

Jesus schwieg lange. Er wartete die Zeit ab, bis sich der Groll des Alten gelegt hatte. Dann sagte er leise und eindringlich: »Wenn deine Treiber die Kamele falsch behandeln, nimmst du dann auch ihren guten Willen für die Tat? Oder sorgst du nicht, daß ein Treiber erst lerne, wie man ein Kamel behandle?«

Abermals versuchte Josaphat den Sprecher mit Blicken zu durchbohren. »Es haben es andre als ich für gut gehalten, die Jugend in der Weisheit der Sadduzäer zu erziehen,« sagte er scharf. »Was hast du dagegen einzuwenden?«

»Eine Kleinigkeit nur,« sagte Jesus verbindlich. »Die Seele der Kinder stirbt unter jener Weisheit dahin. Solltest du nicht durch eignes Erleben wissen, daß es ein andres ist, ob eine Seele im Inneren aus Dunkelheit zum Licht ersteht oder ob sie dahinsiecht und verdirbt?«

Wie ein feuriger Strahl trafen diese Worte das Innere Josaphats. Er, der mit allen seinen Kräften danach rang, seine eigne Seele so zu vervollkommnen, daß er sie als Lichtgestalt wahrnehmen könne, wurde plötzlich vor die Frage gestellt, ob sein Lebenswerk auch dahin ziele, die Kinder so zu erziehen, daß sie vollkommener zu werden strebten. »Ich weiß nicht,« sagte er niedergedrückt, »ob du weißt, was ich noch niemand erzählte. In mir ist eine Seele erwacht, die nach Vervollkommnung schreit. Aus hellem und trübem Licht ist ihre Gestalt gewoben. Die Unvollkommenheit ihrer dunklen Strahlen schreit in mir nach Vollkommenheit, nach Umarbeitung in weißes Licht. Willst du mir Auskunft geben über jene Wesenheit, die sich meine Seele nennt, du seltsamer Mensch? Es hat noch niemand zu mir gesprochen, wie du eben zu mir sprachst.« Josaphat sah fragend seinen Gefährten an. Aber Jesus antwortete eine lange Zeit nicht.

Das Schweigen wob zwischen den beiden Männern seine unsichtbaren Fäden. Und der Wagen zog müde Spuren durch den Staub der Landstraße.

Endlich hub Jesus zu sprechen an. Seine Worte kamen wie aus fernen, unsichtbaren Welten. Sie trafen auch nicht das Ohr des Josaphat, sondern senkten sich geradeswegs in seine Seele. Und die empfangende Seele tönte unter dem Klang seiner Worte.

»Willst du Weisheit begreifen, darfst du bei der Form nicht verweilen. Es dehnt sich das Wissen aus über die ganze Welt. Wer das Wissen in Formen zu pressen sich müht, der wird niemals erfahren, was in Wahrheit das Wissen ist. Es segnete einst der Herr die Länder der Erde durch sein Wissen. Da entstand der Stein. Und abermals senkte er seine wissenden Kräfte zur Erde hernieder. Es entstand die Pflanze. Dann ward durch seinen Willen das Tier. Und als er seine wissenden Kraftströme zum viertenmal aussandte, da erstand aus ihm der Mensch. Zuletzt kam der Mensch auf die Erde. Er war doch der Erstling unter den vieren, denn er hatte die drei formen helfen, als er noch in Gott war. Willst du wissen, was der Mensch auf Erden sucht? Er formt das Wissen in sich, welches dereinst die Erde wieder in Gott verwandelt. Zuerst wandelt der Mensch die Erde in seinem Körper zur Gottheit zurück. Dann folgen die andern Reiche auf diesem Entwicklungsgange ihm nach. Erkenne auch, welche Taten ein Mensch zu leisten hat, damit die Gottheit wieder in ihm werde: er muß das Wissen über die Gottheit, das in ihm erstarb, als er zur Erde wurde, wieder erlösen aus dem starren Schlummer, in dem es nun schon so lange verblieb. Keine Tat ist recht auf Erden, die nicht zum Ziel die Erlösung der Gottheit im Menschen hat. — Willst du dich der Gottheit in dir weihen, Josaphat?«

Der Greis vernahm die Frage wie aus einem Traume heraus. Er lag hintenübergebeugt gegen die Lehne seines Sitzes, und tiefe Atemzüge verkündeten, daß er eingeschlafen war.

Als er in Jaffa erwachte, hatte Jesus den Wagen bereits verlassen. Er kannte den Lehrer nicht, dem er auf staubiger Landstraße begegnet war. Auch der Kutscher wußte nichts von ihm zu sagen. Aber die Impulse, die von dem Menschheitsführer ausgegangen waren, wirkten in ihm nach. Er wurde ein Mensch, der die Lehren der Sekten daraufhin prüfte, welche Ausfüllung sie den Seelen gaben. Und die von ihm gegründeten Universitäten der Saddusäer, die da glauben, daß es keine Verantwortung und kein Leben nach dem Tode gäbe, schaffte er wieder ab.

So endet die Geschichte der Begegnung Josaphat des Reichen mit dem Nazarener.

Berührung

Streift ein Hauch mich manches Mal
Aus den reinen Sphären;
Aus der Ewigkeit ein Strahl
Will mich schon verklären.

Und dann wird mir Sehnsucht groß,
Daß ich endlich werde;
Lösen möcht' ich mich vom Schoß
Der beschwerten Erde.

Aber wieder muß ich still
Tief im Dunkel bleiben,
So, wie das Gesetz es will,
Daß die Kräfte treiben.

Einmal öffnet sich das Tor,
Lang versperrt geblieben.
Dunkler Wächter steht davor,
Und ich lern' ihn lieben.

Lily Nowy

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann: Kaiser Maxens Brautfahrt — Ernst Toller: Hinkemann — Walther Bloem: Vergeltung — Karen Bramson: Professor Klenow — Fernand Crommelynck: Die kindischen Verliebten — Walther von Molo: Till Lauschbums — Lothar Schmidt: Devisen — August Stramm: Rudimentär — Eine Geschichte des deutschen Lustspiels

Es gab eine Zeit, da waren wir fast ungehalten, wenn jedes Theaterjahr, das Gott werden ließ, einen neuen Gerhart Hauptmann brachte. Auch suchten wir wohl nicht ohne Grund in dieser dramatischen Geschäftigkeit die Ursache des Unfertigen oder gar Lieblosen, das manches der jüngeren Hauptmannschen Dramen kennzeichnet. Neuerdings, noch vor dem sechzigsten Geburtstag des Dichters, scheint ein Ruhebedürfnis über ihn gekommen zu sein. Wenigstens hat der Dramatiker Hauptmann seit dem »Weißen Heiland« und dem »Indipohdi«, diesen exotischen Zwillingsstücken, von denen das zweite nicht mal nach Berlin gedrungen ist, nichts Bühnenfertiges mehr geschaffen. Auch die Arbeit an dem Roman »Merlin«, die sich vor zwei Jahren neu zu beleben schien, ist wieder ins Stocken geraten, und die jüngsten Pläne und Ansätze, von denen wir hören, u. a. eine Dichtung in Ottave rime, scheinen auf ganz neue Wege zu weisen. Nun möchte man den geliebten Namen auf unsern Bühnen aber doch wieder mit etwas Neuem erklingen lassen, und so greift man zu dem Ergänzungsband, dem zwölften der Gesammelten Werke, mit dem uns das Jubiläumsjahr 1922 beschenkt hat (Berlin, S. Fischer). Freilich bieten sich dort neben den schon früher bekannt gewordenen Fragmenten »Helios« und »Das Hirtenlied« nur Bruchstücke erlahmten Schaffens, aber war nicht auch das Notturno »Elga« ein Bruchstück und hat nicht Brahm damit trotzdem der Bühne ein dauerhaftes Repertoirestück erobert? So wagte man es denn im Leipziger Schauspielhause mit dem dritten dieser Bruchstücke, »Kaiser Maxens Brautfahrt«.

Hauptmann hat das knappe Szenenbündel, etwa dreihundert Verse in sechsfüßigen Jamben, ein Idyll genannt, aber man spürt unter der Hülle der ländlich-friedlichen Handlung doch schon den dramatischen Pulsschlag und möchte glauben, der Dichter habe hier mit dem Antrieb zur entscheidenden Handlung, zu der Werbung des jungen Kaisers Maximilians, den die Geschichte später den letzten Ritter genannt hat, um Maria, die Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund, zugleich eine Art Spiegel- oder Kontrastbild zum Folgenden, zum eigentlichen Drama geben wollen. Der jugendliche Kaiser, der wohl nicht nur äußerlich »einen Schritt vom vorgeschriebenen Wege zu tun sich nicht enthielt«, genießt, als Jäger verkleidet, die Brust in Luft und Freiheit gebadet, in einer Gebirgshütte in froher Unbekümmertheit die Freuden schnell gepflückter Liebe, und die Mutter des bäuerlichen Mädchens, das sich ihm da zuneigt, leiht ebenso unbekümmert ihren Segen und ihre Hilfe dazu, weiß sie doch aus ihrer eignen Jugend, wie jungem verliebtem Volk in solcher Stunde zu Sinn ist.

Die Gestalt der Mutter, die in süddeutscher Landschaft getrost ihr Schlasisch sprechen darf, verknüpft das Bruchstück am deutlichsten mit sonstigen Dramen Hauptmanns. Zwar weiß man nicht recht ihr Alter zu bestimmen, da sie einmal als verrunzeltes und vermorcheltes Frauchen erscheint, das andre Mal sich selbst als Fünfzigerin bezeichnet, was auch die fünfzehn Jahre des Töchterchens bestätigen, aber ihre Verschwisterung mit der Mutter Natur, ihre menschliche Güte und ihr mildes Verstehen, ihre Heiterkeit und Unbefangenheit in »Lebenssachen« versetzen sie in die Nachbarschaft der Buschgroßmutter aus der »Versunkenen Glocke« und der Frau Flamm aus »Rose Bernd«. Gleich jener scheint sie in heidnischer Urzeit zu wurzeln, da sie ihr Kind weder etwas von der heiligen Jungfrau noch von Kloster und Mönchen gelehrt hat, gleich jener läßt sie Jugend und frische Gesundheit nicht vergelten, daß ihr eignes Liebesglück lange unterm grünen Rasen liegt:

Man is halt tot. Man stellt a Lichtel auf a Tisch
fer andre Leut, die de nich gestorben sein:
die sehn's, was in dem Lichte für a Zauber is,
und da dawider hält sie keene Finsternis.
Uns schließt sie ein.

Blaß und skizzenhaft flüchtig erscheint dagegen die zwischen Kind und Jungfrau stehende Anna, die nichts von ihrer heiligen Namenspatronin weiß und auch nicht sagen kann, ob sie getauft sei, und deshalb — schneller als fromm erzogene Bauernmädchen — so gelehrig bei der Liebe ist, die Kaiser Max ihr auf den ersten Blick entgegenbringt. Wenn man will, mag man sich durch einige ihrer Züge an Ottegebe im »Armen Heinrich« erinnert fühlen: auch Anna zeigt diese magdliche Wollust des Dienens, wenn sie für den durchnäßten und durchfrorenen Jägersmann frisches Reisig auf die wärmende Flamme schüttet, den schweren Rock von seiner Schulter nimmt und ihn in des Vaters Ziegenfelle kleidet, bevor sie mit dem stürmischen Liebhaber unter den Augen der Mutter — »ein Habicht und 'ne weiße Taube« — auf den Heuboden fliegt.

Ungleich deutlichere Züge und lebhaftere Farben hat bei Hauptmann der fünfundzwanzigjährige Kaiser mitbekommen. Man erkennt in ihm auch unter dem rauhen Jagdhabit und seiner wanderfrohen Rüstigkeit den verwöhnten hohen Herrn, der sich nun freilich desto freier und freudiger dem Abenteuer der ungebundenen Stunde hingibt. Doch fühlt er das Neue und Gefährliche seiner versprengten, nackten Einsamkeit, und Zweifel an der Beständigkeit seiner Macht beschleichen ihn: »Ist der ein Mächtiger, dessen Macht sich gerade dann in Ohnmacht wandelt, wenn er ihrer mehr wie je bedarf?« Und hier scheint sich eins der künftigen, wir wissen nicht, ob tragischen Motive anzukündigen: die Alte fühlt sich durch Maxens lustige Erscheinung an einen Gaukler erinnert, den sie vor langen Jahren auf dem Markt über ein hohes Seil gehen sah, er, der »beschämte Bettelmann«, aber wird doch ein wenig stutzig bei dem Vergleich:

Allerbings
auch ich hab' lernen müssen auf dem Seil zu gehn,
hoch über allen Menschenköpfen, und der Strick
ist zwischen Rathausturm und Kirchturm festgeknüpft,
doch golden ist mein Seil, und eine Kaisergruft
empfängt den Leichnam, wenn ich falle.

Bald aber überkommt ihn die Erkenntnis, daß er seinen Blick bisher zu wenig in der Blumenwelt der Berge geweidet habe — mag nun, derweilen er hier oben verzieht, der besternte Kanzler das Reich regieren! Und es ist ihm eine Wonne, sich von Annas, seiner »Schwester«, Hand in den zottigen Rock des Vaters kleiden zu lassen, darin mit der stählern frischen Bergesluft auch noch der Bocksgeruch sitzt: köstlicher als Purpur erscheint ihm das Wams, macht es ihn doch vergessen, daß er eine Puppe war, tot und mit toten Edelsteinen ausstaffiert, nach derber Arbeit sehnt er sich, und wie sein heißes junges Blut das süße Kind umfängt, wobei sich der Liebe Allgewalt nur allzu flüssig und blühend von seinen trunkenen Lippen ergießt, und wie die Alte ihn mit schalkhaften Worten straft, da wirft er sich ihr sogar zu Füßen:

Dein bin ich! Einem Tiere gleich, nimm hin
den jungen Stier, auf daß er deinen Pflug dir reißt
durchs Ackerland, und was du sonst ihm auferlegst,
und sei mit Stacheln meinethalb sein Joch bedeckt.

Da erkennen wir, außer Ähnlichkeitszügen vom Glockengießer und dem armen Heinrich, auch eine leise Verwandtschaft mit dem Grafen Ulrich in der »Griselda«, der gleich schnell und doch demütig sein Liebesglück beim Schopfe packt und es in gleicher eifersüchtiger Raserei als sein alleiniges, ungeteiltes Eigentum beansprucht.

Weiter lassen sich die nur eben angelegten dramatischen Linien nicht verfolgen. Wir wissen nicht, ob die Dichtung glücklich oder tragisch ausgehen sollte, wir wissen nicht einmal, aus welcher Zeit sie stammt. Sprache und Versbau sagen darüber nichts Sicheres aus, und Hauptmann hat uns auch hier ohne jeden Fingerzeig gelassen. Nur so viel darf man vermuten, daß dieses Werk zu seinen naiveren Schöpfungen gehören und der Volksdichtung nahebleiben sollte, wie der »Arme Heinrich«, »Griselda« und »Kaiser Karls Geisel«. Gegen ein mit »Ideen« befrachtetes Fahrzeug hätte sich dieser schon vom jungen Gustav Freytag in der »Brautfahrt oder Kunz von der Rosen« freudig lustspielhaft behandelte Stoff doch wohl gesträubt.

Starkes dramatisches Leben entfalten diese Szenen auf der Bühne nicht. »Elga« mit ihren gespannten Energien und ihren wie Tigeraugen aus dem Dunkel glühenden tragischen Lichtern ist ihnen darin weit überlegen. Zudem versichern zuverlässige Berichte, daß Leipzig es bei der Aufführung an Sorgfalt habe fehlen lassen. Dennoch wird man solche erste Skizze aus Meisterhand gern in dem ihr zugedachten Licht und Rahmen sehen, sollten da auch die Unfertigkeiten noch empfindlicher hervortreten. Halten wir es mit einer Skizze Liebermanns, einer Studie Thomas nicht längst so?

Um dieselbe Zeit, wo diese zarte Skizze in Leipzig um die Liebe der Hauptmann-Freunde warb, gab es in Dresden einen Theaterskandal, wie er nach der Versicherung erfahrener Leute noch nicht dagewesen ist. Im Zuschauerraum des Staatstheaters wurden zwischen Bejahenden und Verneinenden wahre Schlachten geliefert; Tote und Verwundete wurden von der Walstatt getragen; draußen vorm Zwinger tobte der Kampf weiter. Und das alles um Ernst Tollers »Hinkemann« (Buchausgabe bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam), eine Tragödie des Weltschmerzes und der Verzweiflung, die — so wenigstens faßten die Zuschauer sie auf — den im Kriege durch einen Granatsplitter entmannten Titelhelden als Sinnbild des gegenwärtigen Deutschland behandelt. Daraus könnte sich heiliger Vaterlandszorn und drohende Größe aufrichten, die Dresdner sahen aber — mit Hinkemann selbst — nur Fratzen oder sinnlose Not der blinden Kreatur, und die symbolischen Parallelen zwischen diesem elenden Einzelschicksal und dem des Vaterlandes dünkten ihnen Schmähung, zumal da das Stück just am Vorabend der Reichsgründungsfeier aufgeführt wurde. Zweifellos haben sich da Wirkungen entbunden, an die der Dichter nicht gedacht hat: seine »Maschinenstürmer« und mehr noch seine

»Masse Mensch« zeigten nach dem zügellosen Erstlingswerke »Wandlung«, wie Toller sich hinter seinen Gefängnismauern zur historischen Sachlichkeit und politischen Selbstkritik zu erziehen suchte. Hier ist er wieder in den alten unbeherrschten Subjektivismus zurückverfallen, hat eignes Leid und eigne Krankheit, eigne Ausgestoßenheit und Verzweiflung furchtbar aufgebläht und darüber die Maßstäbe der Allgemeinheit vergessen. Er darf sich nicht wundern, wenn sich dagegen eine Zeit auflehnt, die so wie unsre erfüllt ist von allgemeiner Not, und wie ihm, so ist es unserm ganzen jüngsten Literatengeschlecht heilsam, daß ihm einmal, so bedauerlich auch die Formen gewesen sein mögen, zu Gemüte geführt worden ist, wie wenig sich selbst im tiefsten Unglück der deutsche Stolz unter die Füße treten läßt.

Wenn sich so augenscheinlich wie in Dresden die Unverträglichkeit der Publikums- oder Volksauffassung mit der unsrer Jungen und Jüngsten zeigt in allem, was den Krieg angeht, wird man es sich weiter gefallen lassen müssen, daß unser Theaterspielplan alle Gegenwartskonflikte meidet und lieber alte Truhen plündert. Von Walther Bloem haben sich wohl manche ein Drama des Kriegserlebnisses versprochen, wenn auch nicht verborgen geblieben ist, daß der Romandichter des »Eisernen Jahrs« und der »Schmiede der Zukunft« anders heimkam, als er 1914 ausgezogen war. Statt dessen holt man auch von ihm ein Schauspiel hervor, das lange vor dem Kriege liegt und mehr den ehemaligen Juristen Bloem als den Vaterlandsdichter zum Verfasser hat. Denn bevor Bloem in die Literatur kam, war er Rechtsanwalt in Barmen. Zweifellos keiner vom handwerklichen Durchschnitt, sondern einer, der viel und ernsthaft über seinen Beruf nachdachte und dessen Gefahren und Versuchungen vor die Schranken des menschlichen Gewissens zog. Auch später noch gingen ihm solche Fragen nach, und so ist das um 1910 entstandene, jetzt wieder im Schloßparktheater in Steglitz aufgeführte dreiaktige Schauspiel »Vergeltung« ein Gegen- und Ergänzungsstück geworden zu dem sieben Jahre älteren Juristendrama »Es werde Recht«. Handelt es sich dort um die verschiedenartige Auslegung der Gerechtigkeit bei Richter und Rechtsanwalt, so hier um das Recht der Zeugnisverweigerung. Der Gesetzgeber hat sich dieses den natürlichen Verwandten des Beschuldigten gewährte Zugeständnis offenbar als ein Schutzmittel für Zeugen und Angeklagten gedacht. Kann es nicht aber auch zu einer tödlichen Waffe werden in der Hand dessen, dem diese Freiheit gewährt ist? ... Der jüngere Bruder ist vom älteren um sein Liebesglück betrogen worden. Das erzeugt einen unauslöschlichen Haß in ihm und drängt auf Vergeltung. Die bietet sich, als der ältere Bruder, von Leidenschaft zu der Schwester seiner Frau gepackt, am Morgen nach dem Ehebruch seine Frau im Bette vergiftet findet und in den Verdacht gerät, das ihn von lästigen Banden freimachende Verbrechen selbst begangen zu haben. Der ihn allein von diesem Verdacht lösen könnte, ist der Bruder, dem die betrogene Schwägerin in einem letzten Brief die Absicht des Selbstmordes gestanden hat. Er aber verweigert sein Zeugnis und sucht den Brief zu verbrennen, als die Geliebte des Bruders das Blatt von ihm fordert. Da ersticht sie ihn und entreißt ihm den Brief. Der andre ist nun gerettet. Was aber wird aus der Mörderin? Notwehr, meint Bloem; das Gericht wird Milde walten lassen ... Ein verzwickter Kriminalfall, aus dem ein noch verzwickteres Thesenstück konstruiert ist, brüchig, spitzfindig, advokatorisch, voller Nähte und Sprünge, wenn auch nicht ohne Spannungen und äußere Wirkungen. Um zum dramatisch-psychologischen Kunstwerk zu werden, fehlt ihm hauptsächlich eins: die hinreichende Begründung und Rechtfertigung des Bruderhasses. Nur flüchtig, mit unzulänglichem Gewicht und ohne Überzeugungskraft wird angedeutet, weshalb der jüngere Bruder dem älteren mit dem alttestamentlichen Auge um Auge, Zahn um Zahn entgegentritt. Aber auch die Handlung selbst ist sorglos, ohne das Verantwortungsgefühl, das Bloem aus den Erlebnissen der letzten zehn Jahre als Mensch und Schriftsteller heimgebracht hat.

Ist dies Stück aus dem Treibhause geholt, wo die französische Barreau-Dramatik gezüchtet wurde, so das in der Comedia Valetti aufgeführte, von Erwin Magnus aus dem Dänischen übersetzte dreiaktige Schauspiel »Professor Klenow« von Karen Bramson aus der Pflanzschule Ibsens, wo die französischen Stecklinge freilich auch nicht fehlen ... Ein schon ergrauter, von der Gefahr des Erblindens bedrohter Gelehrter, ein Mann von Weltruf und feinster Bildung, nimmt ein junges, noch halb kindliches Mädchen ins Haus. Von der Straße sozusagen, genauer aus der Weinkneipe des verlotterten Vaters, wo es zur Animiermamsell ausgebildet werden sollte. Als der Vater den (allerdings nur zu Erpresserzwecken unternommenen) Versuch macht, die Tochter zurückzuholen, wird sich der Professor erst bewußt, wie schmerzlich sein einsames Alter die frische, muntere Lebensgefährtin entbehren würde. Den Vater schüttelt er durch ein paar Kronenscheine leicht ab, die Tochter kettet er durch diesen Lösungsakt nur um so fester an sich und weiß, erst durch das Gefühl der Dankbarkeit, dann durch die Offenbarung seiner Hilfsbedürftigkeit und das dafür erweckte Mitleid,

auch den zweimaligen Ansturm einer jungen, gleichaltrigen Liebe auf Agnetes Herz aus dem Felde zu schlagen. Erst spät kommt die um ihre Jugend und ihr Liebesglück Betrogene dahinter, daß es nichts andres als greisenhafte Selbstsucht eines Absterbenden war, was diese Fesseln um sie schlang. Doch ist ihr armes Herz von dem allen so verwirrt, daß sie aus der Pein ihrer Seele keinen andern Ausweg findet, als sich mit dem Revolver zu erschießen, den der inzwischen gänzlich erblindete Professor auf sich abdrücken wollte ... Besser als »Professor Klenow« sollte dies Stück »Agnete Forsberg« heißen. Denn der Widerstreit zwischen Dankbarkeit und Mitleid auf der einen, natürlicher Liebe und jugendlichem Herzensdrang auf der andern Seite spielt sich in der Brust des Mädchens ab, das nicht Braut und nicht Frau sein darf, nicht aber in der allein von Besitzgier erfüllten des alten Mannes. Mag die Verfasserin dem Gelehrten noch so wortreiche und tiefgründige Weisheiten in den Mund gelegt haben, unsre Teilnahme, soweit sie sich für diese sentimentale Problematik erwärmen kann, ist bei der Jugend. Die Übersetzung hat dem Stück ein lebendiges und elastisches Deutsch gegeben. Trotzdem meldet sich immer wieder der Verdacht, dies Schauspiel sei ursprünglich — vielleicht schon vor langen Jahren — ein Roman gewesen, so wenig inneren dramatischen Antrieb hat die Handlung, so fern ist ihr Blutumlauf dem Gefühls- und Erlebniszeitmaß von heute. Nie war der dramatischen Produktion ein verjüngter, schnellerer Flügelschlag nötiger als heute, nie aber ist sie säumiger und zeitträger gewesen.

Noch immer stehen wir unter dem Bann der Meinung, Kunst sei international. Das trifft aber nur auf die große Kunst mit hohen Zielen und ewigen Gedanken zu. Die kleine und mittlere ist in allen Fasern und Poren von dem Gefühlsklima ihres Ursprungslandes abhängig. Das mußte auch der Flame Fernand Crommelynck erfahren, der Sohn eines Grenzlandes zwischen zwei Kulturen, die unversöhnbar sind und sich nie innerlich verstehen werden. Sein im Renaissancetheater aufgeführtes Drama »Die kindischen Verliebten« demonstriert an einem alten, schon wieder kindlich gewordenen Paar und zwei noch unreifen Vierzehnjährigen die Brüchigkeit und Vergänglichkeit der Liebe. Möglich, daß man daheim all die halben Töne und verschwimmenden Mischfarben, die Crommelynck dafür gebraucht, zu würdigen und zu genießen weiß; uns entgleiten sie ins Mißverständliche oder gar ins Rohe und Lieblose, und das Allgemeinmenschliche, unbedingt Echte und Wahre ist nicht stark genug, über die seichten und schlüpfrigen Stellen hinwegzutragen.

Was ist, auf die kürzeste Formel gebracht, das Wesen des Dichters Walther von Molo? Gespannte, gestraffteste Jugendlichkeit und ein glühendes Heimverlangen schwäbisch-österreichischen Blutes in die Energie herberen, nördlicher gerichteten Deutschtums. Es geht dabei nicht immer ohne Gewaltsamkeiten ab, in seinen Schiller-, Fridericus- und Befreiungskriegsromanen so wenig wie in dem Lustspiel »Till Lausebums«, das nun gar auf den Spuren des alten derben Schalkshelden, der im Braunschweigischen geboren und im Lauenburgischen begraben sein soll, allzu kühn für einen Süddeutschen gleich ins Niederdeutsche vorstößt. Denn der Wurzelboden dieser Komödie ist unverkennbar niederdeutsch, wie es ein echter Eulenspiegelstreich ist, den der junge Architekt Till Lausebums seinen Mitbürgern spielt. Sie wollen ihn den zweiten Turm, der der Kirche noch fehlt, nicht bauen lassen, haben ihn sogar, angestiftet vom mißgünstigen Steueramtsdirektor, im Wettbewerb mit dessen Sohn, einem rechten Dummbeutel, den kürzeren ziehen lassen. Da steigt er auf die höchste Plattform des Kirchturms, um sich dort hinter seinem Troß zu verschanzen und den Spießern auf die Köpfe zu spucken. »Mein Till«, hat die Mutter gemeint, »fängt alles so saudumm an, daß es ihm schon mal gelingen wird!« Und sie behält recht. Der kecke Streich fährt den Philistern in die Gedärme. Der Herr dort oben hoch über ihnen muß doch wohl was Besonderes sein, und wenn er ihnen durch die Rauchfänge und Dachluken guckt, sieht er gewiß manches, was dem zu ebener Erde wohnenden Nachbar bisher glücklicherweise verborgen geblieben ist: ein jeder hat seinen Placken schmutziger Wäsche zu verbergen. So kriechen sie denn vor dem Manne auf dem Turme zu Kreuze, selbst der allmächtige Steueramtsdirektor, in dessen Gewissen es nicht sauberer aussieht als in seinen Büchern. Auch finden sich — zur Ehre des Städtchens sei es gesagt — etwelche, die aus reinem Anstandsgefühl oder purer Schadenfreude zu Till Lausebums halten. Genug, nachdem die Klappe zur Plattform sich zum siebenmalsiebzigsten Male aufgetan hat, um immer neue Besucher zum Junker Hochhinauf und Doktor Allwissend einzulassen, hat Till nicht nur das Baupatent in der Tasche, sondern auch seine Lili, die Bürgermeisterstochter, nach der der Rivale gleichfalls schon die vergoldeten Krallen ausgestreckt hatte, als zärtliches Bräutchen an der Brust. Ein Sauertopf, wer da nicht mitlachen wollte! Freuen wir uns schon mit dem Bauernburschen aus Kneitlingen, wenn er den Städtern eine Nase nach der andern dreht, wieviel mehr mit dem frischen, jungen, seiner inneren Berufung sicheren Künstlerblut, wenn es Honoratioren und Beamte samt ihren verliebten oder leichtfertigen Ehegesponsen vor seinen

Wagen spannt! Es ist das Lustspiel eines mit den Jungen, Mutigen und Naiven marschierenden Optimisten, das Molo geschrieben hat, und wenn er auch im Auf und Ab der Handlung allzu viel Scheidemünze billiger Schwankmotive ausschüttet, ab und an blinkt zwischen Kupfer und Nickel doch auch ein Plättchen echten goldigen Humors auf.

Nicht nur die Toten, auch die Valuten reiten schnell. Ehe noch so eine Komödie des Währungs- und Spekulationsteufels, wie sie Lothar Schmidt in seinen »Devisen« geschrieben hat, den Weg vom Schreibtisch auf die Bühne des Kleinen Theaters zurückgelegt hat, sind ihre taggerechten Voraussetzungen schon eine Zeitung von gestern. Es gehört die geschickte Hand dieses auch in der Bissigkeit noch liebenswürdigen Bühnenschriftstellers dazu, trotzdem ein ergötzlich Stück zuwege zu bringen. Was fängt ein Börsenfremdling wie der Geh. Regierungsrat Konrad Wagede, im Ruhestand zweiter Vorsitzender des Bundes für den moralischen Wiederaufbau Deutschlands, mit neuntausend Dollar an, echten amerikanischen Noten, die er beim Auskramen seiner Akten im ererbten Schreibtisch einer Mieterin findet? Mit den kleinen Scheinen geht das ja noch. Geheimrats blühen auf, kokettieren mit einer Sommerreise nach Baden-Baden, und die Heiratsansprüche des Haustöchterchens lassen den auf Freiersfüßen wandelnden Studienrat tief unter sich. Aber wie weiter? Wie und wo wechselt man, ohne Verdacht zu erregen, die großen Noten, die Tausender? Kommt Zeit, kommt Rat. Ehe der Mittelsmann dafür gefunden, ist Anna, das neue Dienstmädchen, eine Perle ihres Standes, mit den Devisen verduftet. Ein Detektiv, der sonst noch einiges bei ihr zu recherchieren hat, jagt sie ihr ab, und der Geheimrat brauchte nur die Hand auszustrecken, um seinen Schatz wiederzuhaben. Aber aus Furcht vor Finanzamt und Polizei verleugnet er sein »Besitzrecht« und wird wieder ein armer, doch ehrlicher Mann ... Das ist die Geschichte von dem Töffel, dem, als es Brei regnete, der Löffel fehlte. Lothar Schmidt hat, ohne sich in allzu große geistige Unkosten zu stürzen, mit gut handwerklichem Pinsel ein gut bürgerliches Lebensbild aus der uns allen vertrauten jüngsten Vergangenheit hingemalt.

Solche »Komödien« bleiben natürlich trotz oder wegen ihrer »Aktualität« an der Oberfläche der Lebenserscheinungen. Die Frage ist, ob wir Deutsche nach unsrer geistigen und seelischen Eigenart eine absolut große dramatische Komödie überhaupt schaffen können. Bis jetzt scheint unser wurzelhafter Individualismus dagegen zu sprechen. Denn ohne gesellschaftliche Kultur ist eine wahrhaft große Komödie unmöglich. Manche Zeichen deuten aber darauf hin, daß unser Volkserbe der Vereinzelung einem Willen zur Gemeinschaft weichen möchte und dann auch den Weg zu einem Lustspiel finden werde, das »aus deutscher Eigenquellen Breite und Tiefe, Kraft und Zartheit, Gesinnung und Formung schöpft«. In einer Literarischen Morgenfeier der Berliner Volksbühne, die in einem einleitenden Vortrag die junge soziale Dichtung als Schicksals- und Ideendichtung deutete, schien uns mit August Stramms Einakter »Rudimentär« (ein Titel, den ich nicht zu erklären weiß) ein erster Ansatz dafür geboten werden zu sollen. Aber welche Enttäuschung nach so hochtrabendem Programm! Denn da wurden wir mit Fusel- und Kaschemmendunst in die engste, kleingeistigste und muffigste Vierwände-Naturalistik von 1890 zurückgestoßen, und die paar expressionistischen Schnörkel, die sich an diese Armeleute-Malerei gehängt haben, machten das Unterfangen, dies elende Gemächte für sozial-komische Zukunftsdichtung auszugeben, nur noch lächerlicher.

Schon aus den paar Sätzen, die ich soeben aus Dr. Karl Holls »Geschichte des deutschen Lustspiels« (Leipzig, J. J. Weber; mit 100 Abbildungen) zitiert habe, wird einleuchten, daß wir es hier mit einem ernsten und verantwortungsbewußten Werke zu tun haben. Es ist ein gründliches, man möchte sagen gelehrtes Werk, das der junge Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe da geschrieben hat, nachdem er uns schon vor zwölf Jahren eine gedankenreiche Studie über die Lustspieltheorie geschenkt hatte. Er kommt aus gediegener historisch-ästhetischer Schule, hat sich aber auch auf der lebendigen Bühne gut umgesehen und weiß das Wesentliche vom Belanglosen, das Dauerwertige vom Flüchtigen und Nichtigen zu unterscheiden. Was er darstellt, ist die Entwicklung des deutschen Lustspiels in ihrem geschichtlichen Zusammenhang von ihren ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart, wobei bedeutsame Einzelerscheinungen ihrem ästhetischen, zeitgeschichtlichen oder kulturellen Werte entsprechend hervorgehoben und Nebenzweige, wie Lokaldichtung und Schwank, für sich betrachtet werden. So öffnet sich uns wirklich durch das Monadenfenster des Lustspiels (als einer idealistischen »Weltbetrachtung«) ein Blick auf die Gesamtheit der übrigen Lebensmonaden. Freilich, dies Buch ist kein bequemes Nachschlagebuch, es will im Zusammenhang und mit gesammelter Aufmerksamkeit gelesen werden, erweist sich dann aber als ein Werk von freiem Weitblick, außerordentlicher Anregungskraft und oft auch erheiternder Unterhaltsamkeit.



Wilhelm Noack: Blick aus dem Fenster

Von Kunst und Künstlern

Caspar David Friedrich: Strandbild (vor S. 9) — Alfred Lüdke: Winterlandschaft (vor S. 89) — Otto Pippel: Erste Frühlingssonne (vor S. 1) — Fritz Rhein: Adolf Harnack (vor S. 69) — Irmgard Thürmer: Renate (vor S. 17) — Paul Hey: Des kleinen Volkes Überfahrt (vor S. 37) — Wilhelm Noack: Blick aus dem Fenster (S. 98) und Schwalbenflug (S. 99) — Heinrich Hönich: Der Brief (vor S. 21) — A. Paul Weber: Bau der Njemenbrücke (vor S. 73) — Harry Maaß: Frühlingserwachen im Garten (vor S. 53)

Caspar David Friedrichs Strandbild (oder »Mondaufgang«, wie es besser heißen sollte) ist eins der schönsten und rührendsten Denkmäler deutscher Landschaftsmalerei. Friedrich (1774—1840) hat als erster den Mut gehabt, der Landschaft seine persönlichen Empfindungen unterzulegen und die Menschen, die er in sie hineinsetzte, zu Trägern und Dolmetschern seines Ichgefühls zu machen. Und so zwingend ist der seelische Zusammenklang zwischen Landschaft und Betrachtern — die bei ihm regelmäßig in das Bild hineinblicken —, daß wir gar nicht anders können, als uns mit diesen Gestalten gleich zu fühlen, sie als Stellvertreter unsrer eignen lyrischen Empfindungen zu nehmen. So wandeln wir mit dem Mönch am Saum des unendlichen Meeres dahin, das sich mit Luft und Himmel zum Bild der Ewigkeit vermählt; so tauchen wir mit den beiden faustischen Wanderern in den geheimnisvollen Dunst des »Nebelmondes«; so empfinden wir mit dem einsamen Schäfer auf Rügen, wie der Regenbogen als Brücke himmlischen Friedens über Land und Meer sich wölbt; und so fühlen wir uns hier zu den drei andächtig versunkenen Menschen gesellt, die von einer ins Meer vorgeschobenen Felskuppe aus dem Silbertanz des aufgehenden Mondes zusehen.

Verfolgt man den Weg weiter, den Friedrich und sein Freund Philipp Otto Runge betreten haben, so trifft man ein gutes Jahrhundert später über Richter, Schwind, Thoma, Steinhausen, Karl Haider auf Alfred Lübke. Denn das Wie der Malerei, der spitzere oder breitere Pinsel, die wärmeren oder kälteren Töne machen hier keinen Unterschied; die Verwandtschaft liegt im seelischen Gehalt, in der Erfassung und im Ausdruck des eignen Innenlebens durch das Instrument der Landschaft. Lübke ist in seinen künstlerischen Anfängen und in seiner frühen Reife, die unsern Lesern aus dem reichillustrierten Aufsatz von Uhde-Bernays (Aprilheft 1911) und aus manchem Einzelblatt bekannt sind, mit bedeutsamen Titeln wie »Orplid, mein Land« und »Gottes Auge über allem« etwas verschwenderisch gewesen. Heute darf er getrost ganz schlicht und einfach »Winterlandschaft« sagen, und wir fühlen doch, daß dies mehr ist als die realistische Wiedergabe eines unter Schnee gebetteten Naturausschnitts: eine Expression, ein inneres Erlebnis des Winters überhaupt, mit seiner durchsichtigen Klarheit, seiner klingenden Frische, seiner kristallenen Reinheit.

Bei Otto Pippels Gemälde haben wir uns eine kleine, hoffentlich verzeihliche Korrektur des Titels zuschulden kommen lassen. Der Maler nennt sein Bild nicht »Erste Frühlingssonne«, wie wir, sondern einfach »Innenraum«, und es wäre möglich, daß er es im Winter oder Hochsommer gemalt hat. Aber uns dünkt, die Kunst des Malers, seine Licht- und Farbenfreude hat den Fensterscheiben und Vorhängen, der Tischdecke, den Stuhlbezügen, dem Teppich und dem Holz etwas Pflanzenhaftes eingehaucht, als stünden wir vor einem Gartenbeet, das lange geschlafen hat und nun eben unter dem Kuß der Frühlingssonne zu neuem Leben erweckt worden ist. Und fühlt man sich hier wirklich noch eingeschlossen in einen Vierwände-Raum? Löst nicht die Schmeichelkraft der hereinflutenden Sonne den Riegel des Verwahrsams? Sind wir nicht eher draußen als drinnen? Gehen wir nicht durch die licht- und wärmeerfüllten Gassen, sehen wir nicht den blauen Himmel, hören wir nicht die Vögel im grünen Laube zwitschern und die Kinder auf der Straße ihre Spiele spielen? Das alles kann ein Maler mit dem Zauberstab des Lichtes aus einem »toten« Zimmer hervorlocken.

Von Fritz Rhein ein Bildnis. Diesmal keins seiner Frauenbildnisse, die dem Berliner Maler wohl eigentlich seinen Ruhm als Porträtkünstler eingetragen haben, sondern ein Männerbildnis, und zwar eins aus der geistigen Elite von heute: das Adolf Harnacks, des Denkers und wissenschaftlichen Organisators.



Wilhelm Noack: Schwalbenflug

Rhein ist sich dieser sonderlichen Aufgabe bewußt gewesen. Obgleich er fast ganze Figur gewählt und an Haltung und Kleidung des Dargestellten nichts vernachlässigt hat, das Beherrschende, um nicht zu sagen Alleinherrschende — denn die Hände reden auch ihre Sprache — bleibt doch der Kopf des Gelehrten. Stirnbau und Haar könnten an Mommsen (auf dem Bilde von Knaus) erinnern; aber während das Auge und damit der Gesamtausdruck des Historikers fast aggressiv nach außen gerichtet ist in einer betonten Wachheit, ist hier alles Sammlung, Ruhe und Abwehr der Außenwelt. Das Körperliche, so baltisch gepflegt und diszipliniert es erscheint, es ist doch gleichsam schon aufgezehrt oder überwunden vom Geistigen.

Eine Zeitschrift, die vieles und deshalb vielen etwas bringen muß, darf sich vor verblüffenden Gegensätzen nicht scheuen. So stehe denn neben dem greisen geistig verklärten Gelehrtenkopf getrost das heiter-bunte Kinderbildnis »Renate« von Irmgard Thürmer. Suchen wir nach einem Verwandten dieser liebenswürdigen, ins Genrehafte hinüberspielenden Porträtkunst, so fällt uns Georg Schuster-Woldan ein, der zudem auf einem seiner Kinderbildnisse gleichfalls das weiße Kaninchen zum Gegenstand jungmädchenhafter Zärtlichkeit gemacht hat. Die Überdeutlichkeit dieses Kindergesichts mit dem runden Kinn, den weichen Wangen und den großen blauen Augen mag auf den ersten Blick wohl etwas hart erscheinen, aber gesunde Kinder haben dies Aufgeschlossene, dies Geheimnislose, und auch der feinste Maler hat es oft schwer, bei ihnen den Eindruck der Photographie zu vermeiden. Hier sorgt der Landschaftshintergrund dafür, die Überklarkeit zu dämpfen.

Unser Doppeltondruck »Des kleinen Volkes Überfahrt« ist eine Probe der Illustrationskunst Paul Heys aus dem Volkssagen-Bande von Werner Jansen (Braunschweig, Westermann), der schon im Dezemberheft seine eingehende Besprechung gefunden hat. Die Sage von des kleinen Volkes oder der Wichtlein Überfahrt ist eine von denen, die landschaftlich-bodenständige Wirklichkeitsschilderung mit freiem Spiel der Phantasie verbinden, und diese Vereinigung, die im Gegensatz zum ungebundenen Märchen das Wesen der Sage ausmacht, hat Hey glänzend zu treffen gewußt. Der derbe, vierschrötige Fährmann, so echt und lebenswahr auf die Beine gestellt, sein niedriges strohgedecktes Haus am Ufer mit dem erleuchteten Fenster, der in halbverhülltem Mondlicht spiegelnde Fluß mit dem eben wieder festgemachten Fährkahn, und auf dem Boden das Gewimmel und Gewusel der unzählbaren Wichtelmänner: das ist die halb irdische, halb unwirkliche Luft, in der die deutsche Sage atmet.

Etwas von Sagenluft und Märchengespinst weht auch um die beiden Radierungen »Blick aus dem Fenster« und »Schwalbenflug« von Wilhelm Noack, mit denen wir diese Textseiten schmücken. Die Motive stammen aus der kleinen Stadt Teterow, dem mecklenburgischen Schilda. Aber wie Schilda einen Gneisenau hervorgebracht hat, so hat auch Teterow seine Reize und Verdienste, als da sind die alte gotische Stadtkirche, die beiden breitbeinig dastehenden Stadttore und nicht zuletzt der Marktbrunnen, durch den allein die Teterower beweisen, daß sie zu den »Besten« gehören, die »sich selbst zum besten halten können«. An dem Brunnen haben sie nämlich mit gutem Humor die Geschichte von dem schon gefangenen Hecht verewigt, den sie wieder ins Wasser setzten, um ihn fürs Schützenfest aufzuheben, dann aber doch nicht bekamen, weil das »dwatsche Diert« sich die Glocke vom Hals gestreift hatte, und weil die Kerbe im Kahn, genau an der Stelle angebracht, wo der Fisch in den See gelassen war, sich schändlicherweise auch als trügerisch erwies. Ein echter Teterowscher Junge trägt da nämlich als Brunnenfigur einen großen, mit einer Glocke am Halse geschmückten Hecht auf seiner Schulter. Darunter der Spruch:

Lat't ehr spöken (spotten),
Kinnings, lat't.
De Klock hett lürrt (geläutet),
De Hekt is fat't (gefaßt, gefangen) —
Weck Lüd sünd klauk
Un weck sünd däsig,
Un weck, de sünd
Wat aewernäsig.

Von diesem biedermännisch krausen Sonderlingstum, gemischt aus Fritz Reuter und E. Th. A. Hoffmann, findet sich, dünkt mich, etwas in den Radierungen Noacks wieder. Vielleicht ist der große schwarzgraue Vogel im Bauer eine Krähe, ein Nachkomme jener klugen Vögel, die den Teterowern, als sie den quergetragenen Baumstamm nicht zum Tor hereinzubringen vermochten, zukrächzten: »Scharp vör! Scharp vör!« — was soviel heißen sollte wie: mit der scharfen Spitze voran. Und siehe da, es ging! ... Und vielleicht sind der Schwalben auf dem andern Bilde nur deshalb so viele, um uns zu versichern, daß auch die Teterower wissen, eine oder zwei machen noch keinen Frühling, oder daß in ihren Mauern besonders friedliche und gutherzige Menschen wohnen, denn deren Nähe liebt dieser gesellige Vogel. So läßt sich noch allerlei Artiges und Sinniges denken bei Noacks Bildern, wie es sich gehört für einen mit der kalten Nadel auf der Radierplatte spazierengehenden Malerpoeten.

Die übrigen Kunstblätter lehnen sich an Aufsätze an und finden dort ihr Begleitwort. F. D.

Literarische Rundschau

Daheim und draußen

Ein Schweizer, Prof. Dr. Gustav Bauer, der Leiter des Geographischen Instituts an der Universität Basel, hat Deutschland dargestellt auf Grund eigner Beobachtung, der Karten und der Literatur (Berlin, Gebr. Borntraeger; zwei Bände, Text- und Tafelband, mit 33 Tafeln und 10 Beilagen). Seit Albrecht Pencks großem Werk über »Das Deutsche Reich« aus dem Jahre 1887 ist keine geographische Darstellung mehr erschienen, die es versucht, in größerem Umfange eine Beschreibung unsers Vaterlandes auf wissenschaftlicher Grundlage zu liefern und zugleich, neben einem Überblick über das Ganze, in methodischer Ordnung und Auswahl Einzeltatsachen zu bringen. Inzwischen aber hat sich die Geographie ihre berechtigte Stellung unter den Universitätsfächern errungen und eine kräftige innere Entwicklung genommen. Da inzwischen ferner auch die großen Karten des Deutschen Reiches im Maßstabe von 1:100000 und 1:200000 nahezu vollständig erschienen sind, so war es wohl an der Zeit, eine neue auf diesen Grundlagen beruhende Beschreibung Deutschlands zu geben, eine Beschreibung, die von der Schulstube in die Natur hinausführt und die Kenntnis deutschen Bodens vertieft und fördert.

Fritz Mielert, den wir als unermüdlichen Wandersmann schon kennen, ist »Durch Mecklenburg« gepilgert und glaubt aus seinen hinterher durch historische und literarische Studien ergänzten Reiseeindrücken ein »Buch für Heimat-, insbesondre aber auch für Reuterfreunde« gewonnen zu haben (Leipzig, Otto Lang). Diese etwas selbstbewußte Bezeichnung aber könnte nur ein Landesunkundiger gelten lassen. Wer selbst einigermaßen in Mecklenburg Bescheid weiß, erschrickt, namentlich zu Anfang, solange sich die Schilderung im Strelitzer Lande bewegt, über die feuilletonistische Schönrednerei, mit der Mielert den eigentümlichen Schönheiten des Landes beizukommen sucht. Im Schweriner Teil weiß er schon besser Bescheid. Stavenhagen, Reuters Vaterstadt, steigt leibhaftig vor uns auf, und die »romantische« Rempliner, Basedower und Schlitzer Gegend, von den Mecklenburgern törichterweise »Mecklenburgische Schweiz« genannt, gibt ihm Gelegenheit zu einem Lebensbild des Grafen Hahn, des Theatergrafen, das in den lebhaftesten Farben funkelt. Auch die Abschnitte über Teterow, Güstrow, Schwerin, Wismar und Rostock lesen sich gut. Schade, daß es diesmal an Bildern fehlt!

Vor zwei Menschenaltern haben Schücking und Freiligrath das »malerische Westfalen« geschildert. Aber recht volkstümlich sind die landschaftlichen und baulichen Schönheiten der roten Erde bis auf den heutigen Tag nicht geworden. Vielleicht gelingt das der Kamera leichter als der Feder. Fritz Mielert, auch ein eifriger und geschickter Wanderphotograph, der sich auf die Kunst des bildhaften Sehens und Erfassens versteht und einen guten Blick für die Kulturzusammenhänge hat, stellt uns in 97 Bildern nach eignen Aufnahmen »Das schöne Westfalen« dar (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus), und es ist überraschend, was für prächtige Stadt- und Landschaftsansichten, was für herrliche Kunst- und Kulturschätze da erscheinen. Hoffentlich gelingt es nun diesem auch in seinen Erläuterungen volkstümlich gehaltenen Buche, das Land Westfalen in den Augen kunstfreudiger Betrachter zu den wohlverdienten Ehren zu bringen.

Rheinische Volkskunde. Von Prof. Dr. A. Wrede. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 377 Seiten und 24 Tafeln (Leipzig, Quelle & Meyer). — Seit 1920 steht dies Werk in meiner Bücherei, oft befragt und viel benutzt, immer bereit, mich mit einem frischen Trunk aus den in ihm sprudelnden Quellen rheinischer Stammeskunde, Geistesart, Sprache und Dichtung, Sitte und Gewohnheit zu erquicken. Denn der Verfasser versteht die Kunst, nicht bloß zu belehren, sondern auch zu erfreuen, gewiß, weil er selbst dies Buch mit Freude und Herzenslust geschrieben hat. Und es ist ein volkstümliches Buch, ohne selbstgefälligen Gelehrtenkram, in schlichter, klarer Sprache, fast ohne Fremdwörter. Stets geht es vom Gegenwärtigen und Lebendigen aus, um es dann freilich oft bis in die letzten und feinsten Würzelchen zu verfolgen. Die neue Auflage hat ihren Bilderschmuck beträchtlich vermehrt (69 statt 38 Abbild.), aber auch die Anmerkungen, die dem Leser den Faden zu eingehenderen Studien in die Hand geben, stark erweitert. Nicht besser als mit dem Wunsche des Verfassers selbst vermögen wir die neue Auflage zu empfehlen: Möge man sich doch bei den so sehr gefährdeten rheinischen Verhältnissen noch mehr als bisher die Verwendung der Kräfte angelegen sein lassen, die im Volke wurzeln und dem Volke zu geben imstande sind, was des Volkes ist!

Marie Hart, eine vertriebene Elsässerin, schon bekannt durch ihre elsässischen Novellen und ihre Erinnerungen aus den sechziger Jahren, der früheren »Franzosezit«, geht nun, da das Land abermals dem Feinde zugefallen ist, wiederum die alten Pfade ins Erinnerungsland. Aber ihre Bilder und Skizzen, Geschichten und Gedichte (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) finden noch viel Neues zu erzählen und

hinzuzeichnen, aus dem Wasgau, aus Straßburg, aus Dachsweiler, wo ihr Elternhaus gestanden, aus elsässischen Volks- und Naturstimmungen, aus der elsässischen Geschichte und den Erlebnissen der Flüchtlinge in unsern Tagen. Sie hat eine warme, liebe, helle und freundliche Art, wenn sie so wandert, »for im Geischt die alten Gassen und Hiiser, d' Gärten und Felder, d' Berri und Wälder wider zu sehn; for e bissel zu verzähle vun de Lit, wie dort gewohnt han un noch dort wohne«. Die heimische Mundart macht Nichtelsässern wenig Mühe, heimelt aber die Landsleute gewiß doppelt an.

Der frühere Reichskanzler Georg Michaelis, dessen tatfrohes Verhältnis zum Christentum ebenso bekannt ist wie sein enges, man möchte fast sagen mentorhaftes Verhältnis zur Studentenwelt, hat nach Abschluß seiner Lebensgeschichte »Für Staat und Volk« eine neue Weltreise gemacht, selbstverständlich nicht zum Vergnügen, sondern zu politischen Aufklärungs- und Verständigungszwecken. Im April 1922 tagte in Peking eine Konferenz der im Weltbund Christlicher Studentenvereinigungen zusammengeschlossenen Studentenschaften von vierzig Staaten aller Erdteile, zu der auch Deutschland eingeladen war. Da drängte es Michaelis, vor aller Welt, vom Standpunkt lebendigen Christentums aus Zeugnis abzulegen von Wahrheit und Lüge über Deutschland. Was er auf dieser Reise gehört, gesehen, innerlich erlebt, erfahren und erkannt hat, lesen wir nun in dem Buche »Weltreise-Gedanken« (Berlin, Furche-Verlag), wobei der Ton auf »Gedanken« liegt. »Ich kam mir«, sagt Michaelis, »auf der Reise wie ein Instrument mit gespannten Saiten vor. Wenn der Hauch der Eindrücke darüber wehte, fing es an zu klingen, bald diese, bald jene Saite ... Harmonien und Dissonanzen.« Beides soll nachhallen und — namentlich in den Köpfen und Herzen unsrer Jugend — fortgesponnen werden, hat doch der Verfasser selbst, ein ehrlicher Vermittler und Wegweiser zwischen Vätern und Söhnen, vielfach seine mitgebrachten Urteile am Manometer der neuen Zeit nachgeprüft und steht doch nicht umsonst vor seinem Buche das Wort aus dem Propheten Maleachi: »Siehe, ich will euch senden den Propheten, der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.«

Die deutschen See- und Weltfahrer, die nicht nur das Schiffen, sondern auch das Schreiben für unentbehrlich halten, einst so zahlreich, sind heute selten geworden. An Mut fehlt es nicht, aber an etwas anderm, was keineswegs bloß zum Kriegführen gehört. Da hat nun aber doch ein Hamburger Dr. phil. et med. Gerhard Venzmer mit der »Havelland«, einem neuen doppelschraubigen Motorschiff der Hapag, die erste deutsche Ostindienfahrt nach dem Weltkriege mitgemacht, und die Schilderungen, die er nun »Aus fernem Osten« gibt (mit vielen guten Abbildungen; Hamburg, Weltbundverlag), gewinnen nach so langer Entbehrungszeit von selbst die Frische des Ursprünglichen und Erstmaligen. Aber die Schilderung hat auch einen historischen Wert: auch für später noch wird es von Interesse sein, zu wissen, wie diese Reise verlaufen, wie das erste deutsche Schiff nach 7½jähriger Unterbrechung des deutschen Ostasien-Dienstes in den Ländern des fernen Ostens aufgenommen worden ist. Wie es um unser Ansehen im Auslande steht, das ist nicht nur aus Gefühlsgründen wichtig. Darum darf man sagen, daß dies gut geschriebene, mit hellem Hanseatenblick um sich schauende, von Mut und Schaffensfreude erfüllte Buch mit am Wiederaufbau unsers Vaterlandes arbeite.

Oskar Kauffmanns Erlebnisse und Forschungen »Aus Indiens Dschungeln« (mit 228 Abbildungen und zwei Karten; Bonn, Kurt Schroeder) sind zum erstenmal schon vor dreizehn Jahren erschienen, nun aber für die zweite Auflage um neue Expeditionsfrüchte aus Burma (1912—13) und — auf der sechsten Indienreise des Verfassers — um neue Beobachtungen in Holländisch-Indien, zumal auf der Insel Bali, erweitert worden. Forstliche und weidmännische Interessen wiegen hier vor; den Jäger werden hauptsächlich die Elefantenjagden und -zähmungen fesseln. Aber der Verfasser fesselt sich darin nicht. Ihn ziehen auch allgemeine Beobachtungen und Fragen aus dem Tier- und Naturleben an, und daneben hat er sich ernstlich mit anthropologischen Problemen des »Irrgartens« Indien beschäftigt. Um möglichst viel Neuland zu finden, ist er oft abseits von der breiten Heerstraße gegangen, tief hinein in das indische Dschungel mit seinem einzigartigen Waldzauber, nicht allein aus Forscherdrang, sondern auch aus Rousseauscher Natursehnsucht: »Geht in die Wälder und werdet Menschen!« So erklären sich auch die häufigen Streiflichter auf die Gegensätze zwischen Abendland und fernem Osten, wobei Kauffmann den Engländern wohl ein scharfer, aber doch gerechter Richter ist.

Mit Büchse und Kamera reisen wir mit Dr. Art. Berger um die Welt. »Aus einem verschlossenen Paradiese« nennt er die dritte, erweiterte Auflage seiner »Welt- und Jagdreise« (Berlin, Paul Parey; mit dem Bildnis des Verfassers, 121 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte), und Bilder aus märchenhafter Tropenschönheit sind es in der Tat, die da vor uns auftauchen, aus dem geheimnisvollen Lande Indien, den uralten ostasiatischen Kulturländern, aus dem lieblichen Samoa, Nordamerika, Australien und aus Afrika, lauter

Ländern, in denen zu reisen dem Deutschen jetzt nur in der Phantasie oder besser auf den Seiten eines mit guter Schilderungsgabe geschriebenen Buches vergönnt ist. Berger ist bekannt als kühner Afrikaforscher und Jäger. Er hat erstaunlich viel erlebt und scharf beobachtet, aber er ist Herr seines Stoffes geblieben und weiß ihn in so lebendigen Bildern darzustellen, daß der Leser bald zum Teilnehmer seiner Abenteuer und Forschungen wird.

Als ein Buch hauptsächlich für den Jäger und Wildfreund geben sich bald auch Max Ottos Schilderungen aus dem Trapper- und Farmerleben »In kanadischer Wildnis« zu erkennen (Berlin, Paul Parey). Prof. Heck, der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, würdigt es im vorliegenden Heft durch einen besonderen Aufsatz, der uns auch von dem Bilderschmuck des gediegen ausgestatteten Bandes ein paar Proben gibt. Otto ist ein glänzender Erzähler, kunstlos im literarischen Sinne, aber um so natur- und erlebnisfroher, so daß er auch das Herz des Nichtweidmannes im Sturm erobert.

Auf Sumatra werden wir bald durch die außergewöhnliche Beobachtungsgabe und Darstellungskunst des jungen Dänen Helge Kaarsberg heimisch (»Mein Sumatrabuch«, übersetzt von Erwin Magnus; Berlin, Franz Schneider). Über Sitten und Bräuche der Insulaner, selbst der noch heute der Menschenfresserei verdächtigen Batta, erfahren wir auch anderswo Ähnliches oder gar Eingehenderes und ethnologisch Vertieftes. Worin Kaarsberg aber einzig dasteht, das ist seine Erlebniskraft: überall ist er, ohne auch nur im geringsten den überlegenen Europäer herauszukehren, mittendrin im Geschehen, um es ganz als Beteiligter zu schildern, und mehr als einmal hat er sein Leben bei diesem Erlebnis- und Abenteuerdrang aufs Spiel gesetzt. Nach eignen photographischen Aufnahmen des Verfassers ist das geschmackvoll ausgestattete Buch reich illustriert.

Wer nur ein einziges Buch von Rudolf de Haas gelesen hat, weiß, daß er niemals zu der landläufigen Erzählungsart der Globetrotter und Reiseschilderer herabsteigen wird, auch dann nicht, wenn er uns an »Lagerfeuer der Sahara« führt, wo vor ihm schon manch andrer Europäer gesessen, den Märchen der arabischen Diener gelauscht und seine Tagebücher geschrieben hat. Für Haas wird jede Reise zu einem Wunderborn von Abenteuern, Geheimnissen und Überraschungen. Auch über sein neues Buch (Berlin, Ullstein; mit 24 Abbildungen nach eignen Aufnahmen), das von leuchtenden Städten, grünen Oasen, von Moscheen und tanzenden Derwischen, von Heuschrecken und Staubstürmen erzählt, gießt der silbergestickte Sternenhimmel afrikanischer Traumnächte und das gleißende Sonnenlicht des blendenden Wüstentages den Zauber einer seligen Entzückung. »Die Wüste«, bekennt Haas heute noch hingerissen, »ist meine ewige Liebe geworden«, und von dieser Liebe weiß er auch seinen Lesern mitzuteilen, bis sie von gleicher Liebe erfaßt werden.

Als Sonderveröffentlichung des von Leo Frobenius geleiteten Forschungsinstituts für Kulturmorphologie (Kulturformen- und Kulturgestaltungskunde) erscheint im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart eine bemerkenswerte Bücherreihe unter dem Titel »Afrikanisches Heldentum«, in deren sechs illustrierten Bänden Leo Frobenius selbst in Verbindung mit Fachgelehrten und Afrikaforschern die Völker und Kulturen sowie die großen Forscherpersönlichkeiten des »dunklen Erdteils« darstellen will. Die ersten drei Bände dieses Unternehmens, das uns Afrika als eine Schatzkammer überraschender Kulturgüter zeigen möchte, liegen vor. Im ersten (»Zur Herrlichkeit des Sudans«) erzählt Frobenius nach einem Vorspruch an die deutsche Jugend, an die sich die Sammlung vornehmlich wendet, im Anschluß an Barth, Nachtigal, Lenz und seine eignen Bücher, vom Rätsel und von der Schönheit des Sudans, von seinen Gefahren, seinen Kriegsereignissen und seinen alten Helden, worauf dann die von Friedr. J. Bieber, dem wissenschaftlichen Erforscher Abessyniens, bearbeiteten Reisebilder und -erinnerungen des österreichischen Freiherrn v. Callot durch Kusch und Habesch aus dem Anfang der dreißiger Jahre folgen. Im zweiten Bande (»Im Lichte des Orients«) läßt Herbert Burmester, ein Schüler von Frobenius, die Kulturwunder Ägyptens, der »Krone des Orients«, erstehen, wie sie uns zuerst Lepsius, Brugsch und Schweinfurth gezeigt und dann Cromer, Ermann, Steindorff u. a. näher erforscht und genauer beschrieben haben. In beiden Bänden ist es gelungen, alles Wissenschaftliche und Lehrhafte in farbige Anschauung und bewegtes Leben zu verwandeln. Im dritten Bande behandeln Kurt von Boeckmann und Hans Scheel die Pioniere im Westen, den Schotten Mungo Park (Entdeckung des großen Djöliba in den Jahren 1795 bis 1797) und das Eindringen der Deutschen Eugen Zintgraff, Curt Morgen, Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, Leo Frobenius u. a.

Eine neue Robinsonade erleben wir — jung und alt, denn das Buch wird der Erwachsene ebenso gern lesen wie die Jugend — mit dem Kapitän Heinrich, dessen Erlebnisse als Seemann, Goldgräber und Pflanzer »Zwischen Südpol und Äquator« (Stuttgart und Gotha, F. A. Perthes) uns Edwin Artl erzählt. Kein Phantasiegebilde, sondern erduldete, bezwungene und gemeisterte Wirklichkeit, persönliche Erfahrung und praktische Tat, sachlich und

volkstümlich dargestellt. Der erprobte Seemann wandelt sich unfreiwillig zum Goldgräber auf Neuseeland, taucht dann als Walfischfänger im Südlichen Eismeer und im Tropengebiet auf und gründet sich schließlich auf Bougainville (Salomo-Inseln) eine Pflanzung mit Reis- und Sagobau, Gemüse-, Obst-, Fisch-, Straußen-, Rinder- und Schweinezucht. Aus mühseligen Anfängen bringt er es dank seinen der harten Praxis abgewonnenen landwirtschaftlichen, botanischen und zoologischen Erfahrungen zu glänzendem Erfolge in seinen Kulturen. Ein praktisches Erziehungsbuch, aus dem unsre Jugend für ihre Charakterbildung auch Nutzen ziehen wird, wenn ihr verwehrt bleibt, es dem Kapitän Heinrich über See nachzutun.

Die türkischen Städtebilder, die Franz Carl Enders, osm. Major a. D., unter dem Titel »Die Ruine des Orients« vereinigt hat (München, Duncker & Humblot; mit 15 Bildern), dürfen den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eins der ersten, wenn nicht überhaupt das erste Buch zu sein, das über die Türkei frei und rücksichtslos seine Meinung sagt, von keiner Fessel der Zensur, von keinem politischen Bedenken mehr gehemmt. Aber es bevormundet auch den Leser nicht. Es führt ihn nur an die Dinge heran, lehrt ihn mit eignen Augen, eignem Verstande und eignem Herzen sehen und läßt ihn hinter der äußeren Schale der im Orient oft so trügerischen Erscheinungen die Probleme der Kultur und der Menschheitsgeschichte erkennen, die in der orientalischen Psyche schlummern. Auch wer die Meinung des Verfassers, daß unter der Herrschaft der Engländer an die Stelle türkischer Mißwirtschaft Ordnung und Wohlfahrt treten werden, nicht teilen kann, wird diese Schilderungen aus Damaskus, Jerusalem, Aleppo, Smyrna, Bagdad, Erzerum, Brussa, Adrianopel, Konstantinopel usw. mit Genuß lesen. F. D.

Verschiedenes

Einer von den wenigen Deutschgelehrten, die ihre Wissenschaft als Kunst, Kunst des Erforschens, Erkennens und Darstellens, betrieben haben, ist der Freiburger Germanist Professor Friedrich Kluge. Seine Aufsatzsammlung »Von Luther bis Lessing« (Leipzig, Quelle & Meyer; 5. Aufl.) gilt mit Recht als ein klassisches Buch der deutschen Sprachkunde; kein Deutscher, jedenfalls kein Deutschlehrer, der seine selbstverständliche Liebe zur Muttersprache durch Verstehen und Wissen vertiefen will, darf an diesem ihre schicksalsreichen Einheitsbestrebungen meisterlich darstellenden Buche vorübergehen. Tritt hier schon überall das erfrischende Bemühen zutage, den lebendigen, wechselwirkenden Zusammenhang zwischen Sprache und Volkstum, Sprachwandel und Kulturwandel zu ergründen und zu beleuchten, so noch mehr in dem Buche »Die deutsche Sprachgeschichte« (ebenda), einer Darstellung des Werdens und Wachsens unsrer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Also keine trockene schulmäßige Laut- und Formenlehre, sondern eine Lebensgeschichte der deutschen Sprache, dieses »Spiegels der Nation«, aus dem uns »ein herrliches Licht von uns selbst entgegentritt«.

*

Unser Mitarbeiter Dr. L. Franck hat seine deutschen Baumcharakterbilder, von denen die Leser im Lauf der letzten Jahre mannigfache Proben (Birke — Buche — Eiche — Föhre — Linde — Esche usw.) zu lesen bekommen haben, in einem Buche gesammelt, das sich mit seinem Titel »Die Seele des Waldes« (Braunschweig, Amthorsche Verlagsbuchhandlung) treffend selbst kennzeichnet: als ein Buch der Naturliebe und Naturandacht, als ein Buch, das sich nicht mit kühlen wissenschaftlichen Schilderungen begnügt, sondern das Seelische, die Lebensstimmungen aus den deutschen Waldbäumen hervorholt, die geheimnisvollen Bande aufdeckt, durch die sie mit deutscher Geschichte und deutschem Volksschicksal verknüpft sind, und uns kraft der dichterischen Phantasie des Verfassers in leichten Skizzen oder hübsch erzählten Geschichten miterleben läßt, wie Menschenglück und -leid an den Bäumen seine Geschwister findet. Der mit Federzeichnungen von Karl Reuß geschmückte Band wird Naturfreunden, die gleich Goethe die schönste Gottesverehrung in dem »Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen« erkennen, eine Herz und Seele erfreuende Gabe sein.

*

Die Novelle »Herzklostersee« von Otto Anthes, hier vor mehr als Jahresfrist zuerst erschienen, ist jetzt auch in Buchform zu haben: im Verlag von Alex. Fischer in Tübingen. Gerth Biese hat aus den feinen landschaftlichen Stimmungen, die die herzbewegende Handlung begleiten, reizvolle Motive für einen künstlerischen Buchschmuck gewonnen, und so steht über jedem Kapitel eine Federzeichnung, die das Leitmotiv angibt.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

APR 29 1924

Westermanns Monatshefte

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.



April 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Für Reise, Sport, Jagd und Theater

finden Sie unter den 24 verchiedenen ZEISS-Feldstechern gerade ein Modell, welches besonders Ihrem Geschmack und Ihren Zwecken entspricht. Welches Zeiss-Glas Sie auch wählen, sei es ein kleines, besonders leichtes Touristenglas oder ein solches für Reise und Theater, sei es eines der bekannten 6- oder 8fachen Universalgläser, ein lichtstarkes Nachtglas für die Jagd oder schließlich ein stark vergrößernder Feldstecher für weite Fernsicht, Sie haben immer die Gewähr, das in seiner Art beste zu besitzen

Zeiss Feldstecher

sind in allen guten Fachgeschäften zu Originalfabrikpreisen erhältlich. Nächste Verkaufsstelle weisen wir auf Wunsch nach. Jllustr. Katalog „T 57" kostenfrei von



Die



Rettung gegen Hämorrhoiden ist

HÄDENSA

das weltbekannte Hämorrhoidal-Präparat. Befragen Sie Ihren Arzt! Grosse Tube mit abschraubbarer Kanüle M. 2,— in allen Apotheken.

GOERZ

TISCH-BAROMETER

mit unsichtbarem Werk

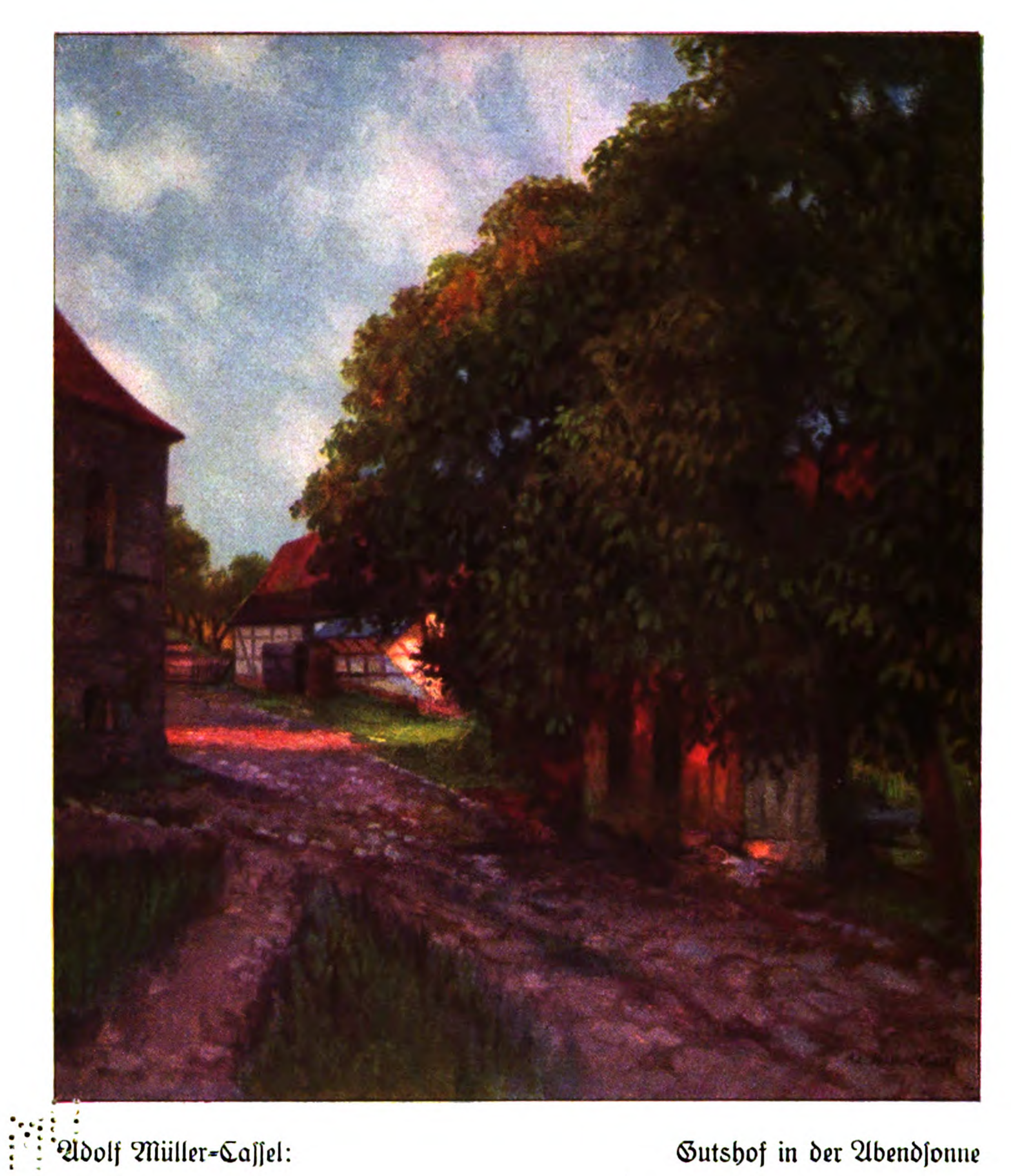
Eine Zierde für jeden Schreibtisch

Drucksachen kostenfrei

Opt. Anstalt C. P. Goerz A.-G. Berlin-Friedenau 28



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Adolf Müller-Cassel: Gutshof in der Abendsonne



Heft: 812 April 1924

Hermann Hartliebs letzte Ferien

Erzählung von Franz Hirtler

I

Seit fast zwei Stunden saß Hermann Hartlieb schweigend in der Ecke des Schnellzugabteils. Er hielt ein Büchlein in den Händen, die Gedichte Klopstocks, aber er blätterte oft nach kurzem Hineinblicken wieder um. Die Gespräche der Mitreisenden und die vor dem Fenster vorüberziehenden Landschaften lenkten ihn immer wieder ab von den feierlichen Oden des Dichters, in die der hochaufgeschossene Lateinschüler seit einigen Wochen verliebt war.

Als der Zug sich Neufra näherte, wo er aussteigen mußte, steckte Hermann das Bändchen in die Tasche und holte seine grüne Lateinschülermütze aus dem Netz. Gedankenvoll stand er da und drückte sich die Mütze tief in die Stirn. Dann nahm er einen gewichtigen Reisekorb und einen Geigenkasten, an dem ein Regenschirm und ein Stock festgeschnallt waren, herunter. Als er seine Nachbarin trotz aller Sorgsamkeit anstieß, entschuldigte er sich. Dabei bekamen die Reisegefährten endlich seine hohe schönklingende Stimme zu hören, und alle sahen ihn freundlich und wohlwollend an. Ein Herr erbot sich, ihm die Sachen, wenn der Zug hielt, hinauszureichen. Die Dame, die er belästigt hatte, lächelte und sagte, es hätte nichts zu bedeuten. Hermann verwunderte sich in seinem Inneren über die Freundlichkeit, mit der man ihm hier begegnete; das Internatsleben mit seiner Härte und Strenge hatte ihn für die Herzlichkeit, die in Blicken und Worten ihm hier entgegenkam, besonders empfänglich gemacht.

Der Zug hielt. Hermann stieg aus und fühlte, als man ihm sein Gepäck herausgereicht hatte, wie die Leute seines Abteils ihm nachschauten. Dann aber versank in ihm diese kleine Welt; die Luft der Heimat umfing ihn. Er atmete tief und freudig auf. Im Dunst des Sommernachmittags lagen die wohlbekannten Hügel vor ihm. Der Schauplatz seines beginnenden sechswöchigen Ferienglücks, die weite Landschaft, in der sich immer seine sehnsüchtigen Träume bewegt hatten, breitete sich vor ihm aus.

In der Zeit, da diese Begebenheit sich abspielte, war das kleine Gebirge, das, aus einer Anzahl von Hügeln vulkanischen Ursprungs gebildet, inmitten der breiten Stromebene sich erhebt, noch nicht durch die Eisenbahnlinie erschlossen, die jetzt um die rebenbewachsenen Ausläufer dieser weithin sichtbaren Höhen sich schlängelt. Träumerisch lagen ein Städtchen, ein Marktflecken und gegen zwanzig Dörfer im ungestörten Frieden dieser Landschaft, behaupteten, durch Überreste einer reichen Vergangenheit in ihrem Wesen bestärkt, eine stolze Selbständigkeit und hatten noch nicht den leisen Anschein des bäuerlichen Vororts einer Großstadt, der inzwischen durch die bequemen Verkehrsmittel in so viele Dörfer getragen wurde. Hermann war Zögling in einer humanistischen Lehranstalt, in der die Schüler gegen geringe Vergütung Wohnung und Essen erhielten, dabei aber in unwürdiger Zucht gehalten wurden. Er umfaßte die Heimat mit glückstrahlenden Augen. Hier konnte er Mensch sein und brauchte nicht mehr

seine Maske zu tragen wie in der Anstalt, wo es unmöglich war, auch nur wenige Augenblicke mit sich allein zu sein. Er wußte, daß für ihn diese Wochen etwas Kostbares sein würden; sein Inneres konnte wachsen, er fühlte, daß so vieles in ihm vorbereitet war, das mit einem Male sich entfalten konnte. Seit einem Jahre war er seinen Altersgenossen vorangeeilt, war reifer geworden, freier und selbständiger. In der Enge des Schullebens hatte ihn der Schnellschritt dieser Entwicklung oft geängstigt; jetzt, im Angesicht der Heimat, wußte er, daß er doch ein andrer war als der Hermann Hartlieb, den man als Nummer einundsiebzig in die Liste der Anstalt eingetragen hatte.

Er sah sich um auf dem großen Bahnhofsplatz. Wo war der Vater mit dem Wagen? Er hatte ihm doch rechtzeitig geschrieben, daß er mit dem Nachmittagszug ankommen werde. War nicht wenigstens der Kn cht mit einem Fuhrwerk gekommen? Hermann konnte mit seinem schweren Reisegepäck unmöglich die zwei Wegstunden nach Allenbingen zu Fuß zurücklegen. Aber nirgends war der Braune des Vaters zu sehen; auch auf der Landstraße, die man weithin überblicken konnte, war kein Fuhrwerk unterwegs. Unmöglich war es, daß man vergessen hatte, ihn abzuholen. An irgendeinen Unfall oder einen andern schlimmen Verhinderungsgrund konnte er nicht glauben. Er stellte Korb und Geigenkasten ab inmitten des Bahnhofsplatzes, rückte seine Mütze aus der Stirn und überlegte, was zu tun war. Die Sonne sandte unerbittlich ihre Strahlen herab und blendete die Augen. Enttäuscht und hilflos stand Hermann neben seinem Gepäck, und allmählich fühlte er, daß von dem Pflaster die erhitzte Luft wie in lodernden Flammen aufstieg. Dort drüben an der Güterhalle des Bahnhofs im Schatten war es erträglicher zu warten, ob nicht doch noch jemand kam, ihn abzuholen.

Als er um die Ecke des Bahnhofsgebäudes bog, sah er ein Fuhrwerk vor dem Güterschuppen. Er blieb erschrocken stehen. Ein Mann, der durch den Wagen fast verdeckt wurde, lud Bretter auf. Seltsam klang das harte braune Holz. Das mußte der Onkel Stefan sein, der Orgelbauer, der in Allenbingen seine Werkstätte hatte. Durfte er hoffen, daß dieser ihn mitnahm auf seinem Wagen?

Eine merkwürdige Unsicherheit und Scheu befiel Hermann. Nach dem, was zwischen dem Vater und dem Onkel vorgefallen war, schien es ihm nicht möglich, diesen um einen Platz auf seinem Fuhrwerk zu bitten. Er kannte den Onkel aus früheren Jahren als einen feinen, freundlichen Mann, dem er manches verdankte. Ein Grauen befiel ihn aber, wenn er sich die ihm unverständliche Feindschaft zwischen den Brüdern vorstellte. Wie ein schwarzes Verhängnis schwebte sie über dem Dasein dieser sonst so vernünftigen und gar nicht böswilligen Männer.

Da erblickte ihn Stefan Hartlieb und trat hinter dem Wagen hervor. Er schien sofort zu erkennen, was in der Seele seines Neffen vorging. Mit einem trüben Lächeln sagte er: »Du bist's, Hermann? Kommst in die Ferien? Grüß dich Gott!«

Er streckte ihm seine Hand hin, in die Hermann ohne Zaudern einschlug.

»Grüß Gott, Onkel!« Mehr vermochte er nicht zu sagen, aber seine Augen verrieten, was ihn bewegte.

»Du möchtest mitfahren? Ei, freilich! Es geht ja gar nicht anders. Abgeholt wirst du heut nimmer.«

In Hermanns Gesicht stieg eine heiße Röte. Er sprach mit mühsam gefestigter Stimme: »Ja, Onkel, ich fahre mit. Ich kann ja hinten aufsitzen.«

Stefan Hartlieb schüttelte den Kopf, der mit kurzlockigem Haar bedeckt war. »Du wirst dich neben mich setzen, Hermann. Hier, auf das Polster. Und mach' kein so böses Gesicht!«

»Ich mache kein böses Gesicht, Onkel.«

»Jetzt ist's schon besser! Weißt du: ich bin schuld daran, daß dich dein Vater nicht abholt. Dafür sollst du jetzt mit mir fahren.«

Hermann sah den Onkel fragend an. Dieser zuckte wie bedauernd die Achseln. »Ach, Hermann, du weißt es ja! Bist ja kein heuriger Has'! Als mich dein Vater vorbeikommen sah, wußt' er gleich, daß ich an die Bahn fuhr. Da hat er den Gaul, der schon im Geschirr stand, wieder in den Stall gestellt. Wir dürfen nicht zusammentreffen! Ich hätt' ihm die Freud' verdorben, dich wiederzusehen.«

Hermann war erschüttert, nahm sich aber zusammen und sagte mit leiser Stimme, während er das Pferd streichelte: »O bitte, Onkel, sprich jetzt nicht darüber! Ein andermal! Laß mich erst einmal daheim sein!«

»Du hast recht. Heute nicht. Aber später muß ich einmal mit dir reden. Gründlich. Von A bis Z sollst du alles erfahren. Bist jetzt alt genug!«

Er warf die letzte Bohle des ausländischen Holzes mit einem wilden Eifer auf den Wagen, daß sie laut klang. Hermann ahnte, daß der Onkel in seinem Inneren so schnell nicht zur Ruhe kommen konnte. Um ihn abzulenken, fragte er: »Was für Holz ist dies, Onkel?«

»Mahagoni, Hermann. Aus Nordamerika. Für die Zungenstimmen. Das gibt dem Register den weichen Klang. Nun können wir aufsteigen.«

Gemeinsam hoben sie den schweren Reisekorb auf den Wagen. Dann setzten sie sich nebeneinander auf den Bocksitz.

»Weißt du,« sagte der Onkel, der sich erst

noch eine Pfeife stopfte, »weißt du, wenn ich gewußt hätte, daß dein Vater dich abholen wollte, wär' ich vielleicht noch umgekehrt. Vielleicht! Dir zulieb, Hermann, hätt' ich's allenfalls getan. Aber gewiß ist's nicht. Er hat mir das Nachgeben schwer gemacht. Dein Vater hat es zuweg gebracht, daß ich jetzt auch einen Dickkopf aufsetz', wo ich nur kann. Wie er!«

Hermann sah geradeaus und schwieg.

Stefan Hartlieb strich ein Zündholz an, um seine Pfeife in Brand zu bringen. Mit seinem eignen Atem wehte er es aus, bevor der Tabak glühte. Es war sein letztes Streichholz gewesen. »Hast du Feuerzeug, Hermann? Nein? Nun muß ich nochmals runter. Da drinnen werden sie haben.«

Er sprang vom Wagen mit knabenhafter Beweglichkeit. Durch die offenen Fenster des Dienstraums bat er den Bahnverwalter um einige Zündhölzer. Dieser schien sich nicht ungern in seiner mehr beschaulichen als anstrengenden Tätigkeit stören zu lassen, trat aus dem kühlen Raum unter die Tür und reichte dem Orgelbauer ein Bündelchen Schwefelhölzer. Er schien als Gegenleistung für seine Gefälligkeit ein paar Gesprächsworte zu erwarten, Neuigkeiten aus Allendingen oder irgendeine andre Zerstreuung in der Langenweile seines Dienstes. Stefan Hartlieb steckte die Hölzchen in sein Hornbüchslein und schaute zum stahlbauen Himmel empor. Dort fand er, womit er dem Vorsteher dienen konnte: »Immer noch keine Aussicht auf Regen, Herr Verwalter?«

»Es kann noch lang dauern, Herr Hartlieb. Das Wetterglas steht immer noch sehr hoch.«

»Zeit wär's, daß es sich bald abkühlt. Sonst wird alles dürr. Vorgestern sah es aus nach einem Gewitter. Es hat sich aber drüben im Sandgau ausgetobt. Es war schade. So ein Wetter wär' jetzt Millionen wert.«

»Ich mag die Gewitter nicht. Aber gegen einen Landregen hab' ich nichts einzuwenden.«

»Warum? Haben Sie Angst?«

»Ich hab' noch genug vom vorigen Jahr. Dreimal schlug der Blitz hier in die Station.«

»Ja, die Gewitter sind hier manchmal sehr ungemütlich. Es scheint, daß diese Hügel den Blitz anziehen.«

»Mein Lebtag hab' ich noch keine solchen Wetter erlebt wie hier. Man meint, der ganze Himmel stürze ein und die Erde fahre in Feuerflammen auseinander.«

»Ja, alles ist hier wie geladen mit Feuer. Einstmals waren diese Berge Vulkane, da fand das Element seinen Ausweg. Jetzt glüht der Boden doppelt in der heißen Sonne, und das Feuer schläft im Wein und in den Menschen. Haben Sie gehört, was in Bemoltern passiert ist?«

»Die Messerstecherei. Zwei Tote. Und einer liegt noch hoffnungslos?«

»Es ist traurig. — Nun heißt es, die Leute hier herum seien wie die wilden Tiere. Es ist aber nicht so. Es gibt nirgends bessere Menschen als hier. Nur daß sie sich zu sehr miteinander beschäftigen in Lieb' und Haß.«

»Sie wohnen zu nah beisammen in den Dörfern. Im Gebirg hinten, wo ich früher war, hingen die Leut' nicht so aufeinander wie in einem Bienenschwarm. Da waren's einzelne Familien, die auf den Höfen weit auseinander wohnten.«

»Daran liegt's weniger. Das Verhängnis ist in den Menschen. Sie können einander nicht vertragen, und es ist doch etwas Inwendiges da, das treibt sie zusammen.«

Stefan Hartlieb schaute nach diesen Worten sinnend vor sich hin, als begriffe er in diesem Augenblick zum erstenmal den Zusammenhang solcher Gedanken mit seinem eignen Schicksal. Er steckte bedächtig seine Pfeife an und sagte dem Bahnverwalter Dank und Lebewohl.

Hermann hatte unterdessen die Fliegen vom Gaul abgewehrt. Er fing den unbewußt freundlichen Blick des Onkels auf und erwiderte ihn mit seinen aus der Tiefe fröhlich schauenden Augen. Sie stiegen ein. Als Stefan Hartlieb Zügel und Peitsche ergriff, fragte Hermann, ob er ihn nicht das Fuhrwerk lenken lassen wolle. Gern gewährte es ihm der Onkel, und mit Peitschenknallen kutschierte Hermann den Wagen davon.

Auf der offenen Landstraße im Schatten der Obstbäume fragte der Orgelbauer: »Wie alt bist du denn jetzt, Hermann?«

»Siebzehn gewesen.«

»Kein Wunder, daß dir schon ein Bärtchen gewachsen ist. Deinem Vater siehst du aber gar nicht gleich. Nur ein wenig in der Haltung. Manchmal ziehst du so den Kopf zwischen die Schultern. Das solltest nicht tun. Es paßt nicht zu dir.«

Hermann schaute während dieser Betrachtung des Onkels unverwandt geradeaus auf die staubig weiße Straße. Jetzt richtete er sich straff auf und hielt den Kopf ungezwungen hoch. »Vom Studieren kommt das, Onkel,« sagte er entschuldigend, »und weißt du, im Internat wird man so geduckt. Aber das fliegt wieder davon, wenn man in freie Luft kommt.«

»Freilich, Hermann. Es ist nicht Hochmut, wenn man keinen Buckel macht. So ist der Mensch gewachsen. Weißt du, wem du ähnlich bist? Jetzt seh' ich's.«

»Ich glaube, dir gleiche ich, Onkel. Ich wüßte nicht, wem sonst.«

»Mir, Hermann? — Möglich. Aber viel mehr deiner Großmutter.«

»Der Hartlieb-Großmutter Afra? Wie ist das möglich?«

»Du meinst, man könne eine alte Frau und

einen jungen Mann nicht miteinander vergleichen? O doch! Es sieht aus, als wäret ihr beide von der gleichen Hand geschnitzt und aus demselben Holz.«

»Ich habe die Großmutter Afra schon lange nicht mehr gesehen. Seit — fünf Jahren.«

»Ja, seit sie bei mir wohnt. Aber ich denke, Hermann, daß du jetzt manchmal zu mir kommst in deinen Ferien. Wenn du magst, meine ich. Der Vater braucht's nicht immer zu wissen.«

»Ich mag schon, Onkel. Es ist mir sogar, als müßt' ich. Was wird die Großmutter sagen?«

»Es wird ihr die größte Freud' sein. Sie sitzt den ganzen Tag über in ihrem Sessel, sie kann nicht mehr gut gehen. Aber ihr Geist ist lebendig. Du wirst wissen, was sie oft denkt. Immer fragt sie auch nach dir, und es ist ihr fester Glaube, daß sie es doch noch erleben wird.«

»Was hofft sie?«

»Sie hofft zuversichtlich, daß wir — dein Vater und ich — einmal mit dir zusammen 'n ihrem Zimmer stehen werden, und daß dann alles gut sein wird.«

»Ja, Onkel! Wenn das doch in Erfüllung gehen möcht'!«

»Amen!« sagte Stefan Hartlieb mit grimmigem Lachen. »Das sind fromme Wünsche einer guten alten Frau, die keine Ahnung hat, wie tief das Wasser zwischen zwei Menschen sein kann.«

Hermann sah lange vor sich hin und schüttelte dann gedankenvoll den Kopf.

»Was denkst?« fragte der Onkel und ließ das Pferd in Schritt fallen.

»Ich versteh' das alles nicht, Onkel. Daß zwei Menschen, die zusammengehören, sich hassen können. Aber es ist wohl von Anfang an so gewesen. Es ist nicht erst in den Jahren so geworden. Ich begreif' es nicht ...«

»Schicksal! Schicksal kann man es nennen, Hermann. Aber das Schicksal ist nichts andres als der Mensch selbst. Daß wir so grundverschieden sind, dein Vater und ich, daraus kam alles Unheil. Dabei sind wir doch Brüder!«

»Schicksal? Ja. Aber ob dahinter nicht eine Schuld steckt, eine Verzagtheit, eine Halbheit? Ob ihr euch beide eines Tags nicht doch hindurchfindet zu einer andern Gesinnung?«

Stefan Hartlieb sah seinen wie im Selbstgespräch redenden Neffen verwundert an. »Wie meinst du das mit der Schuld?« fragte er leise, aber es lag im Ton seiner Rede die Unerbittlichkeit, mit der er stets die Schuld dem Bruder zuschob.

»Nicht an die Schuld denke ich, die du meinst, Onkel. Es ist unnütz, darüber zu streiten. Und ich glaube, daß die Menschen stets darüber streiten und sich nie einigen werden. Wenn alle Flammen gelöscht sind: aus diesem Fünkchen, das nie erstickt wird, entstehen wieder die neuen Brände. Nein, diese Schuld meine ich nicht. Sie liegt tiefer. Es ist eigentlich weder eine Schuld noch ein Irrtum, was da zwischen den Menschen steht.«

»Was ist es denn, Hermann?« durchbrach der Onkel die nachdenkliche Pause, die der Neffe machte. Er unterdrückte eine weitere, etwas spöttliche Bemerkung über die Art, in der dieser junge Studiosus über die Dinge sich aussprach. Er wollte ihm nicht widersprechen, ehe er ihn zu Ende gehört hatte.

»Aber so ist es,« fuhr Hermann fort, »die Menschen sind alle verschieden. Man kann es nicht ändern. Aber muß daraus Haß hervorgehen? Ich meine: es ist zuerst etwas andres da. Die Sehnsucht. Die empfindet jeder Mensch, wenn ihm eine Seele naht, die seiner nicht gleicht. Und keine Seele gleicht der andern. Alle sind wir einander in der Tiefe fremd. Aber die Sehnsucht ist da und will das Fremde verstehen und aufnehmen. Warum halten wir dieses erste Gefühl nicht fest? Es ist doch ganz gewiß ein Hauch vom Atem Gottes.«

Stefan Hartlieb starrte in die Kronen der Obstbäume, unter denen sie im Schritt dahinfuhren. Dann nahm er die Peitsche, die Hermann neben den Sitz gesteckt hatte, und ließ sie knallen. Der Gaul schien schon lange auf dies Zeichen gewartet zu haben und sprang in einen lebhaften Trab hinein.

»Es ist recht und gut, Hermann, was du meinst,« sagte der Onkel, »aber es gibt so wenig Heilige hier auf der Erde. Wir können nicht immer das Beste tun; es ist schon viel, wenn wir manchmal dazu kommen, das Gute zu tun. Und oft gibt es Entscheidungen, wo nicht auf der einen Seite Gutes und auf der andern Schlechtes steht. Dann müssen wir sehen, daß wir das unsrige tun. So ist es. Dein Vater tut das seinige, ich das meinige. Ich habe lange versucht, ihn zu begreifen. Aber das ist unmöglich. Man kann den, der anders ist, nicht verstehen.«

Stefan Hartlieb hatte mit großer Bestimmtheit gesprochen, und mit den letzten Worten schien er dem Neffen seine unumstößliche Überzeugung als endgültige Wahrheit vorstellen zu wollen.

Hermann wollte sofort darauf erwidern. Er hatte bei seinen Worten nicht ein Verstehen gemeint, sondern die Haltung, die man dem ewig Unverstehbaren, dem andern, gegenüber einnehmen sollte. Er sagte jedoch nichts davon, weil er dachte, daß seine Worte dem Onkel vielleicht als eine Anmaßung erscheinen könnten. Wie kam auch ein Siebzehnjähriger dazu, einem Erwachsenen mit Weisheitssprüchen aufzuwarten! In solchen Dingen durfte nur die Erfahrung mitsprechen. Die vom Leben noch un-

geprüfte Jugend hatte zu schweigen. Dergleichen Redensarten entsprachen zwar nicht dem besinnlichen Wesen des Onkels, aber Hermann fühlte, daß sie in der Luft lagen, wenn er im Tone seiner innersten Überzeugung redete.

Stefan Hartlieb war wirklich sehr verwundert über die nicht alltäglichen Ansichten seines Neffen und über die Bestimmtheit, mit der er sie aussprach.

Wie der junge Mann jetzt neben ihm saß, straff aufgerichtet, die Zügel sicher führend, im Gesicht eine Überlegenheit, die sich ernst und bescheiden zurückhielt, erschien er dem Onkel nicht als ein unreifer schwärmerischer Bursche. Dieser kaum dem Knabenalter entwachsene Mensch machte einen großen Eindruck auf ihn. Er mußte ihn für voll nehmen und fühlte sich auf eine unwiderstehliche Art von ihm angezogen. Das Wort von der Sehnsucht nach dem Andersgearteten ging ihm durch den Sinn und beunruhigte ihn. Er klopfte Hermann freundschaftlich auf die Schulter. »Hätt' nicht geglaubt, daß du das Kutschieren so gut verstehst!« sagte er und verbarg die zärtliche Empfindung für den Sohn seines Bruders in einem bei ihm sonst unbekannten rauhen Ton seiner Stimme.

Lange war nur der gleichförmige Hufschlag des trabenden Pferdes vernehmbar. Während sie schweigend nebeneinandersaßen, verflog in ihnen, was sie vorher gesprochen hatten. Wie ein trennendes Gitter waren die Worte zwischen ihnen gestanden. Jetzt sank nieder, was sie flügelnd vor sich aufgerichtet hatten, und ihre seltsam erschütterten Herzen hielten eine leise, nicht in Worte faßbare Zwiesprache. Dann hörten sie wieder das Geräusch des Wagens, sahen den hellen Straßenstaub aufwirbeln unter den Hufen des Pferdes und fühlten die drückende Hitze des Sommernachmittags. Hermann begriff nicht, woher ihm die merkwürdige Rührung gekommen war, mühsam bezwang er aufsteigende Tränen. Stefan Hartlieb seufzte tief. —

Die ersten Häuser Allenbingens wurden vor ihnen sichtbar.

»Wie machen wir's? Wollen wir bis vor den ‚Löwen' fahren?« fragte der Onkel.

»Es ist wohl das beste,« sagte Hermann zögernd, »ich möchte mein Gepäck nicht noch zehn Minuten schleppen. Aber tu, wie du willst, Onkel.«

Stefan Hartlieb zuckte die Achseln und runzelte die Stirn: »Es geht doch nicht, Hermann! Verstehst du, ich habe keine Scheu, mit deinem Vater zusammenzutreffen. Im Gegenteil! Aber weißt du, das Gered' der Leute! Ich lass' dir durch meinen Lehrbub deine Sachen hinaufschaffen. Kommst dann schnell auf einen Augenblick zu mir herein. Kannst meinen Birnenmost versuchen.«

Hermann nickte zustimmend: »Hast du die Orgel noch, Onkel, die mit dem Stern?« fragte er nach einer Weile.

»Das alte Werk? Ei freilich! Erinnerst du dich noch daran?«

»Ja. Ein Glockenspiel ist drin. Und dann ist mir, als schnurrten und tönten die Stimmen viel schärfer als die in neuen Orgeln.«

»Es ist ein ganz alter Kasten, Hermann. Ich hab' ihn mir instand gesetzt. Er hat freilich keine Koppeln und keine Schweller. Man kann aber noch manches dran lernen. Als Orgelbauer, mein' ich.«

»Ich möcht' dich wieder einmal darauf spielen hören, Onkel. Mir schien es damals ganz himmlische Musik!«

»Jetzt wird dir's irdischer klingen. Aber sollst es selbst mal versuchen. Bist doch ein Musikus, wie ich aus deinem Geigenkasten schließe.«

»Es ist nicht weit her, was ich spiele. Auf der Geige geht's leidlich, mein Klavierspiel taugt nicht viel, und an der Orgel bin ich ganz unsicher.«

Da wurde das Haus des Orgelbauers sichtbar. Ein wenig von der Straße zurückgeschoben stand das alte, aber würdige und saubere Gebäude, das noch vor hundert Jahren Eigentum eines Klosters gewesen war, dem die Allenbinger die Zehnten zu zahlen hatten. Über der im Barockstil gehaltenen Tür, zu der eine breit ausladende Treppe hinaufführte, konnte man noch das Klosterwappen deutlich erkennen. Hermann lenkte mit Geschick den Wagen und hielt dicht vor der Treppe.

Die beiden kletterten von ihren Sitzen herab. Stefan Hartlieb rief einen Lehrjungen aus den Werkstatträumen, die sich im Erdgeschoß des Hauses befanden, übergab ihm Pferd und Wagen und erklärte ihm, daß er sich nachher bereit halten solle mit dem Handkarren, dem Herrn Studiosus das Gepäck hinaufzubringen in den ‚Löwen'.

Eine breite, seltsam gewundene Treppe aus dunklem Eichenholz führte hinauf zur Wohnung des Onkels. Hermann erinnerte sich undeutlich an einen früheren Besuch in diesem Hause und fühlte eine leichte Beklemmung. Er dachte daran, was der Vater sagen würde, wenn er erfuhr, daß Hermann in der Wohnung des Onkels eingekehrt war. Die Luft duftete merkwürdig nach Holz und nach Firnis, und in diesem Augenblick war es ihm, als röche er auch die Seele dieses Hauses, die eigentümliche Atmosphäre der Welt des Onkels, die so ganz anders war als die seines Vaters, des Löwenwirts.

Die junge Frau des Orgelbauers, die dieser erst vor einem Jahr als zweite Gattin heimgeführt hatte, begrüßte den ihr noch fremden Neffen mit einer anfangs noch etwas zurückhaltenden Freundlichkeit und stellte den beiden Durstigen zwei große Gläser mit Birnenmost

vor. Auf einen Wink ihres Mannes holte sie einen Teller mit Käse und einen großen Brotlaib aus der Küche. Hermann fühlte das herzliche Wohlwollen, mit dem die beiden ihn bewirteten, griff zu und ließ es sich schmecken. Er hatte gar nicht mehr das Gefühl, in seinem Heimatdorf zu sein, so außergewöhnlich und unerwartet war alles gekommen. Mit einem wohligen Behagen sah er sich in dem sauberen Wohnzimmer um, das den charaktervollen Reichtum und Geschmack des Orgelbauers verriet. Am Fenster stand ein hohes Schreibpult, unter dem in peinlicher Ordnung die Geschäftsbücher und Mappen des Onkels in Reihen geschichtet waren. Daneben war ein schmales Büchergestell, in dem des Onkels Bibliothek sich anbot, meistens Werke über die Orgelbaukunst, von dem Syntagma musicum des Michael Praetorius, der vor dem Dreißigjährigen Kriege lebte, bis zu den neuesten Werken von Satteler und Seibel. In der oberen Reihe standen einige Werke über Architektur, ein italienisches Reisewerk und ganz am Ende Jean Pauls Flegeljahre und Sternbalds Wanderungen von Tieck.

Von den Wandbildern fesselte Hermann besonders ein Kupferstich, der die Schlacht an der Beresina darstellte, an der sein Großvater teilgenommen hatte. Eine bemalte Standuhr, die bis unter die mit Stuckzieraten geschmückte Decke reichte, erschreckte ihn, als er sie während des Essens betrachtete, indem ihr Werk plötzlich zu schnurren begann, mit breiter Umständlichkeit sechs schlug und schließlich auf einem kleinen Orgelwerk das Lied »Nun ruhen alle Wälder« ertönen ließ. »Spielt sie jede Stunde?« fragte er mit kindlicher Freude.

»Dreimal des Tags, morgens, mittags und abends. Hast du sie noch nie gehört?« entgegnete der Onkel.

»Nein. Ich kann mich nicht erinnern.«

»Ich hab' wohl noch allerhand, was so einem Studiosus Freude machen kann. Willst du jetzt einmal die Orgel sehen? Dann können wir auch schnell einmal zur Afra-Großmutter hinüber.«

»Heute nicht, Onkel. Es geht nicht gut. Ich muß jetzt heim. Aber ich komme bald einmal. Dann wollen wir auf der alten Orgel spielen.«

Er stand auf und dankte für die Bewirtung. Die Frau des Onkels sah ihn lächelnd an, als er sich vor ihr respektvoll verbeugte und »Sie« zu ihr sagte. Sie reichte ihm die Hand: »Wir wollen du sagen, Hermann! Du gefällst mir.«

Hermann errötete und erwiderte ihren freundlichen Händedruck. Du gefällst mir auch, Tante, hätte er gern gesagt, aber er brachte die Worte nicht gleich heraus. Alles hatte ihm an diesem Hause wohlgefallen; jetzt kam als trauriger Nachklang die Erinnerung an die Feindschaft zwischen seinem Vater und dem Onkel Stefan. Immer unverständlicher wurde ihm, wie diese beiden Männer, die er achtete und verehrte, einander so fremd hatten werden können. Es mußte irgendein törichtes Mißverständnis in ihnen wirken, daß sie einander haßten. Sie hätten so viel voneinander haben können, und ihr Leben wäre ohne diesen häßlichen Mißklang gewesen, der ihnen doch das gesegnetste Tagewerk verderben mußte. Hermann ahnte, daß hier etwas wie eine Aufgabe seiner harrte. Er sah jetzt zwar noch keine Möglichkeit, wie er es anfangen sollte, sie zu lösen, aber daß nach diesem ersten Erlebnis etwas geschehen würde, dessen war er gewiß.

Der Löwenwirt Leo Hartlieb stand vor der Haustür, als Hermann ankam. Er warf einen raschen Blick auf die Uhr am Kirchturm und wunderte sich, daß sein Sohn jetzt schon da war.

Da sah er hinter Hermann den Lehrling des Orgelbauers, der auf einem Handwagen das Gepäck des Studenten vor sich herschob, und alles war ihm klar. Daß Hermann mit Stefan fahren konnte, daran hatte er nicht gedacht, sondern erwartet, daß er seine Reisesachen beim Bahnverwalter einstellen und dann gemächlich zu Fuß nach Allenbingen wandern würde. In die Freude über die Ankunft des Sohnes, dessen Haltung und Gang schon von weitem einen guten Eindruck auf den Vater machten, mischte sich der Ärger über die Zudringlichkeit seines Bruders, der der unteren Stadt das Schauspiel bot, daß der mit ihm verfeindete Bruder seinen Sohn an der Bahn abholte. Das sah Stefan wieder ähnlich, diesem Heuchler, der es verstand, Bosheiten in das Gewand der biederen Treuherzigkeit zu hüllen! Leo Hartlieb wußte, daß man im Tun seines Bruders nichts Unrechtes finden konnte, wenn man ihn von außen her und oberflächlich beobachtete; er selbst aber hatte Feingefühl und wußte, wie es gemeint war. Gerade das Getue von Rechtschaffenheit und der von Stefan gelegentlich zur Schau gestellte Edelmut, mit denen er nur seine Überlegenheit ihm fühlbar machen wollte, diese ganze Falschheit, deren Schliche man nicht so leicht nachweisen konnte, haßte er bis aufs Blut.

Hermann hatte, das wußte er, an dieser peinlichen Sache keine Schuld. Ihn wollte er seinen Unmut nicht entgelten lassen und begrüßte ihn mit aller Herzlichkeit. Kein Wort verlor er darüber, auf welche Weise sein Sohn von Neufra nach Allenbingen gekommen war; er tat, als wäre es gar keiner Frage wert, und fertigte den Lehrbuben kurz, aber mit einem noblen Trinkgeld ab.

Die Mutter kam voll ungetrübter Freude herbeigeeilt. Zum erstenmal scheute sie sich, ihren Sohn mit einem Kuß zu begrüßen: es paßte

sich nicht mehr recht, er war ja schon ein Herr geworden. Aber Hermann, der mit einem Blick ihre Gedanken erraten hatte, strahlte sie mit seinem alten Bubenlachen an und küßte sie in seiner früheren raschen und heftigen Art.

Das Gespräch mit dem Vater lief nun von selbst auf die geschäftlichen Dinge über, die den Löwenwirt gerade in Anspruch nahmen. Er betrieb außer dem in der ganzen Gegend in gutem Ruf stehenden Gasthaus einen umfangreichen Weinhandel. Für Hermann, sagte er, hätte er einige Besorgungen in den Weindörfern und in der Kreisstadt, er denke, es werde ihm Freude machen, mit dem Braunen ein wenig zu kutschieren. Die Mutter erzählte die Neuigkeiten des Dorfes. Der alte Kappenmacher, dessen Geschichten Hermann oft gelauscht hatte, sei gestorben, die Petronella aber lebe noch, sei ein wenig vom Verstand gekommen und halte sich stundenlang, laut singend, auf dem Kirchhof auf. Ein neuer Vikar sei da, der den Wein verschmähe, jedoch im Walde Pilze suche, wo bei der Hitze jetzt doch gar nichts zu finden sei, und Christine, die Tochter des Lehrers, sei auch wieder da.

Dann, als die Magd das Essen und einen Becher Wein hereingebracht hatte, ließ man ihn allein. Er aß mit gutem Appetit sein Lieblingsgericht und wollte gerade ein wenig in den an einem Drahthaken aufgehängten Wochenblättern lesen, als die Mutter wieder eintrat und fragte: »Hat es geschmeckt?«

»Natürlich, Mutter!« sagte er lachend.

»Ich hab' schon gefürchtet, du hättest keinen rechten Hunger mehr.«

»Warum denn?«

»Du warst doch beim Onkel Stefan unten. Haben die dir nichts vorgesetzt?« Es klang etwas wie Eifersucht in der Frage und zugleich auch die Besorgnis, daß man ihm dort diese Ehre vielleicht doch nicht erwiesen hätte.

»Freilich, Mutter! Sie haben mir aufgewartet. Aber ich hab' mich nicht länger als nötig aufgehalten.«

Die Mutter schwieg und schien befriedigt. Dann sah sie zum Fenster hinaus, als beobachte sie dort irgendeinen Vorgang, und sagte dann mit halblauter Stimme: »Den Vater hat es sehr geärgert, daß der Onkel Stefan dich mitgenommen hat auf seinem Wagen, und daß du dabei sogar in sein Haus hast gehen müssen.«

»Das ist nicht richtig, Mutter. Genötigt hat er mich nicht, ich bin gern mit ihm gefahren und auch ganz freiwillig in seine Wohnung gegangen.«

»Aber du weißt doch, Hermann ...«

»Ja, ich weiß. Ach, Mutter, wünschest du denn, daß es immer so bleibt, wie es jetzt steht zwischen dem Vater und dem Onkel Stefan?«

»Es ist nichts mehr zu ändern, Hermann. Wir müssen nur dafür sorgen, daß keine neuen Geschichten mehr entstehen zwischen den beiden.«

Hermann überhörte nicht das Wörtchen wir; die Mutter erwartete also, daß er ihre Gesinnung teile und daß sie in Hermann einen Bundesgenossen habe, der ihr half, den offenen und lauten Ausbruch der Feindschaft zu verhüten. Er konnte jetzt freier sprechen: »Mutter, ich denke anders. Wir müssen mit allen Mitteln versuchen, den Vater und den Onkel wieder zusammenzubringen. Es ist irgendwo ein Mißverständnis vorgekommen. Auf dem baut sich jetzt die ganze Feindschaft auf. Der Onkel ist ein rechter Mann, ein guter Mann. Nur ein wenig eigensinnig erscheint er mir.«

»Hat er mit dir über den Vater gesprochen?«

»Ja. Ich glaube, daß es ihm möglich ist, zu vergessen, was vorgefallen ist. Der Vater wird es auch können, und nur der Anfang ist schwer.«

»Glaubst du, ich hätt' es nicht auch schon versucht, die beiden zu versöhnen? Und immer wär' es besser gewesen, wenn ich gar nichts getan hätte. Jedesmal gab es einen wüsten Ausbruch. Das Mißtrauen und die Feindschaft waren nachher immer schlimmer.«

Hermann sann nach. »Man müßte freilich sehr vorsichtig sein — oder wär's nicht besser, ganz offen und ohne Schliche vorzugehen? Ich weiß noch keinen Weg. Aber es muß einer gefunden werden, Mutter. Ich kann nie recht froh sein, wenn ich weiß, daß der Vater von diesem Haß gequält wird.«

»Ich glaube nicht, daß ihn die Feindschaft unglücklich macht.«

»O doch, Mutter, es kann ja gar nicht anders sein! Der Haß frißt ihm an der Seele.«

»Vielleicht ist es so, Hermann. Ich weiß selber nicht recht, was der Vater in seinem Innersten über den Onkel Stefan denkt. Er spricht nicht gern darüber. Aber dies ist sicher: der Vater ist nicht allein an dieser Feindschaft schuld.«

»Das glaub' ich auch nicht, Mutter. Von der Schuld wollen wir nicht reden. Die liegt wahrscheinlich ganz woanders, ganz außerhalb ...«

»Wie meinst du das?«

»Wie war es doch im vorigen Jahr, diese schlimme Geschichte? Ich meine, bei der Hochzeit des Onkels. Ich war ja nicht da.«

»Wegen der Afra-Großmutter fing es an.«

»Ja, ich weiß. Sie wohnte immer beim Onkel, und als seine erste Frau starb, wollte der Vater haben, daß sie zu uns käme.«

»So war es. Weil sie aber krank war in jener Zeit, blieb sie drunten bei Stefan, und als er wieder heiratete, hat sich nichts mehr geändert. Es sei der Wunsch der Afra-Großmutter, bei ihm zu bleiben, und sie werde wissen, warum, ließ er dem Vater sagen. Er ließ auch den großen Sessel abholen, der damals,

als die Großmutter ihr Häuschen verkaufte, hierherkam. Das hat den Vater natürlich sehr geärgert. Er gab den Sessel her und schickte noch einigen Kram, den wir von den Großeltern hatten, hinunter. Den wollte Stefan nicht annehmen und stellte uns in einer Nacht alle die Sachen, Tische, Stühle, Bilder und ein Spinnrad, vors Haus.«

»Das hätte ich beim Onkel Stefan nun doch nicht für möglich gehalten.«

»Ja, er hat einen harten Schädel. Es gab auch noch einigen Streit wegen des Weinbergs, den die Großmutter noch besaß. Der Stefan sollte ihn erhalten als Ausgleich für einen Acker, den der Vater schon aus der Erbschaft besaß. Aber Stefan wünschte den Acker für sich, und der Vater sollte den Weinberg nehmen. Die Reben am Engelsberg sind ja mehr wert als der Acker draußen beim Sandgraben — es war also nicht Habsucht oder Neid dabei im Spiel. Eher Eigensinn. Weil der Vater nicht nachgab, kam es zu bösen Streitereien. Stefan betrachtete den Acker als seinen Anteil, ließ die Wintersaat des Vaters umpflügen und legte Kartoffeln ein. Es kam zu einem Prozeß, den Stefan gewann — ja, gewann, weil die Afra-Großmutter nach seinem Willen entschied. Bald darauf geschah es, daß der Vater nachts angefallen wurde. Er erhielt einen Schlag über den Kopf, wurde dann aber doch Herr über die Kerle. Sie flohen, und man weiß nicht, wer es gewesen war. Wahrscheinlich hat der Überfall einem andern gegolten. Aber der Vater glaubte doch ein wenig, daß Stefan dahintersteckte. Er sei zu allem fähig, sagte er.«

Hermann seufzte. »Das ist ja furchtbar!«

»Aber das Schlimmste kam erst noch. Die Hochzeit Stefans stand bevor. Ich traf einmal mit seiner Braut zusammen. Sie ist ein ordentliches, gutes Frauenzimmer. Wir sprachen davon, daß die beiden Brüder sich friedlich einigen sollten. Wir berieten einen Plan. Ich redete dem Vater zu. Er wußte nicht, daß man drunten bereit war, auch den Acker zurückzugeben. Es war nicht klug von mir, die Abmachungen zu verschweigen. Wir hofften, daß Stefan bei der ersten Zusammenkunft dies selbst mit dem Vater abmachen würde. So war es geplant, und die beiden Brüder sollten sich bei der Hochzeit Stefans begegnen. Als jedoch der Hochzeitslader, den das Paar herumschickte, zu uns kam, hielt es der Vater für einen bösartigen Hohn des Bruders und war durch alle meine Worte nicht zu überzeugen, daß die Ladung ernst gemeint sei. Beinahe hätte er den guten Melchersepp zur Tür hinausgeworfen. Dies nahm nun wieder Stefan sehr übel und wollte nichts mehr von Versöhnung wissen. Ja, er schickte einen Brief herauf, er bedaure, daß er von den Weibsleuten sich habe überreden lassen, ihn zu laden, aber nun sei es ihm wohler: ein solcher Gast hätte ihm doch das ganze Fest verleibet.«

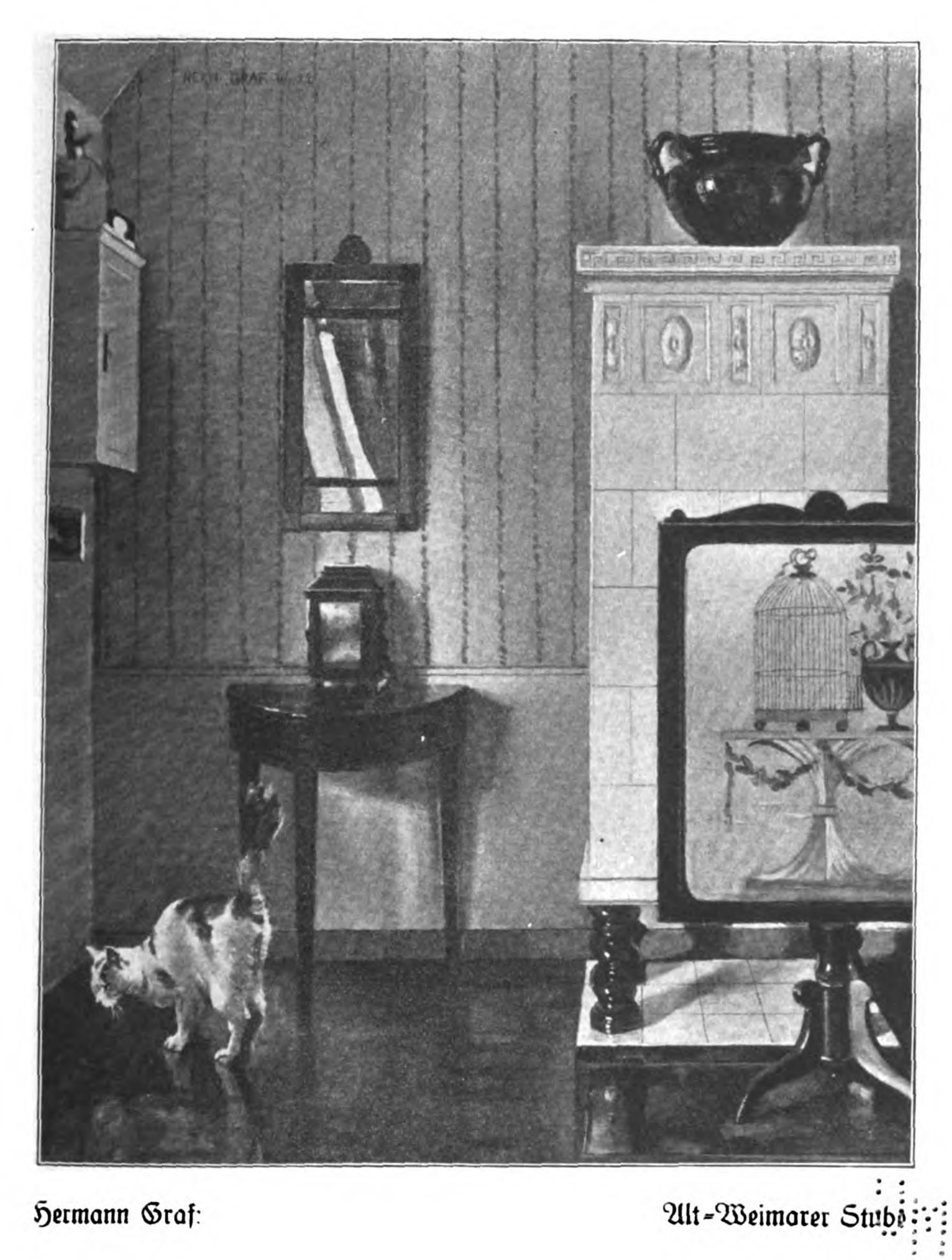
Die Mutter hielt inne. Hermann hatte schmerzlich vor sich hingesehen, sich nicht gerührt und war damit beschäftigt, zu ergründen, wie alle diese traurigen Geschehnisse zu erklären seien. Er hatte immer noch die Vorstellung, daß man mit den beiden Männern ruhig reden könne über alle möglichen menschlichen Dinge; warum war hier keine Verständigung möglich? Eine Ahnung, daß das Wesen und Handeln eines Menschen weniger von seiner Einsicht und seinem Verstande bedingt als von irgend etwas, das von seinem Blute, seiner angeborenen Willensrichtung abhängig sei, ging ihm durch den Sinn. Aber dann sagte er sich wieder: Sie sind ja Brüder, sie sind ja eines Blutes! Was soll man dann erst von den Menschen erwarten, die nicht durch Blutsbande verbunden sind? Wie schauerlich mußte dann das Leben unter den Menschen sein! Er konnte nicht an eine solche Welt glauben, in der alle Kräfte sinnlos gegeneinander wirkten.

Die Mutter ahnte etwas von seinen verzweifelten Gedanken. »Ja, Hermann, es ist furchtbar, wie sich Brüder hassen können. Du weißt ja, was der Vater dann tun wollte am Hochzeitstage des Onkels. Noch jetzt überläuft es mich wie im Fieber, wenn ich daran denke, was hätte geschehen können.«

»Du hast zu mir noch nie ein Wort darüber geredet, Mutter. Ich konnt' es nur halb erraten, wenn du mit dem Vater davon sprachst. Willst du mir's jetzt sagen? Ich möchte es wissen, wenn es auch schrecklich ist. Hat der Vater wirklich auf seinen Bruder geschossen?«

»Ja, das hat er. Aber nicht anders als in einer unerklärlichen Verwirrung seiner Sinne konnte er das tun. Er war nachher selbst furchtbar erschrocken und brach zusammen, als ich ihm das noch rauchende Gewehr aus den Händen riß. Hier draußen kam der Hochzeitszug vorbei. Die Glocken läuteten, und aus allen Dachfenstern schoß man, wie es der Brauch ist. Der Vater ging unruhig in der Wirtsstube auf und ab. Plötzlich rief er: ‚Ich will ihm auch eins hinknallen!', lief hinaus und die Treppe hinauf. Ich rannte hinter ihm her, und als ich oben in die Stube trat, stand er mit dem Gewehr am Fenster. Unten zog mit Musik die Hochzeit vorüber. Er hob das Gewehr. Ich stürzte mich auf ihn, da ging der Schuß in die Luft. Die Waffe war scharf geladen gewesen.«

Die Mutter schwieg und war so tief bewegt, daß sie sich an ihren Sohn anlehnte. Ihr im innersten Herzen verborgener Kummer war aufgestiegen, sie konnte ein ungestüm ihren ganzen Körper durchbebendes Schluchzen nicht mehr unterdrücken.



Hermann Graf: Alt-Weimarer Stube

Hermann vermochte kein Wort zu sprechen. Er löste die Hände der Mutter von ihrem Gesicht und hielt sie fest. Es war das erste Mal, daß er ihr gegenüber nicht mehr das Kind war. Er fühlte mit der Mutter sich tief erschüttert von den dunklen, schicksalhaften Gewalten, die in das Leben der beiden seinem Herzen so nahe stehenden Männer schauerlich eingriffen, und war sich bewußt, daß er berufen war, etwas zu tun, um die bösen Geister, die in seinem Vaterhause und drunten beim Onkel umgingen, zu bannen. Die Mutter, zu der er bisher mit Kindesaugen aufgeschaut hatte, die sich aber jetzt hilfsbedürftig an ihn schmiegte, gab ihm die Kraft dazu. Er strich ihr über das aschblonde Haar und sagte mit beruhigter Stimme: »Es ist gut, Mutter, daß du mir nun alles erzählt hast. Ich weiß jetzt noch nicht, was wir tun können. Es wird schwer sein, diese verirrten Seelen auf den rechten Weg zurückzubringen. Aber ich meine, es ist schon segensreich, wenn hier im Hause Herzen schlagen, die keinen Haß kennen. Darum will ich auch oft zum Onkel hinabgehen. Er kann den Vater nicht mehr hassen, wenn er die Gesinnung des Sohnes kennt.«

Die Mutter sah ihn sorgenvoll an. »Der Vater wird es nicht leiden, Hermann. Ich fürchte, du wirst damit nur neuen Streit hervorrufen.«

»Ich weiß nicht, wie es gehen wird. Aber dies ist zunächst das einzige, was ich tun kann. Und der Vater soll nie denken, daß ich Partei gegen ihn nehme, wenn ich den Onkel nicht hasse wie er. Ach, Mutter, wenn wir doch Vertrauen und Liebe um uns verbreiten könnten, bis die ganze Luft hier davon erfüllt wäre, dann — dann könnte der Vater mit einemmal nicht mehr anders, er würde selbst den ersten Schritt tun in das Haus des Onkels.«

Die Mutter sah ihren Sohn verwundert an. Seine Worte waren so ganz verschieden von dem, was andre junge Leute redeten. Ähnliches hatte sie ja auch schon in der Kirche gehört oder in einem Erbauungsbuche gelesen, aber ganz anders wurde sie jetzt davon bewegt. Ihr war es, als hätte noch kein Mensch in solcher Art von diesen Dingen geredet. Aus der niederen Welt des Hasses und des Haders war sie plötzlich in eine reine, verklärte Sphäre versetzt. Aber nur auf einen Augenblick war die Erleuchtung in ihr, dann hörte sie von draußen das Geschrei zweier streitender Knechte und die befehlende Stimme ihres Mannes. Plötzlich erschien das Leben wieder trübe, und sie war ohne Hoffnung, daß je sich erfüllen werde, wofür sie in ihrem innersten Herzen geglüht hatte.

»Vertrauen und Liebe —« sagte sie leise, und in ihrer Stimme zitterte die Klage um die irdische Befangenheit der Menschenherzen, »Vertrauen und Liebe, das sind schöne Worte, Hermann! Es ist ein seltenes Glück, wenn sie irgendwo wirklich lebendig sind. Man kann niemand zur Liebe überreden. Es ist herrlich, was du sagst! Aber es gibt Dinge und Verhältnisse, die stärker sind als der gute Wille eines einzelnen Menschen.«

»Verhältnisse, Mutter? Die Liebe kann Berge versetzen! Was sind Verhältnisse?«

»Auch das ist wahr — für den, der es im Herzen versteht. Aber sieh, Hermann, der Vater oder der Onkel Stefan werden es nicht verstehen. Oder glaubst du den Vater überzeugen zu können? Ich werde nicht schlecht von ihm denken, weil er das nicht tun kann, was du von ihm erwartest.«

»Ich denke nicht schlecht vom Vater und auch nicht vom Onkel, Mutter. Nach allem, was geschehen ist, und was auch noch kommen mag! Sie haben keine Schuld. Aber für mich wäre es eine große Sünde, wenn ich mich damit zufriedengäbe. Ich denke nicht daran, den Vater zu überreden. Ich glaube wohl, daß Worte nichts ändern können in Menschenherzen.«

»Was willst du denn sonst tun, Hermann?«

»Ich weiß es nicht, Mutter.«

Ein mildes Lächeln ging über das Gesicht der Mutter. Sie war gerührt von der schwärmerisch edlen Gesinnung des Sohnes, der sich zuletzt doch so kindlich hilflos gezeigt hatte. Ein wenig hatte sie gefürchtet, daß er schon irgendwelche nicht reiflich bedachte Entschlüsse gefaßt hätte, von deren Ausführung sie ihn dann wohl nicht hätte zurückhalten können. Aber nun hatte er selbst gesagt, daß er nicht wisse, was zu tun sei. Es war also zu erwarten, daß er die Dinge schließlich so sehen würde, wie sie waren. Indem sie dies dachte, hatte sie, ihrem mütterlichen Gefühl folgend, ihren Arm um den Hals ihres Sohnes gelegt. Ihre Wange war an seine gedrückt, als sie mit heiterer Zärtlichkeit zu ihm sagte: »Hermann, Bub, was machst du dir für schwere Gedanken! Jetzt hast du Ferien! Freu' dich! Es wird schon alles recht werden. Horch' nur, wie der Vater lustig ist!«

Vom Stall her hörte man den Löwenwirt einen fröhlichen Marsch pfeifen.

»Ich bin gar nicht traurig, Mutter. Laß mich nur!« Er entwand sich ihr lachend.

»Hier ist es schwül,« sagte sie. »Willst du jetzt nicht ein wenig in den Garten hinübergehen? Die Birnen sind reif.«

»Freilich, Mutter. Die haben auf mich gewartet.«

Er zog die Jacke aus, nahm aber aus der Tasche das Bändchen der Klopstockischen Gedichte und ging hinaus. An einem Birnbaum am Ende des gepflegten Gartens stand eine Leiter. Das war der Baum, den die Mutter ihm empfohlen hatte. Aber er benützte das

Gerät nicht. Mit wenigen turnerischen Griffen hatte er sich auf einen Ast hinaufgeschwungen und stieg weiter in die Krone hinauf. Er wußte einen bequemen Sitz hoch oben zwischen einer dreifachen Astgabel. Er freute sich, als er seinen alten Platz wiedergefunden hatte. Die Birnen hingen hier in reicher Fülle in Greifnähe. Sie schmeckten ihm köstlich. Und herrlich war die Aussicht, die er von seinem luftigen Thron aus genoß. Die untere Stadt übersah man mit ihren weißgetünchten Giebeln, die zwischen den grünen Baumkronen hervorschauten. Auch das Haus des Onkels ragte mit seinem runden Dach zwischen hohen Nußbäumen hervor. Weiterhin lagen die dunklen Kuppen des Gebirges im dunstigen Schimmer des Sommerabends. Wenn er sich auf seinem Sitz ein wenig herumdrehte, war der Ausblick noch prächtiger. Da stand der uralte Kirchturm vor ihm mit seinem breiten Satteldach. Die Schwalben jagten hin und her in der leise zitternden Sommerluft. Rebenhügel umschlossen im Halbkreis die Stadt, und hinter ihnen erhob sich der mit Laubwald bedeckte Eichkapf, dessen feingeschwungene Höhenlinie von einer dem heiligen Cyriakus geweihten Kapelle gekrönt ist. Hermann nahm wieder Besitz von all den Dingen, die ihm in glücklicher Kinderzeit geschenkt worden waren, deren Wert und Köstlichkeit ihm erst bewußt geworden waren in den grauen Räumen des Schulheims in der Stadt. Es war ihm, als müsse er nun in den Ferien vieles nachholen, was er versäumt hatte um des Studiums willen. Dort, wo am Eichkapf ein Waldzipfel bis zum Fuß des Berges herabreichte, war der Erlengrund. Buschwerk und Pappeln umgaben einen mäßig großen Teich, den Erlenweiher, in dem um diese Stunde die Buben des Dorfes badeten. Auf der Wiese vor den Büschen sah Hermann weiße Gestalten hin und her eilen in übermütigem Spiel. Er dachte an seinen Jugendfreund, mit dem er dort herrliche Nachmittage zugebracht hatte. Nun trafen sie sich nur noch in den Ferien. Ob wohl Leonhard schon angekommen war? Er sollte nach dem Willen seines Vaters Baumeister oder Ingenieur werden und besuchte eine Schule in der Hauptstadt. Auch Leonhard gehörte zu den Kindheitserinnerungen, die ihm jetzt so teuer waren, da er aus dem eigentlichen Jugendland schon hinübergegangen war in die sogenannten reiferen Jahre. Aber Berge und Wälder, Wiesengründe und jenes stille Wasser zeigten ihm immer noch das gleiche liebliche Antlitz, die Menschen aber änderten sich und konnten plötzlich ganz fremd erscheinen. Sollte es auch mit Leonhard so kommen, wie es ihm mit manchem andern Jugendgespielen gegangen war?

Es durfte nicht geschehen. So überfließend reich an Kräften des Herzens fühlte er sich, daß er hoffte, alle, die sich in den letzten Jahren voneinander entfernt hatten, wieder zusammenzubringen in den Wundergarten der Freundschaft, in dem sie einst so glücklich gewesen waren. Die Heimat mit ihren Köstlichkeiten konnte ein Einzelner ja gar nicht voll erfassen: dazu bedurfte es der mitfühlenden Seelen. Freundschaft war ihm, obwohl er in vielen Stunden auch die Einsamkeit liebte, etwas Hohes und Heiliges für die Feierstunden des Lebens, in denen sich der Mensch aus der Enge und den kleinen Nöten erhebt in die Nähe des Glücks jener edlen Seelenbrüderschaft, die sein geliebter Dichter in so kostbaren Versen besungen hatte. Er zog Klopstocks Oden hervor, und sein Blick fiel zuerst auf die schöne, leicht hinschwebende Strophe:

Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns
Hier in des Wingolfs lichten Hallen
Unter dem Flügel der Freud' umarmen.

Als Hermann am Morgen des ersten Ferientages erwachte, schien die Sonne in seine Kammer. Er sprang aus dem Bett und machte sich zurecht. Es war erst sechs Uhr, aber im Hof und auf der Straße war bereits reges Leben hörbar. Er wollte keine Stunde der kostbaren Ferienzeit versäumen, und gerade die Morgenfrühe war für ihn verlockend. Da hatte man den langen herrlichen Sommertag und die weite Heimat vor sich liegen: solch eine Ferienmorgenstunde gab ihm das Gefühl unermeßlichen Reichtums.

Vater und Mutter waren schon an der Arbeit und wunderten sich über den Frühaufsteher, dem sie eine längere Ruhe gern gegönnt hätten. Auf ihre Frage, was er vorhabe, wußte er keine bestimmte Antwort. Er bat den Vater nur um das Fernglas und machte sich damit auf den Weg gegen den Eichkapf. Die Luft war noch leiblich frisch und klar. Bald konnte er von dem bergansteigenden Weg das weitausgebreitete Landstädtchen überblicken. Das Wendelinstor, ein Stück der alten Stadtmauer und die hellen Fachwerkgiebel leuchteten im Sonnenglanz. Der Erlenweiher lag still vor dem malerischen Buschwerk, in dem der vom Eichkapf herunterreichende Waldzipfel endigte. Im Sand des Ufers sah Hermann die Fußspuren der Dorfbuben, die am vorhergegangenen Abend dort gebadet und fröhlich gespielt hatten. Er hatte nicht daran gedacht, schon am Morgen im Erlenweiher zu baden. Jetzt lockte ihn der Anblick des kühlen klaren Wassers. Er entkleidete sich rasch und sprang von einem durch die Sonne schon stark erwärmten Felsblock in die stille Flut, so daß der glatte Spiegel des Weihers in lebendige Wellen zerbrach. Schwimmend und tauchend durchmaß er den Teich. Der eigentümliche Geruch des Wassers, das Rauschen der

Wellen um seine Brust und die köstliche Erfrischung, die er an seinem ganzen Leibe verspürte, weckten seine durch das Leben im Schulheim stumpf gewordenen Sinne auf, so daß er, wie berauscht von wonnigen Empfindungen, nicht müde wurde, sich dem geliebten Element hinzugeben. Als er endlich wieder ans Ufer gestiegen war und im warmen Sande sitzend über das Gewässer, die Büsche und Bäume hinblickte, hatte die Heimat ihr altes freundliches Gesicht, wie er es aus den Jugendtagen in Erinnerung hatte. Seit langer Zeit hatte er sich nicht so wohl und frei gefühlt. Was er beim Lesen Klopstockischer Oden manchmal ahnungsvoll empfunden hatte, war jetzt lebendig in ihm: eine andachtsvolle Stimmung, in der der Mensch in der Natur Gottes Antlitz und im Schlag des eignen Herzens das Wirken des Ewigen erkennt.

Er kleidete sich an und zog leise singend den Erlengrund hinauf. Im Walde ließ er seine Stimme lauter ertönen und sang die Weisen seiner Jugendjahre. Ein elegisches Lied war ihm jetzt besonders ans Herz gewachsen; in seinen Kinderjahren hatte er es die Mutter oft singen hören:

Warum sind der Tränen
Unterm Mond so viel,
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, liebe Brüder,
Ist das euer Mut?
Schlagt den Kummer nieder:
Es wird alles gut!

Er sang die wehmütigen Strophen aus seliger Stimmung heraus und freute sich seines Menschseins.

Auf der einsamen Höhe des Eichkopfes, dessen Gipfelkuppe um die Cyriakuskapelle ausgerodet war, wehte ein frischer Luftzug. Wenn man die Kapelle umwandelte, konnte man das ganze wie eine Insel aus der weiten Stromebene ragende Gebirge überblicken. Im trüben Dunst lag das Flachland draußen; die hellen Straßen- und Flußlinien verloren sich in der flimmernden Luft. Um jene Zeit war die Kapelle das ganze Jahr über geöffnet, weil es noch nie vorgekommen war, daß sich Diebeshände an dem alten Heiligtum vergriffen hatten. Hermann trat ein und setzte sich in eine Bank. Eine andachtsvolle Stille herrschte in dem kleinen Raum. An den weißen Seitenwänden waren steinerne Tafeln mit Inschriften eingelassen, die manches aus der Geschichte der Cyriakuskapelle verkündeten. Kriege und Feuersbrünste hatten das Kirchlein heimgesucht, aber das alte Bild des heiligen Cyriakus war immer gerettet worden. Ein eisernes Gitter, das bis zur Decke reichte, schloß den vorderen Teil der Kapelle von dem Raum für die Besucher ab. An diesem Gitter hingen seltsame Figuren aus gelbem Wachs, Arme, Beine, Wickelkindlein und besonders zahlreiche Herzen. Hermann war von dem Anblick dieser von frommen Seelen gestifteten Gaben gerührt. Zum erstenmal wurde es ihm bewußt, wie viel Not und Sorge doch in dem Volke seiner Heimat umging. Nie hatte er früher davon etwas erfahren. Ihm hatte es immer geschienen, daß die Leute dieser Gaue leichter am Dasein trügen als die Menschen anderswo. Wie viele aber waren hier heraufgepilgert, um durch die Fürsprache des Heiligen von Gott Heilung für sich oder Angehörige zu erlangen. Die Herzen aber schienen ihm andre Bedeutung zu haben als die übrigen Dinge. Hier hatte es sich offenbar nicht um leibliche Gebrechen gehandelt, sondern um die Leiden unerfüllter Sehnsucht. Verliebte Burschen und Mädchen, die durch widrige Umstände oder weil sie keine Gegenliebe fanden, schwere Herzensnot litten, hatten hier oben sich mit den andern Bedrängten und Beladenen eingefunden. Aber war dies die einzige Herzensnot und Sehnsucht? Mußte es nicht auch fromme Seelen geben, die unter dem Druck einer Feindschaft sich quälten und die hier oben von der Gnade Gottes Erlösung erhofften? Haß und Zwietracht, diese irdischen, endlichen Dinge mußte der Mensch überwinden, wenn er Gott nahekommen wollte. Die zierlichen Wachsbildwerke waren nur ein Zeichen und Gleichnis für das Opfer, das der Mensch bringen mußte, wenn er aus der dumpfen Niedrigkeit des Verstricktseins in Irdisches heraufkommen wollte zur wahren Gotteskindschaft …

Lange sann Hermann nach. Gewiß, dies war es: ein Opfer oder ein Bereitsein zum Opfer konnte das Wunderbarste in Menschenherzen hervorbringen. Zu welcher Hingabe war er fähig, wenn es galt, für den Vater und den Onkel etwas zu tun? Er wußte nicht, was das sein konnte. Es fielen ihm nur Dinge ein, die zu klein waren im Vergleich zu der großen Sache, die es galt zu lösen.

Aus dem Netz seiner Gedanken wurde er durch das Gesumme einer Hummel gelöst, die durch die halboffene Tür eingedrungen war und nun, einen Ausweg suchend, gegen die hellen Fenster stieß. Er öffnete ihr mit dem Zugseil einen der oberen Flügel und beobachtete das aufgeregte Insekt, bis es durch die endlich gefundene Öffnung entschwand. Es war wieder still in der Kapelle. Da fiel ihm ein, daß es das erste Mal war, daß er allein auf den Eichkopf gestiegen war. Sonst war er immer in der Gesellschaft der Kameraden zu St. Cyriakus gekommen. Man hatte zunächst, wie es der Brauch war, ein gemeinsames Gebet gesprochen und dann in Bubenausgelassenheit allerhand Spiele getrieben. Als Hermann den Glocken-

strang sah, der aus einem runden Loch in der Decke herunterhing, konnte er der Verlockung nicht widerstehen, wie bei früheren Besuchen zu läuten. Bald schwangen die hellen Töne in regelmäßiger Folge durch die Luft. Da war es ihm, als wäre das Kirchlein lebendig geworden und spräche zu ihm in der alten oft gehörten Sprache. Dann stieg er auf der schmalen Wendeltreppe zum Turm der Kapelle hinauf. Unter dem mäßig hohen Zwiebeldach war ein achtediger Raum, der als Laterne bezeichnet wurde, weil seine Wände ganz aus Fenstern gebildet waren. Die kleinen quadratischen, in Blei gefaßten Scheiben prangten in den Farben des Regenbogens. So hatte jede der Flächen eine der sieben Farbentöne, eine einzige Fläche aber war aus farblosem Glas. Von der Laterne aus hatte man den herrlichsten Blick in die lieblich hingebreitete Landschaft. Je nach der Richtung, in die man schaute, bot sich dem Auge ein andrer Eindruck. Wie vom Mondlicht übergossen waren die waldbedeckten Kuppen, als Hermann durch die hellblauen Gläser schaute; Weltuntergangsstimmung lag über der Erde, wenn er sie durch die gelben Scheiben betrachtete. Seltsam unwirklich erschienen Bäume und Berge durch die roten Fenster. Immer aber war Hermann ein wenig enttäuscht, als er in die hellen farblosen Scheiben schaute, durch die er die Welt klar in all ihrer harten Buntheit sah.

Er öffnete einen Fensterflügel und nahm des Vaters Fernglas vor die Augen. Nun konnte er drüben auf dem hellschimmernden Strom ein Schifflein beobachten, und auf der Landstraße, die nach dem hinter Rebenhügeln verborgenen Allendingen führte, sah er ein Fuhrwerk langsam seinen Weg ziehen. Wie merkwürdig ist doch die Welt, dachte er, und wie tausendfältig gestaltet erscheint doch das Leben! Immer sah es anders aus, je nachdem man es aus der Nähe oder Weite, durch farbige oder klare Gläser betrachtete. Und wie klein und unbedeutend war doch im Grunde alles, was dort unten am Fuß des Gebirges vorging! Es war ihm verwirrend, daran zu denken, was gleichzeitig geschah auf dem Fleckchen Erde, das er überschauen konnte. Und war es nicht so, daß alles dort drunten seinen notwendigen Gang lief, daß die Menschen mit ihrem leidenschaftlichen Wollen und Tun, ihren Plänen und Hoffnungen ihren Weg hin und her gingen und meinten ihr Leben zu lenken, während doch jeder nur tat, was er mußte? Konnte ein Mensch sich anmaßen, den Sinn dieser unübersehbaren Gleichzeitigkeit zu erfassen? Blieb nicht der Antrieb und das Endziel des verwirrenden Treibens verborgen? Wenn man das Dasein aus solcher freien Höhe betrachtete, war alles gut, und was Menschen in der Enge drunten gut oder böse nannten, das hatte nur in der Enge Bedeutung. Irgendein dem Menschen unfaßbarer Sinn mußte in dem Treiben der Menschen sein — auch Haß und Bosheit, Gewalttat und Mord hatten ihre Bestimmung in dem ewig rätselhaften Plan der Welt. Was soll dann also der Einzelne tun? dachte Hermann. Obwohl eine schwüle Hitze in der Laterne herrschte, überkam es ihn wie ein leises Frösteln von innen heraus bei diesen Gedanken. War es ihm nicht am vorigen Abend und an diesem Morgen noch gewesen, als müßte er erstmals in seinem Leben eine Aufgabe lösen? Und nun erschien ihm klein und bedeutungslos, was eben noch als heilige Pflicht vor ihm gestanden. Er betrachtete immer noch durch sein Fensterglas das in der Ebene ausgebreitete Land und entdeckte da und dort Menschen bei ihrer zielbewußten Tätigkeit. Es waren doch törichte Gedanken, die ihn hier oben überfallen hatten: nutzlos und unfruchtbar war es, solchen Einfällen nachzugrübeln. Die Leute drunten wußten, was sie zu tun hatten. Ihm mußte auch wieder klar sein, welches sein Weg war, wenn er erst wieder aus der die Gedanken verwirrenden Luft der Laterne herauswar. Er schraubte sein Fernglas zusammen, blickte noch einmal durch die farbigen Scheiben und stieg hinab. In der kühlen Kirche kam ihm wie ein Fiebertraum vor, was ihm droben durch den Kopf gegangen war.

Beim Abstieg beschäftigten ihn alle diese Dinge nicht mehr. Er dachte an die Ferienfreuden, die drunten winkten, an die Kameraden, mit denen er wandern und gelegentlich auch ein wenig kommersieren wollte, an das Orgelwerk des Onkels, an des Lehrers Christel, deren Blondhaar ihn immer bezaubert hatte, an die Wagenfahrten zu den Geschäftsfreunden des Vaters in den Dörfern und an stille Lesestunden auf dem Birnbaum. Die herrliche Spätsommerzeit, die kostbaren Ferienwochen, wollte er anfüllen mit den süßen Dingen des Daseins. Wenn dann die Schule und das Internat mit ihrer dumpfen Einförmigkeit sein Wesen wieder zu ducken suchten, dann konnte ihm aus der Erinnerung an die köstlichen Stunden der Freiheit die Kraft erwachsen, sich selbst zu behaupten und nicht klein zu werden.

So empfing er von der Heimat das hohe Glück, das sein zu dürfen, was er im verborgenen Inneren schon war, und ein seliges Gefühl war in ihm, daß er damit zum erstenmal berufen wurde, sein Eigenstes einzusetzen im Getriebe des Lebens.

Als die Mittagsglocke läutete, kam Hermann wieder in Allendingen an. Er spürte in den Knien eine leichte Müdigkeit, weil er während der Schulzeit nie recht gewandert war. Glühender Sonnenbrand lag über dem Städtchen und der ganzen Landschaft. Der große Röhrenbrunnen am Marktplatz war versiegt. Die

Wasserleitung in Allendingen konnte nur während einer Stunde des Vormittags und des Abends das für Menschen und Vieh notwendige kostbare Naß spenden, und mit Bangen dachten die Bewohner des Städtchens an die Zeit, da es ganz ausblieb und sie gezwungen waren, das Wasser stundenweit in Fässern und Bütten herzuholen. Noch zeigte sich am hartblauen Himmel kein Wölkchen als Bote des ersehnten Regens. Über dem gepflasterten Platz, der Straße und den Dächern zitterte die erhitzte Luft, und es war Hermann, als wäre das ununterbrochene Herabstürzen der Sonnenglut auf die wehrlose Erde auch dem Ohr vernehmbar: ein vielstimmiges Tönen lag über dem Städtchen und verschlang die Geräusche des Werktags. Und kaum merklich wuchs dieser Klang an, es war ein langanhaltendes Krescendo, an dessen Ende Hermann ein gewaltiges Fortissimo donnern hörte, das klang wie Weltuntergang. Es war ihm beängstigend, denn es schien in dieser sonderbaren Vorstellung eine Vorausahnung von etwas Ungeheurem verborgen zu sein, so als liefe die Welt nun ihre Bahn rasch zu Ende, als stände die Zeit vor dem Tor zur Ewigkeit. Aber was konnte denn geschehen? Er lachte vor sich hin. Fast hätte ihn wieder seine alte Kinderfurcht gepackt, daß die vulkanischen Berge, zwischen denen Allendingen lag, eines schönen Sommertags lebendig würden und Feuer, Pech und Schwefel auf das Städtchen ausschütteten. Daran war ja im Ernst nicht zu denken. Und selbst wenn derartiges möglich wäre, hätte der Gedanke wenig Furchtbares. Bei solchem außerordentlichen Geschehnis unterzugehen, mußte schauerlich großartig sein. —

Der Vater stand in Hemdärmeln vor dem Hause im Schatten eines Nußbaums, und als Hermann ihn begrüßt hatte, sagte er lachend: »Es hat dir wohl warm gemacht den Berg hinauf?«

»Oh, es war herrlich, Vater!« erwiderte er mit noch abwesenden Gedanken.

»Der Leonhard ist dagewesen. Gegen zehn Uhr. Er hat nach dir gefragt. Sollst heut noch zu ihm kommen.«

»Leonhard? Ach so. Ja, ich will nach dem Essen hinaehen.«

»Wie sieht's aus, Hermann, von dort droben? Steht noch kein Wölklein im Wetterloch?«

»Nein. Es wird, denk' wohl, noch lange nicht regnen.«

»Dem Wein ist's gut. Aber alles andre geht dabei zugrunde.«

»Und die Menschen, Vater! Bei der Hitze kann doch niemand draußen arbeiten.«

»Meinst du? Nein, deswegen klagt hier niemand. Die Leute sind hier nicht empfindlich gegen die Sonne. Freilich die Studiosen, die Scherenschleifer, können nichts vertragen.« Er lächelte spöttisch und überlegen, indem er Hermann, der sich den Schweiß von der Stirn wischte, mit einem raschen Blick von oben nach unten musterte.

Hermann kannte diese scherzhafte Art, in der ihm der Vater gern zu verstehen gab, wie wenig ihm im Grunde die Beschäftigung mit dem Schulmeisterkram imponierte. »Jedem das Seine, Vater!« lachte er. »Es muß auch solche Scherenschleifer geben.«

Dann saß er wieder in der kleinen Nebenstube in der Ecke des breiten Sofas, streckte die müden Beine von sich und dachte immer wieder an das Köstliche, das er nun besaß: Ferien.

Als Hermann am darauffolgenden Tage mit dem Einspänner zum Städtchen hinausfuhr, begegnete ihm vor dem Tore der Onkel, der schon in aller Frühe eine Ladung Holz aus dem Walde geholt hatte. Der Orgelbauer, der mit dem Blick gegen die Sonne neben seinem Fuhrwerk herschritt und in Gedanken versunken war, sah erstaunt auf, als er einen scharfen Peitschenknall hörte und gleich darauf Hermanns Gruß ihm entgegenschallte: »Hoiho, Onkel! Grüß Gott!«

»Grüß Gott! Hermann, du bist's? Wohin die Reis'?«

»Nach Birendorf, Bemoltern — und in der ganzen Woog herum! Für Pläsier und für's Geschäft.«

»Kommst auch mal zu mir! Gell?«

Hermann mußte sich auf seinem Sitz umwenden und rief dem Onkel nach: »Ja, ich komme bald!«

Im Schatten der Obstbäume, die die Straße einsäumten, trabte der Schimmel Birendorf zu.

Bei einem Küfer hatte Hermann Rechnungen für die Ausbesserung dort lagernder Fässer zu bezahlen. Das war rasch erledigt. Dann suchte er die zwei Birendorfer Lateinschüler auf und teilte ihnen mit, was er am vorigen Tage mit Leonhard verabredet hatte: die Ferienzusammenkunft der Studiosen sollte an dem und dem Tage im Wirtshause zum Bad Bronnacker stattfinden. Das lag am Osthang des Gebirges, dort, wo zwischen Buchenwäldern eine lauwarme Quelle aus dem altvulkanischen Gestein hervorsickerte. Von allen Orten, wo Kameraden wohnten, war es ungefähr gleich weit entfernt. Man konnte dort in einem kühlen Sälchen, in dem ein Klavier stand, ungestört kommersieren und dem Jugendübermut freien Lauf lassen. Die Birendorfer Studiosen waren einverstanden und behandelten diese Angelegenheit mit großer Wichtigkeit. Auf Hermanns Einladung freilich, bis nach Bemoltern mitzufahren, gingen sie nicht ein, denn der Rückweg zu Fuß und bei der Hitze schreckte sie ab.

Die Straße nach Bemoltern stieg langsam

an. Hermann ließ den Schimmel im Schritt gehen und schaute träumerisch auf die im heißen Sommerdunst liegenden fruchtbaren Gefilde der Woog. Fernher glänzte durch die zitternde Luft die weiße Wand der Cyriakuskapelle. Nach einer Stunde war der stumpfe Kirchturm von Bemoltern zwischen Obstbäumen sichtbar. Im Trab fuhr Hermann in das stille Dorf ein. Beim Stubenwirt hielt er, stieg ab und erledigte den Auftrag des Vaters. Hier war es nicht nur schicklich, sondern auch angenehm, etwas zu verzehren. Hermann fand es köstlich, vor dem Stubenwirtshaus im Schatten einer Linde ein Gläschen Wein zu trinken und ein Stück frischgebackenen Zwiebelkuchen zu essen. Den einzigen Studiosus von Bemoltern ließ er zu sich einladen. Dann wurde mit ihm über das Fest in Bronnacker gesprochen. Hermann nahm allmählich diese Sache wichtiger, als sie ihm anfangs erschienen war. Der Kamerad in Bemoltern schlug vor, Gottlieb Pfannschmied, den sie das Gottliebchen nannten, den Vorsitz zu übertragen. Das mußte der Zusammenkunft einen großartigen Schwung geben, denn das Gottliebchen war ein richtiger Student, und zwar einer von der Art, die sich mehr mit Kommersieren als mit Studieren beschäftigt. Hermann fand nichts dagegen einzuwenden, obwohl er den dicken Kerl, der, wenn er getrunken hatte, stets fürchterlich schwadronierte, nicht leiden konnte. Aber vielleicht konnte man von Gottliebchen doch manches lernen, was einem von Vorteil war, wenn man einmal selbst die Hochschule bezog.

Über den Mittag war Hermann schon in einem dritten Dorfe. Dort stellte er Wagen und Pferd ein, aß fröhlich zu Mittag und gönnte sich einen kleinen Mittagsschlaf im Schatten eines Birnbaums, auf dem er vorher mit einem Schulfreund herumgeklettert war. Als er erwacht war und auf die Uhr sah, fühlte er sich wieder sehr glücklich in dem Gedanken, Zeit zu haben in reichster Fülle und sie verwenden zu können, wie er wollte. Er ließ wieder einspannen, verabschiedete sich von seinem Schulfreund und setzte seine beschauliche Rundfahrt durch die Woog fort. Ein Dutzend Kameraden, die in den Dörfern zerstreut ihr Ferienglück genossen, suchte er an diesem Tage auf, sah Freude in den Augen aller leuchten und hörte viel Lustiges, Nachdenkliches und Besorgtes, dazu auch manches Verschrobene, wie es in Lateinschülerköpfen oft wächst. Als er am späten Nachmittag sonnverbrannt und ein wenig müde wieder in Allendingen einfuhr, war es ihm, als bringe er in seinem Wagen einen Teil des bunten, stillen Lebens, das er in der Woog draußen gesehen hatte, mit herein.

Am andern Morgen teilte er Leonhard das Ergebnis seiner Fahrt mit. Die Zusammenkunft der Studenten, das Ferienfest im Bronnackerwirtshaus, war gesichert, und der Tag, an dem es stattfinden sollte, leuchtete mit sattem Glanz aus der Reihe der Freudenfeste, die nun mit jedem neuen Morgen begannen. Fürwahr, alle diese Tage hatten etwas Strahlendes, Herrliches, Unerhörtes, das alle Tore der Seele öffnete. Jeder freie Atemzug, den Hermann tat, war ihm ein Gnadengeschenk, und der blaue Heimathimmel überschüttete ihn immer wieder mit neuen Wonnen. Auch mit Leonhard erlebte er die unerwartete Freude, bei ihm eine schöne Gleichgestimmtheit zu finden. Sie erfreuten sich an der Heimat und trieben einen romantischen Kult mit der Natur. Der Weiher im Erlengrund war ihnen eine Welt für sich, die sie mit allerhand Betrachtungen, Vergleichungen und in oft seltsamem Tun immer mehr sich zu eigen machten. Es war vieles aus den Schwärmereien der Dichter des Hainbundes und Klopstocks, die dort an dem stillen Wasser für die beiden Freunde lebendig wurden. In einer mondhellen Nacht schwamm und tauchte Hermann mit Leonhard in dem lauen Gewässer des Teiches. Sie sangen und riefen einander über die schimmernde Fläche seltsame Worte und Namen zu und erschreckten einen vorüberfahrenden Bauer. Dann zündeten sie zwischen den Felsblöcken des Ufers ein Feuer an und saßen lange schweigend bei der lodernden Flamme, die einen wunderlichen Schein auf die Wasserfläche, das Gebüsch und die weißen Körper der Jünglinge warf.

Als die Freunde an einem frühen Morgen am Schulhause vorbeikamen, trafen sie dort auf des Lehrers Tochter Christine, die damit beschäftigt war, die auf dem Rasen zum Bleichen ausgebreitete weiße Wäsche zu begießen. Zierliche feine Hemden, die mit Spitzen geschmückt waren, lagen da, und Christine wurde ein wenig verlegen, als die beiden stehenblieben, sie begrüßten und dabei manchmal auf die Dinge schauten, die nur ihr gehören konnten, denn im Städtchen trug niemand sonst so feines Gespinst.

»Wie geht's, Christine? Du bist auch erst wieder heimgekommen?« fragte Hermann und hielt ohne besondere Absicht ihre Hand länger als üblich.

»Gut! Ich bin froh, daß ich wieder daheim bin,« erwiderte sie mit fröhlichem Augenblitzen. »Und wie geht's dir, Hermann, und dir, Leonhard?«

»Genau so wie dir, Christel! Wie lang bist du doch fortgewesen?«

»Ein Jahr. Aber das wird einem grausig lang, wenn man bei fremden Leuten und gar noch im Ausland ist.«

»Ach jo!« sagte Leonhard. »Sie waren ja am Genfer See! Da werden Sie jetzt perfekt französisch parlieren können. Qu'est que c'est donc, que vous avez encore appris?«

»Nit viel. O je, ich geb' nix drum um das Parlieren!« Sie betonte stärker als vorher die Allenbinger Mundart.

»Sagen Sie das nicht, Christine! Man hat immer Gewinn von einer Fremdsprache. Haben Sie Victor Hugo studiert?«

»Nein.«

»Ich will Ihnen einen Band bringen. Notre Dame. So etwas Feines haben Sie noch nicht gelesen. Und diese Sprache!«

»Ach, ich möchte jetzt lieber etwas Deutsches lesen. Aber was, weiß ich nit.«

Hermann griff in die Tasche und zog das Buch mit den Gedichten Klopstocks hervor. »Hier ist etwas, Christel, aber freilich kein Roman,« sagte er etwas zaghaft.

»Was ist's denn?« Sie nahm das Büchlein und blätterte darin.

»Oden von Klopstock,« erklärte er. »Es sind schöne Gedanken, zarte Gefühle und die feinste Musik darin. Vielleicht magst du das?«

»Nun, wer wird das nicht mögen, Hermann. Manchmal, wenn ich so allein bin, möcht' ich so eine Stimme hören, die das sagt, was man selbst sagen möchte, wofür man aber nicht die Worte findet.«

»Ja, das ist es, Christel. Ich kann nicht sein ohne die trostvolle Musik, die aus den Versen der Dichter klingt.«

Christine sah ihn hochbeglückt an. »Ich will heute abend eine Ode lesen,« sagte sie, während sie das vergriffene Büchlein durchblätterte.

Hermann nahm es ihr in einem plötzlichen Entschluß lachend aus der Hand, schlug eine Seite auf und legte eine rote Lichtnelke, die er am Raine abpflückte, hinein, als er Christine das Buch zurückgab. Sie warf einen raschen Blick auf die bezeichnete Seite, schloß das Buch aber schnell und hielt es mit beiden Händen fest zu, als gälte es ein Geheimnis zu wahren.

Leonhard faßte Hermann unter dem Arm. »Wir wollen weiter,« sagte er in einem Ton, als hätten sie sich ein bestimmtes Ziel vorgenommen, was jedoch gar nicht der Fall war.

Sie verabschiedeten sich von Christine kurz und ohne Händedruck. Hermann hätte gerne noch länger mit dem Mädchen geplaudert, hatte aber um Leonhards willen sich gefügt. Es war etwas Peinliches darin gewesen, in Anwesenheit des Freundes über die Gefühlswelt der Klopstockischen Oden zu sprechen. Aber Christine! Was war doch Christine für ein Mädchen! Vor freudiger Erregung war sie rot geworden, als er ihr die Blume auf die Seite legte, wo die Ode »An die künftige Geliebte« stand.

In Hermanns gedankenvolles Schweigen fielen plötzlich Leonhards Worte: »Christine ist eigentlich noch das gleiche Gänschen wie früher. Hast du es nicht bemerkt? Es fehlt ihr die rechte Bildung. Natürlich. Was kann man in einem Jahr auch in einem Töchterinstitut lernen! Es ist auch gar nicht viel davon hängengeblieben.«

»Gottlob,« rief Hermann, »gottlob ist nichts von dem Zeug an ihr hängengeblieben!«

Als Leonhard ihn verwundert ansah, mäßigte er seine Stimme, sprach aber in verhaltener Erregung weiter: »Wie kannst du nur so etwas sagen? Ist dir ein Mensch nicht mehr wert als das, was er gelernt hat? Und merkst du nicht, daß das Jahr droben am Genfer See für Christine geradezu gefährlich hätte werden können?«

»Nein, das versteh' ich nicht! Auch das nicht, daß du dich so aufregst wegen der Christine.«

Hermann schwieg einige Augenblicke und spürte mit einemmal den früher schon geahnten, inzwischen aber wieder vergessenen Gegensatz zwischen ihm und Leonhard. Mit ganz ruhiger Stimme fuhr er fort: »Christine ist ein Kind ihres Vaterhauses, dessen stillen feinen Geist du doch auch kennst. Mehr als wir alle, wir Lateiner oder Mathematiker, ist sie hier daheim. Sie ist naiv geblieben im besten Sinn. Ich gäbe was drum, wenn ich wieder so werden könnte!«

»Ach, du schwärmst, mein Lieber! Entschuldige, daß ich dir da nicht folgen kann.«

Die beiden Freunde schwiegen einige Minuten trotzig. Dann kamen sie wieder in ein kühles Gespräch über andre Dinge. Hermann aber fühlte, wie wenig Ahnung Leonhard von seinem innersten Wesen hatte und wie fern der Freund ihm selbst gerückt worden war nach diesem Gespräch. Sollte er traurig sein darüber? War nicht Einsamkeit das Los jedes Menschen? Er konnte Leonhard nicht im mindesten grollen, sondern schüttelte ihm beim Abschied wie immer freundschaftlich die Hand.

Heute gehe ich zum Onkel!« sagte Hermann eines Morgens zur Mutter. Sie schien diesen Schritt schon länger erwartet zu haben und schaute den Sohn mit einem Blick an, in dem ernste Sorge und doch auch tiefes Verständnis für sein Tun zu lesen waren. Er gab ihr dankbar die Hand und ging.

Stefan Hartlieb stand in grüner Arbeitsschürze in dem großen Raum, der dazu diente, die Stücke, die in andern Abteilungen seines Betriebes angefertigt wurden, zum fertigen Werk zusammenzusetzen. Ununterbrochen, bald lauter und bald leiser, manchmal seltsam zitternd klang der Ton Cis der großen Oktave aus einer im Bau begriffenen Orgel.

»Guten Morgen, Onkel!« rief Hermann, und seine Stimme hatte unwillkürlich singend die gleiche Tonhöhe getroffen.

Stefan wandte sich um, blinzelte ein wenig mit den Augen und rief fröhlich: »O, der Herr

Studiosus!« Er tat einen Griff in das Orgelwerk, da verstummte der Ton. Der Onkel drückte dem Neffen die Hand und sagte: »Es freut mich, daß du Wort hältst. Ich dachte schon ...«

»Ich bin da, Onkel! Nichts andres darfst du denken, als daß ich einmal deine Werkstatt anschauen möcht'! Und wie steht es mit dem alten Werk? Kann ich's mal hören? Weißt du, das mit dem Zimbelstern?«

»Kannst alles sehn und hören, jeden Tag, Hermann!«

»Onkel, es gibt in den Ferien vielerlei zu tun. Aber auf den Besuch bei dir hab' ich mich sehr gefreut!«

»So? Habt ihr auch schon kommersiert?«

»Es soll diesmal besonders fein werden. Wir haben Gottliebchen eingeladen. Kennst du Gottliebchen, Onkel?«

»Wer kennt das Bierfaß nicht! Da habt ihr ein nettes Vorbild!«

Sie lachten. Hermann betrachtete das halbfertige Werk. Der Onkel gab die gewünschten Erklärungen. Die saubere und peinlich sorgfältige Ausführung der Mechanik gefiel Hermann besonders. Dann ging es hinüber in die Räume, wo die Zinn- und Holzpfeifen hergestellt wurden. Hier wurde der Lateinschüler überwältigt von dem Eindruck, den das Wissen und Können des Onkels machte, denn tausenderlei war bei der Herstellung der Pfeifen zu beachten. Und daß die Hände das zustande brachten, was der Geist berechnet, das war erstaunlich. Gering und unnütz erschien in diesem Augenblick das gelehrte Schulwissen.

Die schwingenden Luftsäulen in den offenen und gedeckten Pfeifen konnten genau berechnet werden. Bei solcher Mathematik, wie sie der Onkel trieb, war das gelungene fertige Werk wirklich ein Sieg von Geist und Hand über den rohen Stoff.

»Es ist herrlich!« rief Hermann oft in heller Bewunderung und freute sich, daß er manches verstehen konnte, was ihm der Onkel mit Zahlen und Zeichnungen erläuterte.

Über eine breite Holztreppe stiegen sie hinüber in das Wohnhaus des Onkels.

»Die Großmutter erlebt heut' einen Freudentag, Hermann!«

»Hast du ihr gesagt, Onkel, daß ich kommen werde?«

»Nichts Bestimmtes! Übrigens darf es dich nicht wundern, wenn sie wenig zu dir sagt. Sie spricht manchmal tagelang kein Wort. Aber in ihrem Gesicht kann man vieles lesen!«

Sie traten in ein Zimmer, das mit alten Möbeln, Bildern und Reliquienschreinen so ausgestattet war, daß eine Wand zu einer Art von Hausaltar geworden war. Hinter einem geblümten Vorhang war das Bett der Afra-Großmutter verborgen. Seltsam von all diesen Dingen berührt, schaute sich Hermann schweigend in dem nach duftenden Kräutern riechenden Raum um.

»Hier ist die Stube der Großmutter,« sagte der Onkel. »Aber tagsüber sitzt sie meistens drüben im Orgelzimmer.«

Er klopfte an und trat mit Hermann ein. Am Fenster, das in einer breiten Nische der Tür gegenüber angebracht war, saß eine scheinbar leblose Gestalt. Sie war in einem hohen Lehnsessel ein wenig in sich zusammengesunken, so daß der Rücken wie von der Last der Jahre gebeugt erschien, den Kopf hielt sie aber in sinnender Haltung aufrecht. Mit einer langsamen Bewegung wandte sie sich den Eintretenden zu. Hermann sah jetzt ihr weißes Gesicht, in dem die blauen Augen in freudigem Staunen weit geöffnet waren. Er ging ihr rasch entgegen und ergriff ihre Hände, die sie ihm entgegenstreckte; am liebsten wäre er vor der hoheitsvollen Erscheinung in die Knie gesunken. Onkel und Neffe sprachen kein Wort. Die Afra-Großmutter schien auch keine Anrede zu erwarten. Nach einem kurzen freudigen Blick auf ihren Sohn sah sie unverwandt Hermann an, der immer noch ihre Hände hielt. Ihm war, als lese sie etwas in seiner Seele, als schaue sie in Tiefen, die er selbst nicht kannte. Als er eine leichte Verwirrung überwunden hatte, betrachtete er das altersklare Gesicht der Großmutter, das mit all seinen Falten und Runzeln ihm schön vorkam. Über der hohen, etwas zurückweichenden Stirn bildete das weiße, ehemals blonde Haar eine lichte Krone aus sorgsam gelegten Zöpfen. So hatte die Mutter seines Vaters, wie er auf Bildern gesehen, das Haar schon in ihrer Jugend getragen.

So oft er aber in die Augen der seltsamen Frau schaute, wurde er wieder unruhig und verwirrt. Noch nie hatte der Blick solcher Augen auf ihm geruht. Die Gesichtszüge, das konnte er jetzt erkennen, waren denen des Onkels ähnlich, aber diese Augen waren mit nichts Irdischem zu vergleichen. Sie schienen Strahlen auszusenden wie der Abendstern, der aus dem lichten Himmel der Dämmerung leuchtet. Die Großmutter bewegte die Lippen, aber sie sprach kein Wort. Ohne den Blick von Hermanns Gesicht zu wenden, strich sie langsam über seine Arme und legte dann ihre Hände auf seine Schultern. Ein leises Zittern bewegte jetzt ihre Augenwimpern, und ein fast unhörbarer Seufzer kam aus ihrem Munde. Sie berührte mit ihren weißen Händen Hermanns Scheitel, und plötzlich waren ihre Augen mit Tränen gefüllt.

»Was ist dir, Mutter?« fragte Stefan Hartlieb leise.

Die Afra-Großmutter machte eine verneinende und abwehrende Kopfbewegung und

schaute mit mildem Ernst vor sich hin. Zwei Tränen liefen über ihre bleichen Wangen. Die Augen waren wieder ganz klar.

Mit Anteilnahme hatte Stefan Hartlieb seine Mutter beobachtet. Nach einigen Minuten, in denen das Schweigen ihn immer mehr beunruhigte, sagte er mit beherrschter Stimme: »Wir wollten ein wenig auf dem alten Werk hier spielen, Mutter, wenn es dich nicht stört.«

Jetzt ließ die Großmutter Hermann frei, nickte in freundlicher Zustimmung und bedeutete dem Enkel, hinzugehen und zu spielen.

Stefan Hartlieb hob den Deckel von der Tastatur und lud den von der Begegnung mit der Großmutter noch etwas verwirrten Neffen ein, auf dem Orgelbock Platz zu nehmen. Er selbst begann die unmittelbar neben dem Spieltisch befindlichen Bälge zu ziehen. Hermann wählte ein zartes streichendes Register und griff unwillkürlich den Cis-Moll-Dreiklang, aus dem er suchend einige Kadenzen aufwachsen ließ, bis er schließlich einen schlichten alten Choral gefunden hatte, den er ohne besonderen Ausdruck, immer dem eigenartigen Klang des Werkes lauschend, spielte. Er versuchte eine Variation und benutzte die andern Register, deren seltsame altertümliche Namen ihn belustigten. Als er dabei das Opfer der Schalkhaftigkeit des alten Erbauers der Orgel wurde und beim Ziehen eines Registers einen buschigen Fuchsschwanz zutage förderte, war er bereits wieder heiter gestimmt. Der Onkel deutete lachend auf die Aufschrift dieses Zuges: Manum de tabula, die Finger davon! Als er, belustigt von diesem Scherz, volle und durchdringende Register nahm und Schnarrstimmen hinzufügte, fiel ihm plötzlich wieder die Afra-Großmutter ein, er dämpfte rasch ab und endigte pianissimo in der elegisch klingenden Rohrflöte.

Der Onkel lobte sein Spiel und ermunterte ihn, fortzufahren. Hermann schaute zur Großmutter. Sie saß regungslos mit geschlossenen Augen in ihrem Stuhl. Um ihren Mund spielte ein wehmütiges Lächeln. Woran dachte sie wohl? Der Anblick ergriff ihn tief. Er verließ den Orgelbock, obwohl der Onkel ihn drängte, weiterzuspielen. Auf seine Bitte nahm Stefan Hartlieb ein altes Notenheft, stellte es auf und bestieg den Orgelsitz. Hermann zog die Bälge. Ein fröhliches Stück eines alten Italieners ertönte. Der strenge Stil war an manchen Stellen durch köstliche barocke Schnörkel unterbrochen, und aus der über ein Jahrhundert alten Musik kam der Zauber einer verlorenen, anmutig gestalteten Lebenshaltung, die den Hörer unmittelbar beglückt. Zuletzt zog der Onkel das Register Zimbelstern. Da begann der goldene Stern über dem Spieltisch sich zu drehen, und ein liebliches Glockenspiel klang in die streichenden Stimmen. Als das Stück zu Ende war, bat Hermann den Onkel, weiterzuspielen. Stefan Hartlieb stand aber auf, warf einen Blick auf die Afra-Großmutter, die in tiefem Sinnen dasaß und sagte: »Es muß genug sein für heute. Du wirst bald wiederkommen, Hermann! Nicht?«

Sie verabschiedeten sich von der Afra-Großmutter. Die stille Frau sah ihn, während sie seine Hand hielt, mit besorgtem und fragendem Blick an. Hermann wußte nicht, was er sagen sollte, drückte ihre zarte Hand und fühlte sich seltsam von dem Blick der guten alten Frau beängstigt. Welches waren die Gedanken der Großmutter? Und warum sprach sie nicht? Er wagte keine Frage und wandte sich zum Gehen. Der Onkel schloß hinter ihnen leise die Tür, und auf dem Hausflur vor der Stube der Großmutter sagte er: »Was ist mit dir, Hermann? Warum machst du ein so bekümmertes Gesicht?«

»Ich weiß nicht, was es ist, Onkel,« sagte Hermann aus tiefem Sinnen. »Die Großmutter hat etwas oder weiß etwas, was mich sehr nah angeht. Aber ich getraute mich nicht zu fragen.«

»Was sollte sie denn wissen? Du bist überrascht von dem ungewöhnlichen Eindruck, den die gute Frau macht. Das geht andern auch so. Denk' nur, der Herr Pfarrer hat eine fast unüberwindliche Angst, zu ihr zu gehen.«

»Ja, sie ist merkwürdig. Es ist, als ob sie gar nicht lebendig wäre, ich meine: nicht irdisch. Wie eine Erscheinung aus dem Jenseits kam sie mir vor.«

Im Wohnzimmer ging ihr Gespräch nur stockend. Sie sprachen, während ihre Gedanken andre Wege gingen, über die fortdauernde große Hitze und andre Alltagsdinge. Plötzlich fragte der Onkel: »Wie geht's dem Vater? Hast du ihm gesagt, daß du zu mir gehst?«

»Er wird es erfahren, Onkel.«

»Und wenn er dir verbietet, hierherzukommen?«

»Das wird er nicht. Auch wenn es ihn ärgert oder beunruhigt, wird er es nicht.«

»Wenn das so ist, Hermann, dann kennst du deinen Vater besser als ich ihn kenne. Wir wollen sehen!«

Hermann begleitete den Onkel in die Werkstatt hinüber und schied mit herzlichen Worten von ihm. Die Geräusche der Arbeit und das Tönen der Orgelstimmen klangen noch lange in ihm nach. Er gewann durch sie wieder seine Ferienfreude und den Schwung, den das Freiheitsgefühl dieser Tage ihm gebracht hatte.

An einem der nächsten Tage sagte der Löwenwirt während des Mittagessens zu seinem Sohn: »Hast du für heute nachmittag etwas Besonders vor, Hermann?«

»Heute nachmittag? Etwas Besonderes gerade nicht. Ich habe gestern dem Onkel versprochen, zu kommen. Aber wenn du etwas zu besorgen hast, kann ich's verschieben.«

»Es wäre eine Kiste an der Bahn zu holen. Dazu ist auch morgen noch Zeit. Aber sag' einmal: was tust du beim Onkel? Was will er von dir?«

»Er von mir? Nichts. Ich sehe zu, wie eine Orgel gebaut wird. Vater, das ist ja etwas Großartiges.«

»So, das kann sein. Aber du weißt doch, wie Stefan zu uns steht seit vielen Jahren! Ich kann nichts andres denken, als daß er irgendwelche Absichten hat. Sei vorsichtig, Hermann, ich bitte dich.«

»Ich habe nicht das Gefühl, daß er Absichten hat, von denen er nicht spricht.«

»Was spricht er denn?«

»Ach, er ist sehr freundlich, sehr gütig! Vater, es ist mir ganz unglaublich, daß ihr euch nicht doch einmal wieder versöhnt.«

»Du bist noch viel zu jung, um von solchen Dingen etwas zu verstehen. Ich sage dir aber: deinem Onkel ist nicht zu trauen. Weiß der Teufel, was er vorhat! Mit guten Absichten zieht er dich nicht in sein Haus.«

»Aber Vater, ich lasse mich doch nicht ziehen. Ich weiß doch selbst, was ich will.«

»Du merkst es nicht, Bub! Es ist auf alle Fälle besser, du hörst damit auf.«

»Laß mich, Vater! Es ist doch auch die Afra-Großmutter dort!«

Hermann sah, wie der Vater jetzt ganz ernst geworden war und starr vor sich hinschaute. »Die Afra-Großmutter ... Was hat sie zu dir gesagt?«

»Sie spricht nicht, Vater.«

»Sie spricht nicht? Ist sie krank? Oder was ist mit ihr?«

»Krank ist sie nicht, Vater, aber sehr sonderbar. Es ist unheimlich, wenn sie einen anschaut.«

»War sie unfreundlich zu dir?«

»Nein, Vater, gar nicht! Sie hat geweint.«

Hermann merkte, wie es dem Vater immer schwerer geworden war, zu fragen. Jetzt schwieg er, seufzte und stieß, wie zum Abschluß trüber Gedanken, mit heiserer Stimme hervor: »Schuft! — Der Schuft ist an allem schuldig!«

Seine Frau sah ihn ängstlich und flehend an, als befürchte sie einen weiteren Ausbruch seines Hasses. Als Hartlieb diesen Blick sah und auch Schmerz und Bitterkeit in seines Sohnes Gesicht las, ging es wie eine tiefe Erschütterung durch seinen Körper. Der starke und sonst gar nicht empfindsame Mann erblaßte und schien nur mühsam über ein von innen kommendes Zittern Herr zu werden. Er ließ Gabel und Messer fallen, stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Die Mutter lief hinter ihm her und kam mit ernstem Gesicht nach einigen Minuten wieder zurück. »Hermann,« sagte sie leise und eindringlich, während sie seinen Arm heftig preßte, »ich bitte und beschwöre dich, geh nicht mehr zu Stefan!«

Hermann sah die Mutter groß an. Ihm war alles unbegreiflich und befremdend: der Ausbruch des Vaters und das Flehen der Mutter. Wie tief mußten diese beiden Menschen, die ihm so nahe standen und die er liebte, in Not und Bedrängnis eingeschnürt sein, daß sie nicht mehr fühlten, in welch dumpfer Luft sie lebten. Gab es eine Möglichkeit, die Luft zu reinigen? Konnte er Wände und Gewölbe dieses grauenhaften Seelenkerkers einreißen und die gute frische und blaue Himmelsluft hereinlassen, in der die Menschen frei atmeten? Er wußte keinen Rat, aber er selbst durfte und konnte nicht in die Dumpfheit hinunter. »Laß mich, Mutter!«

»Bub, du willst deinen Willen durchsetzen! Denkst du nicht, was du dem Vater antust?«

»Es ist ja gar nicht darum, daß ich für meine Person meinen Willen habe. Ich kann nicht anders, Mutter.«

»Du solltest bei deinem Vater stehen, Hermann, auch dann, wenn er im Unrecht wäre!«

»Ach, Mutter, es geht ja hier gar nicht um Recht und Unrecht. Und wie gerne möchte ich dem Vater helfen! Gerade darum muß ich aber tun, was euch nicht gefällt.«

»Ich versteh' das nicht, Hermann.«

»Habe nur Vertrauen zu mir, Mutter! Und grüble nicht!«

Lange schaute die Mutter in Hermanns helle Augen und ging dann wortlos mit einem Seufzer hinaus. —

Am Nachmittag fragte Hermann den Vater, ob er nun mit dem Einspänner die Kiste an der Bahn holen solle. Nicht unfreundlich erwiderte dieser ihm, er möchte am folgenden Morgen fahren, es könnte dann noch eine andre Besorgung damit verbunden werden. Da holte Hermann seinen Hut und schritt in der Richtung gegen die Unterstadt davon. Er fühlte, wie der Vater, der wußte, wohin sein Weg ging, ihm nachblickte. Eine Ahnung der dumpfen und quälenden Gefühle, die in diesem Augenblick in dem düsterblickenden Mann aufstiegen, durchschauerte ihn. Daß er dem Vater weh tat, mit jedem Schritt, den dieser ihn jetzt machen sah, daran war kein Zweifel. Aber warum hatte er nicht den Versuch gemacht, den Sohn zurückzuhalten? Hermann ahnte, daß etwas den Vater daran hinderte. Irgendein dunkler Zug in seinem Inneren machte es ihm unmöglich. Daraus erwuchs ihm eine stille Hoffnung.

Als Hermann am späten Nachmittag, an-

gefüllt mit eigenartigen Bildern und einer beglückten Stimmung, aus dem Hause des Onkels schied, wählte er einen Umweg, damit er nicht auf der glühenden Straße gehen mußte. Durch eine Seitengasse kam er auf den schattigen Weg, der, dem alten Wallgraben folgend, der ehemaligen Stadtmauer entlangzog. Der Onkel hatte ihm erlaubt, die Gedichte von Novalis aus seiner kleinen Bücherei mitzunehmen. Darin wollte er ein wenig lesen auf der einsamen Bank, die unter dem großen Nußbaum in einem einspringenden Winkel der alten Mauer stand. Als er an diese Stelle kam und schon das Büchlein aus der Tasche gezogen hatte, sah er voller Staunen, daß schon jemand sich diesen Ort ausgesucht hatte, ein Mädchen in weißem Kleide: Christine! Ein Korb stand neben ihr. In träumerischer Haltung hatte sie einen Arm auf die Lehne gestützt und den blonden Kopf zur Hand geneigt. Es gab eine kurze freudige Begrüßung. Dann saßen sie nebeneinander und redeten eifrig von den zufälligen Dingen, die ihnen in den Sinn kamen. Es war aber beiden so, als wären es Angelegenheiten von hoher Bedeutung. Leise drangen die Geräusche des Städtchens aus Werkstätten und Ställen zu ihnen herüber. Christine nahm das Tüchlein von ihrem Korb. Reife Blutpfirsiche lagen darin neben grünen Gurken. Christine hatte sie in dem naheliegenden Rebstück ihres Vaters geholt. Sie bot Hermann Pfirsiche an. Während sie beide von den saftigen Früchten aßen, betrachteten sie sich vergnügt.

»Ach, Hermann, du hast ja schon einen kleinen Schnurrbart!« sagte Christine plötzlich.

Er mußte lachen über die kindliche Art, in der sie gesprochen hatte. »Ja, ich wundere mich auch darüber, Christine! Aber soll ich auch etwas über dich sagen?« entgegnete er.

Sie sah ihn belustigt und doch ein wenig verlegen an, während seine freundlichen Augen sinnend auf ihr ruhten. »So sag es doch!« Ein wenig ungeduldig sprach sie es und schleuderte einen Pfirsichstein über den Weg. »Aber die Wahrheit, Hermann! Für billigen Spott dank' ich!«

Er war froh, daß sie seine Verlegenheit nicht bemerkte. Wie konnte er ihr sagen, daß sie ihm sehr gefiel, daß sie ihm immer mehr als die köstlichste Gabe seiner Heimat erschien? Eine seltsame Scheu war in ihm, nach Worten zu suchen, die ihr dies mitteilen konnten. Er schaute in ihr helles frohes Gesicht. Ja, das war Christine, das Mädchen, das er von Jugend auf kannte! Aber von ihren blauen Augen, ihrer weißen Stirn und dem lockeren Blondhaar ging ein Zauber aus, der etwas ganz Neues war. Davon konnte er ihr nichts sagen. Auch ihre Stimme war die gleiche wie früher, er hörte darin aber jetzt etwas Eigenartiges, Befremdendes, das ihn scheu machte und doch anzog, anzog mit einer unheimlichen Gewalt, gegen die er sich sträubte und der sich hinzugeben ihm doch wonnig erschien.

Da Christine keine Ahnung davon hatte, daß er sich seines Gefühls schämte, und da er noch immer schwieg, sah sie ihn mit einer schnippischen Miene an, die er noch nie an ihr gesehen hatte und die ihm nicht echt schien. Dies Spiel mit einer Sache, die ihm ernst und heilig war, gefiel ihm nicht und traf den Rest von Stolz in seiner Seele. Er schaute an ihr vorüber der grünen Stadtmauer entlang und sagte, indem er sich Gewalt antat, mit ruhiger und gleichgültiger Stimme: »Ach, Christine, du bist ja noch so jung! Es ist mir, als wärst du noch ein Kind, so unerfahren, so voller Illusionen —« Er wunderte sich über die eignen Worte, die er selbst nicht glaubte, und sah ihr Gesicht, das nicht mehr schnippisch war, sondern aufmerksam und betroffen. Aber er fuhr fort in altklugem Ton: »Das Leben, Christine, gibt dem Menschen erst sein Gesicht. Vorher ist es ein unbeschriebenes Blatt: es ist nichts darauf zu lesen ... Oder es sind vielleicht nur die Allerweltszüge drin, und wenn so ein Gesicht lächelt, ist es nicht echt, es ist Spiel oder Nachahmung. Wie man freundlich oder schnippisch blickt, das ist leicht gelernt! Das verstehen, wie ich merke, auch die Mädchen schnell.«

»Hermann!« sagte sie mit deutlichem Vorwurf. »Das ist ja alles nicht wahr. Und du weißt, daß es nicht wahr ist, ich seh' es dir an!«

Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Er konnte aber nicht mehr zurück aus dem Gestrüpp, in das er sich geflüchtet hatte in seiner Verlegenheit. Darum trieb ihn diese seltsame verzweifelte Laune noch tiefer hinein in das Komödienspiel, das er begonnen: »Es ist wahr, Christine. Es gibt Dinge, die man erlebt haben muß, wenn man ein Charakter sein und ein Gesicht haben will. Nicht bloß äußere Erlebnisse, aber auch die! Ich weiß nicht, ob ein Töchterheim der Ort ist, etwas zu erleben.«

Er sah jede Möglichkeit dahinschwinden, ihr das sagen oder auch nur andeuten zu können, was er eigentlich wollte. Christine war sichtlich gekränkt: »Das ist dummes Zeug, Hermann, verzeih! Aber ich versteh' dich nicht. Hast du diese Einfälle vom Leonhard?« Sie hatte es beiseite gesprochen, ohne ihn anzusehen.

Er war tief unglücklich über seine Verzagtheit und Verschrobenheit. Am liebsten wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte das liebe Gesicht mit stürmischen Küssen bedeckt, aber dann hätte sie ihn wohl für verrückt halten müssen. Daher trieb er die bisherige Narrheit verzweifelnd weiter und sagte: »Vom Leonhard brauch' ich mich nicht belehren zu lassen. Ich sehe schon selber, was los ist. Überhaupt merkt man beim

Leonhard bald, daß er nicht überallhin mitkommt. Er ist im Grunde eine unbedeutende Seele.« Er ärgerte sich über das, was er zuletzt über Leonhard gesagt hatte. Es stand ja, wie alles, was er sonst noch geredet hatte, in keinem Zusammenhang mit dem, was er eigentlich sagen sollte.

Die Turmuhr schlug siebenmal.

Christine stand auf und nahm das Körbchen. »Ich muß jetzt heim. Ihr seid sonderbare Menschen.« Sie versuchte überlegen zu lächeln, aber es gelang nicht recht. Dann sagte sie kurz und tonlos: »Also Adiö!« Sie wandte sich zum Gehen.

Hermann folgte ihr mit raschen Schritten: »Ich begleite dich, Christine!«

Verwundert und erfreut schaute sie ihn an. In seinen letzten Worten hatte sie ganz andres gefühlt als in dem unerklärlichen Feindseligen seiner vorhergegangenen Rede. Eine leise Ahnung von der Komödie der Verzweiflung, die Hermann spielte, huschte ihr durch den Sinn. Hermann aber schwieg aus Furcht, noch weiter von dem Wege abzukommen, der zu einem holden Ziel führte. So gingen sie, ohne etwas zu sprechen, in das Städtchen hinein. Hermanns Erregung verflog und machte einem warmen Glücksgefühl Platz, als ginge er in einer lichten Wolke, die ein Teil des Wesens seiner Freundin war. In der Luft schienen Zärtlichkeiten hin und her zu schwingen, köstliche, leise, innige Zärtlichkeiten, die wonniger waren als alle Worte oder Berührungen. Auch in Christinens Seele mußte Ähnliches vorgehen. Sie schaute sinnend vor sich hin, als dächte sie über einen schönen Traum nach.

Vor dem Schulhause reichten sie sich die Hand zum Abschied. Weit zurück und fast unmöglich kam es ihnen vor, was sie vor einer Viertelstunde gesprochen und gehört hatten.

Hermann blieb mitten auf dem Marktplatz wie entgeistert stehen und strich sich durchs Haar. Was war das gewesen draußen an der Stadtmauer? Wie war das möglich, daß so etwas zwischen Menschen geschah? Der geliebtesten Seele hatte er ein unsinniges Zeug vorgeredet. War das nicht schauerlich, daß verzagte Liebe häßliche und kalte Worte hervorbrachte und daß daraus das schlimmste Mißverständnis entstanden war?

Als er am Abend auf dem Birnbaum saß und über die stille Stadt hinschaute, kam ihm das Erlebnis des Nachmittags immer noch nicht aus dem Sinn. Er versuchte Novalis zu lesen, aber ihm fehlte die Stimmung dafür. So nahm er einen Stift und schrieb auf das letzte leere Blatt des Bändchens ein Lied, das anfing:

Menschen sehn sich an und schweigen
Tief erschrocken vor dem lauten Wort.
Leise, unsichtbar dreht sich der Reigen
Ihrer Sehnsuchtswünsche fort und fort ...

(Schluß folgt.)

Mein Tag

Ein Leuchten überkämmt die fernen Gipfel,
Hernaht der Morgen, küßt mir meine Schuh.
Ein leiser Wind fährt in die weichen Wipfel,
Und alle Zweige neigen sich der Sonne zu.

Die überschaut des neuen Tags Gebreite,
Erhebt sich strahlend wie zu goldnem Plan.
Sie weiß wohl, daß ich wieder weltwärts schreite,
Und steigt und steigt und segnet meine Bahn.

✦

Der Mittag steht und harrt,
Die Schuhe ruhn am Raine.
Mein heißes Auge schweigt und starrt
Auf Land und tote Steine.

Mein Auge fügt sie auf,
Ein Haus erwächst und wartet. —
Da greif ich nach den Schuh'n und lauf,
Von Rosen rings umgartet.

✦

Mit Händen, die in Blut erglühten
Und ganz und gut sind und Gebet,
So streicht der Abend die zermühten
Gefilde, und ein Silber weht.

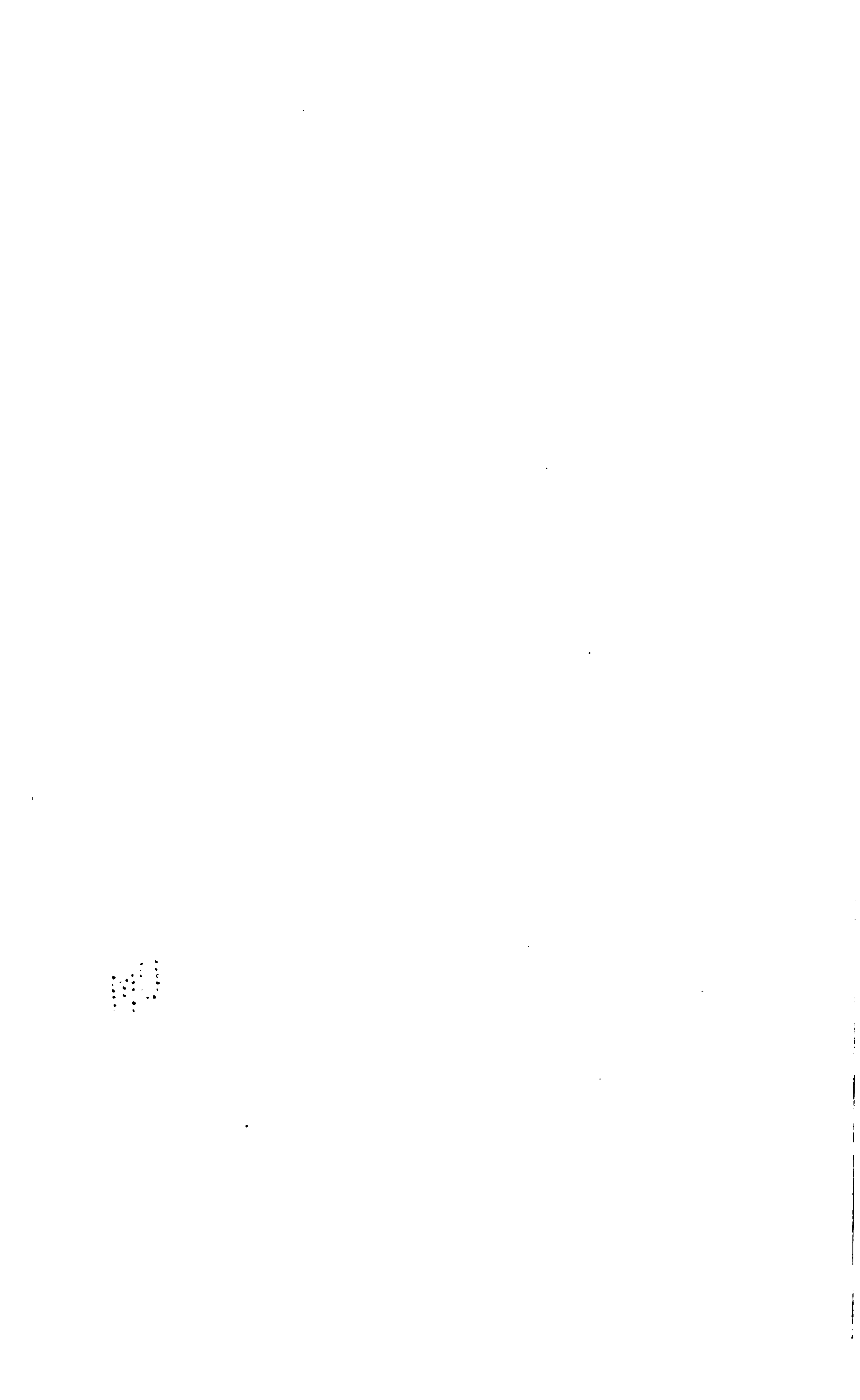
Ein Silber neigt sich wie zum Traume
Auf alle Welt und meine Schuh.
Die Glut am fernen, fernen Saume,
Sie gipfelt ein in meine Ruh.

Ernst Behrends



Ad. Müller-Cassel: Der Geiger

Bildnis des Herrn Ellenberger





Unter der Linde

Adolf Müller-Cassel / Von Willy Oskar Dreßler

»Sie hüten sich, dort zu sitzen, wo die Sonne auf den Stufen brennt. Gleich Mühlenwerken arbeiten sie und stampfen: man werfe ihnen nur seine Fruchtkörner zu, sie wissen schon Korn kleinzumahlen und weißen Staub daraus zu machen. Greift man sie mit Händen, so stäuben sie um sich gleich Mehlsäcken und unfreiwillig — aber wer erriete wohl, daß ihr Staub vom Korne stammt und von der gelben Wonne der Sommerfelder?« (Nietzsche: Also sprach Zarathustra.)

An diese Worte muß ich denken, da ich mich anschicke, dem Schaffen eines lieben Freundes, des Malers Adolf Müller-Cassel, einige Geleitworte zu geben, die nichts zu tun haben sollen mit gelehrter Abhandlung, sondern nur versuchen werden, das Künstlerische, das doch schließlich in jedem wahren Kunstwerk vorhanden ist, und die naive Freude am Schönen, die jedes wahre Kunstwerk erwecken muß, dem Betrachter zu erschließen.

»Sie stäuben um sich gleich Mehlsäcken, aber wer erriete wohl, daß ihr Staub vom Korne stammt und von der gelben Wonne der Sommerfelder?« Ja, darauf kommt's an! Ihr, die ihr die Kunst dem Volke wieder näherbringen wollt, die ihr in geometrischen Linien und Verrenkungen glaubt der Menschheit die Schönheit einer reineren, höheren Sphäre zugänglich machen zu können.



Selbstbildnis des Künstlers

Keineswegs sei alles abgewiesen, was heute vom jugendlichsten Flügel künstlerischen Schaffens geboten wird; mancher

sich absurd gebärdende Most verspricht einen Wein, der nicht zu den schlechtesten Jahrgängen des Kunstgeschehens zählen wird. Aber es dürfen nicht Führer als Prediger von Ideen auftreten, die sie nicht geschaffen, sondern nur übernommen haben. Es dürfen nicht die Pflichten vor der Heimat und dem eignen Volke im Wahn eines hohlen Internationalismus vergessen werden.

Werden wir uns doch endlich darüber klar, daß es nicht Nützlichkeiten sind, auf denen der Zusammenhalt eines Volkes ruht, sondern gemeinsame Ideale; ein Etwas, das einer Zeit, die an Stelle geistig schöpferischen Schaffens die demokratische Kopfarbeit gesetzt hat, fast unverständlich geworden ist. Weltverbesserer dieser Art, denen das Verständnis für das organisch-geistige Wesen eines Volkes völlig fehlt, wecken die Erinnerung an Goethes Worte: »Getretener Quark wird breit, nicht tief«.

Verinnerlichung, Vertiefung ist es, was wir brauchen. Das Göttliche suchen und erkennen in allem, was uns umgibt, und aus dem rein verstandesmäßigen Intellektualismus wieder hineintauchen in den göttlichen Quell der Mystik. Das ist es: daß auch im Gefühl der Volksseele schlummert, wonach sie sich sehnt. Das ist nicht durch den Umfang und die Tragweite des Sprechorgans noch durch im Parteikampf erworbene Gerissenheit im Sinne der Novemberhelden, sondern nur durch die Mächtigkeit geistigen Schaffens zu erreichen. Daß das Reich jedes Kunstwillens bar ist, daß seine Kulturpolitik eine Karikatur dieses Begriffes darstellt, ist eine Tatsache, die keinem, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, zweifelhaft sein kann und sich nicht ändern wird, solange sich Männer die Leitung von Gebieten anmaßen können, denen nicht einmal ein ernsteres theoretisches Wissen darüber



Dorfstraße in Thüringen



Alter Burghof

eigen ist. Ungeist muß an Ungeist zugrunde gehen!

Führer zu sein, ist der Künstler — ja, ich darf sagen: nur der Künstler —, der freischaffende, niemand untertane und von niemand abhängige Edelmensch imstande; charakterstarke Persönlichkeiten, die sich und der Tradition ihres Blutes treu bleiben, jedem Kompromiß abhold, der Stimme aus göttlicheren Höhen lauschen und sie der Menschheit vermitteln. Ein solcher Künstler ist Adolf Müller-Cassel.

Wie aus dem so einfach scheinenden Motiv »Zur Sommerzeit« in seiner fast zwei Drittel des Bildes einnehmenden Luft die ganze große Schöpfung zu dem Beschauer spricht, in seinem goldgelben, in der Reife stehenden Korn die Seele in Dank aufjauchzen muß für die unendliche Gnade, die immer und immer wieder unser täglich Brot sichert, und die braune Ackerkrume in ihrer Fruchtbarkeit atmenden Kraft mit dem leise darüberstreichenden Wind, der die Ähren wie ein wogendes Meer erscheinen läßt, das will wieder erlebt und nicht nur gesehen sein. Ich muß sagen, dieses Bild, das der Künstler gemalt hat, als er, der Stadtluft überdrüssig, mit einem Gefühl vor der Natur stand, »daß er hätte hineinbeißen mögen« — es scheint mir in seiner einfachen vertieften Innerlichkeit und Schlichtheit das wertvollste der hier abgebildeten Werke.



Gänsewiese

lebens — offenbart. Wie schlicht und doch mit seiner wuchtenden Linde im Vordergrunde erhaben im Aufbau! Wie ruhig und friedlich in ihrer Wirkung die Häuschen, aus deren Schornsteinen leichter Rauch die Bereitung der Abendmahlzeit verkündet! — Wessen Gefühl ist so vom Industrialismus unsrer Zeit eingenommen, daß es nicht doch in ihm in heißer Sehnsucht aufsteigt, hier — wenn auch nur kurze Zeit — weilen zu dürfen; Heimweh nach dem

Und dann dies »Unter der Linde«. Eine Feiertagsruhe sondergleichen liegt über dem Bilde, das uns die ganze stille Poesie des Landlebens — des deutschen Landlebens — offenbart.

Lande, Heimweh nach den trauten Stätten des geliebten Heimatbodens, den der Künstler — er ist auch ein Dichter —, zurückgekehrt aus den Gefilden Spaniens, wohin ihn sein Weg zu neuem Schaffen 1921 führte, also begrüßte:

Die deutschen Gaue seh' ich wieder,
Wie lacht das Land im Sonnenschein!
Mir klingen wieder deutsche Lieder,
Und in dem Glas perlt deutscher Wein.

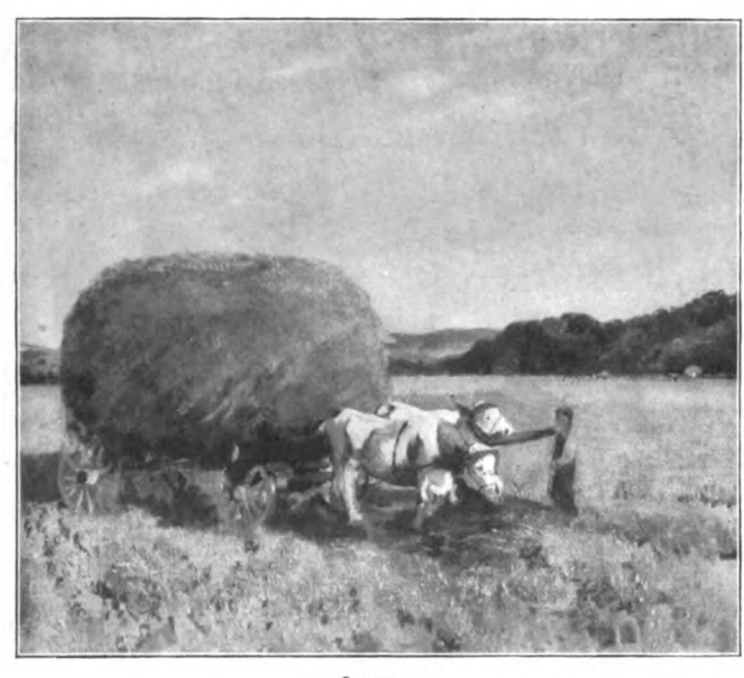
Wo deutsche Wälder trutzig rauschen,
Wo wandernd zieht ein deutscher Fluß,
Da will ich deutschen Weisen lauschen,
Allem, was deutsch ist, gilt mein Gruß!

Und weit liegt sie vor der Beschauerin, die, sonnenumspült auf grünendem Hügel, mit der Hand das Auge



Heimat

beschattend, hineinblickt in die Heimat mit ihren Bergen und fruchtbaren Tälern, ihren Flüßchen und Dörfchen, über die sich ein Himmel wölbt, wie er nur über deutschen Boden sich wölben kann.



Heuernte

Heimatluft und Heimatliebe atmet auch die »Gänsewiese« mit ihrer Fernwirkung, mit den reifenden Feldern und ihrer Kleinmalerei, und erst recht die »Heuernte«, über der in zitternder Bewegtheit die heiße Luft der Sommersonne liegt. Nicht mit Unrecht haben diese Bilder, zu denen noch die »Dorfstraße in Thüringen« zu zählen ist, Adolf Müller-Cassel die Bezeichnung eines »Eichendorff der Malerei« eingetragen.

O Land, wie bist du schön! Wir hören in diesen Bildern das leise Zirpen der Grillen im Grase und das im Baß alles Tönen begleitende Summen der Bienen, die in stetem Fleiß nicht nur Nahrung zusammentragen für dunklere, kältere Wochen und Monate, sondern, den Aufgaben der Liebe dienend, Blüte für Blüte befruchten. Wir hören den jubelnden Sang der sich hoch im Äther in Sonnenschein badenden Lerche, das satte, behagliche Brüllen des Viehs, das Dengeln der Sense und das Hämmern des Schmiedes als Zeichen regsamster Arbeitsamkeit, und jene tausendfältigen Stimmen, die Leben und Wind wecken und dem zu



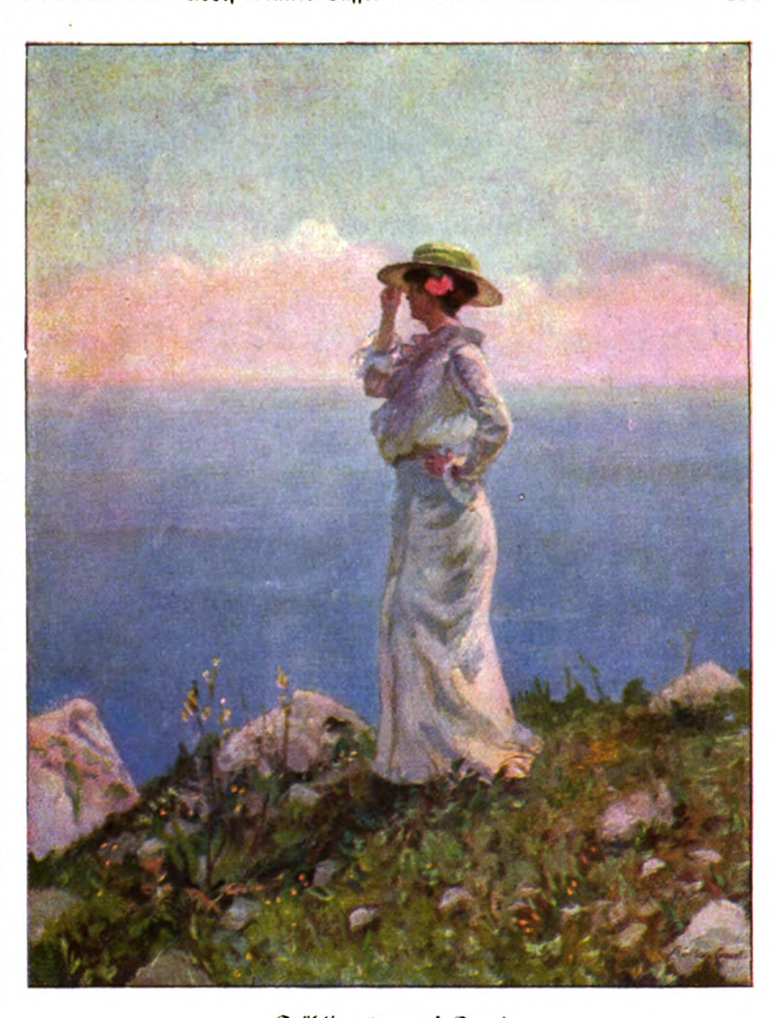
Aus der Villa Borghese

Melodien werden, der ihrem Sang zu lauschen versteht. Man lese die Briefe Beethovens, und fast feierlich empfinden wir, woher jene herrlichen Symphonien dieses gewaltigen deutschen Meisters stammen; empfinden über das Äußerliche eine starke zwingende Erkenntis, die vor dem inneren Ohr des Empfänglichen ein Welt- und Menschheitsbildnis von überwältigender Größe entschleiert, das uns einen Einblick in die verborgensten Tiefen des Daseins gewährt. Aber wir sehen auch, wie die Natur alle Farben der Palette, deren Nebeneinander uns sonst völlig undenkbar erscheint, friedlich vereint. Grelles Rot und tiefes Blau, brennendes Gold auf regenschwerer grauer Wetterwand oder als Königskerze gegen sattes Grün, daß wir wie Kinder jauchzen und hineingreifen möchten in all diese Pracht, um sie in unser Haus zu tragen und sie nicht mehr zu lassen.

Wie gleichgültig muß es uns sein, ob die Bilder pleinair oder pastös oder pointillistisch gemalt sind, ob nach dieser oder jener Schule, ob Gelehrtenweisheit sie an diesen oder jenen Modemeister angelehnt findet! Wenn der Künstler — und Müller-Cassel ist sogar ein Eigner — nur unser Inneres zum Tönen bringt, dann wollen wir freudig die ganze Kunstwissenschaft zum Teufel wünschen. Freilich, wer es nicht fühlt, der wird es nie begreifen. Dem wird die Poesie der deutschen

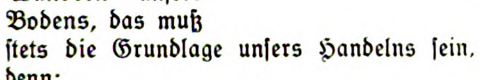


Zur Sommerzeit



Frühlingstag auf Capri

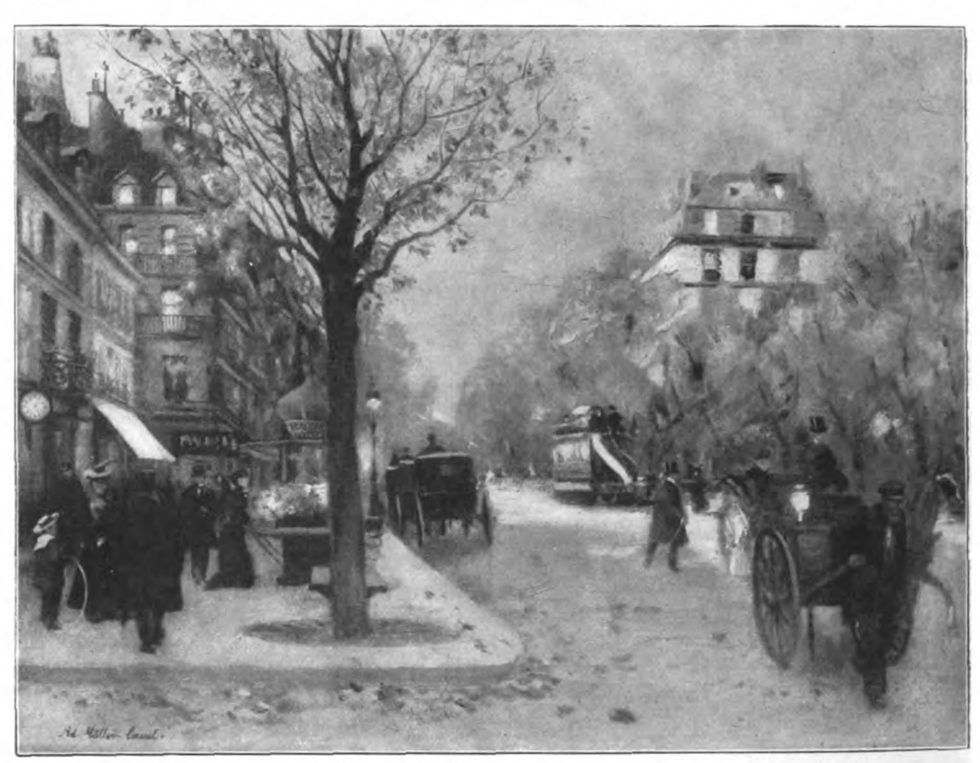
Landschaft ebenso verschlossen bleiben wie das Verständnis für die Werke eines Hans Thoma. Es kann keinem verwehrt werden, vor den Werken eines Manet, Monet, Picasso und wie sie alle heißen mögen in wirklichem oder vorgetäuschtem Verständnis zu vergehen; man behüte aber unser einfach-gesundes Volk — dessen Seele von selten reicher Empfindungsgabe — vor den Überredungskünsten mehr oder minder eigenartiger Wundermänner, die es verwirren, ohne es — aber vielleicht ist dies ihre Absicht — jemals zum Mitklingen bringen zu können. Treue zu sich selbst und den Wundern unsers Bodens, das muß stets die Grundlage unsers Handelns sein, denn:



Leben könnte kein Volk, das nicht erst schätzte;
Will es sich aber erhalten, so darf es nicht schätzen,
Wie der Nachbar schätzt. (Also sprach Zarathustra.)

Emil Utitz schreibt in seiner »Ästhetik«: »Was die Kunst schafft, soll nicht eine zweite Welt neben einer andern sein, die ohne sie existiert, sie bringt vielmehr überhaupt erst die Welt durch und für das künstlerische Bewußtsein hervor; sie steigt vom Form- und Gestaltlosen zur Form und Gestalt empor, und auf diesem Wege liegt ihre ganze Bedeutung.«

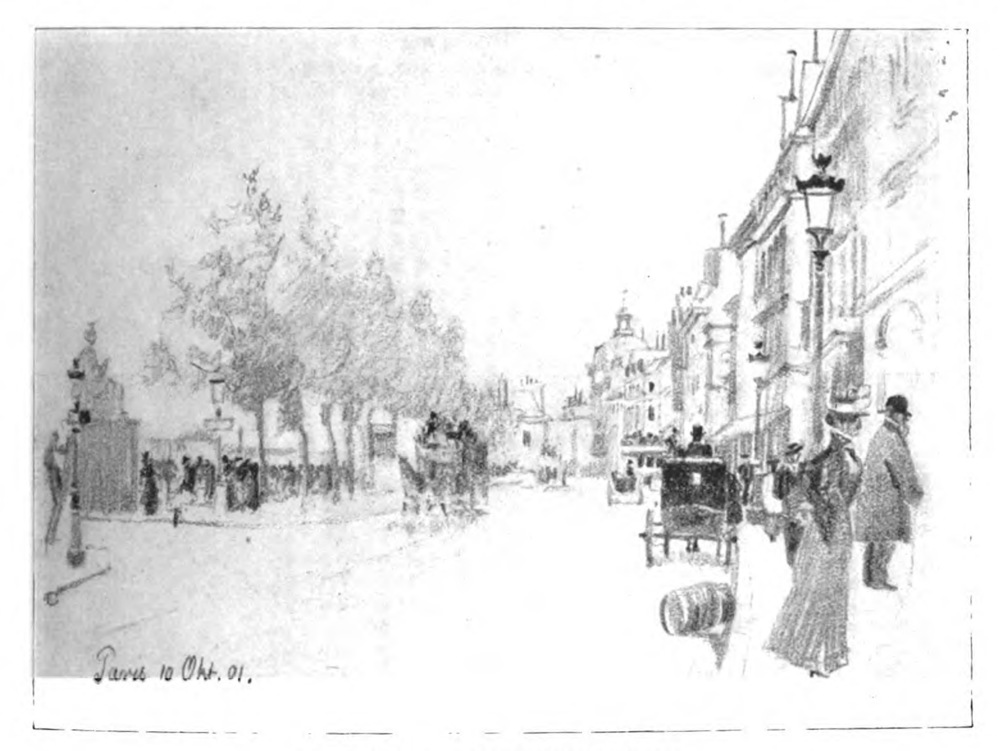
Adolf Müller-Cassel ist so zunächst Landschaftsmaler. Er liebt die einfache deutsche Landschaft, den Blick in ein Waldinneres oder in die von den Linien der Berge umsäumte Ferne; er belauscht die Natur in ihrer heimlichen Stille; nicht Sturm und Aufruhr schildert er, sondern die heitere, selbstvergessene Ruhe des Sommertages. Thüringische Landschaften und Wilhelmshöher Parkbilder stellen ein Hauptkontingent seiner Bilder. Seine Richtung geht auf Farbe und stimmungsvolles Erleben der Natur; er will nicht indealisieren oder gar durch effektvolle Staffage interessant machen, sondern seine ganze Malweise wird gekennzeichnet durch die Achtung vor der Wirklichkeit, wie sie sich darbietet. So finden wir in des Künstlers Bildern keine Probleme, kein Grübeln, keine schweren oder dumpfen Töne; es entschädigt der Duft von Lebensfreude und Natürlichkeit, von Schlichtheit und Anmut, der seinen Schöpfungen entströmt.



Boulevard St. Germain in Paris



Markttag am Wittenbergplatz in Berlin



Straßenbild aus Paris (Bleistiftstudie)

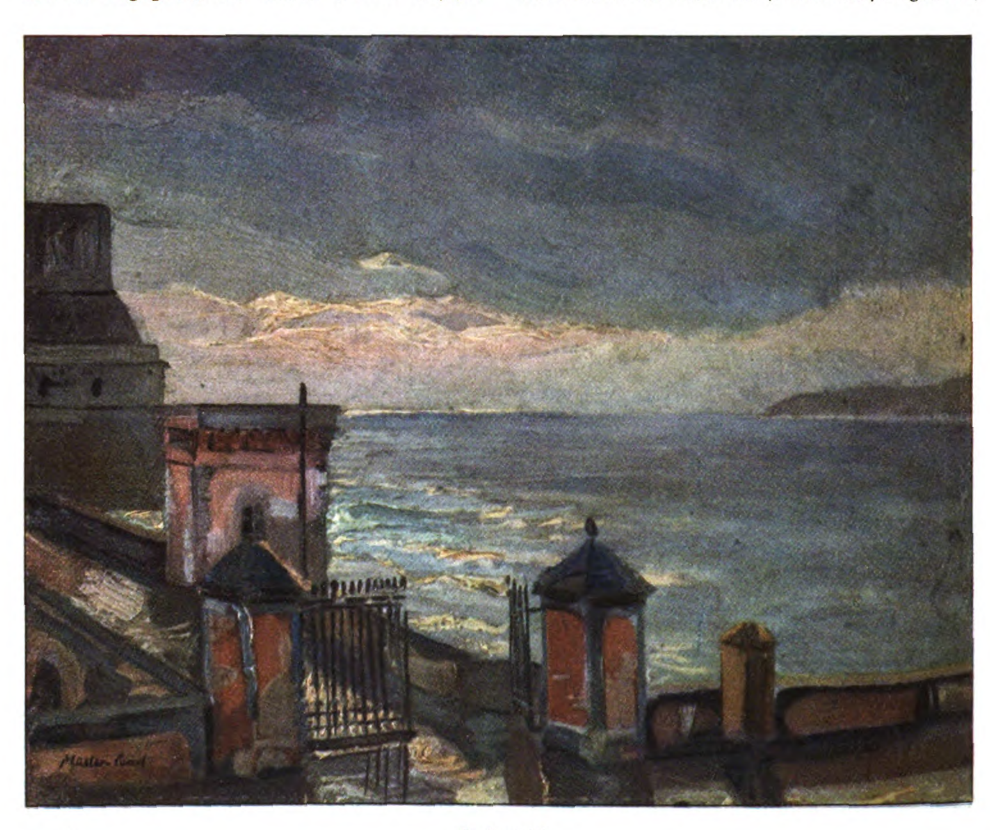


Straßentypen vom Monte Pincio in Rom (Bleistiftstudie)

Aber noch eine besondere Gabe ist ihm angegeben, den Geist des Bodens auch da zu erfassen und mit der Aufgabe in Einklang zu bringen, wo es sich nicht um die Heimat handelt, wenn sich auch in ihnen niemals heimatliches Empfinden verleugnet. »Aus der Villa Borghese« und »Frühlingstag auf Capri« sind Zeugen hierfür.

Und wie wir dem Gesetz der Zweisamkeit überall begegnen, wo Leben in die Erscheinung tritt, so auch bei Müller-Cassel. Künstlerisch von gleich hoher Bedeutung wie seine Landschaften sind seine Straßenbilder aus Berlin, Paris, London, Rom und Neapel. Es ist nicht zuviel gesagt, daß kein lebender Künstler die Seele der Großstadtstraße sicherer erfaßt hat als er. Sein »Boulevard St. Germain« verdient einen bevorzugten Platz in einer unsrer Galerien, so wie ihn der »Markttag am Wittenbergplatz in Berlin« im Kanadischen Museum in Toronto gefunden hat. »Gänsewiese« und ein Bild »Thüringische Landschaft« sind vom Kaiser angekauft worden und befinden sich in Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel. Ein Bild »Vor dem Dörfchen« hat der Preußische Staat für die Nationalgalerie, ein Bild »Thüringischer Bauernhof« der Herzog von Koburg-Gotha, der dem Künstler auch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen hatte, erworben.

Es hieße dem Künstler nicht voll gerecht werden, wenn man an seinen Leistungen auf dem Gebiete des Bildnisses vorübergehen wollte. Ich muß gestehen, daß mir neben »Zur Sommerzeit« das Bildnis des Herrn Ellenberger das liebste Werk des Künstlers ist. Es ist in Farbe, Aufbau und in der Wiedergabe des Dargestellten eine Symphonie von einer fast beispiellosen Innigkeit und Empfindungsstärke. Die Hineinstellung des Bildnisses in ein Interieur und ein Zusammenklingen mit der Umgebung zeigt auch das Selbstbildnis, das den vornehmen, lebensfrohen Künstler treffend wiedergibt.



Hafenbild

Adolf Müller-Cassel ist am 2. August 1864 zu Kassel als Sohn eines angesehenen Anwaltes, des Justizrates Dr. jur. J. Müller, geboren und, man darf wohl sagen: mit Kunst stark erblich belastet in das Leben getreten. War doch schon der Urgroßvater des Künstlers als erster der alteingesessenen Familie, nachdem er das Weißbinderhandwerk erlernt, Gildemeister dieses ehrsamen Gewerks in Kassel. Seine Geschicklichkeit als Zimmermaler und Stukkateur wurde schon von dem Landgrafen Wilhelm 9. gewürdigt und er daher bei den Schloßbauten in Wilhelmshöhe herangezogen. Einer Zeit wie der heutigen, in der endlich wieder der Gedanke von der Notwendigkeit des Erwerbs guter handwerklicher Kenntnisse und gediegenen Könnens — auch beim Künstler — zu dämmern beginnt, sei dies besonders ins Gedächtnis gerufen: erst das Genie läßt aus dem Handwerk das Kunsthandwerk erstehen.

Auch der Großvater des Künstlers hat sich als Baueleve auf der Akademie in Kassel schon in jungen Jahren die Große goldene Medaille erworben. Später hat er sich als Baumeister große Verdienste erworben, so daß ihn die Stadt Hersfeld zu ihrem Ehrenbürger ernannte und ihm in den Anlagen der Stadt ein Denkmal errichtete. Der Bruder des Großvaters Professor Friedrich Müller gehörte der Künstlervereinigung »Die Nazarener« in Rom an und war lange Jahre Direktor der Akademie in Kassel.

Nach seiner Gymnasialzeit besuchte Adolf Müller-Cassel die Akademie zu Kassel, wo er von 1883 bis 1886 Atelierschüler des damaligen Direktors Professor Louis Kolitz war, dem er die gesunde und gediegene Grundlage seiner künstlerischen Ausbildung verdankt. Nachdem er sich eine Zeitlang in Düsseldorf unter starkem Einfluß der Achenbachschule selbständig betätigt hatte, ging er 1888 zum erstenmal, 1892 wiederum nach Rom. Ausgedehnte Studienreisen führten ihn dann nach Paris und London, wo er das prickelnde Leben der Großstadt in sich aufnahm, sowie durch den Süden und Westen Europas.


Familienidyll

Adolf Müller-Cassel ist ein Eigner, und wir dürfen nur wünschen, daß er, der in der Vollkraft der Jahre steht, uns noch manches



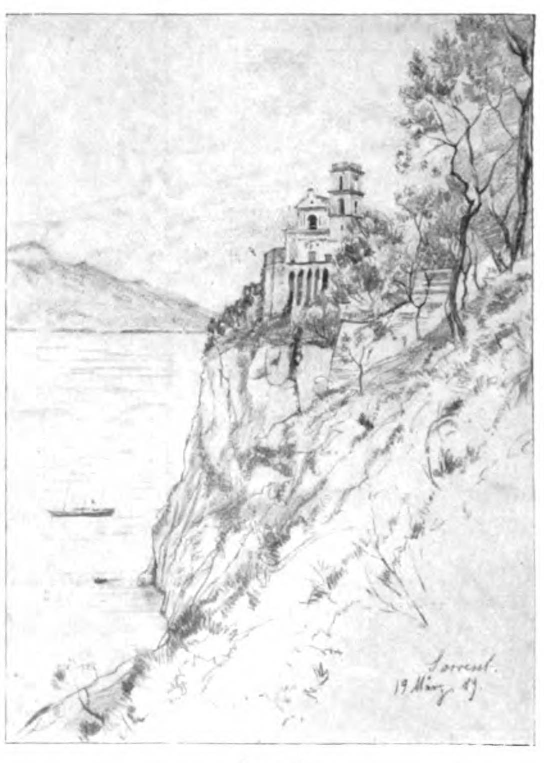
Fischer aus Katwyk

sonnige und farbenfrohe Werk, das die Heimat mit seinen Augen sehen lehrt, bescheren möge, aber auch hoffen, daß strenge Selbstkritik ihn unter dem schweren Druck der Zeit nicht verlassen wird.

Denn schwer, nur zu schwer ist die Not unsrer Zeit. Zweifellos, der deutsche Künstler hat immer Not gelitten, und zahllos sind die Fälle, daß die Besten in Elend und Hunger gestorben sind, während ihre Werke: Bücher — die geborgt, aber nicht gekauft wurden —, Tonwerke und Bilder Millionen von Deutschen unvergleichliche Genüsse und seelische Stärkung gaben, und Hunderttausende von Existenzen, die durch die Arbeit der Künstler überhaupt erst ihre Lebensbedingung haben, ein Dasein in Überfluß fanden und — finden.

Es ist dunkel um uns. Dunkler aber noch, weil in keiner Zeit die Kunst derartig vernachlässigt und behandelt worden ist wie seit jenen Tagen, die dem Volk der Dichter und Denker eine Führung »vom Imperialismus zum Idealismus und zur geistigen Größe« versprachen. Welcher Mut und welche unsagbare Selbstüberhebung gehört dazu, einem Volke, das — um nur einige zu nennen — ein Meiningen, München, Weimar und Wien besessen, derartiges zu versprechen! Was ein Friedrich der Große und ein Friedrich Wilhelm 3. in einer Zeit ebenso bitterer Not für die Kultur ihres Volkes getan haben, das sollte zum Nachdenken anregen.

Das Schicksal der Künstler wird zum Schicksal des Volkes, und die Erhaltung Deutschlands wird davon abhängen, inwieweit es der Staat verstehen wird, die Künstler vor der Proletarisierung, der Verelendung und der damit verbundenen Radikalisierung zu retten. Feder, Töne und Bleistift sind in diesem Kampf gewaltigere Waffen als alle andern. An Künstlern hat es Deutschland nie gefehlt und wird es ihm nicht fehlen. Sorgen wir, daß es nicht am Kunst-



Sorrent



Erinnerung an den 26. April 1922: Begräbnis der Kaiserin in Potsdam

willen der dazu Berufenen fehlt! Nur Persönlichkeiten, die Begeisterung wecken und dem Volke neue Werte schenken oder wieder erschließen, vermögen das Unmögliche möglich zu machen und unserm Volke diejenige seelische Stärkung zu geben, die den Kampf um seine Erhaltung aussichtsreich erscheinen läßt. Dann dürfen wir die Hoffnung nähren, daß das Licht der Wahrheitsidee, das uns auch in den dunklen Tiefen unsers Existenzkampfes noch leuchtet, das verheißt, daß alles, was den Kampf mit dem Schlechten bestanden hat, reicher, stärker, beglückender wiederkehrt, auch uns zur Höhe führen wird. »Kein Licht kommt anders als auf dunklen Wegen,« sagt Richard Dehmel.

Die fremde Stadt

Und alle Abend steigt aus Dämmerschleiern
Mit steilen Mauern eine fremde Stadt.
Der Tore Bogen sind voll süßer Kühle,
Daß ich die Schauer der Genesung fühle,
Wenn mich ihr Schattenfall umfangen hat.

Vor Häusern, ruhesam gehüllt in Schweigen,
Stehn blasse Frau'n mit Lichtern in der Hand.
Sie warten geisterfremd und weltvergessen
Und stehen staunend, wie ich so vermessen
Mein Suchen trage in ihr stilles Land.

Und wenn ich mich mit leiser Frage nahe,
Schützt ihre weiße Hand das Licht vor Wind.
Dann geht ihr Blick an mir vorbei ins Weite,
Als ob er in die fernen Gärten gleite,
Die seltsam voll von schweren Rüchen sind.

Doch wie ich Antwort auch von ihren Lippen lausche,
Die sich zum Worte formen, nie erfaßt mein Ohr
Die fremden Klänge, ehe sie entgleiten. —
So lassen sie den Suchenden entschreiten
Und stehen bleich und weltfern wie zuvor.

Georg Gustav Löns

Goethes Dämonismus

Buddhistisch betrachtet von Prof. Dr. Hisao Hayashi (Kioto)

Einführung

Es mag auf den ersten Blick als ungewöhnlich und seltsam empfunden werden, wenn wir in dem nachfolgenden Aufsatz einem Japaner das Wort erteilen. Noch dazu über Goethes religiöse Weltanschauung, für deren Verständnis und Deutung wir Deutsche uns wohl ohne Überhebung das entscheidende Urteil und die erschöpfende Auslegung selber zutrauen dürfen. Aber diese Abhandlung gibt schon durch ihr Thema zu erkennen, daß sie nicht die Absicht hat, mit deutschen Goethekennern und -forschern in Wettbewerb zu treten. Sie will nur in aller Bescheidenheit zeigen oder andeuten, wie der Japaner die Religion Goethes sich im Buddhismus widerspiegeln sieht, und für diese Darstellung wird ihrem Verfasser niemand die Berufung absprechen. Schon Goethes Begriff von der »Weltliteratur« verbietet das. Vollends aber wird die Aufnahme dieses Beitrages in unsre Zeitschrift gerechtfertigt erscheinen, wenn wir den Lesern mitteilen, daß dieser japanische Gelehrte, der in seiner Heimat einen wohlverdienten Ruf genießt, seit anderthalb Jahrzehnten, wie freilich noch mancher andre Japaner, ein eifriger Leser von Westermanns Monatsheften ist, und daß er sich fast ebenso lange schon eifrig bemüht, seinen Landsleuten die Kenntnis und den Genuß deutscher Dichtungen zu vermitteln, als Übersetzer wie als Erläuterer und Kritiker.

Prof. Hisao Hayashi, geboren 1882 in der Provinz Shinano, der japanischen Schweiz, schrieb schon als Kind, vielleicht angeregt durch die Naturschönheiten seiner engeren Heimat, Verse und Märchen und versuchte sich noch während der Schulzeit auch im Drama und in der Novelle. Zum Juristen bestimmt, setzte er es durch, daß er sich nach Absolvierung des Obergymnasiums in Tokio an der dortigen Universität hauptsächlich dem Studium der deutschen Literatur und Philosophie widmen durfte, ohne seinem eignen dichterischen, insbesondere dramatischen Schaffen untreu zu werden. Unter den deutschen Dichtern zogen ihn anfangs vor allem Hebbel, Schiller und Kleist an, die ihm durch den deutschen Lehrer an der Universität Tokio Prof. Dr. Karl Florenz nahegebracht wurden. Noch während seiner Studienjahre veröffentlichte er einige seiner dramatischen und novellistischen Jugendwerke. Für die Doktorarbeit wählte er eine Abhandlung über die Jugenddramen Hebbels. Sodann übertrug er eine Reihe von europäischen Dramen ins Japanische, u. a. Tolstojs »Macht der Finsternis« und »Lebenden Leichnam«, Schillers »Kabale und Liebe«, »Wallenstein«, »Jungfrau von Orleans« und »Tell« sowie einige Stücke von Strindberg und Schnitzler, die denn auch in seiner Übersetzung auf japanischen Bühnen aufgeführt wurden. Später wendete sich seine Neigung mehr und mehr Goethe zu. Auch von ihm hat er außer einzelnen Gedichten größere Werke, z. B. den »Wilhelm Meister«, ins Japanische übersetzt. Gleichzeitig ließ er seine eignen Dramen (»Dramen der Gegenwart«) und gesammelten Kritiken (»Durch die Kunst zum Leben«) im Druck erscheinen und gründete eine literarische Zeitschrift »Expression«, für die er selbst viele Beiträge, wiederum hauptsächlich über deutsche Literatur, verfaßte.



Prof. Dr. Hisao Hayashi
Nach einem Gemälde von Fritz Preiß

Nachdem er dann mehrere Jahre als Professor in Sendai und Kioto lehrte, ist er im

Sommer 1922 nach Deutschland gekommen, um hier seine Studien zu erweitern und zu vertiefen. Seine Hauptbeschäftigung galt und gilt dem Thema »Goethe und die Romantik«. Doch hat er daneben Zeit gefunden, sich auch näher mit unserm Drama, unsrer Musik und unsrer Malerei zu beschäftigen. Von Deutschland aus hat er Abstecher in die Schweiz, nach Österreich und Ungarn gemacht, ist durch Italien, Frankreich, Belgien und Holland gereist und hat auch die nordischen Länder Dänemark, Schweden und Norwegen besucht. Vor kurzem ist er über England und Amerika in seine Heimat zurückgekehrt, um dort in Zukunft noch besser gerüstet als zuvor der Vermittlung deutscher Literatur und Kunst zu dienen.

Von Grund aus deutsch gebildet, glaubt Prof. Hayashi sich nun, im Umgang mit deutschen Gelehrten, Künstlern und einfachen Leuten aus dem Volke — gern kehrte er auf seinen Reisen, zumal in Süddeutschland, in Bauernhäusern ein —, auch für seine Anschauungs- und Denkweise mancherlei deutsche Auffassungen und Gedanken angeeignet zu haben. Nachhaltigen Eindruck hinterließ ihm der Besuch unsrer klassischen Dichterstätten in Weimar, Jena, Ilmenau und Eisenach, wobei er sich der Begleitung eines deutschen Dichters erfreute. Auf dieser Reise hat er manchmal versucht, seine Gedanken und Stimmungen in deutscher Gedichtform auszuprägen; eins dieser »Gedichte in Prosa«, würden wir sagen, auf einer beschatteten Bank im Park von Weimar niedergeschrieben, geben wir hier wieder als ein Zeugnis für die innige und dankbare Versenkung dieses Ostasiaten in unsre deutsche Landschaft und Geisteswelt. F. D.

Anbetung im Walde

O du heilige Stätte, wo man nur in Wipfeln und bemoosten Felsen
das Atmen spürt, wo im stillen Wasser
die Schatten der Bäume kaum zu unterscheiden sind,
wo nur am rieselnden Wasser in Grotten
die irdische Stimme hörbar ist —
daß an solcher heiligen Stätte ich allein als ein Lebender
stehe, atme, denke und mit den Sinnen wie mit scharfen Dornen
das Leben des eingeweihten Waldes fühle —
wie kommt's mir zauberhaft und mystisch vor! —
Hier höre ich das Leben der Natur,
höre ich den Atem der Bäume und Gräser,
höre ich das Lispeln der Nymphen,
und auch an den toten Bäumen, die sich wie Leichen abspiegeln,
und auch an den Blättern, die wie Lehm verworfen liegen,
spüre ich das ewige Leben der Natur
und die geheime Offenbarung des Gottes.
Ach, mein Herz muß alles umarmen, alles lieben
und für alles den Untergang beklagen
und das ewige Leben verlangen, um alles bitten und beten.
Oh, mein Herz muß beten und beten — an dieser heiligen Stätte,
an diesem Urquell alles Lebenden und alles Ewigen!

Der Buddhismus kennt zwei Wege zur Erlösung: der eine führt durch die Selbsthilfe (Jiriki), wie z. B. in der Zen-shiu; der zweite durch die konsequente Hingabe (Tariki), wie z. B. in der Shin-shiu oder in der Hokke-shiu. Auf dem ersten Wege strebt man durch die Kasteiung des Leibes wie des Geistes und durch Selbstüberwindung danach, sich zu der Gottheit zu erheben, indem man an die verborgene Fähigkeit dazu in sich glaubt; auf dem zweiten ergibt man sich schlechthin in die Vorsehung, Barmherzigkeit, Gnade und Hilfskraft von Buddha oder »Amida«, oder in das heilige Thema, indem man auf jede irdische Schwärmerei verzichtet.

Diese beiden Wege der buddhistischen Erlösung laufen aber doch wieder in einen einzigen zusammen, und dieser zielt darauf hin, daß man sich von den Fesseln der irdischen Leidenschaft und Begierde sowie des weltläufigen Irrtums befreit und durch die wesentliche Anschauung und Auffassung des Weltalls und der Menschheit zur Seelenrettung gelange.

In einigen Sekten geht man dabei vom Wissen aus, von der Erkenntnis oder der Aufklärung des Urgrundes, während es in andern vor allen Dingen auf das unerschütterliche Zutrauen ankommt.

Die Shin-shiu (auch Ikko oder Monto genannt), die einheimische japanische Sekte, kann mit dem Protestantismus verglichen werden und verkündet die Erlösung ausschließlich durch den Glauben an »Amida«. Während die Tendai-shiu oder die Shingon-shiu ihre Lehre hauptsächlich auf Metaphysik oder philosophische Erkenntnis gründet, hat die Zen-shiu ihre Eigentümlichkeit darin, daß sie stets die innige Verbindung mit Poesie und Kunst pflegte (besonders durch die Teezeremonien), während sie gegen die Metaphysik, das prächtige Ritual und den erhabenen Moralkodex einigermaßen gleichgültig blieb.

Führt nun von diesen buddhistischen Grundanschauungen eine Brücke zu der Religion Goethes?

Die ganze Entwicklung seines religiösen Glaubens im Vergleich mit dem Buddhismus zu verfolgen, ist ein ausgedehntes und einigermaßen

dunkles Thema, zu dessen erschöpfender Behandlung ich mich in diesem kleinen Aufsatz unfähig fühle. Ich muß mich also darauf beschränken, eine kurzgefaßte Übersicht zu geben.

Goethes religiöse Stimmung hat sozusagen mit dem Gefühl der Unbeständigkeit der Welt angefangen, wie auch manchen Buddhisten die Vergänglichkeit der Welt die erste religiöse Anregung gegeben hat. Schon in dem siebenjährigen Goethe wurde der Glaube an die göttliche Vorsehung durch das Erdbeben von Lissabon schrecklich erschüttert, zum erstenmal wurden dadurch in ihm religiöse Zweifel hervorgerufen, indem er anfing, Gott als den eifrigen »Zornesgott der Hebräer« zu betrachten.

Als er dann später, im Sommer 1768, nach heftigem Blutsturz krank in seine Heimatstadt Frankfurt zurückkehrte, war er in einem Zustande religiösen Zweifels, »des Glaubens leer, aber vor dem Skeptizismus bange«, wie er selbst gesteht. Die tiefe innere Einsamkeit in ihm, die sein ganzes Leben hindurch fest in seinem Inneren verwurzelt blieb, kann man bis in diese Zeit zurückverfolgen.

Durch den Verkehr mit dem Fräulein von Klettenberg trat die religiöse Stimmung in den Vordergrund seiner Gefühlswelt. Diese Stimmung aber war hauptsächlich pietistisch und hingebend wie bei den Gläubigen in der Jôdo-shiu oder Shin-shiu. Durch solche glühende Schwärmerei wurde er in die Wertherkrise hineingeführt, die für ihn der Anstoß zur Umwälzung aller seiner Anschauungen wurde.

Damals suchte er sich den Gegensatz von Glauben und Wissen so auszugleichen: Beim Glauben komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Vertrauen auf ein übergroßes, übermächtiges, unerforschliches Wesen. Dieses »Vertrauen auf ein übergroßes, übermächtiges, unerforschliches Wesen« entspricht dem konsequenten Glauben an die Gnade Buddhas (Hotokeno-Jichi) in der Shin-shiu. Was Goethe dann weiter sagt: auf die Unerschütterlichkeit dieses Vertrauens komme alles an, entspricht gleichfalls der Hauptlehre (Kongo-shiu) dieser Sekte; lehrt doch auch sie, was Goethe in dem Gedanken ausspricht: der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft so gut er vermöge zu opfern bereit sei. Mit dem Wissen, meint Goethe, sei es gerade das Gegenteil: es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, erweitern und verengern lasse, aber über den Glauben nicht.

Wie man sieht, legte Goethe damals auf den unerschütterlichen Glauben, auf die pietistische Hingabe größeres Gewicht als auf das Wissen.

Zu jener Zeit studierte der Dichter eifrig die Philosophie Spinozas, die man in gewissem Sinne mit der metaphysischen Tendenz der Shigon-shiu vergleichen kann, und nahm in seinen Briefen gern auf Sätze aus Spinozas »Ethik« Bezug, z. B.: »Jeder Mensch urteilt je nach der Anlage seines Gehirns über die Außenwelt, oder ihm gelten vielmehr seine persönlichen Eindrücke statt der Dinge. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß so viele Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen herrschen, woraus denn endlich der Skeptizismus erwachsen ist.«

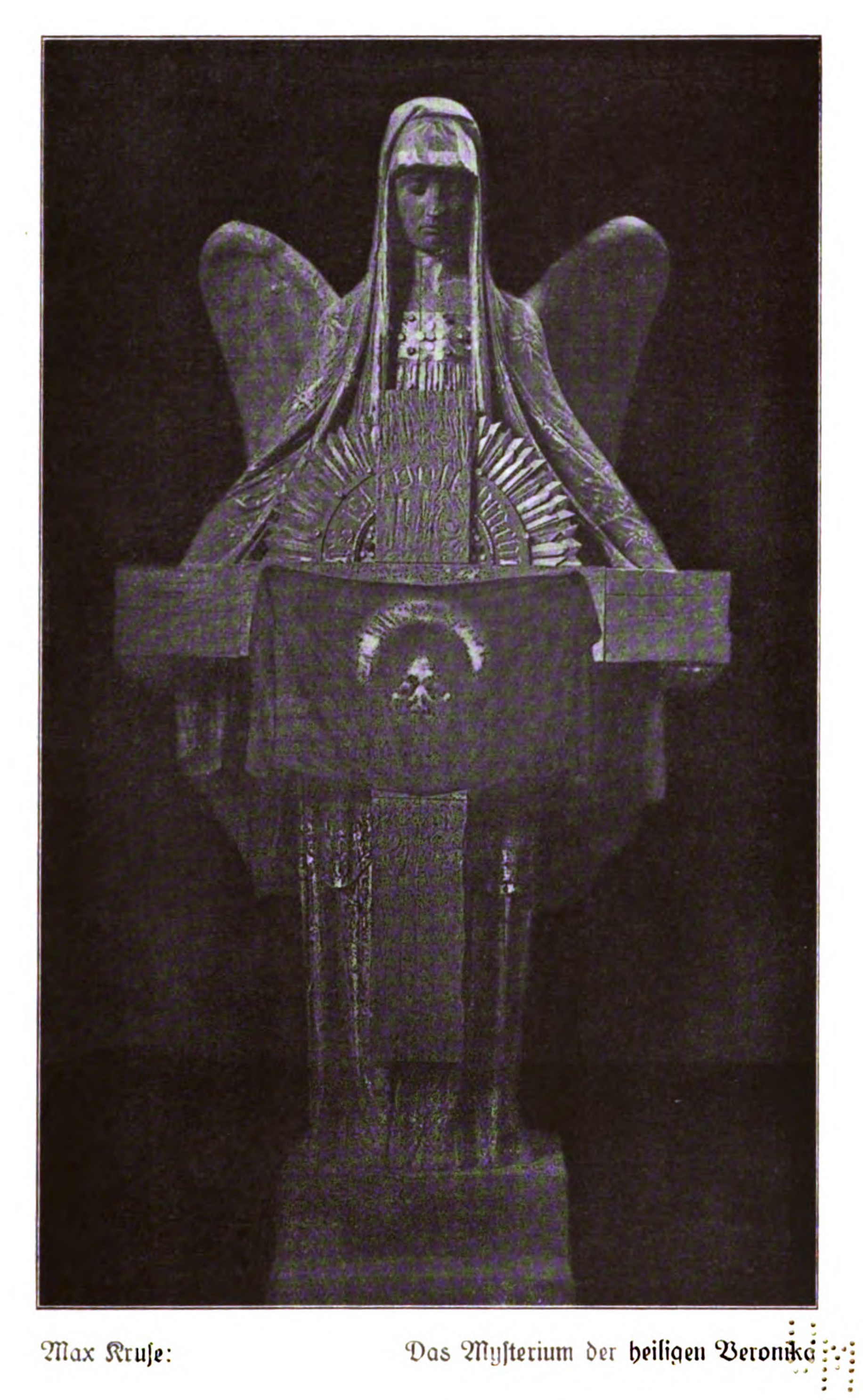
Damals bemerkte der Dichter, daß der Weg zur Erlösung nicht über den Steg des Wissens gehe, wobei man leicht gegen den Wall des Skeptizismus stoßen würde, sondern durch das Tor des Glaubens, der unbedingten Hingabe an ein »übergroßes, übermächtiges, unerforschliches Wesen«. Und eben solch andächtiger, hingebungsvoller Glaube wurde ihm schon früher durch Fräulein von Klettenberg eingeflößt.

Nachdem er dann aber mit Lavater Bekanntschaft gemacht hatte, regte der unverkennbare Unterschied zwischen dem christlichen Glauben des Fräuleins von Klettenberg und dem des neuen Freundes seine religiösen Gedanken von neuem an. Der Gegensatz zwischen beiden bestand vor allem in dem Gegensatz von Glauben und Wissen.

Was verstand denn nun aber der Dichter unter dem »übergroßen, übermächtigen, unerforschlichen Wesen«?

Schwerlich dasselbe, was Fräulein von Klettenberg darunter verstand, aber auch nicht genau das, was die »Amida« in der Shin-shiu bedeutet: die Verkörperung der Gottheit durch das Urbild grenzenlosen Lichtes (im Paradies gegen Westen), sondern vielmehr: das pantheistische Urwesen des Weltalls.

Zwar finden wir in der Anschauung Goethes verschiedene Ähnlichkeiten mit der buddhistischen Anschauung — z. B. offenbarte er in dem Gedicht »Der Gott und die Bajadere« unter der indischen Verkleidung (natürlich auch von der Geschichte der Sünderin Maria beeinflußt) die Anschauung des Wiederlebens oder der Seelenwanderung, wie sie zu den Glaubenssätzen des Buddhismus gehört, und die Empfindung des Gedichtes »Wanderers Nachtlied« erinnert an buddhistische Mönche, die sich auch gern in die Einsamkeit des Waldes zurückzogen, um über die Eitelkeit aller irdischen Erscheinungen zu grübeln und durch tiefe Meditation und Selbstüberwindung die Auflösung des Selbst in die Weltseele zu erlangen —, aber als Dichter fand Goethe doch in der Natur das höchste Ideal, während Kant die Natur für physisch, nicht



Max Kruse: Das Mysterium der heiligen Veronika

wesentlich hielt. Indem Kant und Schiller die Idee ganz abstrakt nahmen, dachte Goethe, das Diesseits bejahend, die Idee ganz wahrnehmbar. Darin hebt sich sein Glaube unverkennbar von dem buddhistischen ab. Während die Buddhisten sich ausschließlich an das Jenseits hingen, richtete sich der Glaube Goethes immer auf das »übergroße, übermächtige, unerforschliche Wesen«, und zwar auf die Gottnatur.

Immerhin finden wir, daß der Einfluß des Fräuleins von Klettenberg späterhin verschwand und Goethe sich von dem protestantischen Kirchenglauben oder Dogma entfernte, obgleich das religiöse Bekenntnis in ihm nicht geschwächt, sondern vielmehr vertieft und geläutert wurde. Die Grundanschauung blieb bei ihm religiös: seine Lehre von der beseelten Natur. Man denke nur an das Religionsgespräch im »Faust«! Da bestätigt sich die vollkommenste, tiefste und innigste Religiosität, das innigste Verhältnis zu Gott. (Vergleiche noch die Gedichte: »Urwort, Orphisch«, »Vermächtnis« und »Im Namen dessen, der sich selbst erschuf«, »Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße«.)

Man kann nicht genug betonen, wie verhängnisvoll stark die Wertherkrise alle Anschauungen Goethes beeinflußt hat. Meiner Ansicht nach hat der junge Goethe, in dem alle Keime des reifen Dichters schon enthalten waren, durch die Wertherkrise die erste große geistige Evolution erfahren. Um das zu erkennen, braucht man nur den Charakter und die Lebensanschauung Werthers mit denen Egmonts zu vergleichen.

Durch die Wertherkrise hat sich in dem Dichter der Glaube befestigt, daß Schicksal und Charakter eines Menschen von Anfang an untrennbar seien, daß jedes Wesen nicht nur ein Schicksal *habe*, sondern ein Schicksal *sei*. Sowohl der Untergang Werthers wie der Tod Egmonts erschienen dem Dichter von Natur aus als notwendig und unvermeidlich.

Werther ist ein Schwärmer, der sich noch nicht beherrschen gelernt hat. Er ist ein Weltkind mit immer wiederkehrender Leidenschaft, im buddhistischen Sinne ein »Bonnô-no-ko«. Er leidet also immer an der Dualität Ich und Welt. Dieser Konflikt ist allein schon ein verhängnisvolles Schicksal. Er sucht eifrig nach der Harmonie, weil er selbst harmonielos ist und ihm jeder Ausgleich fehlt. Er schwankt immer hin und her, immer zwischen zwei Extremen: alles oder nichts, alles lieben oder alles vernichten. Er, als eine Individualität von Natur aus, schließt sich von der Welt aus und interessiert sich nur für sich selbst. Sein tiefer Dualismus bestand darin, daß er als so starker Individualist doch keine größere Sehnsucht kannte, als sich im All, in der Natur aufzulösen und so seine Individualität aufzugeben. Es ist also leicht verständlich, daß er das Leben als einen Kerker, als ein Jammertal betrachtet. Manche Buddhisten betrachten das Leben, das Diesseits genau so pessimistisch.

Goethe war aber nicht Werther. Während Werther, weil er schwach und elend war, zugrunde gehen mußte, blieb der Dichter Herr über sich selbst, und da er die Gefahr bemerkte, kehrte er um, indem er sich von der Geliebten losriß.

Nachdem Goethe die Wertherkrise überwunden hatte, konnte er das Vertrauen zu sich fassen, zu tragen, was ihm beschieden war. Als ein wahrer Dichter war er bereit, sich mit männlichem Geist in die Lage zu schicken, in die ihn das Schicksal versetzte, und suchte sich innerhalb dieser Lage sein Dasein harmonisch zu gestalten. Er glaubte nun, daß sich die innere Natur und das äußere Schicksal parallel, harmonisch und ohne Widerspruch entwickeln könnten, und bezeichnete diese Einheit mit dem Wort »dämonisch«.

Vor der Wertherkrise hatte er den heroischen oder titanischen Stolz; er vertraute auf sein eignes Trotzenkönnen gegen die Gottheit und das Schicksal. Zu dieser Zeit fürchtete er seinen Untergang nicht. *Nach* der Wertherkrise aber hatte er die ruhige Siegesgewißheit, das Vertrauen in die Läuterung seines Schicksals. Zu dieser Zeit glaubte er nicht an seinen Untergang. Er wurde dadurch ein »dämonischer«, optimistischer Fatalist (nicht im oberflächlichen Sinne). Von jetzt an liebte er sein eignes Schicksal, fühlte es als einen Teil der Gottheit und wiederum die Gottheit als sein Schicksal. Er selbst fühlte sich gottgetrieben. Daher ist seine Schicksalsliebe keine Resignation, kein blindes, passives Sichergeben in den unerforschlichen Willen des Gottes, nicht unbedingte Abhängigkeit von Gott, wie die christliche Religion es fordert. Er fand keinen Widerspruch mehr zwischen seinem Schicksal und Gott. Das kam von der Überzeugung, selbst ein dämonischer Mensch zu sein, und von seinem pantheistischen Glauben. Wie er damals alles liebte, was das Schicksal bringt, zeigt das Gedicht »Sehnsucht« (Dies wird die letzte Trän' nicht sein).

Da kam gerade das Egmont-Problem. Goethe wollte Egmont als ein Symbol des »dämonischen« Menschen, im Gegensatz zum pessimistischen Werther, behandeln, da er selbst nach der Krise solch ein dämonischer Mensch geworden war. Nebenbei bemerkt: das Wort »Dämon« hat Goethe ganz im antiken Sinne gebraucht: die innere Stimme treibt die Menschen, das Rechte zu tun — das ist der antike Sinn, während das Wort im Mittelalter den Sinn »böser Geist« oder gar »Teufel« bekommen hat.

Der »dämonische« Mensch hat das Vertrauen zu seinem Schicksal, daß er nicht untergehen könne, weil sein Schicksal seiner inneren Natur

entspricht. »Untergang« muß man hier freilich im höheren Sinne verstehen. Egmont geht unter, aber er konnte durch seinen Untergang das Glück seines Volkes sichern.

Während der resignierte Mensch, der das Schicksal laufen läßt und keine Liebe zu seinem Schicksal hat, pessimistisch ist, muß der dämonische Mensch, der zu seinem Schicksal Vertrauen hat, sieghaft, optimistisch sein. Der dämonische Mensch kennt eigentlich in seinem Glauben keinen Konflikt, weil er sich nicht zu entscheiden braucht. In diesem Sinne ist Egmont ein Typus des dämonischen Menschen. Er bleibt immer im ruhigen Vertrauen, in der heiteren Hingabe, in der geistigen Freiheit, immer liebreich und hochherzig. Er steht zwar zwischen Oranien, seinem vertrauten Freunde, und Klärchen, seiner Geliebten; aber hier erlebt er keinen Konflikt. Auch sein Schicksal, obwohl tragisch, trägt keinen Zwiespalt in sich. So ohne Zwiespalt, ohne inneren Konflikt, braucht er nicht erlöst zu werden, während Faust, der einen äußerst heftigen Konflikt in sich trägt, am Ende die Erlösung nicht entbehren kann. Egmonts tragischer Untergang kommt dagegen von keinem Widerspruch. Er ist nur zu vertrauensselig, zu leichtsinnig, zu gleichgültig, aber nicht etwa moralisch schuldig. Sein Untergang gehört also zu seinem dämonischen Schicksal, ist deshalb nicht so sehr tragisch wie sinnvoll.

Solche innerliche gründliche Umwälzung in Goethe, vom Wertherischen Pessimismus zum Egmontischen Dämonismus, von dem Prometheischen Titanismus oder der Stimmung der »Grenzen der Menschheit« zur Stimmung des »Göttlichen«, vom subjektiven Menschen zum objektiven, vom Sturm und Drang in die aufgeklärte Weltauffassung, entspricht genau der buddhistischen Auffassung des »Satori«.

Allein man darf nicht vergessen, daß Goethe kein buddhistischer Kasteier, kein Märtyrer war. Von Natur aus war er ein Dichter, »dessen Religion die Schönheit, dessen Heiligtum die Natur und dessen Zweck die Bildung war«. Seine Sendung bestand darin, »das Leben darzustellen, und dazu mußte er das Leben beobachten«. Er konnte nicht, wie buddhistische Geißelbrüder, um die Seelenruhe zu gewinnen, aller sinnlichen Leidenschaft, aller weltlichen Begierde, sogar aller menschlichen Liebe entbehren. Seine Hingabe richtete sich, wie bei den Buddhisten, nicht auf »Hotoke«, sondern auf die übergroße, übermächtige, unerforschliche Urnatur. In ihm wurde die Liebe zum Menschen nur verklärt, nicht erstickt. In seiner titanischen Zeit bis nach der Wertherkrise kannte er die menschliche Liebe nur als eine Leidenschaft, die alles zerstört, weil er in dieser Zeit die Liebe nur als »allumfassend« kannte. Jetzt aber, nach der Wertherkrise, lernte er die Liebe als ein Ausruhen, als eine Beglückung kennen. Immerhin konnte er als Dichter, dem die Natur, die Schönheit, die Bildung die höchsten Gaben schienen, nach wie vor sein Verliebtseinwollen (im weitesten, antiken Sinne) nicht lassen.

Ungeachtet seines angeborenen starken Charakters hat er, wie Faust, in seinem ganzen Leben an Dualität gelitten, der Dualität zwischen Subjektivität und Objektivität, zwischen Aktivität und Passivität. Diese seine innere Dualität können wir vornehmlich an entgegengesetzten typischen Charakteren seiner Dichtung erkennen, an Götz und Weißlingen, an Albert und Werther, an Carlos und Clavigo, an Antonio und Tasso, an Jarno und Wilhelm und in gewissem Sinne auch an Mephisto und Faust. Oder er litt an zwei gegeneinanderstrebenden Trieben, möchten wir besser sagen, in sich selbst, und zwar an dem Problem, wie er die Fülle des eignen Lebens und Strebens einordnen sollte in das Leben der Allgemeinheit.

Wir müssen aber hier bemerken, daß Goethe, wie Faust, nach dem langen Leiden und Kampf seine Erlösung und Seelenrettung nicht schlechthin im Jenseits, sondern im wirklichen Leben und in dieser Welt, in der rastlosen Tätigkeit für die Welt suchte. Die Verse:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen

bedeuten nicht ein abstraktes Streben nach Abgeklärtheit und Loslösung von der Welt, sondern das tätige Streben in der Arbeit. Faust ist ein ganz typischer abendländischer Mensch, der nicht auf Beschaulichkeit und Verinnerlichung gestellt ist, sondern auf die Tätigkeit. In dieser Hinsicht ist auch der dämonische Mensch Goethe, der wie sein größtes Abbild Faust in derselben Welt seine Seelenruhe gefunden hat, ganz der Antipode der orientalischen Priester, die in erster Linie in der Loslösung von der Welt ihre Seelenrettung suchen.

Dennoch: daß er, nach dem langen geistigen Leiden, solche Dualität überwinden und den auf sich selbst ruhenden Zustand der Seele erlangen konnte, diese Tatsache entspricht meiner Ansicht nach ganz der seelischen Erlösung der hervorragenden buddhistischen Priester oder Heiligen. Und daß er nach der Wertherkrise das dämonische Vertrauen oder den festen Glauben an die Gottnatur errungen hat, war die erste, wichtigste Stufe seiner religiösen Hingabe, die uns an den Glauben durch das »kleinere Mittel« (Shôjo-no-shin) bei den Buddhisten erinnert, während sein endgültiger Glaube, errungen durch Leiden und Erfahrung seines ganzen Lebens, dem Glauben durch das »größere Mittel« (Daijô-no-shin) entspricht. In diesem Sinne war Goethe ein ganzer Mensch.

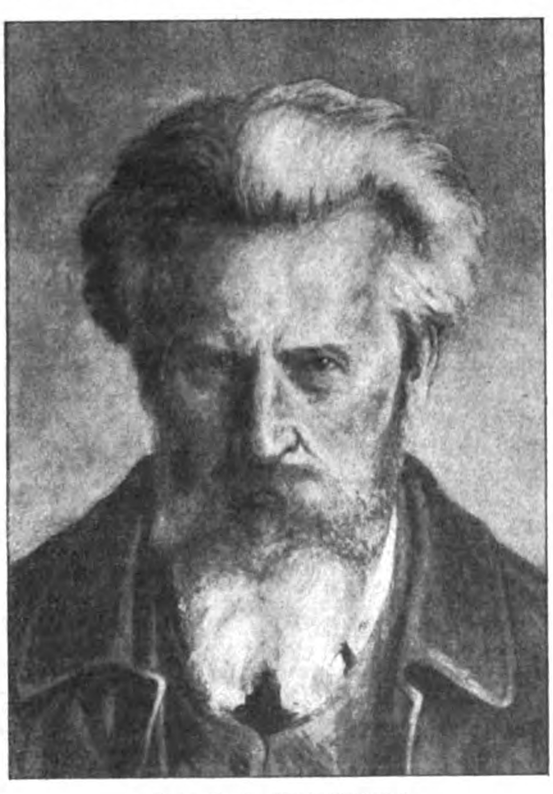
Vom Geist der Plastik

Von Prof. Max Kruse

Mit einer Einleitung von Dr. Felix Emmel

Max Kruse, der Schöpfer des Marathonläufers und andrer bedeutender plastischer Kunstwerke, hat soeben ein aus langjährigen Erfahrungen geschöpftes Buch vollendet: Der Geist der Plastik.

Bis in die künstlerische Atmosphäre zurückreichend, für die Schadow, Rauch und Schinkel noch vorbildlich waren, zeichnet es den Weg eines unermüdlichen schöpferischen Suchers nach wahrer plastischer Form. Das Ergebnis dieses Suchens bringt Kruse in die innigste Fühlung mit dem allerjüngsten Künstlergeschlecht. Kunst ist ihm im tiefsten unabhängig von der Natur. Jede bloße Nachahmung gegebener Wirklichkeit bleibt handwerklich und untergeordnet. Auch Plastik muß zu einer Kunst der reinen Formen werden. Atem unsrer eignen Zeit ist in diesem jungen Buche eines Siebzigjährigen. Alles Biographische ist jedoch nur Vorklang; das Entscheidende ist die neue, in die Zukunft weisende Erkenntnis über das Wesen der Plastik.



Max Kruse (Selbstbildnis)

Kruse hat den Zwiespalt der bisherigen Einstellung zur Plastik klar erkannt. Jedes plastische Werk läßt sich mit zwei Sinnen, mit dem Auge und mit dem Gefühl, verstehen. Daß man bisher sich fast ausschließlich auf das Auge beschränkte, verschuldete den starken Niedergang unsrer Plastik. Demgegenüber stützt Kruse sich wieder zunächst und vor allem auf das sinnliche Gefühl, als das einzige Organ, aus dem heraus Plastik geschaffen werden sollte. Zur wahren Plastik kommt man nur durch das vom Auge unabhängige sinnliche Erfühlen der Formen.

Alles das, was wir in übertragenem Sinne »Gefühl« nennen, geht auf die Urgefühle unsrer Tasterfahrung zurück. Leider wird durch eine falsche Erziehung der Urtrieb des Kindes, »alles anzufassen«, frühzeitig unterbunden. So mußte die Kultur der Hand im Abendland verkümmern, während der Orient bewußt auf diese Ertastung hinarbeitete, nur auf Erfühlen berechnete »Greifformen« herstellte und so nicht nur im Kunstgewerbe reichste Früchte künstlerischer Gestaltung erzielte. Die Stellung der hohlen Hand ist nach Kruse der natürlich gegebene Ur-Maßstab für die plastische Grundform wie für die plastische Oberflächengestaltung (die sogenannten Schwellungsprofile). Man glaube ja nicht, daß dieser Maßstab primitiv sei. Kruse hat — von der flachgestreckten Hand bis zur Fauststellung — nicht weniger als 250 verschiedene Handstellungen gezählt. Er versucht der Plastik, wenn nicht Harmonielehre und Kontrapunkt, so doch wenigstens die unentbehrliche Tonleiter zu geben, die bisher noch völlig fehlt.

Eine kunstpädagogische Tat, deren Auswirkung noch nicht abzusehen ist. Der Bildhauer, der sich von seinen Gefühlen leiten läßt, wird vor den meisten plastischen Irrtümern bewahrt bleiben. Aber auch für den Kunstgenießenden ist Kruses Erfühlungsweg von tiefer Bedeutung. Zum erstenmal wird hier die polare Gegensätzlichkeit von Gotik und Plastik erkannt. Die tastende Hand kann natürlich nur Maßstab für plastische Werke sein. Versucht man dagegen ein handgroßes Modell eines gotischen Domes in die Hand zu nehmen, so entsteht ein schmerzhaftes Gefühl. Denn in der Gotik ist der äußerste Gegenpol aller plastischen Form erreicht: die Hohlform. »Die plastische Form ist Füllung, die Hohlform will

Füllung.« Die plastische Form ist Ausdruck von Leben, die Hohlform ist Ausdruck von Lebenssehnsucht. Die erste wirkt organisch, real, diesseitig, die zweite unwirklich, transzendent, mystisch. Kruse ist vielleicht der erste, der uns die Gesetze der Hohlform aufgezeigt hat, und zwar aus eignem Schaffen heraus. Seine Christusmaske (im »Schweißtuch der Veronika«) ist eine große transparente Hohlform, in der wirklich der Ausdruck des Überirdischen Gestalt gewann.

Kruses Werk bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution der Plastik, einen völlig neuen Weg zu plastischer Gestaltung, die Vision einer kommenden Kultur.

Es ist nicht ohne leise Tragik, daß der siebzigjährige Meister am Abend seines Lebens sich zu so umstürzenden Erkenntnissen gedrängt sieht, Erkenntnissen, die er selbst vielleicht nicht mehr wird schaffend verwirklichen können. Mögen ihm die helfenden Hände tatkräftiger Jugend nicht fehlen!

Der folgende Aufsatz entstammt dem Werke Max Kruses und wird mit der Andeutung seines wesentlichen Inhalts zugleich eine Vorstellung seiner durchaus gemeinverständlichen Darstellungsart geben. F. E.

Die Form

Wir Bildhauer gebrauchen den Ausdruck Form sowohl für die Hohlform, die Raumbegrenzung, die Matrize als auch für ihr Produkt: den Ausguß, die Materialbegrenzung, die Patrize. Da der Begriff »plastisch« aber einen Wertmesser darstellt, was sich dadurch ausdrückt, daß wir von »mehr oder weniger plastisch« reden, so handelt es sich darum, den Maßstab für dieses Mehr-oder-weniger zu finden. Es ist bekannt, daß das Auge allein nicht imstande ist, unter allen Umständen zu unterscheiden, ob ein Gegenstand rund oder flach ist. Nur ein geübter Seher kann dies in fast allen Fällen. Die Übung des Sehens beruht aber auf einer großen Tasterfahrung, die der Mensch von Kindesbeinen an macht. Ich nahm also bei meinen Versuchen die Hand zu Hilfe und bemühte mich festzustellen, welche Gefühle ein Gegenstand erzeugte, den ich auf seine Plastizität untersuchen wollte. Es ist daher notwendig, daß der Leser das gleiche tut, wenn er mich verstehen will. Am besten macht man diese Fühlversuche mit geschlossenen Augen oder im Dunkeln. Wir wissen ja alle, daß Blinde ganz anders entwickelte Gefühlsnerven haben als wir Sehenden. Ja, die Form kann ganz ohne Augen verstanden werden. Es gibt blinde Bildhauer. Im Museum zu Innsbruck sind eine ganze Reihe von Arbeiten von einem solchen zu sehen; auch in Paris hat es einen blinden Tierbildhauer gegeben. Das volle Verständnis für die Form bringt erst das Be-greifen. Die ersten zwei Fühlversuche, die ich vorschlage, brauchen nicht im Dunkeln ausgeführt zu werden; sie können lebensgefährlich sein, und man kennt die Gefühle, die sie erregen, zur Genüge.

Der erste ist, eine scharfe Dolch- oder Messerklinge in die Hand zu nehmen.

Der zweite: den liebsten Menschen, den man besitzt, zu umarmen.

Würden wir beide Objekte nur mit den Augen auf ihre Plastizität prüfen, so würde es keine Konsequenzen haben.

Der erste Versuch kann Leben zerstören, jedenfalls einen intensiven Schmerz hervorrufen. Der zweite kann ein neues Leben schaffen und erregt ausgesprochene Lustgefühle. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die lange Reihe der Abstufungen.

Nehmen wir als dritten Versuch eine Glasscherbe oder ein Stück Blech in die Hand, so kann erstere wohl noch Schmerz bereiten, letzteres wird uns nur recht unangenehm sein.

Nur mit den Augen betrachtet, würden uns diese Gegenstände auch als unplastisch erscheinen, aber hauptsächlich deswegen, weil sie uns als unkörperlich erscheinen. Die Begriffe »unkörperlich« und »unplastisch« sind aber nicht identisch. Gerade ihre Unterscheidung ist eins der ersten Erfordernisse der Erkenntnis, die wir suchen.

Auch das Körperliche ist nicht allein mit den Augen festzustellen. Dieser Begriff ist ein Gradmesser. Es kann jedenfalls für unser Empfinden etwas mehr oder weniger körperlich sein. Zwar halte ich es für eine Selbstverständlichkeit, daß alle Erkenntnis durch unsre Sinnesorgane bedingt ist, also auch durch deren besondere Form. Aber ich muß doch daran erinnern. Die Wechselbeziehung zwischen dem zu untersuchenden Objekt und der Form unsers Gefühlsapparates, eben unsrer Hände, ist zu wichtig.

Daß demnach eine Form körperlich sein muß, um plastisch zu sein, ist für unsre Untersuchungen von vornherein klar. In welchem Grade sie es sein muß, wenn sie plastisch wirken soll, ist jedoch von größter Bedeutung.

Die Glasscherbe und das Blech sind zweifellos körperlich, aber wir empfinden sie beinahe als Fläche. Ein Blatt Papier wirkt noch unkörperlicher, obgleich es alle Bedingungen erfüllt, denen ein Körper genügen muß. Ein Würfel dagegen ist vollkommen körperlich.

Das Ausschlaggebende ist demnach das Verhältnis der Tiefe zu den beiden andern Dimensionen (Tiefe immer im bildhauerischen Sinne gebraucht). In welchem Grade eine plastische Form körperlich sein muß, liegt nur in

unserm Gefühl und ist *nur mit der Hand* festzustellen.

Nehmen wir nun einen Apfel, eine Birne, ein Ei, das Köpfchen eines Kindes in die Hand, oder legen wir die Hand auf die Stirn von Goethes Maske oder auf die unberührte Brust einer Jungfrau, so haben wir das Gefühl des vollkommenen Erfülltseins. Diese Formen hätten wir auch instinktiv als plastisch bezeichnet. Den *Gradmesser* für neu zu schaffende Formen haben wir jedoch erst in den *Gefühlen* gefunden, die in unsrer *gewölbten Handfläche*, in diesem Falle der Matrize, erzeugt werden.

Es gehören aber noch eine ganze Reihe von Bedingungen dazu außer den zwei Fundamentalbegriffen »plastisch« und »körperlich«, um ein *Kunstwerk* zu schaffen, das wir plastisch nennen können.

Ich will zunächst eine Reihe von leicht erreichbaren Gegenständen nennen, die jeder auf ihren Grad von Körperlichkeit und Plastizität prüfen möge. Jeder erfühle also einmal intensiv *mit der eignen Hand* oder, wo das nicht möglich ist, durch lebhaftes Vorstellen folgende Objekte (ohne die Augen zu Hilfe zu nehmen) und beachte die erfühlten Unterschiede:

Einen Billardball	Eine Tomate
Eine Kegelkugel	Eine Weinbeere
Einen Tennisball	Eine durchsichtige Glaskugel
Eine frische Pflaume	Ein hartgekochtes Ei
Eine getrocknete Pflaume	Ein rohes Ei
Eine grüne Kastanie	Ein Distelblatt
Eine reife braune Kastanie	Eine Fischgräte

Geometrische Formen

Einen Kegel	Einen Kubus
Eine Pyramide	Einen Kantel
Eine Mohrrübe	Eine Weintraube

Zylindrische Formen

Eine Walze aus Eisen	Eine Walze aus Holz
Eine Walze aus Stein	Eine Walze aus Gummi

Formen des Menschen- oder Tierkörpers

Ein Kinderköpfchen	Eine weibliche Schulter
Eine Menschenstirn	Eine weibliche Brust
Eine männliche Schulter	Einen Katzenschädel
Eine männliche Brust	Einen Pferdehals

Eine Austernschale (Innenseite)	Einen Regentropfen
Eine Miesmuschel (Innenseite)	Ein Stück Koks
Eine Flaumfeder	Einen Haarkamm
Eine Seifenblase	Eine geöffnete Sardinenbüchse
	Eine Eierschale

Kunstformen

- Die Florentiner Domkuppel
- Die Berliner Domkuppel
- Die Peterskuppel
- Einen griechischen Tempel
- Eine Renaissance-Kirche
- Einen gotischen Dom
- Gotische Stuhl- und Armlehnen
- Barocke Stuhl- und Armlehnen
- Rokoko-Stuhl- und Armlehnen
- Eine ägyptische Säule
- Eine dorische Säule
- Eine romanische Säule
- Eine gotische Säule
- Einen gotischen Giebel
- Einen deutschen Renaissance-Giebel
- Figürliche Skulptur der Gotik
- Figürliche Skulptur des Barock
- Figürliche Skulptur des Rokoko
- Torso der Venus von Milo
- Torso der Mediceischen Venus
- Michelangelos »Morgen«
- Michelangelos »Pietà«
- »Balzac« von Auguste Rodin
- Den gotischen Wasserspeier
- Das Kruzifix

Wer diese Fühlversuche praktisch vornimmt, wird erkennen: Die erste Voraussetzung für plastische Formengebung ist, daß die *Gesamtform körperlich* ist, die zweite, daß die *Detailformen plastisch* sind. An den angeführten Beispielen können wir erfühlen, daß eine *plastische* Form das Gefühl für *Körperlichkeit* genügend hervorruft, während eine *körperliche* Form sehr *unplastisch* sein kann.

Die Grundform des Plastischen als auch des Körperlichen ist die *Kugel*. Aber auch die Kugel kann unkörperlich sein, wie der Wassertropfen und die Seifenblase, weil sie schon bei leiser Berührung ihre Form verlieren und weil sie durchsichtig sind. Unser Gefühl fürs Körperhafte verlangt *widerstandsfähiges Material*.

Von unsern Beispielen entsprechen der Billardball und die Kegelkugel am meisten dem Ideal des sowohl Körperlichen wie Plastischen. Aber auch eine feste Kugel befriedigt unser Gefühl für Körperhaftigkeit nicht, wenn sie durchsichtig wie die Glaskugel ist.

Die Größe ist auch ein Faktor, der das Gefühl für Körperlichkeit stark beeinflußt. So ist eine Erbse nicht geeignet, es zu befriedigen. Die Größe muß wenigstens so sein, daß sie die *hohle Hand ausfüllt*.

Bei der Befriedigung des plastischen Gefühls spielt die Struktur der *Oberfläche* eine ausschlaggebende Rolle und kann nur *mit der Hand* festgestellt werden. Worte reichen dazu *nicht* aus. Man kann nur sagen, daß sie *nicht zu rauh* und *nicht so glatt* sein darf, daß die Hand darüber hinweggleitet. Mit dem *Gefühl*, das eine *Kugel* aus *festem glattem Material* von einer *Größe, die die Handfläche voll erfüllt, erzeugt*, ist der *Maßstab gefunden* für ein weiteres Suchen nach den Bedingungen, die ein plastisches Kunstwerk erfüllen sollte.

Der Jagdsteig

Novelle von Hans Deißinger

Die Almen, auf die Sebastiano von seinem Herrn, dem Kleinbauern Juan Bastiba, sommersüber mit den Herden geschickt wurde, waren die am höchsten gelegenen in der ganzen Gegend. Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte kamen schon die grauen Geröllhalden in den mageren Grasboden herabgekrochen, wie leise, hungrige Wölfe aus den Stein- und Schneewüsten der Gipfelöde.

Wochenlang hörte das Ohr des Hirten keinen andern Laut als das blecherne Rasseln der Herdenglocken an den weidenden Tieren, das eintönige Brausen eines entfernten Wasserfalls und den Schrei des Geierpärchens, das in den steilen Nordwänden horstete.

Ab und zu kam José über das Gebirge herüber, um sich von Sebastiano etwas Tabak zu leihen. Er hütete jenseits des Kammes auf den Gründen eines Gutsherrn, der seine Leute schlecht bezahlte, und mußte mehrere Stunden auf dem mühseligen Pfad, der hier die einzige Verbindung zwischen Nord und Süd darstellte, über den Grat klettern, um sich die Handvoll Tabak zu borgen.

Sebastiano wußte, daß er das Geliehene nicht zurückerhielt, und sah es mit finsterer Miene, wenn der Gast sich einstellte. Er kannte José von früher her und war einige Jahre hindurch mit ihm zugleich bei Juan Bastiba in Dienst gestanden. Aber sein Herr hatte den Burschen eines Tags davongejagt. Gewisser Betrügereien wegen, wie es hieß, oder was sonst verbreitet wurde. Die Leute redeten damals dies und jenes, und die Umstände schienen es nahezulegen: denn Juan Bastiba hatte eine Tochter, und José galt als der schönste und gefährlichste Bursch im Ort. Auch Sebastiano wurde zu der Angelegenheit in Beziehung gebracht, ja, viele behaupteten, er sei es vornehmlich gewesen, der die Entfernung Josés betrieben und durchgesetzt habe. Sicheres war bei all dem nicht herausgekommen. Jedenfalls, so viel stand fest: Sebastiano mochte den lockeren Gesellen nicht, dem die Verschlagenheit in den Augen und die Verwegenheit auf der Stirne saß, und gab ihm schweigend nur jedesmal das Verlangte, um ihn wieder loszuwerden. —

Die Woche über verrichtete er die Geschäfte, die ihm die Besorgung des kleinen Anwesens auferlegte, mit gleichmäßiger Sorgfalt und Pünktlichkeit. Des Sonntags aber erhob er sich bald nach Mitternacht vom Lager, um in das einige Stunden abwärts gelegene Kirchdorf zu gehen und dort die Messe zu hören.

Er tat dies nicht eigentlich in erster Linie der Messe wegen, obwohl er sonst ein frommer Mann war, sondern um mit Vicenta zusammenzutreffen, die während des Sommers eine unfern des Dorfes gelegene, ihrem Vater gehörige Almwirtschaft und Käserei betrieb.

Vicenta war die Tochter Juan Bastibas, und Sebastiano kannte sie seit ihren Kinderjahren. Er hatte mit der Zähigkeit und Bescheidenheit, die seinem Wesen so sehr zu eigen waren, viele Jahre um sie geworben, ohne Hoffnung oder bemerkenswerte Aussicht auf Erfüllung seiner Wünsche. Aber er hatte ausgehalten, hatte mit unerschütterter Geduld die üblen Launen und die schlechte Behandlungsweise Juan Bastibas hingenommen und obendrein nicht selten für drei gearbeitet, wenn sein Herr, der ein Trunkenbold war, die Dinge gehen ließ.

Da geschah es denn schließlich, daß Juan Bastiba, der wohl sah, wie es um ihn bestellt war, und als er vergeblich nach einem günstigeren Schwiegersohn Ausschau gehalten hatte, ihn eines Tags zu sich beschied und ihm die Hand seiner Tochter zusagte.

Vicenta, als ihr Vater mit Sebastiano unter die Tür ihrer Kammer trat und ihr mitteilte, worüber sie soeben übereingekommen seien, heftete für Sekunden ihre grauen, leisgeflammten Augen auf den Mann, der von nun an das Schicksal ihres Lebens bedeuten sollte. Dann schlug sie die langen Wimpern nieder, legte das Nähzeug aus den Händen und wartete, bis Sebastiano auf sie zutrat, sie vom Sitze hob und als seine Braut auf die Wangen küßte ...

Es würde in der Umgebung, der sie entstammte, als unanständig empfunden worden sein, hätte man dem Familienhaupte gegenüber mit einer eignen Meinung an den Tag treten wollen. Man nahm die Wünsche, die Befehle schweigend hin, man fügte sich seinen Entschlüssen als einem Gegebenen, das nicht weiter zur Verhandlung stand.

Vicenta trat, als die beiden Männer den Raum verlassen hatten, zum Fenster, in dem die Sommerblumen in dichter Fülle wucherten. Und sie nahm, in Gedanken versunken, ihre Zöpfe über die Schulter, ließ die seidenen Strähne spielend durch die Finger gleiten und blickte mit unbeweglichen Augen gegen das mittagblaue Gebirge hinauf.

Es war nunmehr durch die Umstände nötig geworden, daß sie während der Zeit, bis ihr Vater die Hochzeit würde festgesetzt haben, die Zurüstung ihres Brautschatzes in Angriff nahm, mit der Schaffnerin, die nach dem Tode ihrer Mutter ins Haus gekommen war, dies und jenes beredete und zuweilen überdachte, wie sie es halten, auf welche Weise sie's einrichten wollte, wenn sie mit Sebastiano zusammen das Anwesen übernommen hätte.

Sie begann denn auch ihre Tätigkeit in dieser Weise einzurichten, und man konnte sie während der eintönigen Herbst- und Wintermonate, welche die Hausgenossen im Tale versammelt hielten, in stummer Sammlung, ernst und abgekehrt, an ihren neuen Pflichtenkreis gewendet sehen.

Im Spätfrühling aber, wenn die Macchien, der immergrüne Buschwald, an den Almhängen zu blühen begannen, ließ sich beobachten, daß sie jedesmal in sonderbarer Hast ihre Tätigkeit abbrach, Seide und Nadel in die Truhe schloß und mit Schaf- und Ziegengefolge die alte, baufällige Almhütte besiedelte, die eine Wegstunde oberhalb des Bergdorfes vereinzelt in den Weidegründen lag.

Hier nun pflegte sie, wie gesagt, Sebastiano, wenn er des Sonntags von seiner Sennhütte herabkam, aufzusuchen und einen Teil des Tages zu verbringen.

Sie schritten gemeinsam ins Dorf zur Messe, tranken hernach in der Schenke einen Krug Wein, plauderten mit den Leuten von dem, was es im Tale Neues gab, und machten sich sodann auf den Rückweg.

Wenn sie wieder in Vicentas Behausung angekommen waren, begab sich Sebastiano in die Ställe und auf die Weideplätze, um nach den Tieren zu sehen, ob alles in Ordnung sei, prüfte die Käsevorräte und traf die und jene Anordnung für die kommende Woche. Vicenta hantierte am Herde, gab auf seine Fragen Auskunft und stellte zu Mittag das Essen auf den Tisch. Sie schien immer in ihre Arbeiten vertieft und hob nur selten einmal das Antlitz, während sie sprach.

Zuweilen aber konnte es geschehen, wenn er ihr abgekehrt stand oder außen am Hause vorüberging — da schillerte ein Blick aus ihren Augen nach seiner Erscheinung und hing, einem beutewachen, fährteirren Nachtgetier vergleichbar, sekundenlang in bösem Glanz, unschlüssig grübelnd, an dieser derbgefügten Knechtsgestalt, auf deren Schultern schon die vorgeschrittenen Jahre tiefer lasteten.

Manchmal versuchte Sebastiano zu scherzen, oder was er dafür hielt. Da lachte sie kurz. Nur ein wenig scharf und seelenlos und so, als wäre es ihre Pflicht. Und er merkte es und verstummte, ward unsicher und fiel in stumpfes Denken. Ihr Wesen war immer so, versuchte er sich klarzumachen. Schon als Kind war sie so. Gegen ihren Vater, die Hausgenossen, gegen alle. Es ändert nichts, daß ich mich damit quäle. Und er grübelte düster in sich hinein. Zuweilen stieg ein dickglutiges Feuer in seine Augen, das sprang unvermerkt an ihre Gestalt und strebte sengend an den vollen Gliedern empor. Laß gut sein, Weibchen! knirschte er in Gedanken. Du hast deinen Brunnen noch nicht ausgeschöpft, du Bitterpflänzchen! Es kommt wohl auch für dich noch eine Stunde, die den Reif von dieser Hülle schmilzt. Und er saß und zerrte den Bart über die Kiefer, grub die Zähne hinein und starrte vor sich hin.

Aber dann konnte es auch geschehen, daß er plötzlich aufstand und sie mit seinen mächtigen Händen faßte. Sie wand sich und erbebte in der eisernen Umklammerung. Doch er preßte ihren Kopf in die Fülle seines Haares zurück und küßte ihren Mund, bis die kleinen weißen Zähne die eingepreßten Lippen freigaben und sie, wie von süßen Schauern getroffen, mit aufgelösten Gliedern in seinen Armen lag. Das geschah des öfteren.

Ging er sodann von ihr und befand sie sich wieder allein in ihrer Stube, dann schob sich eine bleierne Stille über den Raum. Sie saß an ihrem Platze, versunken, ohne Regung, die Hände, als gehörten sie ihr nicht selber an, in ihrem Schoß, und brütete vor sich hin, bis in der Dunkelheit das Gebrüll der Tiere lauter aus den Ställen zu ihr drang. Und oft geschah es, daß sie hernach aufsprang, zum fließenden Brunnen eilte und sich die Flut über Arm und Antlitz strömen ließ, als müßten die kühlen Wellen einen haftenden Makel an ihr tilgen.

Ein Jahr und fast ein zweites verstrich in dieser Weise, und Juan Bastida dachte bereits daran, sich nunmehr zur Ruhe zu setzen und das Anwesen den Jungen zu übergeben.

Weil er aber ein zaudernder Mensch war, kam es zu Anfang des dritten Jahres immer noch nicht dazu; und Vicenta bezog, kaum daß die Schneeschmelze recht vorüber war, von neuem ihre Sennerei oberhalb des Bergdorfes.

Es schien alles wieder den gewohnten Verlauf zu nehmen, an den Bergwiesen verblühte schon der Vorsommer, und die Ringamseln hatten über dem beginnenden Brutgeschäft mählich ihr Singen eingestellt, da fiel es Sebastiano auf, daß in Vicentas Betragen eine Veränderung vor sich ging, die ihn halb mit Befriedigung, halb mit Besorgnis erfüllte.

Er durfte sich die Unbekümmertheit, den leichten Sinn, den sie bei allem zu erkennen gab, nicht mehr verhehlen. Er mußte eine Fröhlichkeit, ein aufgeschlossenes Wesen an ihr merken, das ihn erstaunen machte. Ja, öfters trat, es war nicht von der Hand zu weisen, sogar ein Zug von Ausgelassenheit an ihr zutage, der ihn befremdete.

So konnte es ihm jetzt, wie sonst nur einem wohlgelittenen Oheim, widerfahren, daß sie ihn ganz plötzlich halste, sich mutwillig an seinen Nacken hängte und, mit den Füßen tollend, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen suchte. Es traf sich häufig, daß sie ihm entgegensprang, wenn er sich kaum erst dem Hause näherte, ihn

an den Händen faßte, seine Wangen koste und schelmisch ihren Kopf an seinen Schultern barg. Er sah sich öfters in das Haus gezogen, in Scherz und Nedereien verwickelt, obschon es Zeit gewesen wäre, sich zum Kirchgang anzukleiden. Sie überließ sich in zunehmendem Grade der Neigung, irgendeiner unwichtigen Beschäftigung anheimgegeben, in der Stube auf und ab zu trällern, während eine dringende Arbeit ungetan blieb. Und sie lachte nunmehr bei den gleichgültigsten und ernstesten Dingen, die er sagte, daß er nie so oft ihre sperbergrauen Augen in ihrem Glanz hatte leuchten sehen wie jetzt.

Das erstemal geriet der bedachtsame Mann in ein unsicheres Schwanken, das mit wachsender Stärke sein inneres Gleichmaß zu erschüttern drohte, je weniger sich seinem einfachen Denken eine Erklärung dieser ungewöhnlichen Erscheinung darzubieten vermochte.

Er nahm sich vor, im Herbste bei Vicentas Vater auf die Heirat und Übergabe des Besitzes zu bringen, und begann gleichzeitig, während er im Verkehr mit Vicenta ein unverändertes Verhalten an den Tag legte, in unmerklicher Weise und soweit es die Umstände gestatteten, ihre Äußerungen und Wege, ihr Tun und ihre Umgebung zu überwachen.

Einige Zeit verstrich in dieser Weise.

Es fand sich nichts Auffälliges, nichts, daß einem Argwohn bestimmter Art hätte Vorschub leisten können. Die Gegend war einsamer denn je. Die Hofjagden, die sonst für einige Wochen eine Schar von Jagdbediensteten in die Gegend brachten, waren in einen andern Teil des Gebirges verlegt worden, und selbst José kam nicht mehr so regelmäßig wie vorher.

Eines Sonntags aber begab es sich, daß Sebastiano in der Kirche hinter Vicenta stand und von ungefähr in ihr Gebetbuch blickte, gerade als sie flüchtig ein Blatt umschlug, hinter dem einige Tomerilloblüten lagen, von einer Art, wie sie sich nur äußerst selten noch in dieser Gegend des Gebirges fanden, und die auch scheinbar vor nicht langer Zeit gebrochen worden waren: denn sie spendeten, so rasch sie jetzt auch wieder zwischen den Blättern verborgen wurden, noch eine würzige Welle ihres vielbegehrten Duftes ringsumher.

Sebastiano wußte, daß die Pflanzen an der Nordabdachung des Gebirges ausgerodet und nur noch jenseits der Wasserscheide an einigen Stellen der Südhänge aufzufinden waren.

Der Umstand, andernfalls belanglos, erschien ihm plötzlich von besonderem Interesse, und er begann in der bedächtigen Art, die ihm zu eigen, seine Gedanken daranzuhängen. Wie kam Vicenta in den Besitz der Blumen?

Er erwog das und jenes, ohne zu einem Schluß zu kommen, er zog verschiedene Möglichkeiten in Betracht, um sie wieder zu verwerfen. Er wußte niemand, der hier Beziehungen über das Gebirge hatte, ebensowenig wie es seiner Erfahrung nach zu geschehen pflegte, daß just an dieser Stelle einer, den fast ungangbaren Gratweg benützend, von jenseits über das Gebirge kam, man wollte denn etwa José und seine Tabakfahrten in Erwägung ziehen ... José und seine Bettelreisen, seine öfteren Besuche. Hm!

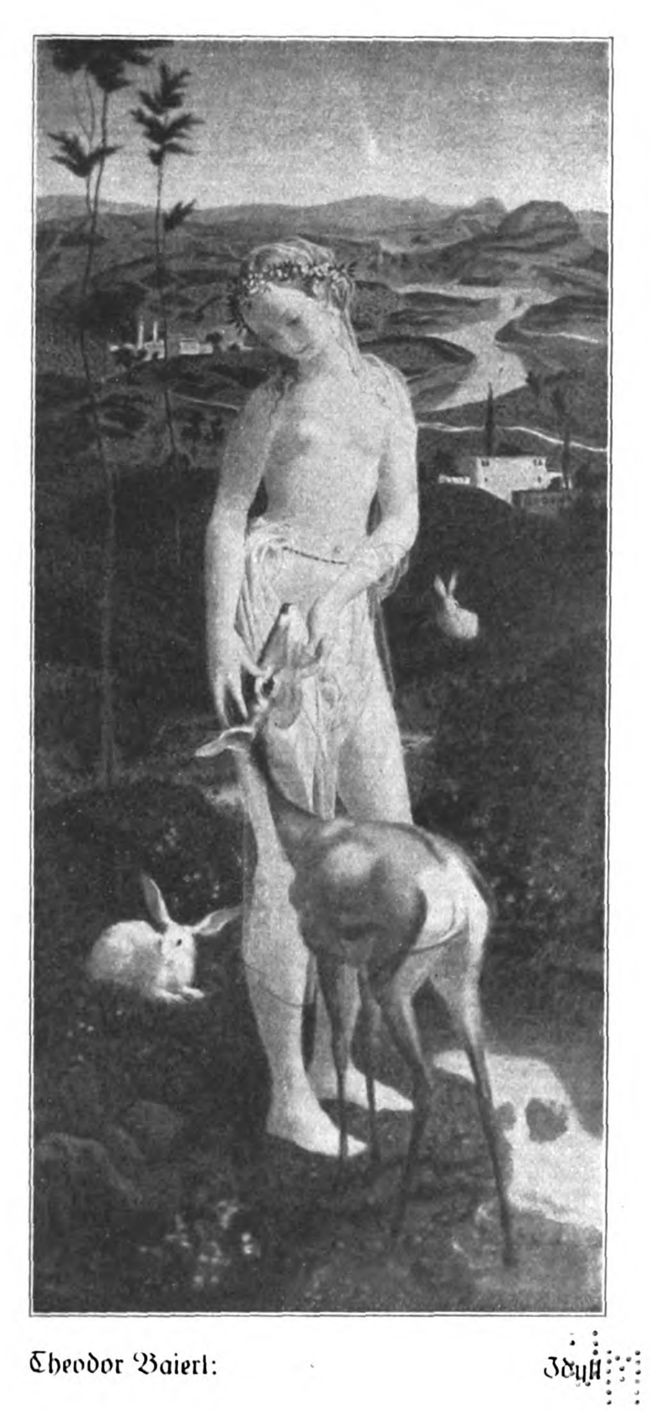
Sebastianos Gedanken begannen, sonderbar angeregt, hinter dieser Tatsache herzulaufen, ließen nicht ab, mit seltsamer Hartnäckigkeit um diesen einen Punkt zu kreisen. Er nahm kaum noch den Fortgang der gottesdienstlichen Handlung wahr, er antwortete zerstreut, als sie nachher unter den Leuten in der Schenke saßen; er ließ sich zum Trinken nötigen und mußte schließlich von Vicenta an die Heimkehr gemahnt werden.

Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um und trat zu Matteo, dem Wirt: »Kannst du mir sagen,« warf er in scheinbar gleichgültigem Tone hin, »ob José in neuerer Zeit hier im Dorfe verkehrt; oder so herum? Ich wäre dir für eine Auskunft sehr verbunden.«

Um das breite Maul Matteos spielte ein Lächeln. Er stemmte die Hände in die fetten Hüften und zuckte mitleidig die Achseln: »Ich kann es nicht sagen. Ich kann es wirklich nicht sagen ... Es ist mir nicht erinnerlich, ihn hier gesehen zu haben. Ich komme die Woche hindurch nicht vor die Tür und kümmere mich nicht darum, was die Leute hier auf den Bänken schwatzen. José ist ein Lump, der mir kein Zehntel Wein abkaufen kann —« Er hielt abwartend inne und schielte träge blinzelnd nach der Diele.

»Höre,« sagte Sebastiano und trat einen Schritt näher. »Ich werde mit Juan Bastida über die Weinpreise reden, wenn du im Herbst bei ihm deine Einkäufe besorgst. Halt ein wenig deine Augen offen! Ich komme nächstens wieder vorüber —« Er warf ihm einen bedeutsamen Blick zu und verließ die Stube.

Es war ein klarer Tag, als sie den Heimweg antraten. Morgenbeglänzt flohen die Almen, eine über der andern, den Ätherhöhen zu, und zu oberst ruhte das Gebirge, ein einziger lichtverklärter Riesenkelch, in unkündbarer Schönheit still. Aus den halbverblühten Macchienhängen schwamm vereinzelt ein sattes Honigwölkchen ab und kreuzte ihren Weg. Zeitweilig schlief die Luft in der warmen Pflanzendecke ein, dann schwoll zu ihren Füßen der tieferregte Arbeitschor der Bienenvölker, heiß und sonnenüppig, ein blühender Teppich, durch die Harmonie der Räume leishin mit dichtem Klang- und Goldgespinst gebreitet.



Theodor Baierl: Idyll

Sebastiano führte eine einsilbige Unterhaltung. Vicenta schritt schweigsam neben ihm, den Blick besinnlich am Boden, wie es die Sitte für den Kirchweg wollte.

Aber einmal sprang der Bergwind droben in den Felsen auf und kam ein Stück talab geflügelt. Da erwachte sie, von seiner herbfrohen Fülle getroffen, aus dem Verführerspiel bestrickender Gedanken. Und sie breitete plötzlich ihre Arme, fing ihn an ihrer Brust und ließ sich, vom Drang und Taumel inneren Jubels hingerissen, in hellem Schwunge um sich selber drehen. »O wie herrlich, Sebastiano!« lachte sie und wirbelte auf ihren schlanken Füßen über den Rain, daß die Röcke ein schimmerndes Rad um ihre Knie schlugen. Das goldgespängte Gebetbuch in ihren Händen blitzte gegen den tiefblauen Himmel, unter der wehenden Mantilla glänzte das bunte Mieber im Sonnenlicht.

Sebastiano blickte mit düsterer Miene auf das übermütige Spiel. Als sie wieder an seine Seite getreten und eine Weile neben ihm hergeschritten war, bemerkte er wie von ungefähr: »Ich habe heute beobachtet, daß du ein Sträußchen Tomerillo in deinem Gebetbuch trägst. Ist es nicht so? Du brauchst nicht überrascht zu scheinen deswegen. Es fällt mir nur gerade ein, weil ich darüber nachdenken mußte, wie es dir wohl gelungen ist, zu den Blumen zu kommen. Mir ist es nämlich seit Jahren nicht mehr geglückt, einige Stämmchen auf unsrer Seite des Gebirges aufzustöbern.«

Sie zuckte leise zusammen, wie eine schöne Natter im Lichtstrahl zusammenzuckt, wenn der Fuß des Wanderers die schützende Felsplatte zur Seite schiebt, es war nicht zu übersehen. Unschlüssig starrte sie, an Sinn und Blick verwirrt, sekundenlang auf das Gebetbuch in ihren Händen. Doch nun gab sie sich mit scharfem Willensdruck sich selbst zurück: »Ach so,« bemerkte sie gedehnt, als hätte sie sich erst besinnen müssen. »Die meinst du! Ei, richtig, ja — nun ist mir schon erinnerlich, da sprach unlängst einer im Vorübergehen bei mir vor, der eben von jenseits über den Gipfel kam und einen hübschen Strauß bei sich hatte. Von dem habe ich mir einige Sternchen erbeten. Sie sind jetzt eine Seltenheit, und ich habe sie in mein Gebetbuch getan. So merke ich des Sonntags in der Kirche den dumpfen Geruch nicht, den die Leute an den Kleidern tragen.« Sie hielt inne, als überlegte sie nachträglich, was sie soeben mit nur flüchtigem Erwägen ausgesprochen. Ein feines Rot stieg, unsicher pochend, an ihren Schläfen auf. Begab es sich, daß ihr mit einmal töricht und beschämend vorkam, was sie bewegten Gemütes, in erstem Eifer hingeworfen? Bemächtigten sich Zorn und Unmut, des Knechtes Argwohn deutlicher erkennend, ihres leicht gereizten Sinnes? So viel war merkbar, daß Gefühle und Gedanken in wachsender Verwirrung ihre Brust bedrängten. Teilnahmlos blätternd, wie es scheinen sollte, glitten ihre Finger durch die Seiten. Ein böses Schweigen lag vor ihren Tritten. »Es ist mir übrigens,« begann sie, und ihre Stimme klang seltsam verändert, »es ist mir übrigens nicht etwa was daran gelegen, wenn du vielleicht vermuten solltest.« — Das schön gebundene Buch erbebte leicht in ihren Händen, die Blätter knisterten an ihren Fingern. Und plötzlich faßte sie Papier und Blumen — ein scharfer Ruck — sie waren herausgetrennt und heftig in der Hand zerknüllt. »Da!« sagte sie mit spitzem Mund und warf den Knäuel zur Erde.

Sebastiano stand erst betroffen, dann bückte er sich, hob das Papier umständlich vom Boden auf und brachte mit finsterer Verlegenheit hervor: »Ich sehe nicht ein, weshalb du deswegen das Buch verwüstest.«

»Es liegt nichts daran,« antwortete sie. »Ich habe viele Gebetbücher zu Hause in der Truhe liegen.« —

Als José einige Zeit darauf wieder in Sebastianos Hütte erschien und mit lächelnder Miene um eine Tabakspende bat, sprach dieser: »Hier hast du das Verlangte. Damit magst du für dies eine Mal noch deiner Wege gehen. Wofern ich dich aber von heute an auf dieser Seite des Gebirges antreffe, so stoße ich dir das Messer ins Genick. Verstehst du? Ich werde ein Auge auf den Saumweg haben.«

»So,« sagte José gedehnt und steckte den Tabak ein. »Ich denke, der Weg ist für jedermann da, der es nötig hat, ihn zu benützen.«

»Das magst du mit dir ausmachen,« entgegnete Sebastiano und verließ die Stube.

Von dieser Stunde an ging eine merkbare Veränderung in der Lebensweise sowohl wie in den Gewohnheiten des sonderbaren Mannes vor sich.

Während er sonst in Ruhe seinen Geschäften nachging und gelassenen Sinnes seine Absichten und Unternehmungen bedachte, gönnte er sich von nun an keine zufriedene Stunde mehr. Er unterzog sich zwar gewohntermaßen seinen täglichen Obliegenheiten nicht anders als bisher, doch stand er nun bei allem Tun wie unter einem unheilvollen Zwang, nur halben Sinnes und ohne Anteilnahme seinem Pflichtenkreis anheimgegeben. Im Geiste befand er sich stets abseits, ohne Rast, auf Wegen und Pfaden, die der gehaßte Andre beschritt, vermutlich beschritt, vielleicht zu einer Zeit, da ihn selber das gleichmütigste Schaffen an das Haus gefesselt hielt. Der Tag ward ihm zur Last, und er atmete frei und wie erlöst, wenn er, einen mageren Bissen in den Ranzen schiebend, die Tür hinter sich verschloß und einer Stelle zu-

schritt, die ihm erprobtermaßen einen unbehinderten Ausblick auf die Gegend gestattete, in die Klüfte und Felsen der benachbarten Gebirgswände hinüber, durch die der bewußte Klettersteig herniederleitete.

Stundenlang konnte er hier ausharren, hinter verstreutem Felsgeblöck kauernd oder zwischen die niederen Ginsterbüsche geduckt, und unverwandt die Gegend prüfen. Es verschlug dem wetterharten Manne nichts, wenn die Höhenstürme zwischen den Wänden rasten, eisscharfe Regenstöße über ihn hinwegfegten; er opferte Mittagsrast und Vesperruhe, er verschmähte das schützende Dach seines Hauses und lag die Nächte lang unter den strahlenden Sternbildern im schwarzen Gekräut, die Augen, der wildernden Bergkatze gleich, ins blühende Dunkel gebohrt oder in die schleifenden Nebel der Morgendämmerung. So sehr hatten Liebe und Eifersucht von dem alternden Manne Besitz ergriffen.

Allein so eifrig er seine Bemühungen fortsetzte, es wollte sich nichts ergeben, das geeignet gewesen wäre, eine Entscheidung irgendwelcher Art hervorzurufen oder auch nur eine Erklärung seltsamer Umstände herbeizuführen. Er vermochte einerseits nichts, auch nicht das geringste zu entdecken, was als eine Bestätigung seines Argwohnes hätte gelten können — José irgendwo anzutreffen, war ihm auch nicht einmal möglich gewesen, und Vicenta war zu ihrem früheren Wesen zurückgekehrt —, anderseits aber und zu eben derselben Zeit wußte er sich davon zu unterrichten, ja, er hatte Beweise dafür in Händen, daß José in Zwischenräumen nach wie vor sich diesseits des Gebirges aufhielt, und oftmals, wenn er sich, von Unruhe getrieben, in später Dämmerstunde an Vicentas Gehöft heranpirschte, hörte er sie mit seltsam dunkler, langgezogener Stimme in den Ställen singen.

Dumpfe Zweifel durchwogten in zunehmendem Grade sein Inneres, und seine Gedanken spürten Tag und Nacht, argwöhnisch kreisend, um das Rätsel der Erscheinung.

Als nach einiger Zeit wieder einer der Knechte Juan Bastidas heraufkam, um Salz für die Tiere und sonstiges an Vorräten nachzuliefern, bemerkte Sebastiano, da sie des Abends im Gespräch zusammensaßen: »Es ist dir wohl auch bekannt, daß hierherum ein einziger Weg — was man so Weg nennen kann —, über die Wasserscheide führt? Du bist ja, wenn ich nicht irre, in der Gegend zu Hause.«

»Ich habe meine Jugend hier zugebracht,« antwortete der Gefragte, »und kenne einen Tagmarsch auf und ab jeden Stein. Es ist nicht anders als Ihr sagt. Außer in jener Felsenrinne, vermag hier niemand über die Wände zu kommen, er hätte denn Flügel des Adlers.«

Er schwieg und sog nachdenklich an seiner Pfeife. Die Abendstille schwebte durch die Räume, in stillem Feierzuge erdwärts wallend, und sank mit leisem Grübeln in das eherne Gestein.

Nach einer Weile erhob der Knecht von neuem seine Stimme: »Das heißt, wenn man's genau nehmen wollte,« ließ er sich vernehmen, »eine Gelegenheit wäre da wohl noch vorhanden — es fällt mir eben nachträglich ein —, ein Stück abwärts von hier, in der Nähe des Wasserfalles, so eine Art Pirschsteig oder Jagdsteig, der, wenn ich recht unterrichtet bin, bis zum Grat hinaufführt. Er ist für das Jagdpersonal bestimmt und nicht so ohne weiteres benutzbar. Man hat ihn seinerzeit der Hofjagden wegen angelegt und sich's ein Stück Geld kosten lassen; die Sache liegt dort nicht so einfach. Es mußte vielerorts mit Klammern und Griffen nachgeholfen, Stifte mußten eingeschlagen und Sicherungen gespannt werden, um nur noch ein Fortkommen zu ermöglichen. Übrigens glaube ich kaum, daß jemand aus der Gegend davon Kenntnis hat. Es ist königliches Hegerevier und der Einstieg schwer zu finden. Ich selber weiß um die Sache von damals her, da ich als Treiber bei den großen Herbstjagden war — vor, wenn ich richtig schätze, 15, 20 Jahren oder länger. — Ja, ja, Herr, dazumal, als man noch etwas jünger war und was riskierte, du liebe Zeit...! Doch damals, auf mein Wort, da stellte ich einen Kerl dar, der's in den Knochen hatte — Ihr könnt mir's glauben, Herr, ich galt einmal als bester Steiger weit und breit in unsrer Gegend. Ich und José, der früher bei Juan Bastida zugleich mit mir in Dienst gestanden ist.«

Er sprach noch eine Weile fort, von dem und jenem, wie es ihm gerade in seinem Kopf aufstieß; denn er war ein redseliger Mensch.

Sebastiano aber saß mit einem Male schweigsam, die erkaltete Pfeife zwischen den Zähnen, und sah mit harten Zügen nach den verräterischen Bergen, in die sich langsam die Nacht hineinfraß. Er hörte die Worte des Redenden neben sich schallen, aber er nahm sie nicht mit seinem Geiste wahr. In seinem Inneren begannen dunkle, schwergezügelte Gewalten sich ihrer Fesseln zu entledigen, eine Woge trüber Leidenschaften auszubreiten, in der ihm Ziel und Steuer zu entschwinden drohten. Was ihn umspielte, mit des Argwohns Trübe erst noch in seiner Seele unbestimmt sich regte, jetzt hatte es Gestalt gewonnen, war es aufgewacht, saß ihm, ein tückischer Griff, an Brust und Kehle. Da half kein Schüteln, Sträuben, kein Entfliehen — das pflügte unerbittlich wie ein starrer Dämon nur immer tiefer, immer wilder in sein Inneres, unheimlich Schollenwerk aufwühlend, das

erglühte und erlosch, und seine wache, wahngepeitschte Seele war an das Eisen festgeschmiedet und wurde in dem nächtigen Strudel hilflos auf und ab gezogen.

Ein glimmerndes Gedankenspiel, dem Schwelen eines Dachfeuers vergleichbar, begann sich in dem schwerblütigen Manne auszubreiten.

Hier also lag des Rätsels Lösung! Ein zweiter Weg! Ein zweiter Weg! O Sebastiano! Jetzt freilich war nichts zu bezweifeln mehr, jetzt stand in höhnischer Klarheit alles offen! Nur unbegreiflich, daß er's selbst nicht sah, nicht längst schon merkte, nicht auf das verfiel, was doch so nahe lag! Er hätte sich verlachen mögen. O er Tor! Er saß hier oben, hütete die leere Nacht, begrub sich tölpelhaft in Frost und Not, in Gram und jede Kümmernis, und währenddem ging jener abseits seine sicheren Pfade und trug mit frecher Stirn den Lohn von dannen, womit die Liebe frevlen Wagemut, unflügges Abenteuertum von je zu lohnen pflegt! — Sein Stirngeäder schlug beinahe hörbar an die mageren Schläfen. Wer gab ihm die Gewähr, daß sie, das schwache Weib, ihm widerstand, ihm, dem Verführer, nicht entgegenstrebte, verräterisch nicht an seinem Busen glühte, gerade jetzt, in dieser Abendstunde vielleicht wieder, indes er selber sich gewöhnen mußte, ein reglos kalt Madonnenbildnis zu umfangen? War es zu sagen, was der Schurke noch im Schilde führte, wozu er die Betörte schließlich trieb?

In tiefem Atemzug entquoll ein Stöhnen seiner Brust, die Pfeife entglitt seinem Munde und zersprang am Boden. Befremdlich blickte der Knecht auf und bückte sich nach den Trümmern. Aber Sebastiano schob sie mit dem Fuße beiseite und nahm sein Grübeln wieder auf. — Er fand nur jetzt den Faden nicht gleich wieder. Sein Kopf schien schwach, der Geist ihm unfolgsam geworden. Er rief sich ärgerlich die Dinge ins Bewußtsein zurück. Wo hatte er denn soeben noch in seinen Gedanken haltgemacht? Es lag doch eben alles noch so greifbar — war etwas in seinem Inneren umgeschlagen? Erschien ihm plötzlich das Ganze in einem andern Licht? Verflucht, wenn ihn in diesem Augenblick der alte Wankelmut von neuem faßte, sein Aug' sich selbst den Tatsachen verschloß, wenn, der vertrauensselige Narr, der er schon immer war, er sich am Ende abermals betrog! — Seine Finger knüllten das harte Tuch des Mantels, als gälte es, einen Widerstand zu besiegen, der mitten aus der jähen Glut seiner Gefühle sich erhoben hatte, dem düsteren Strom seiner Phantasie sich entgegenstellte. — Ja, wenn es nur um jenen, um José allein, gegangen wäre, da war kein Zweifel, da gewiß nicht, was für Spiel im Gang. Allein Vicenta — Vicenta Bastida, mit der er aufwuchs, die er zu kennen glaubte, die ihm versprochen war; um die er litt und bangte und seinen wehen Kampf kämpfte seit seinem siebzehnten Lebensjahr! Wer gab ihm jetzt die Kraft, auch über sie den Stab zu brechen? ... Wenn er ein hartes Wort zu früh gesprochen, das Urteil übereilt gefällt? Wenn er es recht besah — was sie betraf, sie selbst —, beweisen konnte er es niemand, daß sie mit Willen ihn betrog. Es lag nur so verzweifelt nahe — das Blumensträußchen, Matteos andeutende Nachrichten, das Getuschel im Dorfe, Josés nicht abzustellende, verborgene Besuche — der Argwohn sprach dafür, da war nichts wegzuleugnen, und die Qual des Zweifels würde immerdar bestehenbleiben. Allein der Schuld, des offenen Vergehens sie zu zeihen, war ihm trotz allem nicht gestattet. Vielleicht verlor er sich zu sehr in blinde Eifersucht, schob ihr zu gleichen Teilen zu, was nur den Schelm allein betraf, verdächtigte sie eines Einverständnisses, das nicht vorhanden, zieh sie zu Unrecht eines Vergehens, wovon sie den Anschein schweigend auf sich ruhen ließ, stolz und verschlossen, wie sie war. — Noch war vielleicht der Argwohn falsch, der Zweifel unberechtigt: wenn man sie seinen Schlingen kurz entzog, aus der verführerischen Nähe brachte, so war am Ende alles gut. — Nur dies stand fest: J e t z t mußte es geschehen und ohne Zaudern, wenn noch zuletzt das Spiel gewonnen werden sollte. Und eines noch: bloß auf sich selbst gestellt, einzig mit seinen eignen Mitteln, würde er weiterhin nur eine üble Rolle spielen. Er war, so einsam wie er hier am Firnrand klebte, dem ränkevollen Gegner nicht gewachsen. Der Jagdsteig, den der Knecht vorhin erwähnte und der des Rätsels Lösung barg, allem Vermuten nach und insoweit er's überblickte, war ihm von hier aus kaum erreichbar. Er würde müßig seine Zeit verlieren, würde sich selbst zuletzt zugrunde richten. Er hatte schließlich seine Arbeit hier. — Es war nun an der Zeit, daß Juan Bastida auch teil an dieser Sache nahm. Am Ende ging es hier um dessen Tochter nicht anders als um seine Braut.

»Höre!« wandte er sich an den Knecht. »Du hast vorhin einen Jagdsteig erwähnt, der sich in der Nähe des Wasserfalles befinden soll. Erinnerst du dich? Die Sache ist mir aus bestimmten Gründen von Bedeutung. Getrautest du dich wohl, die Örtlichkeit von neuem aufzufinden? Es wäre mir viel daran gelegen: mir und Juan Bastida. Du weißt, er pflegt bei solchen Anlässen nicht knauserig zu sein.«

Der Knecht horchte schlaftrunken auf. »Den Jagdsteig?« lallte er und sammelte seine Gedanken. »Ihr meint, ob ich imstande wäre, Euch dorthin zu bringen? Ei ja, nun verstehe ich. Von hier zum Jagdsteig — Herr, ich kann Euch

beteuern, daß ich zwanzig Jahre nicht mehr in der Gegend gewesen bin, bei meinem Gewissen, die zwanzig Jahre, wo nicht länger; das ist eine Zeit, Herr, in der sich etwas ändert. Aber Ihr könnt mich einen Schwätzer schelten, wenn ich von meinem Anerbieten abkomme und Euch nicht, wenn's sein muß und dabei was auf dem Spiele steht, noch jetzt, in dieser Stunde und bei finsterer Nacht an Ort und Stelle bringe, obwohl's nicht leicht ist, wie Euch jeder bezeugen wird. Macht die Probe daraufhin, ob ich da nur aufschneide oder mein Wort einlöse. Es kommt mir gar nicht auf ein Trinkgeld an, Ihr sollt nur Eure Meinung abgeben, ob ich hier zu Hause bin und um jede Örtlichkeit Bescheid weiß, die in Frage steht. Was könnt' ich Euch da nicht erzählen, Herr, als ich da noch seinerzeit bei den königlichen Hofjagden—« und er wollte fortfahren zu prahlen.

Aber Sebastiano unterbrach ihn. »Es ist gut,« sagte er, »du kannst nun schlafen gehen. Wir wollen morgen beizeiten gerüstet sein. Du nimmst eine Botschaft an Juan Bastiba mit herab, und ich werde dich ein Stück begleiten. Wir nehmen den Weg über den Wasserfall, da magst du dich in der Gegend etwas umsehen. Wenn es sich so verhält, wie du sagst, müßte es wohl möglich sein, den Zugang zu jenem Jagdsteig wieder aufzufinden. Und nun gute Nacht!« —

Andern Tags schritten die beiden Männer im Morgennebel über die Höhen und gelangten nach mehreren Stunden an das gewünschte Ziel. Hier verabschiedete Sebastiano den Knecht und verfolgte für sich allein den Pfad, seine Gangbarkeit prüfend, und ob sich Spuren öfterer Benützung erkennen ließen, wie er aus den feuchten Rinnsalen und Schuttkammern auf das raumfreie Gefels heraustrat und, an Griff und Tritt sich weiter tastend, am luftigen Gewände aufwärts entschwebte. Leis schwindelnd maß sein Auge die schwanke Bahn. Das war kein Weg, den man mit raschem Tänzerfuß beschritt, wenn nur das Blut leichtfertig in den Adern lockte, hier saß der Tod im tauben, krümelnden Gestein und schielte blinzelnd nach den Eisenklammern, den warmen Händen, die sich danach streckten. Das tat man nicht um einen tollen Spaß allein, hier ging es um ein Ziel und einen Lohn, der wohl beschaffen war, den Einsatz aufzuwiegen. —

Er hatte Juan Bastiba berichten lassen, es sei auf keine Weise zu verhindern, daß José sich heimlich in der Gegend zeige und seine Tochter neuerdings ins Gerede bringe. Alle Mittel, dem Burschen auf die Spur zu kommen oder ihm sein Treiben zu vergällen, erwiesen sich als fruchtlos, und so sehe er sich denn gezwungen, ihm selbst, Juan Bastiba, die Sache vorzutragen, wenn er's auch ungern tue.

Als nach Ablauf einer gewissen Frist noch kein Bescheid aus dem Tale eingelangt war und Sebastiano zu fürchten anfing, Juan Bastiba wolle bei seinem zaudernden Wesen die Sache für den Rest des Sommers auf sich beruhen lassen, ergriffen Sorge und Argwohn mit erneuter Gewalt von ihm Besitz. Und er rüstete sich eines Tags aus, erkletterte den bewußten Steig und schlug unter Lebensgefahr, zahllose Mühseligkeiten überwindend, die Klammern und Stifte streckenlang aus dem Felsen in einer Weise, daß nun auch für den kühnsten Kletterer die Überquerung der Wände unmöglich gemacht schien. — »Ah, mein Wölfchen,« murmelte er befriedigt, sobald er wieder auf festem Boden stand, »nun wollen wir es abwarten, ob du nicht lieber den bequemen Weg benützen und mir in die Klinge laufen willst. Daß mir der Gedanke nicht früher kam! Man ist doch oft wie vor den Kopf geschlagen.«

Als er aber am nächsten Sonntag in Vicentas Stube trat, fand er sie nicht wie sonst, geschnürt und geschmückt, zum Kirchgang fertig, sondern sie war in ihrer Kammer und hörte ihn gar nicht, als er sich näherte, obwohl die Türe offen stand. Verschiedene Dinge waren hervorgezogen und über Bank und Diele gestreut, sie selber stand hinter den roten Blumen am Fenster, ließ ihre Zöpfe spielend durch die Finger gleiten und blickte mit unbeweglichen Augen zum Gebirge hinauf, in dem die weißen Morgennebel standen.

Sie drehte sich halb auf ihrem Platze um, als sie ihn bemerkte. »Gut, daß du kommst,« sagte sie und flocht an ihren Zöpfen weiter. »Mein Vater hat gestern die Schaffnerin heraufgeschickt und mir vermelden lassen, sie würde nun statt meiner den Rest des Sommers hier oben sein. Ich möchte mich zu Tal verfügen, er wünsche mich so rasch als möglich unten und bei sich zu sehen.« Ein Blick aus ihren Augen blitzte scharf an ihm vorüber, und plötzlich brach ein hartes Lachen hinterdrein. »Ich kann mir's denken,« kam's mit scharfem Spott von ihrem Munde, »es ist Josés wegen, des Dummkopfes, der mich auf solche Weise um die kühlen Spätsommerwochen hier oben bringt.« Sie lachte sonderbar in sich hinein und schlug die blonden Strähnen ineinander, daß das feine Gespinst unter dem scharfen Zug der Finger zu zerreißen drohte. Doch als er nunmehr etwas zu bemerken anhub, schnitt sie ihm kurz die Rede ab. »Ach Gott, nicht daß du etwa denkst — mir ist's gerade recht — ja wirklich. So bekomme ich einmal meine Ruhe und kann in Muße die Vorbereitungen treffen, die nun dringlich geworden sind. Denn wie ich dir weiter mitteilen kann, wofern du's nicht schon weißt, hat Vater für den Herbst, sobald der Abtrieb vorüber ist unsre Hochzeit festgesetzt.« Sie schwieg und

heftete wieder sekundenlang ihre grauen, leisgeflammten Augen auf ihn, wie damals, als Juan Bastida mit ihm in ihre Mädchenstube trat, schlug leicht errötend ihre langen Wimpern nieder und schien zu warten, bis er auf sie zukam und sie voll Leidenschaft in seine Arme schloß. Und plötzlich legte sie den Kopf zurück, grub ihre kleinen Zähne in die Lippen und fing, indes er ihren Mund in seiner heftigen Art mit Küssen überdeckte, zu lachen an, ein seltsam tiefverhaltenes Lachen, das, von innen hervorbrechend, ihren ganzen Körper erschütterte und immer noch anhielt, als er schon aufgehört hatte sie zu küssen und bestürzt auf ihr Antlitz blickte, über das sich mit einemmal ein Tränenstrom ergoß.

»Vicenta!« flüsterte er betroffen und schüttelte sie in seinen Armen. »Was ist dir geschehen? Was hast du?«

Da erwachte sie erst wieder wie zu sich selber, raffte sich zusammen und sprach in beherrschtem Ton: »Es sieht heute unordentlich aus bei mir, du darfst nicht umblicken. Ich ordne nämlich noch heute alles zurecht, um morgen beizeiten aufbrechen zu können. Laß uns jetzt mitsammen zur Kirche gehen. Ich war gestern abend bei der Beichte und möchte das Abendmahl nehmen.«

Sie wand sich rasch die Zöpfe auf und steckte einen prächtigen Kamm hindurch, probierte eine Schürze und eine zweite, die ihr schöner dünkte, und nahm das Gebetbuch aus der Truhe. »Ein neues,« sagte sie scherzend und hielt's ihm unter die Augen. »Eins, das nicht nach Tomerillo duftet.«

Dann traten sie in die Sonne hinaus.

Die klaren Almböden schwammen noch leisstöhnend im süßen Spätgold schütterer Bienenstimmen. Der Bergwind erwachte zuweilen hinter ihnen in der blauen Herbstheide, stürzte der schönen Frommen nach, wie damals, halste sie mit ungestümen Armen und wirbelte mit ihren Röcken, daß ihre schlanken Füße in der Sonne glänzten. Aber sie ließ sich nicht von ihm im Kreise drehen, der lustige Spielgenoß von dazumal. Sie war auf dem Weg, den Leib des Herrn zu empfangen, und da verlangte die Sitte, in frommer Sammlung einherzuschreiten.

Während des Tages unterwies sie die Schaffnerin in den Arbeiten, die sie nunmehr würde zu verrichten haben, ordnete die Sachen zurecht, die sie ins Tal zu nehmen gedachte, und Sebastiano half mit oder saß untätig daneben und hing mit seinen Augen an ihren Bewegungen. Manchmal stand er auf, nahm ihr die Hände von der Arbeit weg und verbarg sein Antlitz in der Fülle ihres Haares. Sie ließ es geschehen, lächelte und fuhr wieder in ihrer Beschäftigung fort. Er konnte es nicht merken, wenn er ihr abgekehrt gegen das Fenster stand, wie sich das Spiel in ihren Mienen änderte, ein Schatten sich an ihren Augenbogen eingrub und ihre Blicke, den Lichtern eines sprunggeduckten Herdenschleichers gleich, auf ihn gerichtet standen, auf das Gerüst des ungefügen Leibes, von dem die Glieder unter der Last der Jahre und der Fron wie wetterwelke Segel niederhingen.

Er zögerte mit dem Abschied unter Zeichen wachsender Unruhe. Er bat, bis zu ihrem Fortgang in ihrer Nähe, unter ihrem Dache bleiben zu dürfen. Sie lachte und schlug es ab. Und sie drängte schließlich, als es Abend wurde, zum Aufbruch. Aus den Hüttenfenstern blickte sie ihm nach, bis er schweren Schrittes hinter dem Piornadickicht verschwunden war. Minuten stand sie, wie noch einmal mit äußersten Entschlüssen ringend, mit letzten Zweifeln, letztem Schwanken — dann stieß sie sich vom Fenster. Die noch umhergestreuten Gegenstände legte sie an ihre Plätze, rückte Tisch und Bank zurecht, bis die Stube in sorgsamer Ordnung erschien, und schickte die Schaffnerin aus dem Hause, die Tiere einzuholen. Und als ihr nichts mehr zu tun übrigblieb, hängte sie, mit raschem, scheuem Blick noch einmal über die Wände streifend, das fertige Bündel über ihre Schultern und verließ die Stube. —

Sebastiano war schon eine Stunde unterwegs, als es ihm vorkam, er hätte dennoch diese Nacht in der Umgebung Vicentas zubringen müssen. Das Gefühl war plötzlich so stark, daß er schon im Begriffe stand, seine Schritte zurückzulenken, da fielen ihm die Tiere ein, die heute unversorgt geblieben, und daß er vor Nacht noch einmal nach dem Rechten sehen müsse.

So pflügte er gedankenvoll, mit tiefgebeugten Knien durch die weiche Fülle der Sommernacht, die zwischen den lauschenden Kräutern aufquoll, langsam seiner Hütte zu. Kein Regen eines Steins war vernehmbar; der Traum der Ewigkeit umkreiste stumm die Welt im leisen Nebelschweben sternenkühler Räume.

Als er auf der Höhe seines Almbodens anlangte, stieg eben die Mondesscheibe hinter dem scharfen Gratgehörn empor und senkte all das ungeheuerlich Geformte der nächtigen Landschaft in eine Flut feinen Silberstaubes, mit leisen Wunderhänden, wie in einen tiefen, mildleuchtenden See. Da wichen vor dem Zauber der Erscheinung die schwarzen Gespenstervögel für eines Augenblicks Länge von der Brust des einsamen Wanderers; er wandte sich schwerfällig der Richtung zu, aus der er gekommen, weitete die Brust und stieß einen ungefügen wildjauchzenden Hirtenschrei in die Nacht hinaus. Und konnte bis zu seiner Hütte schreiten, eh' sich der feine Silbersee der Lüfte über der Wellenspur des Echos geschlossen, bis nur das ferne Singen des Wasserfalles wieder in den Räumen stand.

Nachdem einige Zeit verstrichen und das Notwendige verrichtet war, trat er wieder aus der Hütte und bewegte sich, die mondhellen Flächen überspähend, nach dem Platze, auf dem er, geschärften Sinnes, dem verhaßten Liebchenschleicher aufzulauern sich gewöhnt hatte. Lauschend stand er an dem Ziele und beobachtete die silberne Landschaft. Nichts Lebendes schien in dem Mondscheinreich zu Hause, kein Schatten regte sich in den stummen Geröllfeldern. — »Mein Wölfchen, mein Wölfchen!« murmelte er mit grimmigem Behagen. »Wenn du heut nicht angelaufen kommst, wird's um ein Stündchen zu spät sein.« Und er duckte sich in die Blöcke nieder, schlug den Mantel um die Knie zusammen und steckte die Pfeife zwischen die Zähne. Noch einmal hielt am Rande ewigen Eisesschweigens, nahe unterm Strahlenwandel der Gestirne die kleine Menschenliebe Wacht...

Die Stunden flossen im leisen Zug vorüber, Sterneninseln traten heraus, wahllos ausgestreut, zu wundersam strengen Figuren geheftet, traten in unfaßbarem Reichtum aus dem rückschwellenden Dunkel des Weltenraumes. Mitternacht wob herauf. Da und dort trat ein Gletscher spiegelnd in den Glanz des Mondes, erlosch ein Firnfeld im starren Schattenmeer der Felsgerippe, sowie das hohe Gestirn weiter wandelte auf seiner Bahn. Sebastiano hatte das schwere Haupt auf die Knie gelegt und blickte über den untergeschobenen Arm hinweg mit abwesenden Augen in das leis verströmende Märchenlicht der Nacht. Die Pfeife hatte er außer Tätigkeit gesetzt; zeitweilig summte er in seinen Mantel hinein, einförmig und ohne daß er's selber recht gewahr wurde, immer dasselbe, eine Melodie, wie man sie drunten im Tale sang:

Liebster, weilst du noch?
Sieh, wie alle Sterne grüßen,
Und der Mond bescheint
Hell den Weg vor deinen Füßen ...
Liebster, weilst du noch?

Nach Mitternacht nickte der übermüdete Mann ein, wie zumeist, und lag in unruhigem Halbschlummer, bis die eisige Morgenkühle in seinen Gliedern heraufzog. Fröstelnd erhob er sich und horchte, noch schwanken Sinnes, in das weiße Nebelmeer, das rings um ihn in regungsloser Fülle stand. Es schien ihm, als habe im Traum ein mehrmals wiederkehrender Ton sein Gehör gereizt, ähnlich dem Jagdruf des großen Bartgeiers, der vereinzelt, ein seltenes Jagdgetier, in dieser Gegend des Gebirges anzutreffen war. Unsicher, ob es sich um ein Erlebnis handle, ob er nur einer der im Traume nicht seltenen Sinnestäuschungen unterlegen war, verharrte er erst noch an seinem Platze. Möglicherweise wiederholte sich der Ruf. Doch es schien für das gespannte Ohr nicht Laut noch Regung in dem weißen Schweigen zu bestehen. Schon setzte er die steifen Glieder in Bewegung, um den Rückweg anzutreten, da war es wieder hier, nunmehr ganz deutlich, ohne jeden Zweifel: ein seltsam hingezogener Ton, wie er nun zu vernehmen glaubte, in hoher Lage, ein wenig nebelbünn, gespensterhaft hinschleifend, bald anschwellend, bald verwehend, wie vom Wind gebeugt, die Sinne quälend und die Nerven heimlich peitschend im irren Gleichmaß seines Auf und Ab. Das war nicht der Schrei eines Tieres, so löste sich kein Ruf aus einer Vogelkehle — er mußte es mehrmals hören, näher hören.

In plötzlicher Hast, Stein und Geröll übersetzend, bringt er durch den Nebel vor, strebt, wie von dunklen Mächten fortgerissen, nach der Richtung, aus der der Schall zu kommen schien.

Minuten schwirren, fiebern inhaltlos vorüber — da ist es wieder hier, ganz ebenso wie früher: auf und nieder schwingend, verzweiflungsstarr, in girrendem Verweilen, von äußerster Anspannung zur Erschöpfung sinkend und wieder aufgeschnellt von unerwürgtem Grauen. Und plötzlich weiß er's, fährt es durch sein Inneres: »Bergnot! — Santa Madonna, Bergnot!« Das Wort, das jedem Sohn des Hochlands die Pulse stocken, das Blut rascher nach dem Herzen strömen läßt, das Notsignal, von alters her vereinbart und vererbt, das keinem unkund ist, der in der Hut und Tücke des Gebirges aufwuchs, der Hilferuf, den jedes Kind zu deuten weiß! Kein Zweifel mehr für ihn, den Ortserfahrenen.

An allen Sehnen straff, in jedem Nerv gespannt, schnellt er empor. Jetzt ist kein Denken not, jetzt gilt's nur eines: Handeln! Minuten können hier die Rettung sein, Minuten dem Tod die schon gewisse Beute abgewinnen.

Splitternd trifft sein Bergstock ins Gestein. Geröll fährt ab im Aufprall seiner Schuhe, Geäst schnellt hinter ihm erleichtert auf, er nimmt nichts um sich wahr, er weiß nur, daß ein Leben bittet: »Eile! Eile!« Sein Sinn fliegt noch voraus: »Halt fest, Bruder! Halt aus!« Die Zeit tanzt singend, schwirrend um ihn her, Minuten girren jäh an ihm vorüber — da plötzlich, was will das bedeuten? Als hätte ihn, von unsichtbarer Hand geführt, ein Schlag vor die Brust getroffen, hemmt er im Sprung den Schritt, sein Atem keucht, die Augen flackern, unheimlich verzerren sich die Züge seines Angesichts um den dampfenden Mund — ein Name taumelt, ein halbgeformter Satz von seinen Lippen, hartschallend bricht ein Lachen hinterdrein. José! — Es ist José! Ha, ha, José! Natürlich niemand anders als José! Der Marder ist den bösen Weg gelaufen, hat sich verstiegen — alle Welt! — am Pirschsteig blind verstiegen, Tod und Teufel!

In grauser Freude wirbelt ihm das Hirn. Sebastiano, Junge, merkst du's denn? Begreifst du? Das Edelwild gefangen, selbst gefangen! Ei, das kommt unerwartet, muß ich sagen, unerwartet! Welch Schauspiel! O verdammt und alle Wetter! Der Satansbalg lebendig in den Wänden, kein Vor mehr, kein Zurück, dem Tod verschworen, hängt wohl, ein sichtbar Gottesurteil, schon die ganze Nacht! Auf schmalem Rasenband, stumm ins Gestein verbissen, bis nun die Kräfte schwanden und die Todesangst ihm doch die Kehle aufschnürt.

Die ganze Folter, all der ungestillte Rachedurst eines abgelaufenen Zeitraumes schlägt, ein wildentfachter Feuerbrand, mit einmal um das Haupt Sebastianos zusammen. Schutt rieselt ab, Gehölz kracht unter seinen Tritten, in wilder Reise geht's dem Schauplatz zu, auf dem er seinen Feind erblicken, den Würger seines Mannesglückes in den Klauen des Verhängnisses enden sehen soll.

Die Sonne ist inzwischen hoch gekommen; tieflodernd steigt das ernste, gotterglühte Flammenauge hinter gletscherblassem Firngezack empor. Ein mächtiges Kreisen und Aufwärtsbewegen hat das weiße Nebelmeer ergriffen. Lichtschächte glänzen auf und verlöschen, Sonnenströme brechen ein, werden verschlungen, leuchten wieder siegreich durch; gescheuchte Nebeltrümmer fliegen um den Weg des Vorwärtsstürmenden.

Bisweilen bleibt das Rufen lange aus, dann hält er inne und wartet — wartet — bestürzt, mit pochendem Geäder — ward jener Laut nur von der Luftbewegung entführt, hat ihn der Abgrund bereits verschlungen — und zuckt empor, in neuem Sprunge hinfliegend, sobald er sich zum andernmal von dem willkommenen Reiz wie von einer feinen Nervengeißel getroffen fühlt?

Schon müssen seiner Schätzung nach zwei Drittel der Entfernung überwunden, muß der größte Teil des Weges hinter ihm liegen, können ihn nur noch Minuten von jenem Plateau trennen, an das er denkt, von dem es kaum ein Flintenschuß hinüber zu den Wänden ist. Nach jedem Anlauf wird der Eindruck deutlicher, nun vermag er schon die Farbe, den Klang der Laute, die einzelnen Silben zu unterscheiden, Glück zu, wilder Rachezecher! Glück zu, die Todesschau ist dir gewiß! Noch ein vereinter Schwung der Kräfte, ein letzter Stoß des Willens, und du bist am Ziel. Es hält's die Brust, es hält's der Atem. Gefaßt! Noch einmal los! Raff' dich! Sporn' dich!

Mit vorgestrecktem Hals, an jedem Muskel bebend, wie ein schreckverstörtes, angstvoll sicherndes Wild, scheint er den Ton in sein Gehör zu reißen, mit höchster Sinneskraft die Luft zu spalten: verändert der Nebelball, die Entfernung, seine Erregung den Klang der Stimme so? Unschlüssig starrt er sekundenlang ins dumpfe Nebelgrau. Doch nein, es ist eben Josés Stimme, Josés hohe, gellende Spitzbubenstimme! — Ei, was der Wülpe pfeifen kann, wenn ihn der Tod im Genick faßt! Da stutzt er plötzlich wieder, rennt vorwärts, wirft sich mitten im Lauf zurück. Das ist nicht Josés Stimme! Barmherzigkeit, das ist sie nicht —! Keuchend arbeitet er sich durch den zähen Wall der Holzgewächse, schon ist durch klaffende Nebellücken das lichte Felsgemäuer auf weite Strecken sichtbar, nun taucht er über die letzte Bodenwelle empor, ein Luftzug fegt die gellende Menschenstimme in greller Deutlichkeit vorüber.

»Mutter Gottes!!« Mit beiden Händen, wie von einem Peitschenschlag getroffen, fährt er nach dem wirren Haupt. Stöhnend taumelnd, sich mühsam nur von Sturz und Straucheln erraffend, bricht er durch die letzte Strecke des verhüllenden Gestrüpps: Morgenschön, aus feuchtem Nebeldampf kaum erst gelöst, ist dort die zarte Flur des Ostgewändes aufgeschlagen.

Endlich am Ziel! Mit e i n e m Sprung, der schlagenden Genettkatze gleich, durchfliegt sein Blick den hochgespannten Raum, und das gejagte Auge hält mit mördersicherem Griff ein Kleines, Lichtes dort umklammert, das an den fühllos glatten Flächen haftet, wie eine wilde, schöne Taube haftet — sie hörte schon des Stößers Schwinge auf grimmer Todesjagd rings durch die Lüfte pfeifen, mit letztem Schwung entwischte sie in die rettende Spalte, zu ihren Häupten leuchtet das Gebirge, so morgenwinkend wie des Lebens sehnsuchtsvolle Wundergärten, aus den gähnenden Tiefen aber breitet der Tod hundert werbende Verführerhände empor — ein Schrei bricht aus der Brust des totgehetzten Mannes: so schallt der Schrei des Berglöwen, der sein Weibchen, von der wütenden Meute umstellt, mit letzten Kräften an der Klippe hängen sieht: »V i c e n t a!!«

Eine scharfe Furche reißt der Name durch den dünnen See der Morgenlüfte, prallt drüben ans Gewände, trifft gleich einem Faustschlag auf die schwebende Gestalt. Ein Schrei sticht an den Wänden hoch, antwortend, irr aufbrennend, wie ein Licht noch einmal im Verlöschen flackert — ein Kleiderschatten löst sich, huscht, rasch, lautlos, wie ein Federwölkchen, in die lotrechte Tiefe. — — — —

Und wieder ist das eintönige Brausen und Tosen des Wasserfalles in dem ewig grübelnden Raum. Zwei große Vögel haben sich aus den Wänden erhoben, ziehen unschlüssig in langen Flügen auf und nieder und verharren, langsamer kreisend, wie in forschendem Verweilen, hoch über den goldenen Morgennebeln.



Die Toten von Langemarck

Pechschwarz die Nacht — Gewittersturm. —
Hei, wie der Blitz, der Höllenwurm,
Zuckend die schwefligen Zähne bleckt;
Dumpf grollend der Donner die Fäuste reckt,
Und krachend mit gellendem Hohngeschrei
Schlägt er wie Glas das Gewölk entzwei.
Der Satan reitet durch die Nacht — —
Und lacht!

Am Himmel peitscht der Höllenhund
Die fliehenden Wolken zu Fetzen — —
Zwölf schlägt es vom Turm, und die Geisterstund,
Sie öffnet das Tor und öffnet den Mund
Dem grinsenden Graun und Entsetzen.

Und da rast es heran, schwer ächzt der Wald —
Horch! — In den Lüften, wie's peitscht und wie's knallt:
Die wilde Jagd, sie tobt durch die Lüfte —
Die wilde Jagd, sie pocht an die Grüfte,
Und siehe, und siehe — in schaurigem Reigen
Die Toten aus den Gräbern steigen.

Erst einer, dann reckt sich ein zweiter empor,
Dann hundert, dann tausend, es wächst der Chor,
Und immer neue Gestalten entsteigen
Den Grüften und mehren den nächtlichen Reigen.

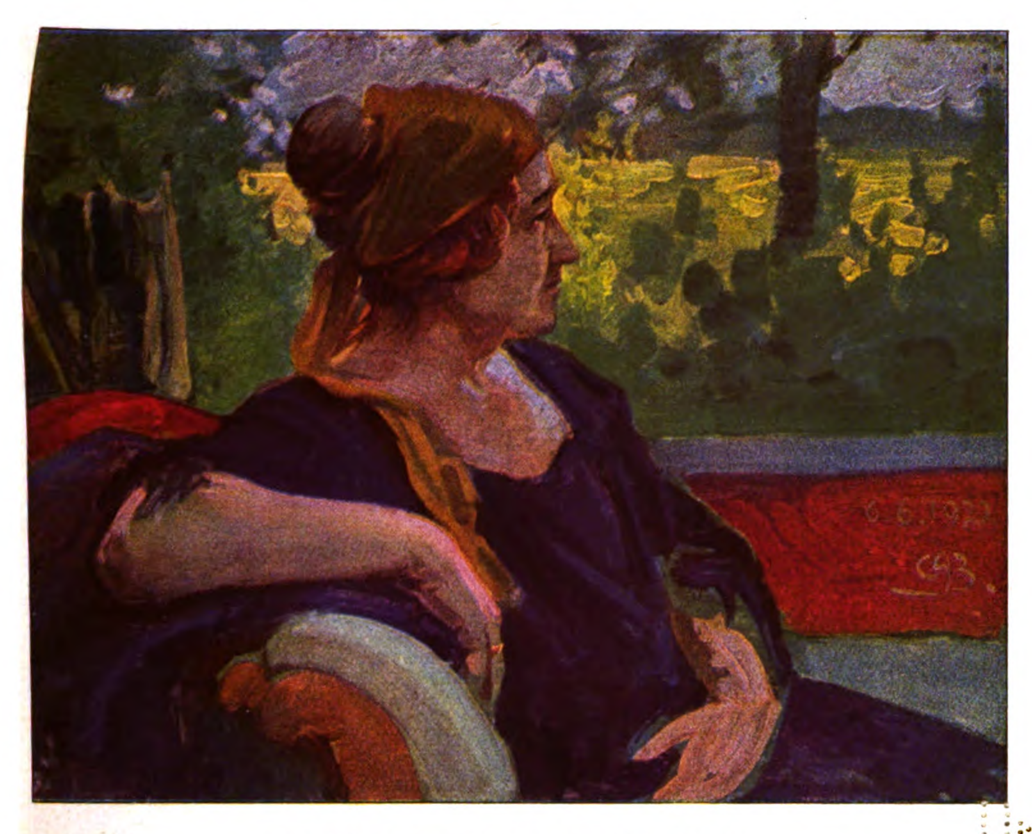
O grausiges Bild! — Kein Leichentuch schützt
Die bleichen, die grauen Gestalten —
Der Feldrock, zerfetzt und blutbespritzt,
Deckt die Glieder, die starren, die kalten.

Und sie schließen die Reih'n. Kommandoruf erschallt.
Da stürzen sie vor, die Fäuste geballt,
Sie sind's, die Helden, die trutzig und stark
Bei Ypern, Dixmuiden und Langemarck,
Das Deutschlandlied auf dem Knabenmunde,
Jauchzend empfingen die Todeswunde.

Und horch, und horch! Welch ein brausender Klang!
Welch ein seltsam beschwörendes Singen!
Es dröhnt wie der alten Barden Gesang,
Wie das Rauschen von Adlerschwingen.
Und machtvoll trotz Donner und Sturmesgewalt
Empor zu Walhall wie ein Schwur es erschallt:
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt! — —

Verhallt der Gesang. Wild heult der Sturm.
Da dröhnt es „Eins" vom nahen Turm,
Und blitzesschnell sind in der Runden
Die Toten in ihre Gräber verschwunden.
Und wieder reitet durch die Nacht
Auf feurigem Rappen der Satan und lacht:
„Laßt ab, ihr Toten, von eurem Beschwören,
Euer Vaterland schläft, es will euch nicht hören.
Euer Heldenmut aber, mit Gift und Hohn
Bespie es die ‚glorreiche' Revolution.
Das Deutschland von heute ist nur noch ein Witz."
Hohngellendes Lachen — ein züngelnder Blitz —
Gewittersturm. — Durch die pechschwarze Nacht
Reitet der Satan und lacht und lacht.

Karl Gustav Grabe



Carl Alexander Brendel: Auf dem Balkon



Abbild. 1. Saal der Statuen

Ägyptische Plastik in vier Jahrtausenden
nach Denkmälern des Pelizaeus-Museums zu Hildesheim

Von Museumsdirektor Prof. Dr. Roeder (Hildesheim)

Mit siebzehn Abbildungen

Moderne Besucher eines ägyptischen Museums werden sich in einem Saale mit Statuen, wie ihn unsre Abbild. 1 aus Hildesheim zeigt, in einer nicht ganz leichten Lage diesen gegenüber befinden. Den Deutschen der Gegenwart trennen von diesen Stücken doch eben mehrere Jahrtausende und eine örtliche Entfernung von mehreren tausend Kilometern. Das will erst überwunden sein, ehe es zu einem inneren künstlerischen Genuß bei dem Beschauer kommen kann.

Es ist allerdings bekannt, daß gerade in der jüngsten Gegenwart sich gegenüber der ägyptischen Kunst eine Betrachtungsweise herausgebildet hat, die von einer zeitlichen und örtlichen Einstellung nicht viel wissen will. Moderne Ästheten lieben es, ein Kunstwerk ohne jedes Vorurteil rein nach seiner formalen Gestaltung und nach seinem seelischen Gehalt ohne Rücksicht auf den Ort und die Zeit, wo und wann es entstanden, auf sich wirken zu lassen. Gewiß werden bei einem solchen Standpunkt künstlerische Auffassungen und Werturteile zustande kommen, die eigenartig sind, und nüchterne Naturen werden von den sensitiven Empfindungen derartiger Beobachter und besonders Beobachterinnen in mancher Hinsicht ler-



Abbild. 2. Dr. phil. h. c. Wilhelm Pelizaeus

nen können. Zweifellos wird das Hineinfühlen und die liebevolle Vertiefung zu einer verständnisvollen Würdigung der künstlerischen Komposition führen. Aber bei einer derartigen Betrachtungsweise ist es verhältnismäßig gleichgültig, ob ein Kunstwerk dem deutschen Expressionismus, der italienischen Renaissance, der französischen Gotik oder dem ägyptischen Altertum entstammt — das ausschlaggebende Moment wird immer das subjektive Empfinden des Beschauers bilden.

Der geschichtlich geschulte Gelehrte muß sich trotz aller Würdigung der angedeuteten Auffassungen bewußt auf einen andern Standpunkt stellen, für den er die gleiche Berechtigung zu fordern hat. Der ägyptische Archäologe muß auch bei künstlerischem Empfinden im Sinne der Gegenwart doch stets so weit Historiker bleiben, daß er niemals den Ort und die Zeit vergißt, in deren Zusammenhang seine Kunstwerke entstanden sind. Die Ergründung der Eigenart des ägyptischen Stils muß seine erste Aufgabe, die Abgrenzung der Selbständigkeit altägyptischen Kunstempfindens gegenüber andern Völkern und Zeiten wird immer eins seiner nächsten Ziele bleiben müssen.

So soll der Standpunkt des Ägyptologen uns auch in diesem Augenblick zunächst helfen, den ägyptischen Statuen, denen wir uns eben gegenübergestellt sahen, mit innerem Verständnis näherzukommen.

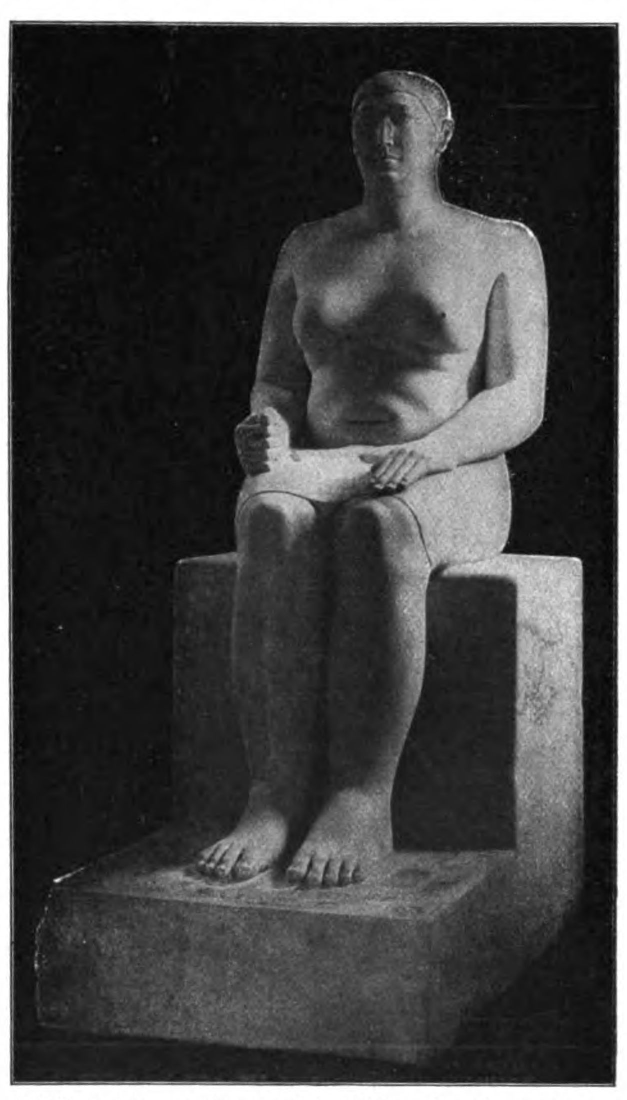


Abbild. 3. Statue der Frühzeit

Der Stil der ägyptischen Plastik ist natürlich nicht unvorbereitet aus dem Boden geschossen, sondern er ist wie überall allmählich erwachsen aus unscheinbaren Anfängen. Wir sind für Ägypten in der seltenen Lage, nicht nur die Abwandlung der Kunst durch einige Jahrtausende hindurch verfolgen zu können, wir vermögen sogar in die Wiege hineinzusehen, in der das seltsame Kind gelegen hat. Die peinliche Erhaltung kostbarer und unscheinbarer Gegenstände aus dem ägyptischen Altertum versetzt uns in die ungewöhnliche Lage, daß wir das ägyptische Volk in den ersten künstlerischen Regungen seiner Kinderzeit beobachten können. In dieser Urzeit des fünften und vierten Jahrtausends vor Christi haben die Ägypter noch auf einem unentwickelten Kulturstande gelebt. Wir müssen sie uns den Bewohnern des heutigen Innerafrikas ähnlich denken, und wir wissen ja aus der altgermanischen Vorzeit unsers eignen Volkes, wie primitiv die

Lebensverhältnisse einer solchen Epoche sind und wie ungelenk und plump die ersten künstlerischen Arbeiten ausfallen. Unser deutsches Volk hat den Anstoß zu einer höheren künstlerischen Betätigung von den Römern erhalten, und der italienische Stil der Zeit um Christi Geburt herum hat den Germanen die ersten künstlerischen Ausdrucksformen ihres eignen Wesens gebracht. Das ägyptische Volk hat eine solche Anregung von außen nicht erfahren, sondern ähnlich wie die Inder und Ostasiaten seinen eignen Stil aus sich selbst heraus entwickelt. Die ägyptische Kunst ist deshalb bodenständig erwachsen und der eigenartige Ausdruck der Bewohner des Niltals geblieben, bis das Pharaonenreich in seiner Kultur fremden Völkern anheimfiel.

Man blicke einmal auf eine Statue der ägyptischen Frühzeit (Abbild. 3), die ich als charakteristisches Beispiel dem Besitz des Berliner Museums entnehme, und frage sich, worin die Eigenart eines solchen Stückes beruht. Die Ägypter haben zur Zeit der Anfertigung dieser Steinfigur des Oberjägermeisters Meten längst nicht mehr ungeschickt nach einem bestimmten Stil gesucht und hierhin und dorthin getastet, um die rechte Form zu finden. Wenn auch die kleine Statue wie alle Arbeiten jener frühen Epoche etwas Unbeholfenes an sich trägt, so ist der Bildhauer doch bewußt und stark auf eine feste Form losgegangen. Er hat sie nicht selbst geschaffen, sondern sie wurde ihm in seiner Schule überliefert. Viele Generationen mögen vor ihm daran gearbeitet haben, um aus den verschiedenartigsten Versuchen und Ansätzen schließlich jenen Typus des sitzenden Mannes herauszuentwickeln, wie er da in Meten als scharf umrissene künstlerische Form erscheint. Diese Statue würde jeder Betrachter von Stilgefühl als ägyptisch erkennen, auch wenn sie durch Hieroglyphen oder Herkunft nicht als ägyptisch gesichert wäre. Niemand würde auf den Gedanken kommen können, sie gehöre der Frühzeit irgendeiner andern Kunst, etwa der europäischen, amerikanischen oder asiatischen an. Daraus geht hervor, daß die Meten-Statue schon alle Kennzeichen des ägyptischen Stils trägt.


Abbild. 4. Lebensgroßes Sitzbild des Prinzen Hem-On (Kalkstein)

Und das bezieht sich nicht nur auf sachliche Merkmale, wie Frisur, Schurz und Sessel, sondern vor allem auf die Körperbehandlung und den Gesichtsausdruck und die Bewegung der Glieder; in diesen Punkten pflegt jeder selbständige Kunststil seine eignen Wege zu gehen.

Werfen wir nun einen Blick auf Statuen aus der Blütezeit des Alten Reiches (Mitte des dritten Jahrtausends vor Christi), der ersten vollen Entfaltung der ägyptischen Kunst. In dem Sitzbild des Prinzen Hem-On (Abbild. 4), einem der einzigartigen Glanzstücke des Pelizaeus-Museums in Hildesheim, dem auch alle folgenden Abbildungen entnommen sind, tritt uns sogleich eine ungewöhnliche Arbeit entgegen. In ihr steckt nichts mehr von Unreife



Abbild. 5. Kalksteinbildnis des Heti als hockender Schreiber

versucht wäre, von einer realistischen Arbeit zu sprechen, wenn eine solche Bezeichnung nicht bei der starken Stilisierung einer ägyptischen Statue unangebracht wäre.

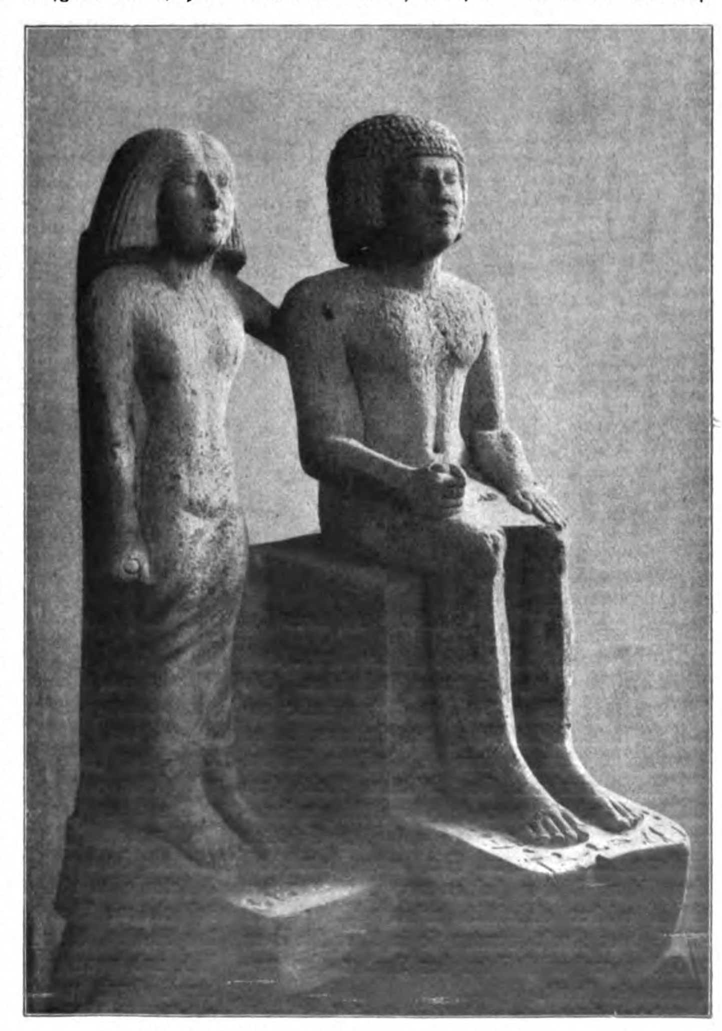
Die Figur unsers Schreibers Heti (Abbild. 5) hält sich in der Wiedergabe des Körpers in den Grenzen, die das übliche Schönheitsideal auferlegte; er ist allerdings besonders sorgfältig behandelt und gibt mit dem lebhaften Gesicht zusammen ein hübsches Bild. Diesen beiden Einzelfiguren sei eine Gruppe gegenübergestellt, der wir noch die allmähliche Entstehung des Typus »Ehepaar« ansehen können (Abbild. 6). Das falsche Größenverhältnis, die Absetzung der Sockel gegeneinander und die Anlehnung der Frau gegen einen Rückenpfeiler isolieren die beiden Figuren, deren innere Verbindung nur durch den Arm der Frau bewirkt wird, die ihren Gatten zärtlich umschlingt. Kurze Zeit später hat die ägyptische Kunst dann eine Ausdrucksform für die Familiengruppe gefunden, bei der wir die Eltern, oft von ihren Kindern begleitet, in natürlicher Stellung zueinander finden.

oder Unvermögen des Künstlers. Vielmehr sind die letzten Folgerungen aus dem Stil gezogen, alles ist konzentriert im Sinne der bestimmten Richtung der ägyptischen Plastik. Wir müssen und dürfen also an diese Statue alle Fragen richten, die wir gegenüber dem Höhepunkte eines künstlerischen Stils haben. Die Sicherheit und formale wie technische Vollendung der Sprache des Bildhauers ist in der Tat ganz erstaunlich. Das Ungewöhnliche dieser Statue gegenüber andern gleichzeitigen liegt in der Wiedergabe des Körpers: hier ist nicht wie sonst in Ägypten, Griechenland und überhaupt bei den meisten Völkern der Typus des jugendlich schönen Jünglings gewählt, sondern der reife und in diesem Falle außergewöhnlich fette Mann ist mit allen Eigenheiten seiner körperlichen Erscheinung wiedergegeben, so daß man

Mit diesen Statuen ist der volle Ausdruck des ägyptischen Stils gegeben. Nach Form und Inhalt bieten sie alles, was der Ägypter jener Zeit künstlerisch zu sagen hat. Besäßen wir von der ägyptischen Kunst nichts als diese Arbeiten der ersten Blütezeit, so würde uns mit ihnen doch schon der wesentliche Inhalt der ägyptischen Plastik gegeben sein. Nun hat aber die ägyptische Kunst von der Zeit der Pyramiden-

erbauer ab, in der wir uns eben befanden, noch etwa drei Jahrtausende weitergelebt. Wir fragen uns erstaunt, wie dieser lange Gang künstlerischen Lebens wohl verlaufen sein mag. Der Weg ist natürlich nicht immer eben gewesen. Er führt manchmal aufwärts zu Persönlichkeiten wirklicher Künstler, die aus dem Geist ihrer Zeit oder eigner starker Gestaltungskraft heraus Werke von überzeitlicher Wirkung schaffen. Er führt anderseits aber auch in Abgründe hinab, in denen sich Eigenleben und Geschmack in der Wirrnis wirtschaftlichen Niedergangs und politischer Ohnmacht verlieren. Aber was für uns bei einem schnellen Überblick über die gesamte Entwicklung der ägyptischen Bildnerei das Interessante ist: der Stil bleibt grundsätzlich der gleiche, der zur Zeit der Pyramidenerbauer einmal gefunden war. Epochen des Erwachens sehen immer ihre größte Aufgabe darin, jene Größe des dritten vorchristlichen Jahrtausends und der anschließenden Generationen zunächst nachzuahmen, um sie dann innerlich zu erreichen und, wenn möglich, zu übertreffen. Es ist ja selbstverständlich, daß man sich in dieser langen Folge der Jahrhunderte nicht damit begnügt hat, Vorbilder des Alten und Mittleren Reiches wiederzugeben. Sondern in jedem Jahrhundert, oft genug in den einzelnen Generationen eines Jahrhunderts, werden neue künstlerische Gedanken, Formen, Kompositionen im großen wie in Einzelheiten gefunden, so daß jedes Geschlecht auch künstlerisch seine eigne Sprache redet. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß wir, von vereinzelten schwierigen Fällen abgesehen, jedes ägyptische Kunstwerk auf einen Zeitraum von wenigen Jahrhunderten, oft genug mit völliger Sicherheit auf eine bestimmte Generation datieren können. Für den Fernstehenden freilich bleibt es dabei, daß der ägyptische Stil auch in der Bildhauerei eine geschlossene Einheit bildet. »Ägyptisch« ist eine Eigenart, die sich für jeden Beschauer heraushebt aus einer Sammlung von Kunstwerken aller Völker und Zeiten.

Diese künstlerische Eigenart hat nun auch einen technischen Grund, wie durch eine Beobachtung von Heinr. Schäfer, dem Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin, klargeworden ist. Wir besitzen eine Reihe von unvollendeten Statuen und von Stücken, bei denen die Bildhauer auf einer bestimmten Stufe der Arbeit aufgehört haben, um den Lehrlingen gerade den Punkt festzuhalten, bis zu dem sie in jenem Augenblick gekommen waren. Aus diesen Beispielen wissen wir, daß man in Ägypten auf jede Fläche eines rechteckig zugehauenen Blockes die Ansicht der fertigen Figur aufzeichnete, wie sie sich von der betreffenden Seite darbot. Der Bildhauer meißelte mit eigner Hand die Statue aus dem Block heraus, und da er von der auf-



Abbild. 6. Steinmetz Imhotep und Frau Hathor-auch

gezeichneten Seiten- und Vorderansicht der Figur ausging, mußten diese auch im vollendeten Stück besonders stark betont erscheinen. In der technischen Herstellung also liegt der tiefere Grund dafür, daß die gesamte ägyptische Plastik ihre Arbeiten auf Vorder- und Seitenansicht einstellt. Die ägyptischen Bildhauerschulen haben in gleichmäßiger Weise diese Herstellungsart der Statuen getrieben, und die Gesellen wurden in ihr schulmäßig erzogen. So ergab sich ein Komponieren des Aufbaues der Figuren und Gruppen in einer ganz bestimmten Richtung. Sie war ein wesentlicher Faktor im Zusammenwirken der Momente, aus denen sich der ägyptische Stil ergab. Feste Gesetze mußten sich herausbilden, und die senkrecht zueinander stehenden Ebenen innerhalb eines Rundbildes blieben für alle Zeiten bindend, so daß kaum ein Teil der Figur aus ihnen herausfällt. Schäfer hat mit Recht ein Gesetz der Richtungsgeradheit (an Stelle der »Frontalität« von Julius Lange) aufgestellt, von dem es nur wenige Ausnahmen gibt. Praktisch sollte man daraus die Lehre ziehen, daß die bei unsern Photographen so beliebten Schrägansichten ägyptischer Plastik stilwidrig sind.



Abbild. 7. Kopf eines Pharao im Kriegshelm (Bronze)

Verfolgen wir die Geschichte der ägyptischen Rundplastik an ein paar Beispielen. Die Blütezeit des Alten Reiches ist zugrunde gegangen in einer Auflösung des Staates, dessen Provinzen sich unter ihren einheimischen Fürsten selbständig machten. Das Mittlere Reich (um 2000 v. Chr.) hat dann in zähem Ringen innerer Kämpfe das Verlorene auf allen Gebieten wiedergewinnen müssen. Fürsten aus dem oberägyptischen Theben faßten von dort aus den Staat wieder einheitlich zusammen, und mit überlegener Kraft formten sie in ihrer Residenz und den großen Städten des Landes eine monumentale Kunst.

Wieder folgte ein politischer Zerfall, diesmal verursacht durch ein vorderasiatisches Nomadenvolk, die Hyksos, die als echte Barbaren die alte Kultur zertrümmerten. Erst um 1600 vor Chr. haben die Ägypter sich wieder befreit und die Fremden ins Meer oder in die Wüste gejagt. Die ersten Pharaonen des Neuen Reiches, die uns als Befreier des Landes entgegentreten, zeigen sofort das Bestreben, die großen Linien der älteren Kunst wiederzufinden. Es ist ihnen gelungen: die Werke des Neuen Reiches haben eine Blütezeit der ägyptischen Kunst heraufgeführt, die sich mit allem Voraufgegangenen messen kann. — Der schöne Bronzekopf eines Pharao (Abbild. 7) zeigt die charakteristische Größe der ägyptischen Plastik. Es ist ein lebensgroßer Kopf, der in einen Körper von anderm Stoff eingesetzt gewesen sein mag. Dem Leser wird die Erinnerung an die Athenastatue auf der Akropolis von Athen kommen, die mit Gold und Elfenbein über das Land leuchtete. Max Klinger war Anfeindungen ausgesetzt, als er vor einigen Jahrzehnten nicht nur den Marmor tönte, sondern nach antikem Vorbilde wieder verschiedene Stoffe in seinen Plastiken zusammenfügte. Unser Pharao trägt den sogenannten Kriegshelm, eine Krone, mit der wir ihn in die Schlacht ziehen sehen. An ihr richtet sich über seiner Stirn die feuerspeiende Schlange auf, die ihm sein Vater, der Sonnengott, gegeben hat, um seine Feinde abzuwehren. Am Kinn sitzt der lange gerade Bart, der zum königlichen Ornat gehört und mit diesem gewechselt wird.

Das Neue Reich geht, für uns in vieler Hinsicht unmerklich, in die »Spätzeit« über, mit der wir die Jahrhunderte in der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi bezeichnen. Der eben beschriebene Bronzekopf des Pharao gehört zu den Stücken, die nicht mit Sicherheit zu datieren sind, und wenn wir uns nun zwei Rundplastiken der Spätzeit zuwenden, so ist es auch da nicht möglich, sie bestimmten Generationen zuzuweisen. Für unsre Aufgabe ist es auch nicht notwendig,

denn was sie uns hier geben sollen, das sagen sie auch ohne Festlegung auf ein bestimmtes Jahrzehnt.

Die prächtige Holzfigur des Gottes Anubis (Abbild. 8) mit ihrer bis in die letzte Kleinigkeit wohlerhaltenen Bemalung ist ein Kabinettstück, an dem man seine Freude haben kann. Der Schützer der Toten ist dargestellt in einer Grabbeigabe, welche einem Vornehmen geistlichen oder weltlichen Standes mitgegeben sein mag, damit der Gott ihm nahe sei. Anubis trägt auf dem straffen schlanken Körper den Kopf des ihm geweihten Tieres, eines schwarzen Hundes, wie er in der Wüste um die Gräber huscht, so daß man in ihm einen Gehilfen des Totengottes sehen konnte. In der Gestalt des Anubis erschien bei der Bestattung in Ägypten ein Priester, der die Fürsorge des Gottes für die Herrichtung der Mumie anzudeuten hatte. Der Priester mußte in dieser Rolle einen Helm auf den Kopf setzen, der einen Hundekopf trug. Wir besitzen unter den einzigartigen Stücken des Pelizaeus-Museums eine solche Maske aus Ton, die gewiß im Totenkultus verwendet worden ist. — Das Aufsetzen eines Tierkopfes auf den menschlichen Körper mutet uns zunächst fremd an. Aber ich habe eben schon den Weg angedeutet, auf dem die Erscheinung zu verstehen ist. Sie soll Symbolik sein; die Kunst hat eben eine andre Wahrheit als das Leben. Die griechische und die germanische Mythologie und Kunst haben den Gottheiten Tiere als Genossen beigegeben; der Pfau der Venus, die Raben des Odin, die Wölfe des wilden Jägers sind uns noch heute vertraut. Aber niemals ist es in jenen Kulturen zu einer körperlichen Verschmelzung von Gottheit und Tier wie in Ägypten gekommen. Die Ägypter, und mit ihnen andre orientalische Völker und andre Erdteile, haben unbedenklich den Tierkopf auf den Menschenkörper gesetzt. Der Betrachter wußte ja, von heiligem Schauer erfüllt, aus der seltsamen Gestalt das übernatürliche Wirken der Gottheit zu entnehmen. Buchstäblich verstanden hat niemand diese Erscheinungen, sowenig wie die poetischen Bilder von dem Falken, der als Sonne über den Himmel fliegt, oder von dem »Starken Stier«, als der der Pharao seine Feinde niederwirft.

Abbild. 8. Anubis als Mann mit Hundekopf (bemalte Holzfigur)

Die kleine Bronzefigur (Abbild. 9) stellt eine Göttin der Frauen dar. Die gütige Bastet ist ein hausfrauliches Wesen, dem das Körbchen am Arme hängt. Sie kann auch singen und tanzen; dazu trägt sie das Sistrum, die scharfklingende Bronzeklapper, in der Hand.

Die beiden zuletzt genannten Stücke gehören nicht mehr der monumentalen Plastik an. Die Anubisfigur ist nur 42 cm hoch und die kleine Bronze gar nur 19 cm hoch. Damit gehören sie schon dem Kunstgewerbe an. Noch kleiner in den Abmessungen sind die Ebenholzfiguren des königlichen Ehepaares (Abbildung 10; Höhe etwa 6 cm). Diese Verkleine-

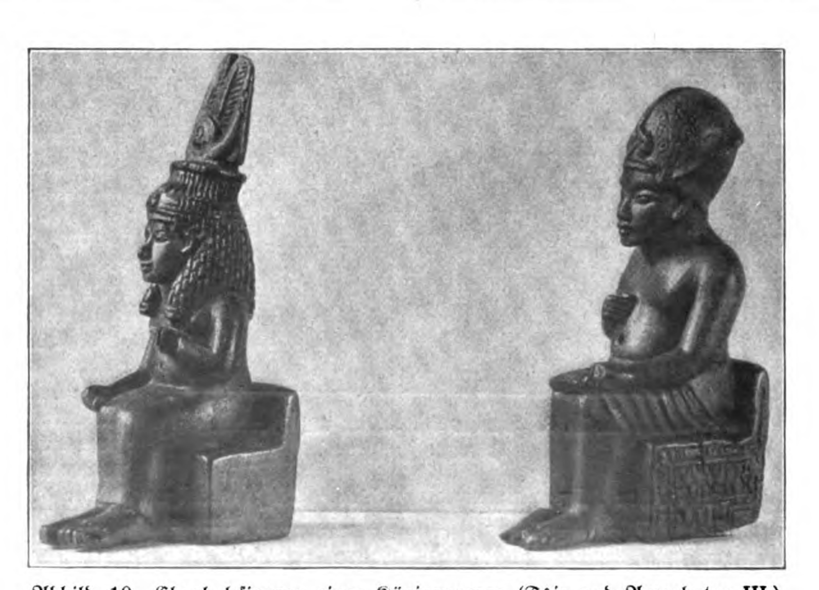
rung bedeutet aber in der ägyptischen Kunst keine Veränderung der Grundlinien der Ausführung. Die winzigen Figuren sind in der Komposition, in der Oberfläche, in der Ausführung der Einzelheiten der Tracht so behandelt, daß sie in Lebensgröße oder gar in das Kolossale vergrößert werden könnten, ohne daß sie irgendwie anders gestaltet zu werden brauchten. Man sieht, der ägyptische Stil hat alle Arbeiten bis ins Innerste durchdrungen. Der Künstler beherrscht seine Formensprache und redet in ihr, was oder wie er auch immer zu sagen hat.

Bevor wir die Rundplastik verlassen, wollen wir uns noch einmal vergegenwärtigen, welche Einheit all die verschiedenen Arbeiten aus ihr bilden. Die zahlreichen Statuen, von denen nur vereinzelte Beispiele vorgeführt werden konnten, bestehen aus den verschiedensten Stoffen. Im Stein ist vorwiegend Kalkstein vertreten, der im größten Teile Ägyptens ansteht und überall am Talrande das beste Material darbietet. Seltener der braune Sandstein, der nur im südlichsten Teile von Oberägypten und in



Abbild. 9. Bronzefigur der Bastet mit Katzenkopf

Nubien vorkommt. Noch seltener der rotbunte Granit aus dem Riegel von Assuan am ersten Katarakt des Nils, oder graue und schwarze Granite aus dem Wüstengebirge nach dem Roten Meer zu. Dazu Holz, oft die schlechten einheimischen Sorten, die man mit Gips überziehen muß, damit sie eine glatte Oberfläche für die Bemalung erhalten. Endlich Metall, vorwiegend die Bronze, deren Guß den Ägyptern seit früher Zeit vertraut war. Gewiß ist der Eindruck der Statuen nach dem verwendeten Stoff verschieden, und der ägyptische Bildhauer hat in künstlerischer wie besonders technischer Beziehung auf sein Arbeitsmaterial Rücksicht genommen. Aber gerade wir Modernen, die wir auf eine »materialgerechte Arbeit« Wert zu legen pflegen, staunen, wenn wir bei den Ägyptern gelegentlich das Übergreifen von Techniken aus einem Material in das andre feststellen können, oder sehen, wie z. B. der weiße Kalkstein an Sockeln oder Rückenpfeilern von Statuen als rotbunter Granit bemalt wird. Und merkwürdig muß uns der Gedanke berühren, daß ursprüng-



Abbild. 10. Ebenholzfiguren eines Königspaares (Têje und Amenhotep III.)



Abbild. 11. Opferplatte des Prinzen Onu

lich einer bemalten Statue in vielen Fällen nicht anzusehen gewesen ist, ob sie aus Kalkstein oder aus Holz hergestellt war.

Eigentlich wäre noch über eine ganze Reihe von charakteristischen Erscheinungen in der ägyptischen Plastik zu reden, auf denen die Wirkung des ägyptischen Stils beruht. Ich erwähne nur die Geschlossenheit der ägyptischen Statuen, die ursprünglich nur ausnahmsweise das Lösen der Gliedmaßen vom Rumpf oder einem Rückenpfeiler erlaubt; nur bei Arbeitern gönnt man sich eine stärkere Bewegtheit des Körpers, die dem Vornehmen nicht wohl ansteht. Ich erinnere ferner an das Leben, das aus vielen Porträten unmittelbar zu uns spricht; es ist zu allen Zeiten der ägyptischen Kunst von wirklichen Künstlern in meisterhafter Weise gebildet worden.

Wir müssen uns aber, damit das Bild der Denkmäler nicht allzu lückenhaft bleibt, der ägyptischen Flächenkunst zuwenden. Mit dieser Bezeichnung möchte ich von vornherein die innere Zusammengehörigkeit andeuten, durch die im Niltal Relief und Malerei vereint werden. Man lasse nur unbefangen eine Darstellung wie die Opferplatte des Prinzen Onu, der vor einem Tisch mit Gaben sitzt (Abbild. 11), auf sich wirken. Es ist im Grunde gleichgültig, ob diese Darstellung in Relief aus dem Kalkstein herausgeholt und dann bunt bemalt wurde, oder ob man die Farben auf einen ebenen Malgrund aufgetragen hat. Der Erfolg wäre der gleiche gewesen. — Fernstehende pflegen bei ägyptischen Reliefs zunächst Schwierigkeit zu haben mit dem richtigen Verständnis der Wiedergabe des menschlichen Körpers. In der Tat gehört ein Hineinfühlen dazu, um zu wissen, was der Ägypter meint, und um die Wunderlichkeiten zu überwinden, die sich im ersten Augenblick aufdrängen. Aber dann wird man auch in der Art, in der der Mensch hingestellt oder hingesetzt wird, dieselbe große Linie erkennen, auf der die Wirkung der ägyptischen Rundbildnerei beruht. Im ägyptischen Relief, das die Gegenstände nur um wenige Millimeter aus dem Grunde heraustreten läßt, bildet der Körper



Abbild. 12. Reliefteil mit hieroglyphischer Inschrift



Abbild. 13. Stuckrelief: Pharao opfert vor Amon und Hathos

eine einheitliche Fläche, die wie eine Silhouette wirkt. Auf Schattierung und Abtönung der einzelnen Farben verzichtete die ägyptische Kunst grundsätzlich, wenn sie bei Tieren und Pflanzen auch Farbenreichtum geschickt anzuwenden weiß. Deshalb stehen auch in dem Relief große, in sich gleichmäßige Farbenflächen nebeneinander. Wer selbst malt oder die Entwicklung der Malerei der Gegenwart aufmerksam verfolgt hat, wird sogleich verstehen, daß hierin nicht zuletzt die Wirkung der ägyptischen Malereien begründet ist.

Auf der Opferplatte des Prinzen Onu werden etwa drei Viertel der Fläche durch Hieroglyphen eingenommen. Die Schrift, die durch die Form ihrer Zeichen ohnehin einen bildmäßigen Charakter hat, wirkt also hier als wesentliches Element der Dekoration mit. Wir besitzen Blöcke aus Ägypten, an Fläche weit größer als jene Opfertafel, die ausschließlich mit Schrift ohne Verwendung eines figürlichen Schmuckes bedeckt sind und doch einen bedeutenden dekorativen Wert haben. Der in Abbild. 12



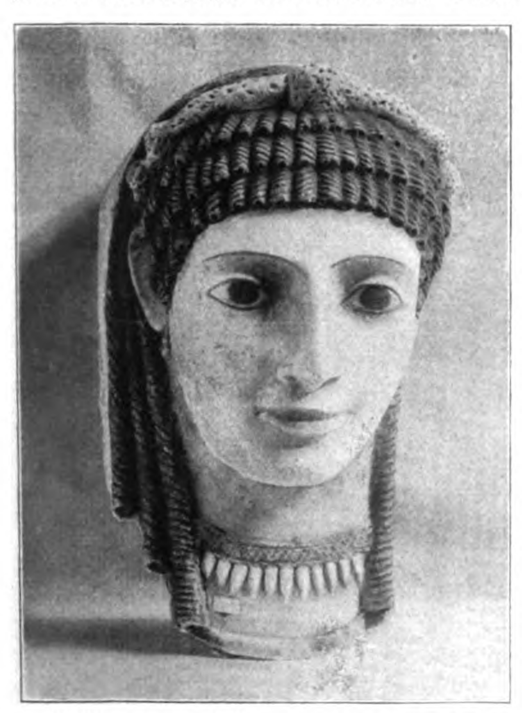
Abbild. 14. Malerei auf Mumienbelag

gegebene Ausschnitt aus einem Relief, der nur ein paar Schriftzeilen enthält, läßt erkennen, wie fein die sorgfältig gearbeiteten Hieroglyphen als Flächenschmuck zur Geltung gebracht werden können.

In allen diesen Punkten unterscheidet sich das ägyptische Relief von dem griechisch-römischen. Als das griechische Kunstgefühl in den Jahrhunderten vor Christi Geburt nach Ägypten eindrang, begann ein Kampf zwischen den beiden Tendenzen. Das kleine Stuckrelief (Abbild. 13), das ein großes Tempelbild nachahmt, läßt die Durchdringung des ägyptischen Geistes mit griechischen Elementen erkennen. Wer sich in ägyptische Kunst eingelebt hat, sieht sogleich an der Darstellung der Opfertiere auf den Altären oder an den drei Bogen am oberen Rande, daß der ägyptische Zeichner durch eine griechische Schule gegangen ist. Genaueres Hinsehen läßt diese Beeinflussung noch an vielen andern Stellen erkennen, die hier nicht im einzelnen aufgesucht werden sollen. Das Wesentliche ist, daß die ägyptische Gesamtwirkung doch im ganzen gewahrt bleibt, mag sie auch ein wenig an die entartete Form erinnern, in der uns die Ägypter heute oft auf der Bühne begegnen. Der römische Kaiser hat ja dem widderköpfigen Gott des Niltales schon beinahe ebenso fremd gegenübergestanden wie der heutige europäische Beschauer.



Abbild. 16. Weiblicher Kopf von einem Marmorsarkophag



Abbild. 15. Kopf einer Griechin. Stuckmaske von ihrer Mumie

Die Mischung des ägyptischen und des griechischen Kunstgeistes hat auch in der Rundplastik überraschende Werke hervorgebracht. In manchen Fällen ist der ägyptische Anteil stärker, in andern der griechische. Welchem Volke der Verfertiger angehört hat, läßt sich in den meisten Fällen nicht sagen. Und von vornherein ist es ja auch nicht zu vermuten, daß ein Ägypter, der durch eine griechische Kunstschule gegangen ist, wesentlich anders arbeitet als ein Grieche, der im Niltal von der Kunst dieses Landes beeinflußt worden ist. Zu einer wirklichen gegenseitigen Durchdringung der beiden Elemente ist es selten gekommen. Meist bezieht der griechische oder der ägyptische Anteil sich auf verschiedene Gebiete.

Für die Analyse der Anteile der beiden Völker sind unsre Bilder als Wegweiser wertvoll. Abbild. 15 zeigt eine Mumienmaske römischer Zeit aus Ägypten; sie mag schon in nachchristlicher Zeit angefertigt sein, ohne irgendeinen Einfluß des langsam aufkommenden Christentums zu verraten. Eine Griechin hat sich nach ägyptischem Ritus bestatten lassen, vielleicht war sie die Gattin eines Ägypters. Jedenfalls wollte sie sich das Jenseits

nach ägyptischer Vorstellung erschließen. Demgemäß wurde ihr Körper nach ihrem Tode zur Mumie hergerichtet, in Binden gewickelt und in einen Pappsarg gelegt, der nach ägyptischer Sitte den menschlichen Kopf in der üblichen Ausgestaltung zu zeigen hatte. Der Kopf wurde aus Gips geformt. Bis hierher ist alles ägyptisch; nun aber beginnt der griechische Anteil. Er liegt in der künstlerischen Arbeit, in welcher die Verstorbene dargestellt wurde. Sie war ja, wie ihre Züge zeigen, eine Griechin gewesen, und damit vertrug es sich gut, wenn man einen griechischen Bildhauer ihr Bildnis ausführen ließ.

Ein ähnlicher Vorgang hat sich in Syrien abgespielt. Auch dort wünschte eine Dame in einem mumiengestaltigen Sarge beigesetzt zu werden, also von ägyptisierender Form. Der Bildhauer, der den Auftrag erhielt, war griechisch geschult. Er griff zunächst nach einem griechischen Material, dem in Syrien wie in Ägypten nicht vorkommenden Marmor. Und den Kopf auf diesem marmornen Mumiensarge gestaltete er nach griechischer Weise mit den großen Zügen und dem reichen Haar, wie es von diesem Volke gebildet wird. Unsre Abbildung 16 läßt die bedeutende Wirkung des Marmorkopfes erkennen, neben dem ein ähnlicher im Berliner Ägyptischen Museum, ein halbes Jahrhundert älter, bekannt ist, sowie ein dritter in Berliner Privatbesitz.

Ein sehr merkwürdiges Stück ist die 47 cm hohe Kalksteinfigur der Göttin Bastet (Abbildung 17). Der Gedanke der Frauengestalt mit Katzenkopf ist echt ägyptisch; ebenso das Sistrum, das sie in der Hand hält, und die Affen vor ihr neben dem Topfe. Aber die Auffassung der ganzen Figur, die Behandlung des Gewandes mit seinen Falten, das ja seinerseits auch ein griechisches Kleid ist, alles dieses ist der griechische Anteil an diesem wichtigen Stück jener Mischkunst. Man vergleiche es nur mit der älteren Bronzefigur (Abbild. 9).



Abbild. 17. Bastet mit Katzenkopf (Kalkstein)

Wir haben mehr als drei Jahrtausende durchwandert. Stücke der großen Kunst und des Kunstgewerbes sind an uns vorübergezogen, zu vielerlei Zweck angefertigt und aus gegensätzlichen Kulturbedingungen erwachsen. Aber eins war allen diesen verschiedenen Erzeugnissen der älteren ägyptischen Kunst gemeinsam: der eigne Stil, der sie sämtlich beherrscht. Wer das Ringen der jungen Künstler der Gegenwart in allen Ländern kennt, weiß, was es bedeutet, durch Jahrtausende hindurch eine feste künstlerische Formensprache zu besitzen. Die Ägypter haben, wie an ihrer Religion, so auch an ihrer Kunst zähe festgehalten, weil sie bodenständig erwachsen waren.



Der Markt

Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

Eine deutsche Kleinstadt

Melle in Hannover

Von Ludwig Bäte

Die deutsche Kleinstadt, wie sie Goethe in »Hermann und Dorothea« gestaltete, wie sie Wieland, Kotzebue, Körner, die Schwaben sahen, die Lebensheimat Storms und Raabes, gibt es heute nicht mehr. Auch in die abgelegensten Nester zogen längst Telephon, Telegraph und oftmals schon Postautoverbindung ein, das »Kreisblatt« erscheint mit »eignen Drahtmeldungen« bereits täglich, man hat sein Kino und seinen Theatersaal, und mindestens drei Bankstellen sorgen für den Papierbedarf der sogenannten Geldwirtschaft.

Aber das ist doch nur äußerlich. Im Grunde ist die Kleinstadt immer noch landgenährtes Raabesches Nippenburg, und es ist erstaunlich, wie sie bis in die neueste Zeit — so stammt fast alles, was sich zum Naturalismus bekannte, daher — immer wieder zum geistigen deutschen Leben beitrug. In manchen kleinen Orten drängt sich geradezu die Fülle bedeutender Namen. So sind allein in Detmold Grabbe, Freiligrath und Fritz von Unruh geboren worden.

Melle in Hannover (Nil dulcius Melle) ist ein Beispiel, wie Altes mit Neuem verbunden werden kann, ohne Spott herauszufordern, wie sich vielmehr aus Gewesenem und Bestehendem ein Typ herauszubilden vermag, der als vorbildlich bezeichnet werden darf. Hier hat man wirklich im Sinne der Goethischen Worte »am guten Alten in Treue gehalten«, wie man sich an gutem Neuen gestärkt und gefreut hat.

Die Stadt ist sehr alt. Sie kann ihre geschichtlichen Anfänge bis auf die niedersächsischen Bistumsgründungen Karls des Großen zurückführen. Es ist germanischer Kampfboden, in dem sie tief eingebettet liegt: römische Kohorten zogen hier durch lange vergangene Wälder zur Hermannsschlacht, die nicht unfern dem »Grönegau« geschlagen ward, und nahebei rang an der Hase ein freies Sachsenvolk gegen fränkische Willkür. Jahrhunderte hindurch war Melle der Sitz eines bischöflichen Vertreters, der vor der Stadt auf dem Grönenberg hauste.

Bedeutend war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Leineindustrie. Erst in den Napoleonischen Kriegen und mehr noch unter der Einwirkung der englischen Maschinenwebereien verschwand sie allmählich. Schon Justus Möser und sein in Melle ansässiger Schwiegersohn Justus Gerlach von Voigts, bald darauf der im benachbarten Gesmold geborene Spinnmachersohn und spätere Pfarrer an St. Johann in Osnabrück Seling taten alles, um das alte Gewerbe aufleben zu lassen — ohne Erfolg. Zwei-


Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

Die Mühlenstraße

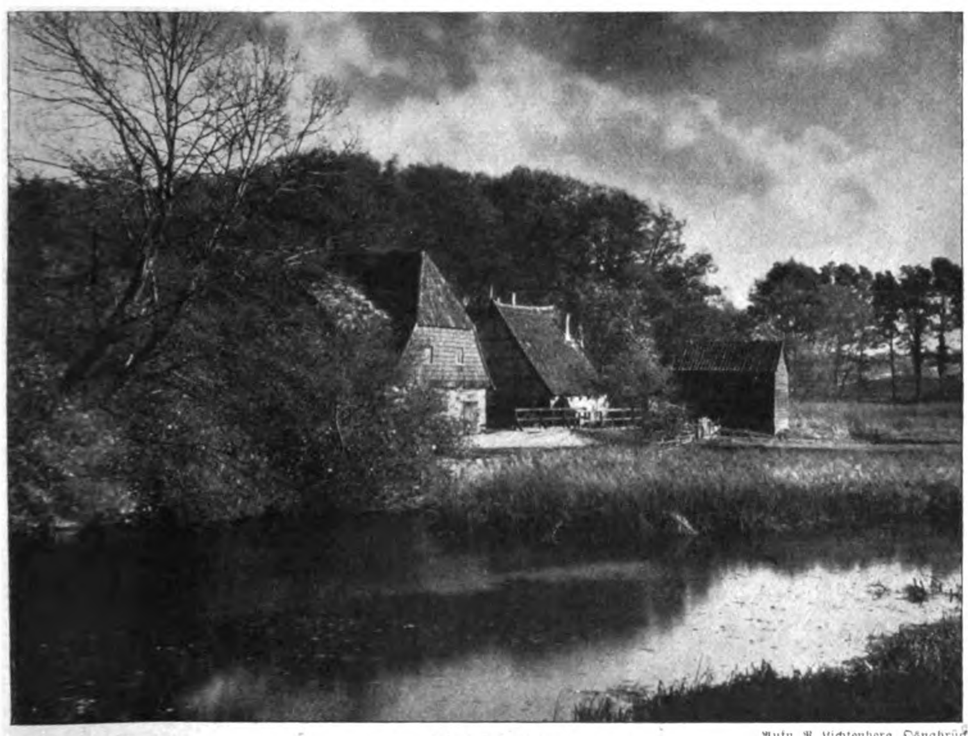
mal legte ein Brand, am schlimmsten im Jahre 1720, den Ort in Schutt. Was wiederaufgebaut wurde, trägt freilich in allem den Stempel guter handwerkerlicher Tüchtigkeit, reicht aber doch kaum irgendwo an Kunst heran, wenn Dr. Wilhelm Peßler, der Direktor des Landesmuseums in Hannover, auch nachdrücklich die guten Innentreppenanlagen hervorhebt.


Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

Die Siedlung

Dennoch ist das Stadtbild nicht ohne eignen Zauber.

Zwischen dem Teutoburger Walde und dem Wiehengebirge gelegen, nahe der von Alexander von Humboldt beschriebenen Hase-Else-Gabelung, von feinsten landschaftlichen Reizen umgeben — Johannes Schlaf erlebte hier in unsäglich seligen Sommertagen sein drittes Dingsda-Buch »Ein Wildgatter schlag' ich hinter mir zu« —, baut es sich dem hochgelegenen Marktplatz zu auf, der in dem wuchtigen Sandsteinrathaus seinen Mittelpunkt findet. Von ausgesprochen malerischer Eigenart ist die Ostseite Wärmer noch tragen die Gärten den Duft vergangener Zeit. Biegt man am aufblühenden Solbade vorbei, so liegt links ein breites Haus, dessen schlichte, offene Linien den Anfang des 19. Jahrhunderts kennzeichnen. Vorher stand hier ein großes Adelsgebäude, dessen Grundmauern zum Teil noch in der Erde schlafen, und es herbergte einen sehr edlen Namen: Johanna von Voigts, des unsterblichen advocatus patriae Justus Möser einzige Tochter und, als sein Sohn früh im Duell fiel, sein einziges Kind. Sie hat die wunderbare, bürgerlich-tüchtige Traumwelt der »Patriotischen Phantasien« her-



Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

Sondermühlen

mit einigen köstlich verhutzelten Häuschen und einem leicht an Holland anklingenden Ziegelbau. Fast ausnahmslos ist das Wohnhaus aus dem Bauernhause entwickelt worden, besaß und besitzt vielfach noch eine große Einfahrtsdiele, die kaum ausgebaut wurde und dem Inneren, verstärkt durch die in die oberen Wohnräume führenden Treppen, nicht selten etwas ungemein Freies und Großzügiges gibt. Germanische Hallenwirkung kommt auf. Oft zieren Sprüche die Balken. Doch hat sich, wenn auch in stetem und engem Anschluß an die Nachbarschaft, noch manches ausgesprochene Patrizierhaus erhalten, so der Familiensitz der Bitters, dessen gegenwärtiger Besitzer der hier geborene schwedische Erzbischof D. Albert Bitter ist.

ausgegeben, und Goethe, der das Buch durch Herder in Bückeburg kennenlernte, hat ihr manchen Brief geschrieben, auch später noch, als der »alte Patriarch« seine tapfere, klare Kampfschrift gegen Friedrichs II. »De la littérature allemande« schickte.

»Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. — Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: Was möchte wohl dabei Möser denken und sagen!« Und in »Dichtung und


Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

Der Heldenhain

Wahrheit« gibt er dann die schöne Charakteristik des »Unvergleichlichen«. Johanna von Voigts' Wunsch: »Soviel sage ich Ihnen, wenn Möser und seine Tochter jemals nach Weimar kommen, so geschieht's, um Sie kennenzulernen, und um kein ander Ding in der Welt«, wurde


Aufn. R. Lichtenberg, Osnabrück

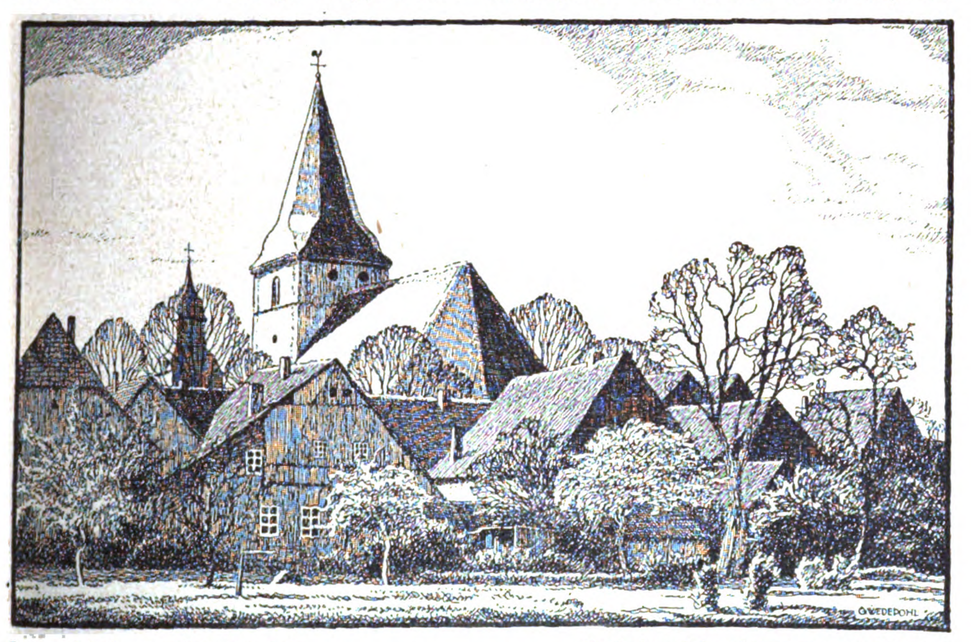
Im Garten des »Hauses vor Melle«

nie Wahrheit; sie hat den Verehrten, der ihr von Weimar Schattenriß und Büste sandte, nie gesehen, ebenso wenig wie eine andre Jugendfreundschaft des Dichters, Auguste von Stolberg. Deren Bruder Friedrich Leopold, mit Christian Stolberg Goethes Begleiter auf der Schweizer Geniereise, starb im benachbarten Sondermühlen. Von hier aus führte er seinen Kampf mit dem ehemaligen Hainbundgenossen Johann Heinrich Voß, an dem er, wie wenigstens Goethe meinte, zerbrach. Nichts erinnert mehr an die Tage, in denen das überwachsene, mummelumträumte Gut manchen hallenden Namen herbergte. Die Kapelle ist heute Tischlerwerkstatt, und die Türangel kreischt wieder wie vor hundert Jahren, als sie Clemens Brentano auf der Fahrt zu Katharina Emmerich in Dülmen mißmutig schmierte, wie er an Luise Hensel berichtet.

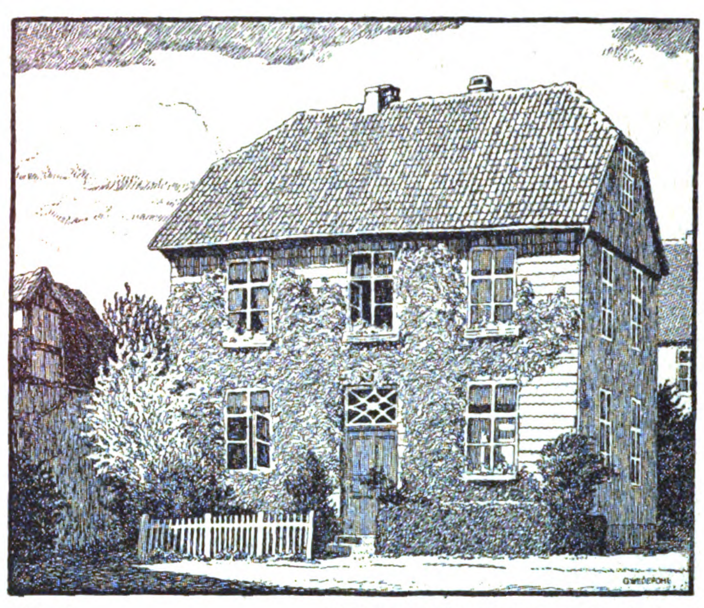
Johanna von Voigts besaß wenig von dem schweren Lebensernst des Gatten, dessen oftmalige Hilfsbereitschaft, vor allem den Handwerkern gegenüber, fast immer verkannt wurde. Der selbstbewußte kleine Ort gönnte ihm die mancherlei Freiheiten nicht, die mit seinem hart am Stadtwalle gelegenen »Haus vor Melle« verbunden waren. Sein umfangreicher Briefwechsel mit dem Stadtrichter Langer und zahlreiche Entscheide der juristischen Fakultät Rinteln singen ein ergötzlich-tragisches Lied. Manchmal scheint auch Möser vermittelt zu haben, der oft hier eingekehrt sein mag, wenn ihn die schwere wachstuchüberzogene Reisekalesche zu Nicolai und des Alten Fritzen Bibliothekar Biester ins damalige Weltbad Pyrmont brachte. Übermäßig war aber der Respekt der braven Bürger vor dem eigentlichen Herrn des Bistums und berühmten Schriftsteller wohl nicht. Noch immer drückten die Lasten des bösen Siebenjährigen Krieges, den Melle besonders zu fühlen bekommen hatte, und eine hochwohllöbliche Landes- und Justizkanzlei zu Osnabrück hörte oft schlecht.

Mit bemerkenswertem Geschick hat es die Stadtverwaltung verstanden, mitten im Kriege und mehr noch nachher Anlagen zu schaffen, die sich glücklich dem Bilde einfügen und die kleine Stadt weit über die Heimat hinaus bekannt gemacht haben. Das verdient um so mehr Anerkennung, als sie kaum viertausend Einwohner zählt und weder nennenswerte Industrie noch Landbesitz oder Wald aufweist. Tüchtiger Bürgergeist hat da in der Heimat der großen Praktiker Möser, Stüve, Overberg und Miquel Bleibendes geleistet.

Da galt es zunächst, die schon im Kriege entstandene Wohnungsnot einzudämmen. So wuchs die siebenundzwanzig Wohnungen umfassende Siedlung am Engelgarten, Feld- und Neuenkirchner Straße, die vielen Beamten, Angestellten und Arbeitern auf reichlich zugeteilter Scholle ansprechende Eigenhäuser schuf. Weiter entstand der stimmungsvolle Friedhof mit der Anlage für die in den Meller Lazaretten gestorbenen deutschen Soldaten, überragt von einem guten Denkmal des Bildhauers Konrad Siepelmeyer. und die Gefallenen ehrte man durch den feierlichen Heldenhain am Grönen-



Herrenteich (evangelische Kirche) — Nach einer Federzeichnung von G. Wedepohl



Vikarie — Nach einer Federzeichnung von G. Wedepohl

berg, einem der wertvollsten der nach dem Kriege entstandenen. Der Grönenberg, nach dem auch die wöchentlich erscheinende Heimatzeitschrift heißt, ist der Rest der ehemaligen bischöflichen Burg. Die schon vor einem Jahrhundert angepflanzten breitkronigen Eichen hat man in ihrer wuchtigen Unmittelbarkeit stehen lassen, wie auch an der grünen Höhe nichts geändert worden ist. Mittenhinein setzte man einen einfachen geraden Stein mit den Namen der Gefallenen. Das ernste, an eine germanische Opferstätte gemahnende Bild spiegelt sich in einem großen gebuchteten Teich. Ringsumher ordnen sich in weitgespannter gärtnerischer Gestaltung die zum Gedächtnis der Gefallenen gepflanzten Eichen an. Da hat jeder Tote seinen Baum, der von den Angehörigen sorglich gepflegt und erhalten wird.

Den Übergang zu den Lebenden vermittelt der geräumige Spielplatz, der wie der Heldenhain mitten in der anmutigen Elseniederung liegt, im Süden von der feinen, dünnen Berglinie des Osnings, nach Norden durch die leise verebbenden Ausläufer des Wiehengebirges begrenzt. Eine Kuppe springt weit vor: die Erhebung der Diedrichsburg, wo Heinrichs I. Gemahlin Mathilde geboren sein soll.

»Bäume sind Ahnen.« Bismarcks tiefes Wort, das die Lebenserinnerungen seines Varziner Oberförsters Westphal erneut bestätigen, hat so eine ernste und nachdenkliche Ausprägung erfahren, so wenig auch hier die leider schon allgemein gewordene pathetische Bezeichnung »Heldenhain« passen will.

Schon lange mangelte es in Melle an einem Raum zu geselliger Zusammenkunft, da die bisher benutzten Säle nicht mehr genügten. So baute man eine Stadthalle, wie sie in einer Kleinstadt nicht häufig und jedenfalls nicht in so glücklicher Lösung gefunden wird. Die stark farbige Außenseite, die durch originelle Ornamente belebt wird, hebt sich festlich aus der Reihe der umliegenden älteren Gebäude. Breite Steinpfeiler gliedern innen die Wände, deren Grundton Patinagrün, Braun, Rot und Gelb ist. Fünf dreimal gekuppelte Rundbogenfenster lassen das Licht einfließen. An den Wänden hat der Osnabrücker Maler Wilhelm Renfordt fröhliche Fresken erstehen lassen. Das ganze Gebäude, eine Arbeit der Osnabrücker Architekten Haarmann und Hammersen, atmet heiteren und gut neuzeitlichen Geist.

Der eingesessene Meller, ein alter, aber allem Neuen stets zugänglicher westfälischer Menschenschlag (trotz der politischen Zugehörigkeit zu Hannover), kennzeichnet sich seit langem durch seine auch im Ausland treu bewahrte Liebe zur Heimat. Manche bedeutende Spende hat das furchtbare Elend der Zeit zu lindern gesucht, und ein schönes Denkmal der Anhänglichkeit wird das große Glockenspiel für den Rathausturm sein, das man bald einzuweihen gedenkt.

Worte aus »Hermann und Dorothea« klingen bei einem Gange durch das »hannoversche Musterstädtchen« auf, und über anderthalb Jahrhunderte hinweg hallen die Verse Ägidius Klöntrups freundlich zur Stadt hinunter:

Aber wie könnt' ich vergessen das liebliche Melle! So mancher
Freuden, so mancher Schmerzen Geberin mir! Wie des Meeres
grünlichen Wogen ein Eiland entsteigt, so hebt sich das Städtchen
aus dem grünlichen Dunkel empor. Ein reizender Anblick!
Wie im einsamen Garten ein Baum, mit Sorgen erzogen,
grünet; — es quillet um ihn die Fülle des nährenden Wassers,
Schmeichellüftchen umkosen ihn oft, mit goldenen Früchten
steht er bedeckt, des Gartens Zierde; — so blühet das Städtchen.



Osterfeuer

Novelle von Rudolf Schneider

Jätteskö lag mitten im Fichtenwalde, zehn Minuten von der Landstraße. Die Sage erzählt: Einst lief ein Riese durch diesen Wald. Er trat die Baumstämme nieder wie unsereins die Stoppeln. In der Eile verlor er einen Stiefel. Als dieser Stiefel umfiel, begrub er den Wald viele Morgen weit. So ungeheuer groß war er. Davon entstand an der Stelle ein langer Hügel. Später wuchs auch Wald auf diesem Hügel wie ringsumher. Aber die Stiefelform blieb als ewiges Kennzeichen.

Jespers Großvater hatte den Wald auf diesem Riesenstiefel ausgerodet. Jespers Vater hatte ein Haus darauf gebaut. Das Haus benahm sich anfangs mit seiner frischgesägten weißen Fichtenbekleidung wie ein rechter Protz und Emporkömmling. Es blähte und spreizte sich, als könnte es sich nicht wohlfühlen in der bescheidenen Umgebung. Aber dann kamen die Sonne und der Regen und tünchten und pinselten es, bis es so grau aussah wie die Krähen auf seinem Dachfirst und der Sturzacker vor seinen Fenstern. Nun war es bescheiden und still und zufrieden mit seiner Umgebung.

Das Haus stand so hoch auf dem Schaft des Riesenstiefels, daß seine Fenster über die Wipfel der Fichten hinausragten. Wenn man durch diese Fenster blickte, dann sah man wie auf einen weiten grünen See, der fern in den blauen Himmel flutete. Wenn die Wolken darüberstiegen und der Wind dareinfuhr, dann erhob sich ein Sausen und Rauschen in diesem See. Und die grünen Wipfel wälzten sich vor dem Winde her wie Meereswogen, bis sie fern an die graue Himmelswand schlugen.

Wenn Jesper so längere Zeit in das Wogen dieses grünen Wipfelmeeres geschaut hatte, dann pflegte er, ob zur Zeit oder Unzeit, seinen Ochsen eine Handvoll gutes Heu und seinen Hühnern eine Handvoll Hafer zu geben.

Jesper auf Jätteskö ging jeden Abend auf Freiersfüßen zehn Minuten bis zur Landstraße, zehn Minuten rechts abwärts auf der Landstraße fort und zwei Minuten links abwärts zu Hilma von Aspavran hinunter.

Hilmas Haus lag im Grunde wie das Ei im Neste. Bis zum Rande des Nestes waren Wiesen und Äcker, durchschnitten von einem ewig plaudernden Wässerlein, dem Kaisbach. Darüber hinaus stiegen die spitzwipfligen Tannen empor, die den Blick zum Himmel wiesen. Von der Erde war sonst nichts zu sehen.

Der Weg, der von der Landstraße hinunterführte, erzählte dem Vorübergehenden: Da unten hat man ehedem Fuhrwerk gehabt, seit langem hat man's nicht mehr. Eine vergraste Wagenspur war es, weiter nichts.

Hilma säte nicht. Sie erntete nur, was von selbst wuchs, duftiges Gras von den kurzen Hängen, die ihren Hof umgaben. Mit dieser Ernte ernährte sie ein Dutzend Schafe. Aber das Dutzend Schafe vermochte *sie* nicht zu ernähren. Darum nähte sie Kleider für die Nachbarinnen. Allerdings nur für solche, die nicht jede Naht nach der Mode haben wollten. Damit erwarb sie so viel, daß sie und Sarah, ihre Mutter, mit der Weltordnung durchaus zufrieden waren.

Vielleicht lag es an dieser Zufriedenheit, daß Jesper kein Entgegenkommen bei Hilma fand, vielleicht auch nur an Jespers Art, zu werben. Jespers Werbung bestand darin, daß er jeden Abend nach Aspavran herunterkam und mit Sarah ein paar Stunden über Wetter und Wirtschaft redete.

Er war sich des Ausgangs seiner Werbung durchaus sicher. Er war gesund und kräftig. Er war kein Säufer, kein Raufbold. Er besaß ein schönes Anwesen. Er hatte keine Schulden. Warum sollte Hilma ihn also nicht heiraten? Daß er sie liebhatte wie nichts in der Welt, daß ihn nichts mehr beglückte, als sie beglücken zu können, das zählte er nicht unter die Gründe. Was nützte ihr das? Dafür konnte sie sich keine Stecknadel kaufen.

Die Oktobersonne verabschiedete sich von Aspavran. Das geschah hier unten geraume Zeit früher als oben auf Jätteskö. Hilma und Sarah traten heraus, um ihre Schafe in den Stall zu treiben.

Hilma gehörte zu den Mädchen, von denen man wünscht, sie möchten langsam gehen, wenn man ihnen begegnet. Was sie vor andern hübschen Mädchen auszeichnete, das waren die langen Wimpern. Wenn sie die Wimpern herabsenkte und die blauen Augen so halb verschleierte, dann erhielt ihr Gesicht einen eigenartig weichen Ausdruck. Daran fand Jesper auf Jätteskö ein besonderes Wohlgefallen. So weiße Hände und so weichlinige Körperformen sah er allerdings auch nicht mit Unlust.

Als Hilma hinter das Haus gegangen war, hielt ein Tattarewagen* oben auf der Landstraße, während einer seiner Insassen nach Aspavran heruntergelaufen kam. Es war ein hübscher brauner Bursch. Die Augen so lebhaft wie die Bewegungen. Er fragte Sarah, die vor der Tür stand, wie weit es nach Skarpd sei. Dort wollten sie übernachten. Sarah gab ihm die Auskunft. Und der Tattare war eben im Begriff, umzukehren, als Hilma mit den Schafen um die Hausecke kam. Nun wendete er sich zu ihr, grüßte und sah ihr dreist ins Gesicht. Hilma

---

* Tattare heißt in Schweden der Zigeuner.

senkte die Wimpern. Und etwas von dem Feuer aus des Fremdlings braunen Augen erschien auf ihren Wangen. Sie sah hübsch aus. Dies Urteil konnte man auch von dem Gesicht des jungen Tattare lesen.

Er wendete sich wieder an Sarah. »Können wir nicht hier übernachten, liebe Mutter?«

»Das geht nicht.«

»Das geht sehr gut. Im Heu, Mutter!«

»Das Heu ist zu frisch,« mischte sich Hilma ein. »Man kann noch nicht darauf schlafen.«

Er lächelte demütig und legte eine besondere Hochachtung in seinen Ton. »Ach, mein Fräulein, das Heu wird mir keine schlaflose Nacht machen. Aber lassen Sie! Was tut's? Muß ich denn schlafen?«

»Na, alle Leute müssen doch schlafen.«

»Ach, wenn Sie mir nur ein Dach geben, mein verehrtes Fräulein. Die Nacht ist so rauh und lang!«

Hilma wurde es heiß bei diesen Worten. So hatte sie noch niemand angeblickt. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen. »Aber — ja — können Sie nicht nach Skarpd fahren?«

»Unser Pferd ist müde. Und der Weg ist noch so weit. Seien Sie doch gütig, mein verehrtes Fräulein! Für Sie ist die Nacht ja bald zu Ende. Und wenn Sie aufwachen, dann sind wir fort. Seien Sie gütig, mein verehrtes Fräulein! Sagen Sie ja!«

Und sie sagte ja. Aber daß das gütig war, empfand sie nicht.

Ihre Mutter dachte, das wäre leichtsinnig. Dem Tattarevolk wäre nicht zu trauen. Aber sie machte ihre Einwände im stillen. Und daran stieß sich der Tattare nicht. Hilma pflegte in solchen Dingen zu entscheiden. Hilma hatte aber diesmal das Gefühl, als entscheide ein andrer in ihr und als spräche sie nicht, was sie wollte, sondern was sie mußte. Er sagte es. Er wollte es. Also mußte es geschehen.

Aber er sagte ihr so feurigen Dank, als ob es auch anders hätte kommen können. Er nannte noch seinen Namen. Daniel Nilsson hieß er. Dann sprang er fort, um seine Gefährten zu holen. —

Die Tattarefamilie hatte sich aufs Heu begeben. Nur Daniel saß noch mit den Frauen in der Stube.

In Aspavran war seit langem nicht so viel gelacht worden wie an diesem Abend.

»Daniel ist ein spaßiger Bursch,« sagte die Mutter. Hilma sagte nicht, wie er wäre; sie dachte es auch kaum. Sie fühlte nur, daß seine sprühenden Augen alles erwärmten und belebten, worauf sie trafen. Und sie trafen auf alles. Sie blitzten durch alle Ecken. Und wenn sie in die ihren brannten, dann strömte es so vergnüglich durch ihren Leib, seinen Blicken entgegen. Dann mußte sie lachen, ob er spaßig geredet hatte oder nicht. Daniel lachte natürlich mit. Und Sarah, die Daniels Witz meistens nach Hilmas Lachen taxierte, schloß sich mit schwingendem Zwerchfell an.

Als die in Aspavran so ihre Lustigkeit hinauslachten, kam der ernste Jesper den vergrasten Weg herunter. Er blickte auf den Wagen, auf die erleuchteten Fenster, hörte auf das Gelächter, auf die Männerstimme und wunderte sich. So in ein Haus zu gehen, wenn man weiß, da ist jemand, der nicht hingehört, und nicht weiß, wer und woher der ist, das ist eine mißliche Sache. Jesper trat also ans Fenster und lugte hinein. Als er die lachenden Frauen sah, mußte er unwillkürlich mitlächeln. Den Inhaber der Männerstimme konnte er leider nicht sehen, so sehr er sich auch wendete und drehte und die Augen an den Rand des Fensters drückte.

Er klopfte endlich, ohne über diese verwundersamen Dinge etwas herausgebracht zu haben. Aber da konnte er lange klopfen. Die da drinnen hatten keinen Sinn für etwas andres als ihre Unterhaltung. Er trat also ungerufen ein.

Als er den braunen Fremdling erblickte, war das Rätsel des Wagens und der Männerstimme auf einmal gelöst. Dem sah man den Tattare sofort an. Aber diese Lösung gab ihm ein neues Rätsel auf. Wie kamen die Aspavranfrauen dazu, Tattare zu beherbergen? Gewalt vielleicht? Nein, das sah nicht danach aus. Die waren ja so lustig wie beim Kalas.* Verwandte etwa? Unsinn! Hilma hatte keine Tattareverwandtschaft. Merkwürdig! Tattare zur Herberge und so vergnügt!

Jespers Eintritt genierte keinen. Er reichte allen die Hand und setzte sich auf den Stuhl an der Tür.

Er freute sich über Hilmas Fröhlichkeit. Er lachte mit, weil Hilma lachte und weil Hilma so schön dabei war.

Aber bald beunruhigte ihn die Empfindung, daß auch den Tattare Hilmas Schönheit so lustig machte. Die Unruhe wuchs, als er sich sagte, daß Hilma dieselbe Empfindung habe, aber davon nicht beunruhigt, sondern belustigt werde. Ja, manchmal wollte es ihm scheinen, als ob die blauen Augen hinter dem Halbschleier ihm niemals so geleuchtet hätten wie jenem dort. Das war natürlich Täuschung. Der Mann war ein Tattare. Aber die Täuschung beunruhigte ihn, als ob sie Wahrheit wäre.

Das Lachen verging Jesper. Und wenn Hilma jetzt auflachte, empfand er ein Stechen in der Brust.

An Daniels Späßen mochte und konnte er sich nicht beteiligen. Also saß er still auf seinem Stuhl an der Tür. Und die andern vergaßen bald seine Anwesenheit über Daniels Späßen.

* Häusliches Fest.

Auch Daniels lustige Einfälle hörten einmal auf zu fließen. Seine Blicke fuhren suchend herum wie seine Gedanken. Da fielen sie auf Jesper. Gefunden! Er lehnte sich zurück, betrachtete Jesper mit spöttischem Lächeln und sagte: »Reden Sie doch einmal, Vater! Was? Sind Sie bloß stumm, oder sind Sie auch taub?«

Hilma lachte. Sarah lächelte und berichtigte: »Jesper ist gar kein Vater.«

»Na, da Onkel —«

»Auch nicht Onkel.«

»Ach so! Er ist Altsitzer in diesem Hause. So, so! Da muß er so sitzen, bis er alt wird.«

Da Hilmas Lachen diese Witzeleien begleitete, taten sie Jesper weh. Sein Ton indes verriet das nicht, als er zu dem Witzbold sagte: »Laß mich in Ruhe!«

Das war es aber gerade, was Daniel nicht wollte. Er wendete sich gegen Hilma. »St! st! Fräulein Hilma! Der Altsitzer hat nicht genug Ruhe zum Sitzen.«

Jesper rückte mit dem Stuhl. »Ich sage, laß mich in Ruhe. Treibe deine Possen mit andern Leuten.«

»Ach, hier ist ja niemand so possierlich wie Sie, Onkel.«

Das gab großes Gelächter.

Jesper stand auf, so ruhig wie vorher. Nur die Stirn hatte sich gefaltet. »Was meinst du, Sarah, soll ich das Tattaremaul vor die Tür setzen? Laß es doch draußen euren Kater ankläffen.«

Daniel sprang auf. »Kotz Donner und tausend Teufel!« Mit den geballten Fäusten wollte er auf Jesper losfahren.

Aber Hilma trat rasch dazwischen. »Was ist das! Ruhig, Daniel! Hinsetzen!«

Er senkte die Arme. Hilmas Blicke bändigten ihn. Vielleicht auch ein wenig sein eigner Blick auf Jespers sehnige Gestalt.

Hilma wendete sich an Jesper: »Und du, Jesper, kannst wohl keinen Spaß verstehen?«

Jesper verzog den Mund, als wenn er einen Schmerz verbeißen wollte. »Ja so, das ist heute Spaß bei euch. Sarah, warum hast du mir nicht gesagt, was ihr heute abend für 'ne Art Spaß habt? Da wäre ich gleich umgekehrt.«

Hilma antwortete statt Sarah. »Es ist heute abend so bei uns wie immer.« Aber in ihrem Inneren sprach es: Du lügst, Hilma! So wie heute ist es noch nie in Aspavran gewesen. Laut fuhr sie fort: »Ist das so schlimm, wenn dich einer Onkel nennt? Du verstehst keinen Spaß, Jesper.«

Jesper lächelte bitter. »Laß dir nur von dem — Tattare beibringen, was Spaß ist, Hilma. Du wirst dein Wunder erleben.«

»Was Spaß ist, weiß ich schon selbst. Das brauchst du mir nicht zu sagen, und — Daniel auch nicht.«

Aber wenn's Daniel sagt, dann klingt's doch so lustig, wollte Jesper erwidern. Aber er schwieg.

Jesper entfernte sich. Sarah folgte ihm vor die Tür. Sie wollte ihn besänftigen. Sie mochte so wenig den Freund wie den Freier in ihm verlieren. Aber Jesper war nicht mehr zu erreichen. Sie rief ihm nach. Er hörte nicht.

Jesper machte seine Schritte so wenig nach Maß wie andre Leute. Aber wenn jemand sonst tausend seiner Schritte gemessen hätte, er hätte darauf geschworen, daß er am Maßstock entlang gegangen. Da war kein Schritt ein Zentimeter länger oder kürzer als der andre. Und wenn jemand mit der Uhr in der Hand hundertmal hinter ihm drein gegangen wäre, wenn er nach Skarvd hinunterging, er hätte steif behauptet, daß Jesper seine Schritte auch nach der Uhr mache. Das hundertstemal brauchte er nicht eine Minute mehr oder weniger als die neunundneunzig Male vorher.

Und jetzt ging er, als wenn es keine Übereinstimmung in der Welt gebe, beinahe so wie der Kaisbach, der sich wie die Regellosigkeit selber nach Skarvd hinunter tummelte. Selbst der Mond blickte ihm verwundert nach. Und der hatte doch des Ungewöhnlichen schon mancherlei gesehen. Er folgte ihm wie ein Neugieriger. Er drängte sich durch die Birkenzweige, lugte durch die Weidenbüsche. Und als Jesper auf die Landstraße kam, leuchtete er ihm so voll ins Gesicht, als wenn er die Ursache seiner wunderlichen Bewegung darauf lesen wollte. Er ließ ihn erst los, als der Wald auch von der rechten Seite an die Landstraße trat.

Als Jesper das Waldesdunkel umfing, wurde es etwas heller in ihm. Er fing wieder an zu denken. Er blieb stehen und blickte nach Aspavran zurück. Kalt und höhnisch blinzelte das matte Licht zu ihm herauf. Jetzt zieht mich der Tattare wieder durch die Zähne, dachte er, und sie lacht ihm ins Gesicht und freut sich darüber. Und ihm war, als wenn in seiner Brust gewaltsam etwas umgewendet würde. Er kehrte den Blick ab und schritt weiter.

Nein, nimmermehr kann er die heiraten, die ihn zum Schemel machen will für die Gelüste eines Tattare. Pfui Teufel! Mag der sich einen andern Narren für seinen Speilzahn suchen. Er will sich in ihr Herz hineinalbern. Mag sie ihr Herz doch heraushängen. Dann hat er's leichter. Haha! Ihr Haus ist eine Tattareherberge. Ihr Herz wird's schon noch werden. Wenn's nicht schon ist! Ja, was hat er nur bei so einer zu suchen! Recht war's, daß sie ihn ausschalt. Pfui Teufel! Eines Tattare wegen! Er soll sich treten lassen von diesem Landstreicher! Es ist unrecht von ihm, daß ihm das weh tut. Pfui Teufel! Das zu erleben!

Jesper glühte aus allen Poren. Jede Faser zitterte, als er nach Jättesko hinaufstieg.

In Jättesko brannte kein Licht mehr. Die Alten schliefen schon. Er ging hinein und warf sich auf seine Bettlade. Aber er fand keine Ruhe. Er stand wieder auf und setzte sich ans Fenster und blickte hinaus. Aber es war zu dumpf, zu eng im Zimmer. Er ging auf den Hof und machte sich zu schaffen. Er fütterte noch einmal die Ochsen, die Kühe, die Schafe. Doch das war bald getan, und andre Arbeit konnte man jetzt nicht vornehmen. Er setzte sich vor die Haustür und blickte hinaus über den dunklen Wald zu seinen Füßen. Ein leichter Wind strich durch die Wipfel. Und das Mondlicht, das darauffiel, ließ das Schwanken und Wallen der dunklen Fläche gerade noch erkennen. Ein Sausen ging durch diesen Wipfelsee, voll und tief, wie ein einziger langgezogener Ton aus der Brust des Waldes. Und Jesper saß still und lauschte und ließ sich ins Ohr flüstern, was die Waldesbrust bewegte.

Eine tiefe Traurigkeit überfiel ihn. Diese Stimme des Waldes war die Stimme seines Leibes. Gedanken und Willen entschliefen allmählich. Er saß und horchte auf den seufzenden Wald, auf die seufzende Stimme seiner Traurigkeit.

Die Oktobernacht war kühl. Sie kühlte allmählich auch Jespers Blut.

Als seine Gedanken wieder erwachten, fanden sie sich auf andern Wegen. Sie waren gewandert, ohne es zu wissen.

Was hatte Hilma ihm eigentlich getan? Sie hatte über ihn gelacht, ja. Aber war das so schlimm? Sie hatte doch so oft schon über ihn gelacht. Und da hatte er sich sogar darüber gefreut. Sie sagte, er verstehe keinen Spaß. Vielleicht hatte sie recht. Vater, Onkel nannte ihn der Tattare. Warum hatte ihn denn das so gebissen? Das ist doch nichts Schimpfliches. Und es klingt doch gewiß besser als Tattare. Auch Altsitzer — Ja, weiß denn so ein Tattare immer, was er faselt? Das darf ein Vernünftiger so genau nicht nehmen. Gewiß nicht. Aber mußte Hilma den Landstreicher so anlachen? Hm, wer weiß? Das Gesindel läuft umher wie lose Hunde. Hier schwänzelt's, dort beißt's. Mit dem muß man freundlich tun, wenn's nicht beißen soll. Die Menschen kennen keinen Gott und kein Christentum. Die zünden einem das Haus über dem Kopf an, wie unsereins sich 'ne Pfeife anzündet. Weiß Gott! er hätte in Aspavran bleiben sollen und die Frauen beschützen. Wußte er denn, daß der Tattare sie nicht bedroht und das Nachtquartier erzwungen hatte? Er hatte sie ja nicht danach gefragt. Weiß Gott, er hatte sich benommen wie ein kollriger Tattarebruder. Wenn die nun da unten den Frauen was antun? Da kräht kein Hund und kein Hahn nach ihnen!

Der letzte Gedanke bohrte sich fest in Jespers Gehirn. Er jagte ihn auf und trieb ihn zurück auf den Weg nach Aspavran.

Es war stiller und dunkler geworden. Der Himmel hatte sich bewölkt. Jesper stolperte oft über Steine und Wurzeln auf dem dunklen Wege. Aber das hielt ihn nicht auf. Er stürmte vorwärts, als wenn seine Eile ein Unglück verhüten müßte. Er mäßigte erst seine Schritte, als er das Waldesdunkel verlassen hatte und Aspavran vor sich sah.

Da unten war alles wie sonst. Weder Feuersbrunst noch Hilferufen. Auch das Licht brannte noch. Nur heller und freundlicher als vorher. Ein wenig von dem gewohnten Grüßen lag diesmal in seinem Blinken.

Diese Ruhe machte Jesper unsicher. Er überlegte einen Augenblick. Dann verließ er die Landstraße und schritt links am Waldrande hin bis zum Einschnitt des Kaisbaches. Hier war er dem Hause ein Stück näher. Er stand still und horchte. Aber da lispelten die Espen. Da zischelte der Bach. Da hauchten die Tannen. Da war von den Menschen unten nichts zu vernehmen. Er sprang über den Bach und folgte dem ansteigenden Waldrande bis zu der Stelle, wo der Wind vom Hause her zu ihm wehte. Da knarrte die Haustür unten.

»Gute Nacht, Fräulein Hilma! Schlafen Sie wohl!« rief der Tattare.

»Gute Nacht, Daniel!« erwiderte Hilma.

Dann schloß sich die Haustür. Die Stalltür knarrte auf und zu. Darauf erlosch das Licht in der Stube. Und nun war alles still und dunkel im Grunde von Aspavran. Nur die Espen wispelten mit dem Kaisbach, und der Wald hauchte leise in der Höhe. Darüber ballten sich die Wolken immer dichter und dunkler zusammen.

Jesper stand immer noch und lauschte. »Gute Nacht, Daniel!« hallte es ihm immer noch von unten in die Ohren.

Ach was! Gute Nacht ist Gute Nacht.

Aber warum stand er denn hier und wunderte sich über Gute Nacht, als wenn er es in seinem Leben noch nicht gehört hätte oder wenigstens von Hilma noch nicht gehört hätte? Von Hilma, ja, das war's. Da war etwas in diesem Gute Nacht, etwas im Ton, das er von Hilma noch nicht gehört hatte. Der Ton, ja, da liegt es. Da ist der Unterschied. Gute Nacht ist nicht nur Gute Nacht. Gute Nacht ist Feuer und Wasser, ist Kälte und Wärme, ist Liebe und — Und was noch? Und — Leere. — —

Als Daniels Gefährten am nächsten Morgen fortwollten, lag Hilma noch im Schlaf. Aber Daniel wollte sich nicht umsonst die halbe Nacht auf den Morgen gefreut haben. Darum suchte er die Abfahrt zu verzögern. Als Worte nicht fruchteten, half die Tat. Er versteckte die Peitsche. Wenn aber ein Tattare seine Peitsche

sucht, dann füllt er jeden Winkel mit hundert Flüchen. Und daß diese nicht leise ausfallen, dafür ist er Tattare. In weniger als einer Minute war Hilma aus Schlaf und Traum und aus dem Bett geflucht.

Die Flüche seines Gefährten waren Daniel also zum Segen geworden. Hilma kam heraus und bot ihm guten Morgen und senkte die Wimpern und befriedigte die Sehnsucht, die sich auf den Morgen gefreut hatte, die Sehnsucht nach ihren weißen Gliedern.

Auch der fluchende Urheber dieses Segens sollte in gewissem Sinne teil daran haben. Hilma lud die Tattarefamilie zum Morgenkaffee.

Da saß nun Daniel und starrte auf Hilma und starrte in seine Tasse und runzelte die Stirn, so daß Sarah fürchtete, er führe etwas Arges gegen sie im Schilde. Sie schob ihm die Zuckerschale hin und schenkte ihm Kaffee ein, um ihn freundlich zu stimmen. Aber Daniel sann nicht auf Arges gegen Sarah. Er sann über das Arge in seinem Leben, über die Ruhelosigkeit und Ziellosigkeit seines Tattarelebens. Hier in Aspavran war Ruhe und Ziel. Aber er mußte fort, fort über Berg und Tal, durch Wald und Moor. Warum? Er war ein Tattare. Er gefiel Hilma. Das wußte er. Aber diesen Bauernstock, den Jesper von Jättesko, wird sie heiraten. Warum nicht ihn? Er war ein Tattare. —

Der Tattarewagen war schon im Walde verschwunden, da stand Daniel noch vor der Haustür und verabschiedete sich von Hilma. Er hatte jetzt die Sprache wiedergefunden. »Leben Sie wohl, Fräulein Hilma! Sie sind das schönste Fräulein in Schweden. Ich war gestern der glücklichste Tattare, der durch Schweden gewandert ist. Heute bin ich der unglücklichste. Und morgen — morgen bin ich vielleicht — schon tot.« Sein Gesicht wurde so bleich bei diesen Worten, als wenn der Tod schon an seine Rippen pochte. »Und Sie, Fräulein Hilma,« fuhr er fort, »Sie machen übermorgen Hochzeit mit Jesper von Jättesko.«

Da lächelte Hilma gerade so, wie Daniel erwartet hatte. Eilig war diese Hochzeit also nicht.

Warum er denn morgen tot sein wollte, fragte Hilma.

»Weil ich nicht hierbleiben kann.«

Jetzt lächelte Hilma anders, nicht so an der Oberfläche wie vorher über die Hochzeit.

Was er denn hier wolle, fragte sie noch.

»Ach, das ist ja gerade mein Tod, daß Sie das nicht wissen, Hilma.« Dabei strafften sich seine Gesichtsmuskeln, und seine Augen blickten so schwarz wie die Verzweiflung. »Ja, ja, die Schafe dürfen hierbleiben, bei Ihnen. Die holen Sie jeden Abend wieder in den Stall. Aber mich jagen Sie fort. Ach, ich möchte Ihr Schaf sein, liebes Fräulein!«

Er beugte sich blitzschnell auf ihre Hand und küßte sie. Dann rannte er fort wie ein Wirbelwind, auf die Landstraße, dem Wagen nach.

Als er Hilmas Blicken entschwunden war, glitten seine Worte noch einmal durch ihre Gedanken.

Möchte sie ihn im Stall haben? O ja, lieber als auf der Landstraße. Das wäre lustig, ihn jeden Abend einsperren, morgens wieder herauslassen, ihn hüpfen und lachen sehen. Lustiger wäre es freilich, ihn in der Stube zu haben an jedem langen Abend. Ja, freilich! So lustig konnte keiner sein wie dieser. Aber wie traurig er auch wurde! Wie er blickte! Wie er bleich wurde! Er mußte sie doch schrecklich liebhaben. Schrecklich! Und es strömte so wohlig durch ihren Leib, daß er sie so schrecklich liebhatte. Aber sie? Hatte sie ihn denn auch lieb? Sie überlegte. Ihre Gedanken und Empfindungen rannen ineinander und verwirrten sich. Und sie schwamm in der Verwirrung und vergnügte sich darin und vergaß, den Sinn zu suchen. Sie hatte nur Lust an der Frage, nicht an der Antwort.

Solch ein Gewirr von Gedanken und Wünschen erfüllte sie heute den ganzen Tag. Manchmal ging es durch ihren Kopf: Gut, daß er fort ist! Aber deshalb verbot sie nicht der Erinnerung, sich weiter daran zu ergötzen, daß er dagewesen war. Und sie sah ruhig zu, wie dies Ergötzen die neidischen Sinne stachelte, sein Wiedersehen zu begehren. Sie war Zuschauerin. Sie hielt es mit allen Parteien. Sie ergötzte sich mit der Erinnerung. Sie begehrte mit den Sinnen. Sie widerstrebte mit dem Verstande.

Die Arbeit wollte heute nicht vonstatten gehen. Wenn sie ein paar Stiche getan hatte, dann blickte sie durchs Fenster auf die Landstraße, als ob sie dort jemand erwartete. Beugte sie sich dann wieder auf die Näharbeit, dann guckten aus den Knopflöchern Daniels braune Augen. Dann mußte sie wieder innehalten. Sie konnte doch nicht in Daniels Augen stechen. Sie mußte innehalten und warten, bis die Augen verschwanden. —

Am Abend des folgenden Tages schlenderte Hilma am Bach entlang, um die Schafe zu holen. Plötzlich trat Daniel hinter einem Erlenbusch hervor. Hilma war zwar ein wenig erschreckt, aber nicht verwundert. Vor die Freude zog sie rechtzeitig die langen Wimpern. Dann konnte sie ihn ganz ruhig begrüßen. Die Wangen blieben allerdings unbedeckt. Aber die konnte ja auch die rauhe Herbstluft gerötet haben.

»Ich bin wieder da, Hilma.«

»Was willst du denn hier?«

Sie wußte das ganz genau. Aber ihr schien doch, sie müsse danach fragen.

»Gar nichts,« erwiderte Daniel.

Diese Antwort war so überflüssig wie jede

andre. Dennoch fragte sie weiter: »Warum bist du denn hierhergekommen?«

»Ich kann nicht mehr umherziehen.«

»Du kannst nicht?«

»Ich kann nicht, nein. Wald, See, Moor, alles ist verrückt geworden. Schrecklich! Nicht auszustehen! Glaubst du's? Im Walde sah ich nichts weiter als Gelegenheit zum Hängen, im See zum Ersäufen und im Moor, in dem langen toten Moor, zum Wahnsinnigwerden! Stell' dir nur vor, du fährst durch den Wald und mußt immer denken, ob der Ast auch hoch genug, der stark genug ist, ob der See wohl tief ist, ob du in dem See nicht auf einen Stein triffst und dann aus dem Wasser ragst wie ein lebensüberdrüssiger Hecht. Zum Teufel! Das ist nicht auszustehen! Ich habe keine Lust zum Hängen. Zum Ersäufen auch nicht. Darum bin ich nach Aspavran gekommen.«

»Aber hier ist ja auch Wald,« bemerkte Hilma und lächelte. Sie hatte mit Wohlgefallen Daniels leichter Rede zugehört. Die Art Rede schmeckte süß.

Das war Daniel natürlich nicht entgangen. »Ah! Hilma! In Aspavran ist der Wald ganz anders als da draußen. Ah! hier sind die Bäume so lustig. Da möchte man immer singen und springen. Heißa! Sieh nur, wie sie lachen!« Er blickte empor und wies auf die Wipfel der Tannen, die sich im Winde neigten.

Hilma lächelte immer. Sie lächelte mit dem ganzen Leibe. Sie lächelte mit den runden Armen, mit den weichen Hüften, mit den weißen Händen und mit den roten Lippen.

Daniel fuhr fort: »Ja, ja, die ganze Welt ist anders geworden. Früher so hübsche Mädchen in Skarpd. Und wenn ich von Skarpd fuhr, dann freute ich mich schon auf die in Tagarp. Aber jetzt — Alle zusammen so verführerisch wie ihre Großmütter.«

Hilma lachte auf. Und ihr Lachen schmiegte sich um Daniel, als wären es ihre weichen Glieder. »Aber Lovisa in Tagarp gefällt dir doch?«

»Ach, Hilma, ich küsse lieber die Espe in Aspavran als Lovisa in Tagarp.«

»Na, bist du närrisch! Wie kommt denn das?« mußte sie noch fragen.

»Weiß ich's, Prinzessin Hilma? Eine weiß ich, die ist wie Honig und Sahne. Die andern sind wie saure Milch. Auch Lovisa in Tagarp.«

Seine Blicke sagten, wer die eine war, und ihre Wangen verrieten, daß sie seine Blicke verstanden hatte.

»Bist du jetzt in Tagarp gewesen?«

»Ja, letzte Nacht.«

»Ja so! Wo wirst du denn heute nacht bleiben?«

»Ach, was geht uns die Nacht an, weiche Hilma! Die Nacht ist überall. Aber Hilma ist nur in Aspavran.«

»Aber du mußt doch irgendwo schlafen.«

»Muß ich irgendwo schlafen, Hilmachen? Ach ja! Na, laß nur. Irgendwo ist man ja immer. Auch in der Nacht. Was sollen wir uns da um das Nirgendwo ängstigen! Aber um die Schafe müssen wir uns ängstigen, Hilmachen. Wollen wir sie jetzt holen?« —

Er brachte mit Hilma die Schafe in den Stall. Und dann folgte er ihr in die Stube. Als er so bis zehn Uhr mit den Frauen gelacht hatte, sagte er, nun müsse er nach Skarpd in sein Nachtquartier gehen. Er ging aber nur bis zur Stalltür und stieg auf den Heuboden. Am andern Morgen konnte man sich natürlich nicht mit einem Manne müde zanken, mit dem man sich am Abend vorher müde gelacht hatte. Man mündete also gemeinsam in einen Scherz. Daniel blieb da und aß und trank mit den Frauen und holte ihnen Wasser und Holz und schaffte ihnen Kurzweil.

Als das einige Tage so gegangen war, meinte Sarah, nun könne es nicht mehr so weitergehen. Sie nahm Hilma beiseite und versuchte, ihr diese Dinge zu schildern, wie sie die Nachbarinnen wahrscheinlich schildern würden.

Hilma dachte, was sie denn daran ändern könne. Wo Daniel sich aufhalte, da habe er doch auch zu befehlen. Das sei doch natürlich und auch durchaus nicht beklagenswert. Sie sagte also, Sarah solle sich nur an Daniel wenden.

Da wendete sich Sarah an Daniel mit ihrer Angst vor den Weiberzungen.

Und Daniel war ein anständiger Mann. Er stellte Sarah mit seiner Erklärung vollständig zufrieden.

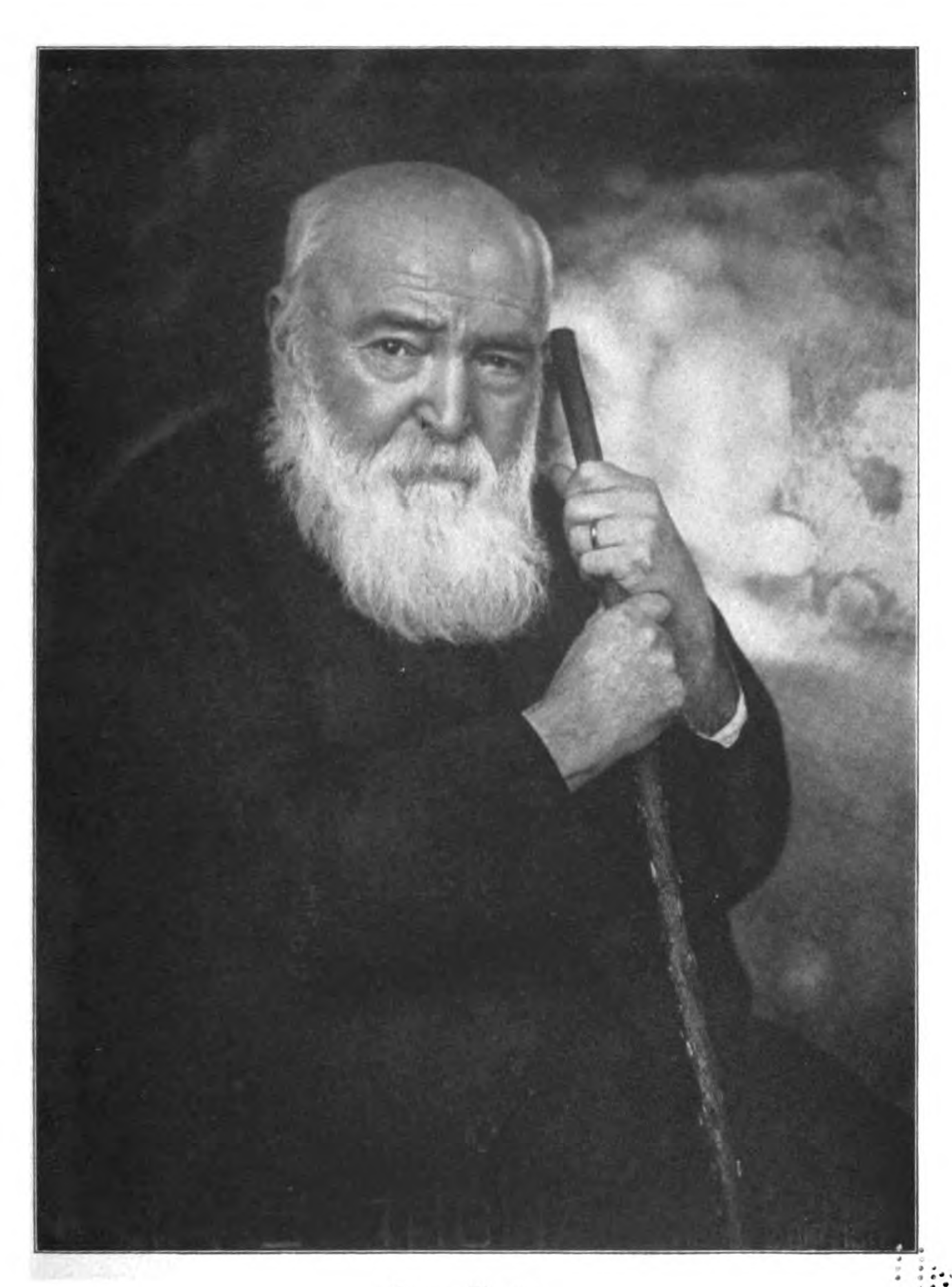
Gewiß, gewiß! Er wolle sowieso nur noch heute hierbleiben. Nichts in der Welt könne ihn zwingen, den gastfreundlichen Frauen von Aspavran lästig zu werden. Um Himmels willen! Eher sterben! Er warte nur auf den Wagen seines Gefährten. Der müsse spätestens morgen früh vorbeikommen.

Da wurde Sarah froh und Hilma verzagt.

Aber der Morgen kam und der Wagen nicht, soviel Sarah auch spähte. Hilma wurde es wieder leichter und Sarah schwerer im Herzen. Na, also ein Tag länger. Sie konnte doch nicht schlimmer sein als die Zungen der Nachbarinnen, die auch nicht so genau mit einem Tage rechnen.

Sarah spähte jetzt jeden Tag auf die Landstraße. Sie spähte und spähte, daß ihr die Augen schmerzten. Sie wartete auf den Tattarewagen wie der Verbrecher auf die Begnadigung. Die Henkerinnen wetzten schon ihre tödlichen Zungen. Und die Begnadigung kam nicht.

Daniel spähte nicht auf die Landstraße. Er hatte schon längst in Hilmas Augen erspäht, daß er hier zu befehlen habe. Was brauchte er da den Schrullen der alten Sarah zu gehorchen?



Hans Thoma

Nach einer Aufnahme von Ernst Adolf Koldenberg

So gingen die Tage mit Regen und Sonnenschein. Daniel ging nicht. Und dann kam ein Tag, an dem Sarah das auch nicht mehr wünschte, an dem sie vielmehr wünschte, was sie so lange verwünscht hatte: Daniels Verbleiben in Aspavran. Die Schande sollte jetzt nicht mehr aus Daniels Anwesenheit fließen, sondern aus seiner Entfernung. Sie hätte sich lieber einen Finger abgebissen, aber sie mußte nun wünschen, daß Daniel in Aspavran bliebe. Hilma und Daniel zerbrachen sich nicht den Kopf. Und darum waren sie glücklich. Sarah machte ihr Grübeln unglücklich. In einem waren aber jetzt alle eins: sie wollten zusammenbleiben.

Sarah dachte jetzt nicht mehr an den Tattarewagen, der Daniel wieder in die wilde Welt hinausführen möchte. Sie dachte nun an den Hochzeitswagen, der ihn mit Hilma in die Kirche führen möchte und in die Fesseln, die ihn für immer mit ihrer Tochter und mit Aspavran verbanden. —

Daniel wollte jetzt das Tattareleben des Umherschweifens aufgeben. Dies Leben sei für ihn eine Krankheit gewesen, sagte er. Nun sei er genesen. Nun wolle er Bauer werden. Die brachliegenden Hänge und Gründe von Aspavran sollten wieder den Getreidesegen tragen. Daniels Hoffnungen flogen jetzt durch das Haus und spannen sich um die Frauenherzen wie die Sommerfäden um die Heideblumen. Und seine Prophezeiungen schimmerten darauf wie die Morgensonne. Seine Prophezeiungen füllten alle Ställe mit Vieh und alle Fässer mit Getreide.

Der Bauer muß ein Pferd haben, wenn er ein Tattare gewesen ist. Die andern mögen auch mit Kühen und Ochsen hantieren. Daniel kaufte also ein Pferd. Und es war ein gutes und billiges Pferd, das er gekauft hatte. Seine erste Wirtschaftstat fand Anerkennung. Sie kauften auch eine Kuh. Hilma sollte die Näherei aufgeben. Sie sollte sich der Wirtschaft zuwenden. Da würde sie denn die Kuh melken, und Daniel würde das Pferd füttern. Und Sarah sollte sich auf den Hauklotz setzen und zusehen, wie alles so gut war.

Die Wirtschaftseinrichtung war beschafft. Nun an die Arbeit!

Als Daniel anfing zu pflügen, da fingen die Frauen an zu lachen. Der Pflug merkte sofort, mit wem er es zu tun hatte, und übernahm selbst die Führung. Er ging nach rechts, nach links, er hüpfte heraus und hinein, wie es einem Pfluge nun eben einfällt. Und Daniel schoß hinterher wie die Erdschollen. Da schüttelte Sarah den Kopf und zweifelte leise an dem Erntesegen.

Bengt Karl, Jespers Vater, der vorbeigegangen war, erzählte zu Hause, in Aspavran sehe es aus, als wenn die Krähen gepflügt hätten. Der Tattare werde nun wohl merken, daß es nicht so leicht sei, vom Acker zu leben wie vom Bauer.

Jesper ging in diesen Tagen umher mit der Empfindung, der Tattare habe ihm ein kostbares Gut gestohlen und besitze es nun vor aller Welt, weil er, Jesper, sein Besitzrecht nicht beweisen könne. Aber dieser Empfindung verlieh er keinen Ausdruck. Die Trauer um sein verlorenes Gut konnte niemand wahrnehmen. Seine Eltern bemerkten nur, daß er seit jenen Vorgängen stiller und ernster und fleißiger geworden war.

Anders hatte die Geschichte auf die übrigen Nachbarn gewirkt. Schweigsame waren geschwätzig geworden. Die schwerfälligsten Jungen kamen in Bewegung. Manche Frauen versäumten das Mittagkochen, wenn sie gerade von Hilma und dem Tattare sprachen. Ein Tattare! Das war so interessant wie schimpflich. Was man da alles von seiner Vergangenheit erzählte! Von seinen Frauen! Von seinen Diebstählen! Und das alles erfuhr Jesper. Wenn er sich dann vorstellte, daß sein kostbares Gut in solche Hände geraten war, dann wollte ihm das Werk da oben hinter der Stirnwand fast stillstehen, während das da in der Brust zum Zerspringen hämmerte. Er wunderte sich, daß die Welt noch ihren Gang so ruhig weiterging.

Man erzählte sich, wenn Daniel wegen seiner Heiratspapiere zur Post hinunter wollte, dann ginge er nicht zur Post, sondern zu Agnete von Olstorp. Es läge ihm so wenig an Heiratspapieren wie jedem andern Tattare. Man schlug die Hände über dem Kopf zusammen, daß die achtbare Hilma sich so wegwerfen konnte. Ihre Freundinnen zogen sich zurück. Nur ein paar Arbeiterfrauen kamen hin und wieder nach Aspavran und berichteten über den Aufruhr der Jungen in der Nachbarschaft. Das Schlimmste war nicht, daß da ein Mann und eine Frau ohne Kirchensegen zusammen lebten. Das Schlimmste war, daß dieser Mann ein Tattare war.

In Aspavran allerdings hielt man das erstere für das Schlimmere. Aber man konnte sich den Kirchensegen immer noch nicht holen. Da war immer noch irgendein Papier nicht so beschrieben, wie es sein sollte, oder es war nicht daher, woher es sein sollte. An Daniel lag das nicht. Er fuhr zur Post, so oft Hilma wollte, und noch öfter. Mehr konnte er nicht tun.

Noch etwas andres war schlimm in Aspavran. Mitten im Winter ging das Futter aus. Ein Tattare sorgt nicht für den nächsten Tag, wie sollte er für das nächste Jahr sorgen! Man verkaufte also die Kuh und die Schafe und kaufte Futter für das Pferd. Denn das Pferd wollte Daniel nicht hergeben. —

So verstrich der Winter. Der Frühling stand vor der Tür und endlich nun auch die Hochzeit mit Daniel.

Aber Daniel ging jetzt umher mit schweren Gedanken. Die Frühlingsluft schlug ihm in die Glieder. In Hochzeitsstimmung war auch er, aber seine begehrte Braut war die Frühlingswelt.

Der Schnee war geschmolzen. Die Luft war lau. Der Kaisbach rauschte mit Macht vorüber, hinaus aus der Enge von Aspavran, in die offene Weite hinter den Wäldern. Hoch oben zogen die Vögel nach Norden mit der Sonnenflut. Und die Sonnenflut stieg und stieg und mit ihr die Kraft und die Lust, sich zu ergießen wie sie, wie sie hinauszuschweifen, die Ferne zu umspannen. Schauen, steigen, leben mit der Sonne.

Wenn Daniel den Atem der befreiten Erde spürte, dann erschien es ihm unsinnig, sich fesseln zu lassen, wenn auch nur mit eines Pastors Rede. Die Sehnsucht überfiel ihn, dem Bache und den Vögeln zu folgen; frei zu sein wie diese. Er kam sich selbst unbegreiflich vor. Der Frühlings-Daniel konnte den Herbst-Daniel nicht verstehen. Alles war ihm geworden, was er sich im Herbst aufrichtig gewünscht hatte. Und nun war es ihm eine Last und eine Fessel. Zwar Hilmas Person war ihm keine Last. Es tat ihm eigentlich leid, sie zu verlassen. Aber Hilma konnte ja mitziehen. Das taten doch alle Tatarefrauen. Er hatte ihr das einmal angedeutet. Da hatte sie ihn so starr angeblickt, als ob er irre geredet. Und er hatte sich zum Lachen zwingen müssen, um die Sache in einen Scherz zu wandeln. Ja, ja, Hilma konnte nicht, wie er mochte, aber e r sollte können, wie s i e mochte! Wenn er sich vorstellte, er sollte den ganzen Sommer und jahraus, jahrein in diesem verlassenen Winkel arbeiten und schwitzen oder müde und schläfrig neben seinem geheirateten Weibe sitzen, während seine Genossen draußen lachend durchs Land zogen, dann wollte er am liebsten gleich auf und fort, um dieser Möglichkeit und diesen Gedanken zu entrinnen.

Der Hochzeitstag rückte heran. Und Daniel wurde es enger und enger in Aspavran. Alles wollte hinaus, wo die Welt weit war und groß und von Licht durchwallt. Und er wollte hinein, wo sie eng war und klein und finster und öde im Hintergrunde. Unbegreiflich!

Eines Morgens, als die Sonne eben über die Tannen lugte, während die Frauen noch im Bett lagen, holte Daniel den Schwarzen aus dem Stall, spannte ihn rips raps vor den einzigen Ackerwagen und fuhr hinaus in den Frühling und kehrte nicht zurück.

Als Hilma das Wagenrasseln hörte, stand sie auf und trat ans Fenster. Da sah sie ihn noch auf der Landstraße fahren und im Walde verschwinden. —

Ja, nun saßen die Frauen in Aspavran und wunderten sich, daß Daniel so schlecht war. Hilma hatte für diesen Daniel alles gegeben, ihr Einkommen, ihre Ersparnisse, ihre Ehre und ihre Freunde. Und nun stahl er sich noch Pferd und Wagen dazu und lief davon. Nichts hatte er ihr zurückgelassen als das Gelächter der Nachbarn und die Aussicht auf einen Erben der Schande. Pfui! Das war so schlecht, daß man's nicht benennen konnte.

Als die Verwunderung sich gelegt hatte, da kam die Sorge zu den Frauen. Wovon nun leben? Den Acker konnten sie nicht bauen. Ein Haustier war nicht da. Die Näharbeit hatten sie aufgegeben. Die war nun so leicht nicht wiederzubekommen. Von einer verlassenen Tatareliebsten will sich eine ehrbare Jungfrau nicht gern bekleiden lassen. Sie konnte ja Tatarelüste in das Kleid fädeln. Wie leicht konnten sich die ins Herz der Trägerin schleichen und Sünden gebären! Ja, warum sollte so etwas nicht anstecken? Es war ja doch noch schlimmer als eine Krankheit. Nach Aspavran ging man nicht gern.

Vorher hatte Hilma nur auf Daniel geblickt. Der war immer lustig und voll Hoffnung gewesen. Jetzt blickte sie auch in die Zukunft. Und die war jetzt finster und voll Verzweiflung. Da waren nur noch die Egge und der Pflug in Speise zu verwandeln. Wenn das verzehrt war, konnten sie betteln gehen und — ihren Sack mit Hohngelächter füllen. Etwas andres würden sie schwerlich erhalten.

Ein andrer hatte schon für Hilma in die Zukunft geblickt, als diese nur Augen für Daniel gehabt hatte. Das war Jesper.

»Der Tatare bringt die Frauen noch an den Bettelstab,« hatte er zu seiner Mutter gesagt.

»Die wollen es ja nicht besser haben,« hatte sie geantwortet.

Da hatte denn Jesper geschwiegen. Für die Gleichgültigkeit reichte dieser Grund ja aus, um das Elend zu rechtfertigen, für die Liebe nicht. Und die Liebe trat bei Jesper niemals auf die Zunge. Darum hatte sie Hilma auch niemals bemerkt.

In Jättesko pflegte man in jedem Jahre kurz vor Ostern ein Schwein zu schlachten. Diesmal verlangte Jesper, man solle es schon einige Wochen früher schlachten. Er sagte, die Ostern seien diesmal so spät, und der Hafer werde nicht für die Ochsen zureichen, wenn man das Schwein noch länger füttere. Ob überzeugt oder nicht, man tat nach seinem Vorschlag und schlachtete das Schwein.

Danach sagte Jesper eines Tags zu seiner Mutter: »Ich denke, du solltest auch nach Aspavran ein bißchen Fleisch tragen.«

Die Mutter sah ihn an, etwas erstaunt. »Nach Aspavran? So? Ja, ja. Aber die meinen dann vielleicht, du willst wieder einen Antrag machen.«

Jesper schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: »Ja, das kann sein. Aber — denkst du nicht, daß denen der Hunger mehr weh tut als uns die Meinung?«

Das dachte die Mutter allerdings auch. Darum sagte sie nichts mehr dagegen, sondern packte ein gutes Stück Fleisch ein, legte ein Brot dazu und ging damit nach Aspavran.

Und sie brachte die Hilfe, da die Not am größten war.

In Hilma ging eine eigne Bewegung vor. Sie empfand sehr wohl den Geber hinter der Botin.

Von allen verachtet und verlassen, nur von dem nicht, den sie selbst verachtet hatte. Wie war das möglich?

Scham und Staunen, Hochachtung und Reue wogten durcheinander, und daraus erhob sich der Drang, Jespers würdig zu werden.

Also so war Jesper! Sie hatte ihm Schimpf angetan. Und er erwiderte mit Wohltaten!

Und so war Daniel! Sie hatte ihm Wohltaten erwiesen, und er lohnte mit Schimpf.

Sie vergegenwärtigte sich Jespers Bild. Und in dem Lichte dieser Handlung fand sie ein ganz neues Wohlgefallen daran. —

»Der Acker ist gepflügt in Aspavran. Wer soll die Saat dareinstreuen?« sagte einmal Jesper zu seinem Vater.

»Wer soll das tun? Wer gepflügt hat.«

Jespers Lippen preßten sich zu einem bitteren Lächeln. »Der wird wohl jetzt Pferde stehlen, denk' ich.«

»Und ein andrer hat mit sich zu tun.«

»Es ist aber traurig, den Acker so leer zu sehen.«

»Traurig ist das.«

»Ich will doch mal ab und zu hinübergehen und ein bißchen ackern.«

Bengt Karl zuckte die Achseln. »Was wirst du davon haben?«

Ja, was wird er davon haben? Daran hat er wahrhaftig noch nicht gedacht. Was wird er denn davon haben? Hilma wird satt davon. Weiter nichts. Aber ist es nicht eine große Qual für ihn, zu denken, daß Hilma hungert? Also hat er sehr viel davon. Er befreit sich von einer großen Qual. Auf die Art rechnete sich Jesper seinen Nutzen heraus. Und dann ließ er Sarah verständigen, er werde die Beackerung in Aspavran besorgen, wenn sie nichts dawider habe.

Sarah hatte natürlich nichts dawider. Aber es nütze ja nichts, sagte sie. Sie könnten ja doch nicht den Saathafer beschaffen.

Als Jesper den Saathafer auflud, den er in Aspavran brauchte, da dachte Bengt Karl: Aha! Deshalb sollte der Hafer nicht für die Ochsen reichen. Er sagte aber nichts. —

Wenn Jesper in Aspavran ackerte, sprach er wohl hin und wieder mit Sarah, aber er ging nicht in das Haus. Hilma sah er niemals. Aber Hilma sah ihn jedesmal. Sie stand hinter den Gardinen und beobachtete ihn. Wenn sie ihn so still und ernst die Arbeit verrichten sah, die keinen Lohn brachte, die sie, die verachtete Tattarebraut ernähren sollte, dann überströmte es sie so wundersam. Es quoll ihr heiß und naß in die Augen. Die Tränen rannen. Und sie lächelte darein. Wenn Jesper kam, empfand sie ein Wohlsein ganz andrer Art, als ihr Daniel erzeugt hatte. Ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit umfing sie. Und darin keimte leise und wuchs ein Gefühl der Verehrung. Das war ein Wohlsein ohne Begierde, das sich von der Gegenwart nährt, nicht von einer Anweisung auf die Zukunft. Daniel sank allmählich unter den Horizont ihrer täglichen Erinnerung. Über den wunderbaren Jesper mußte sie nun sinnen und denken. Niemals vorher hatte sie das Verlangen gehabt, Jesper in die Augen zu sehen. Jetzt hatte sie es und konnte es nicht erfüllen.

Aber nicht nur eine neue Freude war ihr von Jesper gekommen, sondern auch eine neue Qual. Gegenüber der stillen Selbstlosigkeit und Unentwegtheit dieses Mannes überwallte sie oft das Bewußtsein ihrer Verworfenheit. Schande über Schande hatte sie auf sich gehäuft. Und nun häufte er Wohltat über Wohltat. Und wenn die Schande sie zu Boden drückte, so wollte die Wohltat sie noch tiefer pressen. Unwürdig! Und unfähig, jemals würdig zu werden! Wenn dies Bewußtsein sie übermannte, dann warf sie sich aufs Bett und schluchzte, daß ihr ganzer Leib sich schüttelte. —

Am Morgen des Tages, den man den Osterabend nennt, fand Sarah in ihrem Stall ein Schaf mit zwei Lämmern und einen Korb mit Eßwaren. Von Jesper natürlich. Sarahs Freude war groß. Sie trug den Korb sofort in die Stube, um auch Hilma zu überraschen.

Aber Hilma sah aus, als ob etwas Unaussteliches auf sie eindränge, und sagte: »Das geht nicht. Das nehmen wir nicht.«

Sarah war verblüfft. »Nanu! Warum denn nicht? Wir haben ja morgen sonst nichts zu essen.«

»Da nimm du dein Teil. Was für mich sein soll, trage ich zurück. Und die Schafe müssen auch fort.«

»Du bist nicht gescheit, Mädchen! Tut dir der Hunger denn nicht weh?«

»Das Essen tut mehr weh.«

»Nanu! Auf einmal?«

»Nicht auf einmal. Aber es muß ein Ende nehmen.«

»Du bist nicht gescheit, Mädchen. Was willst du bloß? Ist Jesper nicht ein guter Mensch? Ist er nicht unser bester Freund?«

Da biß Hilma die Zähne zusammen und ging hinaus. —

Am Osterabend, so als es zu dämmern anfing, kamen aus der Nachbarschaft Kinder und Erwachsene nach Jättesko. Auf einem Sturzacker sollte ein großer Holzstoß errichtet werden. Man schleppte Reisig aus dem Walde herbei, dürres und frisches, Fichtenäste und Wacholderstöcke. Als man nicht mehr höher schichten konnte, warf man das Holz daneben, um es beim Nachlegen zur Hand zu haben. Nachdem es dann völlig dunkel geworden war, wurde der Holzstoß angezündet. Erst stieg ein dicker Qualm auf. Dann knisterten und prasselten die Flammen in den harzigen Fichten- und Wacholderzweigen und schlugen plötzlich hoch empor. Das war das Osterfeuer. Das Osterfeuer in Jättesko war bekannt vor andern. Es wurde weit und breit auf den Bauernhöfen gesehen.

Als nun das Feuer in vollem Brande war, da wurden die Kinder und jungen Leute erst recht lustig. Sie hüpften umher wie die Flammen. Sie sangen und scherzten und liefen im Reigen um das lodernde Osterfeuer.

Auch Jesper hatte das Feuer schüren helfen. Jetzt stand er dabei und blickte in die Flammen. Da fiel ihm ein, wie finster es jetzt da unten in Aspavran wäre und wie viel finsterer noch in den Herzen der Frauen. Ihm fiel auch bei, daß wohl auch Hilma jetzt auf das Osterfeuer von Jättesko blickte. Und da kam ihm das Feuer auf einmal interessanter vor. Er nahm so viel Wacholderäste, wie er zusammenraffen konnte, und warf sie hinein. Die Flamme duckte sich einen Augenblick. Dann stieg sie knisternd empor, höher als vorher. Das sieht auch Hilma, dachte er.

Er wandte sich ab von der Helle. Das Lärmen und Singen gefiel ihm nicht. Es wurde häßlich neben der Stimmung von Aspavran, die ihm aus seinem Inneren jetzt stärker entgegendrang. Er überließ die Jungen und die Alten ihrer heraufquellenden Frühlingsluft und schritt langsam dem Hofe zu. —

Hilma hatte die aufschießenden Flammen nicht gesehen, wie Jesper gemeint hatte. Sie befand sich im Walde auf dem Wege nach Jättesko. In der Linken trug sie einen Korb, mit der Rechten führte sie ein Schaf mit zwei Lämmern. Sie war sicher, daß sie Jespers Gabe würde ungesehen auf seinen Hof schaffen können. Sie wußte, daß jetzt alle Bewohner von Jättesko um das Osterfeuer standen, auf dem Hügel, der ein Stück hinter dem Hofe lag. Die Dunkelheit legte ja außerdem auch noch einen undurchdringlichen Mantel um sie.

Als sie aus dem Walde trat, sah sie das Osterfeuer auf der Höhe und schwarze tanzende Gestalten, die sich auf dem Lichte abzeichneten. Sie schritt schnell aufwärts auf den Hof, der ganz in Dunkel gehüllt war. Dort ließ sie die Schafe los und stellte den Korb auf die Bank neben der Haustür. Sie wandte sich um, um eiligst nach Hause zurückzukehren.

Da kam aus dem Dunkel von der Scheune her eine Stimme: »Wer ist da?«

Sie zuckte zusammen. Es war Jespers Stimme. Und als wenn die Hölle da aus der Dunkelheit nach ihr griffe, so sprang sie vom Hof herunter. Aber kaum war sie ein paar Sätze bergabwärts gekommen, da stolperte sie und fiel zu Boden.

Im Augenblick war Jesper neben ihr und streckte die Hände nach ihr aus. Aber schon war sie aufgesprungen. »Faß mich nicht an!« rief sie.

»Hilma?« In seinen G e d a n k e n war sie den ganzen Abend gewesen, aber als sie jetzt vor seinen A u g e n stand, da wäre er beinahe auch zu Boden gefallen.

»Ich habe die Schafe gebracht«, stieß sie hervor, »und das Fleisch und das Mehl. Ich will nichts haben.«

»Ist dir a l l e s zuwider, was von Jättesko kommt? Ich dachte, ich allein bin's nur. Das Mehl von Jättesko, dachte ich, das ist so gut wie das Mehl von anderswo. Kannst du das auch nicht leiden?«

»Nein, Jesper, nein! So ist das nicht! Aber ich bin zu schlecht! Du bist gut. Aber ich — bin's nicht — wert.« Ihre Stimme ging unter in Schluchzen.

Jesper war erschüttert. »Hilma —« Er faßte nach ihrer Hand.

Sie zog sie zurück. »Beschmutze dich nicht!«

»Rede doch nicht so, Hilma.« Es trat jetzt so viel Liebe in Jespers Ton, daß Hilma sich davon wie umschlungen und gestützt fühlte. »Sieh mal! Ja — Das ist — Wo viele Wege sind, kann einer sich leicht verlaufen. Du hast dich verlaufen. Na ja, weiter nichts.«

Hilmas Leib bebte vor Schluchzen. Ihre Hand griff nach einer Stütze und traf auf Jespers Arm. Jesper erfaßte sie und zog sie an sich. —

Auf dem Sturzacker oben wogten die Flammen des Osterfeuers, wogte die Freude, die den Frühling begrüßte. —

Als Jesper an diesem Abend von Aspavran zurückkehrte, wohin er Hilma begleitet hatte, war es stockfinster. Er konnte nicht Weg, nicht Wald, nicht die Hand vor den Augen sehen. Aber in ihm war es licht und warm. In ihm brannte das Osterfeuer. —

Und als wieder der Frühling kam und die Zeit, da die Osterfeuer auf den Hügeln brennen, da zog Hilma aus dem Grunde von Aspavran in das graue Haus auf der Höhe, das über die grünen Wipfel des Tannenwaldes hinwegsieht wie das Haus an der Küste über die blauen Wogen des Westmeeres.

Paul Heyse und Iwan Turgeniew

Von Erich Petzet

In den zehn Jahren, die am 2. April seit dem Tode Paul Heyses vergangen sind, hat eine ansehnliche Reihe teilweise umfänglicher Veröffentlichungen* die lebendige Fortwirkung seines Werkes und das Verständnis seines Wesens vertieft und erweitert. Je mehr aber einzelne Fragen seiner Biographie näher beleuchtet werden, um so mehr tritt die umfassende Weite seines Blicks, die bewegliche Vielseitigkeit seiner Natur zutage, eine Aufnahmefähigkeit von seltener Vorurteilslosigkeit und Kraft, verbunden mit einer unbeirrbaren Selbständigkeit, die durch nichts Wesensfremdes von ihrer klaren Eigenart abzulenken ist. So ist schon längst erkannt und dargelegt worden, daß seine häufige Verwendung romanischer Formen und italienischer Stoffe durchaus keine willkürliche Nachahmung oder Anlehnung an lockende Vorbilder bedeutet, sondern mit organischer Notwendigkeit aus einer inneren Wesensverwandtschaft als eine unmittelbare Äußerung der eignen Natur hervorgeht. Mit andern Völkern, z. B. Franzosen und Engländern, so vertraut er mit ihrer Literatur sein mochte, besteht eine solch lebendige Berührung nicht. Insbesondere zu russischer Art und Dichtung liegt in der sonnenhaften Klarheit Paul Heyses unzweifelhaft ein starker innerer Gegensatz. Trotzdem hat auch russisches Wesen sein für alles Menschliche offenes Auge und seinen für alles Echte empfänglichen Sinn nicht nur oberflächlich berührt; in Iwan Turgeniew trat ihm ein Dichter entgegen, der in seiner Seele verwandte Saiten rein erklingen ließ, dazu ein Künstler, den er auf dem Gebiet der Novelle bewundernd den Ersten an die Seite setzte. Wie anderseits auch der russische Dichter, der von Jugend auf mit dem deutschen Schrifttum in dankbarer Fühlung blieb, den jüngeren Deutschen schätzte, davon geben seine Briefe an Paul Heyse Zeugnis, die sich als Denkmal ihrer mehr als zwanzigjährigen freundschaftlichen Beziehungen erhalten haben. Leider fehlen Paul Heyses Gegenbriefe; sie müssen wohl als verloren betrachtet werden, da ja, nach einer Zeitungsmeldung, der literarische Nachlaß Turgeniews wie so vieles andre unersetzliche Kulturgut in der letzten russischen Revolution vernichtet worden ist.

Ein Anlaß, zu Rußland innerlich Stellung zu nehmen, ergab sich für den jungen Paul Heyse zum erstenmal in der Bewegung der Jahre 1848 und 1849. Tiefere Kenntnis ging ihm dabei freilich völlig ab: der Hort des Despotismus ist ihm einfach ganz im Sinne der damaligen Polenbegeisterung so verhaßt, daß er am liebsten gleich mit einem Studenten-Freikorps gegen den Zaren marschieren möchte (an Geibel, 28. März 1848), und da dies nicht möglich ist, wenigstens ein keckes Trutzlied »Hurra!« gegen den Kaiser Nikolaus und seine Kosaken anstimmt. Nach den Enttäuschungen des Revolutionsjahres freilich sieht auch sein jugendlicher Optimismus die Dinge ernster an, und als ein die deutsche Kultur bedrohendes Schreckbild steht ihm nicht mehr der Zar, sondern die unbekannte, ungeheure Völkermasse des Ostens vor Augen. Mit Worten, die wie vom heutigen Tage klingen, schreibt er am 28. März 1849 an Geibel: »Die Zustände unsers Vaterlandes werden immer trauriger, der schöne Rausch ist verflogen, und man sieht, daß der Wein, in dem man sich beglänzte, jung und unreif war. Ich habe wenig Hoffnung, glaube, es wird sich die Miserabilität hinziehen bis zu einem neuen energischen Schlag von außen, vielleicht durch eine slawische Völkerwanderung, die wir beide aber schwerlich erleben werden. Indes halte ich unser Volk nicht für so verbraucht und mürbe an Mark wie weiland die alten Römer, und vertraue darauf, daß die große Kur es nicht hinraffen, sondern neu gebären wird.«

Solche Gedankengänge traten wieder zurück mit der entschiedenen Abwendung von den politischen Fragen und der Zusammenfassung aller Kräfte zur freien Entwicklung der dichterischen Lebensaufgabe. Sie kehren in den späteren Werken Paul Heyses nicht wieder. Wenn darin aber gelegentlich einmal die Gestalt eines Polen auftaucht wie etwa in der Novelle »Das Ding an sich«, so ist sie nicht mehr im Sinne jener jugendlichen Polenverherrlichung verklärt, sondern mit aller durch die spätere Erfahrung begründeten Skepsis gezeichnet. Die Russen dagegen, die nicht häufig, doch einige Male, wie im »Glück von Rothenburg« und den »Kindern der Welt«, mit Bedeutung verwendet sind, tragen ihr nationales Gepräge ohne einen besonderen Zusatz von Antipathie — das innere Verhältnis Heyses zu den beiden Völkern hat sich

* Hervorzuheben sind vor allem seine Briefwechsel mit Jakob Burckhardt (1916), mit Theodor Storm (2 Bände, 1917/18), mit Gottfried Keller (1919), mit Fanny Lewald (in der Deutschen Rundschau 1920), mit Emanuel Geibel (1922), die neuen Auswahlausgaben seiner Gedichte (1919) und seiner Novellen (in 5 Bänden, 1921), ferner die mannigfaltigen Einzeluntersuchungen und Mitteilungen über seine epischen Anfänge (von Gg. J. Plotke, 1914), über seine Theorie der Novelle (von Mc Burney Mitchell, 1915), über sein Verhältnis zu dem Großherzog Carl Alexander (1918), zur Revolution von 1848/49 und zur Politik (1919), zum Wiener Burgtheater (1921; diese drei Arbeiten in der Deutschen Revue) u. a. m.

merklich gewandelt. Daß dies geschehen konnte, daran dürfte der näheren Kenntnis Turgeniews und seinem mächtigen Eindruck ein wesentlicher Anteil zukommen.

Im Jahre 1852 gab Turgeniew seine Skizzen »Aus dem Tagebuch eines Jägers« zum erstenmal gesammelt als Buch heraus, und schon 1854 erschien der erste, 1855 der zweite Band einer deutschen Übersetzung des Werkes, das in Rußland ungeheures Aufsehen erregt hatte. Paul Heyse war in Deutschland einer der ersten, die nachdrücklich auf die neue Erscheinung hinwiesen. Zwar der Reiz des fremdartigen Stoffes, der für den Erfolg des Buches im westlichen Europa entscheidend mitsprach, der kultur- und zeitgeschichtliche Gewinn dieser spezifisch russischen Bilder und ihres unausgesprochenen, unerbittlichen Kampfes gegen die Leibeigenschaft trat für ihn völlig zurück. Seine begeisterte Bewunderung galt vorzüglich dem dichterischen und menschlichen Gehalt dieser Skizzen, in denen er trotz ihrer anspruchslosen Form die zukunftsichere Kraft des überlegenen Künstlers betonte. Die Abkehr Turgeniews von Puschkinscher Romantik, seine Hingabe an die Wirklichkeit und an das Volksleben entsprach vollkommen den damaligen Bestrebungen Heyses, sich selbst von den Nachwirkungen der Eichendorffschen Romantik zugunsten eines lebensvolleren Realismus zu befreien. Doch blieb er sich sofort auch des Unterschiedes bewußt, der ihn dabei von der Versenkung des Russen in die Natur und ihre Schilderung trennen mußte: »In Gegenden, wie sie Turgeniew durchwandert, ist ein intimeres Verhältnis des Menschen zur Natur durch den geringen Grad der Kultur bedingt. Man kann die einen ohne die andern nicht charakterisieren. Die poetischen Probleme unsrer Kultur sind höher, geistiger und von der Scholle losgerissener.« So jede Nachahmung ablehnend, läßt er das Eigenrecht Turgeniews unangetastet; fühlt er sich doch mit ihm in der Grundforderung einig: »Die Begebenheit ist ihm nur insoweit wichtig, als sie die Person, mit der er es gerade zu tun hat, charakterisiert. Der Mensch steht ihm in erster, das Schicksal in zweiter Linie.« Er bewundert aufs höchste an den herausgegriffenen Stoffen die sittliche Gewalt und hinreißende Tragik, an der sparsamen, oft sprunghaften oder nur andeutenden Darstellung die feine Kunst, die diesen Charakterschilderungen, Dorfgeschichten und Skizzen eine so bezaubernde Lebendigkeit mitteilt. Aber er betrachtet die Sammlung nur als Studien, die noch ein volleres Ausschöpfen, eine rundere Komposition zu wünschen übriglassen, für die Zukunft aber das Höchste verheißen. Dafür bürgt ihm vor allem die gesunde Wärme und die mitfühlende Seele des Dichters, »eines Dichters, der über der Bildung der guten Gesellschaft und dem Witz der Konversation die Innerlichkeit des Gemüts nicht verloren hat.«


Paul Heyse

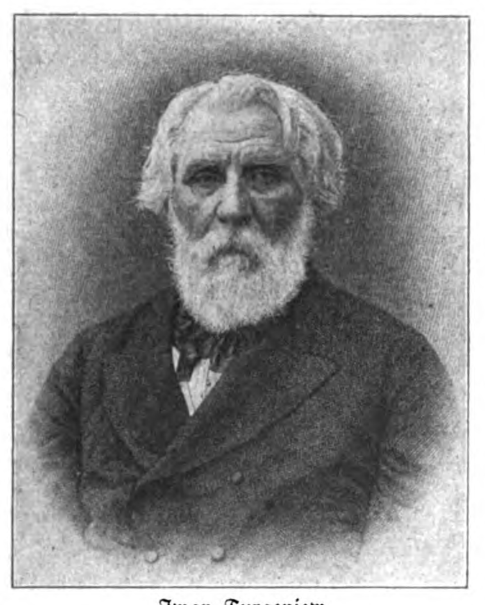
Von dieser Zeit an ließ Paul Heyse sich nicht leicht ein Werk Turgeniews entgehen, das ihm in deutscher oder französischer Übersetzung zugänglich wurde. Auch belebte die persönliche Berührung mit manchem Russen das Verständnis für ihre nationale Eigenart, und es ist Heyse selbst, den wir aus den Worten einer seiner Gestalten (in »Einer von Hunderten«) heraushören, wenn diese erzählt: »Ich ging viel mit jungen Russen um, an denen mich, wie auch an meinem verehrten Turgeniew, die ganz einzige Verbindung von Weltleuten und bäuerlichen Rassemenschen anzog.« Bodenstedts Haus war in München ein ständiger Treffpunkt für durchreisende wie länger hier weilende Russen; durch ihn, der von seinem langen Aufenthalt im Osten her zahlreiche Verbindungen gesellschaftlicher und literarischer Art mit Rußland hatte und sie durch seine Übersetzertätigkeit stets neu belebte, lernte Paul Heyse manche bedeutende Persönlichkeit kennen, und manche, wie der bekannte Slawophile Iwan Aksakow oder der hochgebildete Joukoffsky, verkehrten auch in seinem Hause. Durch Bodenstedt wurde auch das erste Zusammentreffen Turgeniews mit Heyse vermittelt. Es war nur ein kurzer Besuch am 7. Mai 1861, da Krankheit gerade in den Tagen von Turgeniews Aufenthalt in München Heyse ans Zimmer gefesselt hielt; aber der gegenseitige Eindruck war ungemein sympathisch und nachhaltig. Er wurde bei Heyse noch verstärkt durch die gleich darauf vorgenommene Lektüre der Scènes de la vie Russe, und so stellte er der noch in demselben Jahre erscheinenden vierten Sammlung seiner Novellen die Zueignung voran: »Iwan Turgeniew, dem russischen Meister der Novelle, widmet diese Blätter mit freundlichem Gruß der Verfasser.«

Der Band enthielt vier sehr verschiedenartige Erzählungen: »Annina«, »Im Grafenschloß«, »Andrea Delfin« und »Auf der Alm«. Es ist bezeichnend für Turgeniew, daß er bei diesen vier Novellen nicht von den bedeutenderen Problemen und der glänzenderen Kunst der drei vorderen, sondern von dem volkstümlicheren Gegenstand und Ton der letzten am meisten angezogen wurde. Er schrieb:

Paris, ce 24 février 1862.

Mon cher Monsieur Heyse!

Je commence par vous demander pardon de vous écrire en français: vous savez que je sais l'allemand, mais il m'est plus facile d'écrire en français. — Bodenstedt a dû vous transmettre mes remerciments pour l'honneur que vous m'avez fait de me dédier un volume de vos charmantes nouvelles; je sais même que vous avez eu la bonté de me l'envoyer en Russie — mais je ne l'ai eu qu'ici — et après l'avoir lu, j'ai ressenti le désir de vous remercier encore une fois et pour votre gracieuse dédicace et pour le plaisir, que cette lecture m'a procuré. — Ces petits récits sont pleins de poésie, de grâce, de finesse et de vérité; c'est harmonieux et touchant; — une profonde connaissance du cœur humains s'y révèle — et un tout aussi grand amour de notre pauvre humanité — deux choses qui devraient, mais qu'on ne voit pas toujours — aller ensemble. — La dernière nouvelle — Auf der Alp — m'a surtout frappé par je ne sais quelle saine fraîcheur qui y règne — et par la touche ferme et franche des caractères. J'ai déjà recommandé tout le volume à nos traducteurs en Russie. — Encore une fois — merci et bravo! —



Iwan Turgeniew

J'espère que votre santé est bonne et que votre séjour à Méran vous a été salutaire, ainsi qu'à votre famille. — Je suis sûr aussi que vous avez travaillé — vous n'êtes pas Allemand pour rien — tandis qu'en ma qualité de Slave, je n'ai rien fait — et nous jouirons du résultat de votre travail. — Je compte être à Munich au printemps — et j'y resterai une semaine environ.

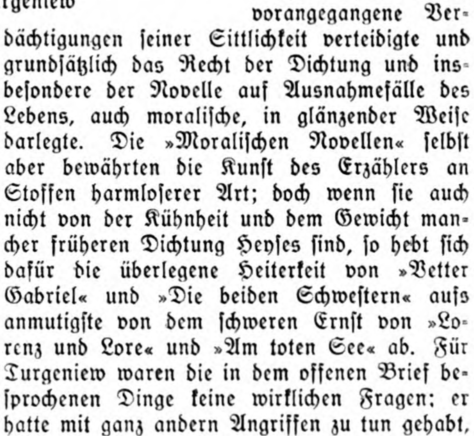
Recevez une bonne poignée de main et agréez l'assurance de mes sentiments les plus sympathiques et les plus dévoués.

I. Tourghéneff.*

P. S. Si vous m'écrivez — ce qui me fera le plus grand plaisir — faites-le en Allemand. Je demeure Rue de Rivoli 210.

Das von Turgeniew erhoffte Wiedersehen in München kam im Frühjahr 1862 nicht zustande. Bis Anfang Oktober 1862 dauerte Paul Heyses Aufenthalt in Meran, wohin er im September 1861 seine kranke Gattin begleitet hatte. Wohl brachte ihm auch dies traurige Jahr dichterische Früchte, wie Turgeniew erwartete, die Meraner Novellen, in denen die wechselnden Stimmungen der Hoffnung und der Trostlosigkeit erkennbaren Niederschlag gefunden haben; die ersehnte Genesung der jungen Frau aber brachte es nicht, sondern schloß mit ihrem frühen Tode (am 30. September 1862).

Nach einer langen Pause erst nahm Paul Heyse die Verbindung mit Turgeniew wieder auf, indem er ihm die achte Sammlung seiner Novellen (1869) zuschickte. Der Band hatte eine besondere Bedeutung durch den einleitenden offenen Brief an Frau Toutlemonde, in dem der Dichter sich gegen vorangegangene Verdächtigungen seiner Sittlichkeit verteidigte und grundsätzlich das Recht der Dichtung und insbesondere der Novelle auf Ausnahmefälle des Lebens, auch moralische, in glänzender Weise darlegte. Die »Moralischen Novellen« selbst aber bewährten die Kunst des Erzählers an Stoffen harmloserer Art; doch wenn sie auch nicht von der Kühnheit und dem Gewicht mancher früheren Dichtung Heyses sind, so hebt sich dafür die überlegene Heiterkeit von »Vetter Gabriel« und »Die beiden Schwestern« aufs anmutigste von dem schweren Ernst von »Lorenz und Lore« und »Am toten See« ab. Für Turgeniew waren die in dem offenen Brief besprochenen Dinge keine wirklichen Fragen; er hatte mit ganz andern Angriffen zu tun gehabt,



* Die Schreibung des Namens wechselt in den Briefen Turgeniews.

und so schickte er als Gegengabe die eben als 1. Band seiner Ausgewählten Werke erschienene neue Übersetzung seines meistumstrittenen Werkes, des Romans »Väter und Söhne«, und kündigte seine bald darauf folgenden Nouvelles Moscovites an:

Baden-Baden, Tiergartenstraße 3.
Mittwoch, den 19. Mai 1869.

Lieber Kollege!

Von einer kleinen Reise zurückgekehrt, find' ich auf meinem Schreibtisch Ihre schöne Gabe. Es freut mich sehr, daß Sie sich meiner mit demselben Wohlwollen erinnern. Ihr Buch wird in dem Familienkreise, wo ich meine Tage zubringe, eine köstliche Abendlektüre gewähren. —

Ich schicke Ihnen ein Buch von mir, das Sie wahrscheinlich schon kennen, das aber in neuer, diesmal vortrefflicher Übersetzung erscheint. — Es wird dem Buche eine andre Sammlung kleiner Novellen in französischer Übersetzung folgen, die in Paris eben gedruckt wird.

Es ist mir eine große Genugtuung, zu wissen, daß Sie meine Sachen lesen. —

Kommen Sie nie nach Baden? Ich habe mir hier ein Haus gebaut — und Sie würden natürlich bei mir logieren. — Bleiben Sie den ganzen Sommer in München? — Ich habe Ideen von einer Reise dabei im Kopfe. — Es wäre so hübsch, sich einmal wiederzusehen. — Seit unsrer ersten und letzten Begegnung sind ja beinahe zehn Jahre verflossen.

Ich drücke Ihnen die Hand aufs freundschaftlichste und bleibe

Ihr ergebenster J. Tourghéneff.

Die Antwort Paul Heyses, die sich vermutlich auch über den Roman »Väter und Söhne« aussprach, scheint Turgeniew eine besondere Genugtuung und Freude bereitet zu haben. Schon am 20. Juni schrieb er ihm herzlich dankend nochmals und berichtete nun auch über den Eindruck, den die »Moralischen Novellen« beim Vorlesen in dem befreundeten Hause Viardot gemacht hatten:

Baden-Baden, Tiergartenstraße 3.
Sonntag, den 20. Juni 1869.

Sie sagen selbst, lieber Heyse, wie schwer es einem wird, manche Sachen aufs Papier zu bringen, wie z. B. jemanden zu loben; Sie werden verstehen, daß es noch schwerer sein muß, für unerwartete, aber höchst willkommene Freundschaftsbeweise sich dankbar zu erweisen. — Ich will Ihnen also bloß sagen, daß Ihr Brief mich herzlich erfreut hat — ja, er hat mich gerührt. Unser kurzes Zusammentreffen in München ist mir auch als eine meiner liebsten Erinnerungen geblieben, und wenn wir uns wiedersehen (hoffentlich geschieht es in München Ende Juli), werden Sie es an meinem Händedruck fühlen. —

Daß meine Sachen Ihnen gefallen, ist mir die größte Genugtuung und Freude.

Wir haben Ihre »Moralischen Novellen« gelesen: fein und wahr sind sie, wie alles, was Sie schreiben — nur kam es uns vor, als hätten Sie sich die Flügel ein bißchen kurz zugestutzt. — »Lorenz und Lore« hat mir — trotz der darüber lagernden Choleraluft — am besten gefallen; die Figur der Lore ist vortrefflich gezeichnet, und ihr mähliches Zurückkommen aus dem Grund des Todesrachens ist mit Meisterhand geschildert.

Also — auf baldiges Wiedersehen! Wenn Sie nicht nach Baden kommen können, so komme ich nach München! Empfangen Sie unterdessen meinen herzlichsten Gruß.

Ihr J. Tourguéneff.

Die angekündigte Reise wurde mit geringer Verspätung ausgeführt. Turgeniew kam nach München zu der Enthüllung des Goethe-Denkmals, die am 28. August 1869 stattfand, während in denselben Tagen noch ein großes Theater-Ereignis, die angekündigte und schließlich abgesagte Aufführung des »Rheingold«, viele Fremde herbeilockte. Paul Heyse, noch unter dem frischen Eindruck des einen Monat vorher erfolgten jähen Todes seines jüngsten Töchterchens, nahm an keiner der festlichen Veranstaltungen teil, und so beschränkte sich das Zusammensein der beiden Dichter auf einen Besuch, der den früheren sympathischen Eindruck verstärkte. Turgeniew war so wenig wie Heyse ein Verehrer der Kunst Richard Wagners und daher gefeit gegen die »Rheingold-Wagnersche Besessenheit«; aber er wurde von so vielen Seiten in Anspruch genommen, daß er auf die beabsichtigte Wiederholung seines Besuchs bei Heyse verzichten mußte. Er verabschiedete sich schriftlich in größter Eile:

Mein lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen, weil ich nicht ganz sicher bin, heute zu Ihnen kommen zu können. Ich bin hier in einen wahren Strudel geraten. — Wenn ich Sie nicht sehen sollte, so lassen Sie mich sagen, wie auch unsre kurze Begegnung mich gefreut hat. — Kommen Sie doch auf ein paar Tage nach Baden und wohnen Sie bei mir! — Ich schicke Ihnen mein Buch und bitte Sie, das Übermäßig-Pathologische zu entschuldigen.

Wenn ich Punkt drei Uhr nicht bei Ihnen bin, so warten Sie nicht mehr auf mich.

Ich drücke Ihnen die Hand — und auf Wiedersehen!

Dienerstr. 21 [München], Ihr
11½ Uhr [30. August 1869]. J. Turgéneff.



Friedrich Seyer: Der Abend

Das mitgeschickte Buch war der zweite Band der Ausgewählten Werke, dessen Hauptstück »Eine Unglückliche« allerdings, wie Turgeniew richtig voraussah, ebenso wenig wie das »Abenteuer des Leutnants Jergunoff« einen ästhetisch reinen Eindruck hervorzurufen vermochte. Paul Heyse bemerkt dazu kurz in seinem Tagebuch: »Sehr trist und problematisch.«

Umgekehrt berührte auch die nächste Sendung des deutschen Dichters den russischen Freund nicht tiefer. Es war das fünfaktige Trauerspiel »Die Göttin der Vernunft«, an der Heyse mit besonderer Liebe gearbeitet hatte, und die er ihm im Frühjahr 1870 zuschickte. Die Rückäußerung verzögerte sich, und als sie endlich abging, begleitet von dem vierten Bande der Werke, der den kleinen Roman »Das adlige Nest« und die Novelle »Drei Porträts« enthielt, da waren inzwischen so gewaltige Ereignisse eingetreten, daß dahinter die ästhetischen Fragen zurücktraten. Turgeniew lebte bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges schon lange vorwiegend in Baden-Baden. Wie die meisten Ausländer zweifelte er zunächst nicht an dem Siege der Franzosen, ohne ihn jedoch zu wünschen. Er war dann mit dem Verlauf der Dinge durchaus nicht unzufrieden; im Gegenteil, nach dem Fall von Sedan schrieb er am 6. September 1870 aus seinem Badener Heim an J. P. Polonsky: »Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit; vor unsern Augen geht die leitende Rolle in der Geschichte von einem Stamme, dem lateinischen, zu einem andern, dem germanischen, über. Der Fall des garstigen Kaisertums Napoleons verschaffte mir eine große Freude; nach so langer Erwartung empfand ich eine moralische Befriedigung. Aber ich verhehle mir nicht, daß nicht alles in der Zukunft rosenfarbig ist, und daß die Eroberungslust, welche sich ganz Deutschlands bemächtigt hat, kein besonders erfreuliches Schauspiel abgibt. Aber was für eine Herausforderung war das auch!« Das Mißbehagen nahm bald zu, wohl verstärkt durch die begreifliche Stimmung in der Familie Viardot, mit der Turgeniew auch in diesen Monaten zusammen lebte. So sehr er den Franzosen mit ihrem »Egoismus« und ihrer »geringen Wahrheitsliebe« eine »derbe Lehre« gönnte, so wurde er doch bald besorgt, es könnte ihnen zu wehe getan werden. Diese Beunruhigung klingt auch aus seinem nächsten Briefe an Paul Heyse:

Baden-Baden, Tiergartenstraße 3.
Mittwoch, 26. Oktober 1870.

Mein lieber Freund!

Ich hätte Ihnen, Gott weiß wie lange, für Ihre freundliche Zusendung danken müssen: ich hoffte aber immer mit einer Gegengabe kommen zu können, und das ließ sich erst gestern machen — so lange hat der Verleger das Erscheinen meines vierten Bändchens verzögert. — Die Novelle ist wahrscheinlich nichts Neues für Sie: aber die Übersetzung ist wirklich sehr gut.

Ihr Drama hat mich sehr interessiert; es ist poetisch, psychologisch fein und wahr, wie alles, was Sie machen: ob es auch theatralisch ist, darüber habe ich kein rechtes Urteil, da ich selbst in diesem Punkte sehr schwach bin. —

Es ist eine neue Welt entstanden, seitdem ich Ihr Büchlein gelesen habe! Und die Tragödie der Geschichte hat einen fast zu streng regelmäßigen Bau. — Der liebe Gott kann, wie es scheint, wenn er will, ganz klassisch schreiben ... Wie wird es nur mit dem fünften Akt?

Was denken speziell Sie? Sind Sie mit dem Elsaß zufrieden, oder wollen Sie auch Lothringen mitgenießen? Ich fange an, etwas verdutzt zu werden, und fürchte, meine früheren lieben Deutschen nicht mehr recht zu kennen. —

In zwei Wochen gehe ich nach England, von da nach Rußland und kehre erst im Frühjahr nach Baden zurück. — Schreiben Sie mir ein paar Zeilen, damit ich wisse, wie es Ihnen geht, und empfangen Sie den kordialsten Händedruck

Ihres ergebenen J. Turgènjew.

Schon am 6. November 1870 antwortete Paul Heyse, in welcher Art, das läßt sich am besten erschließen aus dem gedankenreichen Festspiel, mit dem er 1871 den Abschluß des Friedens und die Heimkehr der Truppen begrüßte. Für ihn handelte es sich bei der Wiedererwerbung des Elsaß und Lothringens nicht um Eroberungen. Wohl täuschte er sich nicht über die weitvorgeschrittene Französierung dieser alten deutschen Lande; aber sie konnte ihm kein Gegengewicht bilden gegen die unvertilgbare Blutsverwandtschaft, die nach der langen gewaltsamen Entfremdung mit doppelter Liebe wiederbelebt und gepflegt werden sollte: »Nicht nur das Recht des Stärkern, das stärkre Recht gab euch in unsre Hand.« In diesem Sinne also hat Paul Heyse die Zweifel Turgeniews zurückgewiesen; dieser aber verkaufte nach dem Kriege sein Haus in Baden-Baden und siedelte mit Viardots wieder nach Paris über. Und so fühlte er sich auch nicht ganz sicher, welche Aufnahme seine Novelle »Frühlingsfluten«, die 1872 zusammen mit dem »König Lear des Dorfes« die deutsche Ausgabe seiner Werke fortsetzte, bei Heyse finden würde. Ist hier doch in einzelnen Zügen eine leichte Karikierung des deutschen Offiziers unleugbar, die über das künstlerisch Notwendige, das der Stoff mit sich brachte, etwas hinausgeht. Trotzdem ist der ganzen Novelle gegenüber, die eine so poetische Verherrlichung Frankfurts enthält, der Gedanke an eine Feindseligkeit des Dichters gegen Deutschland geradezu widersinnig; selbst bei dem

etwas satirisch anmutenden Duellhandel kommen die deutschen Offiziere jedenfalls viel besser weg als etwa in der früheren Novelle Turgeniews »Zwei gute Freunde« die französischen, deren Brutalität keinerlei versöhnender Zug beigegeben erscheint. Im Grunde durfte Turgeniew all solche außerkünstlerischen Nebenwirkungen und Vorwürfe mit gutem Gewissen ablehnen und gerade bei Heyse doch auf eine vorurteilslose, unbefangene Beurteilung zählen. Er schrieb an ihn:

Paris, 48 rue de Douai.
Sonntag, den 22. Dezember 1872.
Mein lieber Heyse!

Ich schicke Ihnen heute das sechste Bändchen meiner eben erschienenen ausgewählten Werke. — Die eine Novelle (»Frühlingsfluten«) soll, wie ich höre, böses Blut in Deutschland gemacht haben. — Man hat mir Deutschenhaß und ich weiß nicht was sonst vorgeworfen. — Russische sogenannte Patrioten haben mir in früheren Zeiten denselben Vorwurf gemacht — vom russischen Standpunkt aus natürlich. — Ich habe von Deutschland nicht schlechter gesprochen als von meinem eignen Vaterlande, das ich doch wahrlich liebe. — Es täte mir wahrlich leid, wenn Sie die Ansicht meiner Kritiker teilen sollten; aber ich rechne auf die Billigkeit und den hellen Blick des Dichters.

Ich schicke das Buch nach München — zeigen Sie mir gefälligst den Empfang mit ein paar Zeilen an. Seit einem halben Jahre leide ich viel an der Gicht; man schickt mich nach Marienbad. Im Mai komme ich nach München und hoffe Sie dort zu treffen. —

Unterdes leben Sie recht wohl und arbeiten Sie fleißig. Ich drücke Ihnen die Hand aufs freundschaftlichste. Ihr Iw. Turgènjew.

Die Ankunft Turgeniews in München verzögerte sich bis Anfang Juni 1873; doch verlief der Besuch dann ergiebiger als die beiden früheren, da die beiden Dichter diesmal ungestört zu einer eingehenden Aussprache kamen. Wie in den Fragen ihrer Dichtung erwies sich Turgeniew auch persönlich teilnehmend und freundschaftlich. Paul Heyse war gerade dabei, sich hinter den Propyläen sein neues Wohnhaus zu errichten, das im Herbst bezogen werden sollte, und nahm den Freund mit zu seinem Bau. Turgeniew hatte Freude daran und bat sich als Andenken mit ritterlicher Höflichkeit eine handschriftliche Widmung von Heyses Gattin in ein Buch aus, während er selbst von seinen Ausgewählten Werken den neuen siebten Band (»Rauch«) mitbrachte. Man empfindet, wie er sich wohlgefühlt hatte, an der gesteigerten Herzlichkeit seiner folgenden Briefe. Sie gibt auch den Ton für die kritischen Bemerkungen, mit denen er Heyses ersten Roman, der ihm nicht ganz zusagte, die »Kinder der Welt«, aufnahm. Auf den Bekenntnisgehalt des Buches geht er, wohl im Bewußtsein des allzu großen Gegensatzes seiner pessimistischeren Lebensstimmung dazu, nicht ein. Aber künstlerisch greift er feinfühlig einen Punkt heraus, der ihm bei seinen eignen Werken schon viel zu schaffen gemacht hatte. Mehrere seiner größeren Erzählungen, wie z. B. »Rudin« oder »Am Vorabend«, schwanken in Charakter und Umfang, ja sogar in der Bezeichnung zwischen Roman und Novelle; auch in den »Kindern der Welt«, so viel reicher verzweigt und verschlungen hier die Handlung ist, empfindet er nun deutlich als Kern des Ganzen den Novellenstoff, von dem Paul Heyse in der Tat ausgegangen war. Daß hiermit das Problem ihrer beider dichterischen Veranlagung nicht erschöpft ist, ist selbstverständlich; aber es ist damit eine wesentliche Seite davon berührt mit einer Helläugigkeit und Sicherheit, die aus diesem Munde doppelt eindrucksvoll wirkt. Der Brief war geschrieben in

Paris, 48 rue de Douai.
Donnerstag, den 2. April 1874.
Lieber Heyse!

Mein langes, langes Stillschweigen ist ganz unverzeihlich; das weiß ich, versuche auch nicht es zu entschuldigen, nur ein wenig zu erklären. Es zerfällt nämlich in drei Perioden. In der ersten hatte ich Ihren Roman nicht gelesen; in der zweiten hatte ich ihn gelesen, wollte täglich schreiben — wurde aber von der Faulheit verhindert, es zu tun; in der dritten schwieg ich — aus Scham, so lange geschwiegen zu haben. Das scheint paradoxal, ist aber ganz richtig. Nun komme ich natürlich zu spät — der Erfolg Ihres Romans ist wie die alte französische Republik — »aveugle qui ne la voit pas« — Sie sind ins Russische übersetzt worden und von meinen Landsleuten eifrig gelesen. Ich verdanke auch manche schöne Stunde Ihrem Buch — aber es geschieht Ihnen wie mir: wir beide schreiben keine Romane, nur verlängerte Novellen. — Ich brauche Ihnen das nicht länger auseinanderzusetzen — Sie wissen alles das so gut wie ich — ich drücke Ihnen nur die Hand und sage: Bravo — und vorwärts! — Aber nun kommt das Eigentliche:

Haben Sie Flauberts neuestes Werk — La Tentation de St. Antoine — bekommen? Ich habe es Ihnen geschickt; denn der Autor ist mein intimer Freund, und das Buch ist sehr originell und bedeutend, und ich möchte für mein Leben gern, daß gerade das deutsche Publikum es würdige und den Verfasser, dem die hiesigen Kritiker gram sind, aufmuntere — und nun — können Sie meinen heimlichen Wunsch erraten? Gefällt Ihnen das Buch, so schreiben Sie doch einen Artikel darüber, mein lieber Heyse.

Ein Wort von einer Autorität wie Sie würde schwer ins Gewicht fallen. Dem Flaubert würden Sie eine große Freude machen — und mir auch. Jedenfalls lassen Sie mich wissen, was Sie von dem Buche denken. —

Ich habe den Winter in Paris zugebracht und reise jetzt nach Rußland (Anfang Mai). Den Juli-Monat bringe ich in Karlsbad zu und reise dann im August nach Paris zurück über München, wo ich Sie aufsuchen werde. — Ihr Haus muß ja längst fertig sein, und der Vogel sitzt gemütlich in seinem hübschen Nest, nicht wahr?

Grüßen Sie Frau Heyse bestens und empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit. Ihr J. Turgènjew.

Der überraschende Versuch Turgeniews, in Paul Heyse einen Vorkämpfer für Flaubert gegen die französische Kritik zu gewinnen, ist ein ehrenvoller Beweis seines großen Vertrauens zu deutscher Vorurteilslosigkeit und kritischer Überlegenheit; er ist aber doch nur erklärlich durch seine nahe persönliche Freundschaft zu Flaubert und eine starke Vorliebe gerade für die genannte Dichtung, die er schon 1872 im Manuskript kennengelernt und sogar durch eigne Ratschläge, wie Flaubert dankbar zu George Sand bekennt, gefördert hatte. Auch wenn Paul Heyse nicht schon längst, wie er bereits am 10. August 1866 an seinen Freund Ernst Wichert schrieb, das Rezensionenschreiben ein für allemal abgeschworen gehabt hätte, mußte er seinem ganzen Wesen nach eine andre Stellung zu Flaubert einnehmen als Turgeniew. Weder die historische Wissenschaftlichkeit noch die naturalistische Genauigkeit noch die berechnende, zusammensetzende Methode ist ein Element, das Heyse als wahrhaft dichterisch anerkennen konnte; und gerade diese auf die Spitze getriebene Arbeitsweise Flauberts gibt seinen grandiosen Visionen des christlichen Heiligen ihr Gepräge, ihre Größe, aber auch eine innere Kälte, die höchstens einmal Fieberhitze, aber keine reine Glut aufkommen läßt. Es ist also sicher, daß Heyses Antwort bei aller Hochachtung vor Flauberts Werk ablehnend ausfiel, doch so, daß Turgeniew keineswegs verstimmt wurde. Dieser versuchte sogar in demselben Jahre noch einmal, allerdings diesmal viel vorsichtiger, Heyses Eintreten vor dem deutschen Publikum für einen Ausländer zu veranlassen. Es handelte sich diesmal um einen jungen Russen, Peter Bobarykin, und um seine Aufnahme in den »Novellenschatz des Auslandes«, den Heyse mit Hermann Kurz zusammen herausgab und zu dem Turgeniew selbst zwei Novellen, »Faust« und »Erste Liebe«, beigesteuert hatte. Die russische Literatur war darin noch durch zwei Erzählungen von Puschkin und je eine von Tolstoj und von Pissemski vertreten. Mit Bobarykin hat Heyse in der Folge einige Briefe in der Angelegenheit gewechselt, doch konnte er ihn nicht mehr zu Worte kommen lassen, da er an dem Unternehmen nach dem Tode von Hermann Kurz (10. Oktober 1873) nicht mehr die rechte Freude hatte und es mit dem 14. Bande eingehen ließ. Turgeniews Brief lautete:

Paris, 50 rue de Douai.
Sonnabend, den 10. Oktober 1874.

Mein lieber Heyse!

Ich bin Ihnen seit langer Zeit einen Brief schuldig, will auch diesmal meine Schuld noch nicht abtragen, da ich mit Ihnen mich recht gemütlich ausschwatzen will, schreibe Ihnen heute nur, um Ihnen einen Kollegen zu rekommandieren, einen russischen Schriftsteller namens Peter Bobarykin (ja, solche Namen gibt es bei uns!), der für sein Leben gern der Ehre teilhaftig sein möchte, in Ihrem »Novellenschatz des Auslandes« zu erscheinen. Er lebt jetzt in Wien und wird sich schriftlich an Sie wenden. Er hat Talent, und einige seiner Novellen sind recht hübsch. Diese Empfehlung ist etwas lauwarm, soll auch nicht anders sein.

Ihr Haus ist wahrscheinlich jetzt schon längst ausgebaut, und Sie führen ein gemütliches, ruhiges Leben. — Im Mai komme ich nach München auf meiner Reise nach Karlsbad — da hoffe ich Sie zu sehen.

Aber ich schreibe Ihnen noch. —

Unterdessen leben Sie recht wohl und empfangen Sie für sich und für Ihre Frau die herzlichsten Grüße

Ihres ergebensten Jw. Turgènjew.

Die hier und noch wiederholt ausgesprochene Hoffnung auf ein erneutes persönliches Zusammentreffen ging nicht mehr in Erfüllung. Turgeniews Bade- und Heimatreisen führten ihn nicht mehr nach München, während Heyse dort weilte, und dieser fühlte sich von Paris und französischem Wesen gar nicht angezogen. So entschloß er sich erst spät, im November 1880, einmal mit seiner Gattin nach der vielgerühmten »Lichtstadt« zu reisen, aber nur, um sie im Fluge zu sehen. Sie hätten damals Turgeniew treffen können, aber sie wollten nicht in die Pariser Gesellschaft gezogen werden und machten in den zehn Tagen ihres Aufenthalts keinen einzigen Besuch. Ein Brief Heyses an Storm vom 26. November 1880 spricht unverhohlen aus, wie wenig ihnen in der Luft der eleganten Stadt warm werden wollte, und man begreift, daß Heyse bei dieser Stimmung lieber nicht zu dem hier eingesessenen russischen Freunde ging. Trotzdem war ihr persönliches Verhältnis keineswegs erkaltet. Das kam auch ganz ungezwungen zum Ausdruck, als Turgeniew beim Lesen von Heyses Münchner Künst-

lerroman »Im Paradiese« mit einer ganz ähnlichen Wendung die »sympathische Gegenwart« des Dichters rühmte, wie sie zwanzig Jahre vorher der junge Heyse beim »Tagebuch eines Jägers« als eine wahre Erquickung betont hatte:

Paris, 50 rue de Douai.
Freitag, den 28. Januar 1876.
Mein lieber Heyse!

Wenn Sie an mich denken, so müssen Sie gewiß von mir denken: Der Mensch ist ein undankbarer Lump! — Ganz unrecht hätten Sie dabei nicht, denn ich bin eben nicht ganz schuldlos: ich hätte, Gott weiß, wie längst, auf Ihren Brief antworten sollen, dessen vergilbtes Papier mich ansieht wie ein stiller Vorwurf: aber Ihren Roman »Im Paradies« habe ich erst vor einer Woche bekommen dank der kolossalen Dummheit unsers Portiers — er hatte das Paketchen monatelang in seinem Zimmer aufbewahrt. — Ich habe mich gleich ans Lesen gemacht, bin bis zum Ende des ersten Bändchens angekommen und will Ihnen gleich sagen, daß Ihr Roman mir sehr gefällt — mehr als die »Kinder der Welt«. — Das neue Werk ist gut angelegt, hält sich und entwickelt sich, die Charaktere sind wahr und fein, es zieht eine angenehme Luft durch das Ganze, auch ist der Dialog einfacher und nicht so übermotiviert, wie es Ihnen früher passierte — man sieht den Autor weniger und fühlt nur seine sympathische Gegenwart. — Ich lese natürlich weiter, und wenn ich bis ans Ende komme, sage ich Ihnen meine ganze Meinung.

Als ich Sie zuletzt in München sah, waren Sie eben daran, Ihr Haus zu bauen; jetzt muß es längst fertig geworden sein, und Sie sitzen drin wie ein Vogel im warmen Nest. — Schreiben Sie mir ein paar Zeilen, damit ich weiß, wie es Ihnen und Ihrer ganzen Familie geht — und grüßen Sie Frau Heyse bestens.

Mir geht es nicht übel. — Von Zeit zu Zeit plagt mich die Gicht, die ich eigentlich nicht verdient habe, aber man bekommt sie ebenso wie die Liebe — gratis. — Gearbeitet habe ich sehr wenig, habe eine ganz kurze Erzählung geschrieben, die in der Februar-Nummer der »Deutschen Rundschau« erscheint [die Novelle »Die Uhr«] und die ich Ihrer freundlichen Nachsicht empfehle. — Ich trage mich immer mit einem großen Roman herum, kann ihn aber nicht zum Abschluß bringen; vielleicht gelingt es während dieses Jahres.

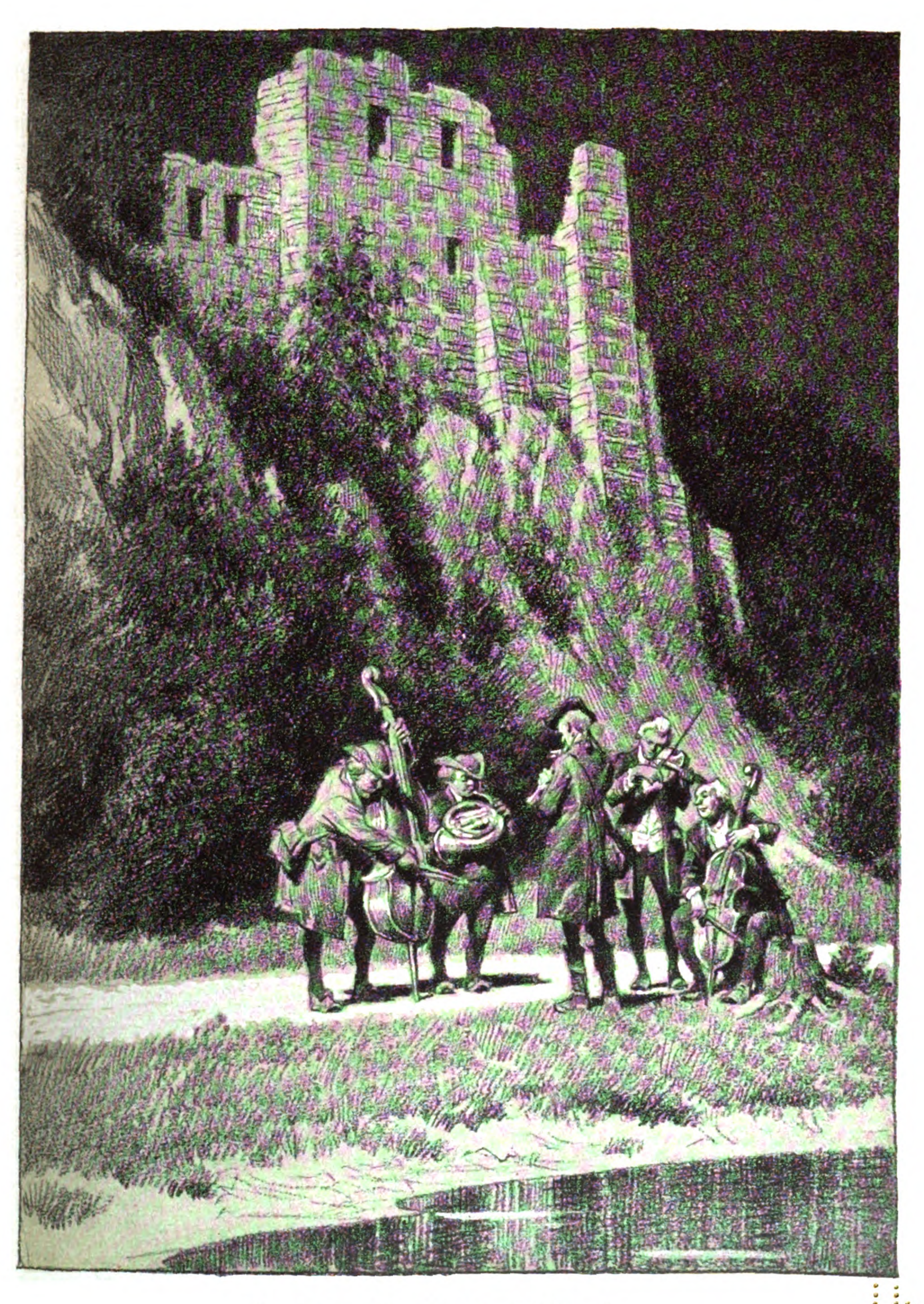
Vorigen Sommer bin ich in Karlsbad gewesen, gehe auch diesmal hin. Vielleicht bleibe ich ein paar Tage in München, hauptsächlich um Sie zu sehen. Wie lange bleiben Sie dort? Im Juni sind Sie wohl noch da? —

Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und verbleibe Ihr ganz ergebener Iw. Turgenjew.

Der große Roman, der im folgenden Jahre vollendet wurde, war »Neuland«. Mit welchen Schwierigkeiten Turgeniew bei diesem seinem letzten großen Werke, das in der Tat mit hinreißender Kraft sein ganzes Schaffen krönt, zu ringen hatte, darüber sprach er sich zu dem deutschen Freunde mit einer Offenheit und einer Bitterkeit aus, die er sonst nicht leicht in seine Feder kommen ließ. Freilich hatte er ihn auch früher schon darauf hingewiesen, welchem Maße üblen Mißverständnisses und gehässiger Feindseligkeit er bei seinen eignen Landsleuten dauernd begegnete, bei den fanatischen Slawophilen wegen seines von westlicher Bildung durchtränkten Europäertums und seiner gemäßigt freiheitlichen Gesinnung, bei der revolutionären jungen Generation aber wegen seiner überlegenen Skepsis gegenüber allem Nihilismus, dem er in seinem Roman »Väter und Söhne« den Namen geprägt hatte. Bei seiner tiefen Liebe zu Rußland lastete der Druck dieser Ablehnung schwer auf ihm, ohne aber seinem künstlerischen Denken und Gestalten eine andre Richtung geben zu können. Nun aber trat ihm gerade bei dem umfassendsten seiner Werke der brutale Zwang der Zensur entgegen und bedrohte ihn mit der dauernden Ausschließung von der Heimat, wenn er nicht Zugeständnisse machte. So fielen zwei wesentliche Kapitel dem Zensurkollegium zum Opfer; was dies aber für den Dichter bedeutete, erhellt aus seinem schon früher geschriebenen Nachwort zu »Väter und Söhne«, wo er eindringlich neben der Begabung, der Wahrheitsliebe und der Bildung gerade die Freiheit als erstes unumgängliches Erfordernis dichterischen Schaffens verlangt. Es ist ein Kernpunkt seines Wesens, der hier unwillkürlich zur Aussprache drängte — wie mußte ihm die innere und äußere Freiheit des deutschen Dichters beneidenswert erscheinen! Hatte er doch gerade wieder von dessen ungehemmter Entfaltung durch das Trauerspiel »Elfride« einen tiefen Eindruck erhalten. Es ist begreiflich, daß dieses Drama in dem Kreise der Frau Viardot-Garcia eine wärmere Aufnahme fand als früher die »Göttin der Vernunft«: denn das psychologische Problem des alten Sagenstoffes ist mit einer Feinheit aufgefaßt und mit einem Zauber der Stimmung und einer Unmittelbarkeit der Empfindung durchgeführt, die der ganzen Dichtung wie wenigen Dramen das ganz persönliche Gepräge Heysischer Art verleihen. Turgeniew dankte für die Übersendung:

Bougival (près Paris), 16 rue de Mesmes.
Freitag, den 3. August 1877.
Mein lieber Freund!

Vor kurzem aus Rußland zurückgekehrt, habe ich hier Ihr Buch (Elfrida) gefunden, sowie



Paul Hey: Die törichten Musikanten

auch die traurige Anzeige Ihres herben Verlustes. — Ich werde nicht einmal versuchen, Sie zu trösten — solche Wunden heilt nur die Zeit —, möchte Sie nur meiner innigen Teilnahme versichern. — Ihre Tragödie habe ich hier laut in meinem — ich darf wohl sagen: meinem Familienkreise vorgelesen; der Eindruck war nachhaltend und tief, und ich bin überzeugt, daß, mit tüchtigen Darstellern, Elfrida eine große Wirkung erzielen muß, denn jede Rolle ist dankbar und charakteristisch. — Ich danke Ihnen für das freundschaftliche Andenken. —

Im Anfang dieses Jahres hegte ich den Gedanken, den Weg nach Rußland über München und Wien zu nehmen; es ging nicht an, und so muß ich wohl das Vergnügen einer persönlichen Zusammenkunft bis auf das nächste Jahr aufschieben. — Vielleicht kommen Sie zur Ausstellung nach Paris?

Literarische Arbeiten habe ich jetzt keine vor; mein letztes Buch hat mir viel Mühe gekostet und wenig Dank eingetragen. — Ich will jetzt abwarten. — Besonders peinlich war es mir, beim Schreiben meines Romans vieles verschweigen und umgehen zu müssen; auch in der jetzigen Gestalt war »Neuland« nahe daran, von dem Zensurkomitee verbrannt zu werden, nur mit einer Stimme Majorität wurde es gerettet ... Somit war ich bei meiner Arbeit nicht frei, und das ist das einzige, was einem die Lust zum Schaffen gründlich verdirbt. — Man muß Rücksichten nehmen usw. — Lieber läßt man das ganze Zeug liegen.

Fahren Sie fort, mein lieber Freund, zu schaffen, da Sie ja nicht gehemmt sind, und lassen Sie mich, wie früher, Ihrer Tätigkeit folgen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welcher innigen Sympathie ich das tue.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau bestens und empfangen Sie die Versicherung meiner unwandelbaren Freundschaft.

Ihr ergebener Iw. Turgènjew.

Trotz der Herzlichkeit dieses Zurufs blieb diesmal der Widerhall aus. Der Grund dafür war der jähe Tod von Heyses jüngstem Söhnchen, zu dem Turgeniew hier sein Beileid aussprach. Zu tief hatte dieser grausame Schicksalsschlag die Eltern niedergedrückt, und es dauerte lange Zeit, bis sie einigermaßen zum Leben mit den Freunden wieder zurückkehrten. An Turgeniew schickte Heyse erst im Jahre 1882 wieder ein Zeichen des Gedenkens mit seiner 15. Novellensammlung »Unvergeßbare Worte und andre Novellen«. Von den vier hier vereinigten Erzählungen ist die eine, »Die Eselin«, in ausgesprochener Weise von slawischer Schwermut durchtränkt, während eine andre, »Das Glück von Rothenburg«, bescheidenes deutsches Bürgertum beim Zusammentreffen mit der glänzenden russischen großen Welt liebevoll verklärt. Turgeniew zog ihnen für seine Landsleute die verwickeltere Problemstellung in »Geteiltes Herz« vor und schrieb darüber:

Paris, 50 rue de Douai,
den 19. Dezember 1882.

Mein lieber Freund!

Ich hatte Ihnen längst für Ihr schönes Geschenk (die »Unvergeßbaren Worte«) danken sollen, aber ich wollte das Buch erst lesen. — Das habe ich nun getan, und als Beweis, wie sehr es mir gefallen hat, kann ich Ihnen sagen, daß ich »Geteiltes Herz« gleich ins Russische übersetzen ließ und es einer Moskauer Revue zugeschickt habe. — Es ist immer dasselbe schöne Talent, dieselbe Anmut und Feinheit, nur mit etwas mehr noch Ruhe und Sicherheit, die den gereiften Meister charakterisiert. —

Sie haben wahrscheinlich von meiner Krankheit gehört: sie ist noch immer nicht vorüber — das Stehen und Gehen ist mir noch immer beinahe unmöglich. Sonst fühl' ich mich wohl, wie sich eine unbewegliche Auster fühlen kann. Es läßt sich auch so leben. —

Ich habe sogar arbeiten können ... Im Februarheft von »Nord und Süd« erscheint eine kleine Novelle von mir, von Freund Pietsch übersetzt. — Ich werde ihm schreiben, er soll Ihnen ein Exemplar zusenden. —

Vielen Dank nochmals und einen herzlichen Händedruck von

Ihrem ergebenen J. Turgènjew.

Dies war der letzte Brief des russischen an den deutschen Dichter. Die darin erwähnte Novelle ist nicht an der bezeichneten Stelle gedruckt worden — gemeint war wohl die im Jahre 1882 entstandene Erzählung »Nach dem Tode«, die erst später unter dem Titel »Klara Militsch« deutsch erschien. Die quälende Krankheit, der Turgeniew bereits seit Jahr und Tag verfallen war, wich nicht mehr von ihm, und am 3. September 1883 starb er in seinem Landhause zu Bougival bei Paris.

Wiederholt aber ist Heyse auch später noch und immer in dem gleichen Tone warmer Sympathie und aufrichtiger Bewunderung auf den verstorbenen Freund zu sprechen gekommen. Als er sich anläßlich seiner Lebensrückschau beim Eintritt in sein achtes Lebensjahrzehnt zu einigen grundsätzlichen Ausführungen über Wesen und Technik der Novelle veranlaßt sah, stellte er nachdrücklich den großen russischen Erzähler als Muster auf, »den immer und immer wieder zu studieren einem jungen Novellisten nicht genug empfohlen werden kann«. Er hält dabei mit kritischen Einwänden gegen gewisse naturalistische Eigentümlichkeiten Turgeniews durchaus nicht zurück, wie er z. B. die genauen Personal-

beschreibungen, die dieser seinen Gestalten schon bei ihrem Auftreten mitzugeben pflegt, entschieden ablehnt — einen die Phantasie des Lesers anregenden Gesamteindruck wertet er künstlerisch wesentlich höher als eine noch so sorgfältige Aufzählung der einzelnen Äußerlichkeiten. Auch Naturschilderungen und Stimmungsbildern möchte er in der Novelle grundsätzlich nur eine sparsamere Verwendung zugestehen als Turgeniew. Aber um so stärker betont er dessen hohe Kunst, all dies, was so leicht zum Auswuchs eines ungeschulten Dilettantismus werden kann, unlösbar mit den seelischen Erlebnissen und Vorgängen zu verknüpfen und auch damit dem Wesen der Aufgabe zu dienen. Denn dieses bleibt für Paul Heyse unabänderlich: »Von einer Novelle, der wir einen künstlerischen Wert zuerkennen, verlangen wir wie von jeder wirklichen dichterischen Schöpfung, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen, geistigen oder sittlichen Konflikt vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare. Daß dieser Fall in kleinem Rahmen energisch abgegrenzt ist, wie der Chemiker die Wirkung gewisser Elemente, ihren Kampf und das endliche Ergebnis ‚isolieren' muß, um ein Naturgesetz zur Anschauung zu bringen, macht den eigenartigen Reiz dieser Kunstform aus, im Gegensatz zu dem weiteren Horizont und den mannigfaltigen Charakterproblemen, die der Roman vor uns ausbreitet. Je gehaltvoller die Aufgabe ist, je tiefere Probleme in dieser äußeren Beschränkung gelöst werden, desto wichtiger aber auch die Sorge des Dichters, keinen störenden Zug in das kleine Bild hineinzubringen. Meister in dieser Kunst waren bei Franzosen und Russen Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Guy de Maupassant, vor allem Turgeniew ... von den Deutschen vor allem Gottfried Keller und in seinen letzten Novellen Theodor Storm.«

Während aber die genannten Franzosen für Heyse nur als Künstler bewunderungswürdig, in ihrer ausgeprägt französischen Eigenart aber menschlich fremd, ja vielfach unerfreulich waren, verband ihn mit Turgeniew über die nation le Gegensätzlichkeit hinweg auch eine seelische Verwandtschaft, die das artistische Interesse weit überwog. Sie beruht auf jener grand amour de notre pauvre humanité, die Turgeniew sofort in den ersten Werken Paul Heyses empfand und die auch seinem ganzen Lebenswerk den tiefen Grundton abgibt. Wohl ist die Schwermut des Russen oft bis zur Trostlosigkeit pessimistisch, die tragische Stimmung des Deutschen dagegen stärker zu heroischer Lebensbejahung gefaßt; über einen nur fatalistischen Materialismus aber erheben sich beide in ihrem Mitfühlen für alles Menschliche, besonders für die Schwachen, Unfreien, Wehrlosen, selbst bis zum leidenden Tier, und in ihrer Betonung der für alles Leid und Verhängnis entschädigenden Selbstbehauptung der Individualität. Die entscheidende Bedeutung des Seelischen, das starke Lebensgefühl der Persönlichkeit, die ihnen das »höchste Glück der Erdenkinder« ausmacht, empfinden sie beide gerade gegenüber der Unbegreiflichkeit und Grausamkeit im Walten der Natur und des Schicksals. Sie sind »Kinder der Welt«, die fest im Diesseits fußen, ohne nach einem ausgleichenden Jenseits auszublicken; sie stehen, wie Turgeniew an M. A. Miljutin am 22. Februar 1875 schrieb, »allem Übernatürlichen gleichgültig gegenüber, glauben an kein Absolutes und keine Systeme« und suchen frei von allem Mystizismus alles Menschliche in seinen verschiedensten Erscheinungsformen zu verstehen und zu ehren. Dies aber glauben sie am reinsten nicht in der Masse zu finden, sondern in dem einzelnen Menschen. Darum sind sie beide keine eigentlich politischen Naturen, so sehr ihr Wesen von warmer Vaterlandsliebe mitbestimmt ist; darum lehnen sie beide bei tiefstem sozialem Empfinden doch jeden dogmatischen Sozialismus ab: »Ich werde bis an mein Lebensende Individualist bleiben«, schreibt Turgeniew am 16. März 1869 an Alexander Herzen, »und das neue, von Bakunin erfundene Wort congrégationiste besticht mich nicht; in dem, was er ziemlich verwirrt damit vorstellen will, erblicke ich sogar eine Verletzung der persönlichen Freiheit.« Und diese innere Freiheit lieben sie beide über alles; sie finden sie auch gegenüber der rohen Triebhaftigkeit der bildungslosen Menge verbürgt in der geistigen Kultur der Menschheit, der zu dienen sich beide als gute Europäer berufen fühlen.

Bei all diesen inneren Übereinstimmungen aber, die ihm den russischen Erzähler so anziehend und sympathisch machten, war sich Paul Heyse doch auch über die Gegensätze, die sie trennten, völlig klar. Die ihnen beiden gemeinsame Forderung wahrhafter Lebensdarstellung im Kunstwerk ergab ihm nicht dieselben Folgerungen, die er bei Turgeniew verwirklicht fand. Er legte keinerlei Gewicht auf naturalistische Wirklichkeitstreue im einzelnen und setzte der realistischen Darstellung dort ruhig den harmonischen Stil seiner gehobenen Erzählungsweise entgegen. Er hielt es auch nicht für ein unumgängliches Gebot der inneren Wahrhaftigkeit, zeitgeschichtliche und politische, soziale und physische Krankheitszustände und Leiden mit in die Wahl seiner Stoffe einzubeziehen, sondern fühlte sich im Besitz eines durchaus gesunden und nicht verweichlichten Wirklichkeitssinnes, wenn er die pathologischen und widerwärtigen Erscheinungen des Lebens von seinem dichterischen Weltbild ausschloß, soweit sie nicht zur Entfaltung der seelischen Kräfte notwendig

herangezogen werden mußten. Er gestand auch dem Zufall, der bei Turgeniew so oft, wie im gemeinen Leben, eine Handlung rein äußerlich, willkürlich umbiegt oder beendigt, nicht leicht eine Entscheidung zu; gegenüber der schweren Tragik alles Daseins gibt er der erhebenden Macht der alles durchflutenden Liebe, Güte und Schönheit, die auch bei Turgeniew so oft die niederdrückendsten Bitterkeiten verklärt, nicht so sehr eine leidende als eine handelnde Rolle. Auf dem Gebiete sittlicher Konflikte locken ihn keine Helden oder Heldinnen, die nicht moralische Widerstandsfähigkeit und Charakterstärke erproben, während bei Turgeniew vielmehr haltlose Schwäche und kampflose Niederlage die Regel bilden. Hiervon scheint auch die persönliche Aussprache der beiden Dichter im Jahre 1873 gehandelt zu haben, und wir gehen kaum fehl, wenn wir eine freie Ausgestaltung der Erinnerung daran in einem Gespräch erblicken, dem in der Charakterstudie »Einer von Hunderten« (1894) ganz in der Art Turgeniews literarische Anspielungen und Urteile zwanglos eingefügt sind. Paul Heyse erzählt hier, wie ihm ein eigentümlicher Sonderling, der sich in Paris auch mit Turgeniew verkehrt zu haben rühmt, den Vorwurf macht: »Ihre Leutchen — besonders er — benehmen sich so anständig, wie es in der Welt gewöhnlich nicht zu geschehen pflegt. Unter Hunderten wird höchstens einer die moralische Kraft haben, aus einem sittlichen Konflikt, wie Sie ihn schildern, siegreich hervorzugehen. Die meisten Menschen, das werden Sie zugeben, sind feige und jämmerlich ... Oder denken Sie besser von unsern teuren Brüdern und Schwestern?« Heyse verneint, setzt aber sofort hinzu: »Aber dafür brauchte man keine neuen Zeugnisse in der Dichtung heranzuziehen. Die Ausnahmen von der Regel sind schon eher der Mühe wert. Wenn von Hunderten, die ein brennendes Haus müßig gaffend umstehen, nur einer das Herz hat, sich in die Flammen zu stürzen, um ein Kind aus einer Wiege zu retten, interessiert Sie der Charakter dieses einen nicht mehr als die neunundneunzig Durchschnittsmemmen?« Das will der Kritiker nicht bestreiten und gesteht, er habe darüber auch Turgeniew einmal interpelliert, »nur gerade im umgekehrten Sinne. Ich fragte ihn, warum er seinen Helden zu all den liebenswürdigen Eigenschaften, mit denen er sie ausstatte, nicht auch ein bißchen sittliches Rückgrat gebe, das sie befähige, einer Versuchung zu widerstehen. Wissen Sie, was er mir antwortete? Weil es nicht russisch sein würde, wenn sie keine Schwächlinge wären. Auch nicht einer von Hunderten? wagte ich einzuwenden — genau wie heute. Er sah mich mit dem eigentümlich bezaubernden Blick seiner hellen Augen an, zuckte die Achseln — und sprach von etwas anderm. Ich merkte, daß ich einen wunden Punkt berührt hatte. Er liebte eben sein Volk leidenschaftlich, obwohl er den Mut hatte, seine Schwächen nicht zu verschleiern.«

So ist der Mann ohne moralisches Rückgrat, wie auch Viktor Hehn bezeugt, ein eigentümlich russisches Problem, das bei Turgeniew immer wiederkehrt. Paul Heyse hat ihn nur einmal gezeichnet in einem seiner feinen Studienköpfe, die er in seinem hohen Alter mit sicherer, geübter, aber nicht mehr so energischer Hand entwarf und sammelte. Sein »Iwan Kalugin« (1905) gibt sich als eine Jugenderinnerung und ist es wohl auch, wenn sie auch sehr frei ausgestaltet worden sein mag. Ein russischer Schüler des vortrefflichen alten Siebold hat in der Tat in Heyses Hause verkehrt und ist im September 1869 von München zwar nicht nach Paris, aber nach Amerika abgereist, nachdem es mit ihm und andern Russen manches »lebhafte und unfruchtbare Gerede über Sozialismus«, Gott und die Welt gegeben hatte. Der tiefere Reiz der kleinen Novelle beruht aber nicht in dem dürftigen biographischen Gehalt, bei dem es schwer sein dürfte, das Wirkliche der Begebenheiten aus der freien Erfindung herauszuschälen, sondern ganz in der Charakterstudie, deren Hintergrund Turgeniews Heimat und seelenvolle Kunst bilden. Sie ist noch einmal eine späte Huldigung für den russischen Freund, ein Gruß an dessen eigentümliche Welt, die aber nicht die Welt des deutschen Dichters war. Man empfindet gerade hier deutlich, was die beiden großen Novellisten national scheidet und ihre beste Stärke ausmacht; freilich auch was sie für immer verbindet in echter, freier Humanität und überlegener, völkerversöhnender Kultur und Kunst.

Wandermüde

Fühlst du es auch? Wir werden gar so müde,
Der weite Weg trank viel von unsrer Kraft.
Wir gehen nicht mit einem frohen Liede,
Beladen gehn wir unsre Wanderschaft.

Wohl hat uns mancher freundlich, einzutreten
Zu süßer Rast und einem Glase Wein,
Doch konnten wir's vom Himmel nicht erbeten,
Das Haus, in dem wir sprächen: „Mein und dein".

Und ruhn wir manchmal noch nach alter Weise
Am Rand des Wegs mit unsrer Liebe aus,
So fragen unsre Herzen oft schon leise:
„Sind wir nicht bald zu Haus?"

Lily Nowy

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Was ist und wie entsteht ein Theaterskandal? — Karl Theodor Bluth: Die Empörung des Lucius — Franz Johannes Weinrich: Columbus — Sophus Michaelis: Revolutionshochzeit — Leonid Andrejew: Du sollst nicht töten — J. M. Synge: Der Held des Westerlandes — Karl Sternheim: Der Nebbich — Eberhard Buchner: Wem gehört Helene? — Norbert Garay: Jolandas letztes Abenteuer — Rudolf Lothar: Die nackte Tänzerin — Die Welt der Tragödie — Das Drama der Liebe

Eine alte Wetterregel will wissen, daß zu Lichtmeß der Bauer lieber den Wolf als die Sonne im Schafstall sehe. Ob das auch fürs Theater gilt? Dann müßte auf dem Rest der diesjährigen Berliner Spielzeit eitel Frucht und Segen ruhen. Denn am 2. Februar hatte auch Berlin, diesmal im Staatlichen Schauspielhause, einen regelrechten Theaterskandal, nachdem Dresden vierzehn Tage zuvor bei der Aufführung des »Deutschen Hinkemann« von Ernst Toller das Beispiel dafür gegeben hatte. Ganz so heiß wie am Zwinger ist es am Gendarmenmarkt wohl nicht zugegangen: Tote wurden nicht von der Walstatt getragen, und zu Tätlichkeiten ist es auch nicht gekommen. Doch fehlte es nicht an erhitzten Zurufen vom Parkett in die Logen, aus den Logen ins Parkett, das Pfui kämpfte erbittert mit dem Bravo, und noch im Garderobenraum entbrannten an mehr als einer Stelle Wortgefechte, die erst die Schupo löschen konnte. Genug, in aller Form das, was man einen Theaterskandal nennt.

Wobei sich nur fragt, ob nicht schon im Ausdruck eine bewußte und wohlberechnete Fälschung solcher Szenen liegt. Man wählt das rohe Wort und schlägt es von vornherein all denen um die Ohren, die durch Laute der Verneinung oder Abwehr den Bejahern und Bejublern Opposition machen, fragt sich aber nicht, wer denn eigentlich mehr »Skandal« verursacht, die Klatscher oder die Zischer; fragt sich nicht, von wem und von welcher Seite die erste Herausforderung ausging. Als Skandalmacher gelten immer die ein Stück, seine Tendenz oder seine Wirkung Verneinenden und Abwehrenden; als Skandalmacher gelten niemals die ein Stück, seine Tendenz oder seine Wirkung Bejahenden und Unterstreichenden, mögen sie sich dabei noch so aufreizend benehmen. Hundertmal haben wir es in Berlin erlebt, daß eine schiere, platte Sauerei mit frenetischem Jubel überschüttet wurde — die das taten, waren »Kunstliebhaber«, beileibe keine Skandalmacher! Mit Verlaub: das ist eine ebenso lächerliche wie schwächliche Verpäppelung der Kunst. Will sie Beifall, so soll sie auch Widerspruch vertragen, und der Widerspruch wird sich nach den Formen und Graden des Beifalls richten. So regelt sich alles im Leben, so regle sich auch die Temperatur im Hause der Kunst. Es ist nichts andres als abgestandene liberalistische Verweichlichung, wenn man jeden Künstler und jedes Kunstwerk, noch ehe sie erprobt, in Watte packen und das Publikum vor ihnen zur Kniebeuge zwingen möchte. Zumal dann, wenn das Kunstwerk selbst sich in den Kampf des Lebens oder gar in den Streit des Tages stürzt und seine Fahne aufwirft für Heut oder Gestern, Rechts oder Links, Erhaltung oder Empörung.

Das aber war bei der Aufführung von Karl Theodor Bluths Tragödie »Die Empörung des Lucius« der Fall. Das Stück selbst, das Erstlingsdrama eines auf der Bühne noch völlig Unerprobten, hüllt sich zwar, zumal bei dem expressionistischen Schrei- und Ekstasenstil, den Leopold Jeßners Spielleitung ihm aufprägte, dermaßen in Dunkelheiten, daß man von diesem überhetzten und überreizten Verlauf nicht viel verstand. So viel aber scheint sicher, daß es sich hier wieder mal um die Entblößung und Anprangerung der alten, überlieferten Herrschaftsmächte und um den Triumph der empörerischen, von unten heraufsteigenden Besitzergreifer handelt. Ein im Narrengewand durchs Volk und durch das ganze Stück gehender Empörer reißt nach vielem tobenden und tosenden Hin und Her dem durch blutige Kriege gewateten, endlich aber besiegten und geschlagenen Gewalthaber die Krone vom Haupte, um sie erst dem Volke anzubieten, dann mit einem Fluch in den Abgrund zu schleudern ... Gegen diese durch den Ort der Aufführung, das ehemalige Königliche Schauspielhaus, noch betonte Herausforderung, nicht gegen das trotz seiner großen Gesten und seinem zuweilen schönen lyrischen Aufschwung schwächliche, unklare und zerfahrene Stück richtete sich die Opposition der »Skandalmacher«. Und sollte das Publikum wirklich kein Recht haben, sich dagegen aufzulehnen, daß von unreifen Händen immer wieder versucht wird, die Wunden unsrer jüngsten Vergangenheit aufzureißen und dem Gespött preiszugeben, wofür Tausende und aber Tausende gläubiger Herzen in den Tod gegangen sind? Ein Theaterleiter muß und soll den Mut haben, sich in den Strom der Zeit zu werfen — gewiß! Wir achten und schätzen diesen Wagemut an dem Intendanten des Staatstheaters trotz all seinen Fehlgriffen noch heute. Aber er soll sich nicht aus unreifem Trotz und knabenhaftem Eigensinn zu denen schlagen, die glauben, schon deshalb an der Spitze der Kultur zu marschieren und wie David den Goliath niederzuschmettern, weil sie unbesehen für alles Neue und Umstürzlerische Par-

tei ergreifen, rein aus der Aufgeregtheit und Neuerungssucht ihres überhitzten Blutes heraus. Wohl, die Mehrheit war, wie auf dem stürmevollen Reichstag von Krakau für Demetrius, so am 2. Februar 1924 für Jeßner; wir andern aber trösten uns mit dem, was Schillers Fürst Sapieha über die Mehrheit sagt.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem den revolutionären Instinkten der Gegenwart schmeichelnden Empörerstück erschien wenige Wochen später auf der Bühne des Schillertheaters, die seit Beginn dieser Spielzeit eng mit der Verwaltung des Staatstheaters verbunden ist. Denn was **Franz Johannes Weinrich** »**Columbus**« und ein Trauerspiel in sechzehn Bildern nennt, ist kein historisches Drama des Entdeckerschicksals mit dem tragischen Konflikt zwischen dem erleuchteten Genie und dem Widerstand der stumpfen Welt, zwischen stolzer Tat und schnödem Undank, obgleich der umständliche Apparat, der mit politischen und persönlichen Ränken, mit Mord und Mordanschlägen entfaltet wird, eine Weile ganz danach aussieht, sondern ein Weltanschauungsdrama mit christlich-sittlicher Tendenz, das sich mit etwas äußerlich zugespitzter Pointe seinen Stachel aus dem bedeutungsvollen Vornamen des großen genuesischen Seefahrers holt. Christoph Columbus — ein Christophorus, ein Christusträger sollte er sein, den Schiffsherrn von Nazareth sollte er an Bord nehmen, den Welterlöser sollte er an die Küsten des neuen Landes tragen, als er seine dem König Ferdinand von Arragonien endlich abgetrotzte Fahrt nach Westen antritt. Er aber geht, als ein Gotttrotzer, mit dem Zorn gegen seine Feinde und Widersacher unter Segel und bindet an den Mast seines Flaggschiffes den, der ihm aus Eifersucht sein Weib erschoß und aus Neid um ein Haar den Plan der Ausfahrt zerstört hätte: Don Juan, den ränkevollen und gewalttätigen Gesandten Portugals. Und er bringt, pochend auf seine eigne kleinmenschliche Kraft, die Stimme Gottes auch noch zum Schweigen, als der an den Mast gefesselte Judas, inzwischen geläutert und bekehrt, ihm im gefährlichsten Augenblick der Matrosenmeuterei durch den Ruf »Land, Land!« das Leben und die Tat rettet. Wohl zerbricht er dann an der neuentdeckten Goldküste, die in der Mannschaft alle üblen Begierden der Habsucht und der Grausamkeit entfesselt, sein Erobererschwert; aber als er im Triumph zurückkehrt, weiß er noch immer so wenig von der wahren Demut des Christenmenschen, daß er das Vizekönigtum und die Admiralswürde für sich verlangt. Da straft ihn Gott, dem die beleidigte Majestät des spanischen Königs nur ein Werkzeug und Dolmetscher ist, indem er den ungetreuen Knecht ins Gefängnis wirft und — gegen die Überlieferung der Geschichte — dem Schafott ausliefert. Nun erst, im Angesicht des Todes, wird Christoph Columbus sich bewußt, wie schwer er gegen den göttlichen Sinn seiner Berufung sündigte und daß seine Tat nur Wert gehabt hätte, wenn er, statt in Zorn und Rachsucht, als demütiger Diener und gläubiger Bote Gottes seine Fahrt vollendet hätte ... Ein schöner, erhabener Gedanke, dem die katholische Färbung, die er bei Weinrich nach Mysterienart erfährt, nichts von seiner religiösen Weihe nehmen würde, wenn er nur mit hinreichender dramatischer Kraft gestaltet wäre. Daran aber fehlt es hier. Zu viele von den sechzehn oder gar achtzehn Bildern (Buchausgabe im Patmosverlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.) verschwenden sich an historische Äußerlichkeiten, die für das innere Thema ohne Belang sind, und viel zu spät erst hebt aus dem verwirrenden Durcheinander der politischen und persönlichen Zettelungen, in die auch noch der Fall Granadas und die Unterwerfung des edlen Maurenkönigs Boabdil versponnen werden, der religiöse — Konflikt darf man nicht sagen, also sagt man: der religiöse Mysteriengedanke sein Haupt empor, er, der doch Wurzel, Stamm und Krone des Ganzen sein sollte. Und selbst dann lassen die knappen, lose verbundenen und jäh wechselnden Bilder diesen Grundgedanken, die Seele der Dichtung, kaum recht zu Atem kommen. Dennoch: wir sind schon dankbar für den Aufschwung ins Geistige und Seelische, der sich hier wenigstens als Ehrgeiz regt, und auch die Darsteller — Kraußneck als Papst, Dieterle als Columbus, Witte als Don Juan, Lina Lossen als Isabella von Castilien, königlich, menschlich, fraulich gleich schön — fühlten sich allein schon durch das höher geartete Wollen dieses Dichters in Ton und Haltung gehoben.

Noch aus der bürgerlichen Zeit, da wir bei dem Wort Revolution zunächst oder allein an das Frankreich der Jakobiner dachten, stammt das dreiaktige Schauspiel »**Revolutionshochzeit**« von dem Dänen **Sophus Michaelis** (deutsch von Marie Herzfeld), und auch die handfeste, ganz auf erotische Spannung eingestellte Technik gehört in eine dramatische Geschmacksperiode, die unsre Gegenwart weit, weit überwunden zu haben glaubt ... Floréal des Jahres 2 (Mai 1793). Ein adliger Emigrant, der mit bewaffneter Hand auf den republikanischen Boden Frankreichs zurückkehrt, wird an seiner Hochzeitstafel von Jakobinerbanden gefangengenommen und zum sofortigen Tode verurteilt. Ein Jakobiner-Offizier, den das Schicksal des jungen Paares rührt, wirkt ihm eine Gnadenfrist von zwölf Stunden aus. Ehe die Kugel ihn ins Bett des Todes reißt, mag der arme Bursche wenigstens noch seine Hochzeitsnacht feiern! Eine kurze Frist, aber lang genug für zwei entschlossene Menschen-

kinder, das Glück an die Brust zu pressen; lang genug zumal für den Dramatiker, uns hügelauf, hügelab durch Spannung und Erwartung, Hoffnung und Enttäuschung, Versprechen und Erfüllung zu jagen. Von dieser Pendeltechnik des Damoklesschwertes leben denn auch fast allein die kommenden zwei Akte. Der Todeskandidat nämlich weiß mit den zwölf ihm geschenkten Paradiesesstunden nichts anzufangen. Er vergeudet die kostbare Zeit mit Winseln und Weinen. Seine immer noch bräutliche Frau verhilft ihm schließlich zur Flucht, indem sie die Nacht, die dem Gemahl gehören sollte, jenem mitleidigen Jakobiner-Offizier verspricht. Der weiß, was seiner dafür wartet. Aber seinen Lohn will er doch nur, wenn er freiwillig gegeben wird. Denn er ist kein Räuber, dieser Marc-Arron, sondern ein der schönen Marquise Alaine de L'Estoile in Verehrung längst Zugetaner — was wir dem Verfasser wie manches andre, wofür er uns die Motivierung, ja auch die kargste Vorbereitung schuldig bleibt, aufs Wort glauben müssen. Die Marquise lacht anfangs über den Narren, der da so gelassen auf sein Schicksal wartet, dann aber kommt sie und bringt dem Schicksalsgewärtigen freiwillig das Geschenk, das jener Davonläufer um sein bißchen Leben verschmähte ... Die Stunde schlägt. Der aus der höchsten Seligkeit Erwachende weiß, was sie ihm schlägt. Wohl packt auch ihn im Rausch seines jungen Lebens- und Liebesbewußtseins für einen Augenblick die Todesfurcht — dann aber weist er die Begnadigung, die sein umgänglicher Vorgesetzter ihm anbietet, erhaben zurück. Mit einem Jubelruf an die Republik auf den Lippen tritt er im Morgengrauen vors Fenster und kommandiert sich selbst die Todessalve ... Das Stück gehört zu dem Kommißbrot, ohne das nach Laubes gesundem Wort ein Theater auf die Dauer nicht bestehen kann, auch nicht, wenn es Renaissancetheater heißt und sich die Darsteller von Fall zu Fall neu zusammenlädt.

Da die Dramatik Tolstojs, Tschechows und Gorkis allgemach erschöpft, möchte man uns von Rußland her durchaus mit einer Andrejew-Mode beglücken, obgleich dieser Mischdramatiker eines epigonenhaften Realismus und eines ebenso schwächlichen Symbolismus und Mystizismus, mehr Franzosenschüler als bodenwüchsiger Russe, in seinem Heimatlande schon vor seinem frühen Tode (1919) so ziemlich abgetan war. Das letzthin vom Renaissancetheater aufgeführte Studentendrama »Tage des Lebens« zeigte ihn von seiner angenehmsten, weil natürlichsten und anspruchslosesten Seite; in dem Schauspiel »Du sollst nicht töten«, dem das Deutsche Theater mit Lucie Höflich in der Hauptrolle eine glänzende Aufführung widmete, kehrt er wieder ganz den zwischen den großen heimischen Gewissensdramatikern und den effektsüchtigen Pariser Boulevardtheatralikern schwankenden Kompromißler heraus. Seinen Ausgang freilich nimmt er von demselben wurzelhaften Volkserlebnis wie die »Macht der Finsternis«: wie leicht und schnell das Samenkorn des Bösen aufgeht im kindlichen, weit und unbefangen aufgetanen Gemüt des Russen, wie es dann aber auch, übermächtig aufschwellend, die ganze Seele durchwühlt und zersprengt und nicht eher Ruhe gibt, als bis sie sich selbst gerichtet hat. So bei Tolstoj, so bei Andrejew. Aber wie verschieden der Weg, die Mittel und die Wirkung! Tolstoj bleibt vom ersten bis zum letzten Schritt auf der russischen Bauernerde und läßt in dem furchtbaren Kampf, der in Nikitas Seele ausgetragen wird, keine andern Mächte eingreifen als die beiden großen uranfänglichen Erreger und Beweger des Bauerngeschicks: unwissenden finsteren Aberglauben und das erlösende Licht der Religion, und es ist das elementar Bezwingende an dieser Ewigkeitsdichtung, daß der reuige Sünder für seine bußfertige Demütigung auch seine Richter in der bäuerlichen Gemeinde der Gläubigen sucht, also in seinem eigensten und engsten Lebenskreise. Ganz anders Andrejew. Er führt seine Hauptschuldige, die Mordanstifterin Wasilissa, die durch einen ihm aufgezwungenen heiligen Eid alle Schuld auf ihr Werkzeug, den gutmütigen, aber leichtsinnigen und schwachen Hausknecht Jascha, abzuwälzen sucht, aus der Dienstbotenkammer in die Fürstengemächer hinauf und umfächelt sie mit dem Parfüm der großen Welt; er geht nach Frankreich und holt sich von dort die blendenden Zutaten und abgefeimten Effekte, in dem Wahn, damit den Seelenkonflikt zu verschärfen und zu vertiefen. Man sieht förmlich, mit welch eitlem Behagen er dies gallische Pfropfreis auf den slawischen Stamm setzt, und wie er im voraus an den Früchten schmatzt, die daraus werden mögen. Und sind doch nur Holzbirnen. So schlägt künstlerische Untreue den eignen Herrn.

Von der neuen und neuesten irischen Dichtung ist außer den Theaterstücken Shaws wenig oder gar nichts zu uns gedrungen. Aber den irischen Literaturcharakter schlechthin nach diesem kühlen Skeptiker und schier übergesunden Antiromantiker abschätzen zu wollen, geht nicht gut an: dafür war dieser Schriftsteller von »John Bulls andrer Insel« zu früh von dem Ehrgeiz gestachelt, vor allem ein guter Europäer zu sein. Im Lande Paddys ist vielmehr noch heute ein starker Hang zum Mystischen, Phantastischen und Sentimentalen heimisch, und ein derber, wilder, launiger und saftiger Humor, ein Schößling aus keltischem

und sächsischem Blut, treibt seine krausen Ranken um den Aberglauben, die Zügellosigkeit und die Gewalttätigkeit dieses zu ewiger Unruhe verdammten Volkes. Eine ganze Literaturbewegung, die sogenannte keltische Renaissance, stützt sich auf diese Grundzüge der irischen Volksseele und sucht alles, was an Mythen, Sagen, Legenden, Märchen — vor allem Schalk- und Lügenmärchen —, Bräuchen und Eigentümlichkeiten sich noch erhalten hat, zu einer Art poetischer Volkskunde zu sammeln. Zu den George Moore, Fiona Macleod, William Yeats, Grace Rhys u. a., die sich dafür zusammengefunden haben, gehört wohl auch der 1871 in Dublin als Sohn eines Rechtsanwalts geborene John Millingtone Synge, der seinen Weg in die Literatur über die Musik genommen hat. Wir kennen ihn aus einer dramatischen Legende »Der heilige Brunnen« (deutsch von Max Meyerfeld; Berlin, S. Fischer), die uns von der wunderbaren Heilung eines alten blinden Bettlerpaares, aber auch von den bitteren Enttäuschungen der Sehendgewordenen erzählt und schließlich Blindheit als das wahre Glück auf Erden preist. Was wir jetzt, zwei Jahrzehnte später, im Lustspielhause in der wohlgelungenen Darstellung der »Truppe« zu sehen bekommen, Synges Komödie »Der Held des Westerlandes«, ist derber, handfester und wirklichkeitsnäher als jene von frommer Mystik und romantischer Naturandacht umsponnene Legende. In ein einsames Bauernhaus kommt, wie von Furien gejagt, ein fremder junger Mann, der behauptet, im Jähzorn seinen Vater erschlagen zu haben, mit einem einzigen Hieb des Torfstechers, der den abscheulichen Kerl vom Schädel bis zum Nabel spaltete. Erst Grauen und Entsetzen vor dem Vatermörder, dann Bewunderung und Umschwärmung des Helden der Tat. Namentlich die Frauenzimmer sind reinweg futsch in ihn. Pegeen Mike, die an einen Hasenfuß und Betbruder versprochene Tochter des gastfreundlichen Hauses, und die Witwe Quin, ein mannstolles Teufelsweib, geraten sich um ihn buchstäblich in die Haare, nun gar, seit er auch aus den Sportkämpfen des Jahrmarkts als Preisträger hervorgegangen ist. Da plötzlich tut sich die Tür auf, und wer erscheint? Der erschlagene Vater, zwar sternhagelbesoffen, aber sonst bei guter Gesundheit. Christopher Mahon, der »Held des Westerlandes«, bezieht wieder seine Prügel vom Alten, wie sie daheim für ihn zum täglichen Brot gehörten, und aller Nimbus ist verflogen, auch bei Pegeen Mike, die ihn doch als Tröster ihrer Einsamkeit und Befreier von dem unwillkommenen Bräutigam so zärtlich empfangen hatte … Ein bißchen wenig an Handlung für einen Dreiakter, aber ein heftiges Gemisch von Realität und Lebensfreude, Schwankluft und Volksbehagen, dargeboten in dem irdenen Gefäß einer kräftigen, urwüchsigen Sprache, die sich vor Natürlichkeiten und Deutlichkeiten nicht scheut. In einem guten Schauspiel, hat Synge selbst einmal gemeint, sollte jeder Ausdruck so voll und kräftig sein wie eine wohlgeratene Nuß oder ein Apfel, und eine solche Sprache könne nur schreiben, wer in einem Lande lebt, wo der Lebensfrühling des Volkes noch nicht verblüht, das eingeheimste Stroh noch nicht zu Ziegeln verarbeitet ist. Ein solches Land scheint Irland, die »grüne Insel«, zu sein, und nach solchem Rezept hat Synge seine Komödie gebraut.

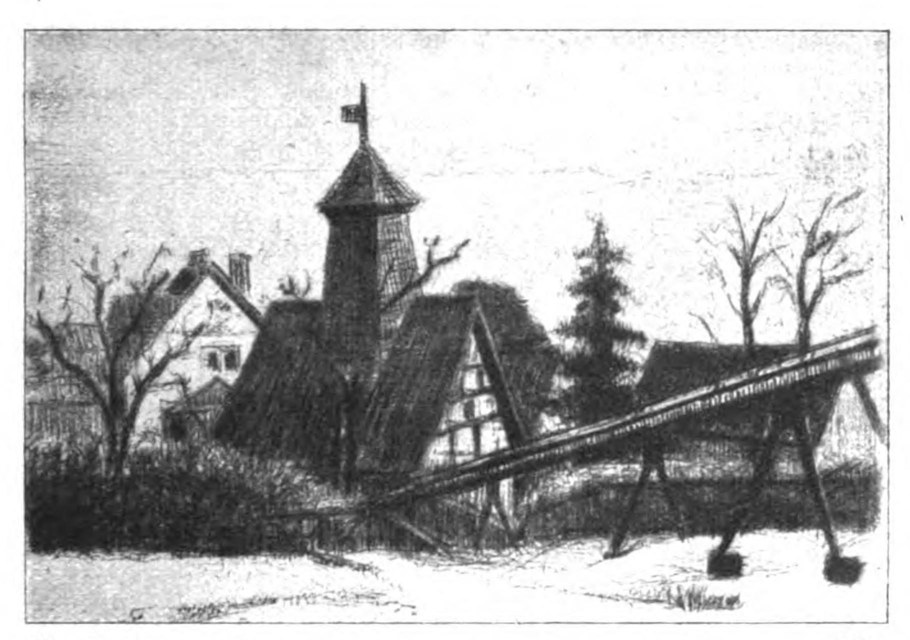
Carl Sternheim, der Schlagetot der alten Bourgeoisie aus dem wilhelminischen Zeitalter, scheint nun doch ein Haar in dieser satirischen Suppe gefunden zu haben. Anfangs freilich sieht es so aus, als wolle in seinem neuesten Lustspiel »Der Nebbich« der Hohn auf das »bürgerliche Heldenleben« nunmehr auch dem Proletariat einen Tritt versetzen; bald aber kommt die Hasenpfote der Lustspielbehaglichkeit zum Vorschein. Ein Handlungsgehilfe bei Tietz, alltags ein fleißiger Schuster, sonntags ein bierfröhlicher Wander- und Lautenbruder, erregt auf einem dieser Ausflüge das Wohlgefallen einer Dame von Welt, die, ihrer geschniegelten Liebhaber müde, Appetit auf erdigere Genüsse verspürt. Sie macht ihn kurzerhand zu ihrem Liebhaber und ist ebenso berauscht von den ureignen Nuancen seiner Liebesleistungen wie begeistert von seiner universalen Naivitätsgenialität: ob Generalkonsul für Persien, ob Generaldirektor einer Großbank, ob Chefredakteur eines Weltblattes — ihr Fritz wird alles können, wird alles werden, auch der Vater eines noch nicht dagewesenen Wunderkindes. Aber ihm selbst wird bald unbehaglich bei der Rolle, er zweifelt an seiner Potenz, und der Arzt bestätigt ihm, daß es auch zum Einfachsten und Natürlichsten bei ihm nicht lange. Fritz ist und bleibt der Nebbich, ein Nichts, eine Null, in deren Höhlung die Blasiertheit der übersättigten und gelangweilten Dame nur allerlei Füllsel hineinphantasiert hat. So ist er heilfroh, als er endlich aus seinem goldenen Käfig wieder entspringen, mit der ersten roh verzehrten Zwiebel wieder das Manna seiner proletarischen Herkunft schmecken und zum altgewohnten Rollmops im Franziskaner zurückkehren kann; und sie nicht minder, daß sie mit einer wehmütigen Arie der Marschallin aus dem »Rosenkavalier« Abschied von ihm nehmen darf. Es ist also nichts mit der Blutauffrischung von unten nach oben. Ein jeder bleibe bei seinem Leisten, der Handlungsgehilfe von Tietz wie die große Sängerin und Amoureuse. Sternheim sucht hier augenscheinlich — abgesehen von gelegentlichen grimmigen Ausfällen gegen die Verwaschenheit der deut-

schen Sprache, die sich in dem Munde dieses Sprachverhunzers höchst komisch ausnehmen — in die harmlosen Schwank- und Lustspielbahnen zurückzulenken. Aber auch hier sind es nur seelenlose Puppen, die er kraft eines künstlich konstruierten Mechanismus in Bewegung setzt und mit dem Pathos eines trotz des Telegrammstils schwülstigen Literaturjargons bekleidet — ihre ordinären Blößen schreien trotzdem zum Himmel. Daß ihm Paul Graetz in der Aufführung der Kammerspiele die Titelrolle aus dem Volkstümlich-Berlinischen ins Rassenecht-Jüdische verdrehte, scheint er bei der Verhirnlichung seiner Figuren gar nicht gemerkt zu haben, obgleich er selbst für die Spielleitung und seine Tochter für die ziemlich kitschigen Bühnenbilder zeichnete.

Und unsre sonstigen Schwänke und Lustspiele? Bei Christian Morgenstern gibt es einen Vers, der einen auf jeder Seefahrt von neuem verfolgt: Die Möwen sehen alle aus, als ob sie Emma hießen. Unsre Schwänke und Lustspiele sehen alle aus, als ob sie von Rudolf Lothar wären. Denn ihnen allen prickelt irgendwie und -wo das Gelüste nach dem Erotischen und Zweideutigen im Blute, mögen sie, wie »Jolandas letztes Abenteuer«, eine Importe aus Budapest (Komödienhaus), die Schamhaftigkeit des Traums um ihre nackten Glieder schlagen oder, wie die »Nackte Tänzerin« (Trianontheater), im bürgerlichen Leben eine ehrpusselige Redakteursgattin, die Schürze der Wirtschaftlichkeit vor den Schoß und die Maske der Wohlanständigkeit vors Gesicht nehmen. Eine rühmliche Ausnahme von diesem Genre macht nur Eberhard Buchners Groteske »Wem gehört Helene?« (Comedia Valetti), obgleich dies — man erschrecke nicht! — so etwas wie die Komödie der Bigamie ist. Eine Frau mit zwei Männern, Frau Krause und Birnbaum, und beiden ist sie gleich hold und treu, dem einen, dem Nacht- und Sonntagstelegraphisten, morgens und tags, dem andern, dem Bureauvorsteher, abends und nachts. Wie aber, wenn die beiden Männer befreundet werden und das begreifliche Verlangen haben, auch ihre gegenseitig gerühmten respektiven Ehe-liebsten kennenzulernen? Buchner macht nicht viel Federlesens mit Wahrscheinlichkeiten und Glaubwürdigkeiten, er stürzt sich kopfüber in den Strudel der Überraschungen und Verwirrungen, irgendwie wird er sich schon wieder herausrappeln, genau wie die freche Helene selbst. Schade, daß das ulkige Ding drei Akte statt eines braucht, um Frau Helene wieder monogamisch zu machen — wir würden sonst noch herzhafter lachen.

Auf zwei bemerkenswerte Bücher aus der Welt des Dramas möchte ich aufmerksam machen. Das eine dieser Bücher, Ludwig Marcuses Essaysammlung »Die Welt der Tragödie« (mit zwölf radierten, künstlerisch-visionär erschauten und erfaßten Bildnissen von Shakespeare, Schiller, Kleist, Büchner, Grabbe, Hebbel, Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, Wedekind, Shaw und Kaiser; Berlin, Franz Schneider), ist nur für reife, geduldige und geistig disziplinierte Leser. Es stellt mit seinen Versuchen, »in abstrakten Begriffen die dramatische Manifestation des tragischen Erlebnisses zu umkreisen«, mit andern Worten: eine innere Biographie des tragischen Menschen zu geben, hohe Anforderungen an das Mitdenken und den kritischen Widerspruchsgeist des Lesers und verheißt mehr eine geistige Gymnastik als einen leichten Genuß. Ein paar Formeln zur Kennzeichnung des Standpunktes und der Betrachtungsweise: Kleist ist für Marcuse der Ganzmensch auf der Schwelle des humanistisch-klassischen und des tragischen Zeitalters; Grabbe erscheint ihm als der Zyniker aus Sehnsucht; Ibsen wälzt Literatur zwischen sich und das dritte Reich; Schnitzler schafft Menschen, die »wartend verglimmen«; Shaw tritt ebenso leidenschaftlich für wahres Menschentum ein, wie er Scheinkultur und Verlogenheit an den Pranger stellt; im Werke Kaisers, der den neuen Menschen mindestens ersehnt, scheint die Tragödie der Leerheit bisweilen schon überwunden.

Verständlicher, entgegenkommender, bereichernder und beglückender ist Julius Babs neues Buch »Das Drama der Liebe« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Während Marcuse trotz seines hohen philosophischen Zielpunktes ganz und gar in Literatur versinkt, weiß Bab mit kräftigen Schwimmerstößen alsbald das Ufer des Lebens zu gewinnen, eingedenk der befreienden Erkenntnis, daß die »Liebe« überhaupt kein »Stoff« ist, sondern eine der großen Urmächte, die das Leben gestalten, wie Geburt und Tod, Machtbedürfnis und Verehrungsdrang. Nicht vom Drama, sondern von der Liebe spricht Bab also in erster Linie; die großen Werke, in denen dramatische Dichter die erhabene Lebensenergie der Liebe behandelt haben, Shakespeares »Romeo und Julia« und »Antonius und Kleopatra«, Goethes »Faust« und Heibergs »Tragödie der Liebe«, Kleists »Penthesilea« und Hauptmanns »Griselda«, Grillparzers »Hero und Leander« und Büchners »Leonce und Lena«, Hebbels »Herodes und Mariamne« und Strindbergs »Nach Damaskus«, sie sind dem Verfasser nur deshalb der Leitfaden der Betrachtung, weil kaum anderswo bedeutsamere Bekenntnisse zu dieser großen Frage niedergelegt sein können als dort, wo die leidenschaftlichsten Liebhaber des Lebens und des Lebenskampfes, eben die Dramatiker, das Wort führen. Also eine in dichterischer Form, in einer zum Herzen sprechenden Sprache niedergelegte Philosophie des Liebeslebens auf dramaturgischen Wegen.



Max Kruse: Kösen

Von Kunst und Künstlern

Max Kruse: Das Mysterium der heiligen Veronika (vor S. 141); vier Radierungen (S. 201 bis 203) — **Theodor Baierl:** Idyll (vor S. 149) — **Hermann Graf:** Altweimarer Stube (vor S. 113) — **Carl Alex. Brendel:** Auf dem Balkon (vor S. 157) — **Paul Hey:** Die törichten Musikanten (vor S. 193) — **Friedrich Seyer:** Abend (vor S. 189) — Bildnis Hans Thomas. Nach einer Aufnahme von Ernst Ad. Koldenberg (vor S. 181) — **Adolf Müller-Cassel** Der Geiger (vor S. 125) und Gutshof (vor S. 105)

Am 14. April d. J. feiert der Bildhauer Max Kruse seinen 70. Geburtstag. Manchen wird diese Jahreszahl, die selbst der Bibel als Lebens- und Schaffensgrenze gilt, überraschen; er wird an den ewig jungen »Siegesboten von Marathon« denken, der in der Berliner Nationalgalerie steht, oder auch an die um ein Menschenalter jüngeren Holzplastiken Kruses, etwa das kindlich-liebreizende Bildnis seines Töchterchens oder die schlanke, sportgestraffte Mädchenstatue, die der Künstler »Typus 20. Jahrhundert« genannt hat, um anzudeuten, daß hier nicht bloß eine neue zeitgeborene Prägung weiblichen Schönheitsbegriffes vor uns hintritt, sondern auch in Formen und Bewegung ein neuer plastischer Charakter erscheint, für den es bis dahin, weder in der Antike noch in der neueren Skulptur, ein Vorbild gab — drei Werke, die von einer jungen, kühnen, eher umstürzlerischen als geruhsamen Schöpferkraft berichten. Andre aber werden sich fragen: Was hat dieser Max Kruse denn in den letzten beiden Jahrzehnten sonst noch geschaffen? Es wird ihnen dann vielleicht als jüngstes seiner öffentlich aufgestellten Werke die sphinxähnliche Ibsenbüste im Vorraum des Berliner Kammerspielhauses einfallen, die wohl abermals einen Gipfelpunkt plastischen Schaffens darstellt, aber statt Jugend und Entwicklung letzte Reife und Vollendung zeigt, als stünde sie am Ende der Bahn — und sie werden sich vielleicht ein wenig schämen, erst jetzt zu erfahren, daß dieser Künstler noch in ungebrochener, an die Zähigkeit einer deutschen Eiche erinnernder Lebens- und Schaffenskraft dasteht.

Freilich, aus dem Berliner Großstadtleben hat er sich seit langem schon zurückgezogen: lieber als im Sehringschen Künstlerbau in der Fasanenstraße haust er in der Lietzenburg auf der Insel Hiddensee, lieber als in den Berliner »Salons« — mag man nun Gesellschafts- oder Ausstellungsräume darunter verstehen — tummelt er sich am Badestrand oder hängt zwischen den Dünen und Dornbüschen des Oberlandes, unter den ewig wechselnden Luftstimmungen und Wolkenzügen dieses hellenischen Himmels, seinen nicht minder beweglichen Gedanken nach. Denn ein Denker und Sinnierer war Max Kruse von jeher; immer schon hat er sich »im inneren Herzen« Rechenschaft darüber zu geben gewußt, »was er erschafft mit seiner Hand«: noch als Siebzigjähriger hat er Jugendmut genug, die Grundprinzipien einer neuen Auffassung der Plastik zu entwerfen (vgl. den Aufsatz auf S. 143—145 dieses Heftes). Er hätte es so leicht gehabt, den Weg seines erfolg- und ruhmgekrönten Erstlingswerkes von 1880, eben des Marathonläufers, einfach weiterzugehen, und eine glänzende materielle Zukunft wäre ihm sicher gewesen, wie so vielen andern, die ihren ersten glücklichen Wurf auch nur immer wiederholten oder variierten. Statt dessen gab


Max Kruse: Kösen

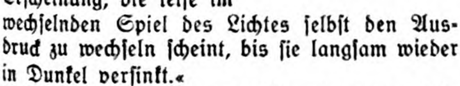
mehrere verschiedenartige Techniken zu verschiedenartigen Wirkungen zusammen. Nach der Legende hat bekanntlich die fromme Veronika dem Herrn auf dem Kreuzweg die Stirn getrocknet, und in das Schweißtuch hat sich das Antlitz des Dulders sichtbar zu ewigem Gedächtnis abgedrückt. Diesen Vorwurf hat Kruse seinem Bildnis zugrunde gelegt. Das Schweißtuch, aus weißem Marmor gemeißelt, zeigt vertieft den Christuskopf, der auf dem scheinbar glatten Tuch plastisch hervortritt. Es handelt sich dabei nicht um eine Illusion, sondern um die Anwendung eines neuartigen, von Kruse erfundenen Verfahrens, das in der doppelseitigen Bearbeitung reliefartiger Darstellungen in Marmor oder bunten Glasplatten liegt, d. h. der Künstler hat die eine Seite ausgehöhlt, die andre erhaben plastisch gebildet. Dadurch wirkt das Werk bei auffallendem Licht als Reliefbild, bei durchscheinendem als Transparent. Das Schweißtuch ist auf einem schwarzen Holzkreuz angebracht, über das ein aufrecht stehender überlebensgroßer Engel, streng stilisiert, seine Schwingen breitet. Erst im verdunkelten Raum erscheint allmählich auf dem weißen Untergrund

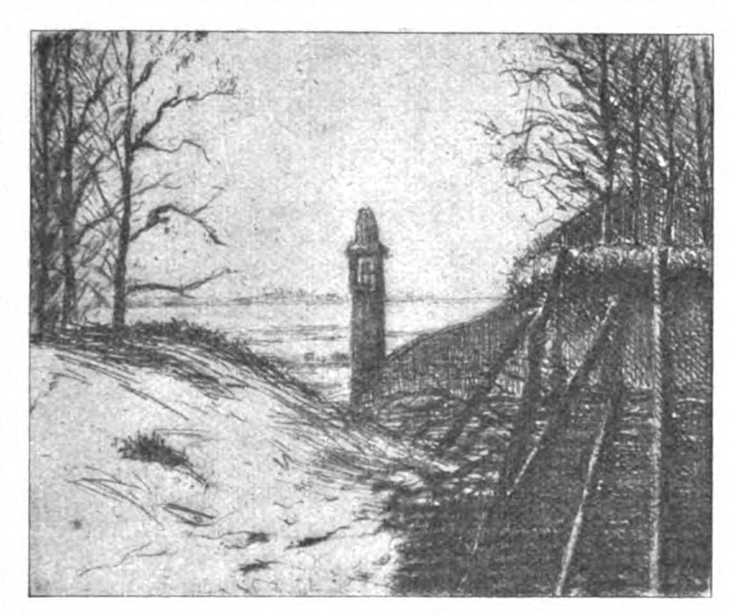
er sich in Rom, wohin er nun erst kam, nach dem bewegten Realismus seiner Anfänge dem Einfluß der großen monumentalen Plastik der Alten hin und suchte in Marmor-, später in Holzbüsten, von der Beherrschung und Erfüllung des Materials aus, der Plastik einen neuen schlichten, ernsten und sachlichen Geist einzuhauchen. Aber auch auf diese man möchte sagen gotische Epoche seines Schaffens legte er sich nicht fest. Wie er, gleich den großen Renaissancekünstlern, neben seiner künstlerischen Arbeit unermüdlich mit technischen Erfindungen beschäftigt war — eine Maschine sei erwähnt, die Skulpturen auf mechanischem Wege kopieren, vergrößern und verkleinern und dabei in jedes, auch das härteste Material übertragen kann —, so widmete er sich, zur Zeit der Reinhardtschen Regieblüte, dem plastischen Bühnenbilde und war bemüht, dem Material des Bildhauers neue Ausdrucksmöglichkeiten zu erobern.

Hierher gehört das schon um 1908 hervorgetretene Bildwerk »Mysterium der heiligen Veronika«, eine Schöpfung, die bei ihrem ersten Erscheinen vor der Öffentlichkeit die Hilfe der Malerei und Musik, der Dichtung und Beleuchtungstechnik in Anspruch nahm, als handle es sich um die Übertragung des Wagnerschen Begriffes vom »Gesamtkunstwerk« ins Plastische. Aber auch in dem Kunstwerk selbst finden sich


Max Kruse: Potsdam

das Haupt Christi, von lichtem Glorienschein sich abhebend, das bleiche, schmerzenvolle Antlitz umflossen von braunem Haar und Bart. Die scharf charakterisierende und doch tief beseelte Kunst Max Kruses hat diesem Kopf, bei Wahrung der überlieferten Formen, einen höchst persönlichen, ergreifend wahren Ausdruck verliehen. »Vor unsern Augen auf dem weißen Stein allmählich entstehend,« so schildert Gabriele Reuter den Eindruck der Münchner Vorführung dieses Bildwerkes vom Jahre 1908, »deutlicher und deutlicher werdend, wirkt das Antlitz gleich einer überirdischen Erscheinung, die leise im wechselnden Spiel des Lichtes selbst den Ausdruck zu wechseln scheint, bis sie langsam wieder in Dunkel versinkt.«





Max Kruse: Hiddensee

Auch als Maler, namentlich als Aquarellist, und als Radierer ist Kruse tätig. Von dem Radierer mögen die vier Landschaftsbildchen aus Hiddensee, aus der Potsdamer und der Kösener Gegend zeugen, die wir hier in den Text streuen.

*

Unsre weiteren Kunstblätter dürfen sich diesmal mit ein paar kurzen Begleitworten begnügen: entweder sind sie in ihren Stoffen und Kunstmitteln so schlicht und leichtverständlich, daß sie für sich selber sprechen, oder ihre Schöpfer sind den Lesern der Monatshefte aus früheren Wiedergaben schon vertraut.

Der junge Münchner Maler Theodor Baierl begegnet uns hier freilich zum erstenmal. Sein »Idyll« aber erklären oder auch nur erläutern wollen, hieße den Zauber eines lyrischen Gedichtes zerstören. Man könnte bei dieser legendenhaften Darstellung an unsre alten deutschen Meister, an Meister Bertram, Meister Francke, an Wolgemut oder Schongauer denken, wenn nicht über dem Bilde ein Schmelz und eine melodiöse Süßigkeit lägen, die erst Schwind in unsre Malerei gebracht hat.

Von dem Weimarer Hermann Graf zeigen wir eine Altweimarer Stube, eigentlich nur einen Zimmerausschnitt, aber trotz der genrehaften Zutat so echt und stileinheitlich, daß wir ganz in die alte Zeit entrückt werden.

Carl Alex. Brendel, der nun, wie einst sein Vater, der Tiermaler Albert Brendel, gleichfalls in Weimar eine feste und fruchtbare Schaffensstätte gefunden hat, steuert für dieses Heft eine in großen Linien und energischer Farbengebung gehaltene Studie »Auf dem Balkon« bei. Das Bild ist, wie sich am landschaftlichen Hintergrunde und an der linken Hand zeigt, noch nicht bis ins Letzte durchgeführt; darin liegt hier aber ein besonderer Reiz, weil so das Augenblickliche der koloristischen Eingebung reiner hervortritt.

Paul Heys »Törichte Musikanten« geben eine neue Probe aus der künstlerischen Illustration, die Werner Jansens Meistersammlung »Deutscher Volkssagen« (Braunschweig, Westermann) durch diesen Zeichner und Maler, einen unsrer berufensten Illustratoren, erfahren hat.

Friedrich Seyers »Abend«, eine farbige Umrißzeichnung, auf die das englische Präraffaelitentum nicht ohne Einfluß geblieben zu sein scheint, will als Vision einer aus den geheimnisvollen Tiefen der Phantasie fast unbewußt schaffenden zarten und scheuen Künstlerseele aufgefaßt sein.

Die beiden Kunstblätter von Adolf Müller-Cassel begleiten den Aufsatz von W. O. Dreßler. F. D.

Literarische Rundschau

Seit dem 27. März d. J. zählt Arthur Brausewetter, der Archidiakonus von St. Marien in Danzig, zu unsern Sechzigern. Für gewöhnlich darf der Historiker an diesem Zeitpunkt die Wertung einer literarischen Persönlichkeit abschließen. Ob auch bei Brausewetter, ist fraglich. Die überraschende Entwicklung, die dieser Schriftsteller noch zwischen vierzig und fünfzig, bis dahin literarisch fast nur unter dem Namen A. Sewett bekannt, durchmachte, warnt davor. Denn aus dem — selbstverständlich »besseren« — Unterhaltungsschriftsteller wurde da über Nacht der Romandichter, Gesellschafts- und Zeitethiker, der nicht bloß der flüchtigen und müßigen Stunde etwas zu sagen hat, sondern, aus dem Schatz vielseitiger und tiefgründiger Lebenserfahrungen schöpfend, Lebenswerte von Dauer zu geben weiß. Um 1910 mag es gewesen sein, als sich dieser Umschwung vollzog. »Der Herr von Borkenhagen« war wohl schon ein treffliches, farben- und gestaltenreiches Kulturbild aus Pommern, als vollwertige Romandichtung von Zeitgehalt und geistig-seelischer Bedeutung zählt aber erst »Stirb und werde«, worin die Tragik des unbeirrbaren Idealismus an dem Schicksal eines am Widerstand der trägen Welt scheiternden Geistlichen dargestellt wird. Es war gewiß kein Zufall, daß diesem aus Zeitbeobachtungen zu Ewigkeitsgedanken aufsteigenden Romanbuch alsbald Brausewetters erste sittlich-erzieherische Schrift (»Gedanken über den Tod«) folgte. Damals wurde er ein freudig begrüßter Mitarbeiter unsrer Monatshefte, und hier zuerst erschien sein nächstes Werk, »Don Juans Erlösung«, das man ohne Übertreibung einen Weltanschauungsroman nennen darf. Von nun an ging der Weg schnell aufwärts, wenn es ihm auch nicht — wo wäre das anders? — an vorübergehenden Senkungen fehlte. Ihren Höhepunkt erreichte Brausewetters Romankunst im Laufe des Krieges, als er, zwar ein geborener Pommer, aber längst tief eingewurzelt in Westpreußens Land und Schicksal, den unserm Hindenburg, dem Retter der geliebten Heimat, gewidmeten Roman »Wer die Heimat liebt wie du« schrieb, einen Kriegsroman, der dieses leicht der Schablone verfallende Genre durch Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und sittlichen Ernst adelte, und ein paar Jahre später die in der psychologischen Problemstellung noch kühnere »Große Liebe« folgen ließ, den Roman eines Arztes, eines »Retters der leidenden Menschheit«, der wohl seinen starken Willen schließlich dem mächtigen Schicksal unterliegen sieht, aber den Glauben an die alles überwindende Liebe mit auf den Weg seiner Sühne nimmt. In gehaltvollen Betrachtungsbüchern hat Brausewetter daneben seine Erkenntnisse inneren seelischen Erlebens ausgebreitet, hat mit schlichter Wahrheit und menschlicher Güte vom »Neuen Glück« gesprochen, hat ohne Salbung und Pathos »Mehr Liebe« gefordert und damit einen Wegweiser zum wahren Menschentum aufgerichtet.

»Der Kampf um den Rhein« — das ist kein politisches Schlagwort von gestern, heute oder morgen, das ist ein Schicksalsruf von europäischer Jahrtausendbedeutung. Kein Strom der Erde ist von der Geschichtsbildung stärker ergriffen worden als der Rhein. Seit dem Beginn der geschichtlichen Zeit fließt er im umkämpften Bett, und dieser Kampf ist so tief im Wettbewerb um die Macht verankert, daß er die Entwicklung des politischen Begriffs Europa bis auf unsre Zeit bestimmt hat. Wahrlich, ein Buch, das den Kampf um den Rhein, vom Ringen der Kelten und Römer bis zum »Frieden« von Versailles, zum Gegenstand nimmt, wie es Hermann Stegemanns neues Werk tut (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 664 Seiten), braucht um die großen politischen und kriegsgeschichtlichen Perspektiven nicht zu sorgen. Sie stellen sich von selbst ein, sie wachsen ins Heroische und Schicksalhafte hinauf, sie vertiefen sich zu geographischen Fügungen und gipfeln sich zu strategischen Gesetzen, die zugleich Elementares und Ewiges umschließen. Ein Thema wie geschaffen für den Geschichtschreiber des Weltkrieges und denn auch wirklich aus diesem Werke mit innerem Zwang hervorgewachsen. Dieser große, von uns allen miterlebte Krieg, der den europäischen Kosmos des 19. Jahrhunderts und das europäische Gleichgewicht in Stücke geschlagen hat, ist darin nur flüchtig gestreift, aber alles, was in jenem Vierbänder geschildert wird, erscheint in diesem vorbestimmt. »Daß dieser Kampf nicht ausgetragen ist, werden die nachlebenden Geschlechter erfahren«, sagt Stegemann, und von neuem, wie er's bis zuletzt und immer wieder in seiner Kriegsgeschichte getan hat, bekräftigt er seinen unerschütterten Glauben an das deutsche Volk. »Deutschlands Weg ist nicht vollendet, seine Sendung nicht erfüllt.« Anders denken hieße für ihn, der sein Buch wohl dem deutschen Volke widmet, sich damit aber nicht nur an deutsche Leser wendet, zugleich an der Zukunft Europas und der Neugestaltung der politischen Welt im Sinne einer Entwicklung zu höheren Lebensformen und zu einer größeren Solidarität der Nationen verzweifeln. ... »Generationen gehen durch helle Tage, Generationen wandeln durch Nacht und Dämmerung — das liegt im Auf und Ab der geschichtlichen Wellenbewegung begründet, aber keine Generation weiß, ob sie die letzte ihres Volkes ist. Schon im Glauben

an die Beharrung, im Willen zur Tat liegt Zukunft beschlossen, und da der Kampf um den Rhein nicht ausgekämpft ist, nicht ausgekämpft sein kann, so ist auch dem deutschen Volke, das am Rheine haftet, die Zukunft vorbehalten. Geschichte ist Bewegung, Glaube ist Aufschwung.« ... Nehmt, Deutsche, dies Buch in die Heiligtümer eures Herzens auf!

So ungern wir's uns eingestehen, unser Nibelungenlied in der überlieferten Fassung entbehrt der künstlerischen Form, um mit und in dieser Form ein lebendiger Bestandteil unsrer Bildung zu sein. Auch mit der besten Übersetzung oder Nachdichtung ins Neuhochdeutsche ist diesem schmerzlichen Mißstande nicht abzuhelfen; schon der oder die mittelalterlichen Präger des ins Mythische zurückgehenden, zum höchsten Pathos germanischer Sittlichkeit aufstrebenden Stoffes haben die einheitliche und lebendige Wirkung des Stoffes durch christlich-ritterliche Zutaten und Versteifungen für immer unterbunden. So führt diese im Gefühlskern herrliche Dichtung ein Scheindasein, ein Leben aus zweiter Hand und wird der Jugend durch prosaische Darstellungen bekannt, die im günstigsten Falle redliche Inhaltsangaben, oft Verballhornungen sind. Wer hier von Grund aus helfen will, muß den Mut haben, Rinde und Bast vom Baum zu schälen, um auf sein Mark zu kommen; die epische Form, die Vermenschlichung der mythischen Gestalten und ihre epische Verwendung in einer riesenhaft gebauten Handlung, das, was wir im konstruktiven Sinne Dichtung nennen, braucht er damit nicht zu zerstören.

Solche Versuche, auf den Kern zu bringen und damit das Wesentliche zu gewinnen, sind schon öfters mit dem Nibelungenliede gemacht worden, zuletzt und am einschneidendsten von R. Uhl aus Dramburg in Pommern, der hinter dem Gefüge, wie wir es heute besitzen, nicht 20 Einzellieder, wie Lachmann, sondern ein einziges Gedicht von ebenso klarem wie großartigem Wuchs entdeckt haben will: das »Lied von Kriemhilds Not«. Diese Entdeckung und Behauptung bedarf noch der wissenschaftlichen Nachprüfung, eine Frucht aber hat sie schon getragen: sie hat einen Dichter elementar überzeugt und dazu getrieben, der Auswahl eine künstlerisch befriedigende und erfreuende Form zu geben. Dieser Dichter ist Wilhelm Schäfer, der die Berufung für ein solches Werk der Verlebendigung im germanisch-deutschen Geiste durch mehr als eine Leistung auf verwandtem epischem Gebiet — ich erinnere nur an seine »Rheinsagen« und seine »Anekdoten« — bewiesen hat, wenn auch hier nur in Prosa. Schäfer wurde von der epischen Gewalt, mit der sich ihm die Dichtung in Uhls Auswahl (582 Strophen) offenbarte, derart hingerissen, daß er ihr mit allen Möglichkeiten seiner Sprachkunst und doch in treuem Gehorsam gegen die Originalform diente. »Etwas von der entfesselten Leidenschaft der Gestalten überrauschte mich, und ich habe selten«, sagt er im Vorwort seiner Erneuerung des »Liedes von Krimhilds Not« (München, Georg Müller), »die Gnade so tief und dankbar empfunden, der Sprache meines Volkes einigermaßen mächtig zu sein, wie hier, wo ich mich strenger als sonst im Dienst meines Volkes fühlte.« Im Grunde tat er, nach den Weisungen Uhls, nichts andres, als was der ritter-christliche Dichter des Liedes tat: wie jener in seiner Kunst zusammenraffte, was ihm die jahrhundertalte Überlieferung bot, um es wiederum einer veränderten Empfindung zu überliefern, so versuchte Schäfer das für unsre Zeit und unsre Empfindung. Daß damit nur »Krimhilds Not« gefaßt ist, bedeutet nicht, daß hier nur ein willkürliches Bruchstück des Nibelungenliedes erscheint. »Das Lied von Krimhilds Not« umgreift ziemlich alles, was als die eigentliche Gestalt der Dichtung lebendig geblieben ist. Krimhild, die ehemalige Dämonin, hat in der Vermenschlichung des Mythos den größten Teil an sich gerissen, sie ist der sichtbarste Träger der Handlung: durch seine Liebe zu ihr kommt Siegfried in Schuld und Tod, durch ihre Rache um ihn vollendet sich das Schicksal der Burgunden, das irgendwie das Schicksal der germanischen Frühe überhaupt ist ... Es muß nun abgewartet werden, ob in dieser gedrängten und geläuterten Form das Nibelungenlied endlich zum lebendigen Volksbesitz werden wird.

Das von Friedrich von der Leyen in Verbindung mit Friedr. Ranke und Karl Wehrhan herausgegebene Deutsche Sagenbuch (München, C. H. Beck) liegt nun in neuer Bearbeitung vollständig vor. In drei Teilen (fünf Bänden) werden wir hier an kundiger und fester Hand, die schon die neue wagemutige Zuversicht auf die Erschließbarkeit der germanischen Mythologie strafft, durch die ganze Welt, den gesamten Reichtum der deutschen Sage geführt: Göttersage, Heldensage, Sagen des Mittelalters, Volkssagen. Ja, Erzählung und erläuternde Darstellung — in der Vereinigung von beiden beruht die Eigenart des Werkes — greifen über das deutsche Gebiet öfters hinaus in das allgemein germanische und holen sich erst von dort, zumal aus dem Norden, die letzten Lichter oder kennzeichnenden Züge für das Antlitz der Sage. Jakob Grimm, unser bahnbrechender Sagenforscher und noch heute von allen der hellseherischste, hat gesagt, die deutsche Sage sei neben dem Menschen wie sein guter Engel hergegangen — wie ein Schutzgeist, jeden

wir hinzu, der, treuer als die Geschichte, den Glauben, die Natur- und Religionsanschauungen, die Rechtsvorstellungen, Sitte und Bräuche unsrer Vorfahren festgehalten hat. Nicht totes Material wird von Leyen und seinen Mitarbeitern zusammengetragen und ausgestellt; Altes und Ehrwürdiges wird durch den Odem der Forschung und Wiedererzählung in seinem ursprünglichen Zusammenhang und ewigen Sinn lebendig gemacht für die Gegenwart zu neuer volkstümlicher Wirkung. Zugleich ein gutes Volksbuch zu sein und die Forderung der Wissenschaft redlich zu erfüllen — der Wissenschaft, die uns alle, ob gelehrt oder ungelehrt, angeht, der Deutschkunde —, das ist der Ehrgeiz, ist das in der neuen Bearbeitung erreichte Ziel dieses Werkes.

In einer der letzten Sitzungen der »Gesellschaft für deutsche Literatur« in Berlin legte Prof. Dr. Johannes Bolte, einer der gelehrtesten Männer des philologischen Deutschland, einen alten Holzschnitt vor, auf dem der berühmte elsässische Prediger Geiler von Keisersberg († 1510) beim Mahle sitzt, während ein wohlbeleibter Mönch als sein Schüler oder Famulus unterm Tische die Brosamen der Gelehrsamkeit in Gestalt von kleinen Zetteln in einen Korb sammelt. Dieser Mönch, der nichts umkommen lassen möchte, was von der reichen Herren Tische fällt, ist der elsässische Franziskaner Johannes Pauli, der 1522 — schon ein alter Herr damals — die halb erbauliche, halb schwankhafte Anekdotensammlung »Schimpf (Scherz) und Ernst« herausgab. Der Stich kennzeichnet nicht bloß Paulis geistiges Verhältnis zu dem einflußreichen Humanistenprediger, sondern zur gelehrten Literatur seiner Zeit überhaupt: er sammelt die Schuppen und Schnitzel, die die hohen Herren achtlos beiseitetun, findet aber gerade in ihnen die lebendigsten Funken des Geistes und die trächtigsten Keime der Weisheit. Nicht ohne sittlichen Ernst und voll Eifer gegen menschliche Schwächen und Verkehrtheiten, entwirft Pauli am liebsten mit behaglichem, schalkhaftem Humor und in den gefälligen, traulichen Umgangsformen des Elsässers Charakterbilder aus dem Volks- und Bürgerleben seiner Zeit: des Schmeichlers, des geldgierigen Advokaten, des hoffärtigen und faulen Geistlichen, der wohllebigen Mönche, der zänkischen Ehefrau, der putzsüchtigen Kirchgängerin, von Liebeshändeln, Eheirrungen u. a. So ist sein Buch ein Stelldichein für gute Laune und gesunden Menschenverstand geworden, eins der beliebtesten Volksbücher des 16. Jahrhunderts, ein Schatzkästlein alter deutscher Sinnesart auch noch für uns. Wir sind Bolte dankbar, daß er die Sammlung »Schimpf und Ernst« neu herausgibt, und begrüßen insbesondere den ersten Teil nach der Ausgabe von 1522 (Berlin, Herbert Stubenrauch) als ein willkommenes Denkmal guter deutscher Erzählungskunst und volkstümlicher Sprichwörterweisheit. Sein Motto gilt noch heute: Schimpf und Ernst findestu in disem Buch, kurtzweilig und auch das ein jeglich Mensch im selber davon Exempel und Leren nemen mag, und ist im nützlich und gut.

Als hier letzthin die geistvolle Analyse gewürdigt wurde, der Friedr. Gundolf das Schaffen Kleists unterzogen hat, blieben neben den glänzenden Vorzügen dieser aufs Letzte und Tiefste dringenden Arbeit auch ihre gefährlichen Schwächen nicht unerwähnt, vor allem die Loslösung des schöpferischen Genius von der Umwelt, dem äußeren Leben und der menschlichen Artung. Gundolfs »Kleist« läßt sozusagen, statt aus der Ebene der Wirklichkeit, seinen Ballon gleich vom Montblanc aus aufsteigen; kein Wunder, daß der Fahrgast bald nur noch künstlich zu atmen vermag. Diese deduktiv-spiritualistische, um nicht zu sagen transzendent-metaphysische Methode, so sehr sie augenblicklich noch den Beifall der Zeit hat, begegnet allmählich auch unter den Jungen einem starken Widerspruch, und als ein solches Trutz-Gundolf gibt sich unverhohlen das zweibändige Hebbel-Werk, betitelt »Friedrich Hebbels Persönlichkeit«, das Paul Bornsteins jahrzehntlanger Fleiß aufgebaut hat (Berlin, Propyläen-Verlag; mit vielen Bildnissen und Handschriftenproben). Hier wird wieder von den Tatsachen, den äußeren Lebensumständen, den Besonderheiten und Gegenständlichkeiten ausgegangen, um durch sie zunächst einmal die Untermalung für das Bild der menschlichen Erscheinung, dann aber auch für die schöpferische Persönlichkeit die Umrisse und Farben zu gewinnen. »Den Schriftsteller« — und das hat der doch gewiß nicht am Materiellen und Naturalistischen klebende junge Schiller gesagt — »überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke« und hat damit gefordert, daß man den Menschen nicht über dem Künstler vernachlässige. Auch bei Hebbel finden sich parallele Aussprüche: »In mir ist gottlob der Mensch noch mehr als der Künstler«, schreibt der Dreißigjährige an die Jugendgeliebte; »ich wirke lieber durch meine Persönlichkeit als durch die Werke«, bekennt der Vierzigjährige im Marienbader Tagebuch. Daher die Bekenntnisfülle seiner Tagebücher, daher der Reichtum und die tiefe Notwendigkeit seiner Gespräche, daher auch der Eifer in den Erinnerungen all derer, die ihm begegnet sind, daher zuletzt seine eigne Forderung, den Weg zum Dichter durch den Menschen zu leiten. So darf Bornstein sich vor und von seinem Gegenstand durchaus gerechtfertigt fühlen, wenn er Hebbels Selbstzeugnisse und aus zeitgenössischen

Aufzeichnungen alle wichtigeren Erinnerungen an den Menschen und Dichter sowie bedeutsame Urteile (keine Kritiken und ästhetischen Würdigungen) über seine Persönlichkeit Stein für Stein zusammenträgt, nicht ohne sie (in den gründlichen und gehaltvollen Anmerkungen) aneinander abzuwerten, kritisch zu beleuchten und zu klären. Es ist ein künstlerisches Ziel, dem dies Werk mit kühl wissenschaftlichen und doch von innerer Liebe erwärmten Mitteln zustrebt: das Bild Hebbels webt es mit Lichtern und Schatten aus dem Odem zerstreuter, aber lebendiger Tatsachen zusammen und in diesem Bilde das eines Menschentums von genialer Schöpferkraft und -kunst, das heute noch nicht aufgehört hat, Lebendiges lebendig zu wirken.

Ein unerhörtes dramatisches Pathos strömt durch Hebbels Leben und Persönlichkeit. Alles, was er anrührte, schärfte sich zu Konflikten, wurde dem tragischen Entweder-Oder zugetrieben. Selbst da, wo andre friedlich und beglückt ausruhen dürfen, stachelten ihn die Probleme um alles oder nichts zu letzten Entscheidungen auf. Geradezu einen »Kampf um Leben und Liebe« sieht W. Rutz in dem Verhältnis Hebbels zu Elise Lensing, der opfermütigen Jugendgeliebten des Dichters (München, C. H. Beck). Hier werden alle noch erreichbaren Zeugnisse herangezogen, um zu einem unparteiischen Urteil über Hebbels und Elises Verhalten zu gelangen. Daß das menschliche Charakterbild des Dichters bei diesem Prozeß nicht gewinnen werde, war vorauszusehen; aber auch der Glorienschein, den die Literaturgeschichte manchmal um das Haupt des Mädchens zu winden geneigt war, ist nun im Verblassen begriffen. Rutz hat durch seine gründliche Arbeit diese vielumstrittene Frage wohl für lange Zeit, wenn nicht ein für allemal geklärt.

Kurt Hildebrandts Buch »Wagner und Nietzsche« (Breslau, Ferd. Hirt) setzt sich ein hohes Ziel: es begnügt sich nicht damit, beider Verhältnis zueinander darzustellen, soviel Neues und Entscheidendes darüber auch noch gesagt werden könnte, es will vielmehr das Verhältnis beider zu ihrem Zeitalter schildern, ihren Kampf gegen das 19. Jahrhundert. Nicht als Früchte ihres Volkes, ihres Jahrhunderts erscheinen hier also Wagner und Nietzsche, sondern als Hasser und Widersacher ihres Zeitalters, die beide, jeder auf seine Art und zuletzt dem andern unversöhnlich verfeindet, die Sehnsucht nach einem höheren deutschen Menschen, nach einer großen Nation im Herzen trugen. Nietzsche selbst hat sich einen Biographen gewünscht, der ihn als Gegner des Zeitalters darstelle, und er hat diesen Kampf nach Wagners Vorbild aufgenommen. Also eine zurückgewandte Betrachtung? Nein, sie möchte »keinen Baustein zur Geistesgeschichte des verflossenen Jahrhunderts beitragen«; sie blickt auf die Selbstüberwindung dieses Zeitalters, das jetzt noch als toter Stoff unsre Umwelt bedeutet. »Will man«, sagt Hildebrandt, »diese Gegenkraft im 19. Jahrhundert, genauer in der Zeit zwischen Goethe und Stefan George, bildhaft, d. h. in persönliches Geschehen verdichtet darstellen, so sind die stärksten Gestalten dafür Wagner und Nietzsche.« Also eine Einstellung der geschichtlichen Darstellung auf das Wesentliche, Ewig-Bedeutsame oder, wie man heute gern mit Pathos sagt, auf das Mythische.

Wie verschieden in Form und Wirkung sich doch Städtecharaktere zeichnen lassen! Karl Steinacker schildert in den »Historischen Stadtbildern« der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Berlin) die Stadt Braunschweig in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem architektonischen Aufbau, nach Lage und Ursprung, nach ihrer inneren Erstarkung und Loslösung von der Landesherrschaft, nach den Kämpfen des Mittelalters bis zu ihrer Umwandlung zur Landeshauptstadt, nach der Gruppierung und Umwallung, den Quartieren und Straßenbildern, und überall bewegen wir uns auf dem festen Boden nüchterner Wirklichkeit, sicher geführt, nirgends von der Hand gelassen, über alles historisch Erforschte klar und exakt aufgeklärt, aber ohne jede lyrische Stimmungsmache, ohne die geringste Phantasieanregung: kühl und realistisch wie die Stadt selbst und ihre niederdeutschen Bewohner. — Dagegen die »Lachenden Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der bayrischen Hauptstadt«, die Dr. Alois Dreyer zum Lob und Preis seines »Lieben München« zu einer kleinen Galerie zusammenstellt (München, Knorr & Hirth)! Da gibt es keine Jahreszahlen, keine Stadtpläne, keine Baumaße, keine Stilbestimmungen, keine Orts- und keine Namensverzeichnisse, dafür aber kleine allerliebste humorige Geschichten, in denen sich bedeutsame Ereignisse der Stadtgeschichte, Sitten und Bräuche, Feste und Vergnügungen, Originale und Persönlichkeiten, Schnurren und Redensarten schwankweis' spiegeln, und wenn man sich durch das Büchlein hindurchgelacht hat, so weiß man wieder, wie das liebe alte München einst war und wie es noch heute ist, wenn man sich durch den Baedeker nicht blind machen läßt und hinter den Kulissen der Fremdenstadt der Volksstadt ins Gehäuse guckt.

Ein halbes Jahrhundert lang galt Hegels Ästhetik für tot; jetzt scheint es, als solle sie — vielleicht im Gefolge Spenglers — wieder lebendig werden. Ihr dieses Auftauchen aus dem Strom des Vergessens zu erleichtern, nimmt

Dr. Alfred Bäumler ihr den Ballast, der sie niederzog, indem er nach einheitlichem Gesichtspunkte eine Auswahl daraus trifft, sie kritisch einleitet und mit erläuterndem Text verbindet (München, Beck). Zum mindesten der historische Wert der Hegelschen Ästhetik ist nicht zu verkennen: wir haben in ihr den ganzen Gehalt unsrer klassischen Epoche rein und vollendet entwickelt, und alles, was dieser Philosoph sieht, wird aus der Enge des individuellen Bewußtseins auf den Boden der Weltgeschichte versetzt. Es findet sich bei ihm aber auch manches, was erst heute ins rechte Licht tritt: über ägyptische, indische, griechische, gotische Kunst, über die Musik insbesondere hat er Gedanken entwickelt, die unveraltet sind, ja erst heute recht verstanden werden können.

Franz Hirtlers Novelle »Der Vampir«, hier zuerst veröffentlicht (Augustheft 1923), liegt nun auch in Buchausgabe vor (Wolfach i. Baden, Ferd. Acker, Verlag), in keiner »gewöhnlichen«, sondern einer bibliophilen von insgesamt nur 175 Exemplaren, in phantastisch gemustertes Buntpapier gebunden von Meister Ph. Böcher in Darmstadt, in Elzevir-Antiqua bei L. C. Wittich in Darmstadt gedruckt, mit Originalschnitten für Einband, Titel und Initialen von Egon Bregger in Bernau. Das Ganze nennt sich, nach der von Anders Hjarmstadt besorgten Satzanordnung, Els-Druck und tut sich, scheint's, auf diese seine Ausstattung viel zugute. Und doch wären all diese Äußerlichkeiten keinen Pfifferling wert, lohnte nicht der Inhalt selbst des Lesens und Wiederlesens als Novelle von eigner geistiger und künstlerischer Prägung, von seelischem Gehalt und einschmeichelnder Melodie der Sprache. Förderung wird der Genuß der Novelle durch diese gesuchte und gekünstelte Ausstattung nicht erfahren; aber es ist ein gutes Zeugnis für sie selbst, daß sie die ihr ins Bett geworfenen Steine, die feierliche Antiqua, den Gelehrten-Kleindruck, die schweren, wuchtigen Initialen durch ihren natürlichen und gesunden Fluß überwindet. F. D.

Verschiedenes

Die zukünftigen Aufgaben der deutschen Verkehrswerbung im In- und Auslande erörtert eine kleine welterfahrene und allgemein anregende Schrift von Maximilian Krauß, die recht glücklich eine Reihe von Fachschriften der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung eröffnet (Berlin-Niederschöneweide, Brandenburg. Buch- und Kunstdruck-Gesellschaft). Doch mehr noch als das Wort werden der förderswerten Sache die Anschauungsmittel helfen, die sich in ihren Dienst gestellt haben. Die erste Reihe dieser Deutschen Bilder (München, Verlag von Karl Gerber) bringt in guten Mattondrucken Bilder aus fast allen deutschen Kulturgebieten: Philosophie und Dichtung, Musik und Malerei, Bau- und Bildhauerkunst. Weitere, schon in Vorbereitung befindliche Reihen sollen Deutsche Industrie, Deutsche Landschaft, Deutsche Bäder, Deutsche Galerien u. a. in gleicher Form darstellen — den deutschen Heimatgenossen zur Herzstärkung, den Fremden zur Ladung und Lockung in ein Land, dem die Feinde Unkultur und Barbarei vorgeworfen haben.

*

Zwei neue Blütenlesen aus dem Verlage von Fleischhaur & Spohn in Stuttgart verdienen Beachtung. Beide, sowohl die Lese aus deutschen religiösen Gedichten und Aussprüchen (»Frühlingsblumen«), die Marie Weitbrecht besorgt, Paul Steinmüller eingeleitet und Rud. Schäfer mit ein paar seiner gott- und naturinnigen Zeichnungen geschmückt hat, wie die ursprünglich von Fr. Hammer getroffene, jetzt von Frida v. Kronoff betreute Auswahl christlicher und sinniger Gedichte (»Blütenzweige«; dieselbe Ausstattung) geht eigne Wege und weiß zumal aus neueren Dichtern und Denkern manches zu finden, was, aus den Nöten der Gegenwart erwachsen, deshalb auch in unsern Herzen tiefere Wurzeln schlägt. Der künstlerische Maßstab, über den sich auch die beste Gesinnung nicht hinwegsetzen darf, könnte in beiden Büchern strenger gewahrt sein.

*

Berichtigung. In der Besprechung des Buches über Deutschland (Berlin, Gebr. Bornträger; 2 Bde.), veröffentlicht auf S. 101 des Märzheftes 1924, muß der Verfassername Braun statt Bauer lauten. Und ferner ist zu berichtigen, daß der Verfasser des Buches nicht Schweizer, sondern Reichsdeutscher ist und nur damals, als er das Buch schrieb, in Basel am Geographischen Institut der Universität ein Lehramt bekleidete.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

JUN 5 1924

Westermanns Monatshefte

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.



Mai 1924
68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus



Für Reise, Sport, Jagd und Theater

finden Sie unter den 24 verchiedenen ZEISS-Feldstechern gerade ein Modell, welches besonders Ihrem Geschmack und Ihren Zwecken entspricht. Welches Zeiss-Glas Sie auch wählen, sei es ein kleines, besonders leichtes Touristenglas oder ein solches für Reise und Theater, sei es eines der bekannten 6- oder 8fachen Universalgläser, ein lichtstarkes Nachtglas für die Jagd oder schließlich ein stark vergrößernder Feldstecher für weite Fernsicht, Sie haben immer die Gewähr, das in seiner Art beste zu besitzen

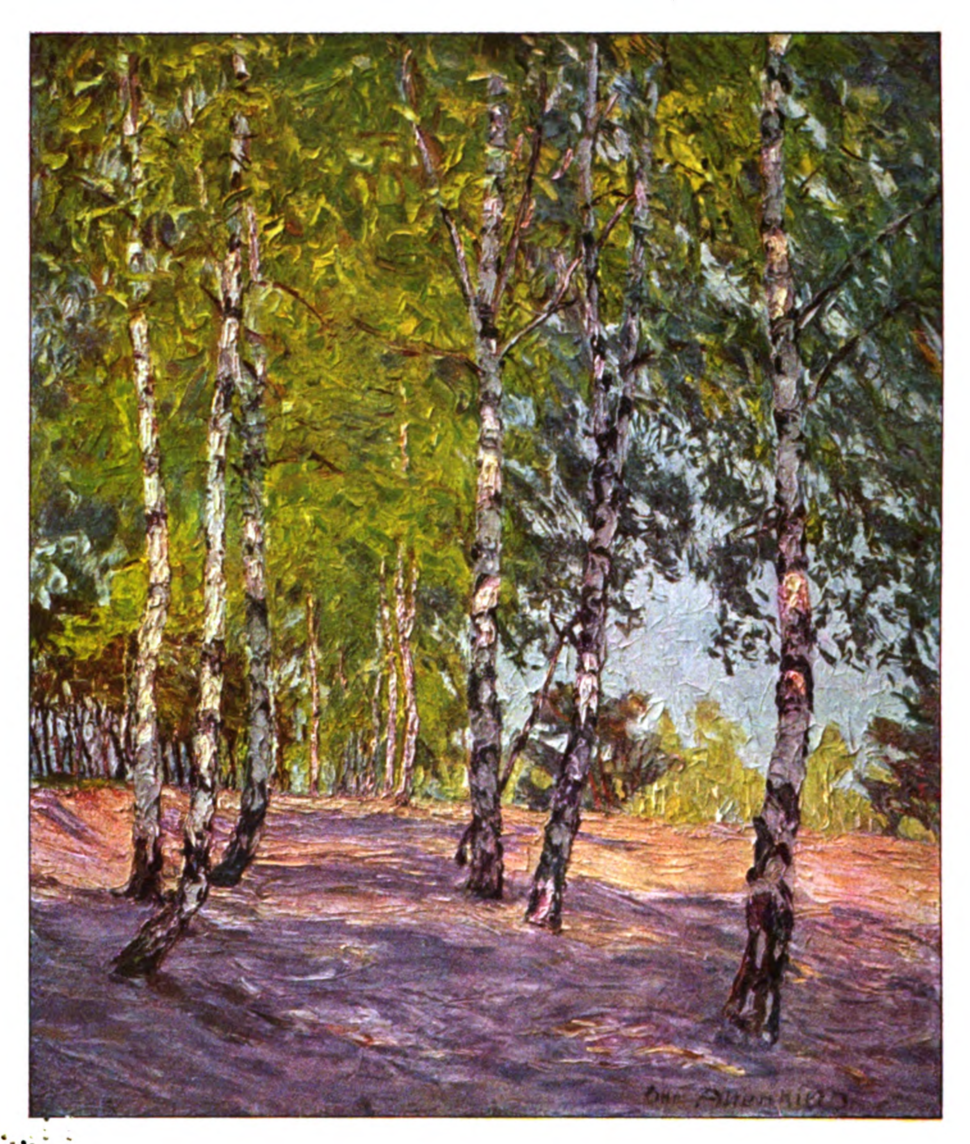
Zeiss Feldstecher

sind in allen guten Fachgeschäften zu Originalfabrikpreisen erhältlich. Nächste Verkaufsstelle weisen wir auf Wunsch nach. Illustr. Katalog „T 37" kostenfrei von





Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Otto Altenkirch: Birken im Mai



Das Burgkleinod

Erzählung von Wilhelm Fischer (Graz)

Die Mur im Oberlande ist ein fröhliches Kind der Berge. Sie ist noch jugendlich und hat Kraft genug, dahinzuschäumen, so daß ihr Rauschen wie das Jauchzen einer übermütigen Almdirn bis zu der Burg hinaufklingt, die auf einem Gipfel steht, dessen Hang sich gelinde zu ihr hinabsenkt. Die Mur ist schon vor vielen Jahrhunderten unter der Burg dahingestürmt und ist jung geblieben heute wie damals. Aber auf der Burg hat der Zeiten Macht schwer gedrückt, und sie ist alt geworden, verfallen und hat viele Lücken bekommen, wo Wind und Regen eingefallen sind, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Einst hauste darin das edle Geschlecht der Freiherren von Schrenkenbach, das oft unter des Kaisers Banner zum Kampfe auszog und mit Ehrenlohn wieder heimkehrte. Doch in der Zeiten Wandel verarmte es immer mehr und mußte die Burg preisgeben.

So war sie unter Sturm und Regen fast unbewohnbar geworden, und die Ortschaft unter ihr, die den gleichen Namen Schrenkenbach führte, hatte sie um ein geringes Geld als ihr Eigentum erworben. Dürftige Insassen hatten darin Unterkunft genommen, und die Ziegen, die sie hielten, konnten sich von dem Gesträuche nähren, das in den beiden Höfen reichlich wuchs. Sie konnten auch durch den klaffenden Riß der geborstenen Mauer ungehindert ins Freie kommen und wieder den Heimweg in selber Weise finden. Doch einige Stuben lagen noch unter der Decke geschützt, so daß die Burg nicht der gänzlichen Verlassenheit anheimfiel.

An die aber dachte einer stets im stillen Kämmerlein seines Sinnens; das war einer, der ihren Namen führte: der letzte Sproß des alten Geschlechtes. Er stellte noch den jungen Sommer in seiner Männlichkeit dar und hieß Alfred von Schrenkenbach. Sein Vater war noch im Waffendienst nach altem Herkommen gestanden und hatte dem Kaiser als höherer Offizier Treue gelobt und auch bis zum Tode bewahrt, der ihn auf dem Walfelde ereilte. Der Sohn aber hatte sich der Richtung der neuen Zeit zugewendet und die technische Hochschule besucht, wo er sich zum Baumeister ausbildete. Er stand jetzt im Dienste eines wohlangesehenen, vielbeschäftigten Meisters und unter der Sorgfalt seiner Mutter, die das Hauswesen führte.

Seine Tätigkeit in der heimischen steirischen Hauptstadt war mannigfaltig; aber seine Sehnsucht ging dahin, die fast verstorbene Burg seines Geschlechtes zu neuem Leben erstehen zu lassen. Dazu sollte ihm die erlangte Selbständigkeit dienen, mit den Mitteln, die sie mit sich brachte. Dies aber lag noch in einer Ferne, die er ermessen, aber nicht näher bringen konnte. Die Geduld jedoch war die Fürsorgerin seines Mutes.

Mit seiner Mutter sprach er zuweilen darüber. Doch diese war bürgerlicher Abkunft, aus gutem Hause und konnte die Sehnsucht ihres Sohnes nicht teilen. Aber in weiblich kluger Weise hemmte sie nie dessen Sinnesart, die durch eigne Arbeit den alten Stammsitz wieder erringen wollte.

Sie sprach: »Wirke, arbeite, mein Alfred, das ist Mannes Tugend. Aber du weißt es: man muß die eigne Kraft einsetzen, jedoch alles von Gott erwarten. Hoffnung kann das Herz oft erfrischen, wie der Morgentau eine Blume, aber dann muß sie auf die Zuversicht gegründet sein, daß es in deiner Bestimmung liegt, auf dieses und auf nichts andres zu hoffen. Und seh' ich dich guten Mutes, wie du bist, so ist mir nicht bang um das Gelingen dessen, wofür du dich einsetzest. Dabei müssen wir aber immer bedenken, daß ein Wille über uns steht, der unsern eignen erst zu einem rechten Willen machen kann.«

»Liebe Mutter,« erwiderte er, »ich mag gerne deiner frommen Weisheit lauschen und bin immer froh zu dem Brunnen gegangen, aus dem sie quillt: das ist deine mütterliche Liebe. So wirst du mir auch gewiß bestätigen, daß jeder Mensch einen Wunsch im Leben haben darf, der mit seinem Wesen eins ist. Den mag er erlangen; und wenn auch ein widriger Wind dagegenbläst, so wird das Schifflein seiner Hoffnung doch einen unsichtbaren Lenker haben, der es zum Ziele leitet.«

Damit beruhigte er seine Mutter, die es schwer genommen hätte, wenn sich seines Sinnes zu stark ein Ding bemächtigt hätte, das in weiter Ferne lag. Es traf sich jedoch, daß der Baumeister, dem er diente, das Anerbieten einer Bautätigkeit im Oberlande erhielt und es annahm. Ein Bankbesitzer aus der Reichshauptstadt hatte ein Herrenhaus samt Wald und Weide angekauft und wollte es prächtiger umgestalten, als es bisher in seiner alten Schlichtheit war. Die Ausführung übertrug der Baumeister, der Allweiler hieß, seinem jungen Gehilfen, den er vor allen andern wert hielt. Und Alfred freute sich darüber, weil ihm dieser Aufenthalt im Oberlande besonders willkommen war; denn das Herrenhaus lag in derselben Gegend des Murtales, wo sich die Ortschaft und Burg Schrenkenbach befanden.

Er vollendete auch den Bau zur Zufriedenheit des Bankbesitzers, der Kundorfer hieß und erst die Gemächer mit reichem Wohngeräte ausstatten wollte, bevor er das Haus bezog, das jetzt die Gestalt eines Landsitzes im Geschmack der neuen Zeit gewonnen hatte. Alfred, der somit seiner Bautätigkeit genuggetan hatte, wollte vor der Heimfahrt die Burg besuchen, in der seine Vorfahren durch Jahrhunderte gesessen hatten; und er nahm seinen Weg dahin über das Gebirge.

Der herrschende Gedanke seines inneren Reiches zog mit ihm, und wie mit geheimer Kraft erwuchs daraus die Burg in voller Gesundung mit unversehrten Gliedern, und trotz ihres Alters wieder mit einem Hauch von Jugend umweht. Die Heimaterde, auf der sie stand, war dieselbe, auf der die hohen Fichten ragten, unter deren Schirm er dahinschritt. Der Wald umflüsterte und umrauschte ihn, und die Wurzeln, die er in die Tiefe geschlagen hatte, gaben seinen Stämmen die Daseinsfreude, sich als bodenständig zu fühlen. Und so empfand es auch Alfred, daß er hier mit dem mütterlichen Grunde der Erde verwachsen sei, obgleich er mit festen Schritten die Höhe erstieg.

Der Himmel blaute über einer von Seitentälern und Gräben durchbrochenen grünen Landschaft, die sich gestuft, gegliedert und emporgereckt mannigfaltig in tausend Einzelheiten als ein wundersames Bild darbot. Das dehnte sich lieblich mit Hügeln dahin und wuchs zur Erhabenheit mit den Bergen, die mit gewaltiger Brust die Häupter zum Äther erhoben. Und das Haupttal war von der Mur durchströmt, die sich bald verbarg und bald wieder aufblinkte, wenn sie ihr silbernes Geschmeide von der Sonne empfing. Die weißen Ortschaften wuchsen umgrünt aus den sanften Hängen empor und ließen das Leben ahnen, von dem das Tal durchpulst war wie von dem lebendigen Wellenschlage des Stromes.

Doch in der Ferne, wo dieser als Wiegenkind im Quell zutage trat, da erhob sich seine Geburtsstätte als blaßblaues Gebirge und gab der Ahnung viel des Schönen, das dort auf den Almen prangte und die Halden schmückte. Wo die Mur in ihrer Jugend strömte, da brachte sie die Heiterkeit mit, die ihrem sprühenden Wesen eigen war. Und da sie in ihrem Laufe abwärts jeden Teil des Tales zu ihrer Heimat machte, so gab sie der Landschaft viel von dieser Heiterkeit ab, ohne selbst dabei zu verlieren.

So schöpfte Alfred den Frohsinn tief ins Herz, und von all den Hügeln, Bergen und Gipfeln überkam ihn der Geist des Friedens, der sich zur Schönheit verklärt. Darüber wölbte sich der blaue Himmel, so daß er seine Unermeßlichkeit verlor und als geschlossene Kuppel die Landschaft deckte, die unter ihm blühte, schimmerte und dunkelte, je nachdem sie vom Lichte getroffen oder vom Schatten umwoben war. Wer solches erblickt und gewinnt davon ein lichtes Herz, dem wird Gottes Meisterschaft klar, auch wenn sie sich ihm sonst hinter dem Schleier der irdischen Dinge verbirgt. Und in Alfred lebte ein frommes Gemüt, das mochte jetzt wortlos dem Herrn lobsingen in seinen Werken, die im Gesteine der mächtigen Urzeitfelsen schöpferisch jung bleiben, wie sie am Tage ihrer Geburt waren.

Er stieg jetzt den Hang des Gebirges abwärts, um das Ziel der Wanderung zu erreichen. Das tauchte ihm auf dem Vorsprung eines mittleren Berges auf, und er sah aus dem dunklen Grün der Fichten und Tannen

den grauen Wartturm der heimatlichen Burg ragen. Da war's, als sendete sie ihren Gruß entgegen mit dem Geiste, der einst ihren Grund legte, das Gemäuer erhob und im Saale die Feste des Vaters auf den Sohn feierte. Und als er weiter hinabstieg, da ward sie ihm in ganzer Gestalt sichtbar, verkümmert genug mit zerschlissenem Gewande, und doch lag noch in der ganzen Gliederung etwas Stolzes, was auf edle Herkunft deutete.

In diese Burg konnte er leicht eintreten. Die Torflügel waren verschwunden und hatten die leere Luft zwischen den Pfosten zurückgelassen. Der Hof lag verwildert mit Gras und Strauch bewachsen: doch wiesen Stufen von da zu dem Eingang ins Gebäude. Er betrat den mit Steinfliesen bedeckten kühlen Flur und kam vor eine Tür, die durch eine Strohmatte vor der Schwelle auf Bewohner innerhalb des Raumes deutete.

Er pochte an und mußte es einige Male wiederholen, bevor die Stimme erklang, die ihm Einlaß bot. Er trat ein und befand sich in einem Gemache, das mit einfachem Wohngerät versehen war, jedoch den Eindruck der Behaglichkeit machte. Durch das offene Fenster, dessen Sims die Dicke der Mauer veranschaulichte, strömte das volle Tageslicht herein und zeigte, daß hier überall die Reinlichkeit daheim und daß eine fürsorgliche Hand hier waltete.

Nun erhob sich der Insasse des Gemaches auf Alfreds Gruß, ging ihm entgegen und sprach: »Grüß Gott, lieber Herr! Habt's mich aufgesucht, seid's unsern Burghügel heraufgestiegen, mit was kann ich dienen?«

Es war ein Mann von kleiner, gedrungener Gestalt, mit scharfen ausgeprägten Zügen, grauem Haar und tiefliegenden Augen, die eindringlich forschen konnten.

Alfred nannte seinen Namen, worauf jener den seinen kundgab, der Alois Hiermer lautete. Dann sagte er: »Aber wie, hab' ich recht gehört? Wie heißen's, werter Herr? Sagen Sie's noch einmal, und das bissel Atem, das Sie dabei verausgaben, das gesegne Ihnen unser Herrgott.«

Alfred nannte abermals seinen Namen.

»Wie? Was? Tun S' etwa gar ein verwunschener Prinz sein, daß Sie mit dem Namen daherkommen, den unsre Burg trägt und noch dazu das verflixte Ortel, das drunten im Murtal liegt? Sie heißen im Ernst Schrenkenbach? Und haben den Namen gewiß ehrlich vom Vater aufgegabelt, das zeigt mir Ihr junges Gesicht, das sich den lichten Tag als Taufpaten genommen hat. Ja, schaut's daher, was dem Menschen alles zustoßen kann, wenn er schon so viele Dutzend Jahrl auf dem Buckel hat wie ich! Aber jetzt setzen Sie sich da nieder und erzählen S'. Ich hör' Ihnen zu, als wenn's der Belagerung von Graz durch die Türken gelten tät.«

So mit biederfröhlichem Ton angeredet, fühlte sich Alfred angemutet, zu berichten, daß er wirklich dem alten Hause der Freiherren von Schrenkenbach angehöre und sich dennoch zu einer bürgerlichen Stellung bekenne, die er als Baumeister einnehme. Und so teilte er auch andres ungezwungen mit, was jener zu wissen wünschte. Der mochte sich dann auch mit seiner eignen Stellung bekanntgeben und sprach in heiterem Tone: »Ich bin eigentlich ein armer Teufel und gehör' doch unserm lieben Herrgott an, der mit mir zufrieden sein wird, wie ich hoffe, weil ich es mit ihm bin, mag's regnen oder schön Wetter sein. Sodann bin ich beileib' kein Künstler, sondern nur ein Heiligenmaler und ernähr' mich redlich und dürftig damit, weil ich nichts brauch' als nur das, was mir zukommt. Denn auf meinem Wappen, das mir die Kaiserin Natur gegeben hat, steht als Wahlspruch Genügsamkeit. Mit der reich' ich am längsten Sommertag ebenso aus wie am kürzesten im Winter. Und dann hab' ich noch etwas, was ich gut brauchen kann: das ist eine Tochter, die mir das Hauswesen besorgt und ihren Vater auch so nährt, daß er die Speisen, die sie aufträgt, segnen kann.«

Der Heiligenmaler Hiermer gab sich, wie er von Natur gewachsen war, mit allen Zacken und Ranken seiner hervorsprießenden Laune. Er hatte auch niemals die Schere allzu feiner Sitte über sich ergehen lassen, die ihm üppiges Beiwerk gestutzt hätte.

Er gefiel aber gerade mit seiner Freimütigkeit dem Gaste, so daß sich beide bald vertrugen und mit Wohlgefallen einander anblickten. Um so vieles auch Meister Alois älter war als Alfred, die Jugend in seinem ganzen Gehaben hatte er noch nicht verabschiedet.

»Um die Falten in meinem Gesicht«, sagte er im Laufe des Gesprächs, »scher' ich mich ebenso wenig wie um meine grauen Haare; aber das bissel Frühling, das mir noch im Herzen blüht, das halt' ich sorgsam in Ehren, daß es bleibt, wie es ist, solang es unserm Herrgott gefällt, mir das Licht seiner Erdensonne zu schenken. Und hernach, getröst' ich mich, wird er mir eine andre leuchten lassen, die mich schon zeitlebens immer gekräftigt hat, ohne daß ich davon etwas gewußt hab'. Aber etwas, das darüber gewacht hat: mein Glaube, hat darum gewußt, und ich hab' meinen Heiland nie verloren, weil ich in seinem Schutz gestanden bin in aller Dürftigkeit des Lebens.«

Nun wollte Alfred die Kunst des Meisters Alois kennenlernen und seine Heiligenbilder besichtigen, wovon ihm dieser aber vorerst abriet. »Mit meiner Kunst«, sagte er, »ist es nicht weit her; aber was ich schaff', das geschieht auch in dem Glauben, daß mir Gott dazu verhilft, einfachen

Leuten damit eine Freude zu machen und die Andacht, die in ihnen lebt, zu stärken. So hängen meine Heiligenbilder nur in Bauernstuben; dort werden sie geschätzt; das ist mir genug. Und bin ich auch nur ein kleiner Maler, so ist mein Handwerk eine Kunst, die Frömmigkeit begehrt, etwas, das auch ein großer Maler haben muß, wenn er's ist.«

Er ließ sich aber auf Alfreds Zureden herbei, ihm die innere Stube zu erschließen, wo seine Staffelei stand und seine Heiligenbilder an den Wänden hingen. Das war ein bescheidenes, ehrlich erworbenes Gut, und die Arbeit, die darin lag, gab der fleißigen Hand das Lob, einem guten Werkmeister anzugehören. Das konnte ihm Alfred auch mit Fug in warmen Worten bestätigen.

Nun besann sich der Alte, als wär' er unschlüssig, etwas zu tun oder zu unterlassen. Als er jedoch in das offene Antlitz seines Gastes blickte und dort wirkliche Teilnahme fand, sprach er: »Ich will Ihnen doch etwas zeigen, was noch niemand gesehen hat. Es ist gerade ein so bescheidenes Stück wie alles andre, das da hängt und mir zuruft: Hast uns nicht besser machen können, so ist's nicht an deinem Willen gelegen, sondern an deinem Können. Somit sei dir vergeben, und wir wollen für dich im Himmel Fürbitte einlegen mit aller Kraft, die uns der milde Heiland gegeben hat. Aber schau, jetzt find' ich den Schlüssel nicht, der mir den Kasten da aufsperrt. Vergeßlich, zerstreut sein, das ist auch ein Fehler, von dem mich kein Heiliger lossprechen wird. Aber eine wird's wohl wissen, sie denkt an alles, das ist sie, mein Töchterl.« Und er ging ans offene Fenster und rief in den Garten: »Herli, komm herein! Ich brauch' dich.«

Herli erschien bald darauf in der Stube, und Alfred bot ihr seinen Gruß, den sie in schlichter Art erwiderte. Ihr Gesicht war zum Teil von dem Kopftüchlein bedeckt, das sie mit ihrer ländlichen Kleidung trug, und er vermochte nur einfache, regelmäßige Züge zu erblicken, die nichts Sonderliches darboten.

Auf die Klage ihres Vaters, daß er den Schlüssel verlegt habe, hielt sie kurze Nachschau, um ihm alsbald das Gewünschte zu reichen.

»Hab' ich's nicht gesagt?« rief er. »Wenn ich etwas verlegt oder verloren hab' und ich mich noch so rühren tue, um es wiederzufinden, nichts da! Und bei ihr ist's, als wenn's ihr in die Hand fliegen tät. Na, stehst halt bei dem heiligen Antonius in besonderer Gnad', gelt, Herli?«

»Mein ganzes Verdienst besteht darin, daß ich deine Tochter bin.«

»Wär' nicht übel! Was dir eigen ist, nimmt dir niemand weg, und ich kann dir auch nichts dazugeben. Hab' ich nicht recht?« wandte er sich an Alfred.

»Gewiß. Wenn die Natur etwas dem weiblichen Geiste gibt, so sorgt sie auch dafür, daß es ganz bleibt.«

»Werter Herr,« erwiderte sie darauf lächelnd, »mit dem Geiste gebe ich mich nur so weit ab, als daß er mich lehrt, recht zu tun.«

»Oh, dann sind Sie geistreich genug, Fräulein; denn was gibt es Besseres, als immer recht tun?«

»Immer hab' ich nicht gesagt; denn wenn ich etwas versuche und linkisch angreif', dann kommt auch nichts Rechtes heraus.« Und mit einer leichten Verneigung vor dem Gaste entfernte sie sich wieder. Doch hatte sie ihn bei der letzten Rede angeblickt, während sie vorhin die Stirn gesenkt hielt, und da empfing er einen lichtblauen Strahl aus den Augen, der ihn mit der Gewißheit anmutete, daß sie Frühlingsgeist besaß.

Der alte Alois jedoch erschloß jetzt den Kasten und entnahm ihm ein Gemälde, das weit umrahmt war, und stellte es vor Alfred auf. Dieser besah es, und es bot ihm einen merkwürdigen Anblick.

Eine traute Landschaft war sichtbar, auf einem Stein saß der Heiland, und vor ihm standen Gestalten, die Alfred zum Teil erkannte. Ganz vorn, fast im Bereich der erhobenen Hand des Heilands, standen Raffael und Holbein, hernach folgten andre Meister, die Madonnenbildnisse gemalt hatten; und alle trugen die Züge, die ihnen im Leben eigen waren. Doch ganz zuletzt im Hintergrund schloß den Zug eine Kindesgestalt, die Alois selber mit seinem alten Gesicht darstellte. Und am weißen Rand des Gemäldes war in großen Buchstaben die Inschrift zu lesen: »Lasset die Großen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich! Aber auch den ganz Kleinen gehört es, denen ich die Kraft gegeben habe, demütig zu sein.«

Alfred lobte vor allem den Sinn des Gemäldes; er sei es, der auch die Ausführung erhöht habe, an der man die Sorgfalt erkenne, die der alte Alois darauf gewendet hatte.

»Ja,« sagte Hiermer, »ich habe jeden dieser großen Meister so gemalt, wie er im Leben ausgesehen hat, und hab' mir die Bildnisse nach und nach redlich angeschafft, was nicht ohne Mühe ergangen ist. So ist wirklich der Sinn, der daraus spricht, die Hauptsache; denn auch die Züge des Heilandes sind mir von jeher geheiligt gewesen. Die Überhebung jedoch, daß ich mich ihnen selbst als den Kleinen in Kindesgestalt gesellt habe, werden sie mir gnädiglich verzeihen, wo sie jetzt als reine Geister im Strahl der Gottheit wandeln. Und, wie gesagt, ich hab' das Bild noch keinem außer Ihnen gezeigt, und Sie werden auch gegen mich Nachsicht üben, daß ich es getan hab', gelt?«

Ja, das konnte ihm Alfred versichern, und

noch mehr: nicht Nachsicht, sondern Anerkennung verdiene er mit vollem Recht

So ging das Gespräch noch eine Weile; und als Alfred die inneren, zum Teil verfallenen Räume der Burg besichtigt hatte und von dem Alten Abschied nahm, da sagten es sich die beiden zu, einander in gutem Angedenken zu behalten.

Daheim konnte Alfred seinem Herrn Allweiler guten Bericht erstatten und erntete dessen Zufriedenheit mit allem, was er vor sich gebracht hatte. Auch sein Mütterlein konnte er herzlich umfangen, wieder in ihr Antlitz blicken und das Licht der teuren Augen empfangen, die ihn inniglich begrüßten. Er erzählte ihr auch von seinem Besuch in der alten Väterburg und gab der Hoffnung Ausdruck, sie zu erwerben und wieder in bescheidener Weise zu erneuern, sei sie doch nur um ein geringes Stück Geld von der Ortsgemeinde gekauft worden, als wäre sie nicht mehr als ein unnützer Steinhaufen. Und so habe er die Zuversicht, daß er sie auch um bescheidenen Betrag werde erwerben können. Seine Bautätigkeit sei ihm bisher so gelohnt worden, daß er Ersparnisse beiseitelegen konnte, die ihm ermöglichten, das gewünschte Ziel zu erreichen. Und die Mutter, Frau Mathilde, sagte: »Dir helfe Gott zu dem, was dir am Herzen liegt; was einer inniglich wünscht, das ist schon auf festem Willen aufgebaut, es zu erreichen. Ich selbst lebe in allem mit, was dich freut; so soll mir auch die Burg näherrücken, die ich jetzt gleichmütig in der Ferne sehe.«

»Nein, liebe Mutter, nicht gänzlich so! Du hast dir oft im stillen einen guten Sommeraufenthalt gewünscht, den dir dann das Oberland bieten wird. Ist das nicht auch etwas wert?«

»Was du mir Liebes bereiten willst, das sei auch stets Gott gedankt, der es mir durch dich zukommen läßt.«

»Und es soll auch so mit seiner Hilfe werden, liebe Mutter. Kraft und Wille vereint verfehlen selten ein Ziel, dem sie zustreben.«

Seine Tätigkeit konnte sich auch in der folgenden Zeit mehren; denn an Aufträgen fehlte es seinem Meister nicht, die dieser gern zur Ausführung seinem jungen Gehilfen übergab. Der ließ auch jetzt die winterlichen Vergnügungen, die in der Stadt vor sich gingen, nicht gänzlich außer acht; das war auch seiner Jugend nicht angemessen. Aber er verwandte seine Zeit vorwiegend auf Pläne, die er für seinen Meister zeichnete und die sich im Frühjahr zu Bauten gestalten sollten.

Er nahm auch zuweilen einen Teil der Nacht zu Hilfe, wenn sonstige Obliegenheiten den Tag zu sehr erfüllt hatten, und befand sich ohne Mühe wohl dabei. So kehrte er einstmals aus seiner Baukanzlei zu späterer Stunde als gewöhnlich heim. Da sah er vor sich eine Gestalt mühsam mit Hilfe des Stockes schreiten, die war in einen weiten Mantel gehüllt, und er wußte alsbald, wer es war: der alte Graf Berla. Der hatte mit seinem Vater gedient und treue Freundschaft geschlossen und lebte jetzt als höherer Offizier im Ruhestande. Er hielt sich aber so mühsam am Stock, daß Alfred meinte, ihn stützen zu müssen. So schritt er vor, begrüßte ihn und bot ihm seine Hilfe an, indem er ihn unter dem Arm nahm. Doch jener erwiderte: »Laß gut sein, Alfred. So arg steht es nicht mit mir. Meine alten ausgedienten Beine tragen mich noch bis dorthin, wo sie mir den Dienst aufsagen. Denn da werden mich andre tragen, die ich nicht mehr sehen werde, im Dienste eines neuen Herrn, den die Menschen Tod nennen.«

»Das wird wohl noch lange nicht geschehen, Onkel Berla.«

Er hatte ihn als kleiner Knabe so genannt und die Benennung beibehalten.

»Noch lange nicht, freilich! Bis die Sonne für mich untergeht und für euch andre am nächsten Morgen wieder aufgeht. Das ist mir beschieden wie jedem andern, und in dieser Gleichheit bestehen wir alle. Ich komme nur früher daran, daß mir das Tor zu dieser Erde zugeschlossen wird und ich nimmer Einlaß find'. Ach, ich werd's auch ruhig hinnehmen als höheren Befehl, wie ich schon auf dem Schlachtfelde derselben Weisung gefolgt wäre, wenn sie an mich ergangen wär'. Aber jetzt ist's genug Atem in der kalten Winternacht verbraucht.«

Und als sich Alfred anschickte, ihn heimzubegleiten, da verwahrte er sich dagegen: er finde den Weg auch allein. Aber besuchen möge er ihn einmal; denn es sei schon lange her, daß er sich von den vier Wänden des armen Grafen Berla habe ansehen lassen. Alfred sagte es ihm zu, und so schieden sie voneinander.

Es war wohl ein armer Graf; denn sein ganzer Reichtum bestand im Titel und sein Einkommen in dem, was ihm aus seinem Ruhegehalt zufloß. Doch war seine Stube stattlich eingerichtet mit altem Wohngerät, das von vornehmer Herkunft sprach. Als ihn Alfred besuchte, fiel ihm unter den Bildern, die an den Wänden hingen, eins auf, das er früher nicht beachtet hatte, das ihn jetzt aber an die Arbeiten mahnte, die er bei Alois Hiermer gesehen hatte. Der alte Graf Berla mußte besonderen Wert darauf legen, da es über seinem Bette hing, in der einzigen Stube, die er innehatte.

Das Bild stellte Christus am Ölberge dar, als er die Worte sprach: »Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.« Das Bild war in der Art gemalt, die Alfred bereits kannte, und war kein Meisterwerk. Allein die

Nacht, die das Licht im Dunkel barg und doch durchscheinen ließ, und das von Leid und Ergebung durchseelte Antlitz des Heilandes konnte doch jeden ergreifen, der die Empfindung des Malers in seine eigne aufnahm.

Der alte Graf wunderte sich, daß Alfred das Bild, das er schon oft vorher gesehen hatte, diesmal so genau betrachtete, und fragte ihn um den Grund, worauf er die Erklärung erhielt. Und als Alfred in der unteren Ecke die beiden Anfangsbuchstaben A. H. des Malernamens entdeckte, da zweifelte er nicht mehr, daß es wirklich das Werk Alois Hiermers war.

Auf seine Frage erfuhr er, daß Graf Berla das Bild bei einem Trödler gefunden, wo es verstaubt lag, daß es ihm überaus gefallen und er es gekauft habe, um ihm einen Ehrenplatz anzuweisen; daß ihm jedoch der Maler unbekannt sei.

Nun erzählte ihm Alfred seine Begegnung mit Hiermer, was die Teilnahme des alten Herrn höchlich erweckte. »Ich weiß nicht,« sagte er, »ob in diesem Bilde Kunst liegt, aber eine Erdentrauer, gemildert von himmlischer Zuversicht, liegt darin. Das hat mir zu Gemüte gesprochen. Ich bin keiner von den Frommen; ein Kriegsmann mag's auch nicht immer sein. Aber ich habe stets mein Herz zum Pfand gegeben, daß der Kopf das Rechte denken wird, wenn es ihm der Glaube rät. Und in dem Bilde hat mein Glaube eine Ruhestatt gefunden. Ich möchte den Alois Hiermer, wie du ihn nennst, wohl kennenlernen, aber der Weg ist mir zu weit ins Oberland.«

»Nein, Onkel Berla, das braucht er nicht zu sein. Wenn ich die alte Burg wiederhergestellt habe, wird meine Mutter darin im Sommer wohnen, und auch du kannst es. Und da wirst du ihn kennenlernen; denn ich gedenke ihm nicht die Miete zu kündigen. Er soll bleiben, wo er ist.«

»Ja, willst du die Burg, die schon so lange geschlafen hat, wieder aufwecken, Alfred? Dann wird sie dir erzählen, was sie inzwischen geträumt hat, gelt? Das ist ein löbliches Beginnen, und Gott verhelfe dir dazu. Ob ich aber dann noch das Oberland sehen werde, das ist eine Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue; denn sie muß in Gottes Ratschluß gelöst werden. Aber ich danke dir immerhin für die gute Meinung, die du von mir hast, daß mir noch die Sonne zu solcher Fahrt scheinen mag. Und wenn es doch nicht gehen wird, so grüße mir den Maler dieses Bildes.«

Es ward noch öfters, wenn Alfred zu Besuch kam, dieser Frage gedacht und die Zuversicht aufrechterhalten, daß der alte Graf Berla sich noch zu dieser Fahrt werde anschicken können.

Daß für die Erwerbung der alten Burg noch andre Hindernisse bestehen könnten, daran dachte Alfred nicht, sondern hielt es für ausgemacht, daß sie ihm um irgendeinen Kaufpreis, der nicht unerschwinglich war, zufallen werde.

Als der Winter in Arbeit verbracht worden war und der Frühling ins Land kam, da erging ein Schreiben des Herrn von Kundörfer an den Baumeister, das die vollendete innere Einrichtung des Landhauses meldete, wie auch, daß der Einzug schon im Monat Mai erfolgen werde. Es gab aber noch manches Äußerliche zu richten, und da ersuche er, daß ihm eine geeignete Persönlichkeit hinaufgesendet werde, um solches zu vollziehen.

Der Baumeister hielt nun niemand andern geeigneter dazu als Alfred, und so reiste dieser ins Oberland. Auf dem Bahnhofe, wo er ausstieg, erwartete ihn ein vornehmer Wagen, der ihn an das nicht zu weit entlegene Ziel brachte. In der Vorhalle nahm ihm ein Diener seinen Koffer ab und geleitete ihn auf das Zimmer, das ihm zum Aufenthalt bestimmt und mit allen Annehmlichkeiten versehen war. Auch als er später durch die Gemächer schritt, um vom Herrn des Hauses empfangen zu werden, sah er, daß sie alle prächtig genug ausgestattet waren, um den Reichtum ihres Besitzers zu verkünden.

Dieser kam ihm mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen, begrüßte ihn als Gast und begann das Gespräch als Weltmann, um sich mit ihm über alles zu beraten, was er noch zur Ergänzung des Landsitzes für dienlich hielt. Alfred gab auf alles Bescheid und erwarb damit die Zufriedenheit des Hausherrn. Er hatte sich einfach als Schrenkenbach vorgestellt und ward auch mit diesem Namen angeredet, während er selber seinem Wirt die Adelsbezeichnung gab, die diesem zukam.

Er merkte aber bald, daß dem Herrn von Kundörfer das Lied des Adels nicht an der Wiege gesungen war, und daß auch in dessen feiner gesellschaftlicher Form mehr der erworbene Reichtum zutage trat als die angeborene Sitte. Doch war die glatte Weise, über die er verfügte, durch nichts Widerstrebendes gefurcht, und auch die weltmännische Erfahrung, über die er verfügte, kam zur vorteilhaftesten Geltung, so daß Alfred im ganzen keinen üblen Eindruck von ihm gewann. Der Herr sprach seine Sehnsucht aus, sich in der Luft des steirischen Oberlandes von all den oft getrübten Einflüssen der großen Stadt reinzuwaschen und das Leben hier mit Liebe zu genießen.

»Unser Beruf«, sagte er, »schafft eine schwere Luft um uns her aus all der Begrenzung, die wir uns auferlegen, um uns die Freiheit unsers geldgeschäftlichen Verkehrs in die Ferne zu ermöglichen. Die Zeit will es, daß wir mit unsern Gedanken daheim und zugleich auswärts in andern Reichen leben. Mehr als einstens ist

das Geld Wertmesser alles Geschehenen geworden. Man muß heute den Überblick über alle Staaten haben, um den eignen recht zu kennen. Und wird dadurch eine Voraussicht erlangt, so liegt etwas Schöpferisches darin, das dem eignen Schaffen die Kraft des Aufbaues verleihen kann. Auch hier gilt es wie überall: woran nicht weitergebaut wird, das bleibt nicht wie es ist, sondern verfällt, was Sie mir gewiß zugeben werden, Herr Architekt.«

Gewiß; er gab es ihm zu, und er hatte so aufmerksam der Rede des Bankherrn gelauscht, daß dieser ein Wohlgefallen daran fand, was sich bald auch auf Alfred übertrug; denn er schätzte einen, der gut zuzuhören verstand, mehr, vielleicht auch deshalb, weil er sich diese Eigenschaft selber zumaß. So ließ er nun das Gold aus der Tiefe der Banken aufschimmern, in einem Glanze, der dem alten Hort in der Tiefe des Rheins an Herrlichkeit nicht nachstand. Dabei vergab er sich nichts von seiner natürlichen Würde. Machte sich dabei wohl auch ein leiser Geldstolz als Ersatz des Geburtsadels bemerkbar, so geschah dies in der Weise eines Fürsten, der verzichtet, seinen Überrock weit zu öffnen, um mit dem Stern auf der Brust seinen Rang zu offenbaren, weil er sich dessen genugsam bewußt ist.

Hier jedoch gedenke er gänzlich in der Art eines Mannes zu leben, der alles Geschäftliche abgestreift hat, um allein die Natur zu genießen, ohne Beimischung städtischer Gewohnheit. Ebenso sei seine Tochter gesinnt, die über das Haus die Fürsorge übernommen habe und sich dabei wohlbefinde. Ja, wenn er sonst jeden Morgen Ausflüge in die Hauptstädte Europas unternehmen müßte, um den Stand der Dinge zu erkunden, die leider metallisch die Welt regieren, so sei er hier ein schlichter Mann, der sich viel wolkenfreie Tage wünsche und nichts andres. Und je mehr seine Wichtigkeit vor den eignen Augen hier abnehme, desto leichter fühle er sich; was ihm aber nur Behagen schaffe.

So ging der Fluß seiner Rede, wozu noch kam, daß er Alfred alles anwies, was zur Vollendung des Landsitzes der Bautätigkeit zufallen sollte, worauf er ihm ein Wiedersehen zum gemeinsamen Mittagsmahl bot.

Dies ward in einem reich ausgestatteten Gemach eingenommen, und Alfred konnte die Tochter des Hauses, Fräulein Adele, begrüßen. Den Tisch nahm samt dem Verwalter eine Vierzahl ein, und das Mahl verging unter der Fürsorge eines Dieners in tadelloser Weise. Es wurden Verhältnisse berührt, die sich aus der künftigen Wirtschaft ergaben, und der Verwalter wußte überall Bescheid über deren Führung, wie sie der Art des Oberlandes angemessen war. Er hob die Bedeutung der Viehzucht hervor und legte es dem Herrn nahe, eine benachbarte Alm zu erwerben, die gerade verkäuflich war.

Doch dieser meinte lächelnd, daß er kein Bedürfnis habe, sich so hoch zu versteigen, und daß er sich an der Wiese genügen lasse, die bereits sein eigen sei.

Da sprach der Verwalter, nicht gerade höflich: »Jeder nach seiner Art, Herr von Kundörfer. So sei Ihnen die Ihrige gegönnt, die mehr nach der Großstadt zugeschnitten ist als nach unsern Bergen. Aber was einmal wahr ist, bleibt immer dasselbe und ist nicht heute so und morgen anders; nämlich zur Viehzucht, die Sie doch mögen, gehört die Alm als Bestes, was uns unser Herrgott geben kann. Damit will ich aber nicht auf Ihre Rede Trumpf draufgeben und sie mit der meinigen niederschlagen. Sie sind der Herr und tun, was Ihnen recht ist. Und ich muß zu allem schauen, ob es seinen rechten Gang geht, nicht zu früh und nicht zu spät, und werd's ermachen, wenn ich mich mit Fleiß dazu anschick'. So kommen wir zwei miteinander vielleicht doch gut aus. Meinen's etwa nicht?«

Der Verwalter, der Hörtner hieß, ward dem Herrn von maßgebender Stelle als zuverlässig und gediegen empfohlen. So ließ er sich dessen ungeschminkte Rede gefallen und bejahte die Frage, ohne die Herablassung zu betonen.

Dann ging der Bericht auf die Kühe und ihre Herkunft über, und als da der Verwalter Murbodner vorschlug, da sagte der Herr, daß er Pinzgauer mehr rühmen gehört hätte.

»Ja,« erwiderte Hörtner, »hab' gegen dieselbigen gewiß nichts einzuwenden. Die Salzburger sind tüchtige Mannen, und ihre Kühe stehen ihnen nicht nach. Aber wenn die Salzburger unsre Brüder sind, die die gleiche Sprach' reden wie wir, so werden die Pinzgauer und die Murbodner in alten Zeiten auch Vater und Mutter gleich gehabt haben. Wir müssen aber alles wert halten, was auf unserm Boden gewachsen ist, und das sind die Murbodner. Und hängt auch viel vom Schlag ab, so ist die Art, wie das Rind gepflegt wird, nicht minder wichtig. Luftige geräumige Stallung, Reinlichkeit, Wahl der Weide, Sorgfalt im Futter, das sind alles Sachen, auf die eins gehörig schauen muß. Ein edler Schlag braucht in allem gute Behandlung, wenn er gedeihen soll; darauf will ich schon mein Augenmerk richten, wenn's der Herr erlaubt. Aber bei den Murbodnern muß es bleiben, geltens?«

Ja, es sollte dabei bleiben. Und der Herr ergab sich in allem der besseren Einsicht seines Verwalters, der mehr von Viehzucht verstand als er selber, wie er dies unumwunden zugab.

Die Tochter und Alfred waren Zuhörer dieses Gespräches; und erst als das Mahl zu Ende

ging und der Verwalter sich entfernt hatte, konnte gemeinsam von den dreien das Redefädchen weitergesponnen werden. Alfred bemühte sich, die Fragen zu beantworten, die jetzt an ihn gerichtet wurden; denn er war seiner ganzen Anlage nach mehr schweigsam als zur Rede gestimmt. Das erwies sich während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes auf dem Landsitze, der den Namen Angerau trug. Doch fanden Vater und Tochter an seiner ungesuchten Höflichkeit Gefallen, wenn diese sich auch nicht in vielen Worten kundgab. Das Fräulein besonders fand keinen Anlaß, an seiner gesellschaftlichen Art etwas auszusetzen, da er allem, was sie vorbrachte, ziemende Erwiderung gab.

So sagte sie zu ihm: »Nun sind Ihnen schon manche Wünsche meines Vaters zugekommen, die menschlich und deshalb nicht außerordentlich sind. Die wachsen ja überhaupt immer aus dem Grunde hervor, der einem gegeben ist. Meinen Sie nicht, Herr Architekt?«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Fräulein.«

»Nun hätte ich auch einen kleinen Wunsch. Wenn ich Ihnen sage, daß ich gedenke, viel schöne Blumen, besonders Rosen, zu züchten, so werden Sie das vielleicht für etwas nehmen, womit mehr die Weiblichkeit als der Garten geziert werden soll. Denn wie viele glauben, mehr oder minder bewußt, selber blumenhaft zu erscheinen, wenn sie die Liebe zu den Blumen kundgeben! Wenn Sie so darüber denken, will ich es Ihnen nicht verübeln, und doch mir gewiß sein, daß ich niemals einer Blume den Rang abstreiten werde, den ihr die Natur gegeben hat. Glauben Sie es mir?«

»Gewiß, denn die Wahrheit der Weiblichkeit liegt immer in unserm männlichen Glauben.«

»Ich könnte darauf erwidern, daß wir im Gegenteil den Mann immer mehr nach unserm Wissen schätzen als nach unserm Glauben, doch will ich es dahingestellt sein lassen. — Nun zu meinem Wunsche. Sie haben das alte Herrenhaus neugestaltet, daß sich unsre Zeit darin spiegeln kann. Dazu gibt es ein Gartenhäuschen, das in seiner biedern Gestalt etwas weniger verwöhnte Augen ansprechen mag, als es die meinigen sind. Aber ich möchte es doch zeitgemäßer geziert sehen und seiner Anspruchslosigkeit so viel zusetzen, daß es mit freudiger Miene in unser Jahrhundert blickt. Und da sollen Sie einen Plan als kleines Gebilde zeichnen, darin ich es mir schon im Gedanken vorstellen kann. Werden Sie so liebenswürdig sein und meinem Wunsch willfahren?«

»Ich hatte nie Anlage, einen Wunsch abzuschlagen, worin die Bejahung schon so natürlich liegt wie die Schote in der Schale,« erwiderte er mit leisem Lächeln.

»Ich könnte verstehen, was Sie da vorgebracht haben, und doch sage ich: Wie meinen Sie das?« Denn sie fand etwas Schmeichelhaftes in der Rede und wollte es deutlicher sehen.

Er aber erwiderte: »Ich meine, etwas Selbstverständliches ist so natürlich, daß man sich selbst widersprechen würde, es zu verneinen.«

»Nun, das nehme ich als Ihre Bereitwilligkeit an, meinen Wunsch zu erfüllen, und danke Ihnen, Herr Architekt.«

In Alfreds Antwort lag eine kleine Enttäuschung für sie, die sie jedoch mit keiner Miene zeigte; denn sie blieb freundlich wie zuvor. Sie konnte als schön gelten mit den regelmäßig geschnittenen Zügen ihres Antlitzes und den braunen Augen, in denen der Verstand glänzte, aber auch die Empfindung aufleuchten konnte, wenn sie einmal stärker als jener war. Und sie beehrte Alfred gern mit ihrem Zutrauen und vergab sich damit nicht mehr, als ihr zusagte. Es schien auch, daß jede Neigung bei ihr unter der Obhut ihres Willens stand, der nicht mehr verausgaben ließ, als ihm zurzeit genehm war. Doch vertrug sie sich mit Alfred und empfing von ihm einen Eindruck, den sie sich selber im unklaren ließ, um ihn erst dann ins Licht zu stellen, wenn es ihr paßte. Als Alfred aber um Urlaub auf einen Tag ersuchte, um einer Besorgung nachzugehen, die ihm zustand, da ließ seine Abwesenheit ein Bild zurück, das sich in ihrem weiblichen Empfinden mehr als in ihrem Verstande festsetzte, was sonst nicht leicht geschah.

Alfred nahm seinen Weg gegen Schrenkenbach. Der Morgen grüßte ihn auf dem Gebirge wie ein Jüngling aus fernem Lande mit goldenen Strahlenlocken; aber einer, den er auf dem Pfad einholte, war ein altes eisgraues Männlein, wenn auch noch von gedrungenem Gliederbau, dem man die einstige Kraft ansah. Sein Gesicht war gefaltet und mit grauen Bartstoppeln besetzt; aber die Augen lagen noch munter in ihren Höhlungen, und wenn sich der Mund drollig verzog, konnten sie dazu lachen. Mit Gruß und Gegengruß ward die Zwiesprache eingefädelt, zu der der alte Weggenosse vorwiegend den Stoff lieferte. Als er erfuhr, daß Alfred nach Schrenkenbach gehe, um dort den Ortsvorsteher aufzusuchen, da sagte er: »Das ist der Mellacher mit Namen. Oh, ich kenn' ihn. Und ich heiß' Gufel, lieber Herr, wenn Sie's wissen wollen. Ja, derselbige, der Mellacher, hat früher in einer Fabrik gedient und ist dann Bauer geworden. Hat sich dabei immer auf die Zehen gestellt und größer gemacht als er war; also haben s' ihn zum Ortsvorsteher gemacht. Tut's aber immer noch mit denen halten, die in der Fabrik predigen, daß die Arbeiter von Rechts wegen die rechten Herren seien. Und der Dippel, den er faustdick hinter den Ohren hat, da sind Maden drin, aus denen



Fritz Schwaiger: Einödsbach bei Oberstdorf

nichts Gutes herauskriecht. Aber er meint, seine Gescheitheit liegt drin.«

»Ich hab' gehört,« sagte Alfred, »daß sich mit ihm reden läßt.«

»Freilich, das wohl. Wenn's ihm paßt, geht er mit dem Wind, oder läßt sich von der Mur tragen, wenn sie ihn aufnimmt. Aber daß er zu einem gut wär', das ist in seinem Hausbüchel nicht eingeschrieben. Oft red't er groß daher und macht einen Pflanz, wo doch nichts wachsen tut. Hat auch dieselbigen Bücher gelesen, wo von allem etwas drin steht, nur von unserm Herrgott nichts. Ja, da wär' einer schon gut aufgehoben, der sich auf ihn verlassen tät'.«

»Ihr seid nicht gut auf ihn zu sprechen,« meinte Alfred.

»Nein, lieber Herr, das kann ich nicht. Ich bin jetzt schier wie ein kleiner Einleger, weil ich bald bei dem einen, bald bei dem andern Bauer hause und doch noch arbeit', wenn's was gibt. War ehedem ein Schmied im Dorf, bis mich das Alter angegangen ist, das immer auch das Wehtum mit sich führt, und hab' den Hammer schwer heben können. Weil ich aber immer die Kirchen hab' für nicht schlechter gehalten als das Wirtshaus, hat er mich schwarz gemacht, der rote Mellacher, und hat's herausgeklügelt, daß ich doch kein gebürtiger Ortsfaß' wär', und hat mir das ohnehin arme Einlegertum verwehren mögen. Aber da haben die Bauern nicht mittun wollen und mir das meinige gelassen, was mir mit Recht zusteht. So ist's, lieber Herr, und jetzt b'hüt' Gott allerwegen! Denn mein Weg geht da rechts ab.«

So schieden sie voneinander. Doch Alfred nahm es nicht zu schwer, was er über den Mellacher vernommen hatte.

Er dachte sich, jener möge ein Unrecht von ihm erlitten haben und sei deshalb nicht gut auf ihn zu sprechen. Aber die Sache, die er mit dem Mellacher zu verhandeln habe, sei ein Strang, der sich glatt abwickeln lasse.

In dieser Voraussetzung stieg er von der Höhe herab, die er bisher beschritten, da sich unten der Kirchturm von Schrenkenbach zeigte, und langte bald in der Ortschaft an. Er kam auch zu gegebener Zeit in die Gemeindestube, wo Mellacher als waltendes Haupt saß, und begann mit ihm die Verhandlung. Mißgunst blickte aus den Augen des Ortsvorstehers und konnte sich auch in seiner Rede nicht genugsam verbergen, daß sie nicht schlau verdrossen hervorlugte. In seinem harten Gesicht waren die Falten wie Schriftzüge eingekerbt, aus denen ein Kundiger das engbegrenzte und doch sich übersteigende Wesen des Mannes herauslesen konnte. Es lag eine verkniffene Art in ihm, die von der Bewußtheit seines Vorsitzes geschwellt wurde, den er im Rat der Gemeinde einnahm. Und als ihm Alfred den Wunsch samt Anfrage vortrug, die verwitterte Burg gegen einen angemessenen Kaufschilling von der Gemeinde zu erwerben, da zogen sich die Augen Mellachers zusammen, daß durch den Busch ein scharfes Lichtlein hervorblitzte, und er sprach: »Jawohl, habe die Ehre, einen Baron von Schrenkenbach vor mir zu sehen, der den gleichen Namen führt wie unsre niedrige Ortschaft. Aber die Burg auf der Höhe schaut nicht mehr stolz auf uns herab; denn sie ist uns gleich geworden, weil sie in unsern Besitz gekommen und somit dasselbe ist, was wir sind. Ist die Sache nicht so, Herr Baron?«

»Ich müßte an Ihrem Scharfblick zweifeln, Herr Ortsvorsteher, wenn ich Ihre Worte nicht für strenge Wahrheit nähme. Dieser Zweifel liegt mir fern.«

»Ja, mein Scharfblick, Herr Baron, der ist nicht von gestern. Der schaut viel weiter zurück in eine Zeit, wo in der Burg die Herren gesessen sind, die edel genug waren, um nicht zu arbeiten. Im Dorf unten freilich, da haben sich die Hände rühren müssen, und die Arbeit hat dem Bauer gehört, damit er auch ein Eigentum besitze, das dem Burgherrn zugestanden ist. Die heutige Zeit ist freilich ein bissel anders geworden und damit zur Vernunft gekommen; denn der Arbeiter hat keine andre Burghoheit mehr als sein Recht, Werk und Lohn gleichzustellen. Da fehlt freilich noch viel davon; aber es wird sich machen. Denn der Hahn hat schon diese neue Zeit eingekräht und den Morgen damit verkündet. Ja, Herr Baron, da läßt sich nichts dagegen einwenden; es ist einmal so.«

»Ich will auch nichts dagegen einwenden, Herr Ortsvorsteher, und gebe der Zeit recht, die Ihnen bereits recht gegeben hat.«

»Jawohl, das hat sie getan, dank der Vernunft, mit der man ihr ausgeholfen hat. Und daß die nicht nur bei den Burgherren daheim war dazumal, sondern auch jetzt noch auf der Welt ist, das wird der Herr Baron wohl zugeben, oder etwa nicht?«

»Gewiß. Und könnt' ich Ihnen noch mehr an Verstand zugeben, Herr Ortsvorsteher, als Sie bereits besitzen, so tät' ich es gern. Aber über Mögliches hinauswollen, kann niemand.«

»Wohl, wohl, daran erkenn' ich Ihre Güte, Herr Baron, aber auch, daß Sie so denken wie ich, was mir eine Ehre ist. Denn auch ich bin ein Feind des Unmöglichen, das heißt hier, Ihnen die Burg zu verkaufen. Die bleibt bei uns. Das haben wir uns einmal zu Gemüt geführt, und man soll seinem Gemüt nicht widerstreben, hab' ich von einem gescheiten Manne sagen gehört.«

»Das ist gewiß in einem Winkel Ihres Herzens edel gedacht, Herr Ortsvorsteher, den ich nicht kenne, aber der sicherlich vorhanden ist. Denn Sie wollen unsern alten Stammsitz damit

erhöhen, daß Sie ihn Ihrem Besitze bleibend einfügen. Vermute ich recht?«

»Oh, wir sind niedere Leute und erhöhen uns nur dadurch, daß wir immer das Rechte tun, was uns paßt. Stellen wir uns mit dieser Erhöhung Ihnen gleich, Herr Baron, so ist's immer ein Zeichen der Achtung, das Sie von uns gnädig annehmen können.«

Das war mit tückischer Höflichkeit gesprochen, die Alfred verdroß. Er erwiderte darauf kurz, daß bei aller Anerkennung der hervorragenden Stellung Mellachers doch der Gemeinderat über die vorliegende Sache zu entscheiden habe, und er dessen Spruch erst als Tatsache hinnehmen werde, die nicht zu ändern sei; worauf er sich entfernte.

Nun schien ihm, als habe der arme Gusel doch kein leeres Wort geredet.

Aber die Hoffnung konnte ihm nicht gänzlich schwinden, daß ein Wunsch, der ihm allertiefst am Herzen lag, darin begraben und nicht das Tageslicht der Erfüllung finden sollte. Jetzt mahnte ihn derselbe Wunsch, die Burg wiederzusehen und zugleich den alten Maler zu besuchen.

So stieg er den Hügel hinan, auf dem sie lag, trat ins Innere und ward von Hiermer herzlich begrüßt. Auch von der Tochter, die bei einer häuslichen Arbeit saß, empfing er freundlichen Gruß. Zunächst ward des alten Grafen Verla gedacht, der Hiermers Bild in Ehren hielt, und dieser konnte sich daran erfreuen. Es war noch ein Werk aus jungen Tagen, sagte er, und er erinnere sich dessen wohl, daß er es mit Andacht und Liebe gemalt habe. Sodann kam die Rede auf den Gang, den Alfred zum Ortsvorsteher gemacht hatte, und der, wie es schien, fruchtlos geblieben war. Auch Hiermer konnte über diesen nichts Günstiges berichten, denn auch ihm mißgönnte er die Häuslichkeit in der alten Burg und wollte den vorher stets gering bemessenen Mietzins steigern, um ihm den Aufenthalt unleiblich zu machen. Wenn er das nicht habe durchsetzen können, so sei es allein der Herli zu verdanken.

»Doch mehr dir selbst, lieber Vater,« sagte diese; »denn die von der Gemeinde schätzen dich gewiß alle sehr. Hast du ihnen doch die Stuben mit Heiligenbildern geschmückt, die sie alle werthalten.«

»Nein, nein, von deinem Verdienst lass' ich nichts wegnehmen, Herli. Das soll dir ungeschmälert bleiben wie dem Tag die Stunden, die ihm die Sonne gibt.«

Dabei betrachtete er sie mit väterlicher Freude, und sie gab ihm den Blick so liebevoll zurück, daß der blaue Strahl aus ihren Augen das ganze Antlitz erhellte.

»Ja, die Herli hat nämlich eine gute Freundin, das ist die Tochter eines reichen Bauern, der Kogelmayer heißt und im Gemeinderat das größte Ansehen genießt. Und wenn der gegen etwas ist, so kann auch der Mellacher nichts ausrichten; denn die andern scharen sich sofort um ihn. Und sein Töchterl, die Klarl, hat den Vater gebeten, es ja nicht zuzulassen, daß wir unsern Burgsitz verlieren. Ist auch so geschehen, wie sie's gewollt hat. Wir sind geblieben. Ja, Herli, da kannst nichts machen. Du bist halt diejenige, die uns in der Sach' geholfen hat, und ich müßt' dir noch heut dafür danken, wenn's nötig wär'.«

Als sie darauf das Köpfchen verneinend bewegte, sagte Alfred: »Sollten Sie nicht Ihrem Vater die Freude gönnen, Ihnen zu danken, Fräulein Herli?«

»Oh, das Danken soll immer mehr kindlich als väterlich sein, denk' ich mir. Wie viel schuld' ich ihm, und was könnt' ich ihm dagegen tun?«

»Was, Herli? Du bringst mir den Frühling ins Haus, dem Gott die Sonne gegeben hat, um uns zu erfreuen. Ist das viel oder wenig, sag'!«

»Wenn ich dir ein wenig Sonnenschein bringen kann, so ist es viel, lieber Vater.«

Alfred hatte Herli genau betrachtet und fand eine Lieblichkeit in ihr, die er vorher nicht bemerkt hatte. Als sie sich erhob und durch die Stube schritt, lag in der Bewegung ihrer kräftigen, aber feinen Gestalt eine natürliche Anmut, die von innen nach außen zur Geltung kam. Und er erkannte auch an den Bildern des Alten, daß ihm bei Darstellung der jungfräulichen Muttergottes die eigne Tochter, vielleicht unbewußt, zuweilen als Vorbild gedient hatte. Er empfand dabei eine Rührung, die ihm das Verhältnis zwischen Vater und Tochter in verklärtem Lichte erscheinen ließ.

Aber nun erging das Gespräch wieder über die Hemmung seines Wunsches, die fast verfallene Burg von der Gemeinde zu erwerben. Der alte Hiermer bezeigte ihm sein Mitgefühl in herzlicher Weise, und auch Herli blickte teilnahmsvoll auf ihn, der seinen Unmut über den Mellacher vergeblich zu sänftigen suchte.

Doch Hiermer sagte: »Man soll einen Entschluß, den man mit gutem Mut gefaßt hat, nicht zu schnell fahren lassen, sondern ihn festhalten, bis sich günstige Gelegenheit einstellt. Und die mag kommen, denn Gott hilft allem rechten Wollen zur Tat. Das sag' ich, und du, Herli, laß auch etwas hören, das mein Wort bekräftigt.«

»Ich weiß nichts, lieber Vater; aber das mag wohl geschehen, daß ein Herzenswunsch aus edlem Sinn oft erfüllt wird, wenn man es am wenigsten hofft.«

»Damit bin ich gern einverstanden,« sagte der Alte.

»Auch ich bin's,« sprach Alfred, »weil Ihre Kindlichkeit, Fräulein Herli, etwas wie ein gutes Lied singt, das man immer gern hört.«

Alfred schied in der Tat tröstlicher, als er gekommen war, und benutzte zur Rückkehr die Eisenbahn, die ihn bald nach Angerau brachte. Dort hatte Fräulein Adele seine Abwesenheit als einen inhaltlosen Tag empfunden, was sie ihn jedoch nicht wissen ließ. Sie brachte es aber in ihrer weiblichen Art zuwege, daß er ihr berichtete, was ihn bewogen hatte, den beschrittenen Weg anzutreten. Da konnte es ihr auch nicht mehr verborgen bleiben, daß er den Namen eines Freiherrn von alter Herkunft führte; und als sie es ihm mit gelinder Mißbilligung vorhielt, daß er sich mit einfachem Namen eingeführt hatte, erwiderte er, daß er wohl seinen alten Namen um seiner Vorfahren willen werthalte, jedoch gegenwärtig nur seinen Stand als Baumeister einnehme und keinen andern.

Darauf sagte sie: »Was man wirklich besitzt, das darf man zeigen. Man unterscheidet sich dadurch von andern, und wie die Welt einmal beschaffen ist, so läßt sie nur den Unterschied gelten. Denn nur was einen vor andern auszeichnet, hat wirklichen Wert. Dabei kann man noch immer einem alten Namen neue Geltung geben, durch eignes Verdienst, und das tun Sie wohl redlich, Herr Architekt, wie ich weiß. Und wer innerlich mehr sein kann, als er äußerlich vorstellt, der wird vom verständnisvollen Blick um so mehr geschätzt sein. Meinen Sie nicht?«

»In dem, was Sie sagen, Fräulein Adele, erkenne ich Ihre Güte mehr als mein Verdienst. Wäre ich durch irgendeine Unterlassung strafbar geworden, so würde ich an Ihrer Gnade als Richterin nicht zweifeln.«

»Wenn gnädig sein zugleich gerecht sein heißt, lasse ich mir's gefallen. Und in dieser günstigen Lage bin ich Ihnen gegenüber. Aber was gerecht ist, dafür soll man nicht danken. Es versteht sich von selbst, wie daß die Sonne scheint, wenn sie auch von Wolken bedeckt ist.«

Und er: »Einem Weibe danken, erhöht den Mann, wenn ihm die Erlaubnis dazu ward. Und die geben Sie mir doch?«

»Nein, Sie müssen sich sie nehmen, damit Ihre männliche Hoheit gewahrt bleibe.«

»Das will ich gern tun und damit in Ihrem Dienste bleiben, Fräulein Adele.«

Daß sie damit zufrieden war, zeigte ihm ihr Blick, der tiefer erglänzte als in gewohnter Weise. Sie teilte auch ihrem Vater mit, daß der Architekt einen altadligen Namen trage, den er bisher nicht verlautbart hatte; worauf jener den Ton gegen Alfred noch mehr glättete als zuvor. Dabei ließ er durchblicken, daß er, ein Mann der neuen Zeit, dennoch das Herkommen aus altem Geschlecht hochhalte und die Gleichmacherei für eine Ausgeburt inhaltloser Geister ansehe. Denn da Staat und Gesellschaft selbst eine Gliederung darstellen, so müsse es in natürlicher Folgerung Rangunterschiede geben. Auch sei jeder Einzelne schon durch seine Tätigkeit von den andern unterschieden; und gewiß bestehe vergangene Wirksamkeit in der Gegenwart zu Recht, wenn sie sich das Leben bewahrt habe.

Alfred nahm diese Äußerung mit höflicher Zustimmung auf; doch im Nachschub seiner Gedanken stellte sich ein verborgenes kleines Lächeln darüber ein, daß Herr von Kundörfer auch die Sache für sich selbst mit löblichem Eifer führe. Er gewann es trotzdem über sich, ihm die Klarheit seiner Anschauung mit verbindlichen Worten zuzugestehen, so daß sich dieser darin selbst ein wenig bespiegeln konnte, was ihm als Herrn der neuen Zeit zu nicht geringem Wohlgefallen gereichte. So setzte sich Alfred, ohne daß er darauf ausging, in die Gunst des Vaters wie der Tochter.

Diese hielt sich wohlgemessen; doch ließ sie ihn merken, daß ihr seine Gesellschaft erwünscht sei. Denn sie empfing ihn mit einem Blick, der die Wärme barg, die sie nicht zeigen wollte, aber doch durch erhöhten Glanz verriet. Und als er ihr den Plan des neuen Gartenhauses vorlegte, den er für sie gezeichnet hatte, da lobte sie die feine Mannigfaltigkeit in dem doch nur bescheidenen Häuschen, und daß die Einheit daraus sich so gefällig hervorhebe, daß sie ihm höchlich danken müsse. Jetzt wünsche sie nur, daß die Umrisse der Zeichnung sich bald mit der Wirklichkeit ausfüllen möchten und das Gartenhäuschen vollendet vor ihr stehe. Das sagte er ihr leichtlich zu im Hinblick auf die vorhandenen Hilfskräfte und erwarb damit ihren freudigen Dank: »Ich werde mein Gartenhäuschen wohl in Ehren halten und an Sie denken, der Sie es errichtet haben. Ich werde es mit hochrankenden Rosen umkleiden, daß es zur Maienzeit immer festlich aussehen wird. Und ich werde darin meine Mußestunden halten und Dichter lesen, die mir wert sind. Das sind nur solche, die Unvergängliches geschrieben haben. Ach, die Vergänglichkeit umgibt mich ja von allen Seiten als Sinnbild des Lebens. Um so höher will ich die Unvergänglichkeit schätzen, die über dieses Leben hinausragt. Habe ich mir damit Ihre Zustimmung gewonnen?«

»Immer und auch jetzt. Es besteht ja alles aus Gegensätzen. Und da die Zeit eins ist, so müssen in ihr Vergangenheit und Zukunft den Gegensatz bilden.«

»Und was halten Sie von der Zukunft? Bringt sie immer etwas Neues?«

»Zum mindesten immer etwas andres.«

»Kann aber das andre nicht so sehr dem

Vorigen gleichen, daß es nicht neu ist? Und was soll uns Vergangenheit und Zukunft, etwas, was vorbei ist, und etwas, das noch nicht ist? Die Gegenwart ist die Wirklichkeit, und wir leben in ihr. Ich kenne nichts Besseres als sie, wenn sie uns treu ist. Und ihre Treue besteht darin, daß wir ihr unser bestes Fühlen schenken, um es durch sie erst zu unserm rechten Eigentum zu machen. Ich will alles vor mir sehen, um mich daran zu erfreuen. Was fernliegt, ist nebelhaft, und gibt es ein Glück, so kann ich es nur wie ein Bild im Rahmen der Gegenwart sehen. Was denken Sie darüber?«

»Gewiß auch, daß wir stets in der Gegenwart sind, solange wir sind. Aber kann nicht, wenn diese etwas verspricht, erst die Zukunft es einlösen?«

»Ja; aber sie ist doch ein verschleiertes Bild, und wenn wir dessen Züge erblicken, so hat sich die Zukunft wieder in die Gegenwart verwandelt.«

Alfred mußte sich gestehen, daß sie Geist besaß. Auch war ihre Gestalt tadellos, und die Züge ihres festgefügten Antlitzes waren gewiß nicht ohne Reiz. Aber er wußte, daß der Verstand stets die Oberherrschaft über diesen wohlgebauten Leib führe, wie auch, daß die Erwägung allem ihrem Tun voranschreite. Und obgleich er anerkannte, daß dies nicht gering zu schätzende Eigenschaften seien, strömte doch von den weiblichen Lebensgeistern nicht jener Einfluß auf ihn aus, dessen holde Wirkung nur aus dem Born des Unbewußten steigt, um die männliche Sehnsucht zu erwecken.

Sie aber fand ungehemmtes Wohlgefallen an ihm, der den Adel der Geburt mit Wohlgestalt verband. Sie wußte auch mit bedachter Zurückhaltung sein Vertrauen zu gewinnen, und so erfuhr sie die Hemmung seines Wunsches, die angestammte Burg zu erwerben. Da stieg ein Lichtlein im verborgensten Kämmerlein ihres Inneren auf, das eine ganze Folge von Erwägungen beleuchtete, die sich wie ungerufene und doch willkommene Gäste gaben.

Sie dachte: Könnte ich ihm die alte Burg aus meinen Händen darreichen wie eine Freundesgabe, so sollten mir die Kosten geringfügig erscheinen, sie zu erwerben. Aber freilich, da müßte etwas vorhergehen, das mich ihm näher brächte, als ich es jetzt bin, ja, viel näher. Und das will ich vielleicht gar nicht selbst. Und von ihm weiß ich nicht, wie er dazu steht, um solches zu ersehnen. Doch ließ sie es ihren Vater zögernd, aber dennoch entschieden wissen, was ihr im Sinne lag. Der wunderte sich darüber; denn sie hatte sich bisher wenig um Männerdienst gekümmert und sich vielmehr mit einem Gemisch von Hoffart und Bescheidenheit ihrer Mädchenart überhoben.

Vielleicht war ihr auch etwas Kälte eigen, wie sie sich aus der Vorherrschaft des Verstandes über die weibliche Empfindung ergibt. So hatte sie bisher — nicht zur Zufriedenheit ihres Vaters — jeder Werbung widerstanden. In Erwägung all dessen sagte er: »Hast du dich eines Besseren besonnen, so fragt sich, ob er trotz seines Freiherrntitels der bessere Mann ist, der bei dir Gnade gefunden hat.«

»Meine Gnade wäre etwas zu dürftig für ihn, lieber Vater; denn er hat eine selbständige Sinnesart. Und ob er der bessere Mann ist, das mögen andre entscheiden. Ich weiß nur, daß er der gute Mann ist, und was gibt es Besseres?«

»Nun denn, Adele, geschehen Wunder, so will ich gläubig sein und in dir die weibliche Empfindung erkennen, die dir so lange gefehlt hat.«

So sprach der Vater, da er dem Willen seiner Tochter nicht widerstreben mochte, die überall einen festen, manchmal auch harten Sinn bekundete, wenn sie auf ihrer Meinung bestehen wollte. Er erinnerte sich, daß sich um sie Freier beworben hatten, die Alfred an Titel und Bedeutung überragten, der doch nur ein Architekt war und im Dienste eines Baumeisters stand. Sie hatte sich gegen jede Bewerbung bisher abweisend verhalten, als schwiege alles in ihr, was sich bei andern Mädchen ihres Alters hold geltend macht — und nun auf einmal diese erwachte und halbverschwiegene Neigung!

Herr von Kundörfer gedachte jedoch den Dingen ihren Lauf zu lassen und nahm sich der Pflege seines Landgutes an, soweit ihm die Hände dazu frei waren. Die Last einer wirklichen Arbeit nahm ihm sein Verwalter Hörtner ab, der überall nach dem Rechten sah, den Viehstand förderte, das Gedeihen der Wiesen überwachte und Äcker zum Anbau von Hafer und Gebirgskorn anlegte. Fast däuchte seine Geschäftigkeit dem Herrn zu stark. Als Hörtner gar eine alte Feldschmiede instand setzen wollte, um Pflugeisen und andres Ackergerät daheim fertigzustellen, verbat er sich's zuvörderst; mußte aber doch schließlich nachgeben, da der zielgerechte Verwalter auf seinem Willen bestand.

Er ließ sich auch den alten Gufel kommen, der zwar schon dem Einlegerstande angehörte, aber doch seinen Mann in der Schmiede stellen konnte, um ihm einen Teil der Arbeit zu überweisen. Diesen traf nun Alfred als eine Art Bekannten und Weggenossen und ward von ihm mit den Worten begrüßt: »Ah, das ist der Herr, mit dem ich schon einmal zusammengetroffen bin. Grüß' Gott!«

Alfred erwiderte seinen Gruß freundlich und fragte: »Seid's froh, daß Ihr wieder arbeiten könnt?«

»Selb wohl! Was ein rechter Schmied ist, dem liegt in der Arbeit seine Freud'. Wenn

der Blasbalg die Glut anschürt, so wächst das Leben wieder auf in dem alten Leib, und die Hand führt den Hammer, daß es Funken gibt. Dafür schmieden andre Leut' üble Plän', ohne die Hand dabei zu rühren, und der Teufel will's ihnen einblasen. — Und haben Sie dazumal bei dem Mellacher was ausgerichtet?«

»Nicht das, weswegen ich zu ihm gekommen bin.«

»Hab' mir's gleich gedacht, daß Sie dort an eine Tür anklopfen würden, die taube Ohren hat. Ja, wenn Sie mit einer roten Fahn' gekommen wären, die ihm in die Augen gestochen hätt'! Aber zu derselbigen gehören Sie ja nicht, gelt?«

»Nein.«

»Sie schauen auch nicht darnach aus. Ja, der Mellacher möcht' den Bauern ein Liedel vorsingen, das nach der Fabrik schmeckt, wo all die daher sind, die sich die Ohren haben von der sonderlichen Freiheit vollblasen lassen, die jetzt im Schwang geht. Ist aber eine Freiheit, die alles totschlagen will, was nicht mit der Masse geht, die ihr Liedel singt. Ja, was uns immer heilig und recht war, Gottes Wort, darüber lachen sie, als wären sie über Nacht als die Gescheitesten aus der Schalen gekrochen. Doch die Bauern sind, Gott sei Dank, noch mit der Erden verwachsen und sehen deshalb den Himmel über sich. Das ist auch ein Trost, und den lassen wir uns nicht nehmen.«

Der Verwalter, der in der Nähe stand, hatte etwas von dem Gespräch vernommen; und da er für Alfred freundliche Gesinnung hegte, so befragte er ihn, worüber er mit Mellacher zu dingen habe. »Ja,« sagte er darauf, »da halt' ich's mit dem Gufel über diesen Kunden. Er hat sich in die Bauernschaft hineingesetzt wie Unkraut ins Getreide, das er mit dem Kopf überragt. Das Volk ist treuherzig und in eignen Sachen wohl klug, aber traut doch zu sehr Redensarten, die mit dem Gespann der Wahrheit einhergefahren kommen und doch nur im aufgeblasenen Dunst schillern. Und was dem Mellacher gegen den roten Strich geht, dem stellt er sich mit hartem Schädel entgegen. Zu den Bauern kann er honigsüß reden, aber er ist kein Bienvogel, der ihnen was eingesammelt hat. Denn am Ende versteht er sich doch auf den eignen Vorteil am besten.«

So gab es auch von dieser Seite für den Mellacher keinen besseren Leumund als von der Gufels.

Als Alfred aber dem Verwalter mitteilte, daß er sein Anerbieten vor den Gemeinderat bringen wolle, da sagte jener: »Was die dingen und raten, das geht ihnen oft leichter, als was sie denken; denn da ist wieder ein Weisel, dem sie nachfolgen und der sie des eignen Denkens überhebt. Doch sind nicht alle so, es gibt schon welche darunter, die auch die Müh' auf sich nehmen, die angeschaute Sach' im Gedanken zu erwägen, ob sie leicht oder schwer ist. Und da ist ein Vetter von mir, der Kramer Weibinger, der kann wohl ein Wörtel sprechen, das vorbedacht ist. Aber wie er zu dem Mellacher steht, das weiß ich nicht. Es schad't jedoch nicht, wenn Sie zu ihm gehen. Und bringen's ihm einen schönen Gruß von mir. Er hat zwar oft gesagt, er tät' was auf mich halten. Wenn's wahr ist, könnt' er auch ein bissel zu Ihnen halten in Ihrer Angelegenheit, mein' ich.«

Alfred dankte Hörtner und erklärte sich bereit, mit dessen Vetter zu beraten. In der Tat besuchte er den Krämer Weibinger zu gegebener Zeit, überbrachte ihm den Gruß und kam mit ihm zur Rede über seine Angelegenheit. Er erkannte aber bald, daß den anscheinend warmen Worten, mit denen er beschenkt wurde, eine laue Gesinnung zugrunde lag, und daß der Krämer sich um seinetwillen gewiß in keine Gegnerschaft zu Mellacher stellen werde. So verließ er ihn wieder, ohne mehr mit sich zu nehmen als eine Vertröstung auf die Zukunft. Es zog ihn aber die Sehnsucht wieder zur alten Burg hinauf, deren schwache Seiten er noch immer erforschen wollte, um sie baulich zu verstärken und lebensfähig zu machen.

Alfred trat wie gewohnt in die Stube des alten Malers ein; doch er fand den Insassen nicht darin, und auch der nächste Raum, wo die Staffelei stand, war leer. Von dort gab es noch eine Tür in ein drittes Gelaß, das er noch nicht betreten hatte. Nun aber öffnete er auch dieses und befand sich in einem wohnlichen Gemach, wo es von Reinheit glänzte und wo Spinde und Schrank, das schmale Bett mit schneeweißer Decke und kleine Schühlein, die aus einer Ecke hervorlugten, auf eine weibliche Bewohnerin schließen ließen. Er erkannte, daß er sich in Herlis Schlafkämmerlein befinde, und wollte sich schnell wieder entfernen, als ihn das geöffnete, mit wildem Wein umrankte Fenster lockte, einen Ausblick zu wagen. Da sah er eine Herli: die stand im Zwingergärtlein und umgab mit liebreicher Pflege die bunten Blumenkinder, die dort in schlichter Auswahl wuchsen, wie auch die Küchenkräuter, die einen festen Stand einnahmen.

Alfred betrachtete sie eine Weile, wie sich ihre Gestalt in schlanker Zier bewegte und das lichte Haar in sonnigem Schimmer erglänzte. Wie sie sich zu ihren Pflegekindern bückte und sich wieder erhob, lag eine Anmut über ihren ganzen Leib ausgegossen, die noch die Kindlichkeit bewahrte und doch schon in Weiblichkeit blühte. Sie war ihm noch nicht besonders aufgefallen, und er wunderte sich jetzt darüber, wie dieses lenzhafte Fließen der Glieder sich in der

einfachen Tracht zu so reizvollem Bilde gestaltete.

Er ging leise aus der Stube wie einer, der einen Boden betreten hatte, der ihm verwehrt bleiben sollte. Und doch versetzte er in der inneren Anschauung Herli in den Raum wie ein Bild in den Rahmen, so daß daraus ein Ganzes erstand, das ihn anmutete, auch ohne daß er es sich gestand.

Doch wollte er sie jetzt draußen aufsuchen, um sich nach dem alten Hiermer zu erkundigen. Er fand den Weg dahin aus dem inneren Hofe und überraschte sie mit dem Gruße, den er ihr bot. Sie erhob sich von dem Beete, über das sie sich herabgeneigt hatte, und sagte befangen: »So unvermutet! Ich wäre beinahe erschrocken. Der Vater ist nicht daheim, Herr —«

»Alfred,« fiel er ein.

»Nun denn, Herr Alfred! Aber er wird wohl nicht zu lange ausbleiben. Er hat nur dem Röttisbauer an der nächsten Leiten ein bestelltes Bild überbracht und wird sich gewiß freuen, Sie zu sehen.«

»Und Sie, Fräulein Herli, nicht auch ein bißchen, ein klein bißchen?«

»Wie sollt' es mich nicht freuen, einen Freund meines Vaters sehen und begrüßen zu können? Denn auch den Gruß habe ich in der Überraschung ganz vergessen. Nun seien Sie willkommen in Ihrer alten Burg, wo wir neuen Leute jetzt sitzen.«

»Mein ist sie leider noch nicht, die alte Burg. Sie wissen ja, liebe Herli.«

»O ja, ich weiß; aber es kann sich noch alles ändern. Man muß nur vertrauen, daß das Rechte zu gelegener Zeit doch kommt.«

»Ja, wenn es bei Ihnen läge, Herli, dann wäre alles gut. Doch —«

»Dieses ‚Doch' darf aber die Hoffnung nicht totstechen, Herr Alfred. Das möcht' ich wohl bitten.«

Dabei leuchtete ein Glanz in ihren blauen Augen auf, wie der eines Kindes, das sich auf etwas Kommendes freut, und in dem Ausdruck ihres Gesichtes lag etwas, das ihn rührte. Denn er fühlte es, daß sie ihm nur Gutes wünsche und in diesem Wunsche selber glücklich war.

Er erwiderte: »Nun will ich das ‚Doch' nicht zum Dolch meiner Hoffnung machen, sondern glauben, daß ein Wunsch aus reinem Herzen, wie es das Ihre ist, noch Erfüllung finden könnte.«

Diesen Worten lächelte sie zu und sagte: »Ja, glauben ist immer tröstlich und führt uns zu dem, der alles vermag: zu Gott.«

»In der Gesellschaft der Heiligenbilder Ihres Vaters sind Sie selbst zu einer kleinen Heiligen geworden, Herli.«

»Nein. Heilig ist ein himmlisches Wort. Und ich bin ein Erdenkind, das sich bestrebt, immer bescheiden zu sein. Das ist alles, was ich mir zusprechen darf. Und vielleicht seh' ich in den hellen Tag noch viel zu fröhlich hinein, als ob er nur mir gehörte, was gewiß unbescheiden ist.«

»O nein; denn der helle Tag und Sie, Herli, gehören zusammen wie zwei Geschwister, die sich ineinander spiegeln können. Und komme ich zufällig als unbeteiligter Dritter dazu, so kann's mich nur freuen, beides in einem Bilde zu sehen.«

Ohne daß er sich dessen gänzlich bewußt war, strömte ihr aus seinen Augen ein so warmer Strahl zu, daß sie flüchtig errötete und sich zu Boden neigte, um ein Kräutlein einzupflanzen, indem sie sagte: »Ich muß nun wieder ein wenig zu meiner Arbeit gehen. Sie nehmen es mir nicht übel?«

»Gewiß nicht, Sie entziehen mir doch nicht Ihre Gegenwart.«

So ging zwischen beiden das Zwiegespräch noch eine Weile, bis Alfred sich der Zeit erinnerte, die auf die Bahnfahrt nach Angerau wies. So nahm er von Herli Abschied und entbot ihrem Vater den Gruß, den er ihm nicht mündlich überbringen konnte, mit der Zusage, bald wiederzukommen.

In Angerau berichtete Alfred dem Verwalter von dem Ergebnis des Besuches bei dessen Vetter, konnte aber nichts vermelden, was dessen besondere Bereitwilligkeit zeigte, für ihn einzustehen.

Hörtner erwiderte mit Kopfschütteln: »Ja, ja, wenn's an ein Vollbringen geht, so ist die Freundschaft früher davongelaufen. Und leicht lassen sich Worte machen, die sich nachher als windig herausstellen. Mit solcher Vetterschaft ist's auch nicht weit her, wie sich's bei näherer Erfahrung erweist. Na, an mir wird er künftig nichts zu reiben haben, wenn er selber noch so gerieben ist, der Weidinger.«

Jetzt mußte Alfred noch für den Krämer einstehen, auf daß ihn der Verwalter nicht zu hart beurteile, und es gelang ihm, diesen zu beschwichtigen. Zugleich beschäftigte beide die Errichtung des neuen Gartenhauses, die rasch vonstatten ging und dem Hausfräulein Freude bereiten sollte. Und als es in seiner ziervollen Gliederung prangte, in feiner durchbrochener Holzarbeit, die sich stellenweise wie ein Spitzengewebe darstellte, da war auch das Fräulein höchlich zufrieden damit. Sie gab Alfred ihre Anerkennung in der wärmsten Weise kund. »Da will ich«, sagte sie, »von aller Welt geschieden sein, wenn ich in dem Gartenhause sitze. Da werde ich nie mit meiner Seele rechten, ob sie zufrieden ist oder nicht; denn das bewirken stets die äußeren Dinge. Ich aber werde nur in meinem Inneren daheim sein und mir vom Tage das Licht anzünden lassen, das es erhellt. Ich

werde mich auch von solchem Geiste zu Gaste laden lassen, der in seinen Büchern der ganzen gebildeten Menschheit ein Licht gegeben hat. Ja, so werde ich einsam sein und doch auch Ihrer als des Erbauers dieses lustig durchbrochenen Schlößchens gedenken, das mir fast so viel gelten soll wie Ihnen Ihre alte Burg.«

Damit hatte sie die Rede auf die Sache übergeleitet, die ihm am Herzen lag, und mochte sich Auskunft holen, wie weit die Verhandlung darüber gediehen sei. Da konnte er ihr freilich nichts Tröstliches berichten. Aber sie suchte ihm einen Trost zu reichen mit dem Hinweis, daß sich die Angelegenheit noch günstiger gestalten könnte. Doch vermied sie es, ihm den Gedanken zu verraten, den sie bei sich barg, nämlich die Burg ohne sein Wissen zu erwerben, auf daß er sie aus ihrer Hand empfange.

»In jedem Tag«, sagte sie, »liegt etwas Unsichtbares eingebettet. Ob Gutes oder Schlimmes, das wissen wir nicht, sondern nur die Mächte, die darüber walten. Aber es gibt Wahrzeichen dafür. So auch, wenn wir einem, der uns gut will, etwas Gutes entgegenbringen. Da ist Hoffnung, daß auch der Tag kommt, der das Günstige bringt. Und wenn zwei, die getrennt sind, sich doch näher stehen, als sie es wissen, da mag die Empfindung etwas aus dem Tag haben, das kostbarer ist als sie selbst. Das ist vielleicht rätselhaft, aber sind wir nicht selbst gar oft ein Rätsel?« Und ohne daß sie es wollte, gab ihm ihr Blick eine Auflösung dieses Rätsels; denn er ruhte warm in seinen Augen.

»Da alles«, erwiderte er, »in der Welt ein Rätsel ist, vom Blühen der nächsten Blume bis zum Wachsen des fernsten Sterns, wie sollten gerade die Menschen eine Ausnahme machen?«

»Sind Sie mehr für die Blume oder für den Stern eingenommen? Das möcht' ich wissen.«

»Für die Blume.«

»Und ich für den Stern. Der leuchtet hoffnungslos fern und kann doch die Hoffnung erwecken, daß er m e i n Stern ist. Und ohne Glück und Stern möcht' ich doch nicht sein. Es ist uns ja eingeboren, daß wir immer das ersehnen, was wir nicht besitzen. Ich möchte zwar stark genug sein, um darin eine Ausnahme zu bilden; aber ich fürchte, daß ich zuletzt auch ein Menschenkind wie alle andern sein werde. Das ist ein Kampf, den das Leben mit sich selbst führt. Haben Sie nie dergleichen empfunden?«

»Was ich gefühlt habe, das war mein Eigentum. Und mit dem liegt man nicht im Kampf, auch wenn es unser Leben heißt.«

»Das ist brav gedacht, werter Freund, und ich freue mich mit Ihnen, daß Sie es können. Ich wollte, daß ich einen Beistand hätte. Doch nein, ich bin stark genug, um alles allein zu bestehen, was mir bestimmt ist. Und was halten Sie von der Bestimmung?«

»Nur das wirklich wollen zu können, was in unsrer wahren Kraft liegt, das ist uns bestimmt.«

Das Fräulein fand darauf eine Antwort, die sie zu einer neuen Frage berechtigte, bis sich im Laufe des Gesprächs Anklänge an den vorigen Gegenstand darboten, nämlich an die Erwerbung der alten Burg. Und sie ließ es durchblicken, daß ein Hindernis, das ihm selber im Wege stünde, vielleicht von andrer Hand beseitigt werden könnte, und ob er es begrüßen würde, wenn solches geschähe.

Nein, das mochte er nicht begrüßen. Was ihm selber nicht gelänge, das möchte er als vollstreckt von andrer Seite sich selber als Mangel anrechnen. Er sei immer gewohnt, alles aus eigner Tatkraft zu bewerkstelligen.

Auch einen Lieblingswunsch, an dem sein Herz hänge? fragte sie.

Auch einen solchen. Auch das Herz müsse selbständig bleiben und sich an keinen Wunsch hängen, der andrer Hilfe bedarf.

Das war so deutlich gesprochen, daß sie es vorerst aufgab, das Gespräch darüber weiterzuführen. Dabei empfand sie eine Unfreude, über die sie sich erheben wollte, um sich so stark zu erweisen wie Alfred selbst in seiner männlichen Art. Im stillen aber, als sie mit ihrer Neigung allein war, schlich sich doch wieder die Hoffnung in ihr Selbstgefühl ein, daß ihr Wert noch von einem erkannt werde, den sie selbst so wert hielt, daß sie es ihm beinahe gestanden hätte.

Alfred trug ihr Achtung entgegen, wie es wohl ihre Art verdiente, doch blieb er unbewegt von jedem Wunsche, ihr näher zu stehen, als es die Höflichkeit gebot. Zudem begann sich in ihm etwas keimartig zu regen, das sich leicht zu einer Blüte entwickeln konnte, die den Namen Sehnsucht verdiente. Und diese galt einer, die in ihrem kindhaften Wesen die lenzhafte Lieblichkeit eines Weibes ahnen ließ, das noch vor ihrem eignen Rätsel geschlossen stand. Als hätte er in einem Buche in fremder Sprache gelesen, die er wohl verstand, aber nicht gänzlich so, um in deren Feinheit einzudringen, so war ihm ihr Inneres kundgeworden in dem seelenvollen Blicke, den er von ihr empfing, und er dachte darüber nach, was er gelesen hatte.

So kam ihm Herlis Bild oft zum Besuch, gerufen oder ungerufen; aber es kam. Und da ihn von Zeit zu Zeit die alte Burg in ihren Mauern empfing, die er wieder festigen wollte, gewann er selbst linde Pflege, wenn ihm Herlis kindliche Mädchengestalt den Sonnenschein gab, der ihm wohltat.

Doch einstmals traf er sie auf gesondertem Wege, da er den Waldessteig beschritt, der zur Burg führte.

Die Sonne sandte Schimmer herein, der sich goldig in den Fichtenzweigen wiegte, sich verbarg und wieder aufleuchtete, daß ein Blitzen durch den Wald ging wie ein Gotteszeichen. Das nahm auf einmal sichtbare Gestalt an in einer Maid, deren blondes Haar erglänzte, und die vor ihm auf dem Pfade schritt in schlichtem Gewande, das den Weg erhellte und den schlanken Leib zart umschmiegte. Er sänftigte seinen Schritt, auf daß kein Geräusch seines Kommens sie aufstöre und er sie länger ungesehen betrachten konnte. So tadellos war ihr Leib gebaut, daß vom Nacken bis zur Ferse alles in reinen Umrissen dahinfloß und die Herbheit ihrer jungen Jahre durch die Fülle der beginnenden Reife gemildert ward.

Nun hatte sein Blick doch so beharrlich die gesucht, die vor ihm einherschritt, daß er unachtsam auf einen trockenen Tannenzweig am Wege trat, der knackte, und Herli sich auf dieses Geräusch hin umwandte. Ein Ruf des Erstaunens entfuhr ihr, als sie ihn erkannte, und ihr Antlitz ward von jäher Freude durchhaucht, als er zu ihr trat und sie begrüßte. Dann schritten sie gemeinsam des Weges dahin und tauschten trauliche Worte aus.

»Wie wird sich der Vater freuen, Sie wiederzusehen,« begann sie das Gespräch. »Da findet er immer, wie er sagt, einen guten Tag.«

»Und ich habe Sie als einen seltenen Fund getroffen, Fräulein Herli, und der Wald begrüßt mich so lieb, wie noch niemals vorher, gerade als hätten Sie es ihm aufgetragen.«

»Hab' ich das können, so bin ich sehr zufrieden damit. Aber ich fürchte, daß meine Macht nicht so weit reicht, um diesen alten Fichten und Tannen einen solchen Auftrag zu geben.«

»Und welchem Zufall verdanke ich es, daß ich Sie hier sehe, Fräulein Herli? Denn in dieser Welt, die so streng geordnet ist, muß es auch Zufälle geben, die wie liebe Überraschungen aufleuchten.«

»Daß Sie mich hier sehen, das geht ganz mit rechten Dingen zu. Ich habe eine Freundin besucht, die Tochter des Großbauern Kogelmayer, dessen Hof gerade auf den Ort Schrenkenbach hinabschaut. Da gibt es immer Arbeit genug; aber Klarl hat in ihrer Geschäftigkeit doch Zeit gewonnen, mir alles mitzuteilen, was ich gern hör' und ihr selber lieb ist. Und was mir heute von ihr zugekommen ist, das war so kostbar, daß ich es fast nur mit Schweigen habe aufnehmen können. Ihr Vater ist ein einflußreicher Mann, der schon manches wohlgetan hat, was ihm das Klarl klug als etwas Rechtes vorgebracht hat.«

So sprach sie mit aller Innigkeit weiter von der Freundschaft, die beide Mädchen verband, und er schritt an ihrer Seite und horchte dem Klange ihrer silberhellen Stimme. Dabei glänzten ihre Augen im Schatten des Fichtengrüns in dunklerer Bläue als sonst und blickten noch immer groß wie die eines Kindes, das mit unvermuteter Gabe überrascht wurde: das war seine Gegenwart. Es brauchte aber auch kein Licht von außen einzufallen; denn ihr Antlitz war durchsonnt, als berge ihr Inneres eine frohe Botschaft, die sie ihm nicht mitteilen wollte, um sich nicht ein Verdienst anzueignen, das ihr vor ihm nicht zustand.

Doch ihre Heiterkeit mutete ihn an wie der Sommertag, der den Wald durchlichtete, und es überkam ihn die Empfindung wie ein Dank, daß sie ihm die Sommerfreude zusandte, die sie selber besaß. Und wie sie dahinschritten und sich ein Ausblick in die Landschaft darbot, die ihre Schönheit in sich schloß, um sie auszubreiten, da erschien ihm Herli wie deren leibgewordenes Bild.

Unten im Tale wand sich die silbern strömende Mur in ihrer ganzen Bergesfrische dahin, und die grünen Hügel und blauen Berge blickten auf sie hinab wie auf ein Lieblingskind der Heimat. In allem aber lag eine träumende Seele, die in der sichtbaren Herrlichkeit die verborgene ahnen ließ, die jene erst sichtbar machte. Die Felshäupter, die sich über die Waldberge erhoben, gaben den Ernst zur Lieblichkeit und ließen sich die Herrlichkeit des blauen Himmelsdoms über ihren zeitergrauten Scheiteln wie eine ewige Erhabenheit leuchten. Noch ferner draußen gab es hauchartige Berggebilde in zart violetter Färbung, die in Wirklichkeit als gegipfelte Riesen auf der Erde wuchteten.

Kraft und Milde lagen so wechselweise gehöht und gebreitet, übergossen und umhaucht von wundersam fließenden Farben, die einhellig ein ganzes Bild der Landschaft gaben. Und die Seele, von der alles durchpulst war, zeigte sich auch in der Maid an Alfreds Seite, sprach aus ihren kindlich blauen Augen, erhellte das reine Antlitz und gab ihrer ganzen Gestalt den Sommersegen. Von dieser Lieblichkeit ging ihm das Herz über und begann zu rauschen in Klängen der Sehnsucht, die ihm den Sinn wie einen erwachenden Morgen mit Sommerfreude erfüllten. Und wie er ihr sein Haupt zuwandte und seine Augen in die ihrigen versenkte, da blickte sie in ein Seelenreich hinein, das ihr fremd war und das sie doch jäh in der eignen Seligkeit empfand.

Und wie beide in die Landschaft hinausblickten und wieder sich selbst mit den Blicken suchten, wie die Allseele der Natur in ihre eigne einfloß und sie damit vereinigte, da fiel alles, was Zwang der Dinge heißt, wie Ketten von ihnen ab; und als Alfred sie in die Arme schloß, ihre Brust an der seinen ruhte, da widerstrebte sie nicht, sondern ließ mit geschlossenen Augen seine



Fritz Schwaiger: Der Alpsee

Lippen sich mit den ihrigen inbrünstig vereinigen.

Dann flüsterte er nahe ihrem Gesicht: »Blick' auf, Herli! Nicht ich, mein guter Geist hat mich zu dir gesandt. Nur so hab' ich mich zu dir gefunden. Die Seele in deinen Augen hat mich gerufen, ohne daß du es selbst weißt. Ich aber weiß es, und ein Glücksgefühl ist mir in der eignen Seele erstanden, das hat mich durchströmt, und der Sommer und der Tag draußen sind schöner geworden, als sie es jemals waren. Denn dich haben sie mir genannt, daß du ihr liebes Kind seiest. Und du in deiner Einfachheit bist mir hell geworden, daß ich so wie in den hellen Tag in dein Inneres blicken kann, und da ist nur lautere Güte und kindliche Süße, daß ich in dir atmen möchte, um mit dir selig zu werden. Sieh, Herli, ich rede sonst wenig, und jetzt überströmt es mich, daß ich dir alles sagen muß, was mich bewegt. Und alles ist doch nur eins: daß ich dich liebhabe, daß ich dich ganz besitzen will als mein Weib. Und du — was sagst du? Liebst du mich auch? — Du könntest schweigen, aber doch will ich das Glück haben, es von dir zu hören. Sag', sprich, liebst du mich auch, Herli, du süßes Kind?«

Und wie er sie umschlossen hielt, erhob sie den Blick zu ihm, der in seinen blauen Tiefen von einer Träne erglänzte. Und er rief: »Du weinst —?«

»Nein, lieber Herr. Weil ich glücklich bin, ist mein Herz übergegangen, und daraus ist vielleicht eine Träne gequollen. Ist das als Antwort genug?«

»Ja, ja, Herli, du holdes Kind, genug, genug!«

Und er küßte die Perle von ihren Augen, die ihm sein Glück verkündete, und die Lippen einten sich wieder in der Umarmung, die Seele in Seele band.

Als sie so verschlungen auf dem Waldsteige standen und in die Landschaft hinausblickten, da war diese vor ihren Augen verklärt und wie von traumhaft goldenem Schimmer umhaucht in all ihrer Herrlichkeit. Davon empfingen sie die Andacht, die auch ihre Herzen verklärte, so daß sie aus ihrer Erdenheimat mit Dank zum Himmel aufblickten und die stürmischen Herzenswogen befriedigt in ihnen kreisten. Dann schritten sie ihres Weges weiter Hand in Hand und tauschten nur wenige Worte.

Nur erbat sich Alfred, daß ihr Bündnis noch ihr alleiniges Eigentum bleibe und daß Herli auch ihrem Vater nichts davon mitteile. Er wünsche, daß sie noch wie in einer abgeschiedenen Welt miteinander lebten. Komme aber die Zeit, daß sich ihr Vater und seine Mutter an ihrer Liebe erfreuten, dann sei der Festtag für alle angebrochen, an dem er Herli heimführen werde.

Sie sagte es ihm zu, seinem Wunsche zu willfahren.

In der ergrauten Burg wurde Alfred vom Meister Hiermer mit durchscheinender Freude empfangen. Ohne daß es der Alte ahnte, war es ihm, als müßte er den Gast wie einen Sohn an sein Herz drücken, so sehr war dieses von einer unbekannten Empfindung bewegt. Herli selbst erschien ihm mit dem Ausdruck ihrer Augen fast ungewohnt, und der Seelenschimmer, der daraus drang, erhöhte die Lieblichkeit ihres Antlitzes so sehr, daß er rief: »Du siehst ja so feiertäglich aus, Herli, als wärst du in der Kirche gewesen und hättest dir die Andacht heimgebracht. Und doch ist, wie ich bestimmt weiß, heute kein hoher Festtag.«

»Nein, lieber Vater. Doch findest du Andacht in meinem Wesen, so hat mich Gott im Himmel damit beglückt. Und ich will ihm immer danken, daß er mir so gnädig gewesen ist.«

»Ja, ich weiß, du bist ein frommes Kind, und daß er mich mit dir gesegnet hat. So will ich deine Andacht mit dem nächsten Heiligenbild zu der meinigen machen.«

»Das magst du wahrlich tun, lieber Vater. Was wäre ein Glück für mich, an dem du nicht teilnähmest! So soll es auch mit deiner Andacht zu Gott geschehen.«

Dabei vermied sie es, Alfred anzublicken, aber er fühlte doch, daß der Strahl ihrer jetzt gesenkten Wimpern ihn suchte, und daß beider Herzschlag in dem einen Lied ausklang: Wir sind glücklich.

Dem alten Hiermer aber galt die heitere Rede: »Und ich als Dritter erfreue mich an Vater und Tochter, die eines Sinnes sind.«

Er sprach dies mit bewegterer Stimme, als der Alte sonst an ihm gewohnt war; und in seinem Antlitz lag ein Lichtschein, den sich dieser nicht zu deuten wußte, aber der ihn rührte. Sonach dankte er ihm mit warmem Händedruck und gab in seinen Worten die Fröhlichkeit kund, einen solchen jungen Freund wie Alfred zu besitzen.

Als der Abschied erging, trugen wohl zwei von den dreien ein trautes Geheimnis in sich, aber an dem Äther, der sie durchsonnte, nahm auch der Dritte unbewußt teil, dem nun nach Alfreds Scheiden der Tag heller erschien als sonst. Freilich hätte er nicht sagen können, warum. Herli aber, die still sinnend den häuslichen Besorgungen nachging, konnte ihm auch nichts mitteilen. Er dachte sich: Was ist das für ein besonderer Tag, und ich habe doch nichts Sonderliches erlebt, was nicht schon früher dagewesen wäre!

Jetzt trug Alfred ein liebes Bild wie ein Kleinod verschlossen in sich, dessen Leuchten ihn innerlich so erhellte, daß seine Züge davon einen Ausdruck verborgenen Glückes gewannen, der dem Fräulein Adele offensichtlich sein mußte.

Mit weiblichem Hellblick ahnte sie, daß solches Leuchten nur aus einem Quell der Liebe fließen konnte, die er zu einer trug, die sie nicht war. Das trübte ihren Mut, aber sie war stark genug, alles zu bergen, was sie bedrückte. Dazu half ihr auch der Stolz, durch den sie sich nicht geringer schätzen mochte als irgendeine andre ihres Geschlechts. So konnte sie mit scheinbarem Gleichmut mit ihm der Rede pflegen, und er fühlte sich drob wohlgemut, daß keinerlei Schatten zwischen ihnen entstand.

Dazu empfing er noch hoffnungsvolle Nachricht durch den Verwalter Hörtner über den Stand der Burgfrage in der Ortsgemeinde Schrenkenbach. Dieser teilte ihm mit, daß der Großbauer Kogelmayer, der besonderen Einfluß im Gemeinderat besitze, den Willen ausgesprochen habe, den Verkauf der Burg an einen Sprossen des alten Freiherrnstammes zu befürworten; und da dieser in allen Fragen Anhänger habe, die seinen Rechtssinn und seine Erfahrung genugsam achteten, um ihm treulich beizustimmen, so stünde ein günstiger Erfolg in Aussicht.

Da erinnerte sich Alfred, daß die Tochter dieses Großbauern mit Herli inniglich befreundet sei, und daß Herli damals bei der Waldbegegnung schon die Zusicherung des Erfolges von der Freundin erhalten und ihm nur nichts davon mitgeteilt hatte, um sich nicht dadurch ins Licht zu setzen. Nun schien ihm die holde Gestalt von dieser stillen Bescheidenheit noch mehr umleuchtet, als sie es schon vorher von ihrer sonnigen Mädchenseele war. Und als er sie wiedersah und mit ihr in der Umfriedung der Burg allein sein konnte, da dankte er ihr mit herzlichen Worten, wie es ein Liebender tut. Sie aber entzog sich mit sanftem Einspruch dem Danke, indem sie sagte, daß die Angelegenheit noch nicht zu ihrem Ende gediehen sei, daß noch die entscheidende Ratssitzung bevorstehe und daß man den Tag nicht vor dem Abend loben dürfe.

Er aber erwiderte ihr, sie sei für ihn der Tag, der noch dem Abend Licht gebe, wie sie es seinem ganzen Leben tun werde, und füllte damit ihre Augen mit einem Lichtschein, der kindlich süß und dankbar sprach.

Es kam sonach der Tag heran, der über den Besitz der Burg entscheiden sollte. In der Gemeindestube versammelte sich der Ortsrat, und Mellacher saß am Tische auf dem Stuhl zu oberst, um die Verhandlung zu leiten. Er begann in seiner Weise die neue Zeit zu preisen, die nur den Adel der Arbeit kenne und keinen andern. Damit sei auch die Zeit der Freiheit angebrochen, die jedem die Macht gebe, die allein der Werktätigkeit zustehe und nichts anderm. Keine Vorrechte sollen mehr die Gemeinsamkeit maßlos gliedern, und nur das Recht der Person, die mit ihren Händen arbeitet, soll vor allem gelten. Daher müssen Bauern und Gewerksarbeiter zusammenstehen brüderlich, den Herren aber von alter Art müsse überall nein gesagt werden. Deshalb sei er für die Ablehnung des vorliegenden Angebots des Herrn Barons von Schrenkenbach, die Burg durch Kauf zu erwerben.

Da dünkte den Beisitzern des Rates die Rede gut zu sein, was sie durch ein Nicken kundgaben, das den Mellacher seines Sieges gewiß machte. Jetzt aber meldete sich der Großbauer Kogelmayer zum Wort und begann: »Jedwedes Ding hat zwei Seiten und läßt sich verschieden anschauen vom Standpunkt, wo einer steht. Und ich als Bauer stehe auf einem Boden, der alt genug ist, um mich und meine Meinung zu tragen. Bin deshalb nicht gegen das Neue abgewendet, wenn es mir die Seite zeigt, die ich als gut erkennen mag. Aber daß etwas gut sein muß, weil es neu ist, werdet ihr, liebe Mannen, ebenso wenig glauben mögen, wie, daß etwas schon deshalb schlecht ist, weil es alt ist. Da möchten wir auch leicht unsern grauen Haaren einen Schimpf antun, was wir gewiß nicht wollen. So hat die alte Zeit ihr Recht heut noch, wenn sie in uns lebendig geblieben ist; und das kann sie nur, wenn wir selbst leben und wissen, wie wir leben sollen. Gewiß ist das ein gutes Wort, daß nur die Arbeit den Mann adeln soll und nichts andres. Aber es gibt außer der Arbeit mit der Hand noch eine mit dem Kopf. Und die für nichts achten, das hieße in den Fehler der vergangenen Zeit verfallen, die hat die Arbeit mit der Hand zu gering eingeschätzt. Auch der Bauer muß den Kopf oben behalten, will er recht bestehen, und im Kopf sitzt der Verstand, der muß alles wohl voraussehen, daß die Wirtschaft gedeihen mög'. Und haben etwa die Führer der Fabrikarbeiter eine schwielige Hand? O nein, das sind oft gar feine Herren, die nur mit dem Kopf arbeiten, um ihre Scharen dorthin zu lenken, wo es ihnen selber paßt. Das sei ihnen gegönnt, denn jeder sucht seinen eignen Vorteil und jeder auf seine Weise. Drum scheltet mir nicht die Arbeiter vom Geist, ihr, die ihr mit der Hand schafft! Denn ihr müßt damit eure eignen Obern bestreiten. Und dieser da vom alten Adel, der junge Herr von Schrenkenbach, ist Baumeister, also ist auch ihm die Arbeit kund, die uns den rechten Adel geben soll. So dürfen wir ihn als einen der Unsern begrüßen, und ich stelle den Antrag, daß er den Steinhaufen, seine alte Stammburg, käuflich erwerben mag, und zwar um den geringen Betrag, den wir selbst einst dafür gegeben haben.«

Da neigten die Beisitzer zustimmend die Stirn und gaben dadurch kund, daß sie alles guthießen, was der Großbauer geredet hatte. Darob

wollte der Grimm in Mellacher auf und mochte *schier überlaufen* in heißer Schmährede; doch *bezwang* er sich noch so weit, um sich nur zum Widerspruch gegen Kogelmayer aufzuraffen. Als jedoch zur Abstimmung geschritten wurde, ergab es sich, daß die gute Mehrheit der Stimmen dem Großbauer zufiel und dieser somit der Sieger blieb.

Als Alfred den günstigen Ausgang erfuhr und auch, wer sich seiner Sache treulich angenommen hatte, da fand er sich bei Kogelmayer ein, um ihm zu danken. Doch dieser erwiderte ihm, daß er nur nach Recht und Billigkeit gehandelt habe, und erwies sich überhaupt als verständiger Mann, der alles Ebene und Unebene mit scharfem Auge ermessen konnte. So schieden sie voneinander als Freunde, nachdem Alfred auch das liebe Töchterlein, die Freundin Herlis, herzlich begrüßt hatte.

Von ihr aber, die seine Liebe umhegte, von Herli, nahm er vorerst Abschied, sodann auch von ihrem Vater, und fuhr heim zu seiner Mutter, die ihn freudiglich empfing. Als er dem vorläufigen Bericht Genüge getan hatte, erzählte er ihr von dem günstigen Erfolge, den er mit der Erwerbung der Stammburg erreicht hatte. »Ja, liebe Mutter, nun glänzen diese grauen Steinmauern in der Ferne herrlich wie ein Märchenschloß aus weißem Marmor. Denn sie bergen ein Kleinod in sich, auf das der Himmel herunterlächelt wie auf ein lieblich Menschenkind. Und auch ihre Seele ist die eines Kindes im Mädchenleib, und wenn sie mich anblickt, bin ich selig. Nun erbitte ich mir, liebe Mutter, deine Einwilligung, daß ich sie als mein Weib und dir als Tochter heimführen darf, die du gewiß in dein Herz aufnehmen wirst in ihrer schlichten und doch hohen Art.«

Er berichtete ihr sodann alles im einzelnen, und sie sprach freudig gerührt: »Sei gesegnet, mein Sohn, mit ihr! Die du erwählt hast, muß von Natur edelgeboren sein, wenn sie auch in beschränkten Verhältnissen lebt. Sie soll meine liebe Tochter sein und mir so wert gelten wie du selbst.«

»Das danke ich dir von Herzen, liebe Mutter! Die Burg soll unser Sommeraufenthalt sein, der uns erfreuen wird. Vaters alten Freund, den Grafen Berla, nehmen wir auch mit, daß er von der obersteirischen Bergluft recht erfrischt werde. Ja, das war ein erstrebenswertes Ziel, und ich hab's erreicht, freilich mit Hilfe einer, die mir von Gott bestimmt wurde.« Und er erzählte seiner Mutter von ihrer Freundschaft mit der Tochter des Großbauern und was daraus erfolgte.

Darauf geschah es bald, daß er ein Schreiben an Meister Hierme richtete, worin er in üblicher Weise um die Hand Herlindens anhielt. Als der Alte diesen Brief gelesen hatte, stieg ihm die Freude vom Herzen zum Haupte. Doch hielt er sich ernst, als er seiner Tochter die Mitteilung von dem Freier machte, der sich eingestellt hatte, und sie um ihren Willen befragte.

Ihr heißes Erröten und der tief aufleuchtende Blick ihrer Augen gaben ihm die Antwort. Und jetzt mochte sie beichten, daß sie sich der Schuld bewußt fühlte, ihrem lieben Vater nicht schon vorher gestanden zu haben, daß sich beide in voller Zuneigung zueinander eins fühlten. Aber Alfred habe den Wunsch geäußert, vorher seiner Mutter zu berichten und sich dann erst an den Vater zu wenden. Und sie habe ihm darin willfahren müssen.

Da schloß Meister Hiermer sein Töchterlein in die Arme, küßte es auf die reine Stirn und sprach: »Wie oft, wenn ich ein Heiligenbild gemalt, habe ich den Segen des Himmels auf dich herabgebeten, Herli, und jetzt ist er eingetroffen. Denn mein Herz sagt es mir mit heiliger Gewißheit: du wirst glücklich sein. Und du, was sagst du dazu?«

»O lieber Vater, ich werde glücklich sein. Und — ich hoffe — ja sogar —« Sie barg ihr Antlitz an der Brust des Vaters und flüsterte: »Ja sogar, ich weiß es — in Demut zu Gott sei es gesagt: auch e r wird glücklich sein.«

Frühlingsahnen

Aufhorcht der verschlafene Garten:
War das ein süßer Ton!
Dazu die lauen Lüfte —
Kamen die Amseln schon?
Heraus, heraus ihr Düfte!
Wollt ihr noch länger warten
Ihr Duftigen und Zarten,
Veilchen und Anemonen?
Hört doch die Flötenlieder!
Auch knospet schon der Flieder,
Der an der Laube wieder
Will bald in weißen Flammen lohn.

Albert Sergel



Himmlische und irdische Liebe

Zwei Sonette von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Zwei Frau'n an eines Marmorbrunnens Rand,
Die eine kühl in silbergrauem Kleide,
Die andre hingelehnt zur Augenweide,
Blond, götternackt, vom fallenden Gewand

Umlodert wie von einem Feuerbrand.
Ein Flügelkind mit Lockenhaar von Seide
Plätschert im klaren Naß und eint sie beide,
Am tiefen Born des Lebens eng verwandt.

Die Spröde blickt zur Seite, sinnt und denkt
Und sammelt ihre Inbrunst ganz nach innen,
Der Freuden voll, die ihr der Himmel schenkt,

Indes die andre mit den wachen Sinnen
An ihr mit feuchten Sehnsuchtsblicken hängt,
Als spräche sie: Bekehre dich zum Minnen!

Bekehrt einander nicht: Ihr habt gewählt,
Du, die mit ihres Leibes Maienblüte
Entzücken schenkt dem irdischen Gemüte,
Die Sinnenlust mit Himmelsglück vermählt;

Und du nicht minder, die nach innen schwelt
Und deren Herz durch Hemmung so erglühte,
Daß es als reine Opferflamme blühte,
Die Erdendrang mit Ewigkeit beseelt!

Gleich ist die Wurzel, gleich ist auch die Frucht,
Mögt ihr als Liebende die Wonnen spenden,
Die einzig bleiben in des Lebens Flucht,

Mögt ihr als Schwestern mit den kühlen Händen
Die Tränen trocknen, lindern Schmerz und Sucht:
Stets ist es ein Sichschenken und Verschwenden.



Otto Keck: Die Wallfahrt



Otto Keck: Christelessee bei Oberstdorf

Zwei Algäuer Bauern- und Landschaftsmaler

Von Friedrich Düsel

Nicht nur wer den Dichter, erst recht wer den Maler verstehen will, muß in seine Lande gehen. Ja, für gewöhnlich ist das noch lohnender als die Dichterfahrt. Der Dichter, zumal der, den wir heute meinen, wenn wir diesen hohen Namen aussprechen, der Künder der Menschenherzen und des Menschengeschicks, der Deuter des Lebens und der Seher der Ewigkeit, er nimmt doch nur seinen *Ausgang* von der ihn umgebenden Wirklichkeit, Land und Leute sind ihm nicht mehr als das Sprungbrett, von dem aus ihn die Flügel der Phantasie, der geheimnisvollen Ahnung und des gottgegebenen Wissens in erdferne Höhen tragen — was bedeuten da oft noch die sichtbaren und handgreiflichen Dinge, die unter ihm zurückbleiben? Seine wahre Heimat ist das geistige Reich, wo alles Irdische nur noch symbolischen Wert behauptet. Nun erhebt freilich auch die Malerei von heute mehr als je den Anspruch, ihr Tun und Schaffen nur als Zeichen, als »Mal« einer vergeistigten, vom Wirklichen gelösten und befreiten Schöpferarbeit aufgefaßt zu sehen, aber das Wort ist und bleibt nun mal luftiger, geistiger, spiritueller als das, was Zeichenstift und Pinsel zuwege bringen, und die Vergleichsforderungen der uns allen durch den größten aller Maler, das Auge, aufgetanen Welt treten hier näher und gebieterischer vor uns hin als beim Dichter-

Selbstbildnis Otto Kecks

wort und -werk. Wohl kann auch ein Gemälde, eine Zeichnung, ja selbst eine Skizze die Überzeugungskraft der Echtheit und Wahrheit so unwiderlegbar in sich tragen, daß ich, um an die Schöpfungen zu glauben, nicht erst an den Ort zu fahren brauche, wo sie ihre Vorbilder gefunden haben; aber die letzte Bestätigung, die ich im Herkunftslande dieser Kunst empfange, ist doch wohl gewichtiger als die, so mir »in Dichters Landen« zuteil wird. versprach mir aber gerade deshalb, mittlerweile schon von der Natur und dem Menschenschlag ihrer Algäuer Heimat vorgewärmt, eine Doppelbekanntschaft, urwüchsiger und charaktervoller und deshalb vielleicht auch ergiebiger als manche andre, die ich in berühmten Kunststädten oder -siedlungen gemacht hatte, wo die Jünger der Lukasgilde Haus an Haus, Tür an Tür wohnen und sich gegenseitig in die Palette gucken.



Otto Keck: Jugend kennt keine Tugend

Das waren so die Gedanken, die mich begleiteten, als ich über Immenstadt nach Goßholz bei Lindenberg fuhr, um mich an Ort und Stelle mit zwei Malern und ihren Bildern vertraut zu machen, die mir bisher nur flüchtig bekannt geworden waren, die mich aber schon aus diesen wenigen Proben eine sonderliche Ursprünglichkeit und Echtheit ihres Schaffens ahnen ließen. Ich wußte, daß ich diese beiden Männer nicht in Malerkolonien, wahrscheinlich nicht einmal in »Ateliers« zu suchen haben würde, wußte, daß jeder von ihnen neben oder vor seiner Kunst einen bürgerlichen Beruf ausübte,

Der Fußweg von der Station Röthenbach, wo ich die Bahn Kempten—Lindau verließ, nach dem Dorfe Goßholz, wo Otto Keck seinen Wohnsitz hat, führt durch hügeliges Gelände, das dem Wanderer durch einen anmutigen Wechsel von Ackerbreiten und Waldstreifen eine sanfte Mittelgebirgslandschaft vortäuschen könnte, wenn man nicht immer wieder, sooft der tief eingeschnittene Pfad sich hebt, den Ausblick auf die Kette der Algäuer Berge hätte, die um die Pfingstzeit noch tief herab mit Schnee bedeckt sind. Man kommt auf diesem sonst nur Einheimischen bekannten Wege sozusagen





Otto Keck: Gefallen

hinterrücks in den Ort, und wenn man durch vorgelagerte Gärten, zwischen zwei Grundstücken die Dorfstraße betritt, ist man als Norddeutscher überrascht durch die Stattlichkeit und den offensichtlichen Reichtum ihrer Gebäude, die vorwiegend mehr städtisch als dörflich anmuten. Man merkt, wenn es einem nicht vorher schon die saftigen Wiesen gesagt haben: hier ist ein Land, wo Milch und Rahm fließen, ehe Käse daraus wird, und dieses Segens noch nicht genug: auch eine blühende Industrie ist hier zu Hause, zählt doch das nahe Lindenberg, wie man sich hernach auf der großen Münchner Gewerbeschau überzeugt, zu den bedeutendsten Orten der europäischen Strohhutfabrikation. Ein paar hundert Meter die Dorfstraße bergan, und man steht vor einem Gasthause, einem jener behäbigen, breitgelagerten Gewese, bei denen man sich denkt: Die könnten getrost ein paar Monate belagert werden, sie würden keinen Hunger leiden, weil sie alles zu des Leibes Notdurft und Nahrung Ge-



Otto Keck: Kirchgang



Otto Keck: Seelenschmerz

wirt, Metzger und Bäcker in einer Person —, ließ in seiner Familie keine romantischen Außenseiter zu: wie der Bruder Bäcker, so mußte Otto Metzger werden. Zwölf Jahre hat er, den Eltern zuliebe, dieses Gewerbe betrieben. Freilich fand man ihn nicht selten mit der Metzgerschürze vor der Staffelei statt an der Fleischbank, und im Grunde fühlte er sich recht bedrückt durch diesen steten Zwiespalt. Zumal als er dann während seiner Münchner Soldatenzeit die ersten »richtigen« Gemälde gesehen hatte, war ihm die Metzgerei verleidet. Aber Maler werden — dazu war's nun wohl zu spät. Vielleicht ließ sich der großen Lehrmeisterin Natur im Forstwesen um eine Spanne näherkommen; Baum und Strauch, Wald und Wild — das reimte sich schon eher auf Farbe und Bild. Vier Jahre blieb Keck dabei, bis an die Schwelle der Dreißig; dann heiratete er und kaufte sich eine Weinwirtschaft in Überlingen

hörige in sich bergen, Korn und Brot, Äpfel und Most, Vieh und Fleisch.

Da waltet nun also schon seit manchem Jahr als Herr und Wirt Otto Keck, ein großer, kerniger Fünfziger, ähnlich, wie Lukas Cranach neben seinem Künstlerberuf Burgemeister und Apothekenbesitzer in Wittenberg war. Kecks Wiege freilich hat nicht hier in Goßholz gestanden, sondern im nahen Oberstaufen, das malerisch zwischen herrlichen Tannen- und Buchenwäldern liegt, aber in seinen Lebens- und Wirtschaftsbedingungen als Käse-, Strohhut- und Holzstoffabrikort kein sonderlich andres Gesicht zeigt. Früh, bevor er noch die Volksschule besuchte, regte sich in dem Jungen die Lust zum Zeichnen, und als er dann in die Realschule zu Mindelheim kam, machte sogar der Lehrer seine Eltern auf die Begabung ihres Sprößlings aufmerksam. Aber der Vater, ein Mann, der sozusagen mit drei Beinen im handwerklichen Erwerbsleben stand — er war Gast-



Otto Keck: Fräulein C. Reindl



Otto Keck: In guter Laune

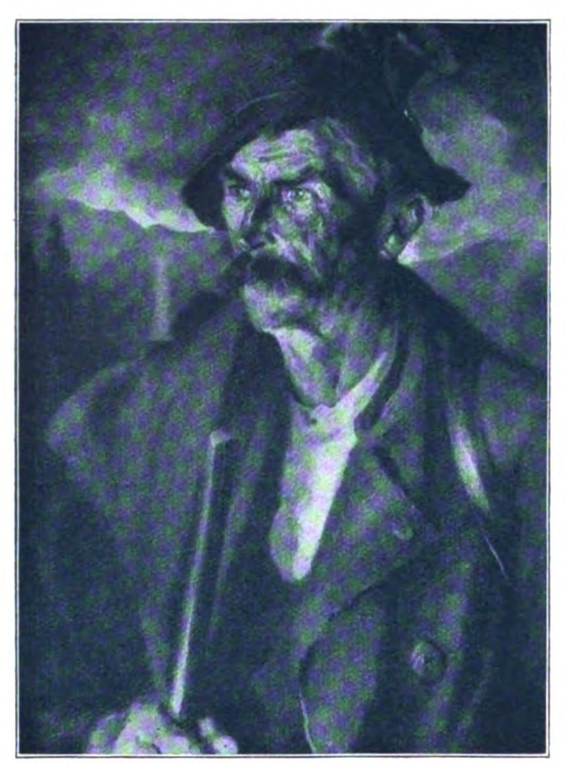
lichtoffenen Tanzsaal eingerichtet hat, und seine Stoffe und Modelle auch weiterhin dort zu suchen, wo er sich, wie durch sein bürgerliches Ansehen, auch als Künstler heimisch fühlen durfte.

Und nun standen wir in der Werkstatt, deren breite Wände und Staffeleien fast eine kleine Galerie von Gemälden und Studien beherbergen konnten. Nichts gemacht »Geniales« störte hier den Eindruck einer redlich auf sich selber beruhenden Kunstübung. Da hingen die Landschaften — da die Porträtköpfe oder -figuren — da die Genrebilder, wie Land und Leute sie ihrem Malersmann, dem Meister Keck, wie er in der ganzen Gegend heißt, geschenkt hatten. Man sah wohl noch, durchschritt man den weiten Raum hinüber und herüber, die mühsame Entwicklung, sah gelegentliche Abhängigkeiten von Defregger oder von Hans Best, erkannte auch deutlich die Grenze dieser gutbäuerlichen

am See. Nun fanden sich schon häufiger Mußestunden für die geliebte Kunst, und als er gar zwei Jahre darauf, von unbezwinglicher Sehnsucht in die Berge zurückgezogen, in Goßholz die Gast- und Landwirtschaft erworben hatte, die da so einladend am Wege liegt, fühlte er sich im Nebenberuf als Maler, besonders seitdem er das Land in Pacht gegeben hatte. Da kamen denn auch allmählich die öffentlichen Anerkennungen und Ermunterungen: »Kollegen« von Fach und Ruf, wie Defregger, Zeno Diemer, Compton, Waderé, kargten nicht mit ihrem Beifall, der Münchner Glaspalast öffnete sich den Keckschen Bildern. Einen weniger Festgewurzelten hätten solche Erfolge wohl aus dem Boden heben und in die Stadt locken können, Keck war gescheit genug, sich mit der Werkstatt zu begnügen, die er sich im oberen Stockwerk seines Hauses aus einem geräumigen



Otto Keck: Bauer aus dem Oberalgäu



Otto Keck:
Jäger aus dem oberen Algäu

immer wieder vorgestimmt auf die energischen Kontraste einfacher Farben, wie das Volk sie sich für seine Trachten und seinen Schmuck von der Atmosphäre geborgt hat.

Dieses Sichemporarbeiten des Malers an seinen eignen Aufgaben läßt sich, dünkt mich, auch an den Abbildungen Keckscher Gemälde beobachten, die wir hier, als bescheidene Auswahl aus einer großen, mannigfaltigen Fülle von Arbeiten, zusammengestellt haben. Da sind zunächst die bäuerlichen Genreszenen, von denen Keck wohl ausgegangen ist. In dem Bild »Jugend kennt keine Tugend« bei etwas schematischer Komposition, aber frischem epischem Vortrag noch ein deutlicher unfreier Anklang an die Münchner Anekdotenmalerei, die sich mittlerweile durch allzu handwerksmäßige Wiederholung ihrer »lustigen« Situationen in gelinden Mißkredit gebracht hat; in dem 1914 entstandenen Bilde »Gefallen«, so sehr man sich zunächst durch das allzu betonte Gerät der Kunst da, wo sie, etwa in den Blumenstücken, ins Dekorativ-Elegante hinüberwollte — das entscheidende Gefühl aber war doch das einer unbeirrten, mit gelassenem Selbstbewußtsein von Stufe zu Stufe emporklimmenden Tüchtigkeit, die vom Zeichnerischen ausgegangen war, komponieren gelernt hatte und sich eben daranmachte, die Farbengebung aus einer gewissen bäuerlichen Derbheit und Überschlichtheit zu feineren Abstimmungen zu erziehen. Dazu sollten gerade die Blumenstücke helfen. Denn sie allein konnte man sich nach koloristischem Geschmack zusammenlesen; bei den Trachtenbildern der Gegend und selbst bei den Landschaften, diesen bayrisch-schwäbischen Vorgebirgslandschaften mit ihren entschiedenen, hart voneinander abgesetzten Farben, war man gebunden, gleichsam



Otto Keck: Nach dem Fuchsriegeln



Otto Keck: Entgleistes Spiel

Sennstube zerstreut fühlt, in der rechten Gruppe, Vater und Tochter, bei aller bäuerlichen Realistik im einzelnen schon der ergreifende Ausdruck eines seelischen Gefühls: schneidendes Weh und unbeholfener, treuherziger Trost; in den beiden Bildern »Nach dem Fuchsriegeln« und »Entgleistes Spiel« eine wohl noch an der Leibl-Überlieferung geschulte, aber doch schon zu freier Selbständigkeit gediehene Geschlossenheit der Stimmung und eine lebensprühende Unmittelbarkeit in den Menschengruppen, die sich dabei in der Charakteristik der einzelnen Erscheinungen nichts vergeben. Gewiß, auch diese beiden Bilder »erzählen« noch. Aber tun das nicht Leibls Bauern- und Wildererstücke auch? Zum mindesten in dem Jagdbilde — mag man das andre noch etwas »gestellt« finden — ist der malerische Gesamteindruck so stark und beherrschend, daß einem das Wort »Genre« (mit dem herabsetzenden Beiklang, der ihm nun einmal eigen ist), nicht mehr über die Lippen will.

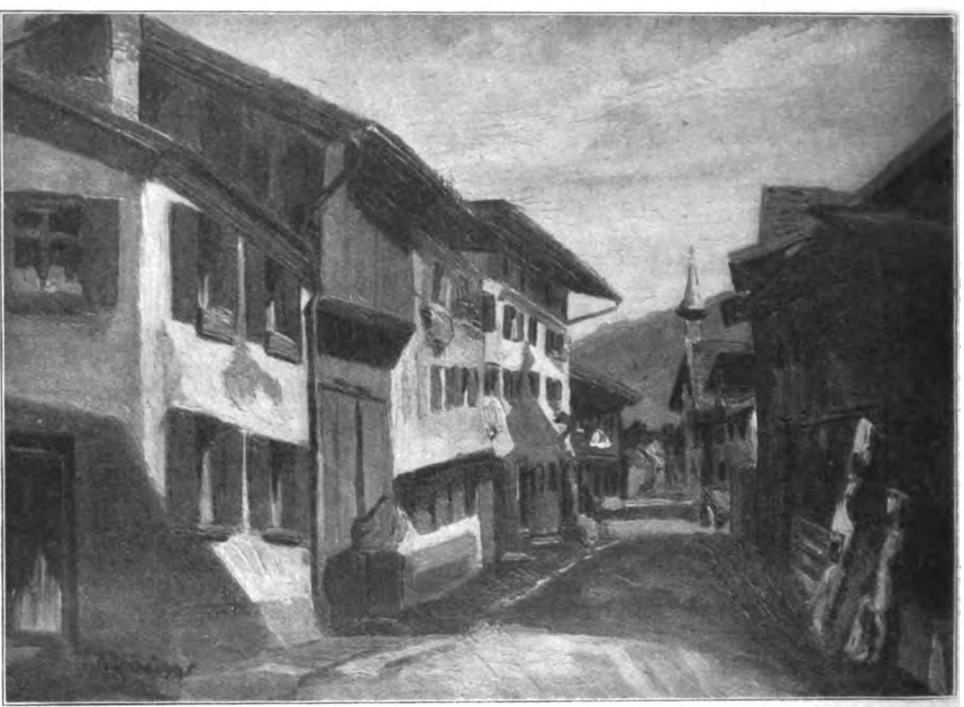


Otto Keck: Bildnis Fritz Schwaigers

Dann die Köpfe. Zugegeben, der »Seelenschmerz«, dies leidvolle Frauenantlitz mit der künstlichen Verdüsterung der Gesichtszüge und dem tiefverschleierten Auge, hat, zumal in der Behandlung des fließenden Haares, etwas auf den äußerlichen Effekt Zugespitztes, das nicht gerade vorteilhaft an Gabriel Max und seine mystisch-sentimentale Manier erinnert, und umgekehrt ist der Bauer mit dem altväterischen Regenschirm unterm Arm etwas absichtlich auf die »Gute Laune« (des Dargestellten wie des Betrachters) eingestellt. Daneben aber: welch prachtvollen, von Wetter, Arbeit und Erleben durchgearbeiteten Kopf zeigt uns der alte Bauer aus dem Oberalgäu, und wie fein und besonders in ihrer nachdenklichen, nach innen gekehrten Verhaltenheit ist das Bildnis des Fräuleins C. Reindl geraten! Die Mannigfaltigkeit und die Ausdrucksfülle der beiden Porträtseiten 232 und 233 soll man bei einem Autodidakten, soll man überhaupt bei einem Maler erst suchen! Nimmt man dazu noch das Selbstbildnis in seiner schlichten, ruhigen Sachlichkeit, so weiß man, daß der Weg des Bildnismalers Keck bergauf geht, hohen Zielen zu.

Ob die beiden Gruppenbilder »Kirchgang« und »Wallfahrt« (s. das farbige Einschaltbild) nach oder vor diesen Bildnissen entstanden sind, weiß ich nicht. Der »Kirchgang« scheint mir eine beträchtlich zurückliegende Studie für die »Wallfahrt« darzustellen. Jedenfalls ist in dem zweiten Bilde die durch die doppelte Senkrechte etwas zu lineare Steifheit schon gelöst, der Ausdruck der fein abgestuften Gesichter hat sich sichtlich belebt, und der Maler kann es sich hier schon leisten, ohne die Komposition zu stören und der Koloristik weh zu tun, die bunten Trachten der drei bis ins kleinste getreu wiederzugeben.

Der Landschafter Keck ist erst im Werden begriffen. Das weiß er selbst und betont es mit der schönen männlich-selbstbewußten Bescheidenheit, die in seinem Auftreten so wohltut. Dennoch möchte ich zum mindesten den »Christelessee bei Oberstdorf«, ein Frühlingsbild, zumal in seinem zeichnerischen Aufbau, mit der wohlgeglückten Überschneidung der schneebedeckten Berge durch die Baumgruppen im Vordergrunde, als einen vielversprechenden Anfang auch auf diesem Wege hoffnungsvoll begrüßen.



Fritz Schwaiger: Aus Immenstadt



Fritz Schwaiger: Hinterstein bei Oberstdorf



Fritz Schwaiger: Fischen mit Rubihorn

Am flottesten, fast wie ein Impressionist des Bildnisses gibt sich Keck in dem Porträt seines ihm durch Verehrung und Freundschaft verbundenen Malerkollegen Fritz Schwaiger. Man sieht es dieser Erscheinung an, daß Schwaiger der problematischere von beiden ist. Er hat als der beträchtlich Jüngere und wohl auch enger mit fremden, großstädtischen Künstlerkreisen in Berührung Gekommene nicht mehr die gerade, schiere, ungebrochene Ursprünglichkeit Kecks, dafür aber ein beweglicheres Naturell und ein, ich möchte sagen nervöseres Verlangen nach modernen Aufgaben. Durch eine Kunstschule oder Akademie ist auch er nicht gegangen, Maler ist auch er nur in den »poetischen Nebenstunden«, wie das 18. Jahrhundert die dem Beamtenberuf oder der bürgerlichen Hauptbeschäftigung abgewonnene und den Musen geopferte Zeit gern nannte, und es muß schon Sonn- oder Festtag werden, ehe ein Postbeamter sich das Vergnügen gönnen darf, mit Malkasten und Staffelei ins Land oder in die Berge zu ziehen, um, solange das Licht dauert und Auge und Hand nicht müde werden, allein der Kunst zu gehören.

Schwaiger hat seinen Wohn- und Berufssitz in Immenstadt, diesem zwischen Alpsee und Iller am Fuße der Algäuer Alpen so lieblich-malerisch hingestreuten Städtchen, das den Fremden, zumal wenn er das Glück hat, Arbeiter und Bürgersleut' am Fronleichnamstage beim Kirchgang und bei der Prozession zu treffen, mehr schwäbisch als bayrisch anmutet. Immenstadt hat in den Linien seiner nächsten Umgebung, in seinen Straßen und Häusern, seinen Trachten und seinem Volksleben etwas Leichtherzig-Anmutiges, das der schweren bajuvarischen Art fast ein Schnippchen schlägt. Der aus dem heimischen Barock schöpfende Historienmaler Karl Ludwig Glötzle war, Eugen Ludwig Hoeß ist hier zu Hause, und wer seine reizenden Bildchen kennt, die buntbeblumten Wiesen und grünen Waldhänge mit den friedlich äsenden Rehen, die selten fehlen, der hat den landschaftlichen Begriff Immenstadt, auf eine malerische oder sagen wir: eine illustrative Formel gebracht, vor sich.



Fritz Schwaiger: Am Wege zum Oytal

Freilich, es gibt in der Umgebung Immenstadts auch landschaftliche Szenerien, die sich von den idyllischen Ansichten, wie Hoeß sie



Fritz Schwaiger: Morgensonne im Spielmannsau-Tal

bevorzugt, durch kräftigere oder lebhaftere Umrisse unterscheiden. Fährt man von Goßholz nach Immenstadt zurück, so hat man zu seiner Rechten den Alpsee, ein an sich



Fritz Schwaiger: Bergfrühling



Fritz Schwaiger: Alpenrosen

etwas flach wirkendes Gewässer von zahmer, bunter Lieblichkeit, das aber durch die es im Halbkreise abschließenden Berge den Charakter eines echten Gebirgssees gewinnt. Den hat Schwaiger bei leichter herbstlicher Bewölkung gemalt (s. das farbige Einschaltbild), und es ist wohl bis heute eins seiner kennzeichnendsten Bilder geblieben: Vorgebirgsbild, noch nicht zur vollen alpinen Größe gelangt, etwas zage noch in der Auffassung, ohne den festen, einheitlichen Zug, aber mit dem warmen, dumpfblauen Ton der Berge äußerst anheimelnd, freundlich, vertraut und gesellig. Und gleich erkennt man an dieser Arbeit, wohin es den Maler Schwaiger vornehmlich zieht: zum Atmosphärischen, zum Spiel der Wolken und der Luft, zum Licht und zu seinem Widerschein im spiegelnden Wasser. Darin ist er — das ist meine, nicht seine Meinung — Keck überlegen, dessen erste, lang anhaltende Liebe doch nun mal den Menschen des Algäus gehört hat.

Auch aus Immenstadt selbst hat Schwaiger manche malerische Gassenpartie festgehalten, und immer ist es der Wechsel von Licht und Schatten, der ihn dabei reizte. Dann aber ist er mit seiner Staffelei den Bergen näher auf den Leib gerückt. Ist in die Gebirgsdörfchen hinaufgestiegen, die sich um das stattliche, von stetig wachsendem Fremdenverkehr belebte Oberstdorf lagern, hat sich aus Hinterstein, von dem es einmal hieß, hier sei die Welt mit Brettern zugenagelt, das sich aber seitdem mit seinem samtbraunen, sonnenverbrannten Häusergebälk und seinen niedrigen steinbeschwerten Dächern so vielen Sommerfrischlern ins Herz geschmeichelt hat, eins seiner wuchtigsten, aus dem von der bizarren Trettachspitze überragten Einödsbach eins seiner malerischsten und wirkungsvollsten, aus andern, noch näher an den Fuß der Schneeberge herangeschobenen Orten ernste, strenge, fast düstere Vorwürfe gesucht, um endlich in den beiden Gemälden »Fischen mit Rubihorn«, einer Spätherbststimmung, und »Am Wege zum Oytal« die ganze überragende Großartigkeit der Gebirgswelt zu erfassen. Wie sich da der schmächtige Kirchturm mit der ihn umgebenden bescheidenen Häusergruppe gleich einer Vogelmutter mit ihren Jungen ins Nest der Berge einschmiegt, wie sich die einsame, schmale Wegspur zwischen den Fichten hindurch, weit entfernt schon von den letzten menschlichen Siedlungen, durch die Schründe zu den Gipfeln emporwindet, das ist gute,

sich frei und zwanglos, mit heißer, pochender Liebe an den Busen der Natur werfende Gebirgsmalerei, die die kleinzügige Lieblichkeit des Tales weit unter sich gelassen hat.

Ausgesprochene Licht- und Luftprobleme sind es wieder, die uns in den beiden Gemälden »Morgensonne im Spielmannsau-Tal« und »Bergfrühling« begegnen. Die Sonne hat sich eben aufgemacht. Noch liegen die unteren Partien der Berge im Dunkel, über den Kratzer (links) und die kühn emporschießende Trettachspitze (rechts) aber streicheln schon die jungen Strahlen des Tagesgestirns und hüllen sie in einen Mantel von Gold. Aber auch unten stehen bereits einige Sträucher von Lichtperlen überrieselt, und dies Sichzuwinken der vollen Pracht dort oben und der leise tastenden Zärtlichkeit hier unten, es feiert ein Erlebnis, das der Freund des Hochgebirges zu seinen beglückendsten zählt und dem er deshalb auch in der Malerei das schönste Denkmal wünscht. Erhabener, majestätischer noch und zugleich jubelnder im Ton ist der »Bergfrühling«. Das klingt wie eine Fanfare des wiederkehrenden Lichtes, wie ein Erlösungsschrei nach langer Gefangenschaft, wie eine dem Schöpfer Himmels und der Erden gesungene Lob- und Dankeshymne.

Je näher man die beiden benachbarten Maler im bayrischen Schwabenkreis miteinander vergleicht, desto mehr Verschiedenheiten oder besser gegenseitige Ergänzungen ihres Wesens und Schaffens treten hervor. Wonach Keck, wenigstens zur Zeit meines Besuches im Frühling 1922, erst vorsichtig die Fühler ausstreckte, das hatte sich schon damals Schwaigers flotterer Pinsel in schnellem Ansturm erobert: das Blumenstilleben. Schade, daß es nicht anging, die Alpenrosen, diese purpurroten, freiwüchsigen Kinder der Bergmatten, farbig wiederzugeben; sonst hätte wohl dies eine Blumenbild genügt, seinen Maler als einen geschmacksicheren und doch mutigen Koloristen zu erweisen, der sich aus der reichen Blumenwelt seiner Gebirgsheimat gewiß noch viele prächtige, leuchtende Farbenstücke holen wird.

In einem aber, in dem für die schöpferische Persönlichkeit Entscheidenden finden sich Keck und Schwaiger schließlich doch wieder zusammen: sie sind auch als Maler getreueste Söhne ihrer kräftigen Bergheimat, ihre Stoffe kommen zu ihnen, wachsen ungesucht, naturhaft aus ihrer Heimatliebe hervor und werden, wie sie da sind, wiederum zu einem Stück ihrer Landschaft, ihrer Lebensäußerungen, Sitten und Bräuche.

Frühling

Vier junge Menschen standen hoch und spielten;
Und braune Geigen schluchzten wehe Lieder
Von Lieb' und Leid und Lust und Lassen.

Eins und zwei und drei!
Kommt und eilt herbei,
Daß es freudig klingt,
Himmeljauchzend singt,
Feuerfarben blüht,
Sonnetrunken glüht,
Rosenrotes Blut.
Heilig-hohe Glut
Facht zu Gleißeglanz
Frühlingsfroher Tanz!

Die Mädchen tanzten, gertenschlanke Körper,
Und boten heimlich knospende Brüste
Goldflutender Sonne zum Opfer dar:

Eins, zwei, drei und vier!
Kommt und tanzt mit mir,
Reigen jubelnd schlingt!
Flamme lodernd winkt;
Feuer, grün und rot,
Junge Brust durchloht!
Sonne lacht uns zu;
Sonne, Mutter du;
Sonne, mach' uns frei!
Eins und zwei und drei ...

Vier junge Menschen standen hoch und spielten.
In braunen Locken glühte Abendrot.
Die Geigen weinten. Letzte Lieder sangen
Von silberblauer Nächte dunklem Tod.

Heinrich Sieberg

Kants Einfluß auf seine Zeit

Zu seinem 200. Geburtstage (22. April 1924)

Von Prof. Dr. Erich Adickes Tübingen)

Das Andenken eines Königs im Reich der Gedanken feiert Deutschland und mit ihm die ganze Kulturwelt in diesen Tagen, das Andenken des Mannes, auf den Schiller das Distichon prägte:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun.

Die Worte waren der Ausdruck dessen, was die damalige Zeit erlebte. Sie passen aber auch noch auf die Gegenwart. Denn noch immer ist Kant »aktuell« und von größter Bedeutung für die Entwicklung des philosophischen Denkens.

Doch nicht davon will ich heute reden. Ich möchte den Leser vielmehr in die beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurückversetzen und ihm in großen Zügen schildern, wie tiefgehend Kant die Philosophie, die Wissenschaft und darüber hinaus die ganze Ideenwelt Deutschlands beeinflußt hat.

Als er mit seinem System hervortrat, herrschte die Aufklärungsphilosophie. Was ihre Durchschnittsvertreter kennzeichnete, war ein charakterloses Gemisch von Leibniz-Wolffschem Rationalismus und von englischem Empirismus. Leibniz hatte in seiner Vielgeschäftigkeit nie die Muße gefunden, seine Philosophie in ihrem ganzen Zusammenhang einheitlich darzustellen. Chr. Wolff holte das nach: in 23 dicken lateinischen Quartbänden systematisierte er seines Meisters Gedanken, suchte sie aber zugleich dem gesunden Menschenverstande anzunähern. Diesem Streben fielen die kühnsten und tiefsten Ideen zum Opfer. Schuld war seine platt-verständige Denkweise. Geniale Erfindungsgabe war ihm versagt, aber er vermochte auch nicht einmal das genial Erfundene als solches zu würdigen und es nachempfindend in sich aufzunehmen. Schon bei ihm drangen empiristische Elemente, krebsartig wuchernd, in das rationalistische Gewebe ein. Noch viel weiter ging dieser Prozeß und die Verwässerung bei seinen Schülern. Verschwommener Eklektizismus trat auf, mit der ihm eigentümlichen Abneigung gegen streng systematische, schulgerechte Forschung und Darstellung. Dazu kam, daß die Aufklärungsgedanken kein ursprünglich deutsches Gewächs waren, sondern von England her importiert wurden, mit ihnen zugleich aber auch englischer Empirismus und die englische Art, auch philosophische Fragen leichtverständlich und mit Geschmack, in engstem Anschluß an äußere und innere Erfahrung, zu behandeln.

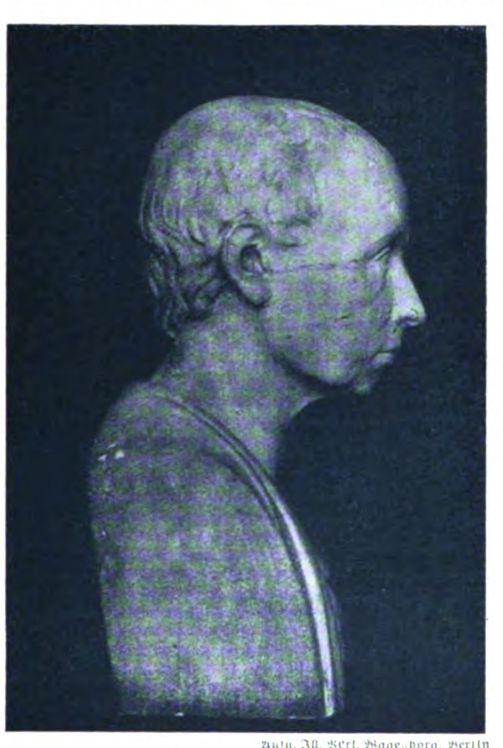
So entstand in Deutschland die Popularphilosophie als die typische Vertreterin des Geistes der Aufklärung auf philosophischem Gebiet. Eigentlich stellt sie eine Verneinung jeder tieferen Philosophie dar. Denn sie krankt, vor allem in der Erkenntnistheorie, an chronischer Problemlosigkeit. Der Feind wahrer Wissenschaft, eine starke Tendenz zum Harmonisieren, die Leidenschaft aller seichten Denker, beherrscht sie. In den Seelen dieser Leute wohnen Leibniz und Locke, ja Leibniz und Hume friedlich nebeneinander. Die Gegensätze verschwinden, aber nicht dadurch, daß man sie, von monistischem Drang beseelt, in höherer Einheit glaubt überwinden zu können, sondern dadurch, daß man die Augen vor ihnen verschließt und nicht auf sie achtet. Es fehlt die Fähigkeit, die Probleme scharf zu erfassen und zu Ende zu denken, in den Selbstverständlichkeiten des Alltags die verborgenen Rätsel zu finden. Faßlichkeit und Mitteilbarkeit werden nur auf Kosten der Tiefe, Schärfe und Folgerichtigkeit erreicht. Die Aufgabe wäre gewesen: den gemeinen Menschenverstand auf den Standpunkt der Philosophie zu erheben; statt dessen läßt die Popularphilosophie sich selbst auf das Niveau des gemeinen Menschenverstandes herab.

Daher die tödliche Langeweile, die für uns über den Werken jener Epoche lagert, wie die Schwüle über der Natur am heißen Sommertag vor dem belebenden Gewitter. Und wie auf Blitz und Donner neues Blühen und Sprossen folgt, so zauberte auch Kants Kritik der reinen Vernunft neues Leben aus den Ruinen hervor.

Zwar zunächst konnte es scheinen, als sei es nur ein kalter Schlag gewesen, der 1781 in die satte, selbstzufriedene Gesellschaft fuhr. So wenig wie die Enzyklopädisten und die übrigen französischen Aufklärer Rousseaus neue Einstellung zu Kultur und Wissenschaft innerlich begreifen und zur ihren machen konnten, so wenig war die deutsche Popularphilosophie Kants Kritik der reinen Vernunft und seinem System gegenüber dazu imstande. In beiden Fällen fehlten die Aufnahmeorgane, mußten fehlen, weil zwei Zeitalter, zwei Lebensanschauungen gegensätzlichster Art zusammenstießen. Kant hat zwar der Aufklärung nachträglich noch ihr Programm geschrieben, in dem Aufsatz »Was ist Aufklärung?«, den er 1784 in dem Organ der Berliner Aufklärer, Biesters Berliner Monatsschrift, veröffentlichte. Und man könnte versucht sein, ihn als den Höhepunkt in der philosophischen Aufklärungsbewegung zu bezeichnen. In Wirklichkeit bildet er den Wendepunkt und ist der Herold einer neuen Zeit, wie der Sturm und Drang auf literarischem Gebiet, wie Rousseau auf allgemein kulturellem.

Die Gedankenmassen Kants sind fast durchweg denen der Aufklärung entgegengesetzt. Für diese war die Wissenschaft eine Tatsache, kein Problem. Tausende hatten Humes Essay gelesen mit einer scharfen Kritik des Kausalbegriffs, kein Deutscher aber hatte vor Kant die Tragweite dieser Polemik auch nur von fern geahnt. Daß die Wissenschaft auf strengste Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit Anspruch machen könne, war für alle — trotz Hume — eine Selbstverständlichkeit gewesen. Für Kant wird gerade dieser Anspruch zum Hauptproblem. Um ihn rechtfertigen zu können, sieht er sich gezwungen, zum Apriorismus und Idealismus zu greifen und eine neue Methode, die transzendentale, zu schaffen. Durch ihn erst wird die Erkenntnistheorie zur Grundlage der ganzen Philosophie.

Die Aufklärungsphilosophie hatte das Apriori der Vernunft und die Erfahrung kritik- und prinzipienlos nebeneinander als Erkenntnisquellen verwertet und in keinem der beiden Begriffe irgendwelche besonderen Schwierigkeiten gefunden. Für Kant werden beide zum Problem: er findet, daß wir Menschen selbst es sind, die vermöge des Apriori (der Anschauungsformen Raum und Zeit und der zwölf Kategorialfunktionen) die Erfahrung machen und der Natur ihre allgemeinsten Gesetze, z. B. das Kausalgesetz, vorschreiben.



Aufn. Ill. Verl. Wagenborg, Berlin

Immanuel Kant

Nach der in Halle neuaufgefundenen Büste von Bardou (um 1800)

Die Aufklärungsphilosophie dachte im großen und ganzen realistisch. Sie hielt die körperliche Welt, die uns umgibt, nach Abzug der sekundären Sinnesqualitäten, der Farben-, Geschmacks-, Geruchsempfindungen usw., für das wahrhaft Seiende. Kant ist transzendentaler Idealist: unsre Außenwelt wie unsre Innenwelt geben uns nur Erscheinungen, das zugrunde liegende An-sich bleibt unbekannt. Nur das eine können wir darüber sagen, daß es nicht räumlicher oder zeitlicher Art sein kann.

Und damit kommen wir zum stärksten Gegensatz. Die Aufklärungsphilosophie sah in der Vernunft ein Instrument, vermittels dessen der Mensch schier alles erreichen könne. Für menschliches Forschen wurden keinerlei prinzipiell unübersteigbare Schranken anerkannt. Gewiß liege über manchen Dingen noch tiefes Dunkel. Aber die fortschreitende Aufklärung werde auch das heben. Kein undurchdringliches Geheimnis, kein unlösbares Rätsel könne den Siegeszug der Vernunft auf die Dauer aufhalten. Die Pariser Revolution errichtete ihr einen Altar. Die biederen Deutschen gingen nicht so weit, aber sie meinten doch, alles Irrationale für immer aus der Welt verbannt zu haben.

Im schärfsten Widerspruch dazu behauptet Kant, der Allzermalmer (wie ihn Moses Mendelssohn gerade wegen dieser Seite seines Denkens nennt), daß unser Wissen und Forschen für immer auf die Erscheinungswelt, auf die Welt möglicher, menschlicher Erfahrung beschränkt sei. Nur für sie gilt auch das Apriori: Keine Spekulation der Vernunft, und sei sie noch so kühn und scharfsinnig, vermag uns in das Gebiet des Transzendenten, des jenseits möglicher Erfahrung liegenden Ansichseienden hinüberzuführen. Für die theoretische Philosophie ist hier leerer Raum; auch über Gott und Weltall, über Willensfreiheit, über Wesen und Unsterblichkeit der Seele vermag sie keine begründeten Behauptungen aufzustellen.

Ganz anders ist es mit der praktischen Vernunft bewandt. Hier haben wir in dem »Du sollst« des kategorischen Imperativs, in der unbedingt verpflichtenden Kraft, mit der das Sittengesetz sich in unserm Gewissen geltend macht, den festen Pol. Dem unbedingten Sollen muß ein ebenso unbedingtes Können entsprechen: wir müssen als intelligible Wesen einen vom Zwang des Kausalgesetzes freien Willen haben. Durch ihn bezeugen wir uns als Bürger einer übersinnlichen Welt; in ihr liegt unsre eigentliche Bestimmung, und nur durch moralisches

Handeln kann sie erreicht werden. Mit diesem aber ist wieder der Begriff des höchsten Gutes unauflöslich verbunden, das seinerseits nur unter der Bedingung der Unsterblichkeit der Seele und der Existenz eines theistisch gedachten Gottes realisierbar ist. Beide Bedingungen werden so zu notwendigen Postulaten der praktischen Vernunft. Praktische Vernunft aber gehört zu dem, was wir heute als die emotionale Seite des Menschen bezeichnen, und ist bei Kant oft gleichbedeutend mit Willen. Er verkündigt zwar eine »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«, scheinbar ganz im Sinne der Aufklärung. In Wirklichkeit aber ist er weit über diese hinaus: auch in der Religion macht sich das Irrationale breit in der Form des radikalen Bösen im Menschen, und, was noch wichtiger ist, ihre Grundlage ist nicht Erkennen und Beweisen, sondern der moralische Glaube des sittlich Handelnden. Kant steht hier ganz zu Rousseau, zum Sturm und Drang: Herz und Gemüt setzen sich durch gegen Verstand und Vernunft, das Emotionale gegen das Intellektuelle. Und in der überragenden Bedeutung, die Kant dem Willen beimißt, wird er der Wegweiser für die Philosophie der Romantik: Fichte und Schopenhauer, die zwei großen Antipoden, gehen beide in der von ihm eingeschlagenen Richtung weiter fort, und unter ihrem Einfluß ist dann die neue, allem Aufklärertum schnurstracks entgegengesetzte Einstellung dem geistigen Leben gegenüber zur herrschenden geworden.

Noch eine weitere Kategorie verdankt die Philosophie und Wissenschaft der Romantik Kant: die des Werdens. Der Entwicklungsgedanke nimmt einen breiten Raum in seiner Philosophie ein, fast kann man sagen: er hält ihre verschiedenen Seiten zusammen. Dadurch tritt sie in einen weiteren Gegensatz zur Aufklärung, deren Durchschnittsvertretern der geschichtliche Sinn in hohem Maße abging. Kant verfolgt, schon in seiner Jugendzeit, das Werden der Welten durch die unendlichen Räume des Himmels und zeigt, wie sich aus der nebelartig verteilten Urmaterie rein mechanisch die Weltkörper entwickeln. In seinen Vorlesungen über physische Geographie führt er die Geschichte der Erde und die Entwicklung ihrer Geschöpfe, der Pflanzen, Tiere und Menschen, vor und behandelt vor allem die Abhängigkeit des Menschen, seiner Völker und Rassen von Klima, Bodenbeschaffenheit und andern physischen Faktoren. Dieser Betrachtung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, setzt er dann schließlich in seiner Geschichtsphilosophie die Betrachtung dessen an die Seite, was der Mensch aus sich selbst macht, und zwar vermöge seiner Freiheit: durch moralisches Handeln, Entwicklung der Kultur und Ausbau des Idealstaates. Gerade hier war Kants Einfluß auf Herder groß: ohne ihn wären die »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« nie geschrieben worden.

Noch eines letzten Gegensatzes muß kurz gedacht werden, der sich um den Begriff des Nutzens dreht. Dieser stand für die Aufklärung entsprechend ihrer einseitig intellektuellen Orientierung überall im Mittelpunkt der Betrachtung. So bei der Frage nach Wert und Gegenstand der Wissenschaft: sie sollte nicht um ihrer selbst willen, nicht aus reinem Interesse an der Forschung getrieben werden, sondern nach echter Banausen Art nur um menschlicher Glückseligkeit willen und nur soweit, als sie unmittelbaren Nutzen bringt. Nutzen sollte auch das letzte Wort beim moralischen Handeln sein, sowohl bei seinen Zwecken als bei den Motiven, die dazu bestimmen. Und auf den Nutzen der Menschen ist nach Meinung der Aufklärer auch die Natureinrichtung zugeschnitten, im großen ganzen wie im einzelnen. Die teleologische Betrachtung war eine plumpe, aufdringliche, rein äußerliche: so wurden z. B. die tagsüber wehenden Seewinde auf unmittelbare Anordnung Gottes zurückgeführt, sie sollten bezwecken, den Bewohnern der Inseln und Küsten heißer Gegenden wohltätige Kühlung zu verschaffen.

Diesen platten Nützlichkeitsstandpunkt verfolgt Kant auf der ganzen Linie und schaltet die philisterhafte Frage: Cui bono?, dies Zeichen niedriger Gesinnung, prinzipiell aus. Die Wissenschaft treibt bei ihm ihr Werk wieder um ihrer selbst willen, es gibt wieder ein uninteressiertes Forschen, eine selbstlose Hingabe an ideale Ziele. In der Moral stellt er der Nützlichkeitslehre die Alleinwertigkeit des guten Willens gegenüber und fordert, daß man das Gute tue ohne jeden äußeren Zweck, nur deshalb, weil es das Gute ist und weil der kategorische Imperativ es vorschreibt. Und die Naturbetrachtung befreit er von der dünkelhaften Ansicht, als ob Gott die Welt um seiner lieben Menschen willen geschaffen und sie zu ihrem Besten so vortrefflich eingerichtet habe. An die Stelle unmittelbarer göttlicher Anordnung setzt er überall gesetzmäßiges natürliches Geschehen, in der anorganischen Natur sogar solches rein mechanischer Art.

So steht Kant also fast überall in scharfem Gegensatz zur Aufklärung. Ein neues Zeitalter kündigt sich in ihm an. Kein Wunder, wenn die Aufklärung, insbesondere die Popularphilosophie, seiner Kritik der reinen Vernunft zunächst verständnislos und ablehnend gegenübersteht. Diese Kritik ist ein dickleibiges, schwerfälliges und auch schwer zu begreifendes Werk, von einer seltenen Rücksichtslosigkeit gegen den Leser in Stil und Gedankenführung. Gemäß dem auch auf geistigem Gebiet herrschenden Gesetz der Trägheit konnten die älteren, in Ehren, daneben aber auch in ihrer Schulphilosophie grau



Verlag von Adalbert Roeper, Berlin-Friedenau.

Karl Bauer: Friedrich der Große

gewordenen Philosophen sich nur schwer in neue Ansichten über alte Probleme finden, noch viel schwerer aber sich daran gewöhnen, da Probleme zu sehen, wo bisher für sie nur Selbstverständlichkeiten gewesen waren. Die Größe der Zurüstungen Kants schien ihnen in gar keinem Verhältnis zu der Geringfügigkeit seiner Ergebnisse zu stehen.

So wird es erklärlich, daß die erste Besprechung des Werkes (Anfang 1782 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen), aus den Kreisen der Popularphilosophie hervorgegangen, ein ganz minderwertiges Machwerk war, das von Kant in seinen »Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik« (1783) mit berechtigter Entrüstung an den Pranger gestellt wurde. In diesen Prolegomena gab Kant auf kleinem Raum in geschickter Weise eine faßliche, übersichtliche Zusammenstellung seiner Hauptresultate. Ein Jahr darauf erschienen Erläuterungen zur Kritik der reinen Vernunft vom Königsberger Hofprediger und Professor der Mathematik Jh. Schultz, zwar nur eine Handlangerarbeit, aber, wie zwei Auflagen und ein Nachdruck bezeugen, doch nicht ohne Verdienst für die Verbreitung von Kants Gedanken. 1785 wurde die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung gegründet, die bestgeleitete, bestbediente und daher auch angesehenste Rezensieranstalt des 18. Jahrhunderts. Sie stellte sich von vornherein in den Dienst der Kantischen Sache und blieb ihr, abgesehen von kleineren Schwankungen zu Reinhold und Fichte hin, bis ins neue Jahrhundert treu. 1785 erscheint auch Kants erstes Werk über Moralphilosophie. Diese stellt dem Verständnis nicht solche Schwierigkeiten entgegen wie die theoretische Philosophie und erwarb sich bald in weiteren Kreisen Scharen von Anhängern. Und gerade die praktische Seite von Kants System war es auch, die sein begabtester Jünger K. L. Reinhold, Wielands Schwiegersohn, früher in Wien katholischer Theologe und auch während seines weiteren Lebens von seltener Wandlungsfähigkeit, seit August 1786 in dem bedeutendsten belletristischen Journal der Zeit, dem »Teutschen Merkur«, in seinen formgewandten, eindrucksvollen »Briefen über die Kantische Philosophie« stark betonte: alle Bedürfnisse des Zeitalters auf religiösem, moralischem und rechtlichem Gebiet soll das neue System, und dieses allein, zu befriedigen imstande sein.

Seit Mitte der achtziger Jahre kann man von einer Kant-Bewegung sprechen. Sie zieht bald in steigender Progression — gleich dem ins Wasser fallenden Stein — immer weitere Schichten des literarischen Publikums in ihre Kreise. Eine neue Generation von Philosophen kommt auf. Kant macht Schule. Je mehr das aber geschieht, desto größer, energischer und ungestümer wird zunächst auch der Widerspruch.

Eins seiner Hauptorgane bleibt bis zum Tode Kants (1804) die »Allgemeine deutsche Bibliothek«. Ihr Herausgeber und Verleger war Fr. Nicolai, jener typische Vertreter des gesunden Menschenverstandes, verdienstvoll, solange es galt, die der Aufklärung entgegenstehenden Widerstände niederzukämpfen, gegenüber dem genialen Neuen aber, das in die Welt trat, ohne jedes Verständnis, weil er es an der eignen Beschränktheit maß, ein Thersites der Großen, die an Stelle der Aufklärung und ihrer Einseitigkeiten ein höheres, volleres Menschentum setzen wollten, und darum von ihnen mit Recht der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Unter den Rezensenten der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« finden wir neben den Namen der bedeutendsten Gegner Kants auch manche andre, die ihre Aufnahme in den Richterkreis nur dem Schwur verdankten, die Kantische Philosophie immer und überall zu bekämpfen, wo sie selbige anträfen und ihrer habhaft werden könnten.

Auch besondere philosophische Organe schufen sich die beiden feindlichen Parteien zur Vertretung ihrer Interessen, doch war keinem von ihnen eine längere Lebensdauer beschieden. Das schließliche Resultat der Kämpfe ist, daß die Popularphilosophie und die Leibniz-Wolffische Schule völlig aus dem Sattel gehoben werden. Den Ausschlag gab, wie immer in solchen Fällen, der junge Nachwuchs. Er wendet sich stets dahin, wo ihm die reichsten Lebensquellen winken, und die sprudelten, auf lange Zeit unerschöpfbar, in Kants System. So kam es, daß schon vom Anfang der neunziger Jahre an die junge Generation sich in ihrer großen Mehrzahl zur kritischen Schule im weiteren Sinne (Reinhold und später Fichte und Schelling inbegriffen) bekannte.

Früher einflußreiche Philosophen sehen ihre Stellung völlig erschüttert. Sie fühlen, daß sie sich selbst und ihre Zeit überlebt haben, und suchen den Schlag, der sie trifft, dadurch zu parieren, daß sie einen Wechsel in ihrer Tätigkeit vornehmen. Professor Eberhard in Halle, einer der besten Wolffianer und um 1790 einer der streitbarsten Gegner Kants, der eigens zu dessen Bekämpfung nacheinander zwei philosophische Journale gründete, kehrt seit 1794 dem gefährlichen Kampfplatz der Philosophie, auf dem er sich keine Lorbeeren geholt hatte, den Rücken und widmet sich vor allem sprachwissenschaftlichen Studien. Ähnlich macht es Professor Maaß, der, viel scharfsinniger und bedeutender als Eberhard, diesem in der ersten Zeit trefflich sekundiert hatte: er wendet sich später hauptsächlich der Psychologie zu. Feder, seit 1768 Professor in Göttingen, eine Größe der Popularphilosophie, war bis ans Ende der achtziger Jahre ein sehr geachteter Dozent und Kompendienschreiber; seine Lehrbücher über theoretische und praktische Philosophie erlebten das eine acht, das

andre sieben Auflagen. Kants Kritik der reinen Vernunft war ihm, wie er selbst sagt, als ein »dem Genius der Zeit gar nicht angemessenes Werk« erschienen. Im Anfang der neunziger Jahre leeren sich seine Hörsäle, eine von ihm herausgegebene philosophische Zeitschrift geht ein, und er selbst vertauscht 1797 seine Professur mit der Leitung des Georgianums, einer höheren Lehranstalt in Hannover.

Auf den Universitäten gewann Kants Philosophie rasch an Verbreitung, mit am frühesten auf einigen katholischen. Ein frischer Zug durchdrang damals die deutsche katholische Kirche und machte manches Glied der Universitäts- und Pfarrerkreise, selbst im Süden Deutschlands, dem Einfluß des protestantischen Weltweisen im fernen Osten zugänglich. Dorsch in Mainz erklärte Kant schon 1787 für einen der größten Philosophen. Matern Reuß trat in Würzburg schon 1788 in einer öffentlichen Disputation für seine Lehre von Raum und Zeit ein. Ingolstadt, Erfurt, Bamberg, Dillingen, Bonn folgten nach. Borowski berichtet in seiner Biographie Kants, daß auch in den meisten Reichsstiften Bayerns und Schwabens, in Franken sogar in Mönchsklöstern Kantische Philosophie vorgetragen wurde; ein großer Kenner und Freund von ihr sei auch der Regens Fingerlos des Priesterseminars in Salzburg gewesen. Die Salzburgische Literaturzeitung war Kant sehr günstig gesinnt. Wie stark seine Ansichten dort verbreitet waren, geht daraus hervor, daß der Bischof sich 1797 bewogen fühlte, ein »Zirkularschreiben an die Salzburgischen Prediger« zu erlassen, in dem er verbot, auf den Kanzeln von der Kantischen Philosophie Gebrauch zu machen. Reuß freilich hatte schon 1792 in einer Dissertation ausgeführt: die Behauptung, daß die kritische Philosophie einen nachteiligen Einfluß auf die Religion ausübe, sei genügend widerlegt und komme nur noch in frommen Konventikeln vor, in denen man fortwährende Klagen über die Sittenverderbnis infolge jener Philosophie führe und sogar die Französische Revolution aus ihr ableite. Die Stimmung der Studentenschaft kam bei der Durchreise des Preußenkönigs durch Würzburg am 18. Juli 1792 zum Ausdruck. Studenten in Wichs begrüßten ihn bei der Ankunft, bei den Chargierten der philosophischen Fakultät trugen golddurchwirkte Bandeliere die Aufschrift: »Regiomantum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita.«

Unter den protestantischen Universitäten gehen Jena, wo Reinhold seit 1787 wirkte, und Halle voran; aber auch auf den übrigen wird bald Kants Evangelium verkündet. Auch in manchen größeren Städten ohne Universität wird dem Publikum durch Privatvorlesungen Gelegenheit geboten, das neue System kennenzulernen. In Berlin z. B. seit 1791 von Kiesewetter, dem flachen Popularisator Kantischer Philosophie, der mit königlicher Unterstützung 1788 eigens zu dem Zweck nach Königsberg gekommen war, um die kritische Lehre an der Quelle studieren und sie dann in Berlin vortragen zu können.

Auch viele andre haben, zum Teil von weit her, Wallfahrten nach Königsberg gemacht, um den Meister persönlich kennenzulernen und sich von ihm selbst in die Geheimnisse seiner Philosophie einweihen zu lassen. So Professor Mehmel aus Erlangen, Professor Reuß aus Würzburg, dem sein Bischof und Landesherr die Reisekosten ersetzte, ferner Thibaut, später berühmter Jurist in Heidelberg, der Arzt Erhard aus Nürnberg, der Graf Purgstall aus Wien.

Kants Philosophie blieb nicht ein Monopol der Schule, sie wurde weithin zu einer Sache der Bildung, des Herzens.

In der ersten Hälfte der neunziger Jahre studieren unsre Dichterheroen sie. Am 3. März 1791 schreibt Schiller an Körner: »Kants Kritik der Urteilskraft reißt mich hin durch ihren neuen lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.« Er hat es getan, und aus dieser Arbeit sind seine ästhetischen Abhandlungen hervorgewachsen, in denen er zu Kants Ästhetik und Ethik selbständig Stellung nimmt und den Rigorismus der letzteren mildert. Und während er an der letzten dieser Abhandlungen, der über naive und sentimentalische Dichtung, schrieb, kehrte auch seine poetische Schaffenskraft und Schaffenslust wieder. Doch wagte er zunächst nur »am Ufer der Philosophie herumzufahren«, und so entstand die von Kants Geist durchwehte Ideendichtung.

Schillers Begeisterung teilt sich seinen Freunden mit. Wilh. v. Humboldt vertieft sich in Kant. Weit später, in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller (1830), setzt er Kant ein ehrenvolles Denkmal, indem er seine Bedeutung für die ganze damalige Zeit schildert.

Selbst Goethe wird in die kritischen Kreise hineingezogen, so wenig Berührungspunkte Kant und er in ihrer tiefsten Lebensrichtung und -auffassung haben. Mehr durch Gespräche als durch ernstes Studium gewinnt er aus Kant manches zu seinem »Hausgebrauch«. Nur die Kritik der Urteilskraft macht eine Ausnahme; sie liest er gründlicher und ist ihr, wie er selbst sagt, »eine höchst frohe Lebensepoche schuldig«. Die großen Hauptgedanken des Werkes fand er seinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog; »das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen«.

Der schon genannte Philosoph und Arzt Erhard stand in ausgedehnten Verbindungen nach allen Seiten, die von Hamburg und Kopenhagen

bis nach Klagenfurt, Wien und Triest reichten. In seinen »Denkwürdigkeiten« (1830) tritt uns ein interessanter Kreis von Menschen entgegen, die alle der kritischen Philosophie erst den Durchbruch zum wahren Leben zu verdanken glauben und die nun zu Kant, als dem Schöpfer dieses geistigen Lebens, mit einer Art religiöser Liebe und Ehrfurcht aufsehen. Erhard schreibt in seiner Selbstbiographie fast zwanzig Jahre nach den Ereignissen: »Aller Genuß, den ich in meinem Leben erhielt, schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüts, die ich an mehreren Stellen von Kants Kritik der praktischen Vernunft empfand. Tränen der höchsten Wonne stürzten mir öfters auf dies Buch, und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereignisse und eine traurige Stimmung meines Gemüts mir alle frohe Aussicht in diesem Leben versperrten. ... Fühle ich mich ... fortdauernd durch das Bewußtsein gestärkt: ich bin, der ich bin, kein andrer hat meine Pflichten, kein andrer darf für mich denken, die Welt, die ich anschaue, ist die Aufgabe für mein Wissen, das Gefühl der Freiheit in mir ist allein der Richter meines Wertes: was ich im Laufe der Welt nützte, ist Aufgabe der Untersuchung künftiger Menschen; was ich sein wollte, ist allein mein Eigentum: so ist es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiste!« Erhard ist nicht etwa ein Schwärmer oder sentimentaler Schöngeist — die reden noch ganz anders! —, sondern ein nüchterner, scharfsinniger Denker, ein tätiger Mensch und angesehener Arzt. Jene Lektüre Kants in den empfänglichsten Jahren, die ihm zu einem sein ganzes Wesen durchzitternden Erlebnis wurde, ist eben der Höhepunkt seines Lebens gewesen.

Auch Baggesen in Kopenhagen, bei dem Erhard auf seiner Reise nach Königsberg verweilte, hatte vor, Kant zu besuchen, wurde aber zu seinem großen Bedauern daran verhindert. Er nennt Kant »Messias den Zweiten« und gesteht: »Nach Christus interessiert mich dieser Mann von allen Gestorbenen und Lebenden am meisten.«

C. Ludw. Fernow schreibt Fichte zur Erinnerung an ihr Zusammensein in der Schweiz auf ein Gedenkblatt: »Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward — Kantische Philosophie! Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, wo ich in Ihnen einen der ersten und würdigsten Priester dieser menschlichsten aller Göttinnen und dieser göttlichsten aller Wissenschaften zuerst sah und liebte.«

Jean Paul rät seinem Freunde Pastor Vogel schon 1788: »Wenn Sie wert sein wollen, daß Sie die Sonne — des Stoizismus bescheint, so kaufen Sie sich um Himmels willen zwei Bücher: erstens Kants Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten und zweitens Kants Kritik der praktischen Vernunft. Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal.«

Seltsame Menschen treten uns auch in Kants Briefwechsel entgegen. Kant ist der geistige Mittelpunkt eines großen Kreises von Verehrern, die ihn größtenteils nicht von Angesicht zu Angesicht kennen und von denen die wenigsten sich rühmen konnten, von ihm einer Antwort gewürdigt zu sein; denn er war ein fauler Briefschreiber.

Besonders interessant ist unter ihnen ein Frauentypus: Fräulein Maria v. Herbert aus Klagenfurt. Kant selbst bezeichnet sie Dritten gegenüber als eine Schwärmerin von sublimierter Phantasie. Ihr Bruder war ein Freund Erhards. Sie endete 1803 ihr Leben freiwillig in der Drau. 1791 schreibt sie an Kant: »Großer Kant! Zu Dir rufe ich wie ein Gläubiger zu einem Gott um Hilf, um Trost, oder um Bescheid zum Tod, hinlänglich waren mir Deine Gründe in Deinen Werken vor das künftige Sein, daher meine Zuflucht zu Dir, nur vor dieses Leben fand ich nichts, gar nichts, was mir mein verlornes Gut ersetzen könnt', denn ich liebte einen Gegenstand, der in meiner Anschauung alles in sich faßte, so daß ich nur vor ihn lebte, er war mir ein Gegensatz vor das Übrige, denn alles andre schien mir ein Tand, und alle Menschen waren vor mich wie auch wirklich wie ein G'wasch ohne Inhalt.« Diesen ihren Geliebten hat sie durch eine langwierige Lüge beleidigt, und die Innigkeit seiner Liebe ist nun erkaltet. Sie hätte sich selbst getötet, wenn sie nicht schon so viel von Kant gelesen hätte. Der Schluß lautet: »Nun setzen Sie sich in meine Lag' und geben Sie mir Trost oder Verdammung, Metaphysik der Sitten hab' ich gelesen samt den Kategorischen Imperativ, hilft mir nichts, meine Vernunft verläßt mich, wo ich sie am besten brauch', eine Antwort, ich beschwöre Dich, oder Du kannst nach Deinen aufgesetzten Imperativ selbst nicht handeln.« Kant hat geantwortet; nur sein Entwurf ist erhalten, vier Druckseiten lang. Er tadelt unumwunden ihre Unaufrichtigkeit, tröstet sie aber zugleich: falls ihre Reue echt sei, werde die Liebe ihres Freundes wiederkommen; tue sie es nicht, so sei es eben nur ein Flackerfeuer ohne wahren Wert gewesen. Noch zwei andre Briefe von Maria v. Herbert sind erhalten, die zeigen, daß Kants Antwort ihr Trost brachte und ihr Vertrauen zu ihm nur noch erhöhte.

Auch manche andre Kant ganz unbekannte Leute haben ihn zu ihrem Gewissensrat gemacht und ihm ihre Skrupel zur Lösung vorgelegt, vor allem weil sie seine ethischen Schriften gelesen hatten. Und Borowski bezeugt, daß solche Briefe ihn als Zeichen weitgehenden Vertrauens mehr erfreuten als äußere Ehren.

Immer wieder tritt uns in diesen Zeugnissen Kants praktische Philosophie entgegen. Sie war es vor allem, die auf weitere Kreise wirkte. Nicht in erster Linie deshalb, weil sie, wie man meint, leichter verständlich ist als die theoretische Philosophie. Auch die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat in Aufbau und Gedankenfortschritt ihre großen Schwierigkeiten. Die Ursache liegt tiefer und ist vielmehr darin zu suchen, daß in der praktischen Philosophie der Gegensatz gegen die Aufklärung und der Geist der neuen Zeit stärker und unmittelbarer zum Ausdruck kommen. Das emotionale Element macht sich kräftiger geltend, der moralische Glaube beruht nicht auf Verstand und Vernunft, sondern auf dem guten Willen und dem moralischen Handeln. Gegen die Tyrannei der Vernunft, gegen die seichte Überschätzung des Intellektuellen hatten Herz und Gemüt schon lange aufbegehrt. Sie finden jetzt ihre Befriedigung in Kants Ethik. Diese hatte zwar alles Gefühlsmäßige aus den Motiven zum Guthandeln verbannt, abgesehen von der Achtung vor dem Sittengesetz. Alles schien in ihr Nüchternheit und Kälte, Strenge und Härte zu sein. Aber in der Forderung absoluter Reinheit, in den Gedanken vom Reich der Zwecke und von der Würde der Menschheit drang das innere Feuer durch, das in Kant für die Ideen erglühte. Und was seine Ethik bei den Gebildeten, vor allem bei der Jugend auslöste, das waren gerade Gefühle. Gefühle nicht kühler Achtung, sondern höchster Begeisterung für das Gute, für die Pflichterfüllung rein um ihrer selbst willen. Es bewährte sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß ein Appell an das Edle im Menschen ungeahnte schlummernde Kräfte zu erwecken imstande ist, weit größere, als ein Appell an das Gemeine. Mit Recht sagt Kant in der »Grundlegung« (Akad.-Ausg. IV 411), daß eine Handlung der Rechtschaffenheit, die ganz ohne Absicht auf irgendeinen Vorteil im Diesseits oder Jenseits selbst unter den größten Versuchungen durch Not oder Verlockung standhaft ausgeübt werde, jede ähnliche Handlung, bei der auch nur die mindeste selbstsüchtige Triebfeder mitwirke, weit hinter sich lasse und verdunkle, die Seele erhebe und den Wunsch errege, auch so handeln zu können. Die platten Nützlichkeitsbetrachtungen der Aufklärungszeit, so zahllos sie waren, haben nicht vermocht, die Menschen in Schwung zu versetzen und die Flamme der Begeisterung in ihnen zu entzünden. Kant hat es vermocht durch die auf kein Kompromiß sich einlassende Hoheit und Reinheit seiner Morallehren: sie schufen in ideal veranlagten Menschen ein machtvolles Motiv zum Guthandeln, das, mochte es auch im Einzelfall noch so oft dem Niederen im Menschen unterliegen, doch das ganze Wollen und Handeln in eine höhere Sphäre erhob. Was also der Kantischen Ethik vor allem ihren gewaltigen Einfluß verschaffte, das war ihr Idealismus (im weiteren Sinne des Wortes), der Herz und Gemüt ergriff und in ihnen jenen Enthusiasmus erzeugte, der die Quelle alles wahrhaft Großen ist. Dieser Enthusiasmus wirkte fort, auch noch nach Kants Tode. Er war es, der, zusammen mit der alten preußischen Tradition der unbedingten Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, in den Freiwilligen der Freiheitskriege mächtig war. Man hat behauptet, Kants Ethik wurzele im Geist des altpreußischen Staates; das Pflichtgefühl, von dem dieser getragen und durchdrungen wurde, sei die Geburtsstätte des kategorischen Imperativs. Davon kann in Wirklichkeit keine Rede sein. Kants Ethik ist durchaus aus seiner Individualität hervorgewachsen, wie er sie mit auf die Welt brachte und wie sie sich dann unter den Jugendeinflüssen der pietistischen Moral entwickelte. Maßgebend für das Werden der Ethik waren in ihr eine relativ geringe Gemütsmitgift und in Verbindung damit eine Verachtung alles Triebartigen als des freien Menschen unwürdig, die unbedingte Bevorzugung des festen Charakters auf Kosten von gutartigem Temperament und Naturell sowie das starke Bedürfnis, sein ganzes Leben mit Grundsätzen zu umgeben und zu befestigen. So mußte sich ihm die Sittlichkeit im wesentlichen als ein Kampf zwischen Charakter und Neigung, als eine gewaltsame Unterwerfung der innerlichen Bedürfnisse und Triebe darstellen, als die Hauptsache an der Moral aber das Sollen und, subjektiv im Menschen, die Achtung, die ehrerbietige Unterordnung unter dieses Soll. Gewiß spiegeln sich in Kants Moral das unbedingte Pflichtbewußtsein, die Sittenstrenge und Selbstzucht wider, die das Fundament des Preußischen Staates bildeten. Aber will man eine Verbindung zwischen den beiden Größen wahrscheinlich machen, so kann es nur in der Form des Problems geschehen: Wäre ein Charakter wie der Kants zu jener Zeit auch in einem andern Land als Preußen möglich gewesen?

Wir kommen schließlich zu den Einzelwissenschaften und dem Einfluß, den Kant auf sie ausgeübt hat. In den Jahren 1893 bis 1896 habe ich in der amerikanischen Philosophical Review auf mehr als 600 Seiten eine German Kantian Bibliography veröffentlicht, in der die Kant-Bewegung jahrweise bis zum Tode Kants (1804) verfolgt ist. Von nahezu 3000 Aufsätzen und Büchern, die von Kant beeinflußt oder gegen ihn gerichtet sind, habe ich dort den Inhalt kurz wiedergegeben und kritisch beleuchtet, wobei die bedeutenderen Persönlichkeiten in geschlossenem Zusammenhang behandelt sind. Solche Arbeiten sollte es für jeden Philosophen, der Epoche gemacht hat, geben. Nur auf Grund

ihrer kann die Entwicklung der philosophischen Schulen und der Verlauf der großen Kulturbewegungen, die von einzelnen Philosophen ausgegangen sind, zu lebensvoller Darstellung gebracht werden. Hier muß ich mich mit kurzen Andeutungen begnügen.

Was zunächst die Theologie betrifft, so versuchte Kant in seiner »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«, ihr die Entwicklungslinie vorzuschreiben. Dies Werk atmet scheinbar ganz den Geist der Aufklärung. Wie diese zieht es den Inhalt der christlichen Offenbarung vor den Richterstuhl der Vernunft: nichts darf in ihr enthalten sein, was wider oder auch nur über die Vernunft wäre. Die Aufklärungsrationalisten ließen sich diese Verstärkung ihrer Position natürlich gern gefallen. Anderseits ging Kant doch auch hier weit über sie hinaus. Er kann gegen Bibellehren und Kirchendogmen viel duldsamer und konservativer sein, weil er sie (z. B. die Lehre von der Erbsünde) spekulativ umdeutet: dadurch ebnet er den Großen nach ihm die Bahn, die in dieser spekulativen Auffassung des Christentums noch viel weiter gehen, und zugleich führt er, alte Traditionen wieder aufnehmend, die moralische Auslegung der Bibel in die theologische Wissenschaft ein — ein gefährliches Danaergeschenk, von wissenschaftlichem Standpunkt aus unbedingt zu verwerfen, aber der damaligen Zeit höchst willkommen und viel angewandt als ein Ausweg des mündig werdenden Geistes, seine Freiheit gegenüber unabänderlich sein wollenden Dogmen aufrechtzuerhalten und statt des Bruches mit einer ehrwürdigen Vergangenheit einen allmählichen Fortschritt zu erzielen.

Der Vulgärrationalismus vor Kant hatte die Offenbarungsreligion alles Übernatürlichen und Unbegreiflichen entkleidet und sie zu einer Vernunftreligion oder natürlichen Theologie vereinfacht, deren sämtliche Sätze angeblich aus reiner Vernunft abgeleitet und streng bewiesen werden konnten. Und solche absolut zwingende Beweise zu liefern, vor allem für Gottes Dasein, Unsterblichkeit und Willensfreiheit: darin bestand die Hauptaufgabe der natürlichen Theologie.

Kant hatte diesen theoretischen Beweisen ein für allemal die Grundlage entzogen und in seiner Moraltheologie die Religion ganz auf den moralischen Vernunftglauben mit seinen praktischen Postulaten gegründet. Ein Wissen vom Jenseits und überhaupt vom Übersinnlichen gibt es nicht. Aber wir müssen es glauben, um sittlich handeln zu können. Die Moral beruht nicht auf der Religion, sondern umgekehrt die Religion auf der Sittlichkeit. Der gute Mensch hat Religion, weil er ohne sie nicht gut handeln könnte.

Damit war ein ganz neues Element in Philosophie und Theologie eingeführt, dessen Tragweite Kant selbst kaum überblickte und das seine Zeit größtenteils nicht verstand. Es war der Gedanke, der als halb mystisches Gefühl auch der Glaubensphilosophie eines Jacobi und Hamann zugrunde lag: daß in den letzten, höchsten Fragen, die das Menschenherz bewegen, nicht der kalte Intellekt mit seinem Wissen den Ausschlag gibt, sondern das ganze wollende und handelnde Individuum, sein Charakter, seine innerste Lebenstendenz.

Kant vermochte jedoch der Subjektivität, die mit dem moralischen Glauben seiner Natur nach, wie mit jedem Glauben, verbunden sein muß, nicht gerecht zu werden: Seiner rationalistischen Einstellung gemäß verlangte er für ihn Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit für alle Menschen, und unter dem Drang dieses Bedürfnisses verwandelten sich ihm dann gelegentlich seine praktischen Postulate in moralische Beweise.

Noch weiter gingen in dieser Richtung seine Schüler. Der Supranaturalismus wie der Rationalismus bemächtigten sich seiner Ideen und verbanden sie mit ihren eignen Ansichten, wobei die verschiedensten Schattierungen auftraten. Jede der beiden Richtungen, deren Kampf sich, wohl nie beilegbar, durch die Jahrtausende hinzieht, glaubte Kant gegen die andre ausspielen zu können.

Der landläufige Rationalismus setzte an Stelle der früheren theoretischen Argumente einfach die neuen praktischen. Stand er mehr links, so konnte er sich zugunsten seiner Verwerfung der Dogmen auf Kants scharfen Gegensatz gegen das bloß Statutarische in der Religion berufen. Je mehr er nach rechts neigte, desto mehr praktische, den Kantischen analoge »Beweise« mußte er für seine Dogmen, die über Kants Moralphilosophie hinausgingen, hinzuerfinden.

Eine große Literatur entstand über die Frage, ob die neue Sittenlehre und die darauf gegründete Theologie mit der Bibel übereinstimme. Die Antworten weisen ebenso viele Nuancen auf wie die Farben des Regenbogens.

Man begnügte sich nicht damit, Kants Moraltheologie in wissenschaftlicher Form in mannigfacher Weise darzustellen; sie sollte auch dem Volke mitgeteilt werden, um so auf das praktische Leben einzuwirken. Professor Gräffe in Göttingen sorgte durch ein katechetisches Journal sowie durch eine große Anzahl von katechetischen Schriften und ausführlichen Lehrproben unermüdlich für die Verbreitung der neuen Anschauungen und hatte die Freude, viele Lehrer und Seelsorger in seine Fußtapfen treten zu sehen. 1794 erschien die erste Predigtsammlung nach Kantischen Grundsätzen, und bald ergoß sich eine wahre Flut von Volkskatechismen, populären Predigten, Sittenlehren, Volksmoralen usw. auf den Büchermarkt, die alle mit mehr

oder weniger Geschick, die meisten freilich in ziemlich lederner Weise, Kants Sittenlehre und Moraltheologie den sogenannten Gebildeten oder auch dem Volke verständlich zu machen suchten. Daß es dabei nicht ohne Verdrehungen und ohne ein gewisses Verflachen der Gedanken abging, ist nicht zu verwundern.

Der Supranaturalismus war es zum Teil wohl zufrieden, daß Kant der Vernunft das Überschreiten der Erfahrung streng untersagt hatte. Konnte er doch jetzt allen Angriffen und Zweifeln, die von der theoretischen Vernunft ausgingen, einfach ein »non liquet« entgegensetzen, und fand er doch anderseits auf praktischem Felde reichen Ersatz. So fehlt es nicht an Versuchen, das ganze supranaturalistische Lehrgebäude aus notwendigen, allgemeinmenschlichen moralischen Bedürfnissen nach dem Schema und Vorbild von Kants Moraltheologie herzuleiten.

Ein Katholik namens Peutinger hat sogar auf diesem Wege die ganze katholische Dogmatik, die Unfehlbarkeit des Papstes eingeschlossen, aus reiner Vernunft abgeleitet. Andre Katholiken dagegen, wie besonders Graser, wollten mit Hilfe Kants eine völlige Reform der katholischen Denk- und Lehrweise durchsetzen.

Sehen wir so stellenweise den Supranaturalismus und sogar den Katholizismus mit Kants Moraltheologie in engem Bunde, so werden wir es verstehen, daß selbst Mystiker ihr eine gute Seite abzugewinnen wußten. Zu den Gründen, die wir schon bei den Supranaturalisten kennenlernten, kam hier vielleicht noch der weitere, daß Kants Moral in ihrer asketischen Strenge, ihrer Verachtung und Herabsetzung aller natürlichen, sinnlichen Triebe in manchem Mystiker wohl ein gewisses Gefühl der Verwandtschaft wecken konnte. So betrachtet Jung-Stilling, diese sympathische, glaubensstarke, gottinnige Persönlichkeit, die Kritik der reinen Vernunft als einen Kommentar zu Pauli Wort: »Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.« Er, der Anhänger einer »allerspeziellsten Vorsehung«, nennt Kant »ein großes, sehr großes Werkzeug in der Hand Gottes« und prophezeit, daß seine Philosophie ewig und unveränderlich sein werde. Im »Heimweh«, diesem Urbild eines religiösen, allegorisch-mystischen Romans, läßt er seinen Helden in geheimen Gewölben der ägyptischen Pyramiden und Katakomben sowie in einem Kloster des Berges Sinai in die Kantische Philosophie einweihen, die ihn gegen alle Angriffe des Unglaubens wappnen soll. Jung-Stilling war durch Kants Schriften aus den Banden des Determinismus erlöst, gegen den er zwanzig Jahre lang mit Gebet und Flehen vergebens gekämpft hatte. Sogar seine spiritistischen Anschauungen glaubte er mit Kants Philosophie stützen zu können.

Der große Beifall, den Kants praktische Philosophie überhaupt erntete, wurde auch seiner Rechts- und Staatsphilosophie zuteil. Hier reizte noch ganz besonders der Umstand zur Produktion, daß Kant seine systematische Rechtslehre erst 1797 erscheinen ließ und die Schüler und Anhänger infolgedessen eifrig danach streben, die noch vorhandene Lücke im System im Sinne des letzteren auszufüllen. In den vier Jahren 1795 bis 1798 erschienen fast fünfzig selbständige Schriften über Naturrecht, Staatsrecht und verwandte Gegenstände, sämtlich auf den von Kant geschaffenen Grundlagen fußend. Ebenso wie in der Theologie wollte man auch in der Rechts- und Staatswissenschaft (einschließlich Wirtschaftswissenschaft) wie in der Politik Kants Ideen ins tätige Leben einführen und beurteilte nach Grundsätzen der praktischen Vernunft, wie man sie beim Meister fand oder selbst in ähnlicher Weise ableitete, politische Ereignisse, Zustände und Einrichtungen. Anselm Feuerbach baute auf ihnen das Strafrecht auf. Gründe der praktischen Vernunft wurden für und wider die Säkularisationen angeführt, die von den französischen Gesandten auf dem Friedenskongreß zu Rastatt als Entschädigung für die Abtretung der linksrheinischen Gebiete empfohlen wurden. Ja, ein Anonymus unternahm es sogar, nach Grundsätzen der kritischen Philosophie die Rechte des Hauses Thurn und Taxis in bezug auf die Reichspostlehen darzustellen und seinen Anspruch auf die Postverwaltung auch in den an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Ländern als begründet zu erweisen.

Die größte Wirksamkeit Kants auf diesem Gebiet trat aber erst nach seinem Tode ein. Sie bestand darin, daß seine ethischen und rechtsphilosophischen Gedanken nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Wirklichkeit beträchtlich umgestalteten, indem sie das große Reformwerk vorbereiten und bestimmen halfen, das die Grundlage für Preußens Wiedergeburt bildete. Der Kreis ostpreußischer Männer, die Stein zur Seite standen, vor allem die Brüder v. Schroetter, Th. v. Schön und Frey, waren durch Kants Schule gegangen und erfüllt mit seinen Gedanken: den Gedanken vom Menschen als Zweck an sich selbst, von seiner sittlichen Autonomie, von der Unverträglichkeit der Erbuntertänigkeit und der Söldnerheere mit dem Begriff menschlicher Würde, von der Bedeutung des Staates für die Erziehung des Menschengeschlechts und von seiner Aufgabe, die Untertanen über Kadavergehorsam und bloßes Maschinenwesen hinaus zu freihandelnden, selbstverantwortlichen Wesen zu entwickeln.

Seine pädagogischen Ansichten ließ Kant zwar erst 1803 veröffentlichen. Trotzdem gab es auch in dieser Wissenschaft eine Kantische Schule. Seine praktische Philosophie, vor allem die Lehren, daß der Mensch Selbstzweck sei und nie

bloß als Mittel gebraucht werden dürfe, und daß letztes Ziel aller Entwicklung, höchster Zweck aller Erziehung Handeln gemäß dem kategorischen Imperativ sei — diese beiden Gedanken waren neben einer streng durchgeführten Trennung zwischen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft die Grundlage, auf der Greiling, Heusinger, Caj. Weiller, Niemeyer, Schwarz und andre ihre pädagogischen Systeme errichteten.

Wie die Pädagogik für das Individuum, so stellte unter Kants Einfluß die Geschichtsforschung für das ganze Menschengeschlecht ein höchstes Entwicklungsziel auf und wurde so zur Geschichtsphilosophie. Dieses höchste Ziel erblickte man mit Kant in einer vollkommen gerechten Staatsverfassung, als dem einzigen Zustand, in dem die Menschheit ihre Anlagen völlig entfalten könne. Von diesem höchsten, nicht aus den Tatsachen erschlossenen, sondern a priori, durch reine Vernunft, festgelegten oder mit dem Auge der Sehnsucht erschauten Zielpunkt aus versuchte man dann die niederen Entwicklungsstufen zu überschauen, zu würdigen und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander zu verstehen. Schiller war es vor allem, der die geschichtsphilosophischen Ideen Kants in weitere Kreise trug. Neben ihm sind Dominikus, Woltmann, Pölitz, v. Rotteck zu nennen.

Sprachlehre, Metrik und Poetik wurden gleichfalls nach Kantischen Prinzipien bearbeitet, besonders von Hasse, Hermann, Reibe und Bernhardi. Doch ging man dabei sehr äußerlich vor. Das Neue bestand eigentlich nur darin, daß man dem alten Stoff trotz seinem Widerstreben die Zwangsjacke der Kategorientafel aufnötigte. So wurden z. B. der Infinitiv mit der Kategorie der Allheit in Verbindung gebracht, der Komparativ mit der Limitation, jemand, niemand mit der Qualität, dieser, du, ich mit der Modalität. Den drei Kategorien der Relation (Substanz, Kausalität und Wechselwirkung) sollten Dativ, Akkusativ und Genitiv entsprechen, aber auch die Kopula »ist«, das Aktiv und Passiv. Und nach denselben drei Kategorien wurden die epischen Gedichte in beschreibende, erzählende und didaktische eingeteilt. Also eine Willkür, Künstelei und Gezwungenheit, die an die Zahlenspielereien der alten Pythagoreer erinnern.

In naturwissenschaftlichen Kreisen wurde sowohl der bedeutsamen Theorie der Materie Kants wie seiner Auffassung des Organischen verdiente Beachtung zuteil. Beide bildeten sodann die Grundlage für die Naturphilosophie Schellings und seiner Schule und fanden zugleich mit ihr weite Verbreitung.

Sogar die Medizin entging nicht dem Schicksal einer Neubegründung durch die Kantische Philosophie. Sie konnte es sich gefallen lassen, wenn Erhard und Köllner nur eine allgemeine erkenntnistheoretische Grundlegung und eine kritische Erörterung und Vertiefung ihrer Hauptbegriffe anstrebten. Andre, wie Eschenmayer, Röschlaub und Geier, gingen weiter und glaubten ihr nur vermittels apriorischer Begriffe und Deduktionen aus einem höchsten Prinzip zu der Würde einer wahren Wissenschaft verhelfen zu können.

Schon diese kurze Skizze wird vermutlich bei dem Leser den Eindruck hervorrufen, daß auf Kant in besonders hohem Grade das Dichterwort zutrifft:

... Wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Das Wort gilt für Kant sogar in erhöhtem Maße. Denn sein Einfluß beschränkt sich nicht auf seine Lebenszeit. Er ist auch heute noch gewaltig und wird es bleiben, solange Menschen auf Erden wohnen, die über die Notdurft des Lebens hinaus den Blick auf die uralten Welträtsel, ihr eigen Selbst und ihre letzte Bestimmung richten.

Frühling

Die erwachte, mild besonnte
Erde ist noch braun und grau.
Doch ein ahnungsvolles Blau
Schimmert überm Horizonte.

Und du fühlst es: dir zu Füßen
Schmilzt des Frostes letzte Schicht;
Drängt es sehnsuchtsvoll ans Licht —
Balde werden Blumen grüßen.

✣ ✣ ✣

In diesen lichten, linden blauen Tagen,
Wenn Himmelschlüssel auf der Wiese stehen
Und droben stille weiße Wolken gehen,
Vergißt nach deinem Schicksal du zu fragen.

An Grün und Gold und Bläue hingegeben,
In tausend jungen Düften süß zerflossen,
In Horizont und Himmel ausgegossen,
Bekennst du: Atmen, schau'n ist Glück, ist Leben!

H. v. Beaulieu

Die Legende von Liebe und Tod

Von Martha Spengler

Es waren einst zwei Menschen, die hatten einander lieb. Und sie trugen ihre Liebe hinaus vor die Stadt in ein stilles Haus. Das stand an einer weißen Straße mitten in einem Kranz von grünen Wiesen. Fernher leuchteten blaue Berge, und davor dämmerten weite Wälder auf. Die Liebe ließ in dem Gärtchen am Hause rote Rosen und Nelken in Fülle blühen, und süße Früchte reiften auf Beeten und Zweigen.

Die Liebe spendete von ihrem Reichtum auch den Darbenden, die draußen vorübergingen und hungrigen Blicks über den Zaun schauten. Mancher, der voll Unrast des Weges kam, nahm von der Schwelle des Hauses den Frieden mit, mancher leibmüde Lebenswanderer spürte hier zum erstenmal des Irdischen Segen.

Die zwei aber, die sich liebten, wuchsen hinaus aus Nebel und Erdenschwere, und ihr Blick wurde klarer und weiter, je mehr er über die freien Wiesen schweifte bis an die blauen Hügelfernen. Um sie und in ihnen war die Sonne eines Frühlingstages. Es war ein köstliches Leben unter Gottes Auge, bis auch zu ihnen einmal die Nacht kam, die düstere Wolkennacht, die sich wie ein böser Traum auf ihre Lider senkte.

Für beide war am Abend die Sonne golden niedergegangen, aber nur für eines von ihnen stieg sie am Morgen auf. Dem andern hielt eine tückische Krankheit den Sinn umfangen, und ihre heiße Fieberhand legte sich schwer auf die Augen. Noch ging das junge schöne Weib festen Schrittes ab und zu und trat dem düsteren Gast des Hauses mutig entgegen. Aber je aufrechter sie den Kopf mit dem schweren Haarknoten zu tragen versuchte, um so dunkler wurde der Schatten, der sich über des andern Lager legte. Eine Woche um die andre verging, die graue Wolke wich nicht von dem Hause.

Eines Tags, als unversehens ein Sonnenstrahl auf das Krankenlager fiel, sah die blasse Frau die Hand des Todes sich nach ihm ausrecken. Mit gellendem Schrei sprang sie auf, warf ihre Arme wild dem Schreckbild entgegen und griff ins Leere. Mit heißem Aufschluchzen sank sie zurück, ihre Arme umklammerten in Wahnsinnsangst den Geliebten, und ihr Leib deckte schützend den seinen.

Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und sie fuhr hastig herum. Sie sah ein verhutzeltes Weiblein stehen, das einst von ihr manches Morgensüpplein empfangen hatte. Ein Grauen erfaßte sie jetzt bei ihrem plötzlichen Anblick. »Was willst du?« stieß sie hervor. Zum erstenmal schien ihr die Alte unheimlich, von der man sagte, sie braue Wundertränke und wüßte heilsame Sprüche. Angstvoll schaute sie nach der Tür, die sie verschlossen geglaubt. Sie wußte kaum, was sie tat, als sie jetzt vor der Alten niederfiel und schrie: »Barmherzigkeit, Mutter, Barmherzigkeit! Laß ihn mir! Hilf, gib ihn mir wieder!«

Eine merkwürdige Veränderung ging in dem alten Gesicht vor. Alle Falten kamen in Bewegung, die Augen schimmerten hell und gütig, fast wollte sich der Mund zu einem Lächeln verziehen. Und wahrhaftig, eine Träne blinkte zwischen den vertrockneten Lidern. »Kind,« murmelte der eingefallene Mund, »liebes, wie gern wollte ich helfen! Du warst stets gut zu mir. Doch was vermag ich armes altes Menschenkind gegen den, der jetzt die Herrschaft antreten will?«

Die Junge hatte nur das Trostlose herausgehört und vergrub schluchzend ihr Gesicht in den Händen.

Nach einer Weile des Schweigens begann die Alte zuversichtlicher: »Kind, liebes, du bist jung und stark, hast du Mut zu etwas Unerhörtem, Schrecklichem?«

Das gequälte Weib hob den Kopf: »Mut zu etwas Schrecklichem? Was ist schrecklicher als der Tod?«

»Der eben ist's, den ich meine, du sollst zu ihm gehen.«

»Ich zu ihm! Was soll das nützen?«

»Ihn um Barmherzigkeit anflehen, ihm das Erbetene abtrotzen, wenn es sein muß, bis er den freigibt, der ihm verfallen ist.«

»Den Tod anflehen, ihm trotzen, mein Gott! — Wo soll ich ihn suchen, wie ihn finden? Wird er mir nicht den Liebsten nehmen, während ich gehe, ihn zu befreien?« Zögernd, zweifelnd entrangen sich ihr die Worte.

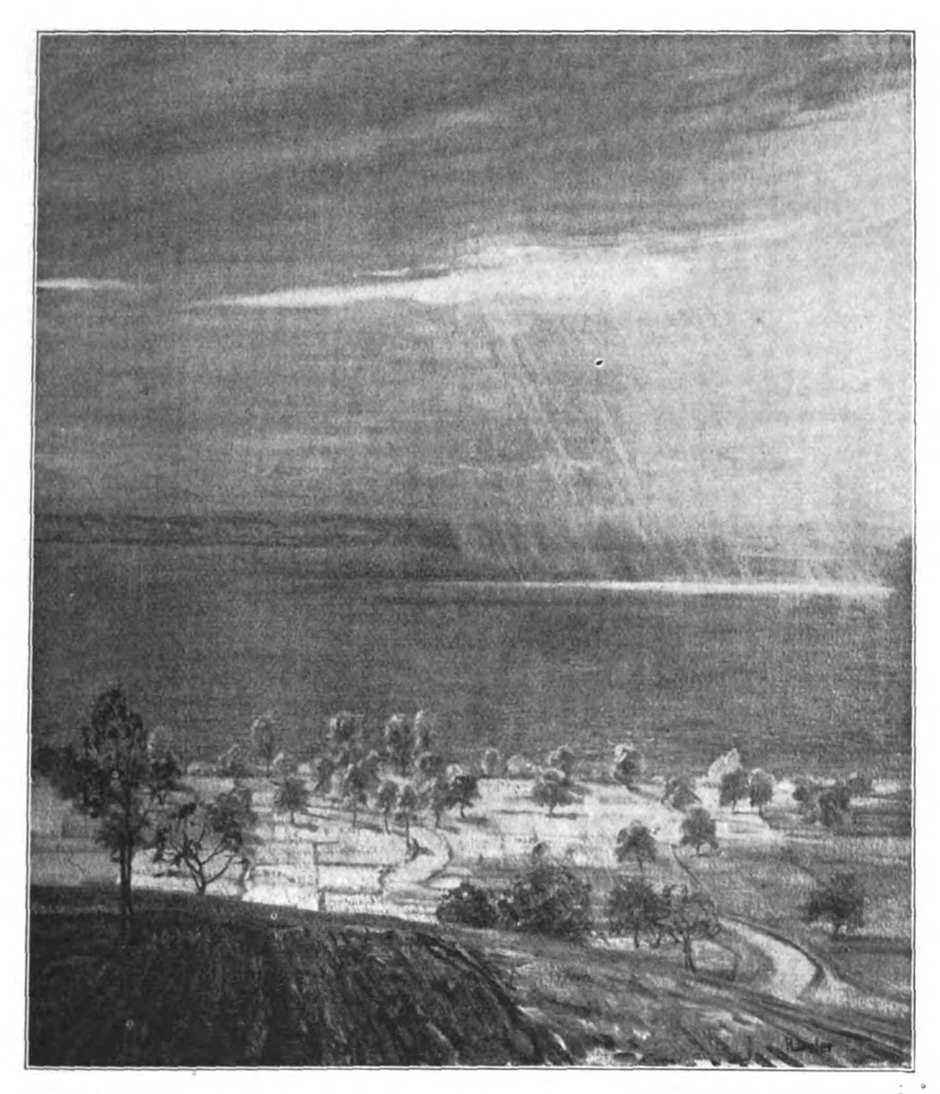
»Wenn du nur den Mut hast zu dem Unerhörten, dann kann ich dir weiterhelfen,« warf die Alte ein.

»Du, wahr und wahrhaftig? Oh, ich habe Mut, Mut zu allem! Sag' an, was soll ich tun?« Ihre Augen strahlten in stählernem Glanz, und ihre Lippen preßten sich so fest aufeinander wie die verkrampften Finger in die Handfläche.

»So höre! Drei Tage vermag ich den Tod von deinem Hause fernzuhalten, in dieser Zeit mußt du ihn gefunden und sein steinern Herz gerührt haben. Gelingt es dir nicht, so ist auch dein Leben verwirkt. Denn wisse, nur den Reinen ist es vergönnt, den Tod zu schauen, ohne zu vergehen.«

»Mag mein Leben verwirkt sein, was liegt daran, wenn mein Herz doch stirbt mit dem Geliebten!«

»So vernimm weiter. Von deinem Herzblut male Kreuze auf Türen und Fenster deines



Hans Dieter: Bodenseelandschaft

Hauses. Auch die Lippen des Kranken berühre. Solange die rote Farbe schimmert, hat der Tod keine Macht. Nach dreien Tagen aber verblaßt sie mit dem Abendschein. Diese Salbe hier nimm, sie heilt die Wunde deines Herzens für sieben Tage, du wirst stärker und gesunder sein denn je. Danach aber fließt dein Blut unstillbar, wenn dir dein Werk nicht gelang. Nimm das Schwere auf dich mit Mut und Zuversicht und geh mit Gott.«

Damit war die Alte fort, ehe die Junge sich's versah. Nur das Büchslein in der Hand überzeugte sie, daß sie nicht träumte. Ein kurzes Weilchen noch stand sie still in sich versunken, dann strich sie sich wie erwachend mit der Hand über die Stirn, richtete sich auf und sprach: »Ich will es wagen!«

Ein banger Kuß auf die fieberheißen Lippen des Kranken war der Abschied; dann tat sie schnell und ohne Zagen, was die Alte von ihr verlangt. Auf der Türschwelle warf sie noch einen Blick zurück. Ob sie ihn gesund wiederfinden würde, den sie jetzt einsam in Todesdämmerung ließ? Der Schmerz drohte sie zu überwältigen, wollte sie zurückziehen, aber nach kurzem Kampf schritt sie hinaus, und ein Schimmer von Hoffnung flog über ihre klare Stirn.

Sie wandte sich auf der weißen Straße gen Mitternacht und wanderte einen vollen Tag bis gen Abend. Die Meilen flogen unter ihrem Fuß dahin — sie spürte es nicht; die Felder zogen an ihren Augen vorüber — sie sah sie nicht.

Endlich hemmte ein dichter Wald ihren Schritt. Als sie aber furchtlos ihren Fuß in das grüne Dämmer setzen wollte, bot sich ihm weder Weg noch Steg, keine noch so schmale Öffnung führte in das Gewirr der Zweige, die miteinander verwachsen schienen. Nicht einmal der Laut der Vögel ward hörbar, nur das Pochen des eignen Herzens schlug an der Wandernden Ohr. Rechts und links dehnte sich der Wald in unabsehbarer Weite, und ratlos setzte sie sich auf einen Stein an der Straße. Ihr wurde bang zumute. Ein kostbarer Tag war verloren, und nicht einmal den Weg hatte sie finden können.

Da taten sich die Büsche vor ihr lautlos auseinander, und eine hohe Gestalt trat heraus. Das Antlitz war starkknochig und bleich, die Tracht die eines Schnitters, die geschliffene Sense hing über der Schulter, und die eine Hand hielt ein Bündel Ähren umspannt. Dunkle Augen blickten durchdringend auf die Wartende. Sie überwand ein Grauen und trat auf ihn zu. »Könnt Ihr mir den Weg weisen, der durch den Wald führt? Meine Augen sind von Tränen dunkel und sehen ihn nicht.«

»Es gibt keinen Weg dort für eines Menschen Fuß!« war die Antwort.

»Wer seid Ihr, daß Ihr ihn gegangen seid?« fragte sie unverzagt.

»Der Hüter eines Gartens voller Schattenblumen. Einer, der keinen Freund hat, der ihn liebt. Einer, dessen Arbeit hart ist, weil ihm nie Erlösung wird.«

Das Weib schauerte zusammen. »So bist du der Tod.«

»Ich bin's,« sprach der bleiche Mann, wandte sich ab und schritt vorwärts.

Da warf sich die Junge ihm in den Weg. »Hab' Erbarmen mit mir! Gib meinen Gatten frei!«

Die harten Manneszüge blieben unbewegt. »Ich bin auf dem Wege zu ihm,« war die Antwort, und die Stimme klang wie gehämmertes Erz. Als sich die Kniende nicht erhob, schritt er über sie hinweg wie über ein Häuflein Stroh.

Da überkam sie ein gewaltiger Zorn, sie sprang auf und hielt mit dem schweigenden Schnitter Schritt. Es ward ein hartes Schreiten auf weißer Straße talauf, talab. Aber als der Morgen sich rötete, lag vor ihnen das kleine Haus.

Ohne den Blick zu heben, pochte der Tod mit der Sense an die Tür. Es gab einen scharfen Klang, aber das Schloß sprang nicht auf. Des Weibes Herz schlug wild vor Freude.

Der Genarrte indes blickte drohend auf. »Wer hat dir das geraten?« fragte er streng.

»Die Barmherzigkeit, die du nicht kennst!« schrie sie ihm ins Gesicht.

»Barmherzigkeit nennst du die drei Tage Qual?« höhnte er.

»Barmherzigkeit ist eine jede Minute, die mir sein Leben geschenkt wird,« rief sie, »fühlst du das nicht, Unmenschlicher? Weißt du nicht, daß Erbarmen das göttlichste Gefühl, Gottes Wesen selbst ist?«

»Auch das ewige Gesetz ist Gottes Wesen.«

»Welches ewige Gesetz? Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Das ewige Gesetz in mir.«

»Ist in dir Gottes Wesen, so mußt du auch Erbarmen haben. Gib mir meinen Gatten wieder, oder ich glaube nie, daß etwas an dir göttlich ist.«

»Weib, du bist kühn!« Es tönte fast etwas wie Bewunderung aus der erzenen Stimme. »So höre denn: Gott gab mir deshalb kein fühlend Herz, damit ich sein ewiges Gesetz erfüllen könnte. Nicht Lachen noch Weinen kenne ich, nicht Lachen noch Weinen betört mich. So weiche denn von mir, zu lange schon hieltest du mich auf.«

»Kein Herz!« schluchzte das Weib auf. »Oh, daß ich dir meines geben könnte!«

In des Schnitters Augen blitzte es auf. »Ist das dein Ernst?« fragte er nach einer Weile.

Erstaunt blickte das Weib auf: »Gewiß, wenn du Erbarmen fühlen könntest.«

»So gib mir deines.«

»Wie wäre das möglich?«

»Wenn ein Mensch mir sein Herz gibt, kann ich lachen und weinen wie er. Wisse, ich bin des fühllosen Schreitens müde. Unendliche Zeiten gehe ich durch unendliche Weiten, sehe die Menschen werden und vergehen und kenne nicht Glück noch Schmerz. Tausend Ewigkeiten wollte ich geben, könnte ich fühlen wie du!« Mit einem dumpfen Seufzer klangen die Worte aus.

»So hast du denn auch keine Seele?«

»Alle lebendigen Gottesgeschöpfe haben eine Seele, aber sie schläft in Fesseln und träumt unerkannt ihrer Erlösung entgegen.«

»Und wenn ich dir mein Herz gäbe?« fragte das Weib in atemloser Spannung.

»Dann wäre dein Geliebter frei.«

»Frei und gesund und ich mit ihm?« fragte sie leise jubelnd vor sich hin.

Der Tod nickte.

Doch plötzlich wich das Rot der Freude aus ihren Wangen, und laut schrie sie auf: »Nein, nein, niemals, ich kann dich nicht erlösen, dann würde ich kalt und fühllos wie du!« Ihre ganze Gestalt erschauerte in Entsetzen.

»Wußte ich's doch!« höhnte der Tod. »Ihr fühlenden Menschen fühlt nur euch selbst. Geh hin und lerne Mitgefühl mit jeder Kreatur, ehe du andre schelten darfst.«

Sein Gesicht war wieder starr und fahl und finsterer als zuvor. Schweigend nahm er die Sense auf und wandte sich zurück. Sein Gang war stolz und herrisch, und seine Tritte spannten weit. Dennoch blieb sie ihm zur Seite und hielt abermals mit ihm Schritt.

Es ward ein hartes Schreiten auf weißer Straße unter des Tages Glut. Am Abend aber waren sie wieder am Walde, der gen Mitternacht sich streckt. Der stumme Wanderer machte nicht halt, für seine Begleiterin jedoch tat sich auch nicht das geringste Zweiglein auseinander. Schon wollten sich die Büsche hinter ihm schließen, da griff sie in ihrer Not an die Schneide der abstehenden Sense. Sofort wichen auch ihr die Zweige zurück, und sie folgte des Schnitters Spur.

Jetzt wandte er sich nach ihr um. »Wahrlich, Weib, du bist kühner als deinesgleichen, ich fand noch keinen Mut, der deinem glich. Diesen Weg geht kein Lebender.«

»Ich fürchte seine Schrecken nicht, denn ich gehe ihn um der Liebe willen.«

»Ich kenne die Liebe nicht,« antwortete er.

Ein warmes Mitleiden stieg bei diesen Worten in der stolzen Frau auf. Armseliges Geschöpf auf Gottes Erde, das keine Liebe kannte! »Armes Wesen,« sprach sie, »das von Gottes höchstem Geschenk nichts weiß, wie elend muß dein Leben sein!«

Die Augen des Todes verdunkelten sich. »Ist dein Mitleiden dir ernst?« fragte er.

Sie nickte traurig.

»So höre mich an. Einst schlief ich wandermüde ein in einem Beet von Todesblumen. Vor Sonnenuntergang hatten zwei Liebende dort gesessen, und das Singen ihres heißen Blutes tönte noch in den Blüten nach. Das weckte meine Seele auf aus ihrer Ruhe, und sie weinte, während ich schlief. Sie rief zum Schöpfer der Welten um Erlösung aus ihrem starren Schlummer und klagte, daß sie ewig darben solle. Da wehte ein sanfter Wind und trug ihr Gottes Trostesworte zu. Wenn ein Weib freiwillig dem Tod ihre Liebe schenkt, dann wird er zum fühlenden Wesen, und du bist deiner Fesseln ledig, so sang der Wind, bis die Seele wieder in Schlaf versank. Ich aber frage dich, willst du dies Weib sein?«

So sprach der Tod, und seine Augen brannten in düsterer Glut. Voller Grauen sah das Weib in ihre Abgrundtiefe. »Dich lieben, wie könnte ich das?« stammelte sie nach geraumer Zeit.

Noch durchdringender wurde der Blick des Todes, und seine bleichen Lippen flüsterten: »Dein Herz braucht nichts davon zu wissen. Aber du bist schön und lebenswarm, gib mir deinen blühenden Leib nur eine einzige Nacht.« Und schon berührte seine kalte Hand ihre Schulter, von der das Tuch herabgeglitten war.

Da sprang sie mit einem Aufschrei zurück. »Geh, Entsetzlicher, Wahnsinn spricht aus dir. Furchtbar ist der Preis für deine Gnade!«

»Verlangst du Erbarmen und wagst kein Opfer?« schrie er. »Eine einzige Nacht machte dich und den Gatten frei!«

»Verlange ein reines Opfer, ich will es bringen,« antwortete sie stolz. »Mein Leib ist mir heilig, ich werfe ihn nicht in den Staub.«

Da legte sich wieder die starre Maske über des Todes Züge, schroff wandte er sich um und schritt hinweg.

Die letzte Hoffnung der Frau zerging wie Anemonen unter dem Reif. Fast wollten ihre Füße sie nicht mehr tragen, und doch folgte sie noch. Aber auch der Gang des Todes war schwerer als zuvor. Bald war es so dunkel geworden, daß sie seine Gestalt nicht mehr zu erkennen vermochte, sie hörte nur das Knicken der Zweige unter seinem Fuß. Es war ein banges Schreiten im mitternächtigen Walde. Sie aber hielt mit ihm aus.

Da kam ein Duft durch den Wald geflogen, und eine Mauer hemmte die Tritte der Wanderer. Ein Schlag mit der Sense ließ ein Tor aufspringen, und statt eines düster schreckhaften Bildes bot sich der Anblick eines lieblichen Gartens. Silberblaues Mondlicht lag in Strömen darüber ausgegossen. Ein milder Friede erfüllte die Brust der Schauenden. Sie merkte kaum, daß der Tod seine Sense gegen die Mauer

lehnte, in die Blumen hineinschritt und den Kopf müde in die Hände legte. Er kümmerte sich nicht um sie.

Als sie ein paar Schritte weiter vortrat, kam ihr eine alte Frau entgegen, die freundlich ihre Hände ergriff. »Komm herein, du wegmüdes Menschenkind, laß dich nach all der Mühsal erquicken.»

Dem jungen Weibe war's wie ein Traum. »Wo bin ich, und wer bist du, daß du so linde Worte zu mir sprichst?«

»Ich bin die Zeit, dies aber ist der Garten des Lebens und des Todes; ihn darf nur schauen, wer mutig seinen Weg geht um einer Liebe willen. Doch sprich, was ist dein Begehren?«

»Hilf mir, du Gütige, meinen Gatten zu lösen aus Todesbanden!« flehte die Junge und warf sich bittend der Alten zu Füßen.

Die wandte sich nach dem Tode um. Der blickte jetzt auf und sprach: »Es ist alles vergebens.«

»Warum, mein Sohn? Hast du nicht ihre Kraft gesehen?«

»Was nützt all ihre Kraft? Sie vermag nicht, Opfer zu bringen.«

»Und ist doch bis hierher gelangt? Ich verstehe dich nicht, mein Sohn.«

»Mit meinem Willen nicht, doch konnte ich's nicht hindern.«

»Du konntest sie nicht hindern. Ist das nicht Kraft genug, Kraft, wie sie der Weltenschöpfer nur den Reinen verleiht? Warum versagst du ihr die Bitte?«

»Weil sie mir auch verfallen ist in wenig Tagen, wenn ich nicht gewähre. Sieh dort die Blumen: eine Königskerze stützt mit junger Kraft einen welkenden blauen Rittersporn. Morgen vergeht er, und bald darauf verwelkt auch sie. Dann halt' ich Ernte, wie mir das Gesetz gebietet. Soll ich ihm ein Opfer entreißen, da ich zwei ihm bringen kann?«

»So tu, was deines Amtes, doch hüte dich vor mehr!« rief unmutig die Alte. »Weißt du nicht, daß es ein Opfer gibt, freiwillig gebracht, vor dessen Größe der Herr der Welt dir befiehlt, dich zu beugen? Sie wird es finden, dir zum Trotz, des sei gewiß. Denn höre, meine Tochter,« fuhr sie zu dem Gast gewendet fort, »noch bleibt dir eine Möglichkeit, den Gatten zu lösen. Ein Opfer mußt du bringen, so groß und unerhört, daß jedes Menschen Herz davor erschrickt. Doch selber mußt du finden, was es sei, und freudig, voller Liebeskraft es vollbringen. Nur eine solche Tat vermag das ewige Gesetz zu unterbrechen. Doch habe Vertrauen zu dir, es wird dir gelingen.«

Ein Hoffnungsstrahl fiel in das Herz der gequälten Frau, und mit neuem Mut erhob sie sich.

Die Alte blickte sie gütig an, faßte ihre Hand und sprach: »Nun komm und sieh, was noch kein Sterblicher geschaut hat seit tausend Ewigkeiten. Bevor der Mond nicht sinkt, brauchst du dich nicht um den Heimweg zu sorgen.«

Sie zog sie mit sich fort, tiefer in den Garten hinein. Leise wogten die Gräser und Blüten im Nachtwind. Ein Raunen und Kosen ging durch die Reihen, als kümmere keines die nahe Nachbarschaft des Todes. Wild durcheinander wuchsen alle Arten von Blumen und boten dem Auge ein Bild voller Liebreiz und Pracht. Da schmiegte sich eine einzelne Rose in eine liebkosende Menge von Kindern des Waldes. Dort rankte eine weiße Winde ihren Stengel um einen dornigen Schlehenbusch und hob ihr zartes Köpfchen scheu zu seinem dunklen Gezweig empor. Glockenblumen läuteten in lieblichem Spiel um Löwenzahn und Storchschnabel, und im Reigenschritt kamen unzählige Margueriten daher, wie junge Mädchen in Festkleidern mit Kränzen im Haar.

Vor ihrer und ihres Gatten Blume blieb das junge Weib lange stehen, dann schaute sie auf zu ihrer Begleiterin. In deren verwittertem Gesicht, wo Güte und Härte zugleich zu wohnen schienen, zuckte es seltsam, und eine Träne tropfte aus den trüben Augen.

»Du weinst um mich, gute Mutter?« fragte die Junge bang.

»Ich weine über die Größe deiner Liebe, die dir Gewalt gibt über den Tod.«

Da zog ein großes Vertrauen in das Herz der armen Gehetzten; sie küßte die welke Hand, die sie hielt, und sprach: »Ich danke dir, Mutter.«

Dann wandte sie sich und schritt mit frischer Kraft aus dem Garten des Todes hinaus. —

Der helle Tag fand das junge Weib wieder auf der Straße, die gen Mittag führte. Aber es wurde ein müdes Schreiten, denn die Hoffnungskraft war erlahmt. Das schöne Gesicht hob sich nicht mehr stolz zum Sonnenlicht empor, die Blicke suchten den Boden und sahen doch nichts. Der gequälte Sinn suchte vergeblich nach der erlösenden Tat; er konnte das Opfer nicht finden.

Schon blinkte von weitem das weiße Haus im letzten Sonnenschimmer, da kam ein Kind des Weges. Es pflückte Blumen und sang dazu mit heller Stimme ein unverstandenes Lied in den Abend hinaus. Immer dieselben Worte zu einer wehmütig süßen Melodie.

Die müde Frau horchte auf.

»Wenn die Blume welkt, die dir Freud' gemacht,
Gib sie der Erde wieder,
Wenn der Stern noch strahlt, der dir Leid gebracht,
Hol' ihn zur Erde nieder.«

Die Worte schienen der Lauschenden seltsam eindringlich und zugleich sinnlos. Aber sie wollten ihr nicht aus dem Sinn.

Plötzlich aber hob sie die Augen und stand still. Gib ihn der Erde wieder! Das war ja das Opfer! Rein war das von Eigensucht und unerhört groß, ja eine Erfüllung des ewigen Gesetzes selbst. Freiwillig mußte sie den Geliebten dem Tode preisgeben, sich ganz freimachen vom Irdischen, dann erst konnte er ihrer Liebe nicht mehr entrissen werden.

Und freudig schritt sie weiter, trat in das Haus, wischte die roten Zeichen von Tür und Fenster und öffnete sie weit. Der Kranke lag noch, wie sie ihn verlassen hatte. Sie bettete ihn frisch und schmückte sein Lager mit den roten Rosen allen, die in ihrem Garten blühten. Blinkende Schalen füllte sie mit farbigen Sommerblumen und streute Blüten auf Boden und Schwellen. Hundert Kerzen mußten mit ihrer lebendigen Flamme das Haus erleuchten, und sie selbst tat ihr festlichstes Gewand an. Dann küßte sie den schlummernden Gatten, nahm vom Tisch einen funkelnden Kristallkelch, füllte ihn mit köstlichem rotem Wein und trat mit brennender Fackel in der Linken vor die Tür. Sie hob die Arme empor in die Nacht und rief: »Nun komm, du bleicher Schnitter, denn alles ist festlich bereitet. Nimm als Geschenk, was ich dir abzutrotzen suchte. Ich biete dir den Willkommentrunk. Die Fackel loht, ich harre dein.«

Aufrecht, das schöne Haupt von Funken umsprüht, stand sie und lauschte in die Nacht. Da kam ein feiner Blütenduft gezogen, und eine lichte Gestalt trat auf sie zu.

»Gib mir von deinem Trunk.«

Sie wich einen Schritt zurück. »Bist du der Tod?«

»Nein,« jauchzte der Jüngling, »ich bin das Leben! Wo solche Opfer entzündet werden, da trete ich an meines Bruders Statt. Mit jedem Zug, den ich aus deiner Schale tue, trinkt dein Gatte neuen Lebenssaft. Gesegnet seist du, reines, starkes Weib!«

Er kniete nieder, und sie ließ ihn den Kelch bis zum Grunde leeren. Darauf zog er, so schnell wie er gekommen, seine Straße fort.

Während sie ihm noch wie gebannt nachschaute, tönte hinter ihr eine lockende Stimme. Sie kehrte sich um und sah den Gatten in Gesundheit und Frische die Arme gegen sie ausbreiten.

Da schleuderte sie Fackel und Kelch in die Nacht hinaus und warf sich heiß aufschluchzend an seine Brust.

Der Wiesenweg

Geschäftig eilt der Wiesenweg durchs Tal
Den Bach entlang;
Enthuscht dem steilen Sonnenstrahl
Und lauscht der Wellen versteckten Sommersang;
Schlingt sich dann wieder durchs Feldgebreite
Gleich einer weißen umhegten Flut,
Vom Mittag überschwebt wie von heller Marienseide;
Trinkt in die Adern nährende Glut,
Schwillt wie von ungeduldigem Blut.

Und weiter — vorbei an den strengen, langen,
Windsuchenden Telegraphenstangen
Und gleißenden Eisenbahnschienen,
Zwischen ruhendem Duft und Herbst einläutenden Bienen —
Zum ersten Haus.
Das bietet ihm wie einen Willkommstrauß
Ein Beet demütig dunkler Georginen.
Dann schlendert er gepflastert und breit
In des Dorfs behütete Einsamkeit,
Trägt spielende Kinder und schwatzende Frauen
Und die rinnende Gosse, die nur zerknittert den blauen
Himmel spiegelt. Vorbei an dem leeren, dunstenden Gut
Schleicht er sich müd und befriedigt zum Schatten der Eiche,
Trinkt aus dem dumpfen Teiche
Und ruht.

Ernst Ludwig Schellenberg

Die Welt des Blinden

Von Oskar Baum

Salomo, der gefragt wurde, bei wem er Weisheit erlernt habe, antwortete: »Bei den Blinden, denn sie tun keinen Schritt, ohne den Grund, auf dem sie wandeln, untersucht zu haben.« Wie gering ist dagegen die allgemeine Meinung über den Blinden in der Welt bis auf den heutigen Tag geblieben!

»Eine wohlbesetzte Tafel und die Hoffnung auf eine Entschädigung im Jenseits«, das seien die beiden einzigen uneingeschränkten Glücksgefühle für den Blinden, behauptet man mit aller Ernsthaftigkeit (Baßkos Memoiren). Oder man betrachtet seine Minderwertigkeit von der andern Seite und hält ihn für weit glücklicher als den Vollsinnigen, wunschlos und zufrieden in seiner Einmauerung, ohne irgendwelche Fähigkeiten, nach deren Betätigung es ihn drängen könnte.

Das ist es, was der Gebildete vom Blinden weiß, daran denkt er, wenn er ihn sieht, von ihm hört: bestenfalls daran. Und die Belesenen erinnern sich vielleicht, daß Schopenhauer das Auge »das Organ des Verstandes« nennt, und Fachleute, daß die Blindenerzieher festgestellt haben, es seien nur drei v. H. der Blinden von höherer Intelligenz. Bei dieser Statistik mag wohl nicht in Berechnung gezogen worden sein, daß weitaus die größere Hälfte — es gibt über zwei Millionen Blinde auf der Welt — noch völlig ohne jede Schulbildung auskommen muß.

Einst kam eine Generalsgattin zum Direktor einer Blindenanstalt und bat ihn, für ihren erblindeten Gemahl eine anregende Beschäftigung ausfindig zu machen. Er riet, der alte Herr möchte doch auf einem präparierten Brett Schach spielen, die Punktschrift lernen oder mit der so geistvoll konstruierten Taylorschen Rechentafel Mathematik treiben. »Ja, ja,« meinte die Dame, »aber da würde er merken, daß er blind ist. Das geht doch nicht!«

Diese Angst vor dem Worte »blind« ist wohl der bezeichnendste Ausdruck für die Ansicht, die auch in den gebildetsten Kreisen allerorten über den Blinden verbreitet ist. Einen jammervollen, hilflosen Menschen stellt man sich vor, der, in seine Dunkelheit wie in ein Gefängnis eingeschlossen, nur Klagen oder Bitten an die Außenwelt gelangen läßt, träge und freudlos sein Leben hinschleppt, sich und seiner Umgebung zur Last.

Und doch gab es im Kulturleben aller Völker Blinde genug, die sich zu den höchsten Stufen der Ehre und des Ansehens emporarbeiteten und durch Bedeutung und Wert ihrer Leistungen ihr Volk, die ganze Menschheit zu Dank verpflichteten und so auf weithin sichtbare Weise bewiesen, was innere Kraft gegen äußere Beschränkung, gesammelter geistiger Wille gegen physische Hindernisse vermag.

Fawett, seit dem einundzwanzigsten Jahre ohne Augenlicht, ein bedeutender Fachschriftsteller und Parlamentarier, wurde 1880 von Gladstone zum Generalpostmeister von England ernannt, zum Minister in unserm Sinne. Es ist kaum zu begreifen, wie ein so modernes, verwickeltes Verkehrsleben, wie das Englands, von einem Blinden geleitet werden konnte, und Fawetts Amtszeit gilt allgemein für eine glückliche, an Reformen reiche. Schon als Student in Cambridge zeichnete er sich durch besondere mathematische Begabung aus und erhielt mehrere Preise. Während einer Jagd traf ihn ein Schrotkorn aus seines eignen Vaters Büchse ins Auge, wodurch er gänzlich erblindete. Nichtsdestoweniger setzte er seine Studien fort und war auch literarisch tätig. Nach Veröffentlichung eines großen nationalökonomischen Werkes »Manual of political economy« wurde er an die Universität Cambridge als Professor für Nationalökonomie berufen. Einige seiner bedeutendsten Schriften wurden auch ins Deutsche übersetzt. Er war mit Frau Garrett Millicent, einer der hervorragendsten Führerinnen der englischen Frauenbewegung, sehr glücklich verheiratet.

Einen interessanten, fast abenteuerlichen Lebensgang hatte ein Ungar Gabriel von Hertelendy. Als Advokatensohn in Budapest 1800 geboren, im zwölften Jahre erblindet, in der Wiener Blindenanstalt erzogen, zeigte er eine besondere Begabung für mechanische Arbeiten, erfand 1836 eine Maschine zum Bohren artesischer Brunnen, die vielfach Anerkennung fand, und übersetzte als erster Homer ins Ungarische. Nachdem er in verschiedenen Städten als Blindenlehrer tätig gewesen war, ging er zur Vorführung seiner Bohrmaschine nach Wien, später nach Triest und Venedig, überall ohne Begleitung und Führung. Er erhielt sich zum Teil durch Unterricht, teils durch Zusammenrichten und Ausbessern von Uhren und andern Maschinen. 1838 war er Lehrer an der Blindenanstalt in Padua, blieb aber auch hier nicht lange, sondern kehrte nach Wien zurück, wo er alle Geldmittel flüssig machte, um eine größere Reise zu unternehmen. In Hannover unterrichtete er den erblindeten Kronprinzen Georg in verschiedenen Handgriffen und mechanischen Arbeiten, wofür ihm der dankbare Schüler ein Ehrengehalt aussetzte. Er war aber von so aufrechtem männlichem Stolz und Ehrgeiz, daß er auf dies Ehrengehalt sofort verzichtete, als er zufällig die Äußerung eines Beamten hörte, sein Gehalt sei eine überflüssige Staatsausgabe. Er ging nach Paris. Im dortigen Institut errichtete er die damals noch nicht eingeführte

Tischlerei. Aber auch hier duldete es ihn nicht lange. In Italien verheiratete er sich und endete sein reichbewegtes Leben in der Heimat in Not.

Ein genialer Kopf war der mit drei Jahren erblindete Udalrich Schönberger (1601 bis 1648), ein berühmter Lehrer der Philosophie an der Königsberger Universität, der, obwohl er erst mit dem zwölften Jahre als Gärtnerssohn in die Dorfschule geschickt wurde, noch in jungen Jahren an der Leipziger Universität den gradus magistri erwarb, sieben Sprachen beherrschte und lehrte und erfahren in Mathematik, Musik und Mechanik war. Der Ruhm seiner Begabung, die Simon Dach in einem gelehrten Gedicht verherrlichte, ließ sagenhafte Gerüchte um ihn entstehen, die heute noch als beglaubigte Tatsachen in wissenschaftlichen Nachschlagewerken berichtet werden, wie: er habe so geschickt aus Flinten geschossen und das Ziel so sicher getroffen, daß er andern, die sich der besten Augen erfreuten, oft den Siegespreis entriß. Auch soll er die Farben durch Tastsinn unterschieden haben, was auch andern berühmten Blinden der früheren Jahrhunderte nachgesagt wird. Auf seinem Ehrengrab in der Regensburger Kathedrale steht die Inschrift: Schoenbergerus hic est, qui lumine captus utroque, Argos philosophus pectore mille tulit. (Hier ruht Schönberger, der, obwohl beider Augen beraubt, als Gelehrter tausend Augen in seiner Brust trug.)

Der als Jüngling erblindete Schweizer Franz Huber aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschäftigte sich von Jugend auf mit der Natur, den Eigenschaften und Verrichtungen der Bienen und brachte es darin so weit, daß er neue Erfahrungen und Entdeckungen machte, z. B. daß die Befruchtung der Bienenkönigin nicht in dem Stocke, sondern hoch in der Luft vor sich gehe. Seiner sehr glücklichen Ehe mit der schönen Marie Aimer Bullin tut Voltaire an mehreren Stellen in seinen Werken Erwähnung. Sie machte selbst auch Beobachtungen in dem Lieblingsfache ihres Mannes und unterstützte ihn in seinem Studium.

Einen merkwürdigen Weg zur Wissenschaft fand ein blinder Gänsejunge Jakob aus Netra, einem hessischen Dorfe, um 1750. Damals gab es natürlich noch keine Blindenschule und noch weniger eine Blindenschrift. Er besuchte die Ortsschule, um wenigstens das Wort Gottes zu hören; sonst war er den Hütern der Gänse beigegeben, um da zu helfen und wenigstens etwas zu verdienen. In der Muße dieser beschäftigungslosen Stunden sann er auf Mittel, die es ihm ermöglichen könnten, wie die andern Kinder zu lesen und auswendig zu lernen. Er versuchte, mit seinem Messer in Stäbchen von Holz eigens ausgedachte Bezeichnungen für Worte zu schneiden, die er jederzeit wiedererkennen, aussprechen und — wie wir sagen — lesen konnte. Dies glückte ihm, und als er einige Übung darin hatte, mußten ihm die Jungen aus ihren Büchern vorlesen, er schnitzte die Worte und lernte auf diese Weise, was in der Schule vorgenommen wurde. Es erregte, wie begreiflich, Aufsehen; er wurde beim Unterricht adliger Kinder zugezogen, und der Pfarrer lehrte ihn Latein, das er, wie es heißt, gleich einer lebendigen Sprache beherrscht haben soll. Wo er einen seiner Schulkameraden bewegen konnte, ihm etwas vorzulesen, versäumte er es nicht. Da saß er denn und schrieb mit seinem Messer hurtig und unermüdlich auf den hölzernen Stäben mit. Die Stäbe waren etwa fingerdick und eine Elle lang und an den Seiten mit den ihm verständlichen Zeichen bedeckt. Auf diese Art hatte sich Jakob eine ganze Bibliothek angelegt. Die Stäbe wurden mit Nummern versehen, zu Bunden zusammengestellt und auch diese wieder entsprechend bezeichnet. Außer ihm konnte niemand die Schrift lesen, da er nichts wörtlich niederschrieb, sondern nur den Sinn der Rede in sehr knapper Form. Diese hatte er sich auch in seiner Ausdrucksweise angewöhnt, so daß sein Vortrag schwer zu verstehen war. Jakob versuchte sich als Lehrer in Mathematik und war auch als Arzt tätig. Die von ihm benützten Arzneiflaschen hatte er zur Unterscheidung mit gekerbten Hölzchen versehen. Seiner Bibliothek ging es wie der Alexandrinischen: die Leute, bei denen er sie eingestellt hatte, heizten die Stube damit. Jakob hatte außerordentlich viel Phantasie; über ein ihm gegebenes Thema konnte er eine lange, oft märchenhafte Erzählung ausspinnen. Er hatte außerordentliche Kenntnisse. Sagt man doch von ihm, daß es keinen Ort auf Erden, keine Begebenheit in der Geschichte von einigem Belang gegeben habe, die ihm nicht bekannt gewesen wären. Er starb 1771.

Sogar einen bedeutenden blinden Bildhauer gab es: Vidal, 1832 zu Nimes in Frankreich geboren. Er kam als Knabe nach Paris, um sich der Kunst zu widmen, und studierte im Atelier des berühmten Baryl. Seine Ausbildung konnte als vollendet beerachtet werden, als er im zweiundzwanzigsten Jahre infolge schwarzen Stars unheilbar und fast vollständig erblindete. Dies Mißgeschick beeinträchtigte jedoch seine Ideen und Entwürfe durchaus nicht, und als er im dreiundzwanzigsten Lebensjahre völlig erblindet war, hatten sich seine Hände an die Arbeit ohne Sehen gewöhnt, so daß er dennoch Bildhauer zu bleiben beschloß. In seinem Gedächtnis waren die durch das frühere Sehen empfangenen Eindrücke treulich erhalten, und da er jetzt nicht mehr mit dem Auge vergleichen konnte, studierte er eingehend mit den Händen. Kein Blinder entwickelte solche Denktätigkeit beim Betasten wie Vidal; bewundernswürdig,

wie er die Einheit der Form aus dem Summieren der Teilberührungen aufzufassen, ja zu genießen vermochte. Er besuchte Menagerien, befragte Tierbändiger, ja, er trat sogar mit ihnen in den Käfig der wilden Tiere. Die früher betriebenen naturwissenschaftlichen Studien kamen ihm jetzt sehr zugute, denn er beobachtete genau die einzelnen Organe, das Spiel der Muskeln, um alle Verhältnisse und Stellungen wahrheitsgetreu wiedergeben zu können. Er ließ sich auch Photographien ausschneiden, um diese Silhouetten zu befühlen. Seine Ausdauer war von reichem Erfolg belohnt. Seine Werke — er war wie sein Lehrer ausschließlich Tierbildhauer — wurden wiederholt in Paris ausgestellt und mit Verdienstmedaillen ausgezeichnet. Da man nicht glauben wollte, er habe als Blinder diese Dinge geformt, kam eine Kommission in sein Atelier, um ihn arbeiten zu sehen. Er starb 1892.

So könnte ich noch viele anführen, die trotz ihrem Mangel allgemeine Geltung errangen, ohne daß sie hierdurch die Meinung über den Blinden in der Welt dauernd beeinflußt hätten.

Es ist allerdings nicht das rechte Verfahren, an den auserwählten, gleichsam über das Maß gewachsenen Vertretern die Fähigkeiten und Anlagen einer Gemeinschaft, eines Volkes, einer Menschengattung zu beurteilen. Nicht den Einzelnen, die Menge selbst müssen wir beobachten, wollen wir eine gemeingültige Übersicht gewinnen. In eine Blindenanstalt müssen wir gehen und uns unbefangen unter die Zöglinge mischen. Lehrreicher als Vorträge und dicke Bände über dieses Thema ist eine halbe Stunde unter dieser lebhaften, fröhlichen Schuljugend zugebracht, der wahrhaftig nichts von dem niederdrückenden Gefühl benachteiligter, zurückgesetzter Ausnahmen anzumerken ist.

Wie sie die Treppen auf und ab laufen! Alle Gänge sind von ihrem Verkehr, ihrem lustigen Lärm belebt; nirgends auch nur die geringste Unsicherheit, kein zögernder Schritt, keine vorgestreckte Hand oder was man sonst erwarten würde. Das eifrige Getriebe in den Arbeits- und Speisesälen könnte kaum bei vollsinnigen Kindern mannigfaltiger sein. Am freundlichsten aber ist das Bild in dem großen Garten, der stets Institute dieser Art umgibt. Zu zweit oder dritt schlendern da die Zöglinge die langen geraden Hauptwege hin und her über die vielen gewundenen und verwickelten Nebenpfade, um die blühenden Beete herum sicher und gelassen aneinander vorbei. Nie stößt eine Gruppe an die andre. Alle unterhalten sich; manche lachen, erzählen Witze; manche streiten. Manche halten ein großes Heft aufgeschlagen vor sich auf der Brust, und ihre feinfühligen Fingerspitzen gleiten über die langen Reihen der streng geraden Zeilen wechselvoller Punktfiguren: das ist ihre Schrift (von einem Blinden, Louis Braille, 1830 erfunden). Sie lernen auch im Spazierengehen.

Hinten ist ein kleiner Teil des Gartens Ackerland, das die größeren Knaben in ihren Mußestunden umgraben und pflügen; die Pflege der hier und da verstreuten Topfpflanzen ist den Zöglingen anvertraut. Die eine Seite des Gartens nimmt fast in ihrer ganzen Länge eine Kegelbahn ein, aus der das Rollen der Kugeln, das Klappern der Kegel lustig herausklingt. Auf einem freien Platz sind Turngeräte, wo die Zöglinge an Ringen schaukeln, auf Leitern und Stangen klettern.

Ist es Winter, dann laufen kleine Jungen hin und her, schreien, werfen Schneeballen, nach der Richtung zielend, aus der die Stimme kommt. Kleine Schlitten fahren auf und nieder, große Schneehaufen werden übereinandergetürmt und als wachsende Lawinen mit großem Hallo über die weichen, frischen Schneeflächen der Wiesen und Wege gewälzt.

Wenn man nicht näher hinsähe, die eckigeren, ungeschickteren Bewegungen beobachtete, denen anzumerken ist, daß sie niemandem abgeschaut, gleichsam ohne Vorbild angewöhnt sind, wenn man nicht hier die künstlichen, dort die geschlossenen oder halb geschlossenen Augen bemerkte, müßte man glauben, unter vollsinnigen, ja ungewöhnlich temperamentvollen und an Freiheit gewöhnten Kindern in irgendeiner allgemeinen Schule zu sein. Das größte Vergnügen bereitet es ihnen, an Sommer- und Herbstabenden auf die Bäume zu klettern. Die Lehrer haben es verboten, weil sie es für waghalsig halten. Das gibt der »Jagd« den Reiz des Abenteuers. Zu vorgerückter Stunde, wenn alles im Hause schon zur Ruhe gegangen ist, raschelt der Kies der Gartenwege dort und da unter verstohlenen Schritten. In einigem Abstand stellt ein Wachtposten sich auf, um herannahende Gefahr zu melden. Einer schüttelt den Apfel- oder Nußbaum, und unten umsteht ein Kreis erwartungsvoll den Stamm und bückt sich hurtig, wenn der lustige Regen niedergeht, und klaubt und stopft sich alle Taschen voll, um nachher, wie abgemacht, in bestimmtem Prozentsatz mit dem Wachtposten und dem im Wipfel da droben ehrlich zu teilen.

Wenn man nicht allzu aufdringlich in seiner Neugier ist, gewinnt man bald das Vertrauen der jungen Leute, und es findet sich leicht einer, der den Besucher auch im Hause überall herumführt, wo er den inneren Betrieb und die Besonderheiten des Unterrichts genau kennenlernt. In seinen Erklärungen wird alles enthalten sein, was den Besucher interessiert; er hat ein feines Gefühl dafür. Er spricht so ruhig darüber, daß er blind ist, daß ihm dies leichter, dies schwerer fällt. Niemand kann die Empfindung haben, daß

hier ein schwächer pulsierendes, gedämpfteres Leben sei, eine Isolierung, ein Abseits, ein Leben aus zweiter Hand. Nein, durch unablässige fröhliche Anspannung aller Kräfte wird der Natur abgerungen, was sie nicht gutwillig hergab, sozusagen nicht von selbst bewilligte, wird dem Sehenden nachgestrebt und mit ihm gewetteifert.

Im Lehrmittelsaal fallen neben der reichen Sammlung ausgestopfter Tiere, die nicht anders ist als in andern Schulen, die Relieflandkarten und der Globus auf, auf dem das Festland und die Gebirge mit Wachsschichten dargestellt sind, in die die Flüsse Rinnen ziehen und über die Städte als Punkte hingestreut sind.

Für den Anschauungsunterricht stehen die vielen kleinen Modelle (eine Mühle, Dampfschiffe, eine Schmiede, eine Taucherglocke, ein Hochofen) bis in die geringste Einzelheit liebevoll und getreu nachgebildet, wie aus einer lebendigen Puppenwelt niedlich herausgestellt. Sie sollen ein Ersatz für die Bilder sein, die in den Elementarschulen den Kindern alle Dinge der Welt nahebringen, die sich nicht in ihrer täglichen Umgebung abspielen. Aber sie sind weit mehr als ein Ersatz. Wenn so eine zierliche Mühle in Gang gebracht wird, und die Kinder hören das Mühlenrad gehen und die Steine reiben, und ihre Hände können den feinen gemahlenen Staub auffangen, dann erhalten sie einen weit lebendigeren Eindruck als der Sehende durch die Farben und Linien auch der besten Illustration.

Der anstoßende Saal ist der Zeichensaal. Zeichnen! Der Sehende wird vielleicht dieser Art von Flächendarstellung nicht ohne weiteres eine solche Bezeichnung zubilligen. Auf weichen, wohl mit Seegras oder Spreu gefüllten Polstern, von hohen feinen Holzrändern straff gespannt, mit dunklem Tuch überzogen, werden weiße elastische Schnüre (die Linien) gezogen und mit Stecknadeln in der gewünschten Lage und Spannung festgehalten. Man muß diese mannigfaltigen, formenreichen Gebilde gesehen haben, um glauben zu können, welche erstaunliche Leistungen auf diese Weise zustande kommen: Blätter und Blüten, ganze Baumwipfel, Girlanden, Schmetterlinge und Tierköpfe. Freilich ist auch bei der größten Geschicklichkeit eine vollkommene Rundung nur schwer zu erzielen; die reich gesäten Stecknadeln werden, wie man sie auch verteilt, nur mehr oder minder eckige Abschlüsse bilden und die straffen Gummischnürchen das Bestreben zur Geraden beibehalten. Aber diese Zeichnung ist dadurch nicht etwa minder schön, nur seltsam; sie erhält etwas geradezu Exotisches. Und wenn bei manchen, besonders sorgfältigen Biegungen, wie bei Flügeln oder einer Rückenschwellung, ein Stecknadelköpfchen nach dem andern in ununterbrochener Reihe aufeinander folgt und die Schnürchen darunter verdeckt werden, glaubt man das scharfe Skelett eines vorsintflutlichen oder sonstwie märchenhaften Schuppentierchens zu sehen, das in täuschender Ähnlichkeit die Umrisse eines unsrer Insekten oder Vögel hat.

Diese unausgefüllte, ein wenig leere Welt der dünn umzogenen Flächen erinnert den Besucher an die kahlen, traurigen Vorstellungen, die er von der Blindenwelt hatte, ehe er dieses Haus betrat. Und er wird an die Worte der berühmten taubblinden Helen Keller denken: »Die Dichter haben uns gesagt, wie voll von Wundern die Nacht ist. Auch die Nacht der Blindheit hat ihre Wunder. Die einzige ganz lichtlose Nacht ist die Nacht der Unwissenheit und Gefühllosigkeit. Ob blind oder sehend: wir unterscheiden uns voneinander nicht durch unsre Sinne, sondern durch den Gebrauch, den wir von ihnen machen, durch die Einbildungskraft und den Mut, womit wir Weisheit jenseits unsrer Sinne suchen.«

Der 1. Mai

Es wirbeln die Trommeln,
Pauken wettern darein!
Am fernen Horizonte
Lodert Wetterschein.

Drunten steht die Menge
Roten Fahnen Spalier;
Mein Schlüssel öffnet des Hauses
Heimlichste Tür.

Sonnenstäubchen umspielen
Mir Haupt und Hand,
Malen glänzende Kringel
Zitternd auf Stuhl und Wand,

Kosen mit linden Händen
Faltiges Fahnentuch,
Das einst in stolzen Tagen
Knatternd die Windsbraut trug.

Träumt, ihr alten Fahnen,
Bei spielendem Sonnengold,
Wie euch der g'eißenden Masse
Gunst noch hold;

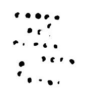
Da noch Jubel und Jauchzen
Euren Farben galt.
Andre Herren, andre Fahnen!
Ihr wurdet alt.

Drunten wirbeln die Trommeln,
Die Pauken wettern darein! —
Meine Seele weint
Im stillen Kämmerlein.

Hans Meinel



Eero Järnefelt: Kühe ums Lagerfeuer im finnischen Norden
Original im Athenäum in Helsingfors





Patsfluß (Patsjoki) in Nord-Lappland

Suomi

Der Finnen Land und Lied

Von Alfred Biese

Wer als Deutscher unsrer Tage, heimatlicher Not und Sorge entfliehend, zu jenen als rauh und unwirtlich geltenden, in Wahrheit aber mit Gütern des Lebens reichgesegneten Gegenden des Nordens sich wandte, die zwischen Ladoga-See und Bottnischem Meerbusen sich hinziehen, der vergaß Kummer und Elend und glaubte sich in ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht versetzt. Schon vor zweiundzwanzig Jahren überschrieb in diesen Blättern Hermann Häfker seine dichterisch schwungvollen »Reiseerinnerungen aus Finnland« mit dem Ausdruck des Staunens und der Bewunderung: »In einem verzauberten Lande«. Noch heute wird ihm der Leser gern folgen durch den Götakanal nach Stockholm und dann nach Hangö und Helsingfors und mit ihm den Zauber der Johannisnacht, in der die Sonne nicht vom Himmel weicht, und eine Fahrt auf dem Saimakanal und durch die Stromschnellen des Ulea erleben und entzückt mit ihm in Nyslott und Punkaharju und in der alten Hauptstadt Åbo weilen. Die Herrlichkeiten der Landschaftsbilder in den Zauberhallen der Tannen- und Kiefernwälder, an den schweigenden Seen, an den wild schäumenden Strömen, auf den zahllosen Inseln, die an der Meeresküste und in den Innenseen sich aneinanderreihen, sind dieselben heute wie einst.



Finnische Sommernacht

Aber nach den bunt und verworren wechselnden Schicksalen des Landes spürt man heute den Pulsschlag friedlichen gewerblichen Lebens in einer stetig aufsteigenden Entwicklung. Und es konnte freilich nicht ausbleiben, daß auch hier die Industrie störend und zerstörend in die Natureinsamkeit eindringt; selbst oberhalb des Imatra, der berühmtesten und staunenswertesten Stromschnelle, die rauschend und brausend durch die Felsen und über Klippen wie in wilder Wut sich Bahn bricht, werden Elektrizitätswerke angelegt, und schlimme Pläne drohen eins der herrlichsten Naturdenkmäler der Welt zu vernichten. Bei dem unerschöpflichen Holzreichtum, den erst langsam Eisenbahnen erschließen, wundert man sich nicht über das großartige Flößersystem, das die Seen und Flüsse vom Norden bis zum Meere verbindet, über die stolzen Anlagen der Holzindustrie, der Papier- und Zellulosefabriken mit Maschinen nach neuestem Muster, z. B. in Kymmenebruk, Kuusankoski und Woyka, von wo der Versand in alle Teile der Welt, ob Japan oder Amerika,



Flußlandschaft in Savolax

sich erstreckt; nicht minder blühen Moorkultur, Landwirtschaft mit Kornbau und Molkereien und die Fischerei, aber auch Eisen-, Stein-, Leder- und Textilindustrie. Die Kargheit des Bodens, dem erst durch Entwaldung und durch Entwässerung der schier endlos sich hinziehenden Moränen und Sümpfe die Frucht des Feldes abgerungen werden mußte, erzeugte in dem Finnländer die zähe Ausdauer, die ein Grundzug seines Wesens ist; wohl ist er schwer in Bewegung zu setzen, und Eile ist ihm ein unbekannter Begriff, aber das als richtig Erkannte oder in seiner Phantasie Vorgestellte hält er im Guten wie im Bösen bis zum Starrsinn fest. Von den 3,1 Millionen Einwohnern fallen 66 % dem bäuerlichen, 12 dem industriellen Gewerbe, 5 dem des Handels und Verkehrs zu; unter den Städten ragen Helsingfors mit 250 000, Åbo mit 58 000, Tammerfors mit 47 000 Einwohnern hervor, über 20 000 haben Wiborg, Wasa und Uleaborg. Natürlich war auch in Finnland das Vordringen der Industrie und als Begleiterscheinung die Organisation der Arbeiterschaft unter dem Einfluß des Marxismus und des Bolschewismus von folgenschwerster Bedeutung für die innere und äußere Politik.

Die Schicksale des finnischen Volkes in den letzten fünfundzwanzig Jahren sind in ihrer Folgerichtigkeit von typischer Bedeutung und mit dem Siege von Recht und Wahrheit einzigartig. Heimatliebe, auch Vaterlandsliebe lebt wohl in der Brust jedes wohlgearteten Menschen, und zumal in der Seele des mit seiner Scholle, die ihn trägt und nährt, so eng verbundenen Bauerngeschlechts, aber etwas ganz andres ist das Erwachen zum nationalen Gedanken und die Erziehung zur Staatsgesinnung. Das finnische Volk ging durch eine harte Schule; Not und Gefahr waren die Zuchtmeister, aber es bestand die Prüfungen mit Ehren und gelangte zu Reife und Ruhe und Ruhm, zu Sicherheit und Ordnung und vor allem zu Unabhängigkeit und Selbständigkeit, freilich erst nach schwersten Kämpfen. Das bedeutet ein Stück Weltgeschichte, das wieder einmal den so selten gewordenen Enthusiasmus wecken kann, den Goethe »das Beste an der Geschichte« nennt, denn der Heroismus eines edlen Volkes wurde mit einem Erfolge gekrönt, wie ihn auch seine treuesten Söhne nicht zu träumen gewagt hatten. Ein Drama spielte sich ab voll Spannung und Erwartung, voll Verzagtheit und Verzweiflung und am



Wuoksenfluß südlich von Imatra

Ende mit Erlösung und Erfüllung. (Vgl. Johannes Öhquist, »Das Löwenbanner. Des finnischen Volkes Aufstieg zur Freiheit«; Berlin 1923.)

Die Geschicke der Völker werden durch die Grenzen und somit durch die Nachbarn bestimmt. Eingekeilt liegt Finnland zwischen Schweden und Rußland. Sechs Jahrhunderte lang übte jenes die Vorherrschaft und den bestimmenden Kultureinfluß aus, aber schonte in weisen Gesetzen die Eigenart des tüchtigen und aufstrebenden Genossen; gemeinsame Kriege wurden auf dem Festlande, vor allem aber auf finnischem Boden selbst mit dem ewig begehrlichen russischen Riesen ausgefochten; der Kampf zwischen Asien und Europa, zwischen Barbarei und Kultur konnte eben nimmer zur Ruhe kommen. 1809 geschah das Ungeheuerliche, daß der schwächliche schwedische König Gustav IV. Adolf nach wechselndem Kriegsglück Finnland an Rußland kurzerhand abtrat. Die Zaren Alexander I. und II., teils wohlgesinnt, teils wohlberaten, schonten und ehrten den Gerechtigkeitssinn und das Selbstgefühl der Finnen und beschworen die Zusicherung der Freiheit mit Eiden. Wohl tat dieses auch Nikolaus II. bei seinem Regierungsantritt; da er aber nur ein ohnmächtiges Werkzeug in der Hand der Panslawisten war, ließ er bald die Maske fallen und gab Verordnungen, die alle Selbständigkeit ertöteten und das finnische Heer dem russischen einzugliedern und das Land als Provinz dem russischen Reiche einzuverleiben anstrebten. Dem Bauern — man lese nur »Bauer Paul« von Runeberg — war die göttliche Gerechtigkeit, war die Stetigkeit der Ordnung in der Natur, aber auch das seit Jahrhunderten im Staate herrschende Gesetz und Recht etwas Unverbrüchliches; es war daher dem harten Bauernschädel ebenso wie dem Rechtsgewissen der gebildeten Stände und der Beamten — man lese das Gedicht »Der Landeshauptmann« von Runeberg — etwas Unfaßbares, daß das Grundgesetz (Landgesetz von 1472, Gesetzkodex von 1734) und die Verfassungsgesetze von 1772 bis 1789 nicht mehr gelten sollten, daß der Zar, seinen Eid brechend, diese mit der höhnischen Randbemerkung abtun konnte, es sei an der Zeit, daß die Finnländer anfingen, derartige veraltete Gesetze zu vergessen! Das Manifest des Zaren vom 16. Februar 1899 vernichtete Finnlands Verfassung. Ein Schrei der Entrüstung

ging durch das Land. In elf Tagen, mitten im Winter, wurden die Unterschriften eines Protestes von einer halben Million bis zum weglosen Norden gesammelt. Eine Riesendeputation von fünfhundert Männern eilte damit zum Zaren und wollte Recht suchen. Sie wurde ebensowenig gehört wie die internationale Abordnung von zwölf europäischen Staaten, bestehend aus den berühmtesten Rechtslehrern als Vertretern, die geradezu mit beschämender Rücksichtslosigkeit in Petersburg behandelt wurde. Und nun brach Schauman, und streckte 1904 den Statthalter und dann sich selbst nieder. Eine gewisse Entspannung trat ein, aber keine Rettung. In den politischen Kämpfen der nächsten Jahrzehnte fehlte es nicht an großen Momenten, wo alle Parteien nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten, ob sie Vertreter des aktiven oder des passiven Widerstandes, Altfinnen und Konstitutionelle oder Radikale waren. Die Kluft des Sprachengegensatzes (Schwedisch und Finnisch) schloß sich unter der Losung: »Zwei Sprachen und



Binnenseelandschaft

die Nacht der Sklaverei über Finnland herein: die Russifizierung des Heerwesens, der Behörden und der Beamtenorganisationen. Willkür, Schikane, Hinterlist, Heuchelei, Verhaftungen, Verschickungen nach Sibirien wurden immer häufiger; der Senat sank zu einem Schattenwesen herab. Gewalthaber, zumal russische, sind ja desto brutaler, je ahnungsloser sie in politischen Dingen sind. General Bobrikow war von dieser Art. Die Verwirrung im öffentlichen Leben wurde unerträglich.

Doch »eine Grenze hat Tyrannenmacht«. Das Recht der Selbstbefreiung holte sich aus den Sternen ein edler Jüngling, Eugen eine Seele!« Die Hauptgefahr entstand durch die Verbindung der sozialistischen Elemente mit den russischen Revolutionären, durch die Bildung der internationalen »Roten Garde«. Und die »Duma« war noch rücksichtsloser als der Zarismus; sie verkündete scharf: »Finis Finlandiae!« An der Grenze der Verzweiflung fand der Beginn des Weltkrieges die Patrioten. Jedoch der Befreiungsgedanke schlummerte nicht. Die stärkste Hoffnung war und blieb Deutschland. 1915 zogen 2000 junge Finnen als »Pfadfinder« ins Lockstedter Lager; sie bildeten später das »Preußische Jägerkorps Nr. 27«. Sie wurden, als 1917 die Revolution in



Nyslott mit Olofsborg

Rußland ausbrach und als daraufhin in Finnland die Unabhängigkeit erklärt worden war, die Führer in den »weißen Schutzgarden«, die General Mannerheim im Norden Finnlands sammelte, während der rote Terror, von den Russen geleitet und aufs kräftigste unterstützt, immer entsetzlicher sein Haupt erhob; Tausende der Besten wurden aufs grausamste hingemordet. Die Deutschen aber brachten in der äußersten Gefahr Hilfe. Die Division v. d. Goltz landete in Hangö Anfang April 1918 und wurde am 14. mit unbeschreiblichem Jubel der von unsagbaren Qualen befreiten Bevölkerung in Helsingfors empfangen; jedoch es kostete saure Arbeit und viel junges Blut in schweren Schlachten (Tammerfors, Tavastehus, Lahti, Wiborg, Rautu), bis die »Weiße Garde« unter Mannerheim am 16. Mai 1918 in Helsingfors einziehen und Finnland von der roten Pest als befreit gelten konnte. 80000 Rote, darunter das schlimmste Verbrechergesindel, waren gefangen, die Führer aber zumeist nach Rußland entflohen. Der Kampf, der sich hier abspielte, war nicht ein Bürgerkrieg innerhalb eines kleinen Volkes, sondern die Weltgefahr des Bolschewismus erhebt, wie Öhquist sagt, den Sieg des »Weißen Finnland« auf die Höhe weltgeschichtlichen



Punkaharju



Schloß Wiborg

hunderten verknüpften. Nun aber war in Not- und Schicksalsgemeinschaft eine Waffenverbrüderung geschlossen, die in den schönsten Zeichen der Liebe und Dankbarkeit sich bis auf den heutigen Tag betätigt. Überall erheben sich, wo Deutsche gefallen sind, die Denkmäler, und wer als Deutscher Finnland heute bereist, spürt überall das tiefe Mitgefühl mit dem unverdienten, maßlos harten Schicksal seines Volkes. Und dieses Mitgefühl bleibt nicht

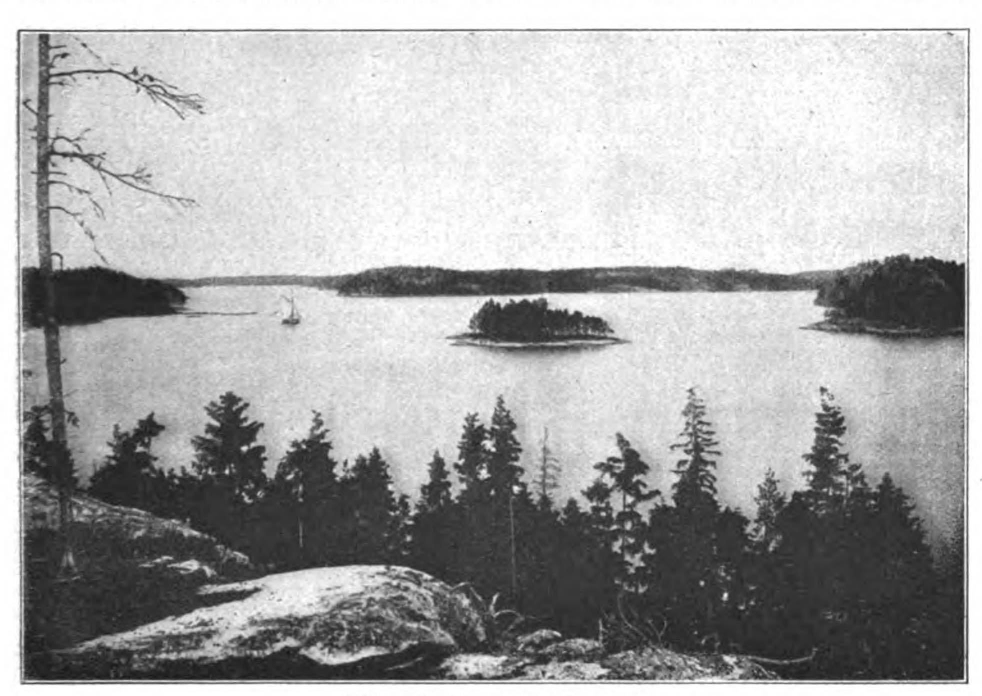
Geschehens. Wohl war es für Deutschland nicht bloß eine finnische Angelegenheit, sondern eine Abrechnung mit Rußland, das den Vertrag von Brest-Litowsk nicht hielt, aber zugleich vollbrachte es mit Stolz und Freude eine Kulturtat zur Rettung eines Volksstammes, mit dem es enge Fäden seit Jahr-

bloß Gefühl, sondern setzt sich in Taten echter Humanität und stillen Samaritertums um.

Finnland hatte in diesen schweren Zeiten, wo es sich oft um Sein oder Nichtsein handelte, das Glück, bedeutende Staatsmänner — wie Leo Mechelin, Edward Hjelt, P. E. Svinhufvud —, die sich einem Porthan



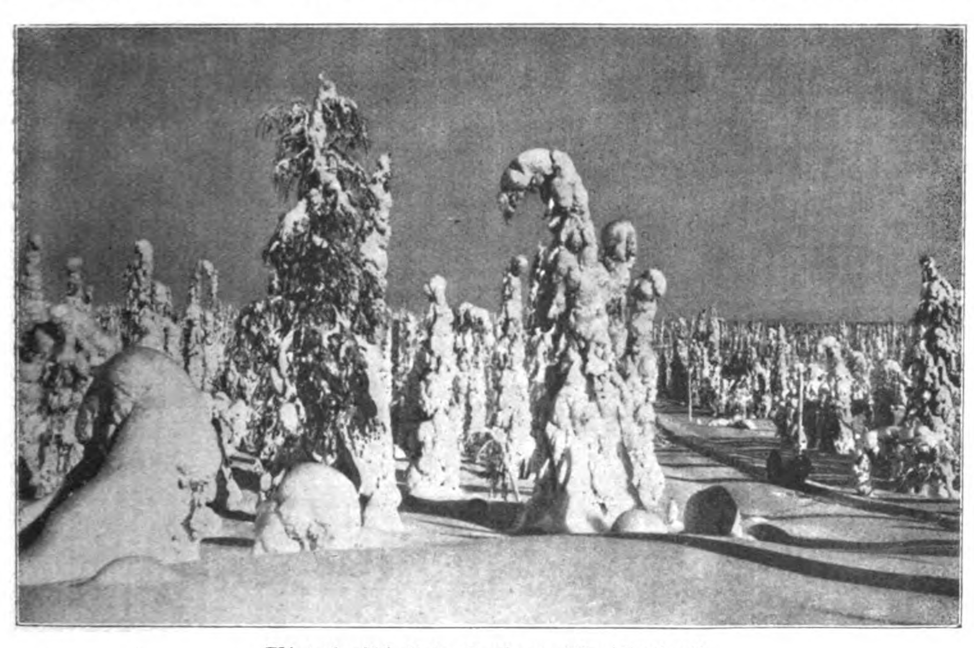
Bauerndorf in Tawastland



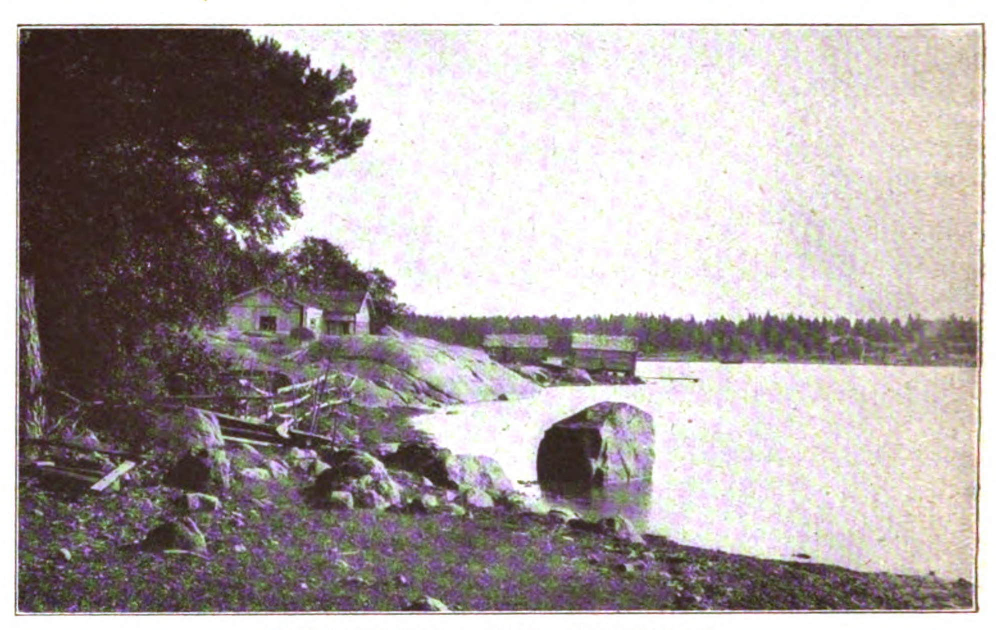
Schärenlandschaft im Barösund

(1739—1804) und Snellman (1806—1881) würdig anreihen, und eine Jugend zu besitzen, die im unbeugsamen Trotz ihrer Überzeugung und ihrer Zuversicht Gefahren und Tod mutig ertrug. Und woher stammte dieser tapfere Sinn, der zum nationalen Gedanken geweckt und in harter Not gestählt wurde? Nicht zum wenigsten aus dem Geiste der finnischen Dichtung.

Der letzte Volkssänger, Elias Lönnrot



Winterlandschaft in Kuusamo (Nordfinnland)



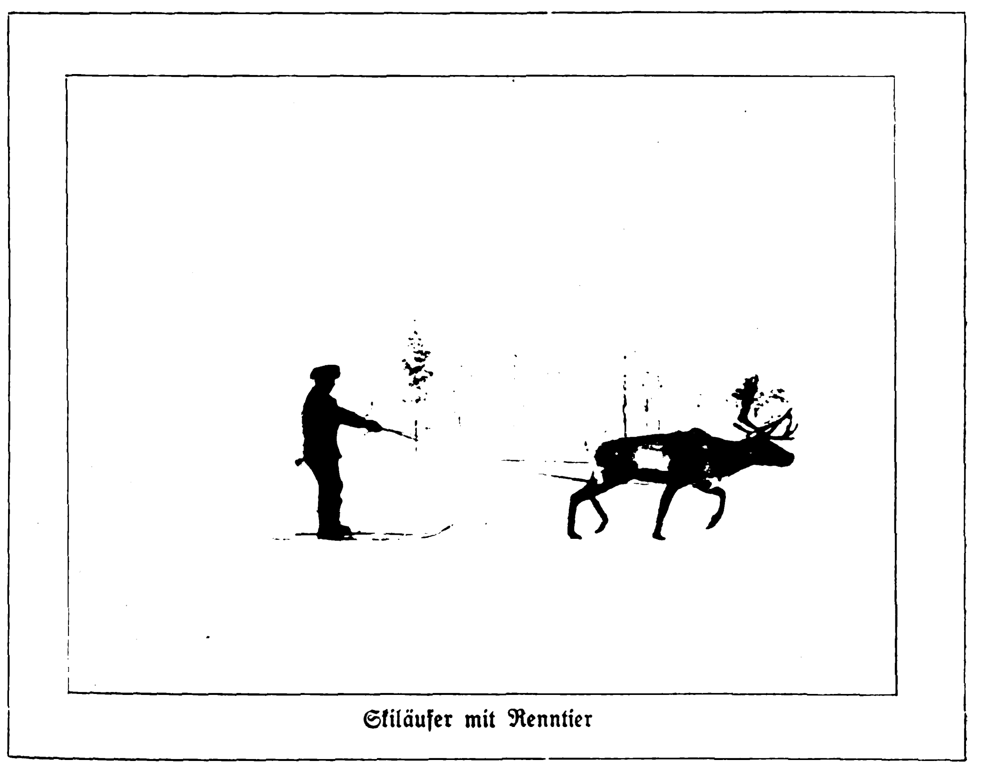
Fischerdorf bei Pörtö (östlich von Helsingfors)

(1802—1883), und der erste große finnische Dichter, der der Weltliteratur angehört, Joh. Ludwig Runeberg (1804—1877), haben mit der Erweckung des nationalen Stolzes auf heroische Sage und Geschichte ihren vollen Anteil an der Befreiung Finnlands vom russischen Joche und an seinem heutigen beneidenswerten Aufblühen.

Wir wissen seit Hamann, dem »Magus im Norden«, daß Poesie die Ursprache des Menschengeschlechts, daß Singen früher als Reden und der notwendige Ausdruck der Volksseele, aber auch der Landschaft und ihres Klimas ist, wie bei Ariern so auch bei den Turaniern (vom Ural bis zum Altai), zu denen die Finnen gehören. Schon ihre Sprache ist Gesang mit ihrem Vokalreichtum und dem Mangel an Zischlauten. Die poetische Form ist der vierfüßige trochäische Vers und, wie bei Semiten, der Parallelismus, d. h. die Wiederholung desselben, nur anders geformten Gedankens in der folgenden Zeile. Die weiche Schwermut und der tiefe Ernst, die über den stillen Seen und dunklen Tannenwäldern, über den endlosen Sümpfen und Felseninseln liegen, die hehre Natureinsamkeit und ein in Abgeschiedenheit unverdorbenes, mit allen Fasern des Seins an den Heimatboden gebundenes Ge-

Mittelalterliche Kirche

müt, das mehr der Beschaulichkeit als der kriegerischen Tat zugewandt ist, klingen uns aus dem »Kanteletar« (Lyrik) und »Kalewala« (Epik) entgegen. Die lyrischen Lieder, die Lönnrot sammelte (1840), ehe sie in das große Naturschweigen zurücksanken, und Hermann Paul übersetzte, überraschen durch den Gedankenflug ebenso wie durch die Gefühlsinnigkeit, die sich an die Heimat, an Eltern und Geschwister, an den Geliebten oder die Geliebte anschmiegt; Hirten- und Jagdlieder sind wohl die ältesten; fröhliche Laune in im Walde, zwitscherte im Laub der Linde. Sag', was singst du, liebes Vöglein, sprich, was zwitscherst du im Walde? Wüßtest du, daß er sich nahte, daß er käme, der Geliebte, deckt' mit Seiden ich die Brücken und mit Sammet die Moräste ... Oder das Mädchen klagt: Einst war frei das Herz von allem Kummer, flog ich einst, wie Winde fliegen, schwebte, wie die Funken schweben, flatterte wie Laub im Walde, wie der Schmetterling im Rasen ... Und wie der Trinker in einem griechischen Skolion, macht auch der durstige



Skiläufer mit Renntier

Improvisationen und ernste Klage und Trauer wechseln; auch Balladen und Fabeln und Beschwörungsrunen fehlen nicht; doch das eigne Herz in dem wechselvollen häuslichen Erleben und Sorgen und Schaffen, Hangen und Bangen ist die unerschöpfliche Liederquelle für Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd. Urewige Laute der Menschenbrust bringen an unser Ohr, ob sie die Sehnsucht eingibt, wie: Ach, warum, du hoher Schöpfer, warum liehst du mir nicht Schwingen, gleich dem Adler aufzusteigen, durch das Wolkenmeer zu bringen? Hätt' ich, Vogel, dein Gefieder, hätt' ich deinen Fittich, Adler! ... oder: Sang ein Vögelchen Finne seine spröde Gattin darauf aufmerksam: Auch die durst'ge Erde ziehet an der Brust der braunen Wolke, warum soll der Mann nicht ziehen aus dem Krug des braunen Bieres? —

Die größte Tat vollbrachte der Arzt Elias Lönnrot mit der Sammlung episch-lyrischer Gesänge: »Kalewala« (50 Runen, ungefähr 22000 Verse, übertragen von Schiefner-Buber; München, Meyer & Jessen); er fügte sie (gleich Homer) zusammen, wie sie in jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung in zahllosen Varianten, immer mehr vom Westen (Schweden) nach Osten (Karelien) gedrängt, sich noch erhalten hatten,



Helsingfors von den vorgelagerten Klippen aus gesehen

freilich nur noch Trümmer ewig verklungener Herrlichkeiten. Wir erfahren, wie zwei Sänger auf einer Bank mit verschlungenen Händen einander gegenüber saßen, sich im



Passagierboot im Saimakanal nach der Durchfahrt durch eine Schleuse

Takte wiegend; der eine sang eine Zeile, der andre fing die Schlußsilben auf und gab ihr in der folgenden eine neue Gestalt, ein dritter spielte die Kantele (ein Harfeninstrument) dazu — und die Lieder gaben ihnen, wie es in der ersten Rune heißt, die Heide, die Wiesen, die Hügel, der Frost, der Regenschauer, die Winde, des Meeres Wogen, die Vögel, des Baumes Wipfel. Wohl bildet Wäinämöinen, der Sänger, den Mittelpunkt, ihm reihen sich Ilmarinen, der Schmied, und Lemminkäinen, der Jäger, an, aber Episoden reihen sich an Episoden; kein einheitlicher Gedanke — wie der Zorn Achills, die Irrfahrt des Odysseus — durchdringt sie. Mythisch beginnt es mit der Weltschöpfung und christlich endet das Lied, und dazwischen spielt sich weniger heldisches als häusliches Leben ab: Brautwerbung mit Hemmnissen und Enttäuschungen, Hochzeit mit den rührendsten Abschiedsklagen der Braut, Züge nach dem unwirtlichen feindlichen Norden, die Gewinnung des »Sampo«, einer Art Wundermühle, eines Sinnbildes von Glück und Wohlfahrt, wie das Goldene Vlies, der Nibelungenhort, der Gral. Mit Feld und Wald, mit den Tieren des Feldes und der Luft steht aufs innigste der Mensch auf du und du, über alles jedoch gehen die Mutterliebe und die Reinheit. Wohl hören wir von Göttern: Jumala ist der Himmel, Wellamo das Wasser, Aino eine Nixe, Panu das Feuer, Tapio der Wald, Tuoni die Unterwelt, und andre Naturverkörperungen sind durchsichtig, aber alle diese Wesen sind doch nur Kräfte, die der Zauberer mit seinem Wort in Bewegung setzt. Wäinämöinen, ursprünglich wohl ein Nöck, ist ein Orpheus, auf den Bäume und Tiere lauschen, aber er ist noch viel mehr, er singt zauberkundig einen Mond, »zu leuchten in der Tannen goldnen Wipfel«, er singt Sterne oder den Sturmwind, Wälder und Wolken; und wenn er das Wort zum Bootzimmern nicht finden kann, so geht er auf die Suche bis in die Unterwelt. Er bannt die Übel mit dem Wort, denn das Böse ist machtlos gegenüber dem, der sein Wesen erkannt hat und es ausspricht.

Felsenküste am Ladogasee

Das Kalewala wurde mit der Tiefe seines Naturgefühls, seiner Sinnenfreude und seiner Heimat- und Menschenliebe die weltliche Bibel der Finnen. Es ist unerschöpflich an Problemen hinsichtlich der Motivwandlungen für die Geschichte der Weltliteratur.

Johann Ludwig Runeberg gab vor allem mit »Fähnrich Stahl« (deutsch von Wolrad Eigenbrodt; Helsingfors 1919, Söderström; mit Zeichnungen von Albert Edelfelt) ein Heldenbuch der finnischen Jugend, das mit der Schilderung der Kämpfe von 1808/09 die Verherrlichung aller finnländischen Männer- und Frauentugenden in wahrhaft ergreifender Weise verbindet, als da sind völlige Zurückstellung aller persönlichen Neigungen und Wünsche vor dem

Wohl des Ganzen, vor Schutz und Rettung des Vaterlandes, ferner Entschlossenheit und Mut auch in verzweifelten Lagen, Stolz und Charakterstärke dem Feinde gegenüber. Es ist der Geist eines Fichte und Arndt, der Geist strengsten Pflichtgefühls. Wir begreifen, daß Jünglinge und Mädchen, in diesem Geiste von früh an erzogen, zu Helden und Heldinnen im Befreiungskampfe (1918) wurden. Und durch all den tiefen Ernst schimmert auch wieder ein goldiger Humor hindurch, die Blüte der Welt- und Menschenliebe. Wer stünde daher nicht in tiefer Bewegung in Borgå im Hause des edlen Dichters an seiner letzten Lagerstatt, an die der so Naturfrohe bei klarem Geiste dreizehn Jahre gefesselt war, und sähe nicht mit Rührung an ihrem Ende einen Spiegel, der ihm die im Nebenzimmer am Fenster gefütterten Vögel widerspiegelte! Der große Mann zeigte auch in Liedern, darunter das Nationallied der Finnländer, und in Idyllen eine ewig junge, kindlich reine Seele.

Zacharias Topelius (1818—1898) gab seinem Volke entzückende Märchen voll süßer Romantik, Aleksis Kivi (1834 bis 1872) mit den »Sieben Brüdern« einen Roman (deutsch von Gustav Schmidt; Dresden 1921, Heinrich Minden), der in seiner Taufrische und Farbenechtheit sich an »Ulenspegel« und »Don Quixote« nicht unwürdig anreiht. Unter den neueren Dichtern ragen Juhani Aho, Eino Leino, Johannes Linnankoski (mit den berückenden Naturschilderungen in dem Roman »Die glutrote Blume«; deutsch von Helene Federn-Schwarz; Frankfurt a. M. 1921, Rütten & Loening) hervor. Wie das griechische Drama von den Brosamen Homers lebte, so lieferte auch das Kalewala der bildenden Kunst Finnlands die stärksten Stoffe. Neben den zarteren Edelfelt und Järnefelt (s. unser Einschaltbild) steht der urwüchsige, neue Bahnen suchende und findende Akseli Gallén-Kallela in der Malerei; von Kraft strotzt in der Bildhauerkunst Robert Stigell, den an Grazie noch Emil Wikström übertrifft, und in Erfindung stolz sich reckender Formen der Baukunst schuf Eliel Saarinen Staunenswertes. Mag auch, wie ebenfalls diese Meister, Jean Sibelius in der Musik den Einfluß des Westens nicht verleugnen, so schwingt doch auch bei ihm immer wieder ein Ton hindurch, der aus finnischen Urlauten geboren ist, sei es aus den Schalmeien der Hirten oder aus dem Rauschen der Kiefern, aus dem Ernst der Einsamkeit, dem Schweigen der Seen und dem Tosen der Stromschnellen. (Vergleiche J. Öhquist, »Finnland«, 400. Bändchen Aus Natur und Geisteswelt, Leipzig 1919, S. 91.)

Wenn der finnländische Geist, dem schwere und wichtige Aufgaben wie in der Politik nach innen und außen, so in Kunst und Wissenschaft, in Industrie und Technik winken, seine Bodenständigkeit nach allen Seiten hin wahrt, und wenn ihm friedliche Zeiten beschert sind, die er vor allem im Bunde mit Deutschland erhoffte, dann ergeben sich unbegrenzte Möglichkeiten einer hocherfreulichen, zukunftsreichen Entwicklung.

Lebensalter

Das Kind

Es tappt nach allem, was zum Greifen,
Und schon das Nächste liegt so fern.
Ins Weite kann sein Blick nicht schweifen,
Denn irdisch ist ihm Sonne, Mond und Stern.

Der Jüngling

Er sieht im Innern dunkle Schlünde,
Die zur Unendlichkeit sich weiten.
Und über die verhüllten Gründe
Will er das Weltall überschreiten.

Der Knabe

Er sammelt, was dem Blick sich bietet.
Vom Leben sieht er nur die Geste.
Das Spiel, das Mannes Ernst gebietet,
Gibt ihm vom Dasein so das Beste.

Der Mann

Im Stollen, wo die Erde glutet,
Den Schlegel er mit Ingrimm schwingt.
Das Herz ist wund, der Körper blutet,
Bis frei das Erz vom Felsen springt.

Der Greis

Er überschaut das bunte Werden,
Wie es in seiner Brust gewohnt.
Er fragt: Ward von dem Weg auf Erden
Ein Schritt je anders als durch sich belohnt?

Hans Böhmel



A. J. Carstens: Fingals Kampf mit dem Geiste Lodas (um 1796)

Ossian in der bildenden Kunst

Von Klaus Graf v. Baudissin

Das Urteil der Öffentlichkeit hat Macpherson, den vorgeblichen Übersetzer der Gesänge Ossians, unter die großen Literaturfälscher eingereiht — der »höflichere« Franzose bedient sich dafür des Ausdrucks Mystificateur. Immerhin hat noch 1894 eine wissenschaftliche Biographie den Prozeß des Bescholtenen wieder aufzunehmen und einen Freispruch herbeizuführen versucht. Recht überflüssigerweise hat dieser Streit über die Echtheit oder Fälschung der Gesänge Ossians, von denen die ersten Bruchstücke 1760 und bald darauf die beiden Epen Fingal und Temora erschienen, das Urteil über ihren Wert getrübt. Wer Macpherson und sein Werk — wir lassen es hier als sein Werk in vollem Umfange gelten — abtut als bloßen Zwischenfall der Literaturgeschichte, begeht eine Geschichtsfälschung. Ossian — echt oder nicht — ist für die europäische Geisteswelt ein folgenreiches Ereignis gewesen. Wie Fingal, der Held von Morven, mit dem Geist von Loda, so kämpfte Ossian-Macpherson mit dem Geist der Aufklärung, dem Geist eines überständig, stickig gewordenen Rationalismus, der das Herz einpreßte und das Gefühl unterdrückte. In den Kampf gegen die Aufklärung, diese große Angelegenheit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hat Ossian entscheidend eingegriffen.

Jeder weiß, daß Goethe den Ossian in seinen Werther verflochten hat, nicht jeder, wieviel Goethe Ossian schuldig geworden ist. Man beruft sich auf das verächtliche Urteil, das der alte Goethe über Ossian gefällt hat; man weise aber erst aus der ganzen Weltliteratur ein zweites Werk vor, in das noch einmal ein Schriftsteller vom Range Goethes ein so umfangreiches Bruchstück eines andern Autors aufgenommen hat. Übrigens nicht nur im Werther begegnet man Ossian, sondern auch an Stellen, wo man es nicht im mindesten vermutet; ein so ausgezeichnetes Bild wie das vom »Knaben, der Disteln köpft« im Prometheusgesang stammt aus Ossian.

In alle europäischen Kultursprachen wurde Ossian übersetzt; Italien und Polen fehlten nicht. Er wurde Mode, wie Werther Mode wurde. Ein Chor von Nachahmern band sich die Bardenmaske vor und erhob das, was man als »Bardengebrüll« bezeichnete. Diese ossianischen Folgeerscheinungen in den europäischen Literaturen sind von der Wissenschaft eingehend erörtert worden; die kultur- und kunstgeschichtliche Seite dieser Vorgänge ist aber bisher im Dunkeln gelassen worden; auch sie verdient Beachtung.

Es kam damals vor und ist vielleicht keine Seltenheit gewesen, daß Ossian als Schulprämie verliehen wurde, wie beispielsweise am Kurfürstlichen Gymnasium zu Mannheim. Aufgeklärte Geistliche erbauten ihre sonntäglichen Hörer durch Anrufungen Ossians. In Paris war man um 1804 besonders ossiantoll, so daß Spaßvögel ausbrachten, die Pariser Möbelhändler gäben sich eifrig Mühe, Muster von ossianischen Sofas, Gardinen usw. zu erhalten. Der biedere Deutsche fehlte nicht, der dies ernst nahm und ausführliche »Ideen zu Zimmern in Ossians Geschmack« entwickelte. An alles ist gedacht: an die würfe-



J. A. Koch:
Catholda, 1. Gesang (um 1800)

lichten Tapeten nach Art schottischer Zeuge, an die altgotischen Kirchenfenster mit Vorhängen von feinem aschgrauem, sehr durchsichtigem Zeuge, wolkenartig aufgezogen, um das Tageslicht gleich einem lockeren Nebel etwas zu mildern; an die gleich Rutengeflecht bemalten Türen, den Kamin in Gestalt einer alten abgebrochenen dicken hohlen Eiche von bemaltem Gips, sogar an die hübsche künstliche Moosbank, mit rauhem moosfarbigem Plüsch darüber oder rauhen Tierfellen; wenn ein Sekretär notwendig, so könne er die Gestalt eines Felsenaltars haben, über dem eine Harfe hinge oder ein zum Niederlassen eingerichteter Schild mit Streitäxten und Schwertern usw. Wer ein übriges tun wolle, möge Kupferstiche mit ossianischen Szenen hineinhängen.

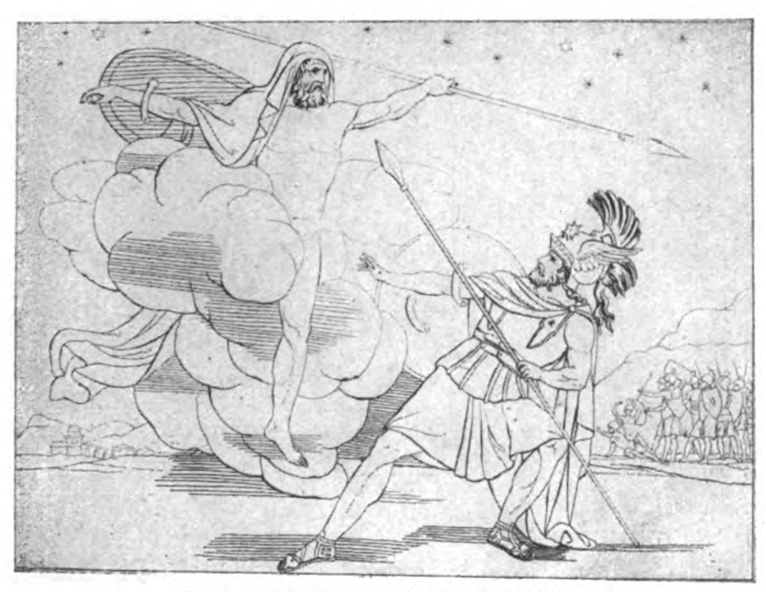
Der Kasseler Bildhauer J. C. Ruhl hatte gerade damals in Kupfer gestochene Ossiandarstellungen angezeigt; seine Umrißzeichnungen erzählen die ossianischen Geschichten in der wenig selbständig nachgeahmten Art der von J. H. Tischbein gestochenen antiken Vasenbilder; der Engländer Flaxmann hatte seine Umrißzeichnungen zu Homer bereits von der antiken Vasenmalerei geholt, die dann in dem Steingut von Wedgewood — dem Entzücken vieler Sammler — und in Zimmerdekorationen eine Wiedergeburt erlebte.

Längst kannte der Bücherfreund mit Kupfern geschmückte Ossianausgaben; Goethe selbst hatte zu der englischen Ausgabe, die er mit seinem Freunde Merck zusammen 1773 herausgab, eine Titelvignette — mit etwas zögernder, unsicherer Hand — radiert; sie ist von einfacher, ungesuchter Erfindung, ein Schild mit Fichtenzweigen, dahinter ein Schwertgriff: wohl kein andrer, und auch nicht ein so taktvoller Meister dieser Kleinkunst wie Salomon Geßner oder Ferdinand Kobell, hätte hier auf die so wohlfeile Harfe verzichtet.

Es ist zu bedauern, daß die Pläne zweier bester deutscher Künstler der Zeit um 1800 im Entwurf steckengeblieben sind. Der eine, der Tiroler J. A. Koch, später ein bekannter Landschaftsmaler der deutschrömischen Schule, schuf eine Folge von heute noch interessanten 88 Ossianzeichnungen; sie waren für eine Prachtaus-



Phil. Otto Runge: Oskar. Federzeichnung (1805)



J. C. Ruhl: Fingal und der Geist Lodas

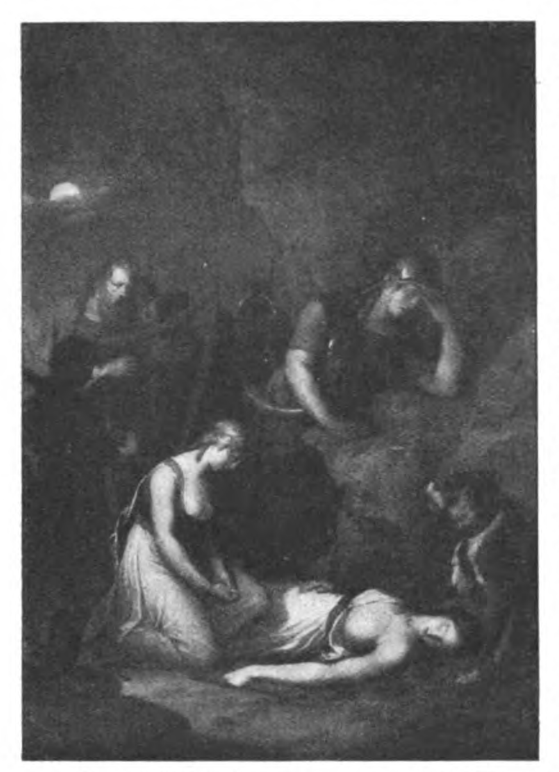
ten Sehgewöhnungen schwer ist, den Zugang zum Verständnis dieser auf wenige sparsame Linien sich beschränkenden Kunst des Umrisses zu finden. In Frankreich zeichnete der namhafte Künstler Girodet-Trioson für Ossianausgaben; und noch 1817 erschienen in Venedig 48 Kupferstiche, ähnlich denen Ruhls, als Beitrag Italiens von Gius. Battagia. Neben diesen Werken der Kleinkunst bekunden Ossiangemälde, was die ossianische Welt ehemals bedeutete.

gabe dieses Dichters bestimmt, die Napoleon gewidmet werden sollte; nachdem die Platten zum Teil schon gestochen waren, blieb das Unternehmen liegen; die Platten sind verschwunden. Kochs Zeichnungen stehen ganz unter den Eindrücken der Kunst seines erst kurz zuvor verstorbenen Freundes A. J. Carstens, den die Kunstgeschichte als Herold der neuen idealen Kunst, die in Cornelius und den Nazarenern gipfelte, zu feiern pflegt. Der andre Künstler, der norddeutsche Maler Ph. O. Runge, dessen romantisches Wollen in einem vorzeitigen Grabe endigte, ist mit seinem umfassenden Plan — er dachte an 365 Zeichnungen — über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Der Hamburger Verleger Perthes hatte Runge beauftragt, die Ossianausgabe des Grafen Leopold v. Stolberg mit Bildern auszustatten. Stolberg aber witterte romantischen Unrat, als er die Rungeschen Probeblätter sah, und schickte sie schroff ablehnend zurück. Wie Ruhl von den Tischbeinschen Vasenzeichnungen, so war Runge von den Homerzeichnungen Flaxmanns angeregt; es ist wertvoll, zu vergleichen, wie viel das für einen Durchschnittskünstler wie Ruhl und wie wenig für einen Künstler vom Schlage Runges heißen will, um so wertvoller, als es uns heute bei veränder-

Die Verhältnisse erlauben nicht, Abbildungen solcher Werke von englischen Künstlern zu bringen; doch schon 1783 stellte J. Barry einen Ossian aus, und im Jahre darauf spöttelte Walpole, dank Ossian wimmele die Ausstellung im Somersethouse von Brobdingnag-Geistern. H. A. Runciman mußte das Schloß Pennycuick mit elf Ossiandarstellungen ausstatten; auch J. M. Turner »schöpfte aus dem Ossian romantische Ansichten oder Nebelgefilde mit phantastischen Gestalten«. — »Wäre Ossian ein Engländer,«



François Gérard: Szene aus Ossian



F. G. Weitsch: Szene aus Ossian (1802)

lose Gegenwart zu theatralisch und werden nur durch die skizzenhafte Art des malerischen Vortrags erträglich; die ganze Bemühung des Künstlers drängte sich zusammen in die Erfindung dieses blinden Dichterantlitzes; der Rokokomaler stand hier im Wettbewerb mit dem Homerkopf der Antike — und hat er sich nicht geistreich herausgezogen?

Ein wenig überraschend erscheint Ossian am preußischen Königshofe: in den Gemächern der Königin Luise; der Geist von Loda und die Nebelgestalten der abgeschiedenen Helden und Jungfrauen getrauen sich in Berlin, in Gegenwart des Aufklärers Nicolai, nicht recht aufzutreten. Nichts Übernatürliches, Phantastisches schauert durch dies Bild von der toten Comala, die Fr. G. Weitsch gemalt hat; der »Tod der Borminna«, den er 1804 ausstellte, war noch 1819 in seinem Besitz.

Da war Paris ein besserer Boden für Ossian. Napoleon ließ in Malmaison eine große ossianische Darstellung aufhängen; Girodet-Trioson hatte sie zur Verewigung der gefallenen Helden gemalt; die Schatten der französischen Generale werden auf diesem Gemälde von den ossianischen Barden und ihren Töchtern im Elysium empfangen. Das nach dem Grad der Handfertigkeit bedeutendste aller dieser Bilder ist

bemerkte Herder 1803, »längst stünde in London eine Ossiangalerie da, one shilling der Eingang, das Büchelchen gratis.« In der Tat ist in Schottland dieser Plan einmal aufgetaucht, aber Plan geblieben. Im Park von Dunkeld, einem Besitze des Duke of Athol, wurden damals die Besucher in einen kleinen Raum vor ein Ossiangemälde geführt; während der Gärtner die Geschichte des jungen Künstlers erzählte, verschwand plötzlich der Ossian, der ein Fenster verdeckte, und gab überraschend den Blick frei auf die Wasserfälle des Bran, was dem englischen Dichter Wordsworth einen berechtigten Stoßseufzer entlockte. Auch Amerika entrichtete Ossian seinen Tribut: die Yale University besitzt ein Gemälde »Lambery und Gelchossa« von J. Trumbull.

Aber bleiben wir in Europa! Ein keineswegs unbedeutender Versuch, den blinden Ossian selbst zu schildern, ist das Gemälde Abildgaards, dieses besten dänischen Malers seiner Zeit; Gebärde und Aufmachung sind für unsre geschäftskühle, schwung-



N. A. Abildgaard: Der blinde Ossian (um 1786)

denn auch hier in Paris entstanden; es ist von François Gérard, dem Davidschüler, geschaffen: vor dem inneren Auge des blinden, einsamen, auf der Harfe phantasierenden Barden erscheinen, aus den Wolken herandrängend, die geisterhaften Schatten der Freunde und Freundinnen »andrer Tage«. Das Ganze ist das Werk eines erfahrenen Massenordners und eines der kundigsten Pinsel seiner Zeit; es ist in weichen, fein abgetönten Farben gemalt, in denen ein blasses Gelb und Grau vorherrschen. Das Bild machte Aufsehen; es wurde in Kupfer gestochen, und Goethe besprach es nach diesem Stich. Marschall Bernadotte erwarb es; für seine Beliebtheit sprechen außerdem die angefertigten Wiederholungen.

In Italien sind es nur Ausländer, die nach Ossian malen. Der Deutschdäne Carstens malte den Kampf Fingals mit dem Geist von Loda, eins seiner wenigen Ölbilder; der unter den Händen dieses heimlichen Plastikers allzu körperhaft geratene Geist ist ein nicht unwürdiger Enkel des Riesengeschlechts an Wand und Decke der Sixtinischen Kapelle. Stärker als auf einem der andern Bilder ist hier das Landschaftliche betont, das in dieser Dichtung einen so breiten Raum einnimmt; das Ganze ist überlegt und geschickt aufgebaut, die beiden Figuren sind streng in die Diagonale eingespannt. Das Bild besaß einstmals Friederike Brun, die Freundin Matthissons.

Carstens' Freund, der schottische Landschaftsmaler Wallis, war einer der wenigen, die eher ossianische Landschaften statt Szenen malten; zwei solcher Bilder hingen in Rom in der Sammlung des schrulligen Lords Bristol; 1805 sah sie hier A. W. Schlegel, der über sie schrieb, daß man nach dem Ossian vielleicht nur so malen sollte, denn zu eigentlichen historischen Gemälden hätte er nicht Haltung genug; auf Frau von Staël machten sie solchen Eindruck, daß sie äußerte, sie werde die beiden Bilder immer beim Lesen ihrer Lieblinge gegenwärtig haben. Sie nahm denn auch die Schilderung des einen in ihrem berühmten Roman »Corinna oder Italien« auf: Corinna besucht da in Begleitung ihres Geliebten, des schottischen Lords Nelvil, eine moderne römische Gemäldegalerie und bleibt hier vor einem Ossiangemälde stehen: der Sohn des Cairbar, auf dem Grabe seines Vaters schlummernd; in der Ferne, einen Berg herabkommend, der Barde, der das Gedächtnis des Toten feiern soll; der Geist des Vaters schwebt über den Wolken; die Landschaft ist mit Frost bedeckt, die entlaubten Bäume sind vom Sturm bewegt. »Corinna«, so liest man, »nahm ihre Harfe und sang vor dem Bilde die schottischen Romanzen, die mit ihren einfachen Tönen das Rauschen des Windes im Tal zu begleiten scheinen.«

Eine lange Reihe von unbedeutenderen Künstlern ließe sich weiter anführen, die sich an Ossian versucht haben; sie zeigen die Breite, nicht die Tiefe der Bewegung an.

Es bleibt aber noch ein Wort darüber zu sagen, wie sich die bildenden Künstler mit ihrer Aufgabe abfanden. Sie alle, mit Ausnahme von Wallis und Turner (deren Bilder ich nicht gesehen habe), waren ganz oder vorwiegend Historien- und Figurenmaler und hielten sich an die Figurenszene. Das war begründet in der noch unerschüttert herrschenden Vorstellung, daß die Historienmalerei allein hohe Kunst sei. So war die bildende Kunst gar nicht in der Lage, anders zu handeln, als sie es tat. Sie war gezwungen, ihr Thema von der unzulänglichsten Seite her anzupacken. Eine feindselige Kritik hat der ossianischen Dichtung von je vorgeworfen, sie habe keinen Inhalt. Auch ist dies immer von den Freunden der Dichtung zugestanden worden. An dieser Stelle tut man gut, Herder nachzulesen: »Bei Homer die Gestalten, als Statuen stehen sie da — auch alle seine Gleichnisse nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit teil. Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten und sollten es sein; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen und schlüpfen wie Lüfte vorüber.« Was der Landschaftsmaler aus Ossian hätte schöpfen können, sagt Herder nicht.



Goethes Titelblatt-Radierung zu der Ossian-Ausgabe von 1773

Hermann Hartliebs letzte Ferien

Erzählung von Franz Hirtler

II (Schluß)

Als Hermann Hartlieb an einem der nächsten Morgen erwachte und den neuen Tag überdachte, wurde es ihm plötzlich quälend bewußt, daß die frische Lebensluft dieser strahlenden Ferientage einmal wieder verweht sein würde. Dann saß er wieder in dem buchstäblich und bildlich muffigen Brodem des Schulheims und war ein andrer, ein an den Schwingen beschnittener Vogel, der sich in der Ecke duckte und die Körnlein pickte, die man ihm gab. Ein tiefer Ekel vor diesem trostlosen Leben erfaßte ihn, ein Gefühl, das ihn bis ins Körperliche durchdrang, so daß ihn die Bitterkeit dieser Vorstellung des Kommenden im Halse würgte wie eine widerliche Speise. In tiefster Seele verhaßt war ihm dieses Leben, in dem er genau das tun mußte, was die hundert andern Leidensgenossen taten: das Vorgeschriebene, das, was seit Jahrzehnten in jenen Räumen getan wurde. Ganz klar stand es plötzlich vor seinen Augen: es war unmenschlich, junge Seelen unter solch öden lebenmordenden Zwang zu stellen. Und noch zwei Jahre lang sollte er dies erdulden? Es war unmöglich! Er wollte und konnte nicht mehr die Nummer 71 werden, seitdem er so stark wie noch nie ein eignes Selbstgefühl gefunden hatte.

Als die Mutter an diesem Morgen zu ihm ins Zimmer trat mit einem Brief, mußte er sich unbemerkt Tränen aus den Augen wischen.

Nachher beim Ankleiden fiel ihm ein, daß an dem unglückseligen Gespräch mit Christine nichts andres schuld war als die monatelange Einsperrung. Da mußte man verlernen zu reden, wie einem ums Herz war. Über seinen zukünftigen Beruf hatte er sich keine Gedanken mehr gemacht, seitdem er sich nicht mehr berufen fühlte, Geistlicher zu werden.

War es denn notwendig, daß er noch zwei Jahre lang sich die Seelenfolter anlegen lassen mußte? Gab es nicht auch die Möglichkeit, daheimzubleiben und in Allendingen etwas Rechtes zu werden? Dieser Gedanke war plötzlich in ihm entstanden und ließ ihn nun nicht mehr los. Hier war die einzige Rettung, die ihm möglich war. Außerhalb des Schulheims konnte er aus den verschiedensten Gründen nicht wohnen, kein Mensch in Allendingen oder sonstwo hätte diesen unsinnigen Luxus begriffen, das Schulheim betrachtete man als doppelt segensreich, einmal für den Geldbeutel der Eltern, dann aber auch für die Charakterausbildung der jungen Leute. Es war ja so, daß man sagte, jene Anstalt wäre ein vortrefflicher Prägestempel, mit dem aus jeglichem Metall gangbare Kursmünzen geschlagen werden konnten. Aber Hermann Hartlieb war nicht weich genug zu solcher Abstempelung, er mußte zerbrechen, wenn der Druck zu stark wurde, und er wollte nie und nimmer eine Allerweltsmünze werden.

Es war für ihn beruhigend, zu denken, daß der Vater nicht darauf versessen war, aus ihm einen Studierten zu machen, ja, daß er von ihm ein Verständnis für seine Abneigung gegen die Schule, gegen diese Art von Schule erwarten durfte. Freilich, die Freude, sich in sein Geschäft einzufügen, konnte er ihm nicht machen. Lieber wollte er doch Bauer werden. Er ging hinaus in den Garten und goß die trockenen Beete. Dabei gingen seine Gedanken immer im Kreise, immer um diesen einen Punkt: Was werde ich tun, wenn die Ferien zu Ende sind? Immer ferner und unwahrscheinlicher wurde es, daß er wieder dahin zurückkehrte, woher er gekommen war.

So trug Hermann seine kleinen und großen Sorgen durch die hellen Tage, aber alle diese Gedanken machten ihn nicht kleinmütig oder trübsinnig, sondern gaben seinem Wesen Spannkraft und Haltung. Er wunderte sich selbst über seine Art zu gehen und über den Blick seiner Augen, wenn er sich zufällig in dem großen Spiegel sah, der in der Wirtsstube hing.

Eines Tags, als er wieder beim Onkel war und die Afra-Großmutter besuchte, erlebte er eine andre überraschende Spiegelung seines Wesens. Die alte Frau saß wie immer im Lehnstuhl bei dem mit Blumenstöcken geschmückten Fenster. Er hatte auf der alten Orgel gespielt, und zuletzt war es ein freies Spiel geworden, in dem sein eignes Blut rauschte und seine Seele sang. Dann hatte ihn die Großmutter zu sich gewinkt. Er stand vor ihr, und zum erstenmal sprach die merkwürdige Frau: »Hermann, was war dies, was du eben spieltest?« Ihre Stimme klang hoch und klar, und die Worte kamen langsam und bedeutungsvoll.

»Es war nichts, Großmutter. Es kam mir so in die Finger, ich habe nichts dabei gedacht.«

»Aber ich, Hermann!«

Er staunte über die Kraft ihres Blickes. Dann lächelte sie freundlich und gütig, da er ein wenig verlegen geworden war und nicht wußte, was er dieser Frau noch sagen konnte.

»Du wolltest Geistlicher werden?« fuhr sie fragend fort.

Er nickte und wollte etwas sagen.

Sie kam ihm zuvor: »Nun scheint es dir nicht mehr das Rechte, ich weiß. Du fühlst dich nicht berufen. Aber in deinem Orgelspiel war der Geist Gottes. Er wird dir Kraft geben. Und denke nur immer wie jetzt: es wird alles gut sein, wenn die Zeit vorüber ist.«

Hermann verstand nicht recht, was sie sagte. Welche Zeit meinte sie? Aber er fühlte, daß die Großmutter tiefer als alle andern Menschen in sein inneres Wesen geschaut hatte, daß sie sogar seine ihm selbst nicht klaren Seelenregungen zu deuten verstand. Er wußte erst jetzt, daß sein Orgelspiel nicht nur das Werk geläufiger Finger war, sondern daß er den Eingebungen seines Inneren folgen mußte. Dankbar drückte er der Großmutter die Hand. »Ja, Großmutter, es wird alles einmal gut.«

Sie nickte und zog von ihrem rechten Mittelfinger einen silbernen Ring, der mit einer Anzahl kleiner Türkise besetzt war. Während sie seine Hand hielt und ihm den Ring ansteckte, sagte sie leise: »Er ist von deinem Großvater Hermann. Mehr als sechzig Jahre trag' ich den Ring. Er soll dir Glück bringen. Es ist ein Liebes- und Freundschaftsring.«

Am Abend zeigte er das Geschenk den Eltern. Der Vater sah staunend den ihm wohlbekannten Reif an. Hermann merkte, daß ihm der Anblick Erinnerungen wachrief.

»Was sagte die Großmutter, als sie dir den Ring gab?« fragte der Vater.

»Es sei ein Liebes- und Freundschaftsring.«

»Ja, mein Vater schenkte ihn ihr, als sie seine Braut wurde. Was hat die Großmutter sonst noch gesprochen?«

»Nicht viel, Vater. Sie sagte, es werde alles einmal gut werden.«

»Gottes Segen auf diesen Wunsch! Aber der Teufel hat auch Macht über Menschen.«

Am andern Morgen erzählte Hermanns Mutter dem Sohne, daß der Anblick des Ringes der Großmutter den Vater doch tief bewegt habe. Er habe noch mehrmals über die alte Frau gesprochen, und wenn er es auch nicht deutlich gesagt habe, sei doch fühlbar geworden, daß er gern seine Mutter wieder einmal gesehen hätte. Hermann hatte aufmerksam zugehört, als die Mutter sprach. Das hatte er nicht vom Vater erwartet, obwohl dieser Wunsch ganz natürlich war. Die Mutter hatte aber, als er seine Freude darüber zeigte, gleich hinzugefügt, daß ein etwaiger Versuch, ihn zum Besuch der Großmutter im Hause seines Bruders zu bewegen, aussichtslos sei und nur unnötige Aufregung in die Familie bringen werde.

»Immerhin, Mutter, sind nicht alle Fäden zerrissen,« sagte Hermann nachdenklich zum Schluß dieses Gespräches.

Als Hermann mit dem Vater einen Abendspaziergang unter schattigen Nußbäumen hinaus zu den Obstgärten Allendingens machte, sah man am Horizont weiße Haufenwolken sich auftürmen.

»Es gibt bald Regen,« sagte Hermann und schien über diese Aussicht keine besonders große Freude zu empfinden.

Der Vater schüttelte den Kopf: »Leider ist's noch nicht so weit. Solange wir noch keinen andern Wind haben, ist nicht daran zu denken.«

»Morgen steigt unser Kommers in Bronnacker. Da wäre ein Landregen nicht erwünscht.«

»Das Gras ist am Verdorren. Die Kartoffeln schrumpfen ein im Boden, und das Obst fällt ab vor der Reife. Jetzt ist jede Stunde, in der wir noch auf den Regen warten müssen, ein großer Schaden.«

»Natürlich, Vater. Es soll regnen, sobald als möglich. Wir kommen auch mitten durch einen Wolkenbruch wieder heim. Es wird vielleicht manchem guttun.«

Der Vater lachte: »Ja, die Abkühlung! Gottliebchen wird euch manches vormachen! Du kannst übrigens den kleinen Wagen nehmen mit dem Schimmel. Aber das Füttern nicht vergessen! Gibst dem Knecht im Bronnacker ein Trinkgeld. Der besorgt's.«

»Den kleinen Wagen! Das ist fein! Es wird alles besorgt. Ich nehme den Leonhard mit und die Kameraden in Birendorf.« Er freute sich sehr darüber, daß ihm der Vater erlaubte, den Wagen zu nehmen, ohne daß er darum gebeten hatte.

Sie kamen in die Obstgärten hinaus und durchschritten das große Stück, das ihnen gehörte. Vor einem zierlichen Baum blieb der Vater stehen. »Die Kaiserbirnen sind reif. Steig hinauf und brich ein paar.«

Während Hermann auf den Baum kletterte, las der Vater herabgefallene Früchte auf, steckte sie in die Taschen und aß eine der großen süßen und saftigen Birnen.

Hermann saß auf einem Ast, pflückte und verspeiste dazwischen einige Birnen. »Sie sind gut, Vater!« rief er herab. »Es sind die allerfeinsten!«

»Sie sind nicht so groß wie in andern Jahren, aber sehr süß. Und wie sie duften!« Er roch an einer Frucht und fuhr fort: »Die Afra-Großmutter hat die Kaiserbirnen immer sehr gern gegessen.«

Hermann stieg vom Baum herab. Er hatte alle Taschen mit Birnen vollgepackt. »Schade, daß wir keinen Korb mitgenommen haben, Vater!«

»Morgen oder übermorgen brechen wir sie.«

Als sie nach Hause kamen, legte Hermann die Birnen auf einen großen Zinnteller. Es gab ein hübsches Bild: die gelben Früchte leuchteten in dem schon dämmrig werdenden Zimmer.

»Du kannst sie zu dir hinaufnehmen,« sagte der Vater beiläufig.

Als Hermann in seiner Kammer den Teller auf den Tisch stellte, ahnte er plötzlich, was sein Vater im stillen gedacht haben mochte. Erwartete er nicht, daß die Großmutter einige von diesen Birnen erhalten werde?

Am folgenden Morgen stand die Sonne weißglühender als je am gänzlich wolkenlosen Himmel. Der Tag des Festes in Bronnacker war angebrochen. Schon in den frühen Tagesstunden schien die Erde prall von Hitze zu sein. Unerbittlich schossen die Glutpfeile der Sonne herunter und töteten in allen Lebewesen den Trieb zur Bewegung. Trübselig und in seiner Uniform schwitzend schlich der Ortsdiener durch die Stadt, schellte an den Straßenecken und machte bekannt, daß die Wasserleitung jetzt leergelaufen sei und daß man in der nächsten Nacht mit allen verfügbaren Fuhrwerken am Fluß draußen in der Ebene Wasser holen müsse.

Hermann hatte der Afra-Großmutter die schönsten der am vorigen Tage gepflückten Birnen gebracht. »Aus dem Salzgarten sind sie,« hatte er ihr gesagt, und sie hatte ihn verstanden. Lange sah sie die auf ihrem Tischlein liegenden Früchte schweigend an. In scheuer Bewegung und mit zitternden Fingern griff sie nach einer Frucht und hielt sie sinnend zwischen den Händen. Sie schien den starken Duft der Birnen mit Behagen einzuatmen. Dann faßte sie Hermanns Hand, drückte sie und sagte mit ganz leiser Stimme: »Dank!« Hermann staunte, daß sie nicht tiefer gerührt wurde und daß auch kein Zeichen einer besonderen Freude an ihr zu bemerken war. Kein Zweifel bestand für ihn, daß sie wußte, wie der Vater an dieser Gabe beteiligt war. Ja, als er sich verabschiedete, glaubte er in den Zügen der Großmutter eine sonst nie beobachtete Bitternis zu sehen. Sie hatte die Birne wieder hingelegt und schaute die Früchte nicht mehr an, ja, ihr Anblick schien ihr irgendwie schmerzlich zu sein.

Als Hermann mit seinem Freund Leonhard und mit den beiden Birendorfer Studiosen in der Nachmittagshitze beim Bronnackerwirtshaus vorfuhr, winkten ihnen aus dem Sälchen, wo das Fest stattfinden sollte, schon einige Kameraden zu. Hermann übergab dem Knecht Pferd und Wagen und stieg mit seinen Freunden, die gleich ihm sich den Schweiß von der Stirn wischten, die Treppe hinauf. Aus dem Sälchen klang Klavierspiel und Lachen, und als Hermann mit seinen Begleitern eintrat, sah er am oberen Ende der Tafel das Gottliebchen sitzen und aus mehreren Tellern speisen.

»Kommilitonen,« brüllte er den Eintretenden entgegen, »willkommen in ager fontanus!« Seine rechte Hand streckte er den Ankömmlingen hin, während die linke noch die Gabel festhielt, an der ein großes Stück gebackener Leber steckte. »Es ist gut, jetzt schon eine kleine Rekreation zu nehmen,« fuhr er fort, als die ersten Begrüßungsworte gewechselt waren. »Setzt euch, Füchse, und erweist einem bemoosten Haupt die schuldige Ehre!« Dann trank er aus einem großen Bierkrug einen mächtigen Schluck und aß weiter.

Als alle anwesenden Lateinschüler mit gefüllten Bierkrügen versehen waren, erwiesen sie dem Gottliebchen die schuldige Ehre, indem sie aufstanden und auf sein Wohl einen Ganzen tranken. Gottliebchen nickte herablassend, trank ohne aufzustehen seinen Krug leer und gab einige Belehrung über die Art, in der man in Studentenkreisen solche Ehren erweise.

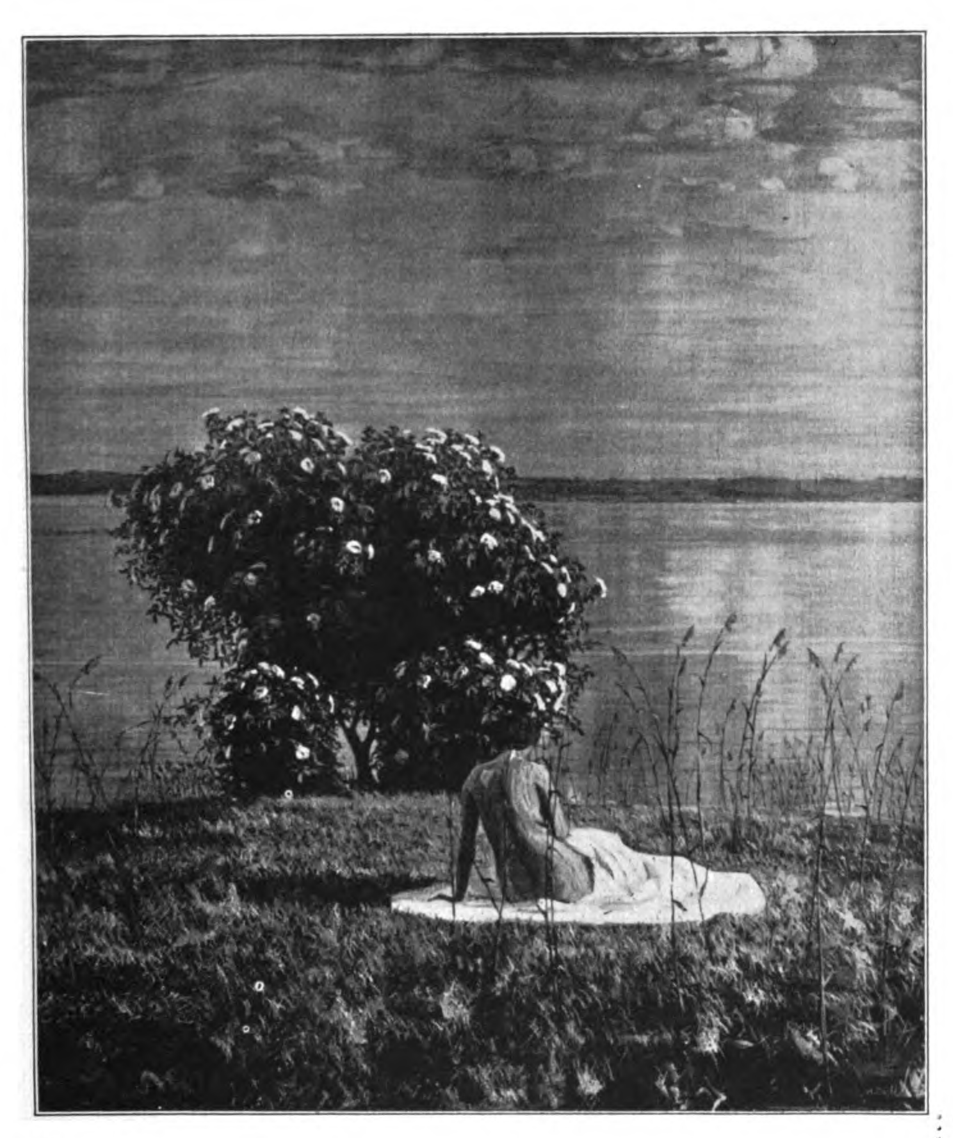
Als nach Verlauf einer Viertelstunde die kleine Versammlung nahezu vollzählig und Gottliebchen mit seinen Tellern fertig geworden war, wurde die feierliche Sitzung eröffnet. Hermann begleitete das Eröffnungslied auf dem Klavier, und aus fast zwanzig jungen Kehlen erklang es:

»Brüder, reicht die Hand zum Bunde!
Diese schöne Feierstunde
Führ' uns auf zu lichten Höh'n ...«

Mit dröhnender Bierstimme sang Gottliebchen mit, sprang aber sofort nach der letzten Strophe auf, schlug mit einem rostigen Schläger, der vor ihm lag, auf den Tisch und hielt eine Eröffnungsansprache, in der er den Zweck und die Bedeutung dieses Festkommerses in geläufigen Worten erläuterte. Den Geist und das Wesen des studentischen Lebens sollten die jungen Leute heute kennenlernen, einen Vorbegriff und Vorgeschmack des wahren Menschseins und echter Brüderlichkeit würden sie heute in sich aufnehmen, und er bitte sich aus, daß alle seine Anordnungen genau befolgt würden. Staunend hörte Hermann diese sonderbare Rede, die so gar nicht zu dem phlegmatischen Menschen paßte, der sie hielt. Zwei Worte: Ehre und Brüderlichkeit, waren es, auf die Gottlieb Pfannschmied besonders Gewicht gelegt hatte. Aber wozu dies bei einem heimatlichen Schülerfest? Vielen Anwesenden gefiel die Art Gottliebchens sehr gut, sie waren bemüht, sich dem Führer ins studentische Reich als gelehrige Schüler zu zeigen.

»Herr Pfannschmied!« rief einer vom unteren Tischende und erlaubte sich, dem Studenten eine Halbe vorzutrinken, aber Gottliebchen verbat sich diese Anrede, er sei der Herr Präside oder mindestens, und weil hier der Komment nicht allzu streng gelte, sei er der Kneipgenosse Alcibiades. Als dann ein Neuankommender Gottliebchen mit »Herr Doktor« begrüßte, hatte er gegen den Titel nichts einzuwenden.

Hermann, der mit der Erwartung gekommen war, daß an diesem Tage die Freundschaft und die Brüderlichkeit ein echtes Heimat- und Ferienfest feiern würden, war enttäuscht und ärgerte sich über das oberflächliche und eitle Wesen Gottliebchens. An Stelle der alten Lieder mit Weisen voller Jugendlust und leiser Sehnsucht, die von ihm und andern vorgeschlagen wurden, ließ der selbstherrliche Präside nur die fadesten



Hans Dieter: Der Holderbusch

Kneiplieder singen, und niemand außer Gottliebchen selbst, der ununterbrochen sprach und trank, konnte zu Worte kommen. Endlich gelang es einem älteren entschlossenen Lateinschüler, eine gut vorbereitete Rede anzubringen; sie galt dem Glück der Jugend, der landsmännischen Brüderlichkeit, aber die Worte packten nicht, denn Zwischenrufe Gottliebchens machten die besten Einfälle des Sprechers lächerlich. Es wurde ein Salamander gerieben und kräftig getrunken. Bereits zeigte sich die Wirkung des Bieres in den immer lauter werdenden Stimmen.

»Die Verzweiflung! Die Verzweiflung!« wurde über den Tisch gerufen, und ein bisher still gebliebener schwarzhaariger Jüngling wehrte ab, als man ihn von seinem Platze zerren und zum Vortrag des Gedichtes »Der Ausbruch der Verzweiflung« von Kotzebue veranlassen wollte. Er wurde endlich vom Präsiden dazu verdonnert und verschwand dann, dem Zwang gehorchend, für einige Minuten, um sich vorzubereiten, in einen Nebenraum. Hermann gab ein Vorspiel auf dem Klavier, und da er in einer grimmigen Laune war, traf er im wirbelnden Auf und Ab der chromatischen Läufe den musikalischen Ausdruck wilder Verzweiflung aufs beste. Da trat der Kamerad, der sich zum Vortrag vorbereitet hatte, ein, ohne Jacke, mit offenem Hemdkragen, das Gesicht mit Mehl bleich bestäubt und die Augen schwarz ummalt. Mit wilden Gesten bestieg er einen Stuhl und begann mit furchtbarem Pathos:

»Ha! Wer bin ich, und was soll ich hier
Unter Tigern oder Affen?
Welchen Plan hat Gott mit mir?
Und warum ward ich erschaffen?«

Erstaunt schaute Gottliebchen auf den Deklamator, und rings um den Tisch war eine plötzliche Ruhe entstanden. Alle lauschten dem Vortrag. In einigen Gesichtern zeigte sich Ergriffenheit, andre verrieten, daß das Gedicht auch heitere Stimmung erzeugen konnte, woran der übertrieben wilde Vortrag schuld war. Der Sprecher hatte sich aber zum Anfang schon zu sehr übernommen, es war kaum eine Steigerung mehr möglich, und darum ermüdeten die Hörer schließlich. Jetzt fand Gottliebchen sich selbst wieder und mußte die Gesellschaft daran erinnern, daß er auch noch da war. Er rief laut Bravo, als der Vortragende mit sich überschlagender Stimme ausbrach:

»Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menschen-Brut!
Heute mordet dich, der gestern
Noch dich brüderlich umfaßt!«

Hermann war voll Zorn auf den Sprecher und auf Gottliebchen. Er begriff nicht, was das Gedicht eigentlich sagen wollte, fühlte nur, daß hier ein Possenspiel mit schwerwiegenden Dingen getrieben wurde, und ärgerte sich über seine Kameraden, die sich über das Pathos erheiterten. Gottliebchen suchte den ermatteten Kameraden zu neuen Ausbrüchen anzustacheln. Vergeblich! Da brach Gottliebchen in lautes Gelächter aus und rief: »Er schwitzt! Seht, wie er schwitzt! Hör' auf, Bruder!«

Es nützte nichts. Die Verse liefen weiter:

»Neideszahn an Tugend wetzen,
Brüder gegen Brüder hetzen —
Kannst du das, so ist es dir gelungen,
Unter Menschen Mensch zu sein!«

Da stand Gottliebchen auf, zog von einem unbesetzten Tisch das Tischtuch. Ein Wink des Präsiden wurde verstanden: der schweißtriefende Deklamator verschwand von seinem Stuhl und wurde von mehreren Händen im Gesicht kräftig mit dem Tuche abgerieben. Gottliebchen quietschte vor Lachen, und das unglückselige Opfer fluchte jetzt ohne Pathos. Seine zerzausten Haare hingen ihm strähnig über das von der Augenschwärze und dem Puder beschmierte Gesicht.

Um den Mißhandelten zu versöhnen, forderte Gottliebchen die Anwesenden auf, dem Rezitator zu Ehren einen Ganzen zu trinken. Dann setzte er sich in seinen Präsidenstuhl, hieb mit dem Schläger auf den Tisch und rief: »Kinder, das war nichts! Das riecht ja nach der Lateinschul', das Gedicht! Jambus, Daktylus, äh pfui! Damit kann man nichts anfangen. Soll ich euch eine gesunde Kneipmimik zeigen?«

»Ja! Los damit!« riefen ihm die angeheiterten Stimmen zu.

Das Tischtuch wurde mit Nägeln quer über eine Ecke des Sälchens gespannt. Dahinter verschwand Gottliebchen. Hermann stand voller Ekel und Überdruß auf und benutzte die Gelegenheit, hinauszugehen.

Im Garten des Bronnackerwirtshauses atmete er wie befreit auf. Menschen! Welche Abscheulichkeiten gab es unter den Menschen, und wie niedrig und schmutzig wurde alles, wenn man es den Menschen vorwarf! Die Sonne war im Untergehen und malte den westlichen Himmel in leuchtenden Farben, die zwischen den Bäumen hindurchschienen. Draußen vor dem Garten breiteten sich Wiesenflächen aus. In unermüdlichem Eifer sangen die Grillen, es klang wie feierliches Abendgeläut aus tausend silbernen Glöckchen.

Hermann hörte Schritte hinter sich. Es war Leonhard, der ihn aufsuchte.

»Was machst du?« fragte ihn der Freund. »Willst du nicht mehr hinein?«

»Ich habe eigentlich mehr als genug von Gottliebchen,« sagte Hermann, »aber es geht wohl nicht gut, daß man sich heimlich davonmacht?«

Lautes Geschrei und Gelächter schallte aus dem Wirtshause herüber.

»Es sind dumme Kerle, die da drinnen. Sie lachen mehr aus Gutmütigkeit, als daß sie an seinen Schweinereien Gefallen haben. Aber sollen wir auch so schwach sein?«

»Was wird man drinnen sagen, wenn wir plötzlich verschwunden sind?« fragte Hermann.

»Sie werden es wohl merken, was wir denken.«

»Hätten wir diesen Kerl doch nicht eingeladen!«

»Es ist nichts zu machen, das Fest ist verpfuscht.«

Sie hatten sich unter einen Baum an einen Wiesenabhang gelegt und schauten in die prächtige Abendlandschaft. Die schwüle Luft und das einförmige Konzert der Grillen wirkten einschläfernd. Lange sprachen die Freunde kein Wort, obwohl sie in dieser Stunde fühlten, daß ihre Seelen einander wieder näher standen als in den letzten Tagen.

In ihren angenehmen Halbschlummer hinein drang der Gesang der Kameraden. Im Verlauf mehrerer Strophen wuchs ein Lied zu wildem Gebrüll an.

Leonhard richtete sich auf. »Horch!« sagte er zu Hermann. »Wollen wir nicht lieber wieder hineingehen?«

»Was sollen wir drinnen tun? Wahrscheinlich würde uns Gottliebchen nicht gut empfangen. Ich habe keine Lust, mich von ihm in die Kanne schicken zu lassen.«

»Ich auch nicht. Aber ist es nicht feig, sich so zu drücken? Ich fürchte mich auch vor einem Rausch nicht, Hermann.«

»Aber der Gottlieb ist ein Schwein und möcht' uns alle zu seinesgleichen machen.«

»Wir wollen sehen, was los ist.«

Als sie gegen das Haus hin gingen, hörten sie aus dem Sälchen wüsten Lärm, in den die Stimme des Präsiden hineingellte.

»Sie sind aneinandergeraten!« rief Leonhard, und beide Freunde gingen rascher. Als sie um die Ecke des Wirtshauses bogen, sahen sie gerade noch, wie eine dunkle zappelige Masse aus einem Fenster des Sälchens fiel. Ein helles Triumphgeschrei kam von drinnen.

»Bei Gott, sie haben Gottliebchen hinausgeschmissen!«

In einem lockeren Reisighaufen lag in der Tat der Student, brüllte vor Wut und arbeitete sich mühsam aus dem Gestrüpp. Die Dornen hatten ihn arg zerkratzt.

Hermann und Leonhard standen bei den wirr durcheinander redenden Kameraden, als Gottliebchen mit blutendem Gesicht und wutverzerrter Miene unter der Tür erschien. Er stürzte sich sofort auf einen der Kameraden, packte ihn am Halse und holte aus zu einem Schlag in das Gesicht. »Hund!« rief er mit lallender Stimme. »Dir zahl' ich's!«

Hermann fiel ihm in den Arm: »Ruhe! Was ist denn passiert?«

»Dummer Lausbub, laß los! Ihr blöden Kälber, euch zeig' ich, was ihr seid!«

Ein wuchtiger Faustschlag traf Hermanns Genick. Im nächsten Augenblick aber lag Gottliebchen am Boden, hielt sich den Leib und schnappte nach Luft.

Der Wirt kam herein und zog ohne Aufregung den Studenten auf einen Stuhl. »Wasser!« rief er. Als man es in einer Schüssel gebracht hatte, goß er dem halb Bewußtlosen davon über den Kopf.

Gottliebchen fing an zu prusten und zu brüllen und warf wütende Blicke auf die Umstehenden. »Ihr seid Schweine!« sagte er. Dann erhob er sich langsam, schaute sich um, wischte sich über die nasse Stirn und rief: »Omnes ad loca! Ich werd' euch ...«

Aber nur wenige entsprachen der Aufforderung und begaben sich an ihre Plätze. Unter der Tür des Sälchens war ein Streit ausgebrochen, dessen Ursache nicht mehr festzustellen war, der nun aber auf alte Feindseligkeiten zwischen zwei Orten der Woog hinauslief und kein Ende nehmen wollte mit Verspottungen und Beschimpfungen.

Hermann, Leonhard und drei andre Lateinschüler drängten hinaus. Drinnen ging das Geschrei weiter. Gottliebchen schlug mit dem Schläger auf den Tisch und brüllte. Ohne weitere Unterredung waren die Draußenstehenden einig in dem Entschluß, jetzt abzufahren.

Als das Tongehämmer des Klaviers und das Singen der Zurückgebliebenen nicht mehr zu hören war, erwachte die Gesellschaft aus dumpfem Schweigen. Bald war Heiterkeit, Gesang und jugendliche Ausgelassenheit in dem langsam hinziehenden Gefährt. Nur Hermann, der die Zügel hielt, war stumm und schaute melancholisch auf die wenigen hoch am Himmel stehenden Federwölkchen, denen die untergehende Sonne noch einen letzten roten Schein gab.

Als Hermann zu Hause ankam, saß der Vater noch in dem Nebenzimmer. Die Abendmahlzeit war vorüber und das Gedeck bereits abgetragen. Über das Wochenblatt hinweg sah der Löwenwirt den Sohn an mit der Miene des frohgelaunten Wohlwollens. »Ist dem Herrn Studiosus das Kommersieren gut bekommen?« fragte er neugierig.

Hermann zwang sich zu einem Lächeln, aber es kam doch unwirsch heraus: »Nein, Vater, es war nicht schön. Ich wollt', ich wär' daheim geblieben!«

»Soso! Ei, ihr habt doch nicht zuviel getrunken, oder hat es Streit gegeben? Ihr seid auch früh heimgegangen. Sonst ist es zwölfe geworden.«

»Ach ...«

»Aha, hat Gottliebchen sich schlecht aufgeführt?«

»Er hat sich wie ein ... Aber das ist es nicht allein.«

»So sprich doch! Habt ihr euch gehauen?«

»Vielleicht war es nicht viel anders als sonst. Aber mir war es ekelhaft.«

»Wie war es denn mit Gottliebchen? Er hat euch wohl zu schaffen gemacht? Ein wüstes Saufhuhn!«

»Ja, er hat den Ton angegeben. Aber es war wohl der rechte Ton für diese Gesellschaft!«

»Oho, was ist denn geschehen? Fühlst du dich so überlegen den andern?«

»Nein, Vater, nicht überlegen. Aber anders bin ich als die, die jetzt noch dort sitzen.«

»Hermann,« sagte der Vater in ernsterem Ton, »man darf nicht so empfindlich sein. Man muß ein wenig mit den Wölfen heulen können.«

»Nein, das geht nicht, wenn man kein Wolf ist, Vater!« erwiderte Hermann mit lächelnder Bestimmtheit. »Übrigens ist Gottliebchen zum Fenster hinausbefördert worden.«

»Zum Fenster hinaus ... haha! Und dann? Was hat er dann getan?«

»Dann kam er zur Tür wieder herein, und jetzt geht das Kommersieren weiter.«

»Ja freilich, so kommt's bei solchen Gelegenheiten. Man darf das alles nicht so ernst nehmen.«

»Ich hab' mir dies Fest aber anders gedacht. Auch der Leonhard und die Birendorfer sind fort. Und wer weiß, was noch geschieht in dieser Nacht! Müssen wir uns nicht schämen vor dem Wirt und seinen Leuten?«

»Oh, der Wirt im Bronnacker hat schon manches erlebt. Wenn er nur sein Geschäft dabei macht. Das andre geht ihn nichts an.«

Hermann schwieg und dachte, daß er wohl nie hätte des Vaters Geschäft übernehmen können, auch wenn er nicht zum Studieren gekommen wäre. Und jetzt: wie sollte er dem Vater klarmachen, daß er das Studium aufgeben wollte? Diese Gedanken hingen eng zusammen, denn wenn des Löwenwirts Sohn nicht weiterstudierte, dann war es dem Vater und jedermann selbstverständlich, daß Hermann einmal das elterliche Geschäft übernahm. Und wie war das möglich? Drunten beim Onkel in der Orgelbauwerkstatt zu lernen und zu arbeiten, schien ihm jetzt das einzige Ziel, das ihn noch locken konnte. Er wollte nicht mehr länger zaudern, er mußte wenigstens den Versuch machen, dorthinzukommen. Es gab ja gar keinen andern Weg, wenn er sein ganzes künftiges Leben nicht als verfehlt ansehen wollte. Er fühlte, daß schwere Entscheidungen vor ihm standen.

Die Mutter hatte inzwischen Hermanns Abendessen gebracht und ein Glas Wein dazugestellt. Aber Hermann trank nicht und rührte die Speisen kaum an. Der Vater war jetzt mit dem Schreiben einiger Rechnungen beschäftigt und unterbrach die Mutter, die Hermann zum Essen ermuntern wollte, mit der Bemerkung, ein Studiosus, der vom Kommersieren komme, habe des Guten genug genossen. Er lachte ein wenig spöttisch und schrieb dann weiter an seinen Rechnungen. Die Mutter vertauschte Wein und Speisen mit einem Teller Obst. Dann ging sie leise singend hinaus. Gern hätte Hermann zuerst mit ihr besprochen, was ihn bewegte, aber er glaubte alles zu wissen, was die Mutter gegen seine Absichten vorbringen konnte, und war mit seinem Entschluß über alle Erwägungen und Zweifel hinaus.

Als die Mutter die Tür hinter sich geschlossen hatte, rückte Hermann von seinem Platz aus zur Seite, so daß er dem zeitunglesenden Vater unmittelbar gegenübersaß. Plötzlich sah dieser vom Lesen auf, und in der Meinung, Hermann hätte auf der Rückseite der Zeitung mitgelesen, fragte er: »Ach, du wartest auf das Blatt? Ich bin gleich fertig damit.«

»Nein, Vater ... lies nur weiter; ich möchte mit dir sprechen, wenn du gelesen hast.«

Der Löwenwirt sah verwundert auf den Sohn. Sein erster Gedanke war, Hermann brauche Geld. Aber das ernste und seltsam gereifte Gesicht seines Sohnes deutete auf andre Sorgen. Was hatte er nur? Langsam legte der Löwenwirt die Zeitung hin. »Was gibt's?« fragte er in gemacht gleichgültigem Tone, ohne Hermann anzuschauen.

»Es ist etwas Wichtiges, etwas Entscheidendes, das ich dir sagen muß, Vater,« begann der in ruhigen, festen Worten. »Wenn es dich überrascht, was ich sage, bitte ich dich, mir nicht sofort zu entgegnen, nicht jetzt gleich, vielleicht morgen oder am Sonntag, denn was ich mir vorgenommen habe, ist nicht ein plötzlicher, rascher Einfall — ich habe es mir lange und gut überlegt, Vater. Das mußt du mir glauben! Und ich habe mir alles bedacht, was du dazu sagen könntest, ich kann nicht anders, auch wenn es dir zunächst — schmerzlich sein wird ...«

Der Vater sah mit wachsendem Erstaunen und mit einem Gesicht, in dem Befremdung ob solcher Sprache und eine dunkle Ahnung von etwas Unangenehmem sich abzeichneten, auf seinen Sohn.

»Ich bitte dich, Vater! Ich möchte zum Onkel Stefan, möchte seine Kunst erlernen. Den Orgelbau möcht' ich studieren bei ihm. Und ich möchte, daß du es mir erlaubst, daß du es duldest, oder wie soll ich sagen? — Dies ist es.« Er hatte den Strom der Worte jäh unterbrochen. Vieles war noch zu sagen, jetzt hielt er inne.

Der Löwenwirt saß unbeweglich da. Sein Gesicht verriet nichts, nur die halbgeschlossenen Augen deuteten auf eine tiefe Bewegung in seinem Inneren hin. Er schien mühsam nach dem Sinn der einzelnen Worte Hermanns zu suchen; das, was sein Sohn wollte, hatte aber die wundeste Stelle in seiner Seele getroffen.

Hermann zwang sich, ruhig zu atmen, und war gefaßt darauf, daß diese Regungslosigkeit des Vaters sich in einem starken Ausbruch seines Zornes lösen werde.

Aber es geschah nicht. Der Löwenwirt schaute schweigend vor sich hin, und Hermann fühlte in diesem Schweigen den äußersten Widerstand, den sein Vater seinem Vorhaben entgegensetzte. Endlich kam es fast klanglos über den Tisch: »Wann? Wann willst du denn die Orgelmacherei lernen?«

»So bald als möglich möcht' ich anfangen. Morgen schon, wenn du es erlaubst.«

»Du willst nicht mehr auf die Lateinschule und nicht studieren?«

»Nein, Vater, ich tauge nicht dazu. Es ist nicht das Rechte für mich ... du hast mich ja nie dazu zwingen wollen.«

»Ja, schon recht, aber das andre, Hermann, hast du dir wohl nicht gut überlegt. Du mußt doch wissen, daß du nie Lehrling drunten in der Orgelbauerei werden kannst. Solang ich lebe, nie, Hermann!«

Die letzten Worte hatte er lauter gesprochen; eine tiefe innere Erregung zitterte darin.

»Nie? Vater, nie? Ich begreife es nicht.«

»Es ist schlimm, daß du es nicht begreifst. Aber du wirst es begreifen müssen. Oder hat dir der Orgelbauer so sehr den Kopf verwirrt, daß du den Vater nicht mehr verstehst?«

»Nicht so, Vater! Ich bitte dich, sprich nicht so. Der Onkel weiß gar nichts von meiner Absicht. Davon haben wir nie gesprochen.«

»Das ändert nichts an der Sache, Hermann. Wir wollen nicht mehr darüber reden. Du kennst meinen Willen.«

Der Löwenwirt stand auf, trat ans Fenster und schaute hinaus, als beobachte er etwas draußen auf dem Hofe. Ohne Hermann, der ebenfalls aufgestanden war, anzublicken, sprach er mit beherrschter, ruhiger Stimme: »Wenn du durchaus nicht mehr auf die Lateinschul' willst, sag' ich nichts dagegen. Du kannst hier im Hause bleiben, vorerst. Kannst dich in das Geschäft langsam einarbeiten.«

»Vater!« Es war wie ein Schrei aus Hermanns Mund gekommen, und Tränen standen in seinen Augen. Die Verzweiflung gab ihm den Mut zu vorher nie gewagten Worten: »Vater, das ist nicht recht! Das darfst du nicht von mir verlangen! Denk' nicht, daß es eine plötzliche Ferienlaune ist. Ich muß! Duld' es, Vater! Entweder du duldest es, oder ...«

»Oder? Was dann, dummer Bub? Was für Reden sind das? Hat dir der Vater nichts mehr zu sagen? Soll ich mich von dir belehren lassen, was recht ist?«

»Nein, Vater,« unterbrach ihn Hermann, »ich will dich nicht kränken. Aber du, bedenkst du, daß du mir das Leben verbitterst, wenn du mich zwingst, zu verzichten? Ich tauge nicht für dein Geschäft; das hast du selbst schon oft gesagt. Das Studium ist mir verleidet. Du darfst mich nicht unglücklich machen.«

»Oho, Hermann! Du wirst schon Vernunft annehmen, wenn du endlich einsiehst, daß es nicht anders geht. Hätt' ich dich nicht auf die Lateinschul' geschickt, so wärst du nicht fremd im Vaterhause geworden. Dort haben sie dir den Kopf verdreht mit Redensarten vom Lebenverbittern und so. Und in der Orgelbauerei hat man dir das gleiche vorgeschwätzt. Dumme Flausen! Wem wird jeder Wunsch erfüllt? Es ist gut, daß es nicht immer so geht, wie sich's ein junger Kerl denkt.«

»Schrecklich, Vater, daß du so sprichst! Ich kann aber nichts andres sagen, als was ich schon gesagt habe. Ich gehe zum Onkel! Auch wenn du mir es verbietest!«

Der Löwenwirt atmete tief und machte eine Bewegung, als wollte er seinen Sohn mit beiden Händen an den Schultern packen. Hermann sah ihn aus in Tränen schwimmenden Augen fest an. Da ließ er die Arme sinken.

Ein minutenlanges Schweigen entstand. Draußen hörte Hermann die ahnungslose Mutter singen. Kalt und drohend sagte der Löwenwirt, indem er langsam zur Tür schritt: »Elender Bub! Bist du mein Sohn oder dem andern seiner? Du wirst sehen, wohin du mit deiner Verbohrtheit kommst!« Dann, als fürchte er sich vor weiteren Worten, verschwand er rasch hinter der Tür, die krachend ins Schloß fiel.

Hermann sank erschöpft auf einen Stuhl. Ihm war, als ginge die Zwiespältigkeit der Welt wie ein schartiges Schwert durch sein eignes Herz. Er weinte, aber er fühlte keine Angst vor dem, was kommen mußte.

Mit der Absicht, sich zur Ruhe zu legen, damit im Schlaf sich die aufgescheuchten Gedanken und Gefühle ordneten, war Hermann in sein Zimmer gegangen. Er lehnte sich müde an den Pfosten des offenen Fensters und schaute in die sternklare Nacht hinaus. Hinter den Bergen kam der Mond herauf, und seine breite Scheibe stand einige Augenblicke hinter der drachenförmigen Wetterfahne des alten Stadttores. Im Zimmer war es schwül. Als Hermann die Kerze angezündet hatte, beengten ihn die Wände seiner kleinen Stube. Er fühlte wieder alle Qual der Auseinandersetzung mit dem Vater in sich. Niemandem konnte er etwas von

dem schweren Leid sagen, auch der Mutter nicht, die nur auf den äußeren Frieden des Hauses bedacht war. Er mußte die Kerze löschen. Die milde Mondscheinlandschaft vor seinem Fenster tat ihm wohl. Sein erschüttertes Gemüt beruhigte sich. Die stille Stadt, die Bäume und Berge gaben seinem erregten Herzen Besänftigung. Er fühlte, wie seine Seele weinte vor Traurigkeit über die menschliche Enge und Not. Sich selbst hatte er wohl zu wichtig genommen. Was lag an ihm, an seinem Glück? Sollte er hinabgehen und den Vater um Verzeihung bitten? Es wäre nichts gebessert worden dadurch. Mit einem Vergib mir! war dieser Riß nicht zu heilen.

Aus der Wirtsstube war helles Lachen vernehmbar. Auch des Vaters Stimme war darunter. Er durfte sich nichts anmerken lassen von seiner Sorge und seinem Leid. Das Geschäft verlangte es, daß er seine Gäste unterhalte. Hermann schaute in die Nacht hinaus. Einige Wölkchen leuchteten im Schein des Mondes, der einen weiten Hof hatte. Warum zog es ihn hinaus? Im Bett, in seiner Stube konnte er keine Ruhe finden. Da wuchs die Qual; er wußte, daß er aus den Zweifeln in seinem Inneren nicht herauskam. Was gab es noch zu überlegen? Alles Grübeln und Nachsinnen war hier fruchtlos. Er wußte es ja aus sicherer Quelle als der des Verstandes, was er zu tun hatte. Es kam nur darauf an, daß er bereit war, ruhigen Mutes zu tun, was seine Aufgabe war. Wo konnte er sich die Kraft holen? Nur von ihm, der die Sterne lenkte und der Welt diesen Schimmer gab, konnte er gestärkt werden zu solcher Schicksalsbereitschaft.

In die abendschwüle Straße war er hinausgetreten. Die Luft war in leiser Bewegung von den nahen Bergen her, aber die Häuserwände und die Erde strahlten noch so viel Wärme aus, daß keine Abkühlung zu verspüren war. Hermann ging durch die Hauptstraße, sah zu offenen Fenstern heraus da und dort ein Licht scheinen und grüßte die Leute, die still vor ihren Häusern saßen, als warteten sie auf etwas, das durch die Nacht zu ihnen kommen sollte. Auch Hermann spürte jene Abendsehnsucht, die ohne Ziel ist, weil sie aus Tiefen kommt, in denen keine irdischen Wünsche sich regen, sondern wo die Frage nach dem Woher und Wohin leise und eindringlich immer wieder erklingt.

Als er die schmale Straße hinaufging, die zwischen Wiesen und Obstgärten zum Schulhause führt, traf ihn ein lauer Windstoß, der über die Erde hinglitt wie ein Raubtier, das auf leisen Sohlen der Beute nachgeht. Draußen in der Ebene zuckte ein Wetterleuchten auf. Dann lag wieder der trübe Schein des Mondes über der Gegend.

Jetzt erst, als er sich dem Schulhause näherte, dachte Hermann an Christine. Wenn er sie nun noch begrüßen und sprechen konnte, hatte ihm der Abend doch noch Trost und Freude gebracht. Denn zu ihr schien ihn die Sehnsucht dieses Abends unbewußt gezogen zu haben, und die Nacht offenbarte ihm ein Bild des Mädchens, in dem nichts mehr an die törichten Mißverständnisse bei ihrer Begegnung am Tage erinnerte. Er stand unter einem Baume vor dem Schulhause und schaute zu dem erhellten Fenster hinauf.

Plötzlich hörte er die Tür gehen und zaghafte Schritte auf dem gepflasterten Vorplatz. Er wußte sofort, daß sie es war. »Christine?« rief er leise.

»Hermann?«

»Ja, ich bin's. Guten Abend! Du willst noch ausgehen?«

»Nein. Mir war's, als hätt' mir jemand gerufen. Das warst du?«

»Gerufen? Gerade eben? Nein, keinen Ton hab' ich gesprochen. Aber gewünscht hab' ich mir, daß ich dich noch treffen könnte.«

»Sonderbar! Es war eine Stimme wie deine. Aber willst du nicht heraufkommen? Der Vater ist mit seinem Herbarium beschäftigt. Du kannst ein wenig auf dem Klavier spielen.«

»Ach nein, Christine, heute nicht. Es ist mir nicht ums Musizieren.«

»Was hast du? Wir wollen uns ein wenig auf die Bank setzen. Es ist hier außen frischer als im Hause. Du denkst daran, daß deine Ferien bald vorüber sind? Sei nicht traurig, Hermann.«

Sie hatte leise seine Hand berührt. Ganz klar und ruhig fragte er: »Warum soll ich nicht traurig sein?«

»Weil die Welt so schön ist. Ich habe vorhin einige Gedichte von Klopstock gelesen. Darin erscheint alles schön und gut auf Erden. Und so ist es.«

Jetzt seufzte Hermann. »Du hast recht, Christine. Aber wer hat so eine große Seele wie der Dichter? Ich wollte, ich könnte so weinen wie er. So feierlich und so rein ...«

»Du — weinen, Hermann? Warum? Was ist denn geschehen?«

»Nein, ich weine nicht, Christine. Es wäre ja kindisch, und du würdest über mich lachen. Laß uns heute über andres reden!«

Sie schwiegen eine Zeitlang, und Hermann blickte traumverloren in das immer häufiger zuckende Wetterleuchten am Horizont. Die Blätter des Nußbaums, unter dem sie saßen, rauschten im anschwellenden Winde.

Da begann Hermann zu erzählen, was am Abend dieses Tages geschehen war. Er sprach in ruhigen Worten von der Feindschaft zwischen seinem Vater und dem Onkel Stefan, von der Qual, die ihm diese Zwietracht bereite, und von

seinem Entschluß, die Lateinschule zu verlassen und den Orgelbau zu erlernen beim Onkel. Er wolle ja dem Vater nicht weh tun damit, ja, er hoffe, die beiden Brüder auf diese Weise wieder zusammenzubringen. Heute sei der Vater allerdings unversöhnlich gewesen und voller Zorn über seine Absicht.

Hermann fühlte, wie sein Herz sich mit jedem Worte erleichterte, und merkte, daß Christine mit Spannung seiner Erzählung folgte. Sie wußte nichts von dem, was vorgefallen war zwischen den beiden Brüdern, da sie ja auch fortgewesen war. Er berichtete, was er von der Mutter erfahren hatte, und gab von allen Vorkommnissen eine getreue Schilderung. Als er von dem Schuß, den der Vater auf den Hochzeitszug abgegeben hatte, erzählte, ging es ihm durch den Sinn: Warum sag' ich ihr das? Aber Christine, die seine innere Bewegung fühlte, hatte sich an ihn gelehnt, wie um ihn durch ihre nahe Gegenwart zu beruhigen. Und während er sprach, war es ihm, als schlängen sich mit jedem Wort Bande zwischen ihnen, die sie einander immer näher brachten. Dann, als er zu Ende war mit der Schilderung der Qual und Not, die zwischen den beiden Häusern hin und her ging, da schien sie diese lange Erzählung zuletzt als eine Frage zu verstehen, die Hermann an sie gerichtet hatte. Sie spürte seinen Arm, der auf der Banklehne hinter ihr lag, und sah seinen Kopf zur Brust gebeugt. Die Frage aber beantwortete sie, indem sie sich mit einer raschen Bewegung in seinen Arm legte. Jetzt war Christinens Gesicht ganz nahe dem seinen, und leise sagte sie: »Sei froh, Hermann, sei unbesorgt. Du hast nichts Unrechtes getan. Ich glaube, du wirst das Wunderbare zustande bringen. Du wirst die beiden Männer miteinander versöhnen.«

Hermann erschauerte bei dem Klang ihrer warmen Stimme, in der er ein Vertrauen auf seine alles Widrige bezwingende Seelenkraft fühlte. Er hielt die Geliebte leicht in seinem Arm und wagte nicht, sie an sich zu ziehen und den Mund zu küssen, der so süß zu ihm sprach. Es gibt doch Wunder, dachte er, ja, es gibt Wunder auf dieser Erde, die mir manchmal so wüst und sinnlos erschienen war. Endlich war eine Seele da, die ihn ohne viele Worte verstand, die Seele, die er gesucht und geahnt hatte. Der Mond war hinter rasch aufziehenden Wolken verschwunden, er konnte das liebe Antlitz kaum mehr erkennen, aber er hörte Christinens ruhige Atemzüge. Er sagte aus befreiter Seele heraus: »Ich will jetzt gar nicht an das denken, was kommen muß. Christine. Wenn ich bei dir bin, ist mir, als seien alle Menschen so wie du.«

»Hast du mich lieb, Hermann?« fragte sie, bevor er noch weitersprechen konnte.

Und wie hinstürzend in die Seligkeit, flüsterte er: »Ja!« Sie küßten sich und wußten nicht, wie sie dazu kamen. Ganz hingeschmiegt in seinen Arm war die Geliebte. Ihr weiches kräuseliges Haar fühlte er an seiner Stirn. Seltsames, unerhörtes, nie gekanntes Glück, zu lieben, einen Menschen sein eigen zu nennen, eine Seele gefunden zu haben, die ihm ganz nahe war! Ja, die Menschen konnten sich finden, sich verstehen, sich lieben. Dies Wunder, an dem er gezweifelt, konnte geschehen!

»Christine, wie glücklich bin ich!« sagte er ihr zwischen Küssen ins Ohr. »Und weißt du noch, wie dumm ich war, dort im Stadtgraben? Da hob' ich dich gekränkt. Ich weiß nicht, wie ich das tun konnte. Ich hab' dich doch immer geliebt.«

»Ich dich auch. Aber im Stadtgraben, was war das doch? Ich hab' es gespürt. Es war etwas zwischen uns, etwas Fremdes.«

»Ja, etwas Böses. Ich hab' es genau gefühlt. Es hat mich schrecklich gequält. Ich wollte dir Liebes sagen und kränkte dich.«

Sie hatten unter Küssen und Liebesworten das heraufziehende Gewitter nicht bemerkt. Jetzt erschraken sie, als der Donner heftig rollte und ein wilder Sturm in der Baumkrone wühlte.

Erschrocken stand Christine auf. »Wir wollen hineingehen. Es kommt ein schweres Wetter.«

Der Sturm fuhr heulend durch die Blätter der Reben, die am Schulhause emporwuchsen; ein Fensterladen löste sich vom Haken, der ihn festhielt, und zerschmetterte Blumentöpfe, die am Fenster standen. Krachend stürzte ein vom Sturm losgerissener Ziegel zur Erde.

»Endlich kommt der Regen!« rief Hermann, der einen Tropfen verspürt hatte. Auf der dunklen Treppe blieben sie stehen und küßten sich. Ein starker Donnerschlag mit langnachhallendem Rollen erschütterte die Luft. Hermann umschlang die Geliebte. Er beachtete das Gewitter nicht; in seinem Inneren war jauchzender heller Tag, und von den wonnigsten Akkorden klang es um ihn.

Der Vater Christinens hatte seine Pflanzensammlung verlassen, um die Fenster und Läden seiner Wohnung zu sichern. Die stille und kränkliche Mutter saß in einem hohen Lehnstuhl und hielt eine Handarbeit im Schoße. Hermann begrüßte sie und war ein wenig verwirrt, so daß er auf ihre Frage nach seinen Eltern eine unklare Antwort gab.

»Einen Abendspaziergang wollt' ich machen. Es war so schwül zu Hause,« sagte er. Dabei fiel ihm der doppelte Sinn seiner letzten Worte ein. Die Lehrersfrau wiederholte ihre Frage.

»Vater und Mutter? Sie sind wohl und beide daheim. Sie werden kaum merken, daß ich nicht zu Hause bin.«

Als der Lehrer die Stube wieder betrat, flammte ein greller Blitz auf, dem ein wuchtiger

Donnerschlag folgte. Christine erschrak und drängte sich nahe an Hermann.

»Ein furchtbares Wetter!« sagte der Lehrer. »Wenn es nur gut vorübergeht!« Er räumte die grünen Mappen seines Herbariums zusammen und setzte sich dann an den Tisch zu den jungen Leuten. Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Es war nicht möglich, sich zu unterhalten. Der Lehrer sah die angsterfüllten Gesichter seiner Frau und Christinens und suchte ihre Furcht zu zerstreuen.

»Heute abend habe ich an dich gedacht, Hermann,« sagte der Lehrer bei verhallendem Donnerrollen.

Hermann, der Christinens Hand gefaßt hatte, sah ihn fragend an.

»Ich glaubte, ihr hättet heute euren Kommers im Bronnacker. Oder ist er schon vorüber?« fragte der Lehrer.

Ehe Hermann antworten konnte, lohte ein greller Blitzschein durch die Stube, und ihm folgte ein ungeheurer Donnerschlag, der das ganze Haus erschütterte. Christinens Mutter stieß einen Schrei aus und weinte wie ein Kind.

»Es hat eingeschlagen!« sagte Hermann und trat ans Fenster. »Vielleicht ist jetzt die Kraft des Wetters gebrochen.« Seine Stimme bebte, und seine Hände zitterten. Kaum stand er am Fenster, als ein neuer Blitz weiß aufflammte, dem ein scharfer Donnerschlag hinterherstürzte. Es war, als wäre das Himmelsgewölbe krachend niedergebrochen auf die Erde. In das nachwuchtende Donnerrollen schrien die Frauen Hermann zu, vom Fenster wegzugehen.

Er ging an den Tisch zurück. Es trat eine plötzliche Pause ein, in der man nur das vielstimmige Rauschen des Regens und das Plätschern des vom Dache herabschießenden Wassers hörte.

Der Lehrer beruhigte seine Frau, das Wetter hätte nun den Höhepunkt überschritten. »Wir können Gott danken, daß es so rasch und so gut vorüberging.«

Die Frauen hatten immer noch die Hände wie zum Gebet gefaltet und lauschten auf den Regenstrom, der draußen niederging. Wieder zuckten Blitze und krachten Donnerschläge, aber die Gewalt des Wetters war jetzt offenbar gebrochen. Christine atmete auf und sagte in heiterer Laune: »Meine Wäsche draußen auf dem Rasen! Der tut es gut! Hoffentlich ist sie nicht davongeschwemmt worden.«

»Was ist das? Es brennt!« sagte der Lehrer und versuchte das Fenster zu öffnen, um deutlicher zu sehen. Aber Sturm und Regenschauer drangen durch die Spalte, so daß er sofort wieder schloß.

Alle sahen jetzt einen gelbroten Feuerschein über den Dächern in der Unterstadt.

»O Gott, es ist gewiß beim Onkel!« rief Hermann in höchster Unruhe.

»Das ist wohl möglich,« sagte der Lehrer.

Christine riß das Fenster auf und zeigte hinaus: »Ja, beim Orgelbauer ist's! Seht ihr nicht die Linde vor seinem Hause überm Weg?«

Hermann stand neben Christine, spähte hinaus und wurde vom Gewitterregen überschüttet. »Ich muß fort!« brach es aus ihm. Er drückte rasch Christine die Hand, verabschiedete sich von ihren Eltern und hörte in der Erregung nicht, daß man ihm den Wettermantel des Lehrers aufdrängen wollte. Auch daß Christine ihm bis zur Haustür nacheilte, bemerkte er nicht.

Im strömenden Regen bewegten sich die ersten Helfer und Neugierigen vor dem brennenden Hause. Der Vorderbau mit den Werkstätten und den Holzvorräten brannte im Inneren lichterloh. Brausend und knatternd leckten die roten Flammen aus den Fensteröffnungen und waren gerade daran, das Dach zu durchbrechen. Da war nichts mehr zu helfen, das sahen alle. Es fehlte an Wasser.

»Wo ist der Onkel?« schrie Hermann, aber er erhielt von den ratlos umherlaufenden Leuten keine Antwort. Das Dach des Wohnungsanbaues qualmte schon. In wenigen Minuten mußte auch dieser Teil in hellen Flammen stehen. Gab es keinen andern Zugang als den von der Werkstatt aus? Hermann schwang sich in wilder Angst über den Gartenzaun und lief, mehrmals stolpernd, durch Gartenbeete zur hinteren Tür. Sie war offen. Da hörte er verzweifeltes Rufen: »Stefan! Stefan!« Im Hausgang des ersten Stockes stand zitternd, einen Packen vor sich und eine Kerze in der Hand, die Frau des Orgelbauers. Sie rief immerfort in das obere Stockwerk hinauf gellend und jammernd nach ihrem Manne und erkannte Hermann erst, als er ihren Arm berührte. Aber es war nichts aus der verzweifelten Frau herauszubringen.

Hermann schrie ihr ins Ohr: »Der Onkel? Die Afra-Großmutter? Sind sie noch droben?«

Er erhielt keine Antwort. Sie klammerte sich an ihn, als er mit einem Sprung zur Treppe hin sich wandte. Sie wollte mit ihm hinaufeilen, um ihren Mann herauszuholen aus dem schon rauchenden Wohnhause. Aber ihre Füße versagten. Sie sank auf halber Treppenhöhe nieder. Dabei entfiel ihr die Kerze; es war dunkel. Hermann riß sich los und flog die Treppe hinauf. Im Gang sah er einen hellen Schein. Über die Schwelle des Zimmers der Großmutter fiel er hin. Da stand der Orgelbauer vor ihm mit einer Laterne. Ein Schrei: »Onkel!« aus Hermanns Munde war wie ein Jubelruf. »Nun ist alles gut!« Er hatte des Onkels Arm gefaßt und lag einen Augenblick lang an der Brust

des Mannes, für den er gefürchtet hatte. Dann drängte er in das Schlafzimmer der Afra-Großmutter: »Wir wollen sie hinabtragen!«

Der Onkel leuchtete in die Kammer: »Sie ist nicht da. Alles hab' ich durchsucht.«

»Um Gottes willen!« sagte Hermann keuchend. »Weiter!«

Sie wollten den Gang entlang. Da mußten sie plötzlich stehenbleiben. Ein schauerliches Krachen und Knirschen im Vorderbau wurde vernehmbar, dazu ein vielstimmiges Schreien von draußen. Dann ging eine heftige Erschütterung durch die Wände und den Fußboden, wie bei einem Erdbeben. Ein wuchtiges, dumpfes Gepolter folgte. Der Vorderbau war zusammengebrochen, und durch irgendeine Verbindung wehte jetzt Glut und Rauch in den Gang, in dem sie von Entsetzen wie gelähmt standen. Da gellte der Schrei der Frau des Onkels die Treppe herauf. Stefan Hartlieb lief den Gang entlang gegen die Treppe. »Hierher, Hermann!« rief er.

Aber Hermann beachtete den Ruf nicht und nahm die Laterne. Wo war die Afra-Großmutter? War es möglich, daß die Greisin auf ihren schwachen Füßen bereits aus dem Hause gekommen war?

Der Onkel rief von unten, seine Frau sei ohnmächtig, und beschwor den Neffen, herunterzukommen. Hermann verstand ihn nicht und suchte weiter in Qualm und Hitze. In den Winkeln des Ganges und in den Kammern, durch die er, vom Rauch schon halb betäubt, tappte, gähnte ihn die leblose Leere an. Es war kein Zweifel mehr, daß das Dach des Wohnhauses schon in Flammen stand. Es krachte und rieselte über ihm. Zu den Fenstern herein leuchtete der Widerschein des Feuers. Und plötzlich hörte Hermann die Stimme des Onkels. Er rief mit seiner hohen Stimme immer den Namen seines Neffen. Hermann antwortete ihm, aber bald hatte er nicht mehr die Kraft dazu. Der Rauch reizte seine Lunge. Keuchend lehnte er sich an eine Wand und wurde sich plötzlich der Gefahr bewußt, in der er schwebte. Er riß ein Fenster auf und sah hinab auf den Hof, in dem die gaffende Menge ihn mit Geschrei bemerkte. Als er sich umwandte, drang dicker Rauch und Feuerschein durch die Tür herein. Er hatte dem schwelenden Brande Luft gemacht. Nun war es höchste Zeit, zur Treppe zu kommen. Mit letzter Kraft tastete er sich an der Wand des Ganges entlang. Als seine Hände das Treppengeländer gefunden hatten, wurde er schwindlig. Der Boden schwand ihm unter den Füßen, glühende Sonnen wirbelten vor seinen Augen durcheinander, und die Stimme des Onkels rief aus dem Zimmer der Afra-Großmutter. Dann war es ihm, als tönte die Orgel in scharfen Dissonanzen. Er griff in die Stangen des Treppengeländers. Wie kam er aus dieser erstickenden, qualvollen Enge zwischen den Mauern und der niederen Decke? Seine Seele sank — sank hinab in Nacht, und endlich, endlich nach langer furchtbarer Not brach die befreiende Helle herein.

Als der Lehrer mit seiner Tochter zur Brandstätte kam, standen von dem Anwesen des Orgelbauers nur noch die Mauern, zwischen denen Flammen züngelten und Balken glühten.

Noch immer bewegten sich regentriefende Zuschauer auf der Straße vor den rauchenden Trümmern. Die Gesichter glühten vom Schein der roten Flammen. Als der Lehrer zu ihnen trat, sah er verstörte Mienen und hörte erregte Worte. Als man ihn erkannte, war er gleich von Männern und Frauen umringt, die ihm und Christine schonungslos zuschrien, welches Schicksal Hermann ereilt hatte.

Es war kein Zweifel, daß er auf der Suche nach der Afra-Großmutter in den Flammen umgekommen war.

Entsetzt schaute der Lehrer in die Gluten, die zwischen den Mauern des Wohnhauses wie ein schauerlicher Opferaltar rauchten. Christine umklammerte wortlos den Arm ihres Vaters. War es möglich, daß Hermanns geliebtes Leben in dieser Gluthölle vernichtet worden war? Dorthinein war er geeilt, als er von ihr fortging, und kam nicht mehr heraus? Sie vermochte es nicht zu denken, wie das möglich war. Aber sie weinte vor sich hin und schluchzte leise.

Ihr Vater war selbst tief erschüttert und strich ihr über die Hand, die seinen Arm zitternd umfaßte. »Du hast ihn liebgehabt, Christine, ich hab' es wohl bemerkt,« sagte er. »Es ist schade um ihn. Er war ein wertvoller Mensch.«

Aus den lauten Worten der Umstehenden gewann der Lehrer allmählich ein Bild des furchtbaren Unglücks, in dem Hermann nicht das einzige Opfer war. Die Afra-Großmutter war tot im Garten aufgefunden worden. Niemand wußte, wie sie aus dem Hause gekommen war. Drunten hatte sie ein Herzschlag ereilt. Der Orgelbauer aber lag mit Brandwunden im Gesicht und an den Armen bei seinem Bruder in einem Zimmer des Gasthauses zum Löwen. Seine Frau war mit heilem Leib aus dem brennenden Hause herausgeholt worden. Man hatte sie, die willenlos sich fortführen ließ, auch in die Wohnung des Schwagers gebracht. Immer wieder wurde in den Berichten der aufgeregten Leute die scheue Erkenntnis laut, daß das unbegreifliche und grausame Schicksal nun die beiden verfeindeten Brüder zusammengeführt hatte.

An dem Tage, da die Afra-Großmutter und die Überreste von Hermanns Körper be-

erdigt wurden, war der Himmel endlich wieder klar. Die Sonne schien auf die erfrischten Äcker und Wiesen, man spürte das Sprießen und Wachsen in der Natur wie an einem feuchtwarmen Frühsommertage. Doch lag über all dem ein Hauch von herbstlicher Schwermut, weil viele Bäume vergilbtes Laub trugen oder schon zur Hälfte kahl waren.

Durch die Straßen des Städtchens zog der Trauerzug hinter den von schwarzgekleideten Männern getragenen Särgen. Dumpfer Trommelwirbel erklang, und vom Kirchturm herab kamen die schweren Schläge der großen Glocke.

Aufrecht, düster geradeausschauend schritt Hermanns Vater hinter den Särgen. Im Zug der Frauen kam die Mutter zuerst. Sie ging tränenlos wie eine Traumwandlerin mit fast geschlossenen Augen neben der Frau Stefan Hartliebs. Christine, bleich und in sich versunken, folgte ihnen. Eine besondere Gruppe im langen Trauerzug bildeten die Studienfreunde Hermanns in ihren farbigen Mützen. An ihrer Spitze kam ein Vertreter der Schulanstalt, die in Hermann einen guten Zögling verloren hatte. Sein würdevolles Gesicht, in dem die Strenge des tüchtigen Pädagogen erstarrt zu sein schien, bot einen bemerkenswerten Gegensatz zu der ehrlichen Miene der Bekümmertheit, die der Student Gottlieb Pfannschmied zeigte. Leonhard, der Freund Hermanns, trug einen großen Strauß von weißen Rosen und Astern und schien merkwürdig zerstreut. Aber er dachte jetzt erst daran, was er in Hermann verloren hatte. Verdankte er nicht viel von dem, was er war und warum er sich selbst achtete, ihm, der nun sein Leben schon vollendet hatte? Das alles war nun vorüber, und nur aus der Erinnerung an das, was er mit ihm erlebt hatte, konnte das Eigenartige und Einzige dieses lieben Freundes noch weiterwirken. So kam es, daß Leonhard erst jetzt den toten Freund richtig erkannte und liebte, und daß er mit den weißen Blumen in der Hand plötzlich leise lächelte bei dem Gedanken an die glücklichen und reichen Stunden, die er mit Hermann verlebt hatte.

Stefan Hartlieb, dem das Herz Hermanns am meisten gehört hatte, war nicht im Trauerzug. Seine Brandwunden hatten es ihm unmöglich gemacht. Er las in dieser Stunde, da man seinen Neffen und Freund begrub, in einem kleinen Büchlein, das er unter Hermanns Sachen gefunden hatte. Es waren Gedanken und dichterische Versuche, die Hermann im Laufe der letzten für ihn so reichen Monate aufgeschrieben hatte. In der reinen hellen Kammer, die er in den Ferien bewohnt hatte, und die jetzt Stefan Hartliebs Krankenstube war, schien Hermanns Geist noch zu leben. Und aus dem Büchlein grüßte ihn die Stimme des Dahingegangenen:

Über allem Glück am Tage,
In den Sehnsuchtstraum der Nacht
Klinget leis die dunkle Frage:
Warum Gott dies so gemacht?

Eines weiß ich: alles Ringen
Ist vor ihm nur wie ein Spiel. —
Und doch liegt in ird'schen Dingen
Unser Weg zum ew'gen Ziel.

Wer von einem schweren Schicksalsschlag getroffen wurde, der ist so vom Unglück betäubt und verstört, daß für ihn die Zeit stillsteht. Unbegreiflich erscheint es der tief erschütterten Seele, daß die Erde fortbesteht, daß alles Leben seinen alten Gang eilt und daß niemand den Riß bemerkt, der mitten durch die Welt geht.

Im Hause des Löwenwirts vergingen drei Wochen und waren wie ein Tag. Keine Begegnung und Aussprache hatte in dieser Zeit zwischen den Brüdern stattgefunden. Durch Wände und verschlossene Türen hindurch offenbarte sich aber die Gesinnung der beiden Männer, die der Tod ihrer Mutter und Hermanns nun in dem einen Schmerzgefühl übereinstimmen ließ. Und wie der Orgelbauer die Fürsorge des ihm unsichtbar bleibenden Bruders in seine Kammer hinein verspürte — der Löwenwirt leitete mit Umsicht die Verhandlungen mit der Feuerversicherungsgesellschaft —, so merkte Leo Hartlieb auch, wie Stefan sich bemühte, ihm leise Zeichen einer brüderlichen Dankbarkeit zu zeigen. Durch die Vermittlung der Frauen hatte er den Löwenwirt gebeten, nun den Acker zu übernehmen, wegen dessen sie sich einst gestritten hatten. Ohne jede Bedenklichkeit hatte der Löwenwirt zugestimmt. Die beiden Brüder lebten in einer seltsam klaren und stillen Luft nebeneinander, ohne sich zu sehen und zu hören. Es schien trotz aller Vermittlungen keine Mißverständnisse zwischen ihnen mehr zu geben, wenn sie hinter geschlossenen Türen durch ihre Mittelspersonen miteinander verhandelten.

Aber dieser außerordentliche Zustand mußte einmal ein Ende nehmen, die Erschütterung, die sie jetzt immer noch heraushob aus der Niederung, in der die Menschen im Alltag sich zusammenfinden, warf schon flachere Wellen. Das Brandunglück mit seinen schmerzlichen Opfern stand schon als stiller Hintergrund im Tageslauf der nächstbeteiligten Menschen, und die Wunden des Orgelbauers heilten rasch.

Eines Tags trat er, nicht ohne tiefe Erregung, aus seiner Kammer heraus, um seinem Bruder Aug' in Aug' gegenüberzustehen. Es handelte sich darum, mit einem Baumeister den Wiederaufbau der Orgelfabrik zu besprechen. Im Nebenzimmer der Wirtsstube geschah die Begegnung. Stefan Hartlieb hatte seine Hände noch mit Binden umwickelt; mit scheuem Lächeln

und mit Kopfnicken begrüßte er den Bruder, der diesen Gruß mit einem höflich-freundlichen »Guten Morgen!« erwiderte. Es war, als wäre diese Begegnung nichts Außergewöhnliches; so, mit sparsamer Freundlichkeit, begrüßten sich Menschen, die jeden Tag Zeit genug haben, sich miteinander auszusprechen. Leo Hartlieb ging auch sofort auf die sachliche Besprechung los, er hatte auf Stefans Wunsch einen Baumeister aus der Hauptstadt bestellt. Dieser hatte bereits die Brandstätte besichtigt und vermessen und sollte jetzt die Entwürfe vorlegen.

Als der Erwartete noch immer nicht eintraf, stockte das Gespräch. Stefan hatte keine Meinung geäußert zu dem Vorschlag seines Bruders, die neuen Gebäude ohne Vorgarten unmittelbar an die Straße zu bauen. Beide Männer sahen zum Fenster hinaus auf den leeren Platz vor dem Gasthaus zum Löwen. Stefan dachte an Hermann. Er hätte jetzt gern etwas über ihn gesagt, aber die geschäftlichen Worte seines Bruders füllten noch den Raum, und er empfand eine Scheu, in diesem Augenblick mit einer Herzenssache zu beginnen. Leo blickte wieder auf seine Notizblätter und den Brief des Baumeisters. Er schien auch nach den Worten zu suchen, die gesprochen werden mußten.

Als sich leise die Tür öffnete, die Löwenwirtin mit einer Flasche Wein und drei Gläsern hereintrat und diese auf den Tisch stellte, fand sich Leo zurecht. Er schenkte zwei Gläser voll. Dann nahm er das eine, stieß mit dem noch auf dem Tische stehenden Glase Stefans an und sprach: »Wie steht es mit deinem Arm? Wirst du ihn wieder richtig bewegen können?«

»Die Wunde ist noch offen,« sagte Stefan. »Es ist zuviel Fleisch verbrannt. Aber die Heilung geht rasch vorwärts.«

Mühsam ging das Gespräch weiter. Leo betrachtete, während sie über belanglose Dinge sprachen, den Bruder. Er war gealtert, seit er ihn zuletzt gesehen. Sein blasses Gesicht war schmäler geworden; die Stirn erschien höher. Und diese Augen! Nie hatte er sie so gesehen. Das waren die hellen Augen Hermanns und der Mutter Afra. Ein Schein von seltsamer Kindlichkeit ging von ihnen aus. Mit solchen Augen sah man die Welt anders als er, der den Blick für die klare Wirklichkeit hatte.

Der Löwenwirt ereiferte sich scheltend über den Baumeister, der sie im Stich ließ.

»Er ist vielbeschäftigt.« entschuldigte ihn Stefan. »Wahrscheinlich liegt ihm auch nicht viel an meiner Bauerei. Es hat ja auch noch Zeit. Vor dem Frühjahr würden wir ja nicht beginnen.«

Um die Mittagsstunde brachte der Briefträger ein Schreiben des Baumeisters. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit dringenden Geschäften. Da er überdies so viel Bauten in der Stadt zu besorgen habe, schlage er ihm vor, dies Geschäft einem befreundeten Kollegen zu übertragen, für dessen Tüchtigkeit er sich verbürge.

»Es ist gut so,« sagte Stefan zu seinem Bruder, der ihm diesen Brief übergeben hatte. »Schreib ihm doch, daß ich mir die Sache überlegen werde.«

Es kam zu keiner weiteren Unterredung in dieser Angelegenheit.

Stefan blieb oft sinnend vor einem Schattenriß Hermanns stehen, den ein Kamerad von der Lateinschule angefertigt und nach dem Tode des Mitschülers dem Vater gesandt hatte. Er rang mit Entschlüssen und suchte in diesem Bilde wie bei einem Orakel guten Rat.

»Darf ich an deinem Schreibtisch einen Brief schreiben?« fragte Stefan eines Tags seinen Bruder. »Es ist eine Einladung gekommen oder vielmehr ein Auftrag. Die große Orgel in St. Johann in der Stadt soll nachgesehen werden.«

Leo sah, daß Stefans Hände jetzt ohne Binden und heil waren. »Du wirst hingehen?« fragte der Löwenwirt erstaunt.

»Ja. Es ist Arbeit auf vier Wochen, wenn ich einen Gehilfen mitnehme.«

»Und dann?« Leos Augen schauten verwundert und voller Ahnung seiner Gedanken auf den Bruder.

»Und dann? Dann werde ich sehen, was es weiter gibt.«

»Ich verstehe dich. Du willst von hier fort. Du wirst in der Stadt bleiben.«

»Ist es nicht gut so?« fragte Stefan, und es klang Trauer und verhaltene Herzlichkeit in seinen Worten.

Leo sah trübe vor sich hin. Er machte eine müde Bewegung mit beiden Händen: »Ja, es ist gut so — für uns beide.«

Stefan reichte ihm die Hand, die der Bruder ergriff. Die geheilten Finger waren weich und glatt; er drückte sie lange. Dann rückte er ihm das Schreibzeug zurecht und legte Papier auf. Er sah zu, wie Stefan mit gewandter Hand zu schreiben begann.

»Wir reisen übermorgen,« sagte Stefan, nachdem er einige Zeilen geschrieben. »Morgen könnten wir, wir alle, zu Hermanns Grab gehen. Willst du?«

»Ja ...«



Wie mißt man den Durchmesser der Sterne

Von Dr. Werner Bloch

Bei allen unsern Forschungen über die Himmelskörper sind wir allein auf das Licht angewiesen. Nur das Licht bringt uns Kunde vom Aussehen, vom Entstehen und Vergehen der Himmelskörper; das Licht müssen wir befragen, wenn wir etwas über die Größe, die Masse, die chemische und physikalische Beschaffenheit und über die Bewegung dieser Körper erfahren wollen. Es ist aber auch erstaunlich, was das Licht alles zu verraten vermag, wenn man es nur richtig auszufragen versteht. Haben wir doch eins der chemischen Elemente, das Helium, eher auf der Sonne entdeckt als auf der Erde.

Hier wollen wir uns aber nicht mit der Frage beschäftigen, welche Fortschritte wir auf dem Gebiet der Sternchemie gemacht haben, sondern uns einer viel schwierigeren Frage zuwenden. Wie ist es möglich, die Größe eines Sternes zu messen? Vielleicht wird mancher denken, diese Aufgabe müsse doch viel leichter zu lösen sein als die Untersuchung der chemischen Beschaffenheit der Sterne. Denn die Größe eines fernen Gegenstandes, sagen wir eines Hauses, ist doch bei weitem nicht so schwer zu untersuchen, wenn man nur ein gutes Fernrohr und die nötigen Winkelmeßapparate hat, als etwa festzustellen, welche chemischen Stoffe die Hausmauer enthält. Das ist auch soweit richtig. Nur läßt sich diese Betrachtung nicht auf die Sternwelt übertragen. Denn einmal schicken uns die Sterne ihr eignes Licht zu, das uns eben etwas über die Stoffe verrät, die in dem Sterne leuchten, während uns die Mauer nur das Sonnenlicht zurückwirft, das uns also nur etwas über die Zusammensetzung der Sonne, aber nicht der Mauer verraten kann; zweitens aber müssen wir bei einer Mauer unser Auge in zwei verschiedene Richtungen einstellen, wenn wir ihre beiden Enden betrachten wollen; die Sterne aber sind so weit entfernt, daß wir den ganzen Stern auf einmal sehen und daß wir deswegen eben von seiner Größe nichts beobachten können.

Wir müssen uns hier einmal grundsätzlich überlegen, auf welche Weise wir eigentlich die Größe von Gegenständen abschätzen, die wir sehen. Denken wir uns einmal eine Münze, die wir in verschiedene Abstände von unserm Auge bringen. Wir können sie so nah heranbringen, daß sie uns ebenso groß »erscheint« wie die Sonne oder der Mond; je weiter wir sie vom Auge entfernen, desto kleiner erscheint sie. In Wirklichkeit ändert sie doch aber ihre Größe nicht. Wir müssen also unterscheiden zwischen der wirklichen Größe eines Körpers und seiner scheinbaren Größe. Wenn wir einen Körper nicht unmittelbar ausmessen können, so müssen wir auf seine wirkliche Größe immer erst aus seiner scheinbaren Größe schließen. Die scheinbare Größe eines Körpers mißt man durch den Winkel, den die Richtungen von unserm Auge nach den beiden Rändern des Körpers miteinander bilden. Man nennt diesen Winkel den Gesichtswinkel des Gegenstandes. Also aus dem Gesichtswinkel und der Entfernung des Körpers können wir seine wirkliche Größe bestimmen, errechnen. Wie bildet sich nun aber bei uns der Eindruck des Gesichtswinkels? Die Strahlen, die von dem Gegenstande zu unserm Auge kommen, kreuzen sich in der Pupille und fallen auf die Netzhaut. Die Netzhaut besteht aus einer sehr großen Anzahl einzelner sehr kleiner lichtempfindlicher Organe. Der Abstand der beiden äußersten von einem Lichteindruck getroffenen Lichtorgane vermittelt uns das Wissen um die Größe des Gesichtswinkels. Je weiter sich ein bestimmter Gegenstand von uns entfernt, desto kleiner wird der Gesichtswinkel, desto kleiner wird sein Bild auf der Netzhaut, desto weniger lichtempfindliche Organe werden getroffen, und wenn der Gegenstand so weit entfernt ist, daß nur noch ein einziges Organ überhaupt getroffen wird, dann hört für uns jede Möglichkeit auf, seine scheinbare Größe abzuschätzen. Es bleibt dann zwar noch der Lichteindruck bestehen, aber in unbestimmter Weise, ohne Form und Größe. Der Bewohner der Großstadt kann diese Erfahrung täglich machen. Die elektrischen Bahnen führen an der Vorderseite Lampen mit Zahlen oder Buchstaben. Sieht man aus großer Entfernung auf diese Lampen, so sieht man nur ein unbestimmtes Licht, man kann weder Form noch Größe unterscheiden. Es hat sich gezeigt, daß ein Gegenstand unerkennbar wird, wenn sein Gesichtswinkel eine Minute beträgt, d. h. wenn er 3438mal so weit entfernt ist, als sein größter Durchmesser ausmacht. Ein Markstück von 24 mm Durchmesser würde also völlig unbestimmt im Aussehen in einer Entfernung von 82,5 m werden. Es ist nun klar, daß ein Stern für unser Auge keinen Gesichtswinkel haben kann, weil er so weit absteht, daß unser Auge einen so kleinen Winkel nicht mehr auffassen kann.

Wie steht es nun anderseits mit der Entfernungsschätzung? Entfernungen schätzen wir mit beiden Augen. Die Bilder, die von unsrer Umgebung in unserm Auge entstehen, sind um Kleinigkeiten verschieden; aber gerade diese kleinen Unterschiede ermöglichen uns die Abschätzung der Entfernung. Jeder kann das leicht feststellen, wenn er einen Bleistift in Armesabstand vor die Augen hält und einmal mit dem linken und dann mit dem rechten Auge allein vor sich hin-

sieht. Der Bleistift erscheint dann auf zwei verschiedenen Stellen des Hintergrundes. Unterstützend kommt nun für unsre Raumauffassung hinzu, daß wir unsre Augen verschieden »richten« müssen, je nachdem, ob wir einen nahen oder einen entfernten Gegenstand betrachten. Ist der Gegenstand sehr weit entfernt, so blicken die Augen parallel, steht er uns sehr nahe, so müssen die Blickrichtungen beider Augen einen großen Winkel miteinander bilden. Auch hier gibt es Entfernungen, bei denen unser Schätzungsvermögen aufhört. Ob die Wolken, der Mond oder die Sonne weiter entfernt sind, können wir durch den einfachen Anblick nicht entscheiden.

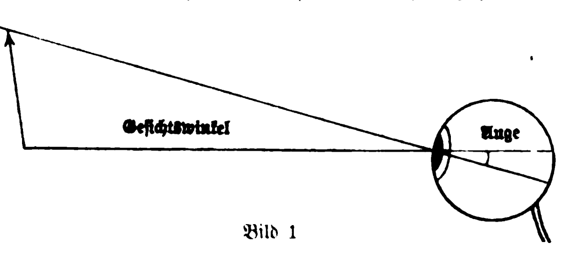
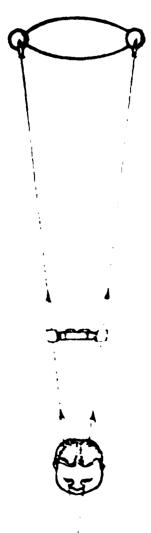


Bild 1

Es gibt nun Instrumente, die die Fähigkeiten unsers Auges über seine natürlichen Grenzen hinaus erweitern. Entfernte Gegenstände machen wir uns wieder »formklar« durch das *Fernrohr*, die Tiefenwahrnehmung verbessern wir durch das *Scherenfernrohr*. Die Aufgabe des Fernrohrs ist es, den *Gesichtswinkel* künstlich zu vergrößern, die Aufgabe des Scherenfernrohrs, einen künstlich vergrößerten *Augenabstand* zu schaffen. Die Linsen im Fernrohr ändern die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen, und das Endergebnis aller Brechungen an den Fernrohrlinsen ist, daß die Strahlen beim Eintritt in unser Auge *einen größeren Winkel* miteinander bilden, als sie es ohne Gebrauch des Fernrohrs getan hätten. Auf diese Weise wird es uns z. B. möglich, die *Formen der Planeten* zu erkennen, die gemeinsam mit der Erde zum Sonnensystem gehören. Aber auch unsre besten Fernrohre versagen, wenn es gilt, sich auf diese Weise eine Anschauung von Form und Größe der *Fixsterne* zu bilden, deren nächster uns so fern ist, daß das Licht zwei Jahre braucht, bevor es zu uns gelangt. Auch die leistungsfähigsten Fernrohre können den Winkel nicht so weit öffnen, daß wir ein »Bild« des Sternes bekommen. Nun weiß aber doch jeder, der einmal durch ein Fernrohr gesehen hat, daß die Sterne in der Tat dennoch als kleine helle Scheibchen erscheinen. Diese Scheibchen sind aber keine eigentlichen Bilder des Sternes. Ihre Kreisform ist nicht durch die Form des Sternes, sondern durch die Eigenart des Fernrohrs bedingt. Je besser das Fernrohr, desto kleiner die Scheibchen, desto schärfer punktförmig erscheint der Stern. Daß diese Scheibchen nicht die wahren Bilder der Sterne sind, erkennt man schon daran, daß sie bei den helleren Sternen von Ringen umgeben sind, die mit der Gestalt des Sternes gar nichts zu tun haben. Es ist auch keinerlei Aussicht vorhanden, daß wir die Sternformen jemals werden *sehen* können, wenn wir unsre Fernrohre auch noch so sehr verbessern. Alles, was die Fernrohre bei der Betrachtung der Sterne zu leisten vermögen, ist, daß sie die *Pupille* unsers Auges vergrößern. Von der Pupillengröße hängt es nämlich ab, wie *viel* von dem Licht, das uns zugestrahlt wird, in unser Auge fällt. Das Fernrohr nimmt nun mit seiner ganzen großen Vorderlinse das Licht der Sterne auf und vereinigt dieses Licht so eng, daß es durch unsre Pupille hindurchgeht. Infolgedessen vermögen wir im Fernrohr auch *schwach leuchtende Sterne* zu erkennen, die sich dem bloßen Auge nicht zeigen, weil zu wenig von ihrem Licht ins Auge fällt, um einen Eindruck hervorzurufen.

Bild 2 Die Blickrichtungen der beiden Augen bilden miteinander einen Winkel

Besser sind wir daran, wenn wir das Prinzip des Scherenfernrohrs auf die Sternbetrachtung anwenden. Wir können nämlich den Augenabstand bis auf die Größe des Erdbahndurchmessers erweitern, wenn wir denselben Stern einmal von *einem* Punkte der Erdbahn und ein halbes Jahr später von dem *gerade gegenüberliegenden* Punkte der Erdbahn aus betrachten und beide Bilder miteinander vergleichen können. Das gestattet uns z. B. eine photographische Aufnahme des Sternhimmels. Man kann dann feststellen, daß man mit beiden »Augen«, d. h. an den beiden verschiedenen Tagen, nicht in die gleiche Richtung blicken darf, um denselben Stern zu sehen, sondern daß sich ein ganz kleiner, aber meßbarer Richtungsunterschied ergibt, der es gestattet, die Entfernung des Sternes von der Erde zu berechnen. Man nennt diesen Winkel, den die beiden Richtungen nach dem Stern von entgegen-


Bild 3. Bei kurzer Entfernung genügt der Augenabstand, bei größerer nimmt man das Scherenfernrohr, bei Riesenentfernungen braucht man den Erdbahndurchmesser als Basis

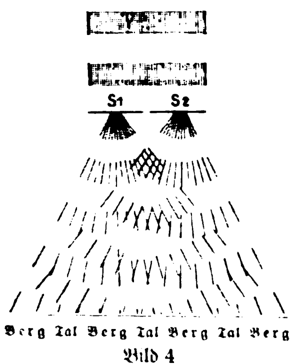


Bild 4
Wie sich Lichtstrahlen überlagern

gesetzten Punkten der Erdbahn miteinander bilden, seine *Parallaxe*.

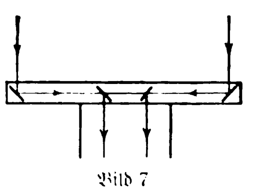
Ein besonders glücklicher Gedanke des bedeutenden amerikanischen Physikers und Astronomen *Michelson* hat es uns nun möglich gemacht, die scheinbare Größe einiger Sterne, wenn auch nicht eigentlich zu sehen, so doch unmittelbar zu beobachten und zu messen. Er hat dabei den Umstand benutzt, daß die Lichtstrahlen gewissermaßen selbst eine *Maßeinteilung* bei sich führen, die viel feiner ist als irgendeine Teilung, die wir auf einem Stabe anbringen könnten. Wir sagen von dem Lichte, es sei eine Wellenbewegung. Bei einer Wellenbewegung wechseln aber Wellenberge und -täler in regelmäßiger Folge miteinander ab. Diese Berge und Täler teilen den Lichtstrahl ein, und zwar in sehr kleine Teile, in kleinere, als ein tausendstel Millimeter ausmacht. Nimmt man nun zwei Lichtstrahlen, die von ein und demselben leuchtenden Körper ausgehen, und vereinigt sie an einer Stelle (man muß dazu einen oder beide »knicken«, etwa durch einen Spiegel oder ein Prisma), so brauchen sie an dieser Stelle nicht unbedingt stärkeres Licht zu erzeugen. Sie können sich auch gegenseitig vernichten. Beide Strahlen werden der Regel nach bis zum Treffpunkt verschieden lange Wege zurückzulegen haben. Nun kann es so kommen, daß von beiden Strahlen immer gleichzeitig abwechselnd Täler und Berge ankommen. Dann werden sich die Täler zu einem besonders tiefen Tal, die Berge zu einem besonders hohen Berg zusammensetzen, und die Lichtwirkung wird verstärkt. Es kann aber auch gerade immer ein Tal des einen Strahls mit einem Berge des zweiten zusammenkommen, und wenn der erste Strahl einen Berg schickt, so ist das Tal des zweiten angelangt. Dann werden sich die Berge und Täler gerade gegenseitig aufheben, und es wird an der Begegnungsstelle gar keine Bewegung stattfinden, die Stelle erscheint uns dann dunkel. Welcher der beiden Fälle eintritt, hängt nun davon ab, um wieviel sich die Längen der beiden Wege voneinander unterscheiden, die sich in dem Punkte treffen. Sind sie gleich lang oder unterscheiden sie sich um die Länge einer ganzen, zweier oder mehrerer Wellen, so haben wir den ersten Fall; unterscheiden sie sich aber um eine halbe Wellenlänge oder um drei, fünf, sieben usw. halbe Wellenlängen, so haben wir den zweiten Fall. Man nennt diese Erscheinung die *Interferenz* der Lichtwellen. Diese Erscheinung tritt aber nur auf, wenn die Lichtstrahlen von *demselben leuchtenden Körper* herrühren, weil nur dann die Wellen und Täler *so genau aufeinander passen*, daß sie sich wirklich aufheben. In allen andern Fällen bleibt immer irgendeine Bewegung übrig, die Stelle wird nicht dunkel.

Bild 5
Fernrohr mit Doppelspalt vor der Objektivlinse

a
b
c

Bild 6. Die Streifen bei verschiedener Spaltstellung. In c ist das Gesichtsfeld gleichmäßig beleuchtet

Michelson machte nun den Vorschlag, vor die große Linse eines Fernrohrs eine Platte zu bringen, die an ihrem Rande zwei Spalte enthält. Hält man nämlich einen Spalt in ankommendes Licht, so wirkt der Spalt so wie eine eigne Lichtquelle, die von dem auffallenden Lichte gespeist wird. Die ankommenden Lichtstrahlen behalten hinter dem Spalt nicht die Richtung, die sie vorher hatten, sondern sie breiten sich nach allen Seiten aus. Da wir nun zwei Spalte haben, so werden sich die Lichtstrahlen, die von dem einen kommen, mit denen des andern treffen, und da wird es nun abwechselnd Treffpunkte geben, wo sich die beiden Strahlen verstärken, und solche, wo sie sich auslöschen. Blicken wir also in ein Fernrohr, das mit einem solchen Doppelspalt versehen ist, so werden wir statt des Sternscheibchens ein »Interferenzbildchen« vor uns sehen, d. h. abwechselnd helle und dunkle Streifen. Wo diese Streifen zu liegen kommen, das hängt nun von zwei Umständen ab: erstens von dem *Abstand der beiden Spalte* voneinander und zweitens von dem *Winkel*, den die ankommenden Strahlen mit der Längsachse des Fernrohrs bilden, und zwar ergibt sich hierbei nun, daß schon sehr geringe Winkelunterschiede eine merkliche Verschiebung der Lage der Streifen bewirken, *so geringe Winkelunterschiede*, daß sogar die Lichtwellen, die von dem einen und dem andern Ende eines Sternes herkommen, an verschiedenen Stellen ihre dunklen


Bild 7
Die Spiegel vor dem Fernrohr

Streifen erzeugen. Man muß dabei bedenken, daß man das Licht vom linken und vom rechten Rande des Sternes und auch von allen dazwischenliegenden Teilen als von verschiedenen Lichtquellen kommend betrachten darf. Ein Strahl vom linken Rande mit einem vom rechten oder der Mitte vereinigt, ergibt keine Interferenz. Nur wenn zwei Strahlen vom linken und zwei vom rechten Rande aufeinanderfallen, so interferieren sie. Man bekommt nun also nicht ganz dünne Striche, an denen die Strahlen sich auslöschen, und helle Bänder mit einer ganz schmalen hellsten Stelle, wie es sein müßte, wenn der Stern nur ein Punkt wäre, sondern man bekommt abwechselnd hellere und dunklere Zonen, ohne daß die hellsten und ganz dunklen Stellen sich jetzt so ganz deutlich herausheben. Diese Verbreiterung ist also eine Folge davon, daß der Stern in Wahrheit ein ausgedehnter Gegenstand ist und daß infolgedessen die hellen und die dunklen Stellen sich teilweise überlagern, und aus dieser Verbreiterung allein könnte man also grundsätzlich bereits auf die Winkelgröße des Sternes schließen. Praktisch hat sich aber ein andres Verfahren als besonders zweckmäßig erwiesen. Die Breite der Streifen ist ja nicht von dem Gesichtswinkel allein abhängig, sondern auch von dem Abstand der beiden Spalte. Man kann nun den Abstand der beiden Spalte so lange verändern, bis die abwechselnd hellen und dunklen Streifen dadurch verschwinden, daß sie sich gegenseitig überdecken und also im ganzen Gesichtsfelde eine gleichmäßige Lichtverteilung erscheint. Dieser Augenblick läßt sich mit großer Genauigkeit beobachten, und aus dem Abstand der beiden Spalte in diesem Falle läßt sich sehr einfach der Gesichtswinkel des Sternes berechnen.

Für die ersten Versuche wählte man sich natürlich Sterne, von denen man vermuten durfte, daß sie einen großen wirklichen Durchmesser und einen verhältnismäßig großen Gesichtswinkel haben. Der Stern, an dem die Astronomen des Mount Wilson zunächst diese Methode erprobten, war Beteigeuze im Sternbild des Orion. Aber mit zwei Spalten vor dem Fernrohr war es hier nicht getan. Man mußte den Abstand der Spalte größer machen, als die Breite des Fernrohrs erlaubte. So wurde denn am Fernrohr ein Querbalken befestigt, dessen beide Enden in einem Abstand von 6 m voneinander zwei Spiegel trugen. Diese Spiegel wählten aus allen von dem Stern ankommenden Lichtstrahlen zwei aus, die dann von einem zweiten Spiegelpaar in das Rohr gelenkt wurden. Die beiden äußeren Spiegel traten also hier an die Stelle der beiden Spalte. Dieser Apparat hätte es gestattet, noch einen Gesichtswinkel von zwei Hundertsteln einer Sekunde (eine Sekunde ist der sechzigste Teil einer Minute, die Minute der sechzigste Teil eines Grades, und neunzig Grade gehen auf einen rechten Winkel), zu messen. Ein winzig kleiner Winkel! Nehmen wir einen Stecknadelknopf, der einen Millimeter Durchmesser hat. Ich müßte diesen Stecknadelknopf in den Abstand von 5,35 m vom Auge bringen, damit er einen Gesichtswinkel von einer Bogenminute hat; in 321 m würde er noch den Gesichtswinkel einer Bogensekunde haben, in 16 km Abstand wäre sein Gesichtswinkel so groß wie der kleinste Gesichtswinkel, den das Fernrohr auf dem Mount Wilson mit seiner Spiegeleinrichtung noch zu messen gestattete.

Die Arbeit der Astronomen war nicht leicht. Die Interferenzstreifen konnten sie wohl erzeugen, aber um sie zum Verschwinden zu bringen, mußte der Spiegelabstand geändert werden, und das war eine sehr schwierige Aufgabe bei einem so unhandlichen Apparat, der doch außerordentlich genau eingestellt werden mußte. Nach jeder Veränderung des Spiegelabstandes dauerte es in der ersten Zeit bis zu einer Stunde, ehe sie die richtige Einstellung wiederfanden, aber schließlich gelang es am 13. Dezember 1920 zum erstenmal, die Streifen wirklich zum Verschwinden zu bringen, während sie sich sofort zeigten, wenn bei unveränderter Spiegelstellung ein andrer Stern beobachtet wurde. Spiegelabstand und Gesichtswinkel des Sternes Beteigeuze waren also richtig aufeinander abgestimmt, und die Rechnung tat das übrige. Es ergab sich ein Winkel von vier und einem halben Hundertstel einer Sekunde, also mehr als das Doppelte dessen, was noch beobachtbar war. Da der Abstand des Sternes den Astronomen bekannt war, so konnten sie unmittelbar seine wahre Größe berechnen, wobei sich zeigte, daß dieser Stern viel größer ist als unsre Sonne. Sein Durchmesser ist mehr als 260 mal so groß als der der Sonne.

Freilich auch diese Methode hat ihre Grenzen. Es wird uns keineswegs bei allen Sternen gelingen, auf solche Weise den scheinbaren und den wahren Durchmesser zu bestimmen. Dennoch bringt uns dies Verfahren einen großen Schritt vorwärts. In vielen Fällen nämlich haben die Astronomen die Größen der Sterne auf Grund von Annahmen geschätzt, deren Richtigkeit nicht so leicht sicherzustellen ist. Wenn sich nun in denjenigen Fällen, in denen eine Messung möglich ist, eine gute Übereinstimmung zwischen dem geschätzten und dem beobachteten Wert ergibt, so spricht das für die Richtigkeit der Schätzungsgrundlagen. Wir dürfen dann auch diesen theoretischen Abschätzungen, da sie in mehreren Fällen die Probe an der unmittelbaren Beobachtung bestanden haben, eine größere Sicherheit zuschreiben.

Dem Andenken Schweningers

Von Dr. P. Ziegelroth-Krummhübel

Am 13. Januar 1924 ist der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Ernst Schweninger im 74. Lebensjahre gestorben. Dieser Tag wird ein Gedenktag sein in der Geschichte der Medizin. Denn wenn man die besten Ärzte aller Zeiten nennt, so darf Schweningers Name nicht fehlen. Nicht etwa nur, weil er der Leibarzt Bismarcks war. Gewiß ist es für jeden Deutschen eine Herzenspflicht, den Arzt zu ehren, der seinerzeit dem schwerkranken und arbeitsunfähig gewordenen ersten deutschen Reichskanzler für eine lange Reihe von Jahren Gesundheit und Arbeitsfähigkeit wiedergegeben hat; für jeden Deutschen, nicht nur für uns Ärzte muß die Art, wie Schweninger zu Bismarck kam, auf einem besonderen Merkblatte stehen. Aber auch für die Geschichte der Medizin ist das lehrreich. Vielfach wird es so dargestellt, als hätte Dr. Schweninger — ein x-beliebiger Arzt — in verhältnismäßig jungen Jahren das fabelhafte Glück gehabt, durch einige erfolgreiche Kuren über Gebühr bekannt zu werden. So war das denn doch nicht. Denn der ärztliche Erfolg Schweningers war wohlverdient, wohl- und festgegründet in den ungewöhnlichen Fähigkeiten und in dem vorzüglichen wissenschaftlichen Werdegang des jungen Arztes.

Verlag A. Eckstein, Berlin

Schweningers Vater war ein angesehener bayrischer Landarzt gewesen. Der junge Schweninger selbst war ein außergewöhnlich begabter Mediziner, der sich in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren, da andre Mediziner kaum ihr Staatsexamen hinter sich haben, bereits als Privatdozent in der Münchner Medizinischen Fakultät habilitieren durfte. Und zwar geschah dies in einem Fache, das als der wissenschaftlichste Teil der ganzen Medizin gilt: in der pathologischen Anatomie. Die pathologische Anatomie mit ihren Erfahrungen und Beobachtungen am Seziertisch stellt gewissermaßen das Gewissen und die höhere Kritik in der wissenschaftlichen Medizin dar. Hier am Seziertisch, angesichts der unerbittlichen eindeutigen Sprache der Sektionsbefunde und -protokolle, ist der junge Schweninger zu dem großen Skeptiker herangewachsen, der er sein ganzes Leben lang der üblichen sogenannten schulgemäßen Therapie, insbesondere der sogenannten spezifischen Therapie gegenüber geblieben ist. Aus den harten unerbittlichen und eindeutigen Erfahrungen der pathologischen Anatomie lernte er früh und gründlich, wie eng begrenzt das ärztliche Können ist, wie sehr das Wohl und Wehe des Kranken abhängig ist von der Vis medicatrix naturae, von der Heilkraft oder dem Versagen der Natur. Hier ward Schweninger zum wahren Naturarzt, der, gestützt auf gründlichste wissenschaftliche Ausbildung, erkannt hat, daß der damals übliche therapeutische Weg sehr verbesserungsbedürftig war, und daß es die Hauptaufgabe des Arztes sein muß, dem Kranken durch einfache natürliche Hilfsmittel die Überwindung der Krankheitserscheinungen zu erleichtern. Schweninger war wissenschaftlich und praktisch im Innersten durchdrungen von der klassischen Grundanschauung eines Sydenham, daß die Krankheit nämlich nichts andres ist als der Ausdruck des Kampfes, den der Organismus gegen die Materia morbificans, gegen die krankmachende Ursache, führt. In diesem Kampfe den Organismus zu unterstützen, seine Kräfte zu wecken und zu stählen, Hemmungen aus dem Wege zu räumen: das ist nach Schweningers Ansicht die wesentlichste Aufgabe der ärztlichen

Kunst. Und mit je einfacheren Mitteln das geschehen kann, Mitteln, die in ihren Wirkungen leicht zu überblicken sind, um so besser für den Kranken. Um so besser auch für die Wissenschaft, die dadurch am ehesten vor verhängnisvollen Irrwegen bewahrt bleibt. Diese feste wissenschaftliche Grundlage erklärt auch Schweningers Erfolge am Krankenbett. Denn Schweninger war eine durch und durch ehrliche Natur. Für ihn war es undenkbar, irgend etwas gegen seine Überzeugung zu tun. Und als er sich später ganz dem praktischen ärztlichen Berufe zuwandte, da stand es für ihn fest, auf alle jene Mittel zu verzichten, deren Erfolglosigkeit er auf dem Seziertische genügend festgestellt hatte. Mit unbeirrbarer Zielsicherheit, völlig unbeeinflußbar durch herrschende Schulmeinungen, wandte er nur die allereinfachsten natürlichen Hilfsmittel in der Krankenbehandlung an: peinlichste Regelung der Diät im weitesten Sinne, Einwirkung auf die Blutzirkulation und Wärmeregulierung durch seine später berühmt gewordenen heißen Teilanwendungen u. ä.

Die feste wissenschaftliche Grundlage und die ehrliche, unverrückbare Überzeugung von der Richtigkeit des einfachen natürlichen Heilweges erklären auch zum Teil die große suggestive Kraft, die von dem Arzte Schweninger ausging. Die Kranken fühlten, daß er jeder Art von Scharlatanerie abhold war, daß er bis ins Innerste überzeugt war von der heilenden Kraft seiner Anwendungen. Freilich der wesentlichste Teil von Schweningers Suggestivkraft lag in seiner Persönlichkeit, die den Kranken gefangennahm, die ihm das Gefühl der völligen Geborgenheit gab und ihn eisern zwang, die Ratschläge des Arztes peinlich zu befolgen. Und so mußte es kommen, daß Schweninger sehr bald als Arzt große Erfolge erzielte und besonders viel von solchen Kranken aufgesucht wurde, die bei der üblichen schulmedizinischen Behandlung keine Hilfe fanden.

Zu seinem Münchner Krankenkreise gehörte auch Bismarcks Sohn Wilhelm, genannt Bill, der durch Schweninger von einer sehr schweren langwierigen Gicht, kompliziert durch Fettsucht und Fettherz, verhältnismäßig schnell befreit wurde. Dieser Erfolg ward für Schweninger die Brücke, die ihn zu seiner historischen Stellung beim Fürsten Bismarck hinüberführen sollte.

Fürst Bismarck war damals — im Jahre 1882 — schwer leidend. Stärkste Überarbeitung, verbunden mit sehr unzweckmäßiger Lebensweise, hatte die Riesenkonstitution Bismarcks im Innersten erschüttert. Ein schmerzhaftes Leberleiden stand im Vordergrunde und lähmte die Arbeitsfähigkeit und Lebensfreudigkeit des Reichskanzlers. Die berühmtesten Ärzte wurden zu Rate gezogen; vergebens wurden die verschiedensten Mittel und Kuren versucht. Professor Frerichs hatte, zum Teil auch infolge all der fehlgeschlagenen therapeutischen Versuche und weil der Reichskanzler immer elender wurde, die fatale Diagnose »Leberkrebs« gestellt. Frerichs aber war damals eine der ersten medizinischen Autoritäten. Er galt als der beste deutsche Diagnostiker. Um so begreiflicher, daß die Frerichssche Diagnose, die man dem Kranken natürlich verheimlichte, auf die Familie Bismarcks und auf die behandelnden Ärzte geradezu lähmend wirkte. Bei dieser hoffnungslosen Sachlage gelang es dem Sohne Bismarcks, die Berufung seines Münchner Arztes Schweninger an das Krankenbett des Vaters durchzusetzen.

Schweninger übernahm also die Behandlung Bismarcks unter höchst ungünstigen Vorzeichen. Aber auch hier half ihm seine wissenschaftliche Grundlage. Er ließ sich durch die üble Diagnose Frerichs', die ja eine erfolgreiche Kur von vornherein ausschloß, in keiner Weise beeinflussen. Denn gar zu oft hatte er als pathologischer Anatom am Seziertische erfahren, daß selbst die besten Diagnostiker sich irren können. Und so brachte er in das Haus des Kranken gleich als erste kostbarste Gaben Mut, Tatkraft und Hoffnung. Das schwere Werk gelang. Es war nicht leicht. Denn Schweninger pflegte besonders in schweren Fällen wie hier die ganze Lebensführung des Kranken bis in alle Einzelheiten umzugestalten und festzulegen. Es war das geniale Meisterwerk ärztlicher Psychologie, daß es diesem Arzte gelang, den starkwilligen Bismarck und auch die Umgebung des Kranken zur peinlichsten Befolgung seiner ärztlichen Vorschriften zu bringen.

Manche Legende hat sich über das erste Zusammentreffen Schweningers mit Bismarck gebildet. Was sich wirklich zugetragen, hat Schweninger selbst an einem jener wundervollen Ärzteabende erzählt, die er als Chefarzt des Lichterfelder Kreiskrankenhauses im Anschluß an Krankenvorstellungen abzuhalten pflegte. Diese köstlichen Abende, Kolloquien im besten Sinne des Wortes, in denen über alle ärztlichen Fragen in freiester Weise diskutiert wurde, werden allen Teilnehmern in dankbarster Erinnerung bleiben.

Bei dem ersten Krankenbesuch im Hause Bismarcks entging es Schweninger nicht, daß Bismarck durch sein langes Leiden und die bisher erfolglose Behandlung gegen die Ärzte im allgemeinen etwas mißtrauisch war und bei den üblichen ärztlichen Fragen wohl etwas ungeduldig werden konnte. Da erzählte er, dem eine fast instinktive Menschenkenntnis eigen war, dem Kranken eine Geschichte aus der Praxis seines Vaters. Schweningers Vater war Landarzt in Bayern und wurde eines Tags an das Krankenbett des Ortsschulzen gerufen. Der reagierte auf das ärztliche »Ausgefrage« mit etlichen bajuvarischen Grobheiten. Da sagte Schweninger der



Alice Michaelis: Haus in der Sonne

Vater zu dem Ortsschulzen: »Woans net ausg'fragt san wollen, nacher rufen's doch den Viechsdoktor, der fragt seine Patienten a net.« Bismarck mußte herzlich lachen, und damit war das Eis gebrochen und die Bahn frei für Schweningers ebenso kluge wie erfolgreiche Maßnahmen.

Bismarck konnte die Leitung der Staatsgeschäfte wieder in vollem Umfange auf sich nehmen. Seinen treu bewährten ärztlichen Ratgeber aber mochte er nicht missen. Denn Schweninger überwachte nach wie vor, um einen Rückfall zu verhüten, die ganze Lebensführung Bismarcks. Und da, wie Bismarck sagte, der Reichskanzler nun mal in Berlin sein müßte, so mußte Schweninger seinen Wohnsitz eben von München nach Berlin verlegen. Der dankbare Bismarck sorgte dafür, daß Schweninger in Berlin eine freigewordene Professur bekam (1884). Diese Professur trug ihm einen wahren Sturm von Angriffen ein, dem allerdings seine kräftige Kampfnatur tapfer standhielt. Denn alles, was in Berlin antibismarckisch, war gegen Schweningers Berufung. Dazu kam die starke wissenschaftliche Gegnerschaft in den Kreisen der medizinischen Fakultät und der Ärzte. Zwar die starke Persönlichkeit Schweningers lehnte jede »Methode« wie jedes Schema überhaupt ab. Aber letzten Endes lief die ganze Art, wie er seine Kranken behandelte, doch auf das hinaus, was heute mit physikalisch-diätetischer Therapie bezeichnet wird. Und damals — es sind ja immerhin vier Jahrzehnte darüber ins Land gezogen — fand dieser Heilweg noch wenig wissenschaftliche Beachtung. Das erklärt auch die Widerstände, die Schweninger als Leiter des Kreiskrankenhauses in Groß-Lichterfelde fand (1906). Er hätte von Herzen gern der Ärztewelt an dem großen Material des Krankenhauses gezeigt, was sich mit den einfachsten natürlichen Heilanwendungen erreichen läßt. Aber es ging ihm fast so, wie es Galilei ging, der seinen Anklägern in seinem Fernrohr zeigen wollte, daß die Erde sich wirklich bewege: die Ketzerrichter lehnten es ab, durch das Galileische Fernrohr zu sehen. Das große Schweningersche Beobachtungsmaterial des Kreiskrankenhauses, das so sehr zugunsten der physikalisch-diätetischen Methode sprach, fand damals keine Beachtung. Heute hat sich alles das gründlich geändert. Die physikalisch-diätetische Therapie hat längst wissenschaftliches Bürgerrecht erworben. Und Schweninger, der die letzten Jahre seines Lebens — invalid geworden infolge eines Beckenbruchs durch Fahrstuhlunfall — in München lebte, hatte noch die Genugtuung, daß, sooft die Errichtung eines Lehrstuhles für physikalisch-diätetische Therapie erörtert wurde, die medizinischen Fakultäten sein Gutachten in erster Linie einholten.

Von Helden und Heimat

Den Tag habt ihr gerettet
Mit eurem Heldenmut,
Nun liegt ihr still gebettet
In letzter Sonnenglut,

Und über all den Hügeln
Des blutgetränkten Sandes
Schwebt wie ein Hauch des Himmels
Der Dank des Vaterlandes.

✣

Verwehte Hügel, Tag und Nacht
Vom Himmelszelt nur überdacht.
Kein Kranz, kein Stein noch Blüten dort,
Kein Name und kein frommes Wort.
Und dennoch Stätten, die im Geist
Die Liebe sehnsuchtsvoll umkreist,

Und dennoch Stätten hoch geweiht
Von heißer, heil'ger Dankbarkeit.
Der Helden Grab im Feindesland,
Hegt es auch keines Menschen Hand,
Steht doch bei Frost und Sonnenglut
In Gottes Hut.

✣

An der Kirche ein Stein, seine Inschrift ein Stöhnen
Von gefallenen und vermißten Söhnen.
So groß, so grauenvoll groß ihre Zahl,
Gleich groß auch der Schmerz, die Sehnsucht und Qual.
Und es klingt aus der Kirche der Chorgesang
Laut über den Platz und die Straße entlang,
Ein brausendes: „Gott, wir danken dir".
Ich höre den Klang, und so weh wird mir,
Ich höre den Klang, und ich danke mit,
Weil du nicht erlebtest, was ich da erlitt.

Louis Engelbrecht



Otto Wiedemann: Schimpansen

Von Kunst und Künstlern

Otto Altenkirch: Birken im Mai (vor S. 209) — Alice Michaelis: Haus in der Sonne (vor S. 297) — Hans Dieter: Der Holderbusch (vor S. 281) und Bodenseelandschaft (vor S. 253) — Karl Bauer: Friedrich der Große (vor S. 245) — Otto Wiedemann: Schimpansen (S. 298), Vorleserin und Versteckspielen (S. 299) — Otto Keck: Wallfahrt (vor S. 229) — Fritz Schwaiger: Alpsee bei Immenstadt (vor S. 225) und Einödsbach bei Oberstdorf (vor S. 217) — Eero Järnefelt: Kühe ums Lagerfeuer (vor S. 261) — Wilh. Hausenstein: Das Gastgeschenk

Den ersten vollwertigen Frühlingsgruß aus der Reihe unsrer Einschaltbilder bietet uns der Dresdner Otto Altenkirch mit seinem Gemälde »Birken im Mai«. Wohl glaubt man noch den feuchten Dunst der nassen Vorfrühlingsmonate durch die silbernen Stämme weben zu sehen, und der Waldboden hat sich noch nicht völlig begrünt, aber das Laub dieser zartesten und doch mutigsten Baumart unsrer Breiten kennt kein Zagen mehr, fröhlich und zuversichtlich läßt sie ihre grünen Schleierfahnen durch die noch kühlen Lüfte wehen, als wüßte sie, daß von ihr die »Maien« kommen, die sich die wintermüden Menschen in die Kirchen und Wohnungen holen als unwiderlegliche Bestätigung, daß der Frühling nun wirklich gekommen ist. »Schmücket das Fest mit Maien«, singt der Psalmist; »und wo grün von Zweigen junge Mai'n sich neigen, lagert man am Hügel sich«, sangen die jungen Hainbündler, wenn sie mit ihren Mädchen zum ersten Lenzfeste auszogen. Etwas von dieser schwärmerischen Jugendfreude jubelt auch aus Altenkirchs Bild. Gleich silbernen Flammen lodern die gefleckten Stämme auf, grünseidene Vorhänge schließen die gemeine Welt ab, und der sonnenüberspielte Waldboden wölbt sich zum zärtlichen Bette.

Frühling oder ganz junger Sommer empfängt uns auch noch vor dem »Haus in der Sonne«, das Alice Michaelis, als wär' es ein Baum unter Bäumen, eine Blume unter Blumen, gleichsam vor uns aufblühen läßt. Trübselig und geduckt mag es über Winter dagelegen haben — jetzt ist es zum Leben erwacht: sein Dach hat sich wieder gerötet, seine Wände haben ihre Leuchtkraft wiedergefunden, seine Fensterscheiben blinken, und vor seiner Schwelle funkelt ein Boskett bunter Blumen. Dies Bild mag, wie das Altenkirchs, höchst getreu der Natur nachgemalt sein, aber was macht es aus, ob das Modell des einen in der Nähe von Dresden, das des andern in der Mark zu finden ist: zu einem Stück Kunst hat dies wie jenes Stück Natur erst die Hand des Malers oder die der Malerin gemacht.

Am Schwäbischen Meer werden die beiden Bilder von Hans Dieter daheim sein; das eine bezeichnet er ja ausdrücklich als »Bodenseelandschaft«. Aber wie schon hier durch die Beleuchtung und den verklärten Hauch, den der junge Künstler über Himmel, Wasser und Land gebreitet hat, etwas Unwirkliches, Geistiges oder Seelisches in den Naturausschnitt kommt, als wäre er mehr durch ein Gesicht von innen als durch einen äußeren Eindruck empfangen, so läßt erst recht das andre Blatt, »Der Holderbusch«, alle Naturnachahmung, alle Wiedergabe landschaftlicher Wirklichkeit weit hinter sich, um sich zu einer freien Poesieschöpfung zu erheben. Es ist eher ein Märchenbild, dünkt mich, als ein Naturgemälde. Und mir fällt ein, daß in unsrer alten Sprache, im Volkslied und im Sprichwort Holderbusch und Holderstock kosende Benennungen, Schmeichelnamen für den Liebsten und die Liebste waren. »Ei, grüeß di, mein heartzagar Holderstock«, singt ein altes schwäbisches Lied, und bei Sebastian Frank heißt sogar der von der Welt Verworfene und Mißachtete des lieben Gottes Holderstock. Ist es nicht, als ob dies alles in Hans Dieters verträumtem Bilde mitschwinge?

Und so wenig wie Dieters Bodensee-Bild eine realistische Landschaftsstudie, so wenig ist Karl Bauers Radierung »Friedrich der Große« ein historisches, originalgetreues Bildnis. Vielmehr ist in diesen Kopf alles das hineingelegt, was wir, ja wir von heute an Liebe, Bewunderung, Sehnsucht und Hoffnung dem immer mehr zum Nationalhelden werdenden

großen König darbringen, gleich einem Weihegeschenk, für das wir uns im stillen Herzen von einer höheren Macht Erfüllung unsrer vaterländischen Wünsche versprechen. Ein Kopf und ein Auge, die durch das Gewölk der Gegenwart in eine hellere Zukunft sehen.

Ein paar neue Scherenschnitte Otto Wiedemanns, der uns durch seine schwarze Kunst längst ein lieber Bekannter geworden ist, beleben den Text, während das Tierbild des finnischen Malers Eero Järnefelt und die algäuischen Bilder von Otto Keck und Fritz Schwaiger sich an besondere Aufsätze des vorliegenden Heftes anlehnen.



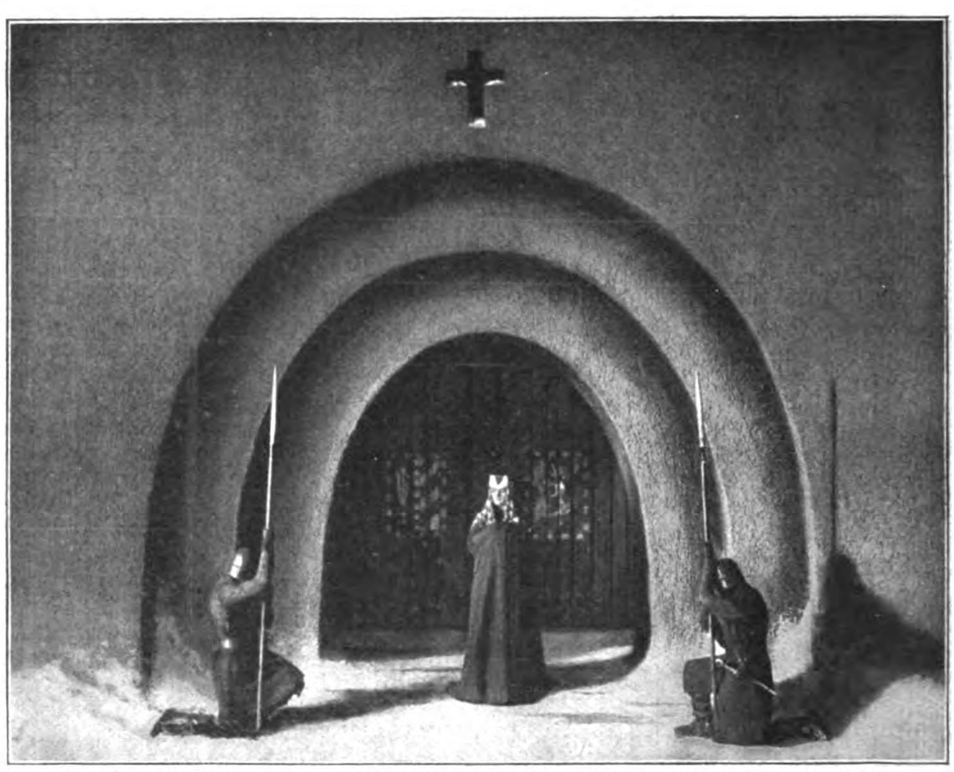
Otto Wiedemann: Friedel Hintze trägt Andersensche Märchen vor

*

Kunstgenuß und Kunstgelehrsamkeit sind schwer verträgliche Dinge. Daher das heiße, oft überhitzte Bemühen unsrer modernen Kunstschriftsteller, aus dieser Zwickmühle herauszukommen durch feuilletonistische, philosophische oder poetisierende Behandlung des ästhetischen Gegenstandes, wobei man noch keineswegs die Wissenschaft zu verraten braucht. Wilhelm Hausenstein, der Münchner Kunst- und Kulturschriftsteller, hat diese Behandlungsart zu einem eigentümlichen Stil ausgebildet, indem er in 23 »Erzählungen« epochemachende Meister und Meisterwerke der Malerei so darstellt, daß jede dieser Persönlichkeiten und Schöpfungen sozusagen mit den künstlerischen Mitteln ihrer eignen Art und Umwelt lebendig gemacht wird und daß jedes dieser Stücke einem dem Verfasser oder dem Werk und seinem Schöpfer innerlich nahestehenden Kollegen gewidmet ist. Daher auch der Gesamttitel des kunst- und geschmackvoll ausgestatteten Bandes »Das Gastgeschenk« (München und Wien, Rikola-Verlag; mit 23 Bildtafeln in Lichtdruck). Das Ganze erscheint, weil es sich an die überragenden Gipfel des Gebirgszuges hält, wie eine Geschichte der Malerei nach ihren großen Stationen: Giotto, Fra Angelico, Brueghel, Rubens, Rembrandt, Grünewald, Cranach, Marées, Greco, Watteau, Delacroix, Cézanne, Renoir u. a. Es wird immer nur ein einzelnes Hauptwerk eines jeden dieser großen Maler gewürdigt, aber das in einer Weise, die erschöpfend für das Wesen des Meisters ist und uns seine Gesamterscheinung gleichsam wie ein abgerundetes Gemälde vor die Augen stellt. F. D.



Otto Wiedemann: Versteckspielen



Aus dem Nibelungenfilm der Decla-Bioskop-A.-G. in Berlin: Vor Siegfrieds Gruft

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Freiheit und Unfreiheit des Theaters — Theater und Film — Der Nibelungenfilm und das Nibelungenbuch — Die Räuberaufführung des Württembergischen Landestheaters — Leonid Andrejew: König Hunger — Georg Büchner: Dantons Tod — Frank Wedekind als Schwankdichter: Die junge Welt und Der Liebestrank — Paul Kornfeld: Palme oder Der Gekränkte — Ludwig Fulda: Die Gegenkandidaten

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten — das wußte schon der Tempelherr in Lessings »Nathan«. Wie oft, wie heftig und unbedingt hat die Presse, nicht erst seit republikanischen Zeiten, die Freiheit der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der Bühne und des Theaters gefordert und verfochten, und nun sich kürzlich ein Berliner Theaterleiter die »Freiheit« genommen hat, ein von christlichem Geist erfülltes, vom *Bühnenvolksbund* befürwortetes und begünstigtes Stück in den Spielplan zu nehmen — ein einziges neben Dutzenden andrer, die diesen Geist nicht selten offen oder heimlich verspotten —, speit diese selbe Presse, oder doch ein großer und einflußreicher Teil von ihr, Feuer und Flamme: die Freiheit der Kunst sei durch »einseitige Tendenz« bedroht, der Bühnenvolksbund mache Miene, nach den Provinzbühnen, wo er sich schon eingenistet habe, gar auch noch die Staatstheater der Reichshauptstadt zu verseuchen. Denn der den heiligen Zorn dieser Freiheitswächter heraufbeschworen hat, ist *Leopold Jeßner*, der Leiter des Berliner Staatlichen Schauspielhauses und des seit kurzem damit verbundenen Schillertheaters, und das Werk, von dem sie sich so in Harnisch bringen ließen, ist Weinrichs »Columbus«, über den als eine dramatisch schwache, geistig und seelisch aber ernstgewillte Dichtung in der letzten »Dramatischen Rundschau« ausführlich berichtet worden ist.

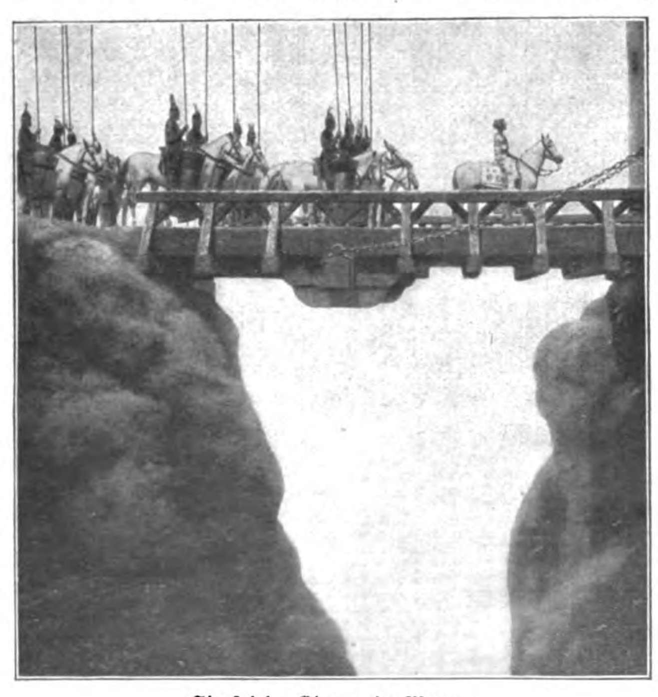
Weder Jeßner noch der Bühnenvolksbund hat dazu geschwiegen. Aus Jeßners sich gegen den Vorstoß zur Wehr setzendem »Selbst-Interview« liest man die begreifliche Erbitterung eines Mannes, der sich in einem Grund- und Wesensbestandteil seiner Berufsehre gekränkt sieht. Wie er sich — und das wird jeder, stehe er rechts oder links, bestätigen müssen — der umstrittenen Jüngsten »mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit« angenommen hat, so und nicht anders habe er sich auch dem Bühnenvolksbund, »der die Ideen eines nicht geringen Teils der Landesbevölkerung vertritt«, gegenüber verhalten, als dieser von den Staatsbühnen praktische Theaterhilfe für die von ihm geförderten Dramatiker erbat. Warum sollten staatlich verwaltete Häu-

ser, die den literarischen (und manchmal auch politischen) Revolutionären offen stehen, ihre Türen vor Dramatikern verschließen, die mit den Mitteln der Kunst den erhaltenden und überlieferten Mächten, hier insbesondere den christlich-religiösen, zu dienen suchen? Ist das mehr als das gerechte Pflichtgebot einer schlechthin anständigen Gesinnung?

Auch der Bühnenvolksbund hatte es in diesem Zusammenhange leicht, auf die Verdienste hinzuweisen, die er sich durch seine Organisationsarbeit um die freiere und objektivere Gestaltung des Spielplans erworben hat. Nichts ist für den Lebensatem der Kunst gefährlicher als Monopolwirtschaft. Einem Monopol aber — das erkennt man aus dieser Empörung über das bescheidene Zugeständnis an eine andre Richtung — drohte die in Berlin von gewissen klüngelhaft zusammengeballten Kreisen ausgeübte Bühnenherrschaft mittlerweile gleichzukommen. Darf ein Staatstheaterintendant in Deutschland, fragt der Bühnenvolksbund mit schneidender Ironie, überhaupt noch Charakter haben? Uns will scheinen, als müßten vor dieser Frage die, denen sie gilt, doppelt heftig erröten; sind sie es doch, die vor andern Kreisen die »Freiheit der Kunst« im Munde führen.

Doch nicht bloß negative, auch positive Erläuterungen dessen, was unter »Freiheit der Kunst« zu verstehen sei, empfangen wir von denen, die sich allen andern voran zu Hütern dieses Palladiums aufwerfen. Dem Berliner Sportklub »Lurich 02« gebührt das Verdienst, ein unfehlbares Mittel gegen jeden Theaterskandal gefunden zu haben. Dieser Sportklub fühlte nämlich den Ehrgeiz, im Rose-Theater Tollers »Deutschen Hinkemann« aufzuführen. Und damit es dort nicht so gehe wie in Dresden, wo man dem Stück bekanntlich übel »mitgespielt« hat, ließ der Sportklub »Lurich 02« auf seine Einladungen folgende Warnung drucken: »Achtung — Achtung! Das nationalistische Gesindel hat in Dresden die Aufführung des deutschen Hinkemanns gewaltsam gestört und den Schauspielern mit Erschießen gedroht, falls weitere Aufführungen stattfinden! Um ähnliche Vorkommnisse hier in Berlin von vornherein im Keim zu ersticken, haben die **Arbeiter-Athleten und Sportler den Saalschutz übernommen.** Es liegt daher im eigensten Interesse eines gewissen Publikums, den Anordnungen der **Boxer und Ringkämpfer** unverzüglich Folge zu leisten.« Wer sein Leben oder seine Knochen liebhat, wird sich in solcher Gesellschaft allerdings vor freien Meinungsäußerungen hüten, und die Fäuste der »Boxer und Ringkämpfer« werden unter allen Umständen den Sieg davontragen über die Köpfe und Herzen. »O liberté, que de crimes on commet en ton nom!« rief am 9. November 1793 der Girondist Roland de la Platière auf dem Richtplatz vor der Statue der Freiheit, und selbst Schiller, der die Freiheit doch gewiß wie eine hohe Göttin in der Brust trug, stabilierte als das oberste Gesetz des guten Tons: Schone fremde Freiheit!, und erst als zweites: Zeige selbst Freiheit!

Sollte man nicht meinen, wenn **eine** Kunstübung, so könnte sich der Film mit den Lorbeeren begnügen, die ihm in unerhört kurzer Zeit zugewachsen sind? Aber nein, er macht's wie das Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt: er schielt immer wieder nach dem Theater hinüber und möchte genau so ästimiert sein wie das Drama. Da ist es denn erwünscht, daß ab und an eine Autorität in Theaterdingen ein klärendes Wort spricht, das die Kompetenzen abgrenzt, wie es letzthin **Leopold Jeßner**, der gewiß nicht reaktionäre Intendant des Berliner Staatstheaters, getan hat. Zugegeben, sagte er, daß der Film nicht mehr als Kunstnahrung

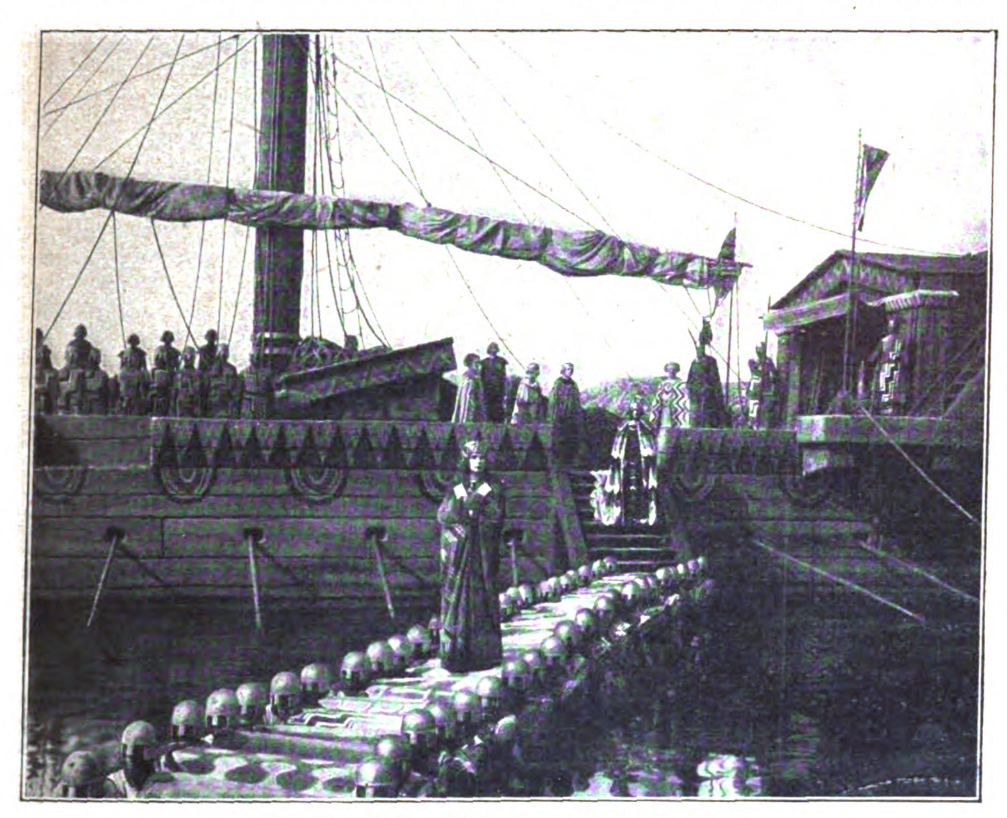


Siegfrieds Einzug in Worms

für Dienstmädchen betrachtet werden darf, daß seine Entwicklung neue Reiche erschlossen hat und heute erst im Beginn ungeahnter Möglichkeiten steht. Aber es sollte sich endlich auch der letzte darüber klar werden, daß es eine Konkurrenz zwischen Film und Theater im künstlerischen Sinne nicht gibt, weil beide aus grundverschiedenen Quellen ihr Dasein herleiten. Der Film lebt von der *Bewegung*, die *sprechend* werden soll; das Theater vom *Wort*, das *Bewegung* werden soll. Deshalb wird der Film sein Höchstes erst mit der vollkommensten Ausbeutung des Apparats erreichen. Dieses, sein letztes Ziel aber bedingt, daß der Mensch ganz im *Apparat* aufgegangen, nur noch Zubehör des Technischen ist. Die Quelle des Theaters aber ist das *Wort*. Das Wort als Anfang und Ende des Menschlichen, das Wort als Werkzeug des dramatischen Schöpfers, das Wort als Ursprung aller schauspielerischen Bewegung gibt dem Theater seinen nicht zu überholenden Sinn. Es ist gut, daß sich Schriftsteller, Regisseure und Schauspieler um den Film mühen; noch besser für den Film, erreichen sie dort ihre letzte Befriedigung. Aber dann waren sie ihrer Natur nach Leviten, nicht Hohepriester des Theaters.

Das sind treffende Worte. Ihre Bedeutung wächst, je mehr sich ein Film mit seiner Zurichtung und seinen Ansprüchen dem Drama zu nähern sucht. Deshalb gelten sie auch für den *Nibelungenfilm* der Ufa-Decla-Gesellschaft, der Anspruch darauf macht, der Gipfel, die Krone aller deutschen Filme zu sein. Besonders viel tun sich seine Schöpfer, die Romanschriftstellerin Thea von Harbou, die das Manuskript geliefert, und der Regisseur Fritz Lang, der die Aufnahmen geleitet hat, darauf zugute, daß dieser Film kein Ausstattungs-, kein Kostüm- und kein Massenfilm, sondern ein *Spielfilm* geworden sei, mit der Aufgabe, »die Welt des Mythos für das 20. Jahrhundert wieder lebendig werden zu lassen — lebendig und glaubhaft zugleich«. Der Mensch von heute, der vom Kampfe Siegfrieds mit dem Drachen hört, sollte ihn nicht auf Treu und Glauben hinnehmen müssen — er sollte ihn sehen, sehend miterleben; der mystische Zauber der Burg Brunhildens, die unter ewigem Nordlicht inmitten eines Flammensees stand, sollte sichtbar vor ihm erscheinen; der Zauber der Tarnkappe, durch den Siegfried die Braut für Gunther gewinnt, sollte ihm durch das schauende Auge glaubhaft werden. »Kurzum,« sagt der Regisseur, »es schien mir, daß gerade die besonderen Vorzüge des Films dem Märchenhaften im Nibelungenfilm zugute kommen mußten.« Welche Verblendung, welche Verkennung aller Kunst- und Phantasiebedingungen! Als ob das Mystische und Märchenhafte je anders zu erreichen wäre als durch den *Glauben*, so mit und bei dem *Worte* ist! Sehen macht hier nicht lebendig, Sehen tötet. Ich kann willig daran glauben, daß die Wunden Siegfrieds zu bluten anfingen, als Hagen sich dem Leichnam des Erschlagenen nahte; wenn es mir mit einem anatomisch-photographischen Trick vor Augen geführt wird, zweifle ich daran, lache darüber oder wende mich von dem Anblick schaudernd ab. Ich kann willig daran glauben, daß Siegfried beim Werben um Brunhild mit Gunther Gestalt und Antlitz tauschte und daß die Betrogene das nicht merkte; wenn ein Filmtrick hinter Gunther den durchsichtigen Schatten Siegfrieds sichtbar werden läßt, ist all meine Illusion, all meine Glaubwilligkeit zerstört, und ich bewundere allenfalls nur das Raffinement der Technik. Die Schöpfer dieses Films haben vergessen, daß das Bild die Distanz, den besten Helfer der Phantasie und Glaubwürdigkeit, aufhebt, daß es eine Nähe, eine peinliche Nähe und Gegenwart herstellt, die sich mit der Vorstellung des Mythischen und Mystischen nicht verträgt. Nicht zu leugnen, daß dieser Film viele schöne, ausdrucksvolle,

Brunhild



Wie Brunhild zu Worms ans Land schreitet

das Auge entzückende Bilder hat. Aber nur zu oft, sobald es auf das Menschliche, auf Liebe, Leidenschaft, Treue, Schuld und Sühne gehen soll, muß doch wieder das Wort dem Bilde zu Hilfe springen, gerade in den wichtigsten und entscheidendsten Momenten, während der pure Anstand, die einfache Stilreinlichkeit vom Film verlangt, daß er allein, gewiß aber an seinen bedeutsamen Wende- und Höhepunkten mit seinen Mitteln auskomme. Die Absicht war ein monumentaler Spiel-, ein Menschen- und Schicksalsfilm, erreicht ist aber doch nur wieder mit halbschürigen Mitteln ein Kostümfilm mit dramatischer Stimmung, der nicht aus eigner Kraft, sondern nur da ins Innere dringt, wo unsre von der Dichtung, vom alten Liede, von Hebbel oder Wagner vorgeprägte Erinnerung ihm nachhilft. Gewiß, die Nibelungen werden nun dank der Popularität des Films eine ganze Weile in aller Munde sein — aber werden sie auch in aller Herzen sein? ... Und die Wirkung im Auslande? Die Manuskriptherstellerin, deren Geschicklichkeit nicht herabgesetzt werden soll, meint, die »stumme Beredsamkeit« dieses Films sei dazu berufen, »als ein Sendbote am deutschen Wesen einer jener Apostel zu werden, zu denen ihr Meister sprach: »Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!« Und ein hoher Staatsmann hat sich bei der Erstaufführung in Berlin sogar herbeigelassen, diese Worte politisch zu unterstreichen. Wie gern möchte man diese Zuversicht teilen! Aber sind wir — gebrannte Kinder — nicht gerade in dieser Beziehung zu oft getäuscht worden durch ein Mißverstehen, an dem das Unvermögen, deutsches oder germanisches Wesen in seiner Reinheit, Kraft und Größe zu erkennen, ebenso viel Anteil hat wie das Übelwollen? Hier, scheint mir, sind die Gefahren solcher Mißdeutung ganz besonders groß. Es wird auch durch den Film nicht anders werden: Nibelungennot und Nibelungenrache versteht in ihrem Sinn und ihrer Sittlichkeit nur der Deutsche.

Und es scheint, als strebe die Nibelungensage gerade jetzt einem neuen Leben entgegen, wenn dabei die überlieferte Form vielleicht auch geopfert wird. Nachdem sich früher die Dramatiker um ihre Neugestaltung bemüht haben, gehen jetzt, wie es, wenigstens für die deutsche mittelalterliche Dichtung, Hans von Wolzogen schon in den achtziger Jahren gewünscht hat, die Epiker voran. Ich nenne nur Werner Jansens »Buch Treue« und Wilhelm Schäfers »Lied von Kriemhildens Not«. Aber auch Thea von Harbou, die Verfasserin des Filmmanuskripts, hat daneben, während ihrer zweijährigen Arbeit



Das Zeichen des Todes

mehr und mehr für den Stoff erwärmt, in ihrem »Nibelungenbuch« (München, Dreimasken-Verlag) eine epische Neugestaltung und Nachdichtung versucht, zu dem ausgesprochenen Zweck, die alte Sage einer neuen Volkstümlichkeit entgegenzuführen. Sie sieht in dem Stoff nicht so sehr das Hohelied der Treue, sondern »die erschütterndste Predigt von der Sühne jeder Schuld«, eine menschliche Tragödie von schicksalhafter Unerbittlichkeit. Diese Anschauung wurde ihr die unsichtbare, aber alles an sich fesselnde Achse, um die das Schicksal der Nibelungen schwingt, mehr noch im Buch, wo allein das Wort, als im Film, wo — trotz allen Gegenbemühungen — das äußere Geschehen die Herrschaft behauptet. So hat sie eine gründliche »Umgruppierung« in der Komposition des Stoffes vorgenommen, indem sie Etzels Brautwerbung und die dadurch erst ermöglichte Rache Kriemhildens in den Vordergrund schob und in diesen Rahmen alles Vorangegangene spannte: Siegfrieds Jugendgeschichte, seine frühen Ruhmestaten, seinen Einzug in Worms, seine Werbung um Kriemhild, seine zwiefache Bezwingung Brunhildens, sein kurzes Liebes- und Eheglück, seinen jähen gewaltsamen Tod — das alles wird von Kriemhild dem Boten König Etzels erzählt, und diese Eingliederung schafft der Erzählung den nicht unwesentlichen Vorteil, daß sich nun alles Weitere in einheitlicher, ungebrochener Linie vollziehen kann. Da sich die begabte und geübte Romanschriftstellerin auch sonst bewährt, da sie aus den älteren Fassungen der Nibelungensage, zumal den eddischen Dichtungen, manchen lebensvollen, schicksalsgewichtigen Zug zu verwerten und ihre eigne dichterische Phantasie mit frauenhafter Schmiegsamkeit den altertümlichen Runenzügen anzupassen und diese doch auch wieder aus ihrer Erstarrung zu lösen weiß, so ist ein höchst fesselndes Romanbuch entstanden, dessen Reiz für das Auge des Lesers noch vermehrt wird durch die 24 Bildtafeln aus dem Ufa-Decla-Film, von denen wir hier in Verkleinerung mit freundlicher Genehmigung des Dreimasken-Verlags fünf Proben wiedergeben.

Ein denkender und klarsichtiger Spielleiter mußte sich bei der stetig wachsenden Herrschaft des Films bald der Gefahren bewußt werden, denen dadurch das Bühnenbild ausgesetzt ist. Es fehlte gewiß nicht an Bestrebungen, ihm nun erst recht die Selbständigkeit zu wahren, namentlich durch expressionistische Stilisierung, die sich konsequent von jeder realistischen Natur- und Lebensnachahmung entfernte. Wie leicht man dabei aber ins leblos Lineare, Eckige und Hölzerne gerät, zeigt schon das eine Szenenbild, das wir hier aus der Räuberaufführung des Württembergischen Landestheaters in Stuttgart vorführen. Ob dieser »Stil« wirklich noch dem Sturm und Drang des jungen Schiller gerecht werden kann, möchte man bezweifeln, auch wenn man die Aufführung selbst nicht gesehen, sondern nur eine äußere bildhafte Vorstellung von ihr durch eine Reihe von Aufnahmen gewonnen hat.

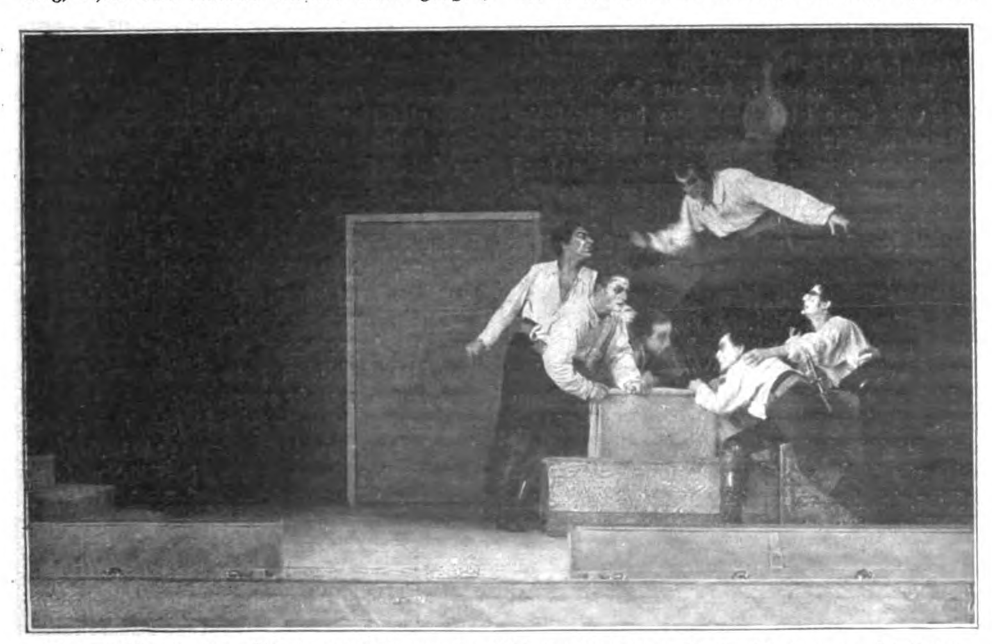
Aus Stuttgart ist auch der neue Direktor und Spielleiter der Berliner Volksbühne gekommen, und wahrscheinlich hat er dort schon den bildstarren, zwischen Filmtechnik und malerischem Expressionismus schwankenden Bühnenstil ausgebildet, den er, wie in Karl Hauptmanns »Abtrünnigem Zaren«, neuerdings auch in Leonid Andrejews »König Hunger« in Erscheinung treten ließ.

Das ist ein symbolisch-allegorisches Spiel in sechs Bildern, das so etwas wie ein soziales Weltanschauungsbekenntnis des vielseitigen russischen Dichters ablegen möchte. Zu der einsam auf hohem, kahlem Turme hockenden Zeit kommt der Hunger in Begleitung des Todes und verspricht der überalterten und übermüdeten end-

liche Ablösung: diesmal wird er die Hungrigen da unten zum entscheidenden Siege führen und damit eine neue Zeit einsetzen. Alsbald geht er ans Werk, ruft in der »Hölle« der Arbeit die Sklaven der Maschine zur Empörung auf; revoltiert in den Höhlen des Lasters die Verbrecher, Strolche, Trunkenbolde, Tagediebe und Bettler, während über ihnen die Satten und Gepflegten im Luxus schwelgen; läßt die unter den Geißelhieben des Hungers gestrauchelten Opfer in den Gerichtssaal schleppen, wo sie von einer verknöcherten Justiz unter dem Beifall der vornehmen Welt erbarmungslos abgeurteilt werden. Es kommt zum Aufstand, zum Barrikadenkampf. König Hunger aber wird zum Verräter, indem er die Technik und in ihrem Dienst die hungrigen Soldknechte zur Erfindung und Anwendung massenmörderischer Waffen aufstachelt. Die Satten und Fetten scheinen durch diese vernichtende Niederlage der Hungrigen noch einmal gerettet zu sein, nur daß ihnen von den Leichenbergen der Gefallenen der Entsetzensschrei entgegengellt: Die Toten stehen wieder auf! und sie aufs neue in bleiche Furcht und zitternde Angst jagt. Endlich, in naher oder ferner Zukunft — mit diesem nach dem wilden Aufruhr des vorangegangenen Geschehens doppelt matten Ausklang schließt das Stück — wird König Hunger seinen Kindern doch noch den Sieg erkämpfen ...

Das alles bleibt kalte, virtuosenhafte, nirgends ans Herz greifende, nirgends in die Seele dringende Konstruktion ohne folgerichtige Entwicklung, ohne den inneren Antrieb eines großen, starken Gefühls, und auch der Symbolismus darin ist nur ein äußerlicher, toter Aufputz. Und der zeitbedeutsame soziale Gehalt? Mich dünkt, der ehrliche Arbeiter sollte sich dagegen verwahren, mit Dieben, Mördern, Dirnen und Zuhältern auf eine Stufe gestellt zu werden, sollte lachen über die billigen und oberflächlichen Mittel, wie hier durch lächerliche Karikaturen aus der sogenannten Gesellschaft zum Haß der Klassengegensätze aufgewiegelt wird. Dem Spielleiter und Bühnenbildner freilich stellt diese lockere Bilderfolge, die mehr auf das Auge als auf das Ohr, mehr auf die sinnfällige Erscheinung als auf das geistige Wort baut, höchst reizvolle Aufgaben. Willig sei anerkannt, daß Fritz Holl, unterstützt von Oskar Schlemmer, dem Schöpfer der Bühnenbilder, dies »Spiel« erst zum lebendigen Bühnenbild gemacht hat, wenn die mit dem Mälzelschen Taktmesser einstudierte Rhythmisierung des Maschinen- und Arbeiterbildes mit seinem zerhackten Hungerchor auch nahe ans Lächerliche streifte.

Auch sonst blieb die oft beklagte Vorherrschaft der Regiekünste, die sich mit Vorliebe an schon früher, aber nicht »erschöpfend« gespielten Stükken versucht, unbestritten. Lieber, als daß man sich an ein neues zeitgenössisches Werk wagt, holt man die ältesten Ladenhüter wieder hervor, studiert von neuem, kurze Zeit nach Reinhardts doppelter, beidemal glänzender Inszenierung, »Dantons Tod« von Georg Büchner ein — abermals glänzend, im Deutschen Theater unter Erich Engels Spielleitung, mit Fritz Kortner in der Titelrolle und als Sterbe-, nicht etwa



Szenenbild aus der Räuber-Aufführung des Württembergischen Landestheaters zu Stuttgart

als Triumphlied der Revolution — und versucht nach dem Problematiker und Tragiker nunmehr den Schwank- und Lustspieldichter Wedekind aufs Piedestal zu heben. So bekommen wir im Residenztheater in zahm-herkömmlicher Zurichtung seinen Erstling von 1891, die »Junge Welt«, diese von Zynismen und Weltschmerz noch fast ganz unbeschwerte Verulkung der männerfeindlichen Frauenemanzipation und des eben aufkeimenden Naturalismus, zu sehen, und der gleichfalls noch in den neunziger Jahren gebraute »Liebestrank«, ein burlesker Hochgesang auf die unverfrorene Zirkusmoral, wird uns von der »Truppe« im Lustspielhaus nun wirklich als Manegenstück kredenzt, in einem Groteskstil, der das Wort Wedekinds, der deutsche Schauspieler habe sich seinen Stücken gegenüber noch immer als schüchterner Liebhaber gebärdet, obgleich es gerade für dies Fach keine Rolle bei ihm gebe, gründlich zunichte macht.

Diesen und noch manchen andern Wiederholungen, die hier übergangen werden, stehen auf der Komödienmesse als Neuheiten nur Paul Kornfelds »Palme oder Der Gekränkte« und Ludwig Fuldas Komödie »Die Gegenkandidaten« gegenüber.

Der Handlung und dem Gehalt nach ist auch Kornfelds Komödie nur eine Lappalie, ein Nichts, das im Nirgendwo anfängt und ausgeht wie das Hornberger Schießen. Sonst kann man sich bei Kornfeld allenfalls an die Namen seiner Figuren halten. Wenn der Held in der »Verführung«, seinem Erstlingswerk, Bitterlich heißt, so darf man darauf bauen, daß man einen Weltschmerzler vor sich hat, der aus jedem Becher Gift und Galle trinkt, und auch der Graf Ungeheuer in »Himmel und Hölle« macht als Wüstling seinem Namen alle Ehre. Aber Palme? Wie kommt ein ewig Mißtrauischer, stets Gereizter, immer Gekränkter zu diesem Namenssymbol des Sieges und des Friedens? Weil er sich zum Schluß nach unzähligen aufgeregten Zusammenstößen mit seinen Nebenbuhlern, seinen Freunden und seiner Geliebten für ein Weilchen, launisch, willkürlich, kindisch wie zuvor, in einen Kehrmichnichtdran und Laßmichzufrieden verwandelt? Ein Narr, wer bei Kornfeld nach Charakteren forschen, nach Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit fragen wollte! Seine Eigentümlichkeit war schon in den beiden Tragödien, ist aber erst recht in dieser Komödie die Auflösung, Verleugnung und Verhöhnung jeder Wirklichkeit und Lebensmöglichkeit. Alle seine Menschen sind Schemen oder Karikaturen, und die paar Sätze, die ihn als einen mit lachendem Munde weinenden, als einen trotz den komischen Situationen melancholischen und pessimistischen Dichter erweisen, liegen im äußersten Randbezirk, wenn nicht außerhalb der über Gebühr breitgewalzten Handlung: mit Palmes schlemihlhaften Brautwerbungen, die von der Mutter nach der Tochter, von der Tochter nach der Mutter schielen und deshalb am Ende beide verfehlen, haben sie kaum noch etwas zu schaffen. Wie fremde, in einem kahlen, kalten Lande ausgesetzte Vögelchen taumeln sie durch den Raum, und es ist fraglich, ob auch sie nicht leblos dahinsänken, wenn nicht Lina Lossen, Berlins hoheitsvollste, anmutreichste Schauspielerin, ihnen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters ihr reifes, gütiges Frauentum schenkte.

Fulda stimmt, wie in seinen Jugendtagen, ein politisches Lied an. Zum Kampf auf Tod und Leben gerüstet stehen sich in der Wahlkampagne Gatte und Gattin gegenüber: sie als Links-, er als Rechtskandidat. Es muß nun mal so sein, aber beide, der Herr Syndikus Ralph Hederich und Suse, seine Frau, sie geben sich das Wort darauf, daß sie, wie bisher in ihrer glücklichen, wenn auch kinderlosen Ehe, auch im hitzigsten Wahlkampf treue und ehrliche Kameraden bleiben wollen. Aber sie haben ihre Rechnung ohne den Teufel Wahlmanöver gemacht. Der will Sensationen, will Enthüllungen, und so streut er Unkraut zwischen den Weizen, wühlt ihrer beider Vergangenheit auf, fördert bei ihm eine kleine Liebschaft mit einer Grotesktänzerin, bei ihr heimliche Börsenspekulationen zutage und treibt schließlich Frau Suse aus dem Hause. Erst an das Schmerzenslager des von ihren Parteigenossen mörderisch verhauenen Gatten kehrt sie zurück, und hier nun, nach beiderseitigem Verzicht auf die Kandidatur, finden sich Herzen und Hände, Lippen und Leiber zu dem glücklich-versöhnlichen Ausgang, der für einen Fulda von heute in den Sternen geschrieben steht. Mögen nun durch dieselben Fenster, an denen sie vor einigen Wochen gleichzeitig ihre parteifeindlichen Ovationen empfingen, die Steine prasseln — Ralph und Suse löschen das Licht aus, und das Mandat, um das sie sich jetzt bewerben, kennt keine »Gegenkandidaten«... Es ist ein harmloses, gutwilliges Spiel, mit dem uns da aufgewartet wird, wohl gespickt mit ein paar sanft satirischen Zeitanspielungen, aber in einer neutralen Soße angerichtet: man weiß nicht mal, wo das taktvolle Herz des Dichters schlägt, ob mit der Partei Exzellenz von Stürnagels oder der des Herrn Poninski. Nicht mal aus den entzweiten Seelen der parteifeindlichen Ehegatten werden Charakter- und Gesinnungsgegensätze aufgepflügt, die tiefer gehen als die Parteiphraseologie. Wenn unsre Reichstagswahlen nur halb so friedlich verlaufen, braucht uns um die Ruhe des Vaterlandes nicht bange zu sein.

Literarische Rundschau

Es ist schon etwas um Familienbewußtsein und Vätergedenken! Zuweilen macht es wohl dünkelhaft und geruhsam, viel häufiger aber weckt es den Ehrgeiz, stärkt es das Verantwortungs-, vertieft es das Volksgefühl und wehrt der Sondertümelei, die zumal dem deutschen Gelehrten so leicht gefährlich wird. Das Geschlecht der **Litzmann** hat dieser Ahnensegen getreulich durch vier Jahrhunderte begleitet: von jenem Sonntag des Jahres 1539, da der Tuchknappe Hans Litzman in der Klosterkirche zu Neuruppin ein »Professor«, ein mutiger Bekenner der neuen Lehre wurde, indem er als erster »mit großer Lebensgefahr, unter vielem Murren der Mönche« Luthers Gesang »Vater unser im Himmelreich« anstimmte, bis zu der bewegten Stunde, da der ordentl. Universitätsprofessor und Geheime Regierungsrat Dr. phil. **Berthold Litzmann** das Buch seiner Erinnerungen abschloß und mit freudigem Gedenken an den glaubenswackeren Ahnherrn Hans auf die letzte Seite, allen Feinden zum Trotz, dem kommenden deutschen Frühling zum Gruß, abermals ein Lutherlied setzte, das von der »festen Burg« und von der »Welt voll Teufel« und von dem Reich, das uns doch bleiben muß.

Ja, es ist ein stolzes, aber auch ein demütig-tapferes Bekennerbuch, dies Erinnerungsbuch eines Sechzigjährigen, das sich »**Im alten Deutschland**« nennt (mit 12 Bildnissen; Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) und doch nicht etwa in wehleidigen Gefühlsseligkeiten kramt oder in verblendeten Lobsprüchen auf die Vergangenheit schwelgt, sondern über Gräber und Grüfte vaterlandsmutig in eine bessere Zukunft blickt. Und es ist kein bloß beschauliches, selbstgenügsam in sein Ich eingesponnenes Grüblerbuch eines Gelehrten, der nur seine Wissenschaft kennt, sondern die Lebensbeichte eines Mannes, der, wie er's als Literarhistoriker getan hat, auch mit diesem letzten großen Collegium publicum Fruchtbares und Lebendiges, Willenstärkendes und Tatenförderndes wirken möchte. Es erzählt — man kann das nicht knapper und besser sagen als der Verfasser selbst im Vorwort — die Geschichte eines norddeutschen bürgerlichen Geschlechts von den Zeiten Friedrichs des Großen bis zum Ausbruch des Weltkrieges, erzählt von dem Geist, der im deutschen Bürgerhause, in der deutschen Familie während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebendig war; erzählt vom Leben eines deutschen Professors im deutschen Kaiserreich, erzählt vom Deutschen Reich im Zeitalter Wilhelms 1. und Bismarcks. Erzählt **nicht** vom Standpunkt des Historikers rückwärtsgerichteten Blicks, sondern aus der Perspektive, der Stimmung, der Anschauung des Knaben, des Jünglings, des Mannes unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebens und läßt so den Leser an der Vergangenheit als Gegenwart teilnehmen.

Es war ein Geschlecht der Bürgermeister und Ratsherren, der Richter, Kirchenvorsteher und Zunftleute, mütterlicherseits mit dem der Luise Wilhelmine Mencken, der Mutter Bismarcks, verflochten, von dem das erste Kapitel erzählt, lebenstüchtige und lebensfröhliche Männer; aber all diese »Ahnen und Ohme« würden uns heute wenig kümmern, wenn sie von ihrem raschen und doch besonnenen Blut, von ihrem schalkhaften Humor und schlagfertigen Witz, ihrem freien Geist und gütigen Herzen und leider auch von ihrer Neigung zu Schwermut und Verdüsterung nicht vieles auf den Nachkommen, den Verfasser der Erinnerungen, vererbt hätten. Wir sehen diese hellen und trüben Geister der Vergangenheit, gesammelt, geläutert und durchreift in dem Vater Bertholds, Dr. Theodor Litzmann, Mediziner von Beruf, Schöngeist und Literaturfreund von Neigung, wie sie erst durch das alte Haus und den vielgetreppten, dichtverwachsenen Garten in der Fleethörn, dann durch das »Haus auf dem Berge« zu Kiel schweben, und schon in den Kinderspielen des »lebendigen Fragezeichens«, wie Eltern und Geschwister den kleinen Berthold oft ärgerlich lachend nannten, treiben sie ihr heimliches Wesen. Der Krieg von 1864 bringt den ersten soldatischen Klang in die Tage des Siebenjährigen, die Gelehrtenschule, mehr noch der rege Verkehr im Elternhause, an dem unter vielen andern der Germanist Karl Weinhold, der klassische Philologe Otto Ribbeck, der Chirurg Friedrich Esmarch, der Zivilrechtslehrer Planck, Klaus Groth, Clara Schumann, Julius Stockhausen und Josef Joachim teilnahmen, sorgt für eine gesunde, reine und natürliche Geistigkeit in den Entwicklungsjahren und trägt in die Seele des Knaben-Jünglings den ersten Hauch schöpferischer Dichtung. Dann die Siege von 1870, die Studentenjahre, erst in Bonn am Rhein, überglänzt von Jugendlust und Vaterlandsstolz, aber auch bewölkt von den drohenden Schatten des Kulturkampfes, dann in Kiel und Leipzig, wo sich der Studiosus der Jura und der Geschichte beinahe in einen Schauspieler verwandelt hätte, bevor er sich zum Studium der deutschen Sprache und Literatur bekannte. In Berlin gab dann Wilhelm Scherer, dieser helle, bewegliche, alles, was er anrührte, lebendig machende Deutschforscher, den entscheidenden Anstoß für den Wechsel, der uns einen unsrer fruchtbarsten und einflußreichsten neueren Literarhistoriker schenken sollte, so weit sich auch später dessen Wege von der stark philologisch betonten Scherer-Schule entfernt

hoben mögen. Neben dem Studium aber auch hier stets und überall das von den Vätern ererbte rege Mitleben mit den Freuden und Sorgen des Volkes und des Vaterlandes. Litzmann lernt Ernst von Wildenbruch kennen, der damals noch Assessor im Auswärtigen Amt war, und fühlt hier eine Übereinstimmung in künstlerischen Anschauungen und im rein Menschlichen, wie er sie bisher noch bei keinem andern gefunden hat, nimmt an der von den Brüdern Hart eingeleiteten literarischen Reformbewegung der achtziger Jahre teil und schickt noch als Student sein erstes Büchlein in die Welt: eine Studie über den genialen Lyriker Johann Christian Günther.

Fast ohne Übergang wurde dann, im Frühling 1884, aus dem 27jährigen Dr. phil. der Privatdozent für neuere deutsche Literaturgeschichte in Jena, dem »lieben närrischen Nest«, dem das gehaltvollste Kapitel des Buches gehört. Vielleicht muß man gleichzeitig »in Jena auf dem Damm« spaziert oder, wie ich, bald nach dem Abschied Litzmanns, aber noch unter dem Nachhall seiner Schritte, dort gewandelt sein, um an dies gelehrte Idyll zu glauben, nun sich Jena unter dem mächtigen Anhauch der Industrie so gründlich verändert hat. Aber auch wer sich gegen diese Bilder aus den achtziger und beginnenden neunziger Jahren sträubt, wird bald durch den Zauber gefangengenommen, den Litzmanns farbig belebte, von tausend Lichtern funkelnde Schilderungskunst darüber ausbreitet. Diese Freiheit der Anschauungen im Sachlichen und Formellen, diese erquickende Kollegialität zwischen Alten und Jungen, Professoren und Privatdozenten, diese Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten, diese Fülle von Originalen — ich vermisse nur den alten lieben Klopfleisch! —, diese fröhliche Kameradschaft zwischen Lehrern und Studenten, diese Gemütlichkeit im geselligen, freilich einer »höheren Geistigkeit« entbehrenden Verkehr von Haus zu Haus, diese Luther- und Gustav-Adolf-Festspiele, wo die Filia hospitalis neben dem in Gelehrsamkeit ergrauten Professor agierte! Daneben ernste, mehr und mehr in die Tiefe dringende Arbeiten über Friedrich Ludwig Schröder, den großen Theaterreformer des 18. Jahrhunderts, und die Begründung der »Theatergeschichtlichen Forschungen«, eine fortschreitende Klärung über die letzten und höchsten Ziele literarhistorischer Lehrtätigkeit: in den inneren Organismus des dichterischen Kunstwerks zu bringen und den Hörern Stein in Brot zu verwandeln.

In Jena war aus dem Privatdozenten ein Professor, aus dem Junggesellen ein Ehemann und glücklicher Vater geworden. Erst dies Ineinanderweben von Gelehrten- und Familienleben, wie es in solcher Innigkeit nur der Deutsche kennt, gibt den Litzmannschen Erinnerungen das eigentümliche Persönlichkeitsgepräge. Eins ist vom andern nicht zu trennen, eins empfängt vom andern erst Licht und Wärme. Manchmal, wenn der Verfasser so eingehend von seinen häuslichen Freuden und Leiden erzählt, stutzt man wohl: Ist das nicht etwas zu viel der Vertraulichkeit? Aber immer wieder wird man belehrt, daß bei ihm alles aus einem Kerne und Keime kommt, daß sich zwischen dem Familienvater und dem Gelehrten so wenig scheiden läßt wie zwischen dem Gelehrten und dem Politiker oder, besser gesagt: dem glühenden, rede- und tatfrohen Vaterlandsfreund. In **Bonn**, an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, wohin Litzmann 1892 übersiedelte, erfuhr mit der beschwingten Hinwendung des Literarhistorikers zu lebendigen Fragen und Bewegungen der Gegenwart auch der Politiker neue Antriebe. Stärker als zuvor fühlte er hier, auf altnationalliberalem Boden, in der Bismarck-Konfliktzeit, das staatsbürgerliche Pflicht- und Verantwortungsgefühl in sich pulsen und zugleich den Beruf in sich wachsen, diese Gesinnungs- und Lebenswerte auch auf seine Schüler zu verpflanzen. In der »Literarhistorischen Gesellschaft« schuf er sich dafür ein eignes Organ, das weithin ausstrahlte und Trost und Ermunterung auch in seine gerade damals durch Familienleid schwer verdüsterte Einsamkeit trug. Aber dann kam mit seiner zweiten Gattin noch einmal die helle Jugend zu dem Fünfzigjährigen und schenkte ihm neue federnde Tatkraft, stark genug, alle neu heraufziehenden Schatten zu verscheuchen. Neue Aufgaben — nach der Vollendung der Clara-Schumann-Biographie als die vornehmste das Lebensbild Wildenbruchs — stellten sich ein, neue Freundschaftsbande knüpften sich, der Schülerkreis erweiterte und verdichtete sich zugleich, überall gutes, fröhliches Schaffen — da pochte das gewaltige nationale Schicksal von 1914 an die Tür, das sich diesem Zeit- und Vaterlandskundigen längst in düsteren Ahnungen angekündigt hatte, und mit ihm die Frage: Wie wird das junge Geschlecht es bestehen? ... Der Krieg nimmt dem Vater auch den letzten Sohn, die Jahre 1917 und 1918 drücken ihn tief, tief danieder. Aber die Hoffnung stirbt nicht; »Vaterland« und »Tapferkeit« bleiben weiter seine Losung; wie lange es auch währen mag, ein Deutschland wird erstehen, »das anders sein wird, sein muß als das, in dem wir jung und glücklich waren, ein Deutschland, das ein im Unglück ernst und wirklich frei gewordenes Geschlecht frei von Parteienhaß und Geschwätz sich baut. **Ein Geschlecht, das die Zukunft zwingt und doch der Väter gern gedenkt.**«

In diesem Bau deutscher Zukunft wird auch Berthold Litzmanns Buch vom »Alten Deutschland« ein Steinchen bilden. Und das ist Lohn, der reichlich lohnet.

Wie Ernst Schnackenbergs niederdeutsche Novellen zu dem Buchtitel »Abseits« gekommen sind (Braunschweig u. Hamburg, Gg. Westermann), ist mir rätselhaft. »Abseits« weckt Erinnerungen an Theodor Storms Lyrik oder Novellistik; mit denen aber hat Schnackenbergs Erzählungsart kaum Berührungspunkte. Sie ist trotz gelegentlichen fein gesehenen und eigen durchgearbeiteten Naturstimmungen, die zudem nach guter epischer Kunstübung immer der Handlung oder den Charakteren dienstbar gemacht werden, ungleich herber, bodenständiger und wurzelhafter, behandelt Wesensprobleme des bäuerlichen Daseins und verschmäht durchaus die städtisch-aristokratisch, auch zuweilen leise akademisch anmutende Distanz, die der Husumer Amtsrichter seinen heimischen Stoffen und Menschen gegenüber nie ganz verleugnet. Mehr als an Storm erinnern diese beiden Erzählungen an Reuter, und zwar — ich weiß, was ich damit sage — an seine beste Zeit, an gewisse Teile der »Stromtid«, die er vorher und nachher nie wieder erreicht hat. Schnackenberg, wohl auch ein Landsmann Reuters, hat nur das zweite Stück des Bandes in ununterbrochener Mundart geschrieben, in einem vollsaftigen, kernigen, von Grund auf echten Niederdeutsch, wie ich gleich betonen möchte. Die erste Erzählung »Hüsung«, die nicht nur mit ihrem Titel an eine Reutersche Dichtung anklingt, bedient sich für die Handlung selbst der hochdeutschen Sprache und gibt nur die Gespräche niederdeutsch, erzielt aber trotzdem den Eindruck völliger Orts- und Zeitechtheit.

Sie erzählt von einem mecklenburgischen Gesindepaar aus der »guten alten Zeit«, d. h. aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, zwei Menschen, die trotz treuester Liebe und redlichster Absicht nicht zum »Frigen« (Freien, Heiraten) kommen können, weil ihnen die Dorfschaft in versteifter Engherzigkeit die eigne Wohnung verwehrt, was Voraussetzung dafür wäre. Und weil die beiden keine Wohnung finden, versagt die Kirche ihnen nicht bloß den Ehesegen, sondern verhängt auch nach einer verstaubten Kirchenordnung von 1585 (!) erst die öffentliche Kirchenbuße (Publica poenitentia), dann, als sie in ihrer Liebesbezeugung rückfällig werden und sich nicht abermals gutwillig fügen wollen, sogar den großen Kirchenbann über sie. Was das damals auf dem Lande bedeutete, muß man in Schnackenbergs quellengetreuer Erzählung nachlesen, um es zu glauben: Heimat- und Obdachlosigkeit, Verfolgung, Hunger, Frost, Verderben. »Denn de utstött is ut de Kark, de is mit Liw un Seel den Düwel sin Egen.« Die beiden wissen denn auch schließlich keinen andern Ausweg aus ihrer bitteren Not, als nach der Geburt ihres zweiten Kindes ins Moor zu gehen: vorher aber erwürgt der Knecht den Pastor, der dies furchtbare Schicksal auf zwei Menschenkinder herabbeschworen hat. Ein Mord — ja, aber man atmet erleichtert auf, wenn er geschehen ist, und ballt noch heute, hundert Jahre nach jener finsteren Zeit, die Faust wider einen Gottesdiener, der sich der kirchlichen Herrschsucht zuliebe von einem verruchten Stück Papier um seine vornehmste Pflicht, das Erbarmen und die Herzensmilde, bringen ließ — so packend, so herzerschütternd ist die Geschichte von der Großdeern Hanna Hack und dem Dienstknecht Krischan Stamer zu Duvenow erzählt, obgleich sie sich streng und fast kühl an die geschichtliche Wahrheit hält. Nur zu Schluß gestattet sich der Erzähler ein Wort des Urteils, und wir geben ihm recht: daß die Kirche, die sich solcher Sünde schuldig machte, heute nicht klagen soll über ihrer Kinder Unbußfertigkeit, sondern über eigne gottlose Kälte, die Neid und Abgunst, Kriechertum und Haß, Heuchelei und Rachsucht erzeugen mußte.

Die zweite Erzählung, nach dem kleinen vorehelichen Jungen, den Bertha Harps aus einer früheren, durch den Krieg zerstörten Liebschaft als Frau des ältesten Bauernsohnes mit auf den Dunckerschen Hof bringt, »Bilöper« (Belläufer, Bankert) genannt, bewegt sich in unsern Tagen, trifft aber erst recht den Nerv niederdeutschen Bauerntums. Der Alte, so sehr er sich zu dem zutraulichen Kinde hingezogen fühlt, will den Hof, seinen Hof nur einem echten Duncker übermacht sehen und wird nach dem frühen kinderlosen Tode seines Ältesten, wenn auch nur mittelbar, zum Mörder an dem Jungen. Und das in dem Augenblick, als Bertha, die sich auch sonst als tüchtige Bauersfrau bewährt, dem zweiten Sohne des Alten, dem keine gesetzlichen Ansprüche auf Land und Gewese zustehen, eben den besten Teil des Hofes aus freiem Entschluß abgetreten hat. So wächst hier aus der Liebe zur angestammten Scholle, dem Besten, was der Bauer hat, der Giftsamen der Untat. »Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz«, steht in der Bibel. Wenn sie plattdeutsch geschrieben wäre, stände da wohl: »Juch (euer) Hart is bi juch Buerstäd. De Hoff is juch Hart.« So wird Liebe zum Götzendienst …

Man sieht, Schnackenberg erzählt keine Döntjen, keine Läuschen (lustige Lügengeschichten), womit sich die niederdeutsche Erzählungsliteratur früher nur zu gern begnügte, er bringt ins Innerste des niederdeutschen Menschentums, dorthin, wo sein Schicksal wurzelt. Vor diesem Dichter liegen Herz und Gemüt dieser Menschen mit all ihren Kräften und Schwächen aufgedeckt, und er weiß uns mit lebengesättigter Kunst in ihre geheimsten Kammern zu führen.

Paul Alpers, ein Schüler Edward Schröders, also ein Deutschforscher aus

guter philologisch-historischer Schule, hat zum erstenmal die Alten niederdeutschen Volkslieder gesammelt und, wie es hier nicht anders sein kann, mit erläuternden Anmerkungen begleitet (Hamburg, Quidborn-Verlag). Es mußte wohl erst wieder dunkel um uns werden, bevor diese verschütteten und übersehenen Schätze ans Licht geholt wurden, wie vor 115 Jahren, als die Arnim und Brentano, Grimm, Arndt und Görres den Quickborn unsrer Volksüberlieferungen wieder springen ließen. Dazu gehören zweifelsohne auch die alten niederdeutschen Volkslieder, so wie sie eben noch zu Luthers Zeiten gesungen wurden, dann aber den einschmeichelnderen mittel- und süddeutschen mehr und mehr weichen mußten. Freilich, einen prunkenden Schatz von bodenständigen Volksliedern haben die Niederdeutschen nicht ihr eigen zu nennen, aber manche schöne Perle hängt doch im Netze, wenn man es tief genug hinabsenkt in die alten Quellwasser. Auf niederdeutschem Boden sind nicht nur viele kernige historische Volkslieder gewachsen, darunter das alte Lied von Dirick van Berne und das von Hildebrand, dort ist auch zuerst das rührende Liebeslied von den zwei Königskindern erblüht, die nicht zueinander kommen konnten, und dazu als schalkhaft naives Gegenstück das vom Hänslein, dem »mojen Gesell«, der der Wirtin Töchterlein mit ins Korn nahm. Und dann sind dort all die köstlichen Necklieder entstanden, das von Henneke Knecht, das von Hoentjey, vom Paltrock, vom Burlala, von Jan Hinnerk von der Lammerstraat, vom »Pastor sine Kau« (zuerst um 1860 in Ostfriesland und Westfalen aufgezeichnet), von Anna Susanna, Ick un min Lißbet u. v. a. — übergenug, um ein Bändchen damit zu füllen und alte Sangeslust wieder aufzufrischen.

Von irischer Volkspoesie ist im Gegensatz zur schottischen wenig zu uns gedrungen. Als die Brüder Grimm vor einem Jahrhundert nach einer englischen Sammlung Irische Elfenmärchen ins Deutsche übersetzten, betraten sie ein jungfräuliches Gebiet. Die hübsche Ausgabe von 1826 ist jetzt wieder erneuert und mit stimmungsechten phantastischen Lithographien nach bunten Federzeichnungen von Torst Hecht geschmückt worden (Freiburg i. Br., Ernst Guenther), ein Zeichen, daß sich der Sinn für diese weltferne, in ihrer Ursprünglichkeit erhaltene Volkspoesie wieder regt. Mehr noch als die von einer »schuldlosen und einfachen Poesie« erfüllten Elfenmärchen, die ins Mythologische zurückgehen, wird die Sammlung »Irische Volksmärchen« für die Kenntnis irischer Poesie und irischen Wesens wirken, die Käte Müller-Lisowski für die von Friedr. von der Leyen und Paul Zaunert bei Diederichs in Jena herausgegebene Bücherreihe »Die Märchen der Weltliteratur« besorgt und Julius Pokorny eingeleitet hat. Denn in dieser Sammlung wird eine Art Querschnitt durch die irische Märchenwelt geboten, nach der Zeit der Überlieferung wie nach dem Inhalt und der Form. Dazu sind alle diese Märchen unmittelbar aus der Quelle geschöpft, d. h. nach dem Vortrag von Volkserzählern aufgeschrieben worden, wie die Brüder Grimm das bei ihren Kinder- und Hausmärchen taten. Weshalb auch so viel Echtes aus dem volkstümlichen, oft höchst phantastischen und exotischen Vorstellungskreis der Urbevölkerung darin lebendig geblieben ist. Das irische Märchen hat nicht die Gemütsinnigkeit des deutschen, eher einen Stich ins Sentimentale und Weinerliche, dafür aber entschädigt es durch gute Laune, gesunde Natürlichkeit und derben Humor; tolle Schalk- und Lügenmärchen sind seine Spezialität und Stärke.

Wie lebhaft das Bedürfnis nach einer leichtverständlichen, geschmackvollen und anregenden deutschen Literaturgeschichte, besonders der neuen und neuesten Zeit ist, beweist der starke Erfolg, dessen sich das dreibändige Werk von Alfred Biese erfreut (München, Beck). Der dritte Band (von Hebbel bis zur Gegenwart; mit 50 Bildnissen) liegt schon in 18. Auflage (76.—79. Tausend) vor. Die neueste Ausgabe von 1921 (mit Register 750 Seiten) hat im letzten Jahrfünft sorgsame Nachlese gehalten, neue literarhistorische Funde und Forschungen verarbeitet und neu erschienene Werke in den Kreis der Betrachtung und Würdigung gezogen. Biese wehrt sich wohl tapfer gegen den Ansturm allzuvieler neu auftauchender Namen, vor denen das Urteil dann nur zu oft kapitulieren muß, und strebt überall ernsthaft nach Kennzeichnung statt nach bloßer Aufzählung. Ganz ohne Oberflächlichkeit geht es aber auch bei ihm nicht ab (z. B. in der Charakteristik Chr. Morgensterns und in dem Abschnitt über die zeitgenössische Dramatik). Bewahrt aber hat er sich sein unbestochenes Auge für alles Gesunde und Echte und seinen Glauben an den notwendigen nationalen Geist in der Dichtung: »Innenkultur ohne vaterländische Gesinnung ist haltlos.«

Wenn uns zu den vielen deutschen Literaturgeschichten, die wir haben, noch eine von jenseits des großen Wassers beschert wird, so mag man zunächst wohl fragen, was uns daheim so ein Professor der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts — denn das ist Kuno Francke — zu sagen habe. Aber schon das Thema läßt aufhorchen. »Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung« will Francke darstellen, und darin erkennt man die Ziele der nationalen Aufklärungs- und Werbearbeit, die

hier geleistet wird. Zugleich aber bekommt die Betrachtung eine Marschroute, die sich nicht bei Nebensächlichem aufhalten darf, sondern auf das Bedeutsame zugehen muß. Und noch etwas empfiehlt dieses Werk, dessen zweiter Band »Von der Reformation bis zur Aufklärung« (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) uns vorliegt. Wer jemals vor Ausländern gesprochen hat, weiß, daß solche Hörerschaft den Vortragenden zwingt, nicht mit fertig geprägten Begriffen vor sie hinzutreten, sondern die Dinge selbst mit ihrem Gehalt und in sorgsam ausgewählten kennzeichnenden Proben sprechen zu lassen. Das tut auch Francke, und da seine Darstellung der Neugeburt des deutschen Volkes aus innerem und äußerem Kampf, aus Elend, Schmach und drohendem Untergang außerdem von der Kriegsstimmung der Jahre 1914—1919 einen kraftvollen nationalbewußten Atem empfangen hat, so werden auch deutsche Leser dies Werk mit Dank und Freude lesen.

Vom Wesen der Jüngsten deutschen Dichtung spricht in klärender und doch auch erwärmender Weise Hans Naumann, Professor an der Universität Frankfurt a. M., in einem kurzen Vortrage, der zum erstenmal im Schwedenkursus gehalten worden, dann in erweiterter Bearbeitung auch als Heft erschienen ist (20 Seiten; Jena, Frommannsche Buchhandlung). Namentlich die Gegenüberstellung und Abgrenzung von Impressionismus und Expressionismus ist ihm vortrefflich gelungen, und kundig ausgewählte, leider auf die Lyrik beschränkte Proben geben seinen scharfen und sicheren Umrissen gleich auch Farbe und Tönung. — Es ist nicht das erstemal, daß wir erleben, wie gerade vor Ausländern gehaltene Vorträge den Lehrer, der selbst dabei lernt, zur Klarheit und Bestimmtheit zwingen.

Die wesenhafte Ausdruckskunst, die die moderne Dichtung, wenn auch oft auf Irrwegen, sucht, überträgt sich auf die Selbstbiographien, in denen unsre zeitgenössischen Dichter zuweilen Rechenschaft über ihr Werden und Wollen ablegen. So hat Albrecht Schaeffer, der Dichter des »Heliant« und der »Attischen Dämmerung«, der Nachdichter der Odyssee (»Der göttliche Dulder«) und des Parsifal, jüngst in einem schmalen Heft, dessen Herausgabe wir der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz verdanken, Bekenntnisse über »Abkunft und Ankunft« niedergelegt. Da finden wir keine Kalenderdaten, keine Ortsangaben und keine Bücherlisten, dafür aber den Versuch einer Blutsgeschichte von Vater- und Mutterseite, einer Charakterdeutung aus den Überlieferungen der Vorfahren: »Sternseher und Baumeister; Durchfahrer der Himmel, Nomade des Dunkels und Heimbereiter auf der Erde, Seßhafter im Licht; Urvater ferne und Vater nah; ja, aus solcher Ferne und solcher Nähe ein Neues, beiden Verwandtes vereint: der so Entstandene selbst hätte sich keine bessere Mischung erfinden können.« Danach der Versuch, die erste Stunde oder Minute dichterischer Empfängnis (an der See) aus dem Dunkel der Erinnerung heraufzurufen, und zu Schluß die willige Erkenntnis, daß es ihm beschieden war, »erst zu lernen, dann zu vermögen«, jenes scheinbar ohne Zusammenhang mit diesem — sicherlich, der verständnisvolle Leser lernt mehr aus diesen 20 Seiten als aus mancher langatmigen, streng wissenschaftlichen Biographie.

Seinen 1922 erschienenen Faksimiledrucken berühmter Musiker-Handschriften läßt der Dreimasken-Verlag in München eine weitere Reihe folgen, die die Absicht des Unternehmens: die vollständigen Ur- und Selbstschriften unsrer größten musikalischen Meisterwerke dem Kenner und Liebhaber in der vollkommensten Wiedergabe vor Augen zu führen, noch deutlicher zum Ausdruck bringt. Von den »Meistersingern« erscheint das Vorspiel gesondert, um seine Anschaffung auch denen zu ermöglichen, denen die Wiedergabe des vollständigen Werkes unerreichbar geblieben ist. Von Beethoven wird die zweisätzige Klaviersonate in Fis-Dur Op. 78 vorgelegt; 1809 geschrieben, ist sie aus dieser mittleren Zeit vielleicht das schönste und reinlichste Manuskript Beethovens. An Schönheit kann es sich freilich nicht mit der Reinschrift der H-Moll-Symphonie von Franz Schubert messen: der Liebhaber wird an den wenigen Takten des Scherzos dieser »Unvollendeten«, die das Autograph enthält, besonderes Interesse nehmen; hier glaubte der Verlag neben der Partitur auch die erhaltenen Skizzen veröffentlichen zu müssen, die außer dem größten Teil des ersten Satzes und dem vollständigen zweiten Satz auch das fast vollständige Scherzo samt dem Trio enthalten und sonst schwer zugänglich sind. — Von Brahms erscheinen die »Vier ersten Gesänge« Op. 121, Brahms' letztes Werk; die Handschrift, zugleich Konzept und endgültige Niederschrift, hat geradezu monumentalen Duktus. Schließlich, als vielleicht erlesenste Kostbarkeit für den Sammler das intimste Werk der Musikliteratur, die Urschrift von Wagners »Siegfried-Idyll«, eine Handschrift, die ebenso wie der »Tristan« bisher im Archiv von Wahnfried vor den Augen der Welt verborgen geruht hat. Es ist wohl die zierlichste Niederschrift, die es von Wagners Hand überhaupt gibt; die Fassung des Titels und die Bezeichnung dieses symphonischen Geburtstagsgrußes als »Symphonie« wird auch den Kenner Wagnerscher Schöpfungen eine Überraschung bringen.

Verschiedenes

La Mara — für viele von uns klingt der Name heute schon, als komme er aus weiter, weiter Ferne. Der 30. Dezember 1917 hat ihr Gedächtnis erneuert, und die Gedenkfeiern, die er hier und da hervorrief, haben auch denen, für die Marie Lipsius nur ein Name war, in Erinnerung gerufen, wer sie ist und was sie uns auf dem Gebiet der Musikgeschichte und -ästhetik geschenkt hat: vor allem ihre »Musikalischen Charakterköpfe«, ihren Beethoven und die Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Zuletzt kam sie mit Lebenserinnerungen. Wenn eine zu berichten und zu erzählen hat, so ist sie es. Ihre beiden Bände »Durch Musik und Leben« (Leipzig, Breitkopf & Härtel) erzählen von Erlebnissen und Begegnungen eines reichen Lebens, das Beruf und Schicksal in Beziehung zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten der letzten beiden Menschenalter gebracht hat. In lebendigen Schilderungen, Gesprächen und Briefen bringt uns das Buch von ihnen, in deren Mittelpunkt Franz Liszt steht, Kunde. Ja, von manchem bisher treu gehüteten Erlebnis mit den Großen der Kunst wird zum erstenmal in diesem Lebensbericht einer Achtzigjährigen der Schleier gelüftet. Das Buch wird überall, wo es einkehrt, Licht und Erinnerungsfreude verbreiten.

*

Ästhetik von Theodor Ad. Meyer (mit 28 Textabbildungen; Stuttgart, Ferd. Enke). — Ein aus akademischen Vorlesungen hervorgegangenes Buch, das aber der allgemeinen, nicht der gelehrten Bildung dienen will. Am besten wird es seinen Zweck in den Händen denkender Kunstfreunde erfüllen, die erst Aufklärung über die Fragen der Ästhetik verlangen, sich aber vor einem trockenen Lehrbuch scheuen, vielmehr in die Welt des Schönen in Natur und Kunst auch »schön«, d. h. anmutig und formvollendet eingeführt werden wollen. Der Wissenschaftlichkeit und Selbständigkeit des Buches tut dies Ziel allgemeiner Verständlichkeit keinen Abbruch, vielmehr hilft es dem Verfasser den Weg finden zu der Vereinigung von analytischer und synthetischer Behandlung, die ihm im Gegensatz zu der herrschenden einseitig analytischen Methode eigentümlich ist, und zu der ernsthaften Beschäftigung mit der gegenwärtig herrschenden Strömung des Expressionismus, von der er für das Verständnis des Schönen viel gelernt zu haben bekennt, ohne sich freilich zum Herold dieses Zeitstils zu machen. Erfreulich, weil ohne Engherzigkeit, aber voll natürlicher Wärme, wirkt auch die Betonung der nationalen Aufgabe, die der Verfasser gerade der Ästhetik zuweist; gewinnt diese nach seiner Auffassung doch erst durch das Nationale — über wissenschaftliche Erkenntnis hinaus — lebhaftere Beziehung zur Gegenwart.

*

Die letzten (7.—10.) Auflagen der namentlich in Österreich hochgeschätzten Einleitung in die Philosophie von Wilhelm Jerusalem (Wien, W. Braumüller, Universitäts-Buchhandlung) haben aus den uns alle tief aufwühlenden Zeitereignissen lebensvolle Anregungen und Ergänzungen gewonnen. Der Weltkrieg selbst drängte sich dem Verfasser als soziologisches Phänomen von überwältigender Größe auf; die Folgen des Krieges, insbesondere der immer deutlicher und umfangreicher zutage tretende sittliche Verfall oben und unten, legten ihm den Gedanken an die moralischen Richtlinien für den Wiederaufbau nahe. Nutzen daraus haben hauptsächlich die Abschnitte über Ethik und Gemeinschaftslehre gezogen. Aber auch neue Erscheinungen in der Philosophie selbst sind für das Buch nicht unfruchtbar geblieben. So ist im Abschnitt über Erkenntnistheorie der Phänomenologie (Lehre von den Erscheinungen) und der Philosophie des Als-ob (Vaihinger) je ein eignes Kapitel gewidmet worden, und in dem Abschnitt über Soziologie findet der Leser jetzt die Geschichte dieser Wissenschaft bis zur jüngsten Gegenwart fortgeführt, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gesellschaftslehre von Lorenz von Stein, den Jerusalem als Begründer dieses Zweiges der Soziologie feiert.

*

Die Alpen. Von Prof. Dr. Robert Sieger (2. Auflage, mit 7 Tafeln; Sammlung Göschen Bd. 129, Berlin W 10, de Gruyter & Ko.). — Kein literarischer Reiseführer, auch keine wissenschaftliche Topographie, sondern eine sachverständige Anleitung zur eignen Beobachtung von Land und Leuten im Sinne Ratzels. Auch für die Belebung des Unterrichts in der Schule läßt sich Gewinn daraus ziehen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

JUL 10 1924 PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Westermanns Monatshefte



Juni 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



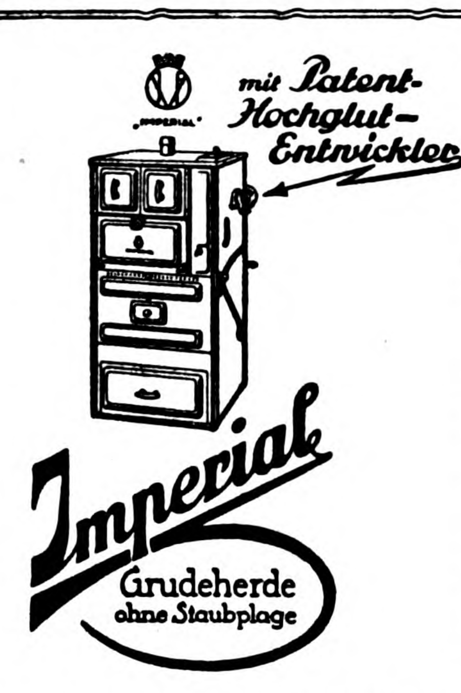
Für Reise, Sport, Jagd und Theater

finden Sie unter den 24 verchiedenen ZEISS-Feldstechern gerade ein Modell, welches besonders Ihrem Geschmack und Ihren Zwecken entspricht. Welches Zeiss-Glas Sie auch wählen, sei es ein kleines, besonders leichtes Touristenglas oder ein solches für Reise und Theater, sei es eines der bekannten 6- oder 8fachen Universalgläser, ein lichtstarkes Nachtglas für die Jagd oder schließlich ein stark vergrößernder Feldstecher für weite Fernsicht, Sie haben immer die Gewähr, das in seiner Art beste zu besitzen

Zeiss Feldstecher

sind in allen guten Fachgeschäften zu Originalfabrikpreisen erhältlich. Nächste Verkaufsstelle weisen wir auf Wunsch nach. Jllustr. Katalog „T 37" kostenfrei von





Verkaufsstellen:

Aachen: Johannes Langer, Pontstraße 46.
Berlin W 66: Fliege & Schulz G. m. b. H., Wilhelmstraße 56.
Bielefeld: Adolf Heine, Ritterstraße 57.
Bremen: Franz Wille, Nordstraße, Ecke Lützowerstr.
Coblenz: Westdeutscher Grudeherdvertrieb, Gymnasialstraße 3.
Danzig: Imperial-Verkaufsgesellschaft m. b. H., Heilige Geistgasse 126.
Dresden: Curt Schultze & Co., Pirnaische Straße 11.
Elberfeld: Robert Wittgens, Hofkamp 43.
Frankfurt a. M.: Alfred Neumann, Großer Hirschgraben 11.
Freiburg i. Br.: In allen führenden Geschäften.
Halberstadt: Otto Schulz.
Hamburg: Esch & Co., Lilienstraße 7.
Hannover: Imperial Gruden- und Herdvertrieb Kruse, Pohlmann & Co., Osterstraße 65.
Königsberg: Fliege & Schulz G. m. b. H., Schmiedestraße 1.
München: Bohner & Pfaffmann, Sonnenstraße 6.
Nürnberg: Bohner & Pfaffmann, Theresienplatz 7.
Oldenburg: F. Remmers Nachf.
Pforzheim: Julius Kühn, Baumstraße 9.
Rostock: Fliege & Schulz G. m. b. H., Breite Str. 6.
Stettin: Fliege & Schulz G. m. b. H., Kleine Domstr. 10.
Stuttgart: Bohner & Pfaffmann, Marienstraße 30.

Der Wunsch jeder Hausfrau ist ein Grudeherd ohne Staubplage. • ***Keine Staubplage,*** *weil mit versenkbarem Feuerungskasten.* • ***Vereinfachte Handhabung,*** *weil nur eine Feuerung.* ***Die beste Innenkonstruktion*** *garantiert* ***anhaltende*** *Backoberhitze.*

Industriewerke Vogel Aktiengesellschaft, Bünde i. W.

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Offsetdruck von Georg Westermann

Christoph Amberger: Sebastian Münster

Nach dem Reichsdruck Nr. 938



Heft: 814 Juni 1924

Der Sehnsuchtsweg nach Sanssouci

Novelle von Sophie Hoechstetter

Der einundzwanzigjährige Avantageur vom Ansbacher Jägerbataillon kam in guter Laune, einen kleinen verlorenen Singsang auf den schönen Lippen, vom Hauptmarkt herüber, an der Frauenkirche vorbei nach dem Labenwolfbrünnlein. Herr Mozart kann es gut, dachte er, und der Mund formte erneut den Quellklang des Zauberflötenmotivs. Die lieben Mädchen in Ansbach freuten sich, wenn er ihnen heute abend die Noten brachte. Er malte sich aus, wie hübsch es sein würde: Margareth suchte das Neue auf dem Spinett, er auf der Flöte, und Ernestin hörte still und versonnen zu. Und über die bunten Bänder, die er ihnen gekauft, würden sie lächeln und sich damit schmücken. »Guter August!« hieß es dann. »Guter lieber August!«

Wie sanft das klang! Keine Schwester hatte es ihm gesagt, und auch die Mutter nicht. Aber was Mutter und Schwester nicht können, weil er sie entbehren muß, tut dem Jüngling das Liebchen.

Liebchen? Ein halber Schatten flog über das frohe, kraftvolle brünette Gesicht. Ein Liebchen führt man einst zu Haus und Herd. Bettet sie in Glück und Stille. War dies sein Sehnsuchtsziel? Der junge Mann lehnte sich an das Brunnengitter, sah auf dünne Wasserstrahlen, die in ein urnenförmiges Becken fielen: »Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser; Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!« Der große Dichter in Weimar hat das gesagt.

Welcher Jüngling weiß nur ein stilles Glück als Ziel, wenn über seiner Zeit unerhörte Gestirne stehen? Das erhabene Menschenbild von Weimar, das erhabene Königsbild von Sanssouci.

Die Hände des Jünglings umklammerten die Rundstäbe des Eisengitters.

Sanssouci! Der Traum des jungen königlichen Herrn, der, heimgekehrt aus großen Kämpfen, bedeckt mit dem Ruhm der Schlachten, in seinen Weinberg flüchtet, um hier endlich nur Mensch sein zu dürfen, großen Gedanken, der Freundschaft, dem Streben nach Weisheit und dem Nachgefühl des Unvergeßlichen zu leben. Wie war das schön! Wie war es der Ausdruck von Menschenwürde in reinster Form! Und dann, aus dem Mittsommerglück kostbarer Stunden in Lichtflut und Erfüllung war der neue Ruf zum Ruhm gekommen, zu dem ganz großen Entscheidungskampf um Volk und Staat, um die Befestigung und endgültige Auswirkung persönlichsten und größten Wollens. Über die Terrasse von Sanssouci war der König geschritten, Abschied nehmend vom Weinbergglück der Mittsommerzeit, und war hinausgegangen, allein, ohne Verbündete, auf nichts gestellt als auf sein Genie und seine Sterne, in den Siebenjährigen Krieg.

Mein Gott, mein Gott! Dem Jüngling brannte das Herz. Wer ihm ähnlich werden könnte! Wer zu ihm gelangen könnte, in seine Nähe! Wer unter seinen Adlern sein Leben einsetzen dürfte! Er war hinübergeritten in die alte Burggrafenstadt, sich Bilder von Fridericus Rex für sein Zimmer zu besorgen. Und die Kupfer-

stiche, Szenen aus dem Siebenjährigen Kriege, waren in seinem Mantelsack. Übers Jahr konnte er markgräflicher Leutnant sein. Und dann gab es vielleicht einmal eine Botschaft nach Potsdam zu überbringen, oder es gab eine Versetzung in die Potsdamer Garnison. Wenn man erst Offizier war! Wenn man erst den Degen führte! Denn, wer durfte den Sehnsuchtsweg nach Sanssouci gehen, ohne Mériten zu haben? Es ist kein Weg für die Bettler und Armseligen. Es ist der Weg nur für solche, die an sich gearbeitet haben mit allen Kräften, oder die ein Herz zu bringen wissen.

»Gänsemännla, Gänsemännla!« Kinderstimmen riefen es laut und sich wiederholend. Ein jähes Rot stieg dem Avantageur in die Wange, und er schrank aus seiner Versunkenheit auf.

»Was fällt euch ein?« rief er hitzig, um dann selbst in ein Lachen auszubrechen. Da stand er ja vor dem berühmten Labenwolfer Nürnberger Gänsemännlein. Natürlich, natürlich!

Er hatte es ansehen wollen, aus Spaß. Wohl, das Männlein war ein guter Hirte, es trug seine zwei Gänse. Es hatte seine Mütze auf und blickte bäurisch trotzig. Und sein Weg ging zum Stall oder zum Markt!

Es muß wohl auch solche Sehnsuchtswege geben, auf daß das Nützliche und die Notdurft ihre Erfüllung haben.

Der Avantageur ging dem Gasthof zu. Sein Hauptmann hatte ihm ein Dienstpferd geliehen.

Wie war es doch so schön, zu reiten!

Hinein in den hellen ersten Märzentag! Alleen taten sich auf. Es ging an schönen Meierhöfen des Markgrafen vorüber, den dunklen Wäldern zu, die das Band der Straße teilte.

Und einmal reite ich unter den Fritzischen Fahnen!

Kloster Heilsbronn mit seiner Münsterkirche duckte sich in die kleine Erdfalte. Da lag Albrecht Achilles begraben, da ruhten die beiden Friedriche, die aus der Mark wieder heimgekehrt waren zum Sterben in der alten Heimat. Und der Jüngling lächelte. Menschen, die Stil besaßen. Sie betrachteten Berlin und Cölln an der Spree als eine Dependance von Ansbach. Dies war ein Selbstbewußtsein, ihm wohlgefällig. Gut, gut! Er kam aus dem Erinnerungsland, aus dem Ursprungsland von Hohenzollerngröße, wenn er — unausdenkliche Stunde! — vor den großen König treten würde. Kein Bettler. Kein — Gänsemännlein. Einer, der an sich formte. Einer, der wußte, die Throne sind auf Poesie gegründet. Und der die Lieder seines Herzens zum Schwertklang machen würde, wenn die Stunde rief.

Es war ein liebes, trauliches Haus, zu dem der Jüngling am Abend ging: die Hofgärtnerwohnung am Hofgarten der Residenz Ansbach. Er blieb an der Schwelle stehen, sah hinab über einen freien Platz, an dem die große, mächtige feierliche Lindenallee mündet. Die Luft trug noch Helle. Und es war dem Jüngling, als spüre man schon Veilchenduft.

Er hob die Arme, als wolle er den Garten umfassen, den Garten voll blauer Schleier zwischen den leise knospenden Bäumen, den Garten, der junge bewegte Frische ausstrahlte.

Und dann sprang er die Treppe des alten Hauses hinauf. Sein stürmischer Schritt ließ das alte Holz auftönen, seine fröhliche Stimme klang über den Flur: »Guten Abend, schönsten guten Märzenabend, liebes Haus!« Das war so seine Art. Er begrüßte auch die Dinge.

Eine Tür öffnete sich, und der Jüngling stand vor der sanften Gestalt der Margareth. Die Achtzehnjährige war blond, blauäugig, schlank und mittelgroß, ihre reinen klassischen Züge wie durchlichtet und in zartestem Inkarnat. Sie lächelte: »Wie schön, daß Sie kommen, August!«

Die Schwester, ein Jahr jünger, Margareth ähnlich, aber temperamentvoller und mit einem Zug von Düsternis fast um die schönen Augen, sagte lebhaft: »Der Vater ist fort diesen Abend, und der Onkel spielt beim Präsidenten zum Konzert. Wir sind ganz allein.« Es war in vollkommener Unschuld gesagt. In Kinderferienfreude. »Wir wollten uns eben einen Schlüsselblumentee kochen, weil doch der erste März ist. Und Margareth hat Kuchen gebacken, Buttersternli, das ist einmal schön!«

Er verbeugte sich: »Gehorsamsten Dank für die Invitation. Machen Sie den Tee, Ernestin? Ich muß auf der Stelle das Lied aus der Zauberflöte mit Margarethe probieren.«

Er war eilig, seine Flöte zusammenzuschrauben, und Margareths Finger liefen über die Tasten. Das Spinett stand nahe am Fenster, man konnte gerade noch die Noten lesen. Es ging nicht gleich ganz wunderschön. Der Flötenspieler war kein Virtuose.

»Schrecklich, schrecklich!« unterbrach er sich zuweilen und blies mit erneuter Kraft.

Aber dann wurde es. Ja, wenn man es erst studierte, welch ein Genuß dann!

Ernestin lief ab und zu. Sie stellte Tassen auf die weiße Serviette am Kanapeetisch, und die Tassen waren der Stolz des Hauses, Ansbacher Porzelaine auf Delfter Art. Der Duft des Schlüsselblumentees vermischte sich mit den Klängen der Zauberflöte. Und eine dünne Kerze im zinnernen Leuchter flammte auf.

Da lief der Jüngling weg vom Spinett, kramte in seiner Mappe und holte die bunten Bänder hervor. »Ich darf doch ganz gehorsamst den Demoisellen ein kleines cadeau machen? Zu Ihrem Putz!«

Es waren sicherlich die sinnlosesten Bänder.

Vielleicht geeignet, Fahnen und Standarten zu schmücken. Vivatbänder für siegreiche Schlachten oder Feuerflammen für Revolutionen.

In leisem Erblassen nahm Margareth ihr Geschenk, ein schwarzweißes Band, die Preußenfarben, bedruckt mit den königlichen Adlern. Ernestin, beschenkt mit dem Rot des Aufruhrs, lächelte überlegen.

Da kam noch ein goldenes Band für Margareth, ein bischöflich violettes für Ernestin. Der Schenkgeber war beglückt. Wie er sich Mädchen wohl dachte in solchem Putz?

»Man merkt den Soldaten in diesen Bändern,« meinte Ernestin. »Es sind Märzenbänder. Wir wollen sie an die Harfe hängen.«

Und mit anmutiger Bewegung nahm sie das schwarzweiße Preußenband, das wie eine Trauerstola um die Schultern der Schwester lag, nahm die ganze wunderliche Pracht und schmückte die alte Harfe damit, die an der Wand hing.

»Wir sitzen hier aber nicht an den Wassern zu Babylon,« rief der Avantageur.

Da ging Margareth, sich das goldene Band zurückzuholen. Sie legte es zärtlich in ihren Schoß.

Das kleine Tun rührte ihn.

»Wenn wir die Bänder trügen,« sagte Margareth leise, »vergingen sie bald. Auf der Harfe werden sie immer bleiben. Es ist unsrer Mutter Harfe. Sie war ein Musikantenkind und ist gar früh gestorben. Seitdem hängt die Harfe an der Wand — und für immer. Und die Bänder, die sie schmücken, mit ihr.«

Seine Blicke wurden still. Er hörte zu, wie die Mädchen vom Hofgarten erzählten und von ihrem eignen Gärtlein. Sie hatten heute erste Aussaaten gemacht, denn das Land war schon weich und warm. Ob er wohl hier sein würde, wenn der' Sommer kam? »Ihr werdet immer hier sein, wenn der Sommer kommt,« sagte er versonnen, und seine Heimatlosigkeit, sein goldenes kostbares Freisein überfiel ihn plötzlich wie eine Last. Er hatte kein Zuhause auf der Welt. Er hatte nur seinen — Sehnsuchtsweg.

In einem jähen Mitteilungsbedürfnis begann er zu erzählen: »Heute stand ich am Gänsemännlein von Nürnberg. Da riefen plötzlich die Kinder: ‚Gänsemännla, Gänsemännla!' Könnt ihr euch wohl denken, was für ein Erinnern das in mir erweckte?«

Nein, sie konnten es nicht.

»Ihr werdet immer da sein in dem traulichen Hause, in der lieben Stadt, wenn der Sommer kommt, wenn der Herbst scheidet, wenn der Frühling erwacht. Ich aber habe so ein unruhiges Leben hinter mir. Darf ich einmal erzählen? Es in eure lieben Hände geben? Dann wird es mir sein, als wäre meine Jugend noch behütet und liege blau in holder Vergessenheit.«

Sein zweites Ich dachte neben ihm: Warum wirst du sentimentalisch und verrätst lange gehütete Geheimnisse? War es der rinnende Abend? War es eine Sehnsucht zur Heimat, die ihn geschwätzig machte? Oder war es das unendliche Vertrauen in Margareths Augen, das ein Vertrauen heischte? Die Schwestern hatten ihn nie nach seinem Woher gefragt. Wenn sie es kannten, begriffen sie es vielleicht besser, daß es ihn drängen mußte, einen großen Weg zu gehen.

»Mein Vater«, begann er, »kam als sächsischer Artillerieleutnant im Herbst 1759 nach Würzburg. Dort lernte er eine Offizierstochter kennen, und sie liebte ihn so sehr, daß sie gegen den Willen der Eltern ihn ehelichte und mit ihm in sein Soldatenleben ging. In dem kleinen Städtchen Schilda fand mein Vater eine Wohnung für meine Mutter, er selbst mußte mit dem Reichsheer ziehen. Da war meine Mutter allein, als ich geboren wurde, und als ich sechs Tage alt war, flohen die Reichstruppen vor den Fritzischen Truppen, und auf einem offenen Bauernwagen nahmen sie meine Mutter mit sich. Als sie, erschöpft und schwach, in der kalten Novembernacht eingeschlafen war, entglitt ich ihr aus den Armen und fiel auf den Weg. Dort fand mich später ein Soldat, hob mich auf und brachte mich der verzweifelnden Mutter am Morgen unversehrt zurück. Ich würde, hätte jener Grenadier mich nicht aufgehoben, unfehlbar in der Finsternis von dem nächsten Wagen totgefahren worden sein. Doch es war anders bestimmt. Meine Mutter hat sich nie von der Beschwerde der Reise und dem Schreck, mich verloren zu haben, erholen können und ist nicht lange darauf gestorben.«

»Sie lagen allein unter den Sternen der Novembernacht,« sagte Margareth leise. »Das ist wohl ein sonderbares Vorzeichen — allein und sprachlos noch unter den Sternen.«

Er lächelte. »Mein Vater mußte der Trommel folgen, und ich kam zu fremden Leuten in Pflege. Da blieb ich neun Jahre. Ich mußte barfuß zur Schule gehen, und bittere Dürftigkeit herrschte bei den sogenannten Pflegeeltern. Sie schlugen mich, weil ich anders war als ihre Kinder, und sie ließen mich hungern, weil das karge Brot kaum für sie selbst reichte.« Er lachte hart auf. »Oh, ich habe das Volk kennengelernt. Es ist nicht so gut und sanft, wie Jean Jacques Rousseau meint. Und die Not macht nicht alle edel.«

»Ja, war denn niemand, der sich um Sie kümmerte?« fragten die Schwestern in rückläufigem Mitleid.

»Lange nicht. Oh, es ist nicht alles böse gewesen in Schilda. Ich bekam ein Amt. Ich wurde der kleine Gänsehirte. Und war vom ersten Frühling an, bis die Stoppelfelder zu

vereisen begannen, im Nebel, draußen in der Einöde, in der Natur, zusammen mit den weißen Vögeln. Das habe ich niemand noch erzählt. Heute, als ich am Gänsemännlein in Nürhberg stand, mußte ich daran denken.«

»Verwunschener Prinz!« sagte Ernestin, und in ihren düsterschönen Augen glomm ein Feuer auf.

»Verwunschener Prinz? O ja doch, die Jahreszeiten gehörten mir und der Himmel über mir mit seinen ziehenden Wolken oder seiner unermeßlichen Bläue. Und in meinen namenlosen Träumen war ich wohl glücklich. Vielleicht ist es sogar das Schönste auf Erden, einmal ein Hirtenknabe gewesen zu sein. Was wußte ich von der Welt? Daß es Krieg gab und Ruhm und ferne Länder und Städte. Und manchmal drang ein altes Märlein zu mir. Und aus all den Bruchstücken und Ahnungen baute ich mir meine Welt. Ich war reich, denn weil ich nichts besaß, gehörte mir alles, was ich erträumen konnte.«

»Und dann, dann —« drängte Ernestin.

»Dann schrieb ein braver Schneider von Schilda an meinen Großvater mütterlicherseits. Er hatte nichts von meiner Existenz geahnt. Er ließ mich nach Würzburg holen und mir in der Jesuitenschule eine Erziehung geben. Als er starb, ging ich nach Erfurt, die Philosophie zu studieren, und nannte mich ‚aus Torgau', um nicht als Schildbürger verlacht zu werden. Dann wurde ich zu Erfurt österreichischer Husar, weil ich noch nicht wußte, wohin mit mir. Jetzt weiß ich meinen Weg. Wenn ich erst ansbachischer Offizier bin, dann finde ich wohl dorthin, wohin ich muß, in die preußische Armee.«

Er warf den dunklen Kopf zurück. »Ich nannte mich noch Neithardt, wie mein Vater. Und ging zum Reichsheer erst, wie mein Vater, weil unsre Familie aus Österreich stammt. Dort bei Efferdingen hatten sie das Schloß Gneisenau. Ein wenig Österreichertum ist mir wohl im Blute. Vielleicht klingt mir darum der Herr Mozart so gut. Ich habe jetzt den Namen von Gneisenau wieder aufgenommen. Neithardt von Gneisenau. Ich will nicht weniger scheinen als die Kameraden, die alle die Namen ihrer alten Schlösser tragen.«

Er war aufgesprungen, durchmaß das alte Zimmer mit den braunen Barockmöbeln, blieb am Spinett stehen und klimperte ein paar Töne.

Er wußte, er schenkte und nahm Margareth mit seinen Worten. Er gab das lange gehütete Geheimnis der armseligen Kindheit in ihr Vertrauen. Er bog sich herunter, tiefer, weit tiefer, als ihre Lebensumstände waren. Aber nun mußte sie auch erfahren, daß er einen adligen Lebensweg gehen wollte; daß er nicht gewillt war, auf eine äußere Möglichkeit zu verzichten. Man hatte es anerkannt im Regiment, daß er sich von Gneisenau hieß; man hatte nicht einmal zu lächeln gewagt wegen des nicht vorhandenen Adelsbriefes, als er sagte, Urbesitz habe kein Pergament aufzuweisen. Vielleicht wußte man, daß er eine gute Klinge führte, schon im Zweikampf bewiesen.

Margareth war blaß geworden. Vielleicht hatte sie während der Erzählung des Geliebten geträumt, auch sie folge ihm einst, wie seine Mutter seinem Vater, in jedes Schicksal. Ihm, dem August Neithardt. Daß an der Seite des künftigen Leutnants Neithardt von Gneisenau nicht der Lebensplatz für eine Ansbacher Gärtnerstochter sein würde, sagten ihr Sitte und ihr ängstlich flatterndes Herz.

Die Schwester ging leise aus dem Zimmer. Ein Trotz lebte in ihr auf. Ist er nun besser als wir, dachte sie, weil irgendwo Mauertrümmer stehen, nach denen er sich nennt? Sie flüchtete in ihre Mädchenkammer, um zornige Tränen zu verbergen. Und dachte doch: Wir haben es lange gewußt, daß er nicht unsers Standes sein kann, wenn er auch tausendmal in seiner Herzensart unsersgleichen ist. Würde eine von uns es wagen, zu erzählen, sie war eine Gänsemagd? Wir zittern davor, jemand erinnere sich noch, daß wir als Kinder bei der Großmutter die Gasse kehren mußten, und ich biege noch heute auf der Gasse dem Lehrer aus, der mich mit einem Stöcklein in der Schule vor den andern geschlagen hat. Und er erzählt, daß man ihn mißhandelte, und daß er ein Gänsemännlein war, und über seinem schönen Gesicht liegt der Stolz wie immer.

Gneisenau saß bei Margareth. »Liebchen!« flüsterte er. Und ihr blonder Kopf neigte sich seinem Herzen zu. Liebchen! Es klang wie ein alter Singsang der ewigen Welt, der ewigen Jugend. Die nimmt, ohne zu fragen, die den Augenblick liebt und die ferne Zukunft verschwimmen sieht in unbestimmtem heroischem Lichte.

»Du hast mir deine Kindheit geschenkt, August. Ich will sie heilig halten bei mir. Versprichst du mir eins?«

Er nickte: »Was du willst, Liebchen, was du willst, meine Margareth!«

»Erzähl' es keiner andern, solang ich lebe! Laß mir deine Kindheit allein!«

Er lachte sorglos. »Ich versprech' es. Wir sind ja so jung, Margareth. Der Tag ist schön. Was gehen uns ferne Jahre an? Heute ist heute.«

In seinem abendlichen Zimmer fand Gneisenau ein Billett des Assessors und Rates Johann Peter Uz. Eine Einladung? Gneisenau ging gern zu dem alten Dichter. Er öffnete beim Schein einer Kerze das Blatt und las: »Mich mit Ihnen bewegten Herzens wissend ob der Nachricht vom am 15. Februar erfolgten Hin-

tritt unsers großen Lessing, wäre mir morgen auf den Abend ein Stündlein guten Gespräches willkommen.«

Ein Großer war tot. Und der Jüngling, dem Kult großer Persönlichkeiten zugetan, fühlte Erschütterung. Glühender Stirn hatte er zu Würzburg in der Jesuitenschule den »Nathan« gelesen, entflammt für seine erhabene Toleranz. Und er hatte als Siebzehnjähriger Emilia Galottis Geschick beweint und eine Liebe für die Vornehmheit des Grafen Appiani gefaßt. Der Laokoon war ihm ein Buch der Offenbarung geworden, die Dramaturgie eine Schule des Witzes, und das fröhliche Soldatenglück Minna von Barnhelms hatte er von Erfurt aus einmal zu Lauchstädt erlebt.

Wenn Große die Erde verlassen, wie verpflichtet uns das, zu denken, was einst sein wird, an Maß und Verlust, wenn wir sterben.

Der Jüngling, der eben noch sein Liebchen geküßt, war jäh verändert. Er ließ das kalte Abendbrot unberührt, das auf seinem Tische stand, und setzte sich nieder, nachzudenken. Warum hat der große König Lessing nicht anerkannt, ihn nicht zu sich berufen? Er wollte fast seinem Heros zürnen. Doch — die Königsaugen schweiften wohl schon lange über die Angelegenheiten dieser Welt hinaus in ewige Fernen. Und vielleicht gibt es auch eine Freundschaft ohne sichtbares Pfand und Zeichen.

Plötzlich ergriff Gneisenau Kiel und Papier. Er hatte sich eben vorgestellt, wie der Tod zu Lessing gekommen. Nicht als der Tod der Schlachten, nicht als der Schnitter, der eine morgenjunge Blume mäht. Der Tod des Weisen — und er schrieb:

Der Tod, ein schöner Genius,
Wie Mengs ihn malt, in seinem schönsten Bilde,
Gab unserm Lessing einen Kuß
Und sagte: Komm! Ins selige Gefilde
Weit weg von Götz und Cerberus.

Heraus aus dieses Erdballs rundumwölktem Kreise
Zu höherm Zweck, zu hellerm Licht empor
Schwang sich mein Geist, längst voller Mut zur Reise,
Die für der Erde Sohn auf unbekanntem Gleise
Des Schöpfers Will' erkor.

Sei wo du willst. Ein Geist wie deiner
War ausersehn zu höh'rer Würde Glück.

Waren diese Verse Lessings würdig? Ach, diese Anmaßung durfte der Dilettant nicht haben. Doch vielleicht freute sich Uz daran, wenn er sie ihm morgen brachte, als ein Zeichen, daß ihn die Nachricht bewegt habe. —

»Erheitern Sie meinen Bruder ein wenig, Herr Neithardt von Gneisenau.« sagte Esther Sophia Uz zu dem Gast. »Er ist noch im Gärtchen, ich will ihn rufen.«

Die hagere alte Gestalt mit der großen Kattunhaube ließ Gneisenau allein in Uzens Arbeitszimmer. Da war auf dem Lesetisch Nathan der Weise aufgeschlagen, und daneben lagen friedlich die Aushängebogen des endlich bis zur Edition gediehenen neuen Ansbachischen Gesangbuches, das Uz auf Wunsch des Markgrafen mit dem Generalsuperintendenten Jundheim seit vielen Jahren bearbeitete, die alten Choräle von allzu derben Stellen befreiend und es zu dem Ziel zu bringen:

Hoch, ohne Schwulst, in edler Einfalt schön,
Und rührend sein, und jedes Herz erhöhn.

Seltsame Zusammenstellung! Das Manifest starren Luthertums und Lessings Nathan der Weise. Gneisenau lächelte. Uz war treu. Immer noch lag auf seinem Tisch das abgegriffene Exemplar des Trauerspiels »Codrus«, von dem jungen Ansbacher Freiherrn von Cronegk geschrieben, gestorben in der Neujahrsnacht von 1758, immer noch lagen da die vergilbten Hefte von Cronegks Wochenschrift »Der Freund«. Es war kein idealischer, aber ein treuer Freund, der sie hütete.

Der Dichter der Theodicee trat ein. Sein Gesicht, das immer ein wenig schien, als wäre es entstellt von einem Schnupfen oder von Weinen, und versuche darüber ein Lächeln, hatte auch heute kein Pathos angelegt.

»Es tut wohl, bei einer Empfindung Teilnahme zu wissen, Herr Neithardt von Gneisenau. Ich weiß Sie auch betrübt um unsern Lessing. Er hat noch die Jugend seiner Nation für sich. Das ist schön.«

Die Schwester Esther Sophia kam wirtlich und leise ins Zimmer und brachte gestopfte Pfeifen und eine Flasche Wein. Dann verschwand sie wieder.

Die Ungleichen von Alter, Gestalt und Temperament begannen einen Dialog zum Lobe Lessings. Emilia Galottis Geschick schritt im Erinnern durch das Zimmer mit dem alten und dürftigen Gerät, und die ästhetischen Gesetze, abgemessen an den Qualen Laokoons, wurden traktiert. Und dann holte der »Gesangbuchmacher«, wie er in der frommen Stadt hieß, ein Blatt aus seiner Kupferstichmappe, das Bildnis des verehrten Toten. Es war gar schön und stattlich, mit dem weißen Toupet, den vollen, vergeistigten, würdevoll heiteren Zügen, den leicht nach oben gebogenen Mundwinkeln.

»Er hatte das Prä der Natur, ein schönes Angesicht,« sagte versonnen der alternde Mann mit den wie vom Weinen verschwollenen Zügen, den wie in Tränen gebetteten Augen.

Gneisenau beugte sich über das Blatt.

»Das Lächeln Lessings — wird man es nicht einst das Lächeln des achtzehnten Jahrhunderts

nennen? Das Lächeln der großen geistigen Persönlichkeit. Nicht wahr, das Lächeln Goethes bleibt unvergleichlich, doch das Lächeln Lessings ist wie Symbol des Jahrhunderts: Humanität, Weisheit, Vollgefühl der Persönlichkeit und heitere Gelassenheit drückt es aus. Wer so lächeln konnte, wußte zu leben, und war doch diesem Leben überlegen.«

Ein wenig hastig zog Gneisenau sein Gedicht heraus, bat höflich um Erlaubnis und las vor. Es erschien ihm nicht mehr so schön wie in der Nacht, da er es geschrieben hatte. Und Uzens Beifall »Vortrefflich, höchst vortrefflich, mein werter junger Freund!« bestätigte wohl, daß die Verse nicht gerade genialisch waren. Denn »vortrefflich, höchst vortrefflich« sagte man zu Ansbach von allem, was nicht als verabscheuungswürdig gebrandmarkt werden mußte.

»Sei, wo du willst,« griff Uz ein Thema auf, »ein schöner Gedanke, mein werter junger Freund. Sie gaben dem entkörperten Geiste die Freiheit, sich die Seelenheimat zu wählen. Unbedenklich in Ansehung des großen Geistes, von dem Sie sprechen.«

»Aber nicht passend für all Ihre Gesangbuchleser,« lächelte Gneisenau. »Doch ist es nicht so auf Erden: in der Wahl seines Lebensweges zeigt der Mensch seinen Rang?«

»Die Wahl wird oft durchkreuzt,« antwortete Uz und sog heftig an seiner langgestielten holländischen Pfeife. Er mochte nach Römhild denken, wo einstens ein Fräulein seine Wahl nicht angenommen hatte.

»Es handelt sich natürlich um die Wahl einer Idee,« fuhr der Jüngling lebhaft fort.

Der alte Dichter seufzte leise. »Auch bei einem Beruf legt sich uns viel über den Weg. Dachte ich, als ich meine Anakreon-Übersetzung schrieb, daran, daß ich einst Gesangbuchlieder revidieren müßte? Und so vieles ist, was einem Bürde wird, wenn man alt ist. Da soll ich eine neue Schrift von unserm Wieland rezensieren.«

Gneisenau lächelte. »Ach, der Wieland! Er schreibt, was all die braven Familienväter sich wünschen und nicht dürfen, daher sein Erfolg.«

Uz schüttelte bedenklich den Kopf zu dieser Rezension. Er sagte ein wenig kummervoll: »Da liegen mir auch immer noch die Gedichte der Karschin auf, die ich unter das hiesige Publikum bringen soll. Itzo, wo Sie verraten haben, daß Sie selbst den Helikon besteigen, dürfte ich Sie da bitten, mir die Last mit der Karschin ein wenig abzunehmen?«

Gneisenau lachte hellauf: »Wertester Herr Assessor, darauf verstehe ich mich nicht. Aber ich will gern auf der Stelle drei Exemplare kaufen. Eins, in das Sie für mich ein freundlich Wort schreiben möchten, und zwei mit einem Gruß von Ihnen an zwei gar liebe Mädchen in der Stadt.«

Uz ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Die Büchlein waren zur Stelle, der Federkiel gezückt. »Wie heißen die Demoisellen, deren Namen hineinsollen? Ah, die Hofgärtnerstöchter?« Uz lächelte. Dabei hoben sich die Winkel des etwas flachen Mundes hoch, und er bekam einen freundlich-spitzbübischen Zug:

»Der Weise darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit sehn, die Schönheit auch empfinden,
Auf Blumen ruhn, und wenn er edlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich sein,«

zitierte er sich selbst. Dann aber, die Gestalt seines Gastes messend, die Uniform des Avantageurs betrachtend, fragte er plötzlich: »Haben Sie Kabale und Liebe gelesen? Die Affäre von Luise Millerin und dem adligen Major? Und ist Ihnen die Geschichte von der Kantorstochter in Potsdam bekannt, bei der Kronprinz Fritz, jetzo Seine glorreiche Majestät von Preußen, die Flöte spielte?«

Unmut flog über Gneisenaus Stirn. Er wollte etwas Heftiges erwidern, dann sah er die müde Resignation über den verschwommenen Zügen des alternden Mannes, besiegte seine Empfindlichkeit und antwortete in seiner geistesgegenwärtigen und wundervoll höflichen Art mit einer Ode von Uz:

»Der ganzen Schöpfung Wohl ist unser erst Gesetze:
Ich werde glücklich sein, wenn ich durch keine Tat
Dies allgemeine Wohl verletze,
Für welches ich die Welt betrat:

Wann wider meine Pflicht mein Herz sich nicht empöret,
Und niedrer Eigennutz, der die Begierden stimmt
Und ihre Harmonie zerstöret,
Nicht unter meinen Trieben glimmt.«

Er stand auf, verbeugte sich, nahm die Bücher der Karschin an sich, legte drei Gulden dafür auf den Tisch und sagte adieu.

Da rief ihm der alte Dichter nach: »In meinem Garten sind heute die ersten Frühlingsboten aufgeblüht. Ich komme mit hinunter. Wollen Sie die Blumen mit einem Gruß Dero Demoisellen mitbringen?«

Rasch versöhnt folgte Gneisenau und erhielt ein paar lila Krokusblüten. »Wie heißen die Pflanzen?« fragte er freundlich. »Ganz bestimmt, sie müssen Märzenbecherlein genannt werden.«

Da schenkte ihm zum Abschied der gute Uz das schöne Lessingwort: »Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß. Nicht der erworbene Vorrat des Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst herauszubringen vermag, macht seinen Reichtum aus.«

Als Gneisenau im blauen Dämmer des Märzabends über den Schloßplatz ging, begegnete ihm sein Hauptmann.

»Guten Abend, Herr Leutnant August Wilhelm Neithardt von Gneisenau, gratuliere, gratuliere! Seine hochfürstliche Durchlaucht, unser Herr Markgraf, haben allergnädigst geruht, heute nachmittag Dero Patent als Sekondeleutnant im Feldjägerregiment zu unterzeichnen.«

Jähe Röte flog bis unter die dunklen Haare. »Danke gehorsamst, danke gehorsamst, Herr Hauptmann!«

»Haben Chance gehabt, Herr Neithardt von Gneisenau,« fuhr der Hauptmann von Pöllnitz fort. »Nun, haben Offizier zum Vater gehabt, Neithardt war kein Name, Neithardt von Gneisenau läßt sich besser an. Werden Dero ritterliche Tapferkeit bald erproben können.«

»Gibt es Krieg?« rief der Jüngling.

Der Hauptmann heftete seine Blicke zur Seite, starrte das markgräfliche Schloß an, als wäre es ihm neu, und sagte: »Haben wohl überhört? Haben Patent für das Feldjägerregiment!«

Da erblaßte der junge Offizier. Das Feldjägerregiment stand marschbereit, in wenig Tagen sollte es nach Amerika gehen. Gegen hohe Geldsubsidien, die der Verwaltung der Markgrafschaft zugute kamen, abgetreten an die britische Regierung zu ihrem Kriege gegen die nordamerikanischen Kolonien. Pöllnitz senkte den Blick. »Befehl ist Befehl,« sagte er. »Und wer ein großer General werden will, muß ein gehorsamer Leutnant gewesen sein.« —

Der Leutnant stand in seinem Zimmer. Auf dem Tisch lagen die Bücher der Karschin, daneben das Patent. Bei allen Göttern, den Augenblick, da aus dem einstigen Gänsehirten der Offizier wurde, hatte er sich anders gedacht. Sehnsuchtsweg nach Sanssouci, wohin versinkst du? Die Wahl des Weges wird oft durchkreuzt. Vorhin hatte er gelacht über die Worte des alten Uz, jetzt standen sie als Wahrheit vor ihm. Im Dienst einer amerikanischen Weltmacht auf amerikanischer Erde zu sterben, für eine Sache, die niemals seine Sache war, zu kämpfen, dies sollte sein Weg nach Sanssouci sein? Er ballte die Hände zu Fäusten. Er warf das Wehrgehäng von sich. Er nahm das Patent, als wolle er es in Stücke zerreißen. Da sah er noch ein Schreiben auf seinem Tisch. Er zerfetzte das Siegel. Es war eine Einladung für den Sekondeleutnant, für morgen abend zum Hofkonzert: in demselben Saal, da Kronprinz Fritz als Gast seiner Schwester die Flöte gespielt. In demselben Saal, wo der Prinz seine Flucht nach England geplant. Sein Neffe lud ein zum Hofkonzert. Durfte dieser Neffe Truppen nach Amerika senden, wenn der große Oheim es nicht billigte? Durfte in den Stammlanden der Hohenzollern etwas geschehen, das der Chef des Hauses nicht wollte? Kaum. Gneisenau senkte die Stirn.

Der Weg nach Sanssouci heischte einen Umweg. Er mußte durchschritten werden. —

Es war zu spät, heute noch in das Hofgartenhaus zu gehen. Der andre Morgen brachte die Audienz beim Markgrafen, die Präsentation der neuen Offiziere. Stundenlanges Warten in Vorsälen. Endlich ein kurzer gnädiger Blick des Mannes, an dem Gneisenau nur das eine sah, daß er der Schwestersohn des angebeteten Königs war.

Zu früher Nachmittagsstunde lief Gneisenau in das Haus der Schwestern. Er hatte seine neue Uniform noch nicht. Erst zum Abend, zum Hofkonzert, war der Schneider mit Änderungen so weit. Mein Gott, wie es nun Margareth sagen, daß er fortging? Wie die Worte finden?

Er traf nur Ernestin. Sie war in einer Kammer des Hauses beschäftigt, Bast zu zerschleißen. Gneisenau bat, sie möchte sich nicht stören lassen. Er liebte den sonnigen wunderlichen Raum, der voll Schiebladen war und voll kleiner Säckchen, die an Schnüren von der Decke hingen, die Samen enthaltend für künftige Blumen, Heilkräuter und Gemüse. Mechanisch tat er, was ihm oft Vergnügen gemacht, er zog eine um die andre Lade auf, ließ Blütenblätter durch die Finger rieseln und roch daran. Margareth sei fort, bei einer Taufe. Als Patin; eine Gartenarbeiterfamilie habe sich die Ehre ausgebeten.

Er lächelte flüchtig. »Dann sehe ich sie heute nicht, ich muß bald fort, ins Schloß. Sagen Sie ihr Grüße — ich komme morgen wieder, nicht wahr?«

Plötzlich stand Ernestin neben ihm, während er noch gedankenlos gelbe, stark duftende Blüten von Königskerzen durch die Finger rinnen ließ.

»Sie kommen morgen wieder, August Wilhelm — aber eines Tags kommen Sie nicht mehr wieder. Sie machen Margareth jetzt glücklich — und einst werden Sie sie verlassen. Warum haben Sie in ihr sanftes Herz den Aufruhr gebracht?« Eine fremde Härte, eine lodernde Düsternis lag über dem Gesicht der Ernestin. »Sie ist meine Schwester — und wir fürchten lange für ihre Gesundheit. Warum kamen Sie in dies einfache Haus, unter einem Namen, dem unsern gleich, wenn Sie wußten, daß Sie sich adlig nennen können, und daß die Sitte eine Kluft zwischen uns und Ihnen errichtet hat?«

Ein Angriff? Fast staunend sah er Ernestin in die flackernden Augen. Warum? Wußte er es? Wir tun, was wir müssen. Wir werden geführt, indem wir zu bestimmen glauben. Wir träumen vielleicht, aber alles Träumen ist Widerspiegelung der Dinge über uns — der unbegreiflichen Mächte.

Er antwortete in großer Würde: »Verlassen? Ich fand etwas wie eine Heimat bei euch. Wissen wir unsre Zukunft? Das Schicksal ist über uns — und Wunsch und Glück sind nicht immer dasselbe.«

Das Mädchen sah ihn vergehend an: »Du darfst deinem Dämon gehorchen, und wir — verwehen.«

Was ist heute mit ihr? dachte er erschrocken. Warum fielen die Hüllen und Schleier und machten Menschliches nackt? Er wollte antworten und vermochte es nicht. Er wollte sagen, ich, der Deutsche, muß in den Krieg Britanniens gegen Amerika. Befehl, nicht Untreue, reißt mich von euch. Doch er schwieg. Nicht als ein Schuldbewußter, sondern als einer, der jäh erkennt, es gibt kein Band zwischen Menschen, das ohne Leid ist.

Da klangen Schritte auf der Treppe. Ernestin eilte hinaus, er folgte ihr langsam. Auf dem Flur stand Margareth, halb gestützt oder geführt von einem ärmlichen Manne im Sonntagsrock. »Es ist der Jungfer ein bißlein schlecht worden, da hab' ich sie heimgeführt,« sagte er verlegen.

»Mir ist schon wieder ganz wohl, ich dank' Euch,« wehrte Margareth mühsam ab, aber ein Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie Gneisenau erblickte.

Er war besorgt und voll Eifer. Was ihr denn fehle? Und er führte sie ins Zimmer, nötigte sie auf das alte Kanapee.

»Ich bin nur ein wenig ohnmächtig geworden,« gestand sie auf sein Drängen. »Das kommt von der Märzenluft und — geht vorüber.«

Er war heftig besorgt. Er riet Studenten- und Soldatenmittel, ein paar Glas Wein, ja, besser noch, einen starken Grog.

Besorgnis lag in seinen Augen, aber er scherzte: »Wie, Liebchen, die Märzluft weht dich um? Und ich bin als ein Sechstagkind in der Novembernacht im Wind gelegen, und es hat mir nichts geschadet.«

»Ja, du!« Margareth lächelte mütterlich. »Du bist der Allerstärkste. Und rein wie ein Siegfried oder ein Achill. Damit darf ich mich nicht vergleichen. Bis zum Abend, wenn du Zeit hast, kann ich die Zauberflöte spielen.«

»Morgen,« tröstete er und sprach davon, daß er zum Hofkonzert müsse. —

Er kam ins Schloß. Zum erstenmal unter die Hofgesellschaft. Er mußte sich vor vielen hundert Damen und Herren verbeugen. Er wurde Lady Craven vorgestellt, und mit einer klirrenden hochmütigen Stimme sagte sie: »Ah, Sie werden mit der britischen Armee kämpfen. Ich wünsche Ihnen Glück.« Sie war eine stolze, kühle Erscheinung, umgeben vom Duft der großen Welt. Man vergaß, daß sie das schlimme Wort Mätresse zu fürchten hatte. Pompadour von Ansbach?

Es war ein wundervolles Eckzimmer, in dem die Lady Cercle hielt. Graue Seide bespannte die Wände zwischen silbernen Schmuckleisten. Silberne Stühle, vom Grau des Damasts zu Nebelwesen gedämpft, silberne Kandelaber mit Kristallprismen, überall dieses seltsam belebte, matte, fast gespensterhafte Licht. Die Blondheit Lady Cravens war von diesem Silberschein umflossen, erhöht, veredelt.

Gneisenau trat in eine Fensternische, und als er sich wandte, sah er, daß er die beiden Schloßflügel überblicken konnte, schier endlose Gemächerfluchten, erstrahlend in Kerzenschimmer.

Und durch diese Räume war sein Abgott geschritten, einst, als er so alt war wie heute sein Adorant. Gneisenau lächelte. Ist des Königs Weg nach Sanssouci so leicht und ohne Biegung gewesen? Hatte nicht der Königssohn eine Jugend gehabt, so hart, daß ein Gänsejunge vielleicht glücklich daneben war?

Die Flöten klangen. Und plötzlich flammte Jugendlust und ein fröhlicher Stolz in Gneisenau auf: es war doch wunderschön, kein Gänsehirte, kein Student, kein Avantageur mehr zu sein, sondern ein höfischer Leutnant, der mit seinem Degen den Ruhm erobern konnte. —

Als ihn die kalte Sternennacht wieder aufnahm und er den Himmel überflog, die alten, ewigen Bilder suchend, dachte er wieder heftig an Margareth. Er wollte sehen, ob sie noch Licht hatte. Ihr Schlafzimmer lag nach dem Hofgarten zu. Am Tor träumte ein Wächter. Er taumelte hoch, als er Schritte vernahm, und stammelte: »Es kuhleint arg auf die Nacht!«

»Und die Schritte halleinen gar sehr,« erwiderte Gneisenau in Freude an den sonderbaren Worten dieses Landes. Er hatte sie manchmal mit den Mädchen geübt und fand, es gab Ausdrücke hier, die eine sprachschöpferische Kraft verrieten. Es halleint und es kuhleint, wer mochte den Sinn dieser wunderlichen Wortgebilde nicht erraten?

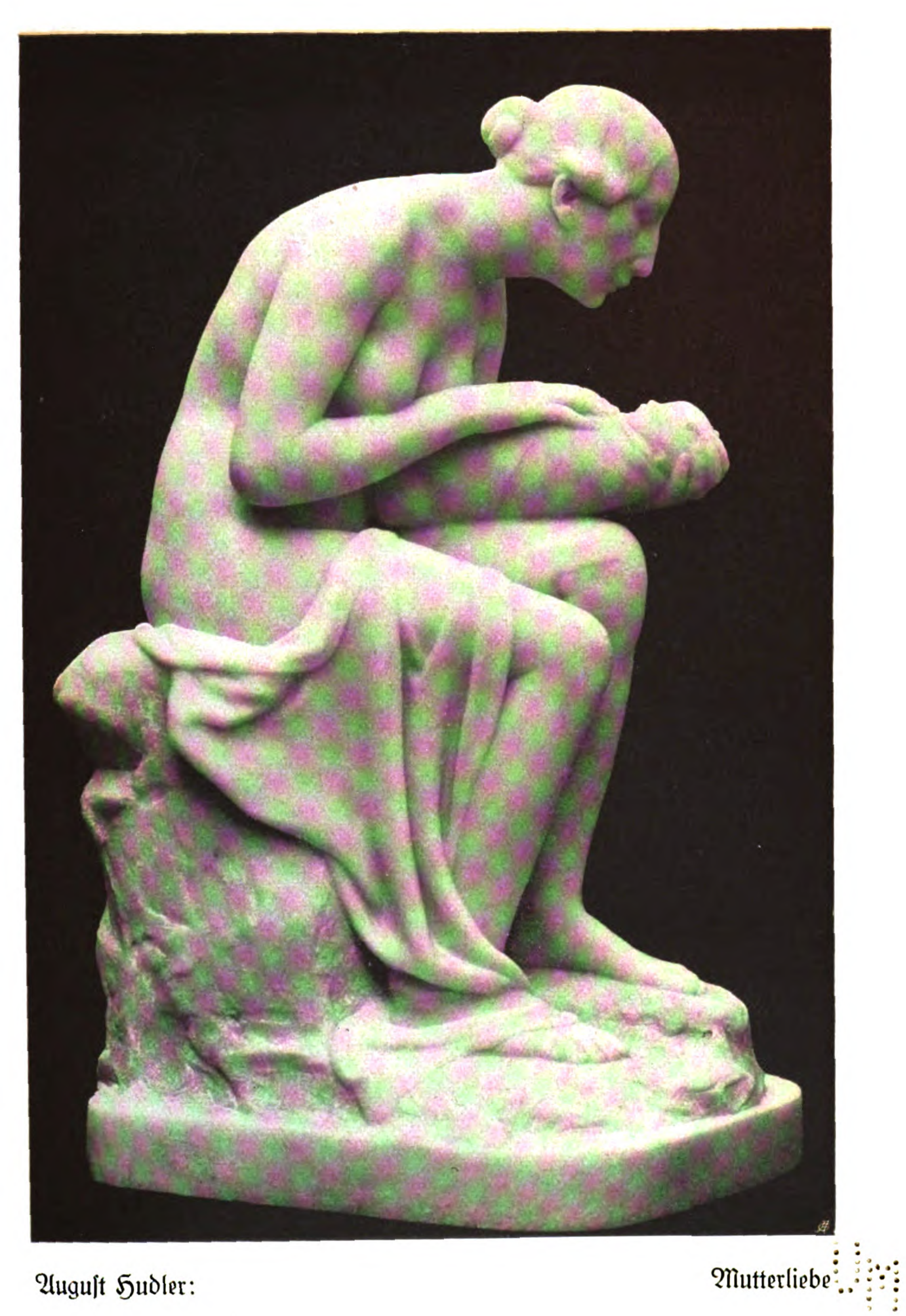
»Und die Sterne glotzen so arg die Nacht,« sagte der Wächter wieder. »Es sind böse Stern', wenn sie so schindern vom rabenschwarzen Himmel. Ob es über dem Amerika auch Stern' gibt? Es ist noch keiner wiedergekommen, da möcht' man straucheln im Wissen.«

»Geht jemand von Ihrer Familie mit den Jägern?«

»Ma Su,« antwortete der Wächter kurz.

»Euer einziger Sohn? Glaubt an gute Sterne, Vater! Drüben, über dem Meere scheinen sie auch.«

Der Wächter schüttelte den Kopf: »Die net. Mir ham die unsrigen. Wenn daß der Mond vo für die Wilden wär', nacher kennt' mar ka Zuversicht mer zu ihm hamm, wann er scheint.«



August Hudler: Mutterliebe

Gneisenau bog in den alten Park ein. Man kann kein Vertrauen zu Gestirnen haben, die auch für andre scheinen — wunderliche Weisheit!

Durch das Hofgärtnerhaus flackerte ein Licht. Es war im Erdgeschoß eben noch gewesen, nun ging es an dem kleinen Treppenfenster vorüber, nun brannte es trübe hinter den Mullgardinen von Margareths Fenster. Ein zweites Licht entflammte in der Mansarde. Was war hier — spät in der Nacht?

Es sind böse Sterne über der Nacht, hatte der Wächter gesagt. Gneisenau fröstelte. Doch er mußte fort. Er hatte Ablösung auf der Wachtstube an der Reitbahn.

Als er am andern Mittag in das Hofgartenhaus kam, sagte ihm der Vater der beiden Mädchen auf eine arme und karge Art, seine Tochter Margareth habe den vorigen Abend einen Blutsturz gehabt. Es wäre das Leiden der Mutter, lange von ihm gefürchtet. Sie würden sie wohl nicht mehr lange behalten. Der Hofgärtner sagte es still, wie ein Leidgewohnter. Und fügte hinzu: »Darum hab' ich ihr auch den Willen gelassen. Denn daß meine Margareth keinen Bräutigam braucht, das habe ich immer gewußt.«

Gneisenau stand wie vernichtet. Dies konnte, dies durfte nicht sein, daß sie starb. Daß sie zu den Schatten ging. »Ich hole einen Arzt,« rief er und rannte fort.

Doch das Genie des Doktor Heerwagen mußte seine Ohnmacht bekennen. »Ich war schon dort,« sagte er. »Sie hat keine Schmerzen und wird ganz ruhig einschlafen.«

»Ich will zu ihr!« rief Gneisenau der Ernestin zu. Er hatte die Hände voll Veilchen.

»Ja, das wird sie freuen. Aber Sie sagen ihr nicht, daß Sie ausrücken müssen. Bis es so weit ist, ist ihr vielleicht wieder besser.«

»Wieder besser?« In Dankbarkeit für das Wort beugte sich Gneisenau herunter und küßte Ernestin auf das blonde Haar. Er wußte nicht, daß ihn niemand in diesem Hause in die Jungfernkammer gelassen hätte, wenn es je wieder besser würde.

Da lag Margareth bleich und sanft auf dem schmalen Lager. Sie schien unendlich schwach. Und schöner, als der Tag sie gemacht, umkleidete sie der Abschied vom Leben. Den Jüngling täuschte der Elan, der ihr Gesicht überflutete, als sie ihn erblickte. Er vermochte zu lächeln. »Du liegst in deinem weißen Bett, wie ich im weißen Schnee lag. Einer muß kommen und dich aufheben!«

»Einer wird kommen,« sagte das Mädchen. »Einer wird kommen, das bist nicht du.« —

Noch ehe sich der Tag verschattete, starb Margareth. An einem erneuten Blutsturz, wie einst ihre Mutter.

Der Jüngling verharrte die Nacht in dem Trauerhause. Er fühlte die Welt wie in Wasser zerrinnen. Nicht des Todes rührendes Bild stand vor ihm, sondern alle Schrecken der Auflösung, der Vernichtung. Ein Häuflein Jammer war bald, was er geliebt. Ein Stück Hilflosigkeit, das man im Schoß der Erde verbarg. Ein zerstörter Traum, ein zerstörtes Bild, ein Begriff nur noch ohne Sein. Er sah mit Überwindung auf das entrückte Gesicht der Toten. Sie hatte ihn verlassen, als er sie verlassen mußte. Vielleicht hatte sie es gewußt, daß er fortzog? Vielleicht war die Kunde vom Ausmarsch in der Stadt zu ihr gedrungen und hatte ihren Untergang beschleunigt?

Er fühlte die Welt wie in Wasser zerrinnen. Es litt ihn nicht mehr in dem angstvollen Hause. So schritt er die Treppe hinunter, durcheilte die schlafende Stadt und irrte den Wäldern zu. Unter den fremden Gestirnen der schauerlichen Stunden vor dem ersten Hahnenschrei.

Sehnsuchtsweg, wie bist du verschüttet! Stolzer Lebenstraum, wie unmöglich ist, noch an dich zu denken! Ein Stück von deinem Herzen ist fortgerissen, und was du noch in der Brust trägst, hat keine Flügel mehr. Die Menschenangst steigt dir hoch — und die Verlassenheit ist deine Heimat.

Gott, wo bist du?

Als sie den bitterlichen Kirchhofsweg mit Margareth gingen, drängte sich ein Mann der besseren Stände an Gneisenau heran und nötigte ihm ein beschriebenes Blatt auf. Gneisenau schob es mechanisch in seinen Ärmel.

Er starrte auf den weißen Sarg. Der war vom Bahrtuch entblößt, schwebte über dem Erdenspalt. Es lag ein breites schwarzweißes Band darauf. Das Preußenband, sein Geschenk. Er riß die gesenkte Gestalt auf, sah zu der weinenden Ernestin hinüber, die das Band hingelegt haben mußte.

Und plötzlich dachte er: Starb Margareth nicht ein Traum ihrer Träume? Es war ein Sehnsuchtsweg ohne Entzauberung, der hier endete ...

Am Abend, in seinem öden Zimmer, auf dessen Tisch noch das Buch der Karschin für Margareth lag, fiel ihm das Papier entgegen vom Kirchhofsweg. Er glättete das zerknitterte Blatt und las:

Der junge Morgen dämmert schon,
Der Aufbruchstag ist da!
Die Trommel lärmt, ihr lauter Ton
Ruft: Nach Amerika!

Ihr Schall dringt furchtbar durch das Ohr
Ins elterliche Herz.
Aus diesem bricht ins Aug' hervor
Ein zügelloser Schmerz.

Wie Hektors Gattin vor dem Streit
Die Arme um ihn schlug,
Und wie nach ihm voll Zärtlichkeit
Das Kind sah, das sie trug:

So fallen Kinder, Gattinnen
Den Kriegern um den Hals
Und schrei'n, gequält von Ahnungen
Des künft'gen Trauerfalls:

Was gehn uns Englands Kolonien,
Was die Rebellen an?
Was soll in andre Welten ziehn
Kind, Vater, Ehemann ...

Er ließ das Papier fallen. In andre Welten ziehen? Wo war Margareth nun? Bei den Schatten? Oder in Christi Himmel? Er raffte sich zusammen. Es würde übermorgen ein schwerer Aufbruch werden. Er wünschte, er hätte seine Soldaten erst in Ochsenfurt, der fürstbischöflich würzburgischen Stadt, wo man zu Schiff ging, den Main, den Rhein hinab. Er grübelte: War es recht, Widerwillige, Widerstrebende in den Krieg zu führen? Entsprach dies den Gesetzen der Menschlichkeit? Durfte Krieg anders sein als Verteidigung von Ehre, Heimat und Scholle? —

Er ging den andern Abend noch einmal in Margareths Haus. Ernestin hatte ihn erwartet, das sah er ihr an. Sie hockte auf dem Fenstertritt, versunken in Leid, und sie richtete eine seltsame Bitte an ihn. Er möchte noch einmal das Zauberflötenmotiv spielen. Einmal noch solle es in dem alten Zimmer klingen. Denn er kam doch nicht wieder. Aber die Seele der Schwester kam wieder. Darum solle das Lied noch hier getönt haben ...

Befrembet willfahrte er, legte nach ein paar Tönen die Flöte fort, legte sie zu der Harfe. »Ich brauche sie nicht mehr, ich werde nicht mehr spielen.«

Ernestins Augen sogen sich an ihm fest: »Du bist doch der schönste Mensch!« stammelte sie und lief aus dem Zimmer.

Die markgräflichen Jäger wurden in Ochsenfurt eingeschifft. Langsam ging die Fahrt den Main hinab. Es brauchte viele Wochen, bis man Rotterdam erreichte.

Gneisenau sah erschüttert das Meer. Und das Traurig-Abenteuerliche des Auszugs versank ihm vor der Bezauberung, über den Ozean zu segeln.

Als das Ansbacher Regiment in Amerika zu den heimatlichen Truppen stieß, erfuhr es die Nachricht, daß der Krieg sich seinem Ende zuneige und der Nachschub nicht mehr verwendet werden würde.

Die verkauften Ansbacher Burschen weinten vor Freude. Die Offiziere waren betreten. Welche Malchance! Man wollte sich Avancement holen und kehrte heim als ein Zuspätgekommener?

Gneisenau lächelte über die Verärgerten. »Wir haben doch Chance,« rief er, »wir betreten einen jungen, tapferen, siegreichen Volksstaat. Da muß es doch viel zu lernen geben.«

Die Kameraden zuckten die Schultern. Er war wohl doch kein richtiger Adliger, sonst würde er nicht sagen, daß es für Herren von Geburt in einer Republik etwas zu lernen gebe.

Doch Gneisenau wurde von allem, was er sah und hörte, lebhaft betroffen. Er benutzte die lange Zeit, die der Aufenthalt bot, zu vielseitigsten Studien. Ein Volk hatte hier Krieg geführt, nicht Söldner! Und dieses Volk hatte auf eine andre Weise gefochten als die gebrillten Bataillone des alten Europa. Die Verteidiger ihrer Heimat wußten Geboten des Augenblicks zu gehorchen, nicht einem starren System, sie paßten ihre Taktik der genauesten Kenntnis des Terrains an, sie waren Begründer einer neuen Kriegführung.

Da gab es ungeheuer viel zu lernen. Und das war gut. Man konnte dann Vergessen finden. Vergessen auch, daß man keine andre Wunde aus dem Abenteuer brachte als eine Narbe auf der Oberlippe aus einem Zweikampf.

Zur Mittsommerzeit von 1783 segelten die Schiffe mit den Truppen wieder nach Europa ab. Gneisenau ließ sich unterwegs überreden, sich in das Infanterieregiment von Seybothen versetzen zu lassen, das in Bayreuth stand, unter dem gleichen Souverän wie die Ansbacher Jäger. Als ein ruhmlos zurückgekehrter Offizier wagte er sich nicht nach Potsdam. Spazierfahrten nach Amerika waren kein Empfehlungsbrief. Doch in Bayreuth, wo die Freundin und Schwester des großen Königs gelebt, würde er sich Preußen näher fühlen können. Und — er wollte nicht nach Ansbach zurück. Denn vielleicht wäre er dort der Erinnerung unterlegen und hätte angenommen, was auf ihn wohl wartete: das Herz der Ernestin. Einstmals war er in Unschuld in eine holde, vorfrühlingshafte Beziehung geglitten. Jetzt war er wissend und wollte nicht kommen, um später wieder verlassen zu müssen.

Es wurde eine stürmische Überfahrt. Die Äquinoktien wüteten, und in der Straße von Dover, auf der Reede von Deal lag man fest, strich die Segel.

Gneisenau ging oft an Land. Die Königschlösser Heinrichs des Achten, Deal Castle und Walmer Castle, lockten ihn. Aus der Düsternis ihrer Gotik drang der Ruf leidenschaftlicher Vergangenheit zu ihm, tönte die wilde Melodie von den blutlüsternen Herzen der Tudors. Doch noch etwas andres klang aus Deal Castle: eine lebendige und schöne Altstimme. Manchen Abend lief er hin, das unsichtbare Mädchen singen zu hören.

Meer, Nebel und Strand flossen zusammen

im geheimnisvollen Grau des Novembers. Das schöne Bild der Welt war verhangen, der Mensch selbst zum Schatten geworden in der großen Dämmerung der Natur.

Und durch dieses Dämmern klangen die dunklen, schönen Rufe, die betörten, als kündeten sie den Mythos der Landschaft, als trügen sie Erinnerung von unerschauten Zeiten her, unerschaut als Vergangenheit oder Zukunft.

Der Reiz dieser abendlichen Wege wurde für August Wilhelm so stark, die Begierde, die Sängerin auch zu sehen, so groß, daß er sich eines Tags Einlaß in Deal Castle verschaffte.

Ein alter Gelehrter, Bibliothekar des fernen Besitzers, wohnte da. Bei ihm fand es Geltung, daß man bereit gewesen, für britische Interessen zu kämpfen.

Der alte Herr redete mit Gneisenau von Goethe und Lessing, und von Algernoon und Rosalind. So hieß die Tochter, so hieß ihr Verlobter, der in Indien Dienst tat und wohl erst in Jahren zurückkam.

Rosalind? Ach, so lange, lange Zeit hatte kein Mädchenname mehr an August Wilhelms Herz gerührt.

Sie besaß einen fernen Algernoon, er ein fernes Grab. Und er dachte, während er durch den Novembernebel, selbst wie zum Schatten geworden, wieder zu Schiff ging: Wir könnten zusammen passen in dieser großen Öde, ich möchte sie einmal sehen.

Der Wunsch erfüllte sich. Er traf Rosalind am Strand. Er hatte sie nie vorher erblickt, und ihre Lippen waren stumm. Aber er wußte, sie mußte es sein, die auf den Klippen saß und über das graue, nebelbelastete Meer hinsah.

Geisterhaft war die Einöde. Sehnsucht glomm auf, in dieser undurchdringlichen und unermeßlichen Weite eins zu werden mit dem Element und dem All.

Wie ein fernes Nichts schien der Gedanke an Tätigkeit, an Betätigung, an Taten. Aus dieser Verlassenheit erwuchs der chaotische Wunsch ins Ungezügelte und Ungegliederte. Man wurde hier zum Menschen in seiner einfachsten Form: träumende Kraft, schlummernde Ahnung.

»Tell me the Deal-song or the song of your country,« sagte er zu der fremden, schönen Gestalt.

Sie sah ihn an, Vogelblick in den Augen, scheuen, raschen Vogelblick. Die fliehende Gebärde an ihr verebbte. »Sind Sie traurig?« fragte sie. Und dann begann sie zu singen.

Er verstand nicht alles, die Wachsamkeit schwand vor dem Betörenden der Stimme. Doch er erfaßte, es war ein altes Lied von einem keltischen Barden, den man nicht aufnahm im Schloß, dessen flehentliche Bitten nicht Gehör fanden, obwohl er singen wollte von den alten Königen Angelsachsens und dem Leid der Unterliegenden bei Hastings, als der Eroberer einbrach.

Die rhapsodische Weise veränderte sich zum Schwermutsklang. Der Barde starb in kalter Winternacht am Strand, starb vor Deal Castle, das seiner Stimme nicht Gehör gegeben, dieser Stimme, die weitertönen würde durch die Zeiten, als Unruhe, Unruhe und Qual —

»And oft'n amidst Decemberstorm
You'll hear this voice again.«

Der Stimme der Sehnsucht hatte man nicht Gehör gegeben, die eigne innere Stimme mißachtet. Gneisenau lächelte ziellos. In dieser Meer- und Nebelwüste vergaß man Sehnsucht und Wollen. War man schon bei den Schatten? Und er dachte: Sing mir kein Lied von der Vergessenheit, du Schattengefährtin unwirklicher Tage ...

August Wilhelm von Gneisenau saß in der alten Halle von Deal, die vom blutroten Ruhm der Tudors das tote Zeugnis gab. Feuer brannte im Kamin. Ginster- und Wacholderzweige flammten auf, trugen den Duft ferner Sommer. Der alte Gelehrte schlief ein in seinem ungeheuren Lehnstuhl, wurde klein, den Laren gleich. Die Tochter kauerte vor dem Feuer. Sie hatte die Gebärden der Freien aus einem andern Zeitalter, einer andern, mythischen Welt.

Und sie sang. Es waren wohl die Lieder an Algernoon, mochten die Namen auch great William, great Alfred heißen. Es blieben die Lieder an Algernoon, den fernen Geliebten. Und es waren die Lieder gestorbenen Liebesglücks, für den, der sie hörte ...

Die Schiffe lagen fest vor Anker. Man wagte sich nicht über den Kanal. Tod und Untergang ist ihnen kein holdes Wort, dachte Gneisenau, die ängstlichen Reden von Offizieren und Mannschaft hörend. Kerls, wollt ihr denn ewig leben? schwebte ihm auf den Lippen. Aber wer noch keine Schlacht geschlagen, soll sich vor Fritzischen Aperçus hüten.

Er ging wieder zurück nach Deal Castle, eingesponnen in eine sonderbare, unwirkliche Traumwelt. Er kam als ein Schweigender und hörte die Lieder von Rosalind. Und es war ihm, als wüßte sie um alle Geheimnisse von Meer und Land, als sei sie erwachsen im Nebelmorgen der Erdwerdung.

Tief im Chaos, oder tief in Gott. —

Da war ein Abend, daß sie ein Lied sang von Wanderern, die sich begegneten auf dem Wege vom Orkus zum Lichte. Ihr helles Haar schimmerte im Feuerschein, und ihre Stimme war süß und hold und schmeichelnd, wie der Duft einer edlen Frucht.

Und plötzlich wußte der Mann, daß dies nicht mehr ein Lied für Algernoon war. Nicht mehr für Algernoon. Sie hatte geendet. Sie wartete.

Er spürte die Bereitschaft ihres Mundes wie ein magisches Band durch den weiten Raum. Er taumelte hoch, fühlte ein Beben in den Kniekehlen, fühlte sich umflutet von Rätsel und Rausch — ging, legte die Hände auf die Schulter der Knienden.

Sie sah ihn vergehend an. Sie kniete am Feuer ihres Heimatherdes und bot in Unschuld das Verantwortungslose letzten Weibtums.

Ein Zucken ging durch sein Herz.

War dies sein Sehnsuchtsweg? Nein, nein, nimmermehr!

Er beugte sich herunter zu der Knienden, Tiefbereiten: »Ich liebe dich. Lebe wohl!«

Sie hing an seinem Mund. Es wäre der Kuß des großen Vergessens, wußte er.

Aber das große Vergessen war noch nicht sein Ziel. Und der Eros nicht sein Erlöser.

Hinter dem Locken der Stunde, hinter den Nebeln über Meer und Land, hinter der Möglichkeit, ins Vergessen und in den Rausch mystischen und einfachsten Erlebens zu sinken, hob sich sein altes Sehnsuchtsziel.

»Fare thee well,« wiederholte er der Knienden.

Sie sank zurück. »Algernoon!« stammelte ihr vielgeküßter Mund, der schien, als trüge er die Frühe echten Empfangens.

»Algernoon — Rosalind — fare you well. For ever, fare you well.«

Er ging. Der Nebel stand wie eine Mauer um das Tudorschloß von Deal. In der Halle verschluchzte ein Weinen.

And oft'n amidst Decemberstorm
You'll hear this voice again ...

Gneisenau starrte auf das grauverhüllte Wasser. Das Meer des Lebens hat so viele Küsten. War es nicht endlich gleich, wo man landete oder zerschellte?

Sehnsuchtsweg nach Sanssouci — ist deine Spur im Nebel ertrunken?

Gneisenau kam auf das Schiff. Er ging zum Steuermann. »Der Morgen wird klar sein,« sagte er gebieterisch, »und in diesem Frühlicht werden und müssen wir fahren.«

Der Leutnant von Gneisenau brachte das neue Wissen aus Amerika mit: Zur Verteidigung eines Landes gehört ein Heer, aus den Freiwilligen der Nation gebildet. Dieser Gedanke beherrschte ihn, und da er alte Auffassungen, gültige Institutionen angriff, brauchte er Zeit, ihn zu verarbeiten. Vor allem schien Gneisenau notwendig, sich selbst in eine engere Fühlung mit Menschen andrer Stände zu bringen, seinen nur militärischen Umgang konsequent zu durchbrechen. Wer daran denkt, daß es ihm einst beschieden sein könnte, ein Volksheer zu bilden, dem sich auch der gehobene Bürgerstand anschließt, muß seine Menschenkenntnis erweitern, sich den Menschen nähern, Fühlung gewinnen. Gesunde Jugend braucht hier nicht mühsam den Weg zu suchen. Ein rasch gewonnener Freund in der Bayreuther Garnison, Karl von Waldenfels, der Sohn eines markgräflichen Oberforstmeisters, vermittelte auf einfachste Weise Bekanntschaften. Gneisenau besuchte Oberförstereien im Fichtelgebirge, erregte und fühlte Wohlgefallen, und während eines belebten Sommers und bei schönem Jagdglück des Herbstes lernte der junge Offizier eine Reihe tüchtiger und deutschgesinnter Männer kennen, die in den Amtshäusern des Gebirges saßen.

Dann traf er in Berneck den jungen Humboldt, der Gesteinstudien trieb, und war von dieser Begegnung entzückt. Alexander von Humboldt kam aus Berlin und Weimar, er kannte den großen König aus fernem Anblick, und er kannte Goethe aus manchem Gespräch.

Gneisenau fühlte, in Humboldt lernte er einen Menschen kennen, dessen Name sich wohl auch dem Gedächtnis der Nation einprägen würde. Ob Humboldt von ihm dasselbe dachte? Er hatte etwas Zurückhaltendes, eine Spur von Hofmann. Die Gneisenausche Frische und Warmblütigkeit machte vielleicht manchmal einen kleinen faux pas ihm gegenüber.

»Sie müßten Frauen kennenlernen,« sagte einmal Humboldt sanft und weise.

Wie, kannte er nicht Frauen? Margareths Lächeln und ihre stille Hingabe, Ernestins verhaltene Heftigkeit, Rosalinds Elementarisches. Ernestin schrieb ihm manchmal. O nein, er vergaß sie nicht. Er schickte ihr Bücher und Musikalien und auf eine heimliche Weise auch Geld. Denn ihr Vater war gestorben.

»Frauen?« sagte er ein wenig spöttisch.

»Damen, meine ich,« erwiderte Humboldt und blieb am Ufer des Baches stehen, der neben ihrem Gespräch dahinfloß. »Damen, die Perlen tragen, wie man sie hier in den Gewässern fischt.«

»Oh, doch hoffentlich schönere!« rief Gneisenau munter. »Wenn schon eine Perlenkette, dann doch nicht so, daß man sie mit der Lupe betrachten muß, wie die Funde in diesem gesegneten Wässerlein hier. Aber Sie meinen, Herr von Humboldt, es fehlt mir an Welt?« Er sagte es frisch, überlegen. Er dachte: Ich habe Welt genug, um nicht Herrn von Humboldt mit der Erzählung zu genieren, daß ich einst ein Gänsejunge war. »Es fehlt mir an Welt, wie sie zum Beispiel Goethen die Frau Stallmeisterin von Stein vermittelt hat! — Ja, wissen Sie,« fuhr er intuitiv fort, »Frauen von eminentem Charakter sind überhaupt viel gewandter in Menschenkenntnis als die Männer. Doch wo finde ich hier eine Charlotte von Stein? Seit die große Markgräfin gestorben, gibt es zu Bayreuth keine große Dame mehr.«

Humboldt lächelte. Sein feines Aristokraten-

gesicht mit den leicht femininen Zügen war ein starker Gegensatz zu Gneisenaus strahlenden Farben, den temperamentvollen Augen, dem starken, blühenden Gefüge regelmäßiger Formen.

»Mein lieber Gneisenau, es muß sich ja um das finish unsrer éducation nicht gleich eine Altesse royale bemühen. Oder tun Sie es nicht geringer? Wenn es auch eine Ministerin sein dürfte, wäre ich imstande, Sie auf den Nachmittag ganz zwanglos bei Frau von Trütschler-Falkenstein einzuführen. Sie wohnt hier noch zu ihrer ländlichen Erholung, und Sie würden zu Bayreuth im Winter das geist- und gemütvollste Haus sich eröffnet sehen.«

»Ich bin schon dort!« rief Gneisenau munter. —

An dem Hause, wo die Ministerin von Falkenstein Wohnung genommen, lag ein Gärtchen, und durch dieses floß der perlenreiche Bach. Granitplatten bildeten die Brücke.

Ah, Teetrinken! Führt es zur Unsterblichkeit? Kann man mit der Teetasse in der Hand die Welt erobern? Die Ministerin war in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, blond und schmal, sie trug auf dem Lande eine lose, nur leicht gepuderte Frisur. Gneisenau kam ein wenig zu laut, ein wenig zu eifrig, ein wenig zu betont hinter dem abgetönten Humboldt in das Gemach. Sein Handkuß war etwas theatralisch, seine Verbeugung heftig und eckig. Ein Töchterchen der Ministerin, die dreizehnjährige Carolin, nannte er frischweg du.

Das kleine Fräulein sah frappiert auf, dann lächelte es: »Du bist der Offizier, der aus Amerika kommt. Sagen dort alle Menschen du zueinander?«

»Carolin, ich bitte dich, was soll Herr von Gneisenau von dir denken?«

Carolin hob die schmalen Schultern. »Ich darf ihn doch nicht korrigieren, wenn er mich du nennt.«

Die éducation beginnt schon, dachte Gneisenau belustigt.

Er war eine Viertelstunde später mit dem kleinen Fräulein unten im Garten an dem Perlenbach. Denn Carolin hatte in einer für sie unerreichbaren »Untiefe« eine große Muschel entdeckt. Die sollte ihr der Offizier, der das Weltmeer, den Ozean nicht gescheut, holen.

Er fand das Kind entzückend. Gepflegt, reinsten Teints, feingliedrig, zutraulich und vertraulich, als könne zu ihrer Mutter niemand kommen, der nicht gut war.

Was wärest du für eine süße kleine Gänsehirtin! dachte er. Sämtliche Königssöhne aller Märchen müßten sich in dich verlieben. Ach, hättest du mich doch auf meiner Gänsewiese von Schilda besucht!

Lächelnd blieb er am Bachrand stehen: »Höre, Carolin —«

»Wenn du mich nicht Demoiselle de Falkenstein nennst, mußt du mir auch deinen Vornamen sagen. Ist es Neithardt? Ich habe nie im Leben gehört, daß jemand Neithardt heißt.«

»Halten zu Gnaden, erhabene Demoiselle, ich heiße August Wilhelm. Ich bin bereit, die Muschel zu fischen. Doch sprich, wenn keine Perle darin ist, wird es dann mit unsrer Freundschaft aus sein?«

»Quelle idée, August! Wenn in dieser Muschel keine Perle ist, wirst du mir eine andre finden. Das ist doch klar.«

Ihre Exzellenz, die Frau Ministerin, sah mit der Stielbrille aus dem Fenster. Sie erblickte den Leutnant von Gneisenau, wie er sich 'n Gegenwart ihrer Tochter der Stiefel und Strümpfe entledigte und in die Untiefe des Baches stieg. Mon dieu, und es war Humboldts Bekannter?

Zu Weihnachten erinnerte sich die Ministerin wieder des Vorfalls. Gneisenau brachte Carolin eine schöne Perle an einem feinen goldenen Halskettlein. Er sei sie noch schuldig, versicherte er lachend, von damals, als die Muscheln im Bach von Berneck so enttäuschten.

Er war der fast tägliche Gast des Hauses und hatte sich ganz dem Einfluß der Ministerin unterstellt. Er lernte bei ihr den Umgang mit Menschen, die tausend Abstufungen der Beziehungen zueinander kennen, und sah sich eingegliedert in einen großen geselligen Kreis. Ferngerückt lag der kleine Frühling mit Margareth, fern das kosmisch bewegte Vorspiel einer schweifenden Erotik mit Rosalind. Und — fern lag auch der Weg nach Sanssouci.

Denn Gneisenau fühlte sich ganz froh und glücklich. Belebt und erfolgreich tat er seinen Dienst. In einer kräftigen, erdfesten Freude verkehrte er mit den ehrlichen, aufrechten Männern des gebirgigen rauhen Landes. Da waren überall Freunde. In Wunsiedel, Berneck, Himmelkron, Giech, in den Oberförstereien, den Bergämtern, den Amthäusern. Wenn er kam, zur Jagd, zur Schlittenfahrt, fehlte nach derber Fröhlichkeit nie ein gutes Gespräch. Gneisenau trug den Gedanken zum Vaterland unter die Menschen. Sie hegten ihn selbst, aber sie hatten nicht so die Worte wie er, nicht die aufbauenden Ideen. Der Hauch jener Freiheit ging von ihm aus, die immer die Sehnsucht edler Jugend ist, die nichts gemein hat mit Zügellosigkeit und deren Schwelle nur Symbol bedeutet für das Wohl andrer.

Es war ein Winter, der ihm wundervoll zusagte. Ja, es hieß schon etwas, über die verschneiten Berge zu reiten, durch die nächtlichen Wälder den Heimweg zu finden. Es heischte Kraft, zu wandern über die Hügelrücken, unter jagenden Wolken und verhangenen Sternen,

Goethes Sturmlied auf den Lippen. Man fühlte, daß man lebte. Man fühlte die feste, gesicherte Erde unter sich, und man wußte Freunde, deren helle, scharfe Gebirgleraugen in Wärme aufblitzten, wenn man kam.

»Bleiben Sie bei uns,« sagte einmal der Graf von Giech zu ihm. »Der Markgraf kann Ihnen später die oberste Verwaltung der Forsten und des Bergbaues geben, und Sie würden einziehen in das Schloß von Himmelkron. Was sollen Sie Rekruten drillen? Sie sind berufen zum Erzieher des Volkes. Dazu braucht man ein Amt, eine sichtbare Tätigkeit für das Gemeinwohl. Sie werden, wenn Sie zehn Jahre hier wirken, unserm Volk ein Abgott sein.«

Gneisenau lächelte. Oh, es wäre wohl schön hier in den Wäldern, in den Bergen, in der täglich belebten Arbeit.

Sie wanderten über einen weiten Holzschlag, Feuerchen sandten blauen Rauch in den Wintertag, der Duft des Harzes stieg aus den ungeheuren gefällten Fichten.

Und der Heimatlose dachte, es wäre wohl schön, Land unter sich zu haben oder auch die eigne Scholle hier zu finden. Es war heute große Beratung auf dem Holzplatz. Gutsbesitzer kamen herbei, in Pelze gewickelt und mit hohen Schneestiefeln. Der Junker von Conradsreuth winkte Gneisenau zu, der Junker von Pöllnitz rief: »Sie müssen immer hier bleiben, wir können gar nicht mehr ohne Sie sein. Jedenfalls müssen Sie heute uns beraten. Das Holz soll den Main hinunterfahren. Sie werden uns erzählen, wie man am Mississippi Flöße bindet.«

Er saß mit den Freunden zusammen. Es plauderte sich so gut. Die ganze Erdfestigkeit der Gestalten und Verhältnisse entsprach der Lebensfreude in Gneisenaus Wesen. Er trank, lachte, spielte Würfel, und plötzlich dachte er: Nun gehen sie alle heim zum Abend. Zu ihren Frauen, zu ihren Geliebten. Ich aber gehe heim in ein einsames Zimmer, zu einem einsamen Buch.

Warum war Carolin immer erst dreizehn Jahre alt? Er schlenderte durch die Stadt. Die meisten Häuser waren schon dunkel. Doch bei der Ministerin gab es noch erleuchtete Fenster. Da ging er hinauf, umströmt von Kälte, Waldgeruch, Frische.

Er wußte nicht, daß er geliebt war. Geliebt ohne Begehren. Geliebt ohne Irrtum und ohne Untreue gegen einen Minister. Geliebt mit dem Herzen einer erfahrenen Frau, das wieder unschuldig geworden ist, und die Dinge, die einem gelassen gewordenen Gatten kein Wunsch mehr waren, verschenken darf.

»Sie kommen heute noch, August Wilhelm?« fragte die Exzellenz.

Er war ohne Verlegenheit. »Ich sah Licht. Ich war den ganzen Tag in den Wäldern. Ich mußte noch an Ihrem Hause vorübergehen.« Er lächelte. »Ich habe auch Carolin etwas mitgebracht. Reiherfedern, die sie sich wünschte. Ist sie noch wach?« Er sah die Tür nach dem Schlafzimmer halb offen. »Darf ich ihr die Federn aufs Bett legen?« fragte er kindlich. »Ich würde Carolin so gern einmal schlafend sehen. Ich habe nie eine kleine Schwester gehabt. Es muß hold sein, wie so ein Mädchen schläft, eingebettet in das große Vertrauen.«

Die Ministerin zögerte. Dann ging sie ihm voraus.

Es brannte ein kleines Lämpchen an Carolins Bett. Sie lag in ihrem Kinderschlaf, sehr sanft und wie ein warmes Tierchen eingekuschelt.

Ein Augenblick, und die Mutter schloß die Tür. »Es ist sonderbar, daß Sie kamen,« sagte sie, »denn ich habe Sie herbeigewünscht. Heute hatte ich den Besuch eines jungen Verwandten, der in einer seltsamen Angelegenheit meinen Rat suchte. Ich möchte wissen, wie Ihre *Jugend* zu dem Problem steht.«

Er nahm auf einen Wink ihr gegenüber Platz. Es war so wundervoll still überall. Das Zimmer zeigte nur mäßige Helle, es lag traulich und abgeschlossen, und nebenan schlief die süße kleine Carolin.

Die Hände der Exzellenz, beschwert von vielen Ringen, machten eine kleine erregte Gebärde. »Es ist dieses,« sagte sie. »Ein Herr unsers Standes — nennen wir ihn Friedrich — hatte sich auf eine etwas ungewöhnliche Weise mit der feinen, sanften Tochter eines Landgeistlichen heimlich versprochen. Er meinte es treu, aber fern von ihr, wieder in seiner großen Welt, kam eine andre Verlockung über ihn, und die Briefe an jenes junge Mädchen, die wir Charlotte nennen wollen, und die über einen Freund gingen, blieben aus. Der Freund, wohl wissend, daß Friedrich es einst bitter bereuen würde, Charlotte aufgegeben zu haben, tat Ungewöhnliches: er schrieb Briefe in der Hand des Freundes und gab sie ihr. Denn er sah sie hinwelken und fürchtete, die Untreue des Geliebten würde ihr Untergang sein. Er trieb wohl so zwei Jahre lang seine edle Täuschung, diktiert von einem vorausschauenden Herzen. Was er dachte, ist nun eingetreten. Friedrich kommt aus Paris zurück. Er schreibt dem Freunde, daß er die Verzeihung der Vernachlässigten erflehen wolle. — Welchem der beiden soll der Freund nun seine Handlungsweise eingestehen?«

Gneisenau flammte auf. »Nicht ihm, nicht ihr. Das Herz duldet keinen Mittler.«

»Wie jung Sie sind, August Wilhelm! Aber wenn nun Friedrich und Charlotte einander sprechen, soll dieser rätselhafte Briefwechsel ein Phantom, ein Geschehnis ewigen Wunders bei ihnen sein? Sollen sie, wie etwa Katholiken es könnten, der heiligen Jungfrau ein Opfer dafür

bringen? Ich fürchte, Friedrich wird nicht so fühlen, sondern erforschen, wer mit seiner Handschrift schrieb.«

»Und er hätte recht. Denn nichts kann einen Betrug heiligen. Und das Herz verträgt keinen Mittler.«

»Sie Unbedingter!« Es klang fast verweisend. Die Ministerin trat an ihren Schreibtisch, sich abwendend.

Gneisenau erschrak. Hatte er sie verletzt? Er sah, wie sie auf eine wundervoll anmutige Weise den Nacken senkte, dieselbe Bewegung, die auch Carolin hatte. Es ist so kostbar, wenn Stolz sich beugt. Er wußte nicht, daß die Ministerin sich abwandte, um ihre Augen zu verbergen und um nicht zu sagen: Du Aufrechter, du Schönster! Plötzlich fühlte er es wie einen Schmerz, die verehrte Freundin in dieser Stellung zu sehen, die doch nur ein flüchtiger Ausdruck von Ratlosigkeit war.

»Lächeln Sie wieder,« rief er, »zeigen Sie mir doch Ihr Antlitz wieder, gnädigste Frau! Charlotte liebt Friedrich nicht mehr, sie liebt längst das Herz, das einer Hand befahl, die täuschenden Briefe zu verfassen. Und Friedrich findet das Mädchen nicht mehr, das sein war. Verscherztes kehrt nicht zurück. Sie werden alle leiden müssen, das ist unausbleiblich. Aber sie werden nur noch um einen Wahn leiden, und der Wahn hat keinen Bestand. Lassen Sie ruhig den Freund und Charlotte weiter füreinander fühlen, das ist ihnen natürlich. Und das Natürliche tun kann nicht unnatürlich sein!«

Die Ministerin hob die schönen Augen. Etwas Strahlendes lag darin. »Wie einfach Sie sind, Gneisenau, wie einfach und gesund! Doch wissen Sie wohl, daß Sie nun doch jene Täuschung heiligen?«

Nachdenklich antwortete er: »Ich sehe, es war kein Betrug. Es war nur der etwas labyrinthische Weg zweier Herzen. In der Tat, es liegt Schönheit in dieser Geschichte. Ein Liebender verschmäht es, seine Chance wahrzunehmen, er handelt für den Freund. Aber es gibt keine Statthalter für die Liebe. Nur für Provinzen. Ein Mädchenherz ist wohl keine Provinz, der man Gesetze diktiert.«

Ach, wie sehr diktierst du! dachte die Ministerin. Und sie dachte: Es wäre selig-schön, und Gott möge es verhindern, daß du mein Sohn wirst!

Es kam ein so köstlicher Sommer. Die Ministerin war mit ihrer Tochter hinausgezogen nach Eremitage, in einige der Kavalierräume des alten Schlosses, die zur Verfügung standen. Und Gneisenau lief mit Carolin durch die alten wunderlichen, wundervollen Gärten.

Er war eleganter geworden, fast ein mondäner Herr. Er steckte nicht immer in der steifen Uniform, er trug Kleider à la mode. Es war Urlaubszeit. August Wilhelm ließ sein dunkles Haar in ungepuderten Wellen, nur leicht zusammengehalten. Er hatte den schönsten sanftgrauen Rock mit ein wenig Hellgrün, ein modisches Jagdkleid, besaß ein hellblaues Gewand mit Silber gestickt für den Abend und seidene Westen, seidene Halsbinden und gestickte Jabots.

Warum denn immer Soldat sein? Man ist doch jung! Die Damen lieben es nicht, ständig einen Mann in Waffen um sich zu haben. Die Ministerin hatte oft ihre Freundinnen zum Tee, Frau von Imhoff, Frau von Lindenfels, Gräfin Giech und andre. Dann kam wohl auch der Minister und zollte auf seine trockene Art Gneisenau Anerkennung, daß er die Damen so gut unterhielte.

Es gab auch Tage, wo er fast immer allein mit Carolin blieb. Sie war unermüdlich darin, die Fontänen, die Grotten und Wasserbecken zu besuchen. Sie saß an den steingefaßten Rändern, suchte ihr Spiegelbild und bestaunte das Wunder. Schmal, blond, kindhaft, kühl noch wie eine der Gestalten, mit der die Fabelphantasie der Zeiten die Wasser bevölkert hat, kam sie Gneisenau vor.

»Das Wasser wird nicht alt, wie die Menschen,« sagte die kleine Carolin. »Es wird auch nicht langweilig wie sie. Es ist immer neu. Und hat ewig andre Farben.«

Das Wasser. Ja, kühle Wasser der Frühe rannen um sie, ein Schutz, ein Gebot. Man durfte Carolins Frühe nicht stören. Man mußte Kind sein wie sie. Wasserjungferchen — Gänsemännchen, dachte Gneisenau manchmal. Wenn sie über die Parkwiesen liefen oder hinaus zu den Heuhaufen an den Rändern der Gehölze, dorthin, wo melancholisch und verlassen die Einöde das Garteneiland umgibt, oder wenn sie Reif und Federball spielten, war es wohl, daß sich Carolin flink wie ein Eichhörnchen in Gneisenaus Arme warf, stürmisch um etwas bittend. Dann fühlte er die leichte Gestalt, fühlte ihren Mund auf seinen Lippen und gebot sich, Knabe zu sein, Gänsehirte, der mit dem kleinen Prinzeßchen scherzt. Jeden Tag ritt er den Königsweg hinaus, im Schatten der schönen Bäume. Und erfüllt vom Glück der lichtbeseelten Tage, der Abende, die Sterne vom Himmel des August fallen ließen, ritt er die stolze Straße, die Wilhelmine von Bayreuth angelegt hatte für das Kommen des großen Bruders. Er dachte nur an den Augenblick. Es war so süß, mit Carolin zu lachen und zu scherzen oder ihr Gedichte zu sagen und in ihren Augen das echte Aufglühen für Heldentum oder große Gedanken zu lesen. Und es war so schön, am Abend mit ihrer Mutter zu plaudern, ihre Kultur, ihre distinguierte Weiblichkeit, ihre Weisheit zu fühlen.

Fröhlich und munter kam er an. Ein halkyonischer Tag stand über dem Land, erfüllte den alten Park mit seinem blauen Leuchten. Die Winde schliefen. Reglos in ihrer Fülle standen die verstummten Bäume, die Blumen in regloser Hingabe an das Licht. Er schritt wie ein Träumender durch den weiten Garten, vorüber an zerfallenden Eremitenhäusern, vorüber am Portikus des Theaters, stieg hinunter zu den Fontänen vor dem Sonnentempel, stieg in die Tiefe zu den schweigenden dunklen Becken der unteren Grotte.

Stand die Zeit still? Ach, es war ihm wie ein Schreiten, wie es uns oft in Träumen ist: zum Raume wird die Zeit — und hinter all den Räumen, die wir durchgehen, harrt der letzte mit der letzten Erfüllung. Das Herz kann sie nur ahnen, ihre namenlosen Farben, ihr Glühen, ihren Duft, nur ahnen, nicht messen am Vertrauten.

Er saß wieder an dem Wasserbecken. Sah sich selbst, einen jungen, modischen Herrn im silbergrauen Rock mit grüner Zierde, sah sich lächeln und dachte: Wer ist das? Möchte ich sein Freund sein? Hätte ich ihn lieb? Und plötzlich: Hab' ich den da im Wasser so lieb, daß ich nichts mehr will als sein Wohl? Er lächelte warm — es war doch noch Sommer, Sommer.

Da kam Carolin. Ihre blonden Haare waren ein wenig wirr, ihre Wangen glühten, sie kam stürmisch, wie ein Wind durch die schlafende, ermattete Stille.

Und sie warf sich, wie sie es oft getan, mit junger, flinker Heftigkeit eichkatzengleich gleitend, in seine Arme. »Ah, da bist du endlich, Gustchen! Lieber Gustchen!« Sie küßte ihn kindlich rasch. »Du mußt mir einen Gefallen tun.«

Er lächelte. Das kannte er schon. »Was bekomme ich dann? Ich will nicht immerfort deine Befehle ausführen!«

Sie schmiegte sich heftiger an ihn. Und plötzlich durchlief ihn Aufruhr. Er fühlte die süße, schmale Gestalt anders als bisher. Er küßte sie — und schloß wie trunken die Augen. Sekunden verrannen. Er ließ die Arme sinken, taumelte zurück, gepeinigt und erschrocken.

»Was ist dir, Gustchen?«

»Nichts,« antwortete er mühsam. »Was willst du, Carolin?«

»Du mußt lieb zu Mama sein. Mama weint um einen Friedrich, der nach Paris gereist ist. Vör zwei Stunden. Er sei so unglücklich. Ich muß heute fortfahren, hinüber nach St. Georgen, der Wagen steht schon da. Ich habe dich überall gesucht, weil du Mama trösten sollst.« —

Er kam verwirrten Auges zu der Ministerin. Sie saß in einem alten Gemach mit schweren Möbeln aus dunklem Holz. Es lag nach Norden. Die Zweige der dichtbelaubten Kastanienbäume schmiegten sich an die Fenster, gaben dem Raum ein grünes Dämmerlicht. Sie wollte ihre verweinten Augen nicht zeigen. Sie schämte sich ihrer. Sie war so schwach. Wer weint darum, wenn ein fremder Herr seine Liebste nun nicht wiederfand, wie er sie verlassen? Die Ministerin wußte, ihre Tränen galten nicht dem. Ihre Tränen waren geflossen, weil von den Ekstasen einer Liebe die Rede gewesen. Der Minister bereitete ihr keine Ekstasen mehr.

August Wilhelm von Gneisenau hatte noch nicht genug Welt, um zu wissen, daß man Schleier vor seine Augen legt, wenn eine Frau sich ein wenig verbergen will. Er hatte die große Schule der Rücksicht noch nicht ganz durchlaufen, sein Herz zeigte noch alles Mitgefühl. »Sie sind traurig,« sagte er und küßte die Hände der schönen Frau. »Es betrübt Sie, wie mir Carolin verriet, daß jener Friedrich, von dem Sie mir einmal sprachen, nun einsam wieder das Land verläßt. O meine gnädigste Frau, das ist ein verdientes Schicksal.«

Frau von Falkenstein lächelte: »Da Sie es nun doch einmal bereden, daß ich verweint bin —«

»Oh, Verzeihung, bin ich Ihnen so fern, daß ich es nicht darf?«

»Liebster Gneisenau, wenn Freunde sich in unsre Leiden einfühlen, so werden es immer Leiden der Welt. Und das ist leichter.«

Wie fein und klug sie war! Er glitt neben sie auf das Sofa, bog sein bräunliches Gesicht zu seinen Schultern hin und sagte: »Die Leiden der Welt müssen uns nicht immer gegenwärtig sein. Das hieße ja sonst an ihnen zerbrechen.«

Ihr Antlitz war ihm so nahe. Er konnte es nicht ertragen, daß sie traurig war. Er sah ein verwirrtes Kinderlächeln um ihren Mund. Er sah, wie sie den stolz geformten Nacken klaglos beugte.

Und er riß sie sekundenlang in seine Arme — wie vorhin die Tochter. Und wie ein Blitzstrahl schlug das Erkennen vor ihm nieder: Sie ist die Gattin eines andern, und Carolin ist ein Kind — und beide werden mir zum Aufruhr.

Die Ministerin hob ihr Angesicht. Er sah nicht, wie es überspielt war von einer schmerzlichen Seligkeit, er fühlte nur die schmale Hand, die seinen Kopf zurückbog, wie man das Ungestüm eines Knaben zärtlich abwehrt.

»Sie wollen immer gut sein,« sagte sie sanft und in absichtlichem Mißverstehen. »Ich danke Ihnen. Dies ist der letzte Tag hier. Wir werden morgen wieder in die Stadt gehen.«

»Wie? Ist der schöne Sommer denn vorüber?«

Die Ministerin wandte sich ab. »Unsre Zeit hier ist abgelaufen. Ich muß einige Reisevorbereitungen machen. Ich werde mit dem Minister Besuche in Erlangen, bei der alten Mark-



Offsetdruck von Georg Westermann

Jones: Ms. Davenport (nach Romney)

Nach dem Reichsdruck Nr. 613

MU

gräfinwitwe, in Bamberg beim Fürstbischof zu erledigen haben. Auch Carolin wird mitgehen. Auf Wunsch meines Mannes, der den Fürstbischof sehr verehrt, soll sie auf ein Jahr zu den englischen Fräulein nach Bamberg kommen.«

»Wie? Carolin — soll fort?«

»Ja. Sie ist noch sehr unwissend. Ich ließ ihr gern die freie Ungebundenheit. Aber nun muß sie strengere Formen kennenlernen. Ja, lieber Gneisenau, dies ist unser letzter Sommertag in Wilhelmines Sanssouci — in unserm Sanssouci.«

»In unserm Sanssouci?« Erschüttert sah er zu ihr auf. »Woher wissen Sie das Wort, Teuerste? Woher wissen Sie das Wort meiner Jugend? Habe ich meinen Sehnsuchtsweg verraten? Bin ich trägen Herzens, alltäglichen Wollens geworden? Nein, nein, ich schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist, nein! Ich war nur hier bei Ihnen und Carolin so glücklich, ach, so glücklich!«

Sie streichelte sein Haar. »Der Sommertraum von Sanssouci, ist er nicht der Traum der Freundschaft? Hat ihn nicht die große Markgräfin hier gelebt, der große König einst auf seiner Weinbergterrasse? Wir alle haben diesen Traum, die wir fühlenden Herzens sind. Wir alle gehen den alten Sehnsuchtsweg nach Sanssouci, der hier von einer königlichen Frau geträumt wurde nach der Heimat und zu dem Herzen ihres erhabenen Freundes.« Sie lächelte zu dem Knienden: »Uns Frauen ist Sanssouci das Wort von einem erhabenen, unverlierbaren Ruhepunkt der Freundschaft und der nach Leid und Feuer zu einer heiteren Ruhe erhobenen Seele. Ihnen aber, August Wilhelm, ist der Weg nach Sanssouci noch ein andrer. Sie werden Ihr Herz, Ihren Geist, Ihren Degen dem großen König und dem Willen zum Staate zu Füßen legen. Zögern Sie nicht mehr! Sie gehen Ihrer großen Stunde zu. Sie haben sich in unserm Lande viel Freunde erworben, und vielleicht werden Sie die Treuen einst rufen zum Vaterland!« Sie lächelte. In einer Ekstase entsagender Liebe war es ihr, als sähe sie ihn, der hier vor ihr kniete, einst groß und als einen Führer seiner Nation.

»Rufen — zum Vaterlande?«

»Rechten Sie nicht mit meinen Worten, Liebster, ich bin ein wenig verwirrt. Ich bin ein wenig müde nun. Der Abschied sei kurz. Es wird Carolin leichter fallen, wenn sie nicht weiß, daß es für lange sein muß. Gehen Sie nun! Schreiben Sie an den König. Ich will diesen Abend noch einmal allein durch unser Sanssouci gehen und daran denken, daß Sie an den König schreiben.«

Sie erhob sich. Er sah nicht die unendliche Traurigkeit ihres Lächelns. Denn Tränen verdunkelten seine Augen.

»Wir wollen uns nicht sagen, daß wir einander nie vergessen wollen. Denn das hieße ja, wir hätten einander nie gekannt.«

Er stammelte, die Lippen von ihren Händen bebend: »Ewigen Dank für Ihre Freundschaft!«

Der Brief, den Gneisenau in der folgenden Nacht an den König entwarf, zwang sein erregtes Herz zur Ruhe, zwang seinem Enthusiasmus und seiner Hingabe die Form der Konvenienz auf. Er lautete:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ich unterfange mich, mich Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigst zu Füßen zu werfen.

Einige Kenntnisse in der militärischen Mathematik, der ich meine Universitätsjahre gewidmet habe, ein brennendes Verlangen, in Ew. Königlichen Majestät Armee dienen zu können, woran mich der enge Umstand meiner Glücksumstände sowohl als auch meine Reise nach Amerika gehindert haben, und das Zeugnis einer guten Aufführung in hiesigen Diensten erregen mir die Zuversicht, Ew. Königlichen Majestät untertänigst gehorsamst um eine Stelle in Allerhöchst Dero Suite zu bitten, da mich meine Neigung für diese Art des Dienstes am fähigsten macht. Ein nicht zu ermüdender Eifer, mich in meinem Dienst zu vervollkommnen, soll der Gewährung meiner alleruntertänigsten Bitte folgen, der ich ersterbe Euer Königlichen Majestät alleruntertänigster treugehorsamster Knecht

Neithardt von Gneisenau,
Lieutenant unter dem Ansbach-Bayreuthschen Infanterie-Regiment von Seybothen, Bayreuth.

Die Wochen des Wartens waren lang. Ungeduld konnte sie nicht kürzen. Bayreuth schien Gneisenau der halbverlassene Ort des Aufbruchs. Die Ministerin war von der Reise noch nicht zurück. Die andern Freunde sah er nur flüchtig, er wollte vermeiden, ihnen sein Warten zu zeigen. Er machte seinen Dienst und vergrub sich in seine militärischen Studien. Wenn keine Antwort kam? Wenn der König seine Dienste nicht wollte?

Er lief in den Herbstabenden hinaus nach Eremitage, durchirrte die verlassenen Gärten, über deren Alleen der Wind das welke Laub wirbelte, und wie einst hier Wilhelmine von Bayreuth, so sandte er seine beschwörenden Gedanken nach Sanssouci. Er wußte, wenn er gerufen wurde, kam er auch als ein Opfernder. Er ließ in dieser Stadt die Zärtlichkeit seines Herzens, das verwirrte Gefühl seiner Neigung, er ließ eine Hoffnung und ließ ein Herz, das schön war. Und erschauernd wußte er: Der Sehnsuchtsweg der Menschen muß wohl vorübergehen an mancherlei Entsagung und muß auch

den Schmerz durchschritten haben, hinter sich lassend lockende und geliebte Dinge, die nur ein Vorspiel waren und deren Stimme noch manchmal aufklingt aus fernen Weiten.

In wildem Geschrei flogen die Möwen über die Havel, drängten sich aneinander, taumelten wie Schneetreiben, sanken zum Wasserspiegel zurück. Gneisenau ging über die Lange Brücke zu Potsdam.

Weiße Vögel? Er lächelte. Gänsemännlein, Gänsehirte. Nun waren die weißen Vögel beschwingt. Sie sollten ihm Vorboten sein, Vorboten des aufwärtsgehenden Weges. Er durcheilte die Soldatenstadt, ohne ihr Blicke zu gönnen, versunken in sein Ziel.

Und dann ging der einstige Gänsehirtenjunge, geboren zu Schilda, über die Treppen zu der Terrasse von Sanssouci. War dies Wirklichkeit? War der tausendmal in Sehnsucht beschrittene Weg nun zu seinen Füßen? Verwirrung blendete seine Augen. Im Inneren stand steil der Befehl: Du mußt dein ganzes Sein in den einzigen Augenblick legen können. Dein ganzes Sein!

Er trat zu der Wache, zeigte seine Order; durchschritt Räume, stand in einem Vorzimmer. Bange Zeit noch. Mauern des geliebten Schlosses. Mauern, einst in Siegerjugend erbaut. Mauern, die ihr wie Gigantenfelsen scheint, erdrückend dem Selbstgefühl eines Namenlosen.

Eine Tür öffnete sich, ein alter Offizier winkte.

Vor Gneisenau dehnte sich der Raum. Ihm war, als müsse er eine ungeheure Ebene durchmessen.

Und er sah mit Augen und sah, mit seiner Seele das ungeheure Maß von Schicksal und Leid und erhabenem Wollen umfassend, die hinfällige, die überirdische Gestalt des Königs in der großen, großen Einsamkeit.

Und er sah in die Königsaugen.

»Was ruft Sie zu Uns?«

»Die Sehnsucht, Eure Majestät!«

»Und was ist Ihre Sehnsucht?«

Und er stammelte, trunken von der Schönheit der Worte, hinfließenden Herzens: »Das Vaterland und der Ruhm.«

Der König blickte ihn sekundenlang an. Die feurige, blühende Jugend strahlte auf, und was der Mund nicht durfte, sagte eine Bewegung des Elans.

Leise wie ein Hauch, leise fast wie der Staub rinnt, leise wie ein Geheimnis klang eine Antwort oder ein Wunsch: »Die Sache der Menschheit.« — — —

Gneisenau stand wieder auf der Terrasse von Sanssouci. Eingegliedert. Der Armee des Königs zugehörig. Seinem Dienst verpflichtet.

Er lächelte. Er weinte. Er breitete die Arme aus: Das Vaterland und der Ruhm — und fern, fern, hinter der großen Welle von Leid und Liebe, die unsern Sehnsuchtsweg umspült: die Insel der Menschheit.

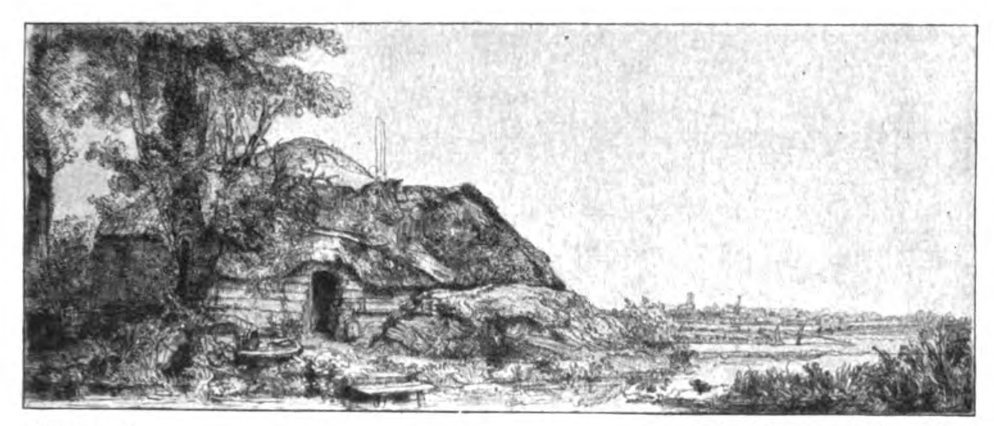
Der Trommler

Trommele, trommele, trommele,
Trommele in der Nacht.
Trommele, trommele, trommele,
Bis der Tag erwacht.
Bis die Berge ragen
Aus der Nebelflut,
Bis am Himmel jagen
Wolken, rot wie Blut.

Trommele, trommele, trommele
In den Tag hinein,
Bis die Schwerter blitzen
Hell im Sonnenschein.
Bis die Fahnen rauschen
Beim Trompetenschall
Und die Helden lauschen
Droben in Walhall.

Trommele, trommele, trommele,
Trommele immerzu,
Bis die letzten Schläfer
Schrecken aus der Ruh —
Bis die letzte Lohe
Glüht zum Opferbrand
Und befreit das hohe
Heilige Vaterland.

Heinrich Gutberlet



Rembrandt: Die Hütte am großen Baum

Reichsdrucke

Ein Dienst an der Kunstfreude des Volkes

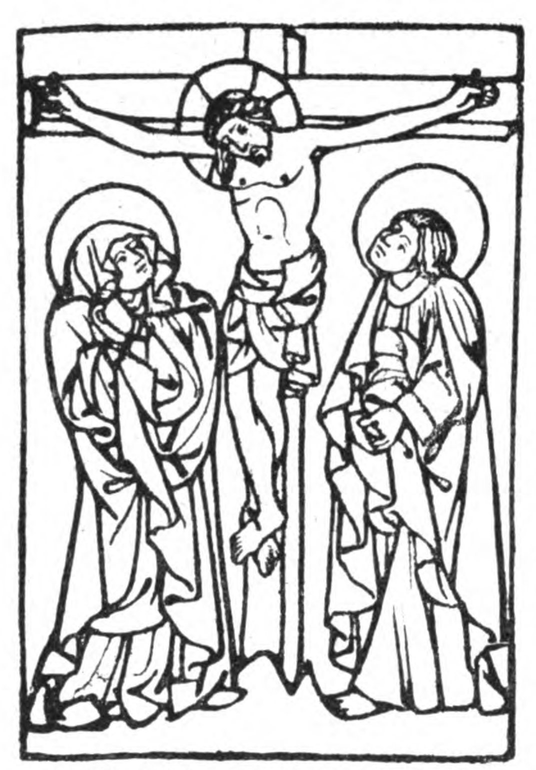
Von Friedrich Düsel

Reichsdrucke — das Wort steht noch in keinem deutschen Wörterbuch; es ist erst zwei bis drei Jahre alt. Und doch klingt es so ursprünglich und vertraut, erscheint so natürlich und gewachsen, daß man nicht glauben mag, es sei künstlich gebildet worden. Das macht, es ist aus einem lebendigen Bedürfnis entsprungen, ist emporgetragen worden von einer Sache, die sich aus einem feinschmeckerischen Kunstluxus zu gesunder Volkstümlichkeit entwickelt hat. Dreißig und mehr Jahre hindurch nannte man das, was heute Reichsdrucke heißt, mit der ganzen umständlichen Übergenauigkeit, von der wir Deutsche bei unsern Unternehmungen so schwer loskommen: »Kupferstiche und Holzschnitte alter Meister in Nachbildungen der Reichsdruckerei zu Berlin«. Wie das Mädchen aus der Fremde, das jedem seine Gabe zuteilen möchte, erschienen die Mappen und Blätter auch damals schon, aber um den Namen, den sie führten, lag eine Würde, eine Höhe, die die Vertraulichkeit entfernte und ihren eigentlichen Zweck, nämlich die Erziehung des Volkes zum Genuß des Guten, Edlen und Echten zu fördern, hinfällig machte. Auch der geschäftliche Vertrieb der Erzeugnisse trug seine Schuld daran. Wo und wie konnte man die Blätter und Mappen beziehen? Waren sie überhaupt für die Allgemeinheit bestimmt? Oder mußte man etwa Mitglied einer Kunstvereinigung werden, um dieser Gaben teilhaftig zu werden?

Es ging damit nicht viel anders als lange Jahre hindurch bei unsern Kupferstichkabinetten und graphischen Sammlungen. Die waren auch »öffentlich«, und doch getraute sich der gemeine Mann kaum an sie heran. Ja, an den Ölgemälden aus alter und neuer Zeit wandelte man gemächlich und zutraulich vorüber, vor dem Gitter des Kupferstichkabinetts blieb man in scheuer Ehrfurcht wie festgewurzelt stehen und bewunderte den Mut der wenigen, die da vor den langen Tischen saßen und



Rembrandt: Des Künstlers Mutter



Deutsche Schule des fünfzehnten Jahrhunderts
Kreuzigungsgruppe

ließ sich durch seine Bewunderung verleiten, diese Blätter mit ihm im Kupferstichkabinett anzusehen, fing mit ungläubigem Lächeln an, war frappiert und in seiner italienischen Ästhetik nicht wenig beunruhigt. Schließlich erklärte er aber doch, wenn auch immer noch mit einer gewissen Herablassung, das müßte man eigentlich auch kennen. »Das wird mir«, fügt Lichtwark hinzu, »unvergeßlich bleiben. Es ist eine Landmarke.«

So eine »Landmarke« war es auch, als das erlösende Wort »Reichsdrucke« geprägt wurde. Man weiß nicht, von wem zuerst. Plötzlich war es da, wie ein Volkslied da ist, das sich auch ganz im stillen »zusammensingt«. Aber der Bann, der bisher um die künstlerischen Erzeugnisse der Berliner Reichsdruckerei gelegen hatte, war nun gebrochen, das Zauberwort war gefunden, das die Riegel und Schlösser sprengt. Und wie es so geht: auf einmal sah man in den Schaufenstern der Kunsthandlungen, auch in denen mittlerer und kleiner Städte, diese Reichsdrucke ausliegen, las und hörte von ihnen, ließ sie sich zeigen, kaufte sie, freundete sich mit ihnen an.

Zugleich spürte man das Verlangen, von ihrer Herkunft und Geschichte Näheres zu erfahren. Die Reichsdruckerei zunächst — wie war die geworden und gewachsen? Worin bestanden ihre Obliegenheiten und Aufgaben? Wem vor allem war die Angliederung und dann der Aufschwung ihrer Kunstabteilung zu verdanken?

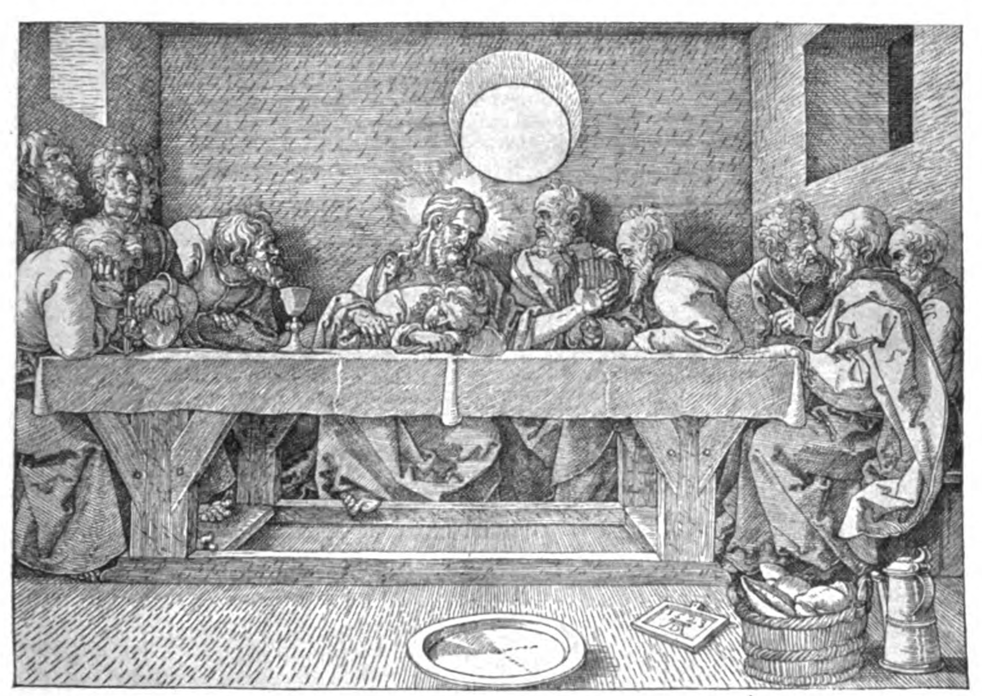
Blatt für Blatt durch die Hände gleiten ließen. Das war wohl nur etwas für Eingeweihte und Bevorzugte. Und doch stand — unsichtbar leider — über diesen Gelassen derselbe Willkommspruch, den der alte Goethe unter Schützes Radierung seines Wohnhauses gesetzt hatte:

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Aber ging es vor nicht langer Zeit unsern Kunstgelehrten mit den Stichen, Radierungen und Handzeichnungen unsrer Meister viel besser? Alfred Lichtwark führte als junger Assistent am Berliner Museum Herman Grimm, den namhaftesten deutschen Kunsthistoriker der älteren Generation, ins Kupferstichkabinett zu den Radierungen Rembrandts oder vielmehr, wie Lichtwark selbst sich mit leisem, vornehmem Spott in seinen Reisebriefen ausdrückt, Grimm



Martin Schongauer: Die Geburt Christi



Albrecht Dürer: Das heilige Abendmahl

Über das Sachliche und Statistische dieser Fragen bekam man leicht Bescheid. Die Reichsdruckerei — so las man — ist die dem Staatssekretär des Reichspostamts unterstellte, im Jahre 1879 aus der Vereinigung der seit 1852 bestehenden preußischen Staatsdruckerei und der 1713 gegründeten, 1877 vom Reiche erworbenen früheren geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Dekker) hervorgegangene, in der Oranienstraße in Berlin angesiedelte Reichsanstalt, deren Hauptaufgabe es ist, die »geldwerten Papiere«, also Wertpapiere im engeren Sinne, Reichsbanknoten, Postwertzeichen, Stempel- und Steuermarken aller Art herzustellen. Außerdem aber — das wußte man schon aus dem »Reichsanzeiger« — wurden in der Reichsdruckerei die großen Auflagen der Gesetz- und Verordnungsblätter des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates, Formulare und vielfältige — namentlich auch geheime amtliche — Drucksachen für die Reichs- und preußischen Staatsbehörden angefertigt. Allerlei Hilfswerkstätten sind diesem Hauptbetrieb der Druckerei im Hauptgebäude selbst oder in den Nachbarhäusern angegliedert. Die Gravierabteilung sorgt für die Herstellung der Urplatten, Stiche, Stempel und Wasserzeichenmuster zu den Banknoten, Marken und sämtlichen Wertzeichen in Kupfer- und Buchdruck sowie der dafür nötigen galvanischen Materialien und übt zugleich den Stempelschnitt von Druck-Schriften und Verzierungen aus; die Schriftgießerei liefert die Schriften, die Stereo-



Albrecht Dürer: Weihnachten

typie und die Galvanoplastik besorgen die Vervielfältigung der Druckplatten; die Buchbinderei widmet sich hauptsächlich der Anfertigung von Prachtbänden, von stilvollen Umschlägen und reich ausgestatteten Mappen, wie sie für Adressen, Diplome und Ehrenbriefe benutzt werden. Früher war Deutschland in vielen dieser Dinge vom Ausland abhängig; schon zu Anfang des neuen Jahrhunderts lieferte umgekehrt unsre Reichsdruckerei manchem fremdländischen Staat seine Banknoten und sonstigen Wertzeichen. Unsre künstlerischen Zeichnungen für Geldscheine sind nie sonderlich schön gewesen; um so genauer, feiner und »unnachahmlicher« waren unsre Drucke. Daneben arbeitet eine umfangreiche Werkdruckerei, hauptsächlich an fremdsprachlichen Werken (mit 45 verschiedenen Schriften in 110 Größen) und an gepflegten Druckleistungen der verschiedensten Art. Im ganzen ist das Ziel darauf gerichtet, jede, auch die einfachste Arbeit kunsthandwerklich gut auszuführen, schon des Vorbildes und der Anregung wegen, die dadurch auf kunstgewerblichem Gebiete gegeben werden. Durch einen ehrenamtlichen Sachverständigenausschuß und den Reichskunstwart wird die Reichsdruckerei in ihren Bestrebungen und wichtigen künstlerischen Fragen unterstützt.

Vor dem Frieden wird es ein aus Beamten, Künstlern, Werkleuten und Arbeitern bestehendes Gesamtpersonal von rund 3000 Köpfen gewesen sein, das in der Reichsdruckerei beschäftigt wurde.

Das war sozusagen das Werktagsgesicht der Reichsdruckerei, und wenn die Allgemeinheit bis zum Kriege wenig davon sah oder sich wenig darum kümmerte, so haben wir im Kriege und erst recht in den darauffolgenden Friedensjahren, als die Geldentwertung erst auf Stelzen, dann in Siebenmeilenstiefeln durchs Reich rannte, allesamt gründliche, wenn auch wenig erfreuliche Bekanntschaft mit diesen zu immer schwindelnderer Zahlenhöhe emporkletternden Erzeugnissen des »Wertdrucks« gemacht. Die Anzahl der im Jahre 1920 hergestellten Banknoten und Kassenscheine betrug gegen 950 Millionen, die der Wertpapiere 183 Millionen Stück. Zuletzt sprengte der Massenverbrauch dieser Scheine, die mit 50 Milliarden anfingen und mit 100 Billionen aufhörten, selbst die Leistungsfähigkeit der Reichsdruckerei. Es mußten andre Druckereien



Augustin Hirschvogel: Deutsche Landschaft



Adriaen van Ostade: Das Fest unter dem großen Baum

fern und nah zu Hilfe gerufen werden, und dabei stellte sich bald heraus, wie gut sich im Grunde auch während des langen verzehrenden Krieges die Qualitätsarbeit in unsern gutgeleiteten Privatdruckereien behauptet hatte: manche blieb hinter der Reichsdruckerei nur wenig zurück, ein paar konnten wohl mit ihr in Wettbewerb treten, diese oder jene erregte mit ihren Leistungen sogar die Bewunderung der Reichsdruckereileiter und spornte ihren eignen Ehrgeiz an.

Neben diesem Alltags- und Werkeltagsgesicht des roten Hauses in der Oranienstraße gibt es nun aber seit bald vierzig Jahren auch noch ein Sonntagsgesicht, womit beileibe nicht gesagt werden soll, daß auf dieser Seite weniger ernst gearbeitet würde. Der ursprüngliche Name dieser festlichen Kammer war wieder mal so ledern wie möglich. »Chalkographische Abteilung« — wer in aller Welt, der nicht vom Fach war, konnte sich darunter etwas vorstellen, auch wenn er sich sagen ließ, daß nicht nur schlechthin die Kupferstichkunst, sondern mehr noch die Chalkochemigraphie gemeint sei, ein Verfahren zur Herstellung von Platten, die auf der Hand- und Buchdruckpresse druckbar sind, aber den Blättern ein gutes Stück der künstlerischen Originalwirkung bewahren. Besser als der Name und seine verschwommenen Erklärungen zeugten von dieser Abteilung ihre sichtbaren Leistungen, als im Jahre 1889 das erste ihrer Kunstblätter die Handpresse verließ. Da gewahrte man, daß es sich hier um die möglichst originalgetreue Wiedergabe von klassischen Werken der zeichnenden Künste handelte, je nach der Technik der Vor-



Unbek. Florentiner Kupferstecher des 15. Jahrhunderts: Weibliches Bildnis

lagen hergestellt in Heliogravüre, Heliographie, Algraphie, Lichtdruck, Zinkhochätzung, Autotypie und wie die auf der Photographie beruhenden vornehmeren Wiedergabeverfahren sonst noch heißen. In den nächsten zehn Jahren, also bis gegen Ende des alten Jahrhunderts, brachte die Reichsdruckerei in ihrem Verlage unter Mitwirkung des damaligen Leiters des Berliner Kupferstichkabinetts ein großes Mappenwerk nach Kupferstichen und Holzschnitten alter Meister aller Schulen und aller Epochen der Kunstgeschichte heraus. Wie heute noch, herrschte schon damals die wahrhaft ideale Absicht, dem deutschen Volke die unerschöpflichen Schätze alter Graphik aus vier Jahrhunderten, vom 15. bis zum 18., darzubieten und es damit an eine Quelle hohen künstlerischen, geistigen und kulturellen Genusses zu geleiten. Zehn Mappen mit insgesamt sechshundert Blättern nach den schönsten und hervorragendsten Arbeiten berühmter Stecher, Radierer und Holzschneider waren es, die damals erschienen — ein Riesenwerk, und doch wie wenig von dem, was sich in den Kunstsammlungen allein des Inlandes für diese Aufgabe darbot! Man denke nur an das Werk Dürers, Holbeins, Rembrandts und der großen Stecher des 18. Jahrhunderts, und man wird ermessen, daß jene zehn Mappen nur ein bescheidenes Bruchstück von dem Vorhandenen fassen konnten, wenn sie auch schon die wichtigsten Entwicklungsstufen der graphischen Künste in vier Jahrhunderten vorführen. Im Laufe der Jahre, nachdem man dazu übergegangen war, die Blätter auch einzeln abzugeben, ist die Sammlung, in gemeinsamer Arbeit mit den Verwaltungen der staatlichen Museen in Berlin, auf nahezu tausend Nachbildungen der erlesensten Kupferstiche, Radierungen, Schabkunstblätter, Holzschnitte, Aquarelle, Pastelle und Handzeichnungen, auch Gemälde alter Meister angewachsen. Sie sind auf Büttenpapier, in einem das Urstück möglichst getreu wiedergebenden Verfahren und fast alle in natürlicher Größe gedruckt. Auch ihre Verbreitung wurde im Herbst 1921 auf eine breitere und zugleich beweglichere Basis gestellt: eine eigne Verlagsabteilung liefert sie seitdem unmittelbar an den Buch- und Kunsthandel des In- und Auslandes, durch dessen Tausende und aber Tausende von Kanälen sie nun wirklich ins Volk geleitet werden können.



Lucas van Leyden: Mohammed und der Mönch Sergius

Dies war auch der Augenblick, wo endlich mit der Unpersönlichkeit gebrochen wurde, die bei fast allen unsern staatlichen Unternehmungen so gefährlich lange geübt worden ist. Jetzt wußte man doch, wie der Mann heißt, der diese neue Organisation fachmännisch und verantwortlich leitet, wußte man, bei wem man anklopfen, von wem man sich Aufschluß über neue Veröffentlichungen, neu verwendete Druckverfahren und weitere Pläne holen, und mit wem man, die einzelnen Blätter in Mappen oder in Fächerständern hinter Glas betrachtend, seine Empfindungen und Entzückungen darüber austauschen konnte. Jakob Ludwig Schwalbach war dieser Mann, und wenn es einem gelungen war, durch Teilnahme an seinem Werk sein Vertrauen zu gewinnen, so lernte man in ihm nicht nur einen durchgebildeten Kunstfreund, sondern auch einen fein empfindenden Lyriker von eigner Prägung kennen, von dem man wohl begriff, daß an jedem neuen wohlgelungenen Meisterblatt ein Stück seines Herzens hängt.

Zwei wichtige neue Gruppen sind unter Schwal-

bachs Leitung (seit 1921) in Angriff genommen und mit Erfolg ausgebaut worden.

Da galt es zunächst, das Unmittelbarste, was der Künstler zu sagen hat, zu den doch schon mehr repräsentativen Kupferstichen und Holzschnitten hinzuzufügen: das sind die Handzeichnungen und Aquarellstudien der alten Meister. In keiner Kunstgattung vermag der Künstler so unverfälscht sich selbst zu geben wie in der Handzeichnung, dem ersten und frischesten Ausfluß seines Genius. »Um mir seine Hand zu weisen«, schrieb Dürer auf eine Zeichnung, die ihm Raffael geschickt hatte, und kennzeichnete damit das Vertrauen und die Vertraulichkeit, die durch solche Gabe ein Großer dem andern schenkt. Denn ungleich stärker als aus einem fertigen, in jeder Hinsicht ausgewogenen Gemälde kommt dem Betrachter der Persönlich-



Cornelis Visscher: Die Waffelbäckerin



Adriaen van Ostade: Der Tanz in der Bauernstube

keitshauch des Künstlers aus solcher Handzeichnung entgegen; es ist, als ließe er uns bei seiner Arbeit zusehen, in der Gewißheit, daß wir, was noch unfertig, mit eigner Phantasie ergänzen, was noch nicht ganz gelungen, aus dem Gesamtschaffen des Künstlers heraus als vollendet sehen werden. Das Glanzstück dieses neuen Zweiges der Reichsdrucke ist eine große Mappe (58 : 42 cm) mit sechzehn Blättern nach Handzeichnungen und Aquarellen Albrecht Dürers und seiner Zeitgenossen. Dies monumentale Mappenwerk umfaßt das bedeutsamste Stück deutscher Kunstgeschichte vom Meister E. S. bis auf Cranach d. Ä. Im Mittelpunkt steht natürlich Dürer, der mit zehn seiner schönsten und deutschesten Arbeiten vertreten ist, mit dem Bildnis seiner dreiundsechzigjährigen (schon vom nahen Tode gezeichneten) Mutter, der Madonna am Baum, dem heiligen Markus, den Brustbildern eines Mädchens und eines jungen Mannes, dem Engel mit der Laute, dem Profilbildnis Wilibald Pirckheimers, dem Baumeister vom Rosenkranzbild und zwei farbigen (aquarellierten) Landschaften. Daneben Hans Baldung Grien mit dem trunkenen Bacchus und einem wundervoll zart getönten Mädchenbildnis in Haube, Albrecht Altdorfer mit einer Tannenlandschaft, Wolfgang Huber mit einer Dorflandschaft, Lucas Cranach mit einem lebenstrotzenden Männerkopf und der Meister E. S. — die Kunstgeschichte kennt nur sein Monogramm — mit einem Kopf von entzückender Naivität und jungfräulicher Unschuld. Jeder dieser glänzend ausgeführten Lichtdrucke gibt die ganze zarte oder herzhafte Unmittelbarkeit seines Originals wieder, bis zu einem Grade, daß selbst so kunstgeübte Augen wie die der Museumsleiter, die doch die Originale hergegeben hatten, Urstück und Nachbildung mehrmals kaum voneinander zu unterscheiden vermochten. Gewiß haftet am echten Originalblatt noch ein Etwas, das von keiner mechanischen Kunsttechnik der Welt nachzubilden ist; aber die Liebe des Sammlers wird leicht imstande sein, dies einer Wiedergabe hinzuzutun, die so getreu dem feinsten Strich und leisesten Ton des Meisters nachkommt.

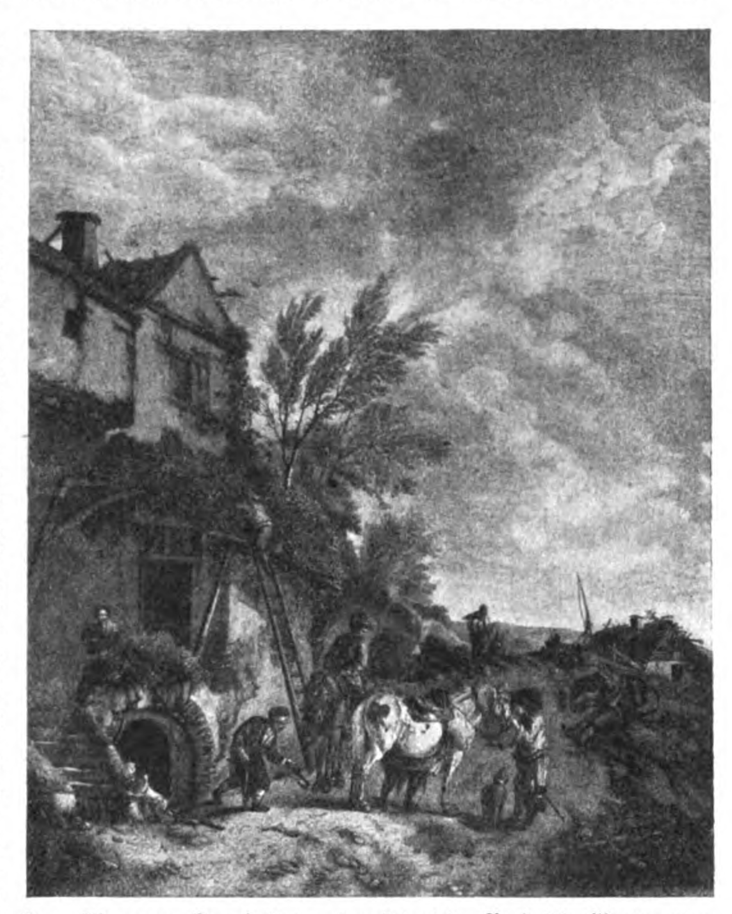


Jacques-Firmin Beauvarlet: Gesellschaft im Freien. Nach Ch. Vanloo

Der andre neue Zweig, den die Reichsdrucke angesetzt haben, trägt eine Blütenkette künstlerischer Bildnisse, willkommene Bildungsmittel einer national-geistigen Erziehung. Denn wir werden hier dereinst alle die führenden Geister und Persönlichkeiten beisammen finden, die das Kulturgesicht Deutschlands geprägt haben. Schon jetzt wird das klassische Zeitalter und ein großer Teil der Romantik in solchen zeitgenössischen, auch den geistigen Charaktergehalt der Dargestellten erfassenden Bildnissen lebendig. Goethe allein erscheint mit drei Bildnissen aus den Jahren 1791, 1817 und 1832, und dazu gesellen sich Abbildungen seines Wohnhauses am Frauenplan in Weimar (nach einer Zeichnung von Otto Wagner gestochen von Lud. Schütze) und seines Gartenhauses am Stern im Weimarer Park; von Immanuel Kant, dessen 200. Geburtstag soeben

die ganze gesittete Welt gefeiert hat, begegnen uns zwei treffliche Porträtstiche.

Erst im Werden begriffen ist ein drittes neues Arbeitsgebiet: die Nachbildung von Ölbildern der alten Meister. Hierfür hat man nicht ohne Grund lange Zeit Zurückhaltung geübt. Zunächst schon, weil der Umfang eines Ölgemäldes fast immer die für solche Druckblätter gegebenen Maße überschreitet; dann aber auch — und das war der innere Grund für das Zögern —, weil sich der Charakter der bemalten Leinwand auf der Papierfläche bisher nur unzulänglich wiedergeben ließ. Jetzt glaubt man dank neuen Fortschritten der Reproduktionstechnik auch dieser Schwierigkeit Herr geworden zu sein, und so hat die Reichsdruckerei jüngst das im Kaiser-Friedrich-Museum hängende, auf Lindenholz gemalte meisterhafte Bildnis des Kosmographen Sebastian Münster (1489—1552) von Christoph Amberger, dem Augsburger Maler, herausgebracht, originalgroß und originalfarbengetreu in Heliogravüre, ein Werk, dessen malerischer Wert wetteifert mit seiner Porträtbedeutung (s. das farbige Einschaltbild).



Jean Moyreau: Der Halt vor der Schmiede. Nach Ph. Wouwerman

Den Grundstamm der Reichsdrucke werden freilich auch in Zukunft die Kupferstiche und Holzschnitte ausmachen. Schwarz und Weiß — das sind und bleiben nun mal die großen Schöpfermittel der Graphik, deren disziplinierte Ursprünglichkeitskraft durch keine noch so beweglichen Farbenkontraste oder -tönungen aus dem Felde zu schlagen ist. Was die Reichsdruckerei an Blättern dieser Art bis heute zusammengebracht hat, wiegt bereits den Besitz manches guten Kupferstichkabinetts auf.

Da ist unter den Niederländern zunächst Rembrandt, der unübertroffene Meister des Helldunkels, der an geistiger Tiefe und künstlerischer Ausdruckskraft alle andern um Hauptes länge überragt. Wir zeigen als Probe der Rembrandtschen Landschaftskunst »Die Hütte am großen Baum«, ein kleines Blatt aus dem Jahre 1641, ein scheinbar unbedeutendes »Sujet«, worin aber die Linie, dies »Mittel kärglicher Einfalt«, eine Gewalt und eine Kraft bekommen hat, die der vielfältigen Hantierung des Malers nichts nachgibt, im Rhythmus und in der Kunst der Komposition sie sogar übertrifft. Daneben das wohl um zehn Jahre ältere (1630—31) Bildnis seiner Mutter mit schwarzem Schleier. Schon an sich eins der meisterhaftesten und vornehmsten Bildnisse, an denen sich die Welt erfreut, bedeutungsvoller noch durch die wunderbare Innerlichkeit der Auffassung, die den Charakter der Frau wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns ausbreitet. Wie sie sich trägt, wie sie sich hält, wie auf dem Antlitz die Gefühle und Gedanken spielen, Stirn, Augen, Nase, Mund und Kinn — man kann mühelos ein Menschenleben mit all seinem Glück und Schmerz daraus lesen!

Von den übrigen Niederländern erscheint Adriaen van Ostade († 1685 in seiner Vaterstadt Haarlem) mit zwei seiner berühmten Volksbelustigungen, dem »Fest unter dem großen Baum« und dem »Tanz in der Bauern-

stube«. Hier erkennt man noch die Beeinflussung von Rembrandt her, gewahrt aber auch das Neue und Selbständige, die lebensfrohe Lust am Erzählen, die Behaglichkeit in der Ausmalung genrehafter Einzelheiten, die Freude an Scherz und Komik, die gute Laune eines Künstlers, der ohne eine Spur von Überhebung diese derben Vergnügungen als »des Volkes ganzen Himmel« gelten läßt.

Um ein gutes Jahrhundert älter ist Lucas van Leyden (1494—1553), auf den Dürer einen nachhaltigen Einfluß ausübte, was nirgends deutlicher zu erkennen ist als in seinem Kupferstich »Mohammed und der Mönch Sergius«, so daß uns dies Blatt geradezu deutsch anmutet.

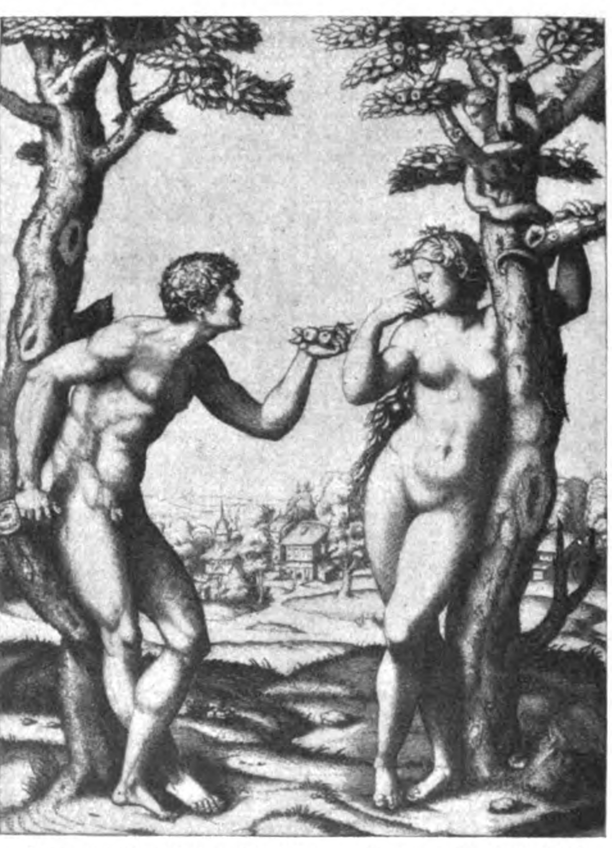
Der Stich »Die Waffelbäckerin« von Cornelis Visscher, einem Haarlemer Stecher, stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts und läßt in der Zeichnung wie in der Bildkomposition schon französische oder italienische Einflüsse erkennen.

Der früheste deutsche Holzschnitt — ein Christophorus — datiert aus dem Jahre 1423. Nicht weit von ihm entfernt kann die Kreuzigungsgruppe der Deutschen Schule sein: die Einfalt und Innigkeit des Ausdrucks, die Sparsamkeit der Linien und der tiefe Schwarzdruck zeigen eine Verwandtschaft mit jenem frühen Schrotblatt, die auf gleiche Schulung oder Herkunft deuten.

Martin Schongauers »Geburt Christi«, wenige Jahrzehnte jünger, stellt im Vergleich zu ihm nicht nur in der technischen Zartheit und Sauberkeit einen ungeheuren Fortschritt dar. Bei diesem Colmarer, dem Schüler Rogers van der Weyden, vereinigen sich lebhafte Erfindungskraft und sichere Naturbeobachtung mit einer Anmut, einer Lieblichkeit und einer Schönheitsfreude, die es begreiflich erscheinen lassen, daß seine elsässischen Landsleute und Zeitgenossen ihm den Namen Hübsch Martin oder Schön gaben. Er war der erste große Meister, der im Kupferstich sein eigentliches Schaffensgebiet sah, ihn aus dem Handwerklichen zu wirklicher hoher Kunst erhob und einen ausgesprochenen Kupferstichstil fand.

An Schongauer hat sich Albrecht Dürer gebildet, um alsbald auch als Kupferstecher, Radierer und Holzschneider hoch über ihn hinauszuwachsen.

Noch vor seiner zweiten Reise nach Italien (1504—05) ist wohl der Stich »Adam und Eva« entstanden; aber Künstler und Werk flogen dorthin schon voraus. Denn das sind ganz italienische Posen, und die Körper sind nach Wölfflins Feststellung in allen Hauptmaßen einem bestimmten Proportionsschema nachgebildet, das uns in einer vorbereitenden Konstruktionszeichnung erhalten geblieben ist. Auf uns wirkt so ein Wissen von kühler Berechnung bei Kunstwerken leicht wie ein kalter Wasserstrahl; unser Interesse erlahmt daran, »wie das von Kindern, denen man sagt: Die Geschichte ist nicht wahr«. Damals — auch das hat Wölfflin scharfsinnig begründet — lag die Sache anders. Die Proportion des Menschen war ein großes und aufregendes Zeitproblem. Als Dürer zum erstenmal davon hörte, hätte er gern »ein neues Königreich« darangegeben, um etwas Genaueres zu erfahren, wie man das Bild des Menschen »aus der Maß« machen könne. Der Mensch in seiner natürlichen Vollkommenheit: das war damals eben ein ganz neuer Begriff. Aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit des Individuell-



Marcantonio Raimondi: Adam und Eva. Nach Raffael

Natürlichen hinauszukommen zu dem Festen, Sicheren, dem Bilde des Menschen, wie er sein muß — wer das könnte! Dürer wandte sich an die Bücher der Alten, an Vitruv, den römischen Baukünstler aus der Zeit des Kaisers Augustus, den Verfasser der zehn Bücher »Über die Architektur«, und an die Italiener, die seit ein paar Generationen daran arbeiteten, die alte Kunst wiederzufinden, und dem Geheimnis auf der Spur zu sein glaubten, erging sich aber auch in eignen Spekulationen, tiefsinnig und aufregend genug, denn es handelte sich bei diesen Forschungen um nichts Geringeres als darum, den Menschen zu entdecken, oder mit andern Worten: dem lieben Gott nachzurechnen, wie er den Mann und das Weib gemacht habe. Der Tritt Adams, wie er hier dargestellt wird, ist damals etwas ganz Neues gewesen, und in der Eva mit dem lässig nachgezogenen Spielbein erklingt seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder rein die uralte Melodie des Körpers. Endlich menschliche Körper, die aus den Gelenken verstanden sind, so daß der Körper seine Formen vollkommen offenbaren muß. Denn in der Form, nicht im Inhalt liegt die Bedeutung dieses Blattes. Es gebe, meint Wölfflin, kaum eine Darstellung des Sündenfalles, die äußerlicher gefaßt wäre. »Ein frostiges Nebeneinander der zwei Personen; beide von ganz statuarischer Erscheinung; keine völlig bei der Sache; was will der hochgehobene Arm Adams? zu deutlich ist seine Herkunft von ganz andern Voraussetzungen (Apoll oder Äskulap). Haupttriumph der Zeichnung bleibt die Klarheit der plastischen Form, die das Prinzip der formbezeichnenden Linie in alle Konsequenzen durchführt ...« So viel ist aus einem einzigen Dürerschen Stich für die Geschichte der Kunstformen zu entnehmen, wenn man sich der Führung eines Kenners und Deuters vom Range Wölfflins anvertraut.

Albrecht Dürer: Adam und Eva

Aus demselben in architektonischen Überlegungen und Stilabsichten sich ergehenden Schaffensjahre 1504 haben wir den Feinstich der Geburt Christi, den Dürer selbst »Weihnachten« genannt hat. Auch hier eigentlich ein Architekturstück mit vorherrschender Räumlichkeit. Aber dies Gehöft mit seinen vielen Ecken und Winkeln, seinen tiefen Dunkellöchern und köstlichen lichten, schwebenden Schatten, mit der bröckelnden Fachwerkwand und dem lustig ausgreifenden zierlichen Buschwerk auf der hochragenden Mauerruine — das alles ist nicht bloß mit dem Auge des Naturalisten gesehen, sondern Form und Licht sind hier auf ihre Stimmung hin durchempfunden, »daß der Ort den Zauber des heimlich Beschlossenen und freundlich Lebendigen habe«. Ein bißchen Romantik, meint wiederum Wölfflin, muß freilich immer dabei sein, in ganz Deutschland würde man eine solche Örtlichkeit nirgends gefunden haben; die Phantasie will ihre Ranken treiben. Aber was sie spinnt und webt, ist deutsches Leben: die andachtsvolle Sorglichkeit der Mutter, die geschäftige Arbeitsamkeit des Vaters, die sich bescheiden im Hintergrund haltende Anbetung des Hirten vom Felde.

Nach seiner niederländischen Reise (1521 bis 1522) wandte sich Dürer, jetzt ein Künstler von Weltberühmtheit, erneut dem schon um 1510 meisterlich behandelten Holzschnitt zu, und in dieser Zeit (1523) entstand das Abendmahl aus



Nicolas François Regnault: Le baiser à la dérobée

einer geplanten Holzschnittpassion, ein Werk von klassischer Beherrschtheit und Ruhe. Und doch: welche Summe von neuem und unmittelbar wirksamem Ausdruck in den elf Apostelköpfen! (Judas hat sich schon entfernt.) »Petrus (links) neben dem Herrn — wie er starr dasitzt mit zusammengepreßten Händen und jener Wendung des Kopfes, als ob es ihn mit einem Ruck herumgerissen hätte! Der Nachbar, der ihm die Hand auf die Schulter gelegt hat und ganz versunken dem Verlauf der Rede lauscht, ohne das Auge zu erheben, und dann an der Ecke des Tisches der Alte, aufrecht wie ein Baum, mit der flachen Hand auf der Tischplatte, und am andern Ende jener Jünger, der, den Kopf aufgestützt, mit dem Messer in das Tuch sticht bei völlig abwesenden Gedanken. Der Tisch ist nicht gedeckt, um die Stille der Linie nicht zu stören; nur der Kelch steht darauf; Schüssel, Kanne und Brot am Boden. Die einzige dekorative Form ist ein großes rundes Loch in der Wand, ganz weiß ... Es brauchte (abermals nach Wölfflin) Dürers Überzeugung und seinen Mut dazu, diesen kolossalen Akzent asymmetrisch in die Szene zu werfen.«

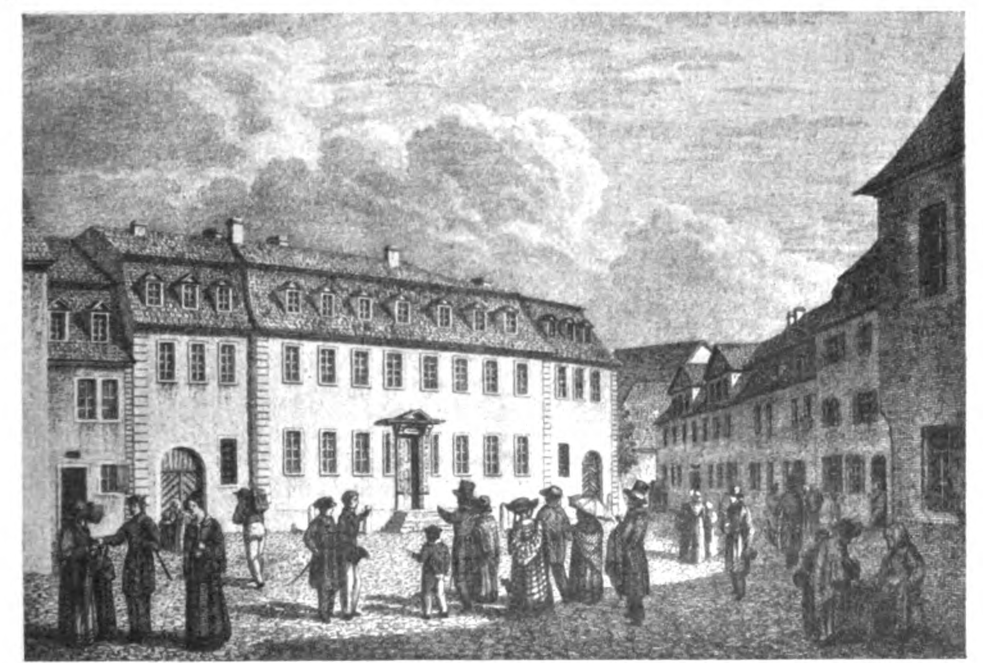
Über anderthalbhundert Blätter, Kupferstiche und Holzschnitte, aus Dürers graphischem Werk enthalten die Reichsdrucke; wer sie erwirbt, verfügt über eine Quelle künstlerischen Genusses und seelischer Erhebung, die unerschöpflich ist und in allen Lebenslagen Trost und Freude spendet.

Mehr ein Kleinmeister ist der Nürnberger Augustin Hirschvogel († 1553), ein äußerst vielseitiger Künstler: Maler, Radierer, Zeichner, Keramiker, Glasmaler, Wappenschneider, Kartograph und mathematischer Schriftsteller. Er hat unter dem Einfluß Albrecht Altdorfers eine Anzahl reizvoller kleiner Landschaften gezeichnet, darunter die aus fränkischen Heimatserinnerungen zusammengesetzte, die sich nicht genugtun kann in der Häufung architektonischer und landschaftlicher Motive vom Brunnentrog bis zum hochragenden Kirchturm und zur Felsenburg.

Als Goethe 1828 unter die ein Jahr zuvor von Otto Wagner gezeichnete, von L. Schütze gestochene Ansicht seines stattlichen Wohnhauses am Frauenplan die zum Besuch einladende Unterschrift setzte, muß er besonders guter Stimmung gewesen sein. Für gewöhnlich war es ihm, wie begreiflich, lieber, wenn die Fremden sich mit der Besichtigung seines Hauses von außen begnügten, zumal wenn ihrer so viele waren wie auf dieser — vielleicht doch ein wenig übertreibenden — Zeichnung. In der Regel freilich — so versichern uns Zeitgenossen — sah man auf dem Frauenplan nur die Nachbarn und Ortsheimischen, und eigentlich war es der Brun-

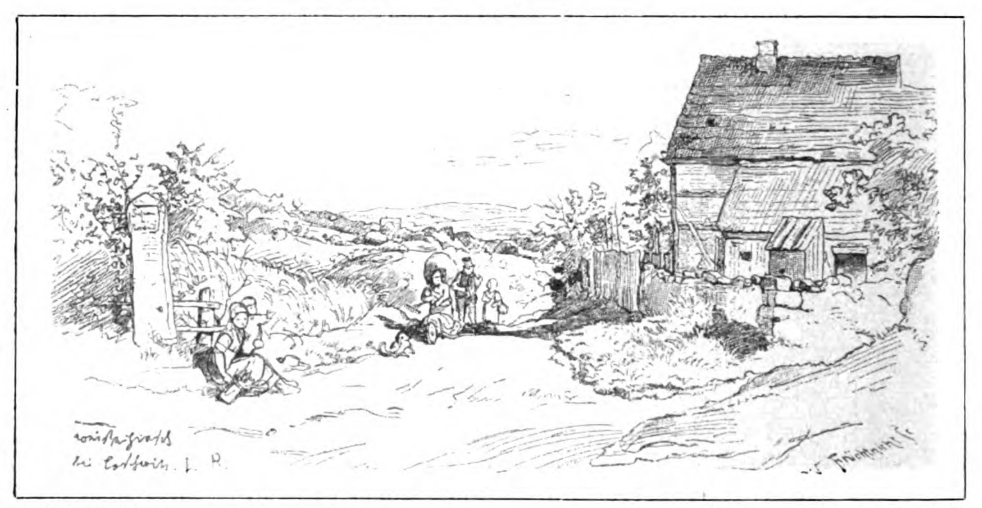
nen, der hier den meisten Verkehr hervorrief. Er sollte im Vordergrunde des Bildes stehen; der Zeichner hat ihn wohl nur weggelassen, um alle Aufmerksamkeit ungeteilt auf die vielen neugierigen Reisenden zu sammeln. Goethe selbst hat von einem seiner Fenster aus diesen Platz beschrieben: »Auf dem freien Platze meinem Hause gegenüber steht ein großes anständiges Wasserbecken, welches von einer stark fließenden Röhre hinreichend genährt wird. Dahin kommen, besonders morgens und abends, Frauen, Töchter, Mägde, Gesellen, Kinder, das notwendige Ingredienz ihres Daseins abzuholen. Hier ist das Geschäft einfach und doch mannigfaltig: aus dem Becken wird geschöpft, in Butten gegossen, zum Reinigkeitsgebrauche auf dem Rücken fortgetragen. Zum Trinken werden Krüge unter die Röhre gestellt, zu Koch- und feinerem Bedürfnis Eimer untergeschoben. Dabei ist nun die Haltung der Handelnden und Abwartenden nie dieselbe. Die Mannigfaltigkeit der Gebärden ist unendlich, die Stellung derjenigen sowohl, die im Besitz des Empfanges ist, als der andern, die auf den Augenblick paßt, bis die Reihe an sie kommen soll, zeigt keine Spur von Ungeduld; alles geht im Takt, und doch ist ein feiner Unterschied zwischen einer und der andern zu bemerken. Salat an Ort und Stelle zu waschen ist jetzt streng polizeilich verboten. Schade! Das gab recht artige häusliche Stellungen, und doch bleibt noch genug übrig: von der früh Ankommenden, Einsamen bis zum Gedränge der höheren Tagesstunden, bis zuletzt die ganze Anstalt wieder verlassen dasteht und doch endlich noch ein Knabe auf den Rand des Beckens bis zu dem Pfeiler hinaufsteigt, um sich, über die Röhre gebückt, unmittelbar aus derselben zu erquicken.«

Wie wenig die Reichsdrucke mit der Rüstkammer ihrer vielfältigen Reproduktionsarten vor Schwierigkeiten zurückzuschrecken brauchen, beweist Ludwig Richters zierliche Zeichnung vom Weißen Hirsch, deren Wiedergabe diesen Aufsatz beschließt. Früchtnicht hat sie in Holz geschnitten, die Reichsdruckerei hat sie danach in Strichätzung vervielfältigt, wir haben sie nach diesem Druck stark verkleinert abermals reproduziert — gewiß sind auf diesem langen Wege einige Feinheiten oder Besonderheiten des Originals verlorengegangen, aber das sind Unwägbarkeiten, deren Fehlen die Kunstfreude an diesem kleinen Juwel deutscher Landschaftszeichnung nur wenig herabsetzen kann. Der Reichsdruck jedenfalls kommt dem Original ganz nahe.



Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen seyn.
Goethe 1828

Goethes Wohnhaus am Frauenplan in Weimar
Nach einer Zeichnung von Otto Wagner (1827) gestochen von Lud. Schütze



Ludwig Richter: Weißer Hirsch bei Loschwitz

Die Kunst kennt nationale Unterschiede und national bedingte Wirkungen, aber keine nationalen Grenzen, wo es sich um ihre Kenntnis und ihre Verbreitung handelt. Darum stehen in den Reichsdrucken neben den Niederländern und Deutschen die Italiener mit einigen wuchtigen monumentalen Blättern, wie sie uns in Mantegnas denkmalartig klaren Stichen begegnen, oder mit Stichen nach Renaissance-Meistern, wie sie Marcantonio Raimondi, der hervorragendste Kupferstecher des Cinquecento (1480 bis 1533), in seinem nach Raffael gestochenen Blatt »Adam und Eva« gibt, oder mit so stilstrengen Bildnissen, wie uns ein unbekannter Florentiner Kupferstecher des 15. Jahrhunderts eins in dem farbig angelegten Frauenkopf hinterlassen hat, der freilich mehr kostbares Ornament als lebendiges Menschentum darstellt.

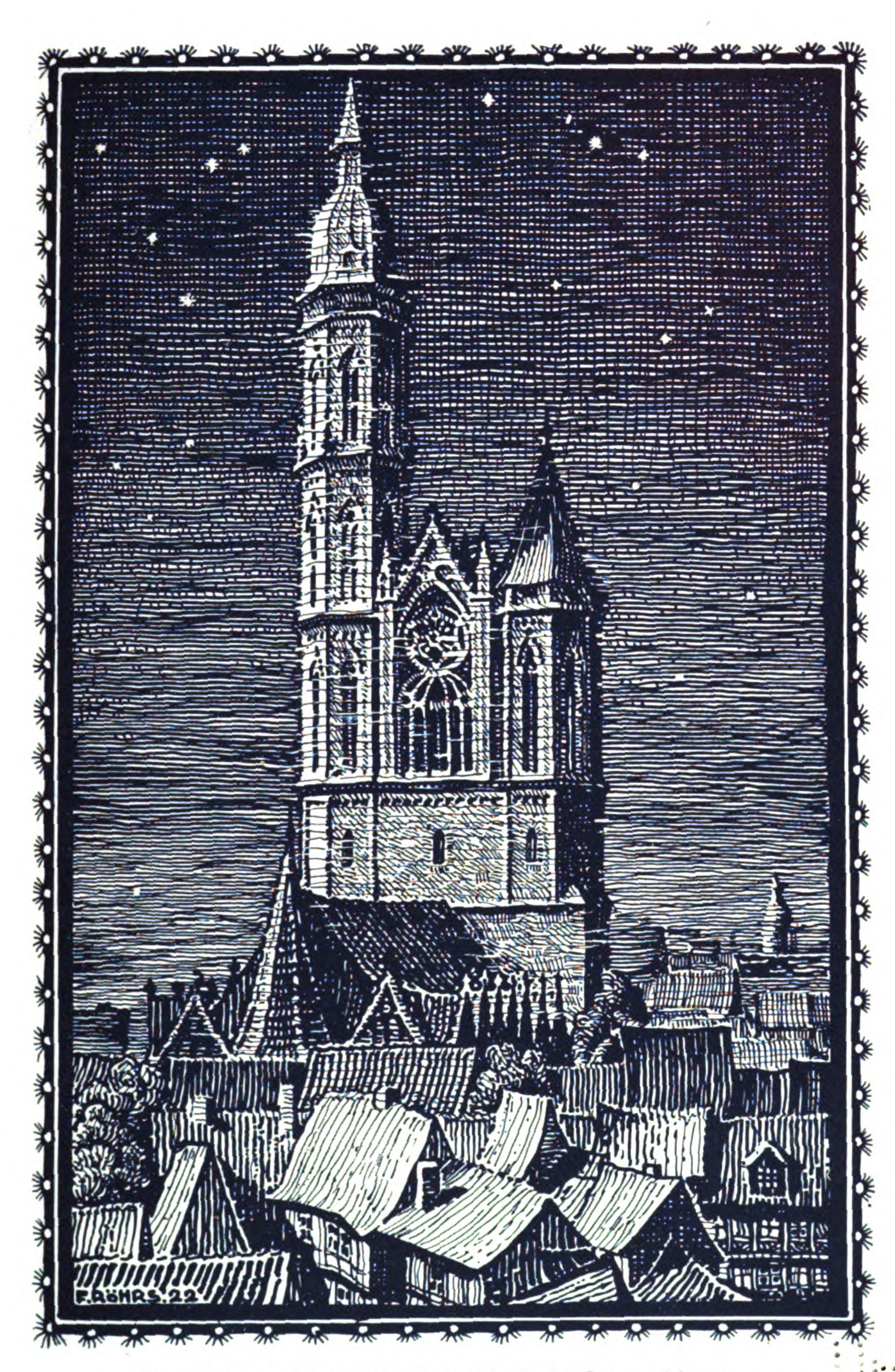
Auch die großen französischen und englischen Stecher des 18. Jahrhunderts fehlen nicht. Ihre Lieblingsgegenstände, wenn sie nicht, wie Jean Moyreau (geb. 1690 zu Orléans, gest. 1726 zu Paris), nach fremden Meistern stechen, sind entweder Szenen des gesellschaftlichen und galanten Lebens: ein Lesekränzchen im Freien, wie wir eins von Beauvarlet (1731--1797) haben, ein Kußraub, wie ihn der Pariser Nic. François Regnault (geb. 1746) darstellt, oder Bildnisse, vornehmlich Frauenbildnisse aus der vornehmen Gesellschaft, wie wir eins von John Jones (1740—1797), gestochen nach einem farbigen Schabkunstblatt von Romney, zeigen (s. das farbige Einschaltbild).

Wie alles Gute und Erfolgreiche, sind auch die Reichsdrucke vielfachen Nachahmungen ausgesetzt, die nur kümmerlichen Ersatz für sie bieten. Die unverfälschten Reichsdrucke tragen ein doppeltes Merkzeichen ihrer Echtheit: am unteren Papierrand rechts den Bildprägestempel »Reichsdruck« und auf der Rückseite die Stempelung »Faksimilereproduktion der Reichsdruckerei Berlin«. Man achte darauf und hüte sich vor Surrogaten, da man doch das Echte und Vollendete in jeder guten Buch- und Kunsthandlung zu erschwinglichen Preisen haben kann. So das mehrfarbige Schabkunstblatt »Mrs. Davenport« nach Jones zu 150 M., Beauvarlets »Gesellschaft im Freien«, gegenüber der Originalgröße (580 : 360 mm) nur wenig verkleinert, zu 40 M., Dürers »Weihnachten« und »Abendmahl« zu je 15 M., Schongauers »Geburt Christi« zu 10 M., kleinere Blätter sogar zu 5 M. Wer klug ist, nimmt einen oder mehrere der weniger künstlerischen Reichsdrucke — man weiß schon, welche ich meine — und tauscht sich einen oder mehrere der unentwertbaren Reichsdrucke dafür ein: zur Weide seiner Augen, zur Freude seines Herzens.

Bitte

Laß splittern, Gott, tut auch dein Hammer weh,
Die Marmorstücke von dem starren Block,
In dem unaufgeweckt mein Bild dir ruht.
Nur ganz vollendet laß es dir erstehn,
Wie du's in deinem Schöpfergeiste siehst,
Damit du's nicht ob eines Fehls verwirfst.

Albert Sergel



Fritz Röhrs: Die St. Andreaskirche in Braunschweig

Eine Reise im Hausboot

Von Otto Protzen

Wenn da drüben im Seglerhause in Eis und Schnee meine Lieblinge träumen und ausruhen von weiter Fahrt, von heißem Wettkampf und überstandener Gefahr, dann spanne ich wohl daheim einen schönen großen weißen Bogen Papier aufs Reißbrett und tüftele mit Kurvenlineal und Zirkel in meiner Werkstatt irgendein mich gerade ganz besonders bewegendes, neues Problem aus. Denn eine Kunst, eine bildende Kunst ist auch der Schiffbau. Sinn für Formen und Linien, für Proportionen und Raumbegriff ist auch hier unerläßlich; die Phantasie des Schaffens und Bildens verkörpert sich auch hier in den mit peinlicher Genauigkeit gezogenen Linien, die der Laie nicht zu entwirren vermag. Während aber bei der Bewertung von Landschaften und Seebildern nur der ästhetische Geschmack maßgeblich ist, sitzt über die schwarzen Kurven und Striche eines Schiffbauers unter Umständen das Schicksal zu Gericht.

Diesmal nun ist es ein Hausboot, ein schwimmendes Heim für Arbeit und Sport, das einen bedeutenden Verbrauch an Zeichenpapier und schlaflosen Nächten verursacht, und wenn ich mit hochrotem Kopf mich nicht trennen kann von meinem Werk, dann guckt mir meine Frau über die Schulter, ob ich denn noch immer nicht Schluß machen wolle für heute; so sehr eilig wäre es doch nicht. An Stelle einer Antwort verwickle ich sie in eine ernsthafte Beratung über die zweckmäßigste Anordnung der Kombüse und der verschiedenen Vorratsbehälter bei äußerster Raumersparnis. Meine Älteste, die eine gute Rechnerin zu werden verspricht, hilft bei der Ermittlung der Flächeninhalte, des Deplacements und der Schwerpunkte. Der Junge, der vorläufig mehr zum praktischen Schiffbau hinneigt, indem er aus Kiefernborke Schiffe schnitzt oder unter ohrenbetäubendem Lärm aus alten Kistendeckeln und Besenstielen Eisjachten zurechthämmert, beweist mir durch die Frage, was ich denn für die vielen Zeichnungen bezahlt bekäme, daß er keinen Sinn für brotlose Künste hat und mal besser in die Welt passen wird als sein Vater. Zugleich aber erpreßt er mir das Geständnis, daß ich so ein Ding, wie ich es zeichne, für mich und die Meinen gern bauen möchte, daß mir aber noch recht viele Markstücke dazu fehlten. Da zeigt sich denn das gute Herz der Jüngsten im hellsten Lichte: sie klettert mir tröstend aufs Knie und stellt mir großmütig den Inhalt ihrer Sparbüchse mit 10,85 M. zur Verfügung.

Nie kann man schönere Tage verleben als in der Hoffnung und in der Erinnerung!

So ruhten denn auch diese Hausbootpläne viele Jahre in der tiefsten Tiefe meines Wunschkästleins, weil das Bankbuch mit dem Fluge meiner Gedanken nicht Schritt halten konnte. Eines schönen Sommertags aber, auf einem Dampfer, der die Fluten der Havel zwischen Spandau und Potsdam befuhr, machte meine Seglermütze auf einen Fahrgast amerikanischer Herkunft einen solchen Eindruck, daß er die Frage nicht unterdrücken konnte, ob ich hier auf dem Wasser Bescheid wüßte. Dies glaubte ich ohne Gewissensbisse bejahen zu dürfen. Und so lautete die nächste Frage, wie und wo man hier in Deutschland ein Hausboot bekommen könne. Da war ja Uncle Sam vor die rechte Schmiede gekommen. Vor Stolz errötend, zeichnete ich mit wenigen Strichen mein daheim im Schubfach einer unbestimmten Zukunft entgegenschlummerndes Projekt hin, und im Frühjahr des nächsten Jahres durchfurchte es dieselben Wellen der Havel, auf denen der Zufall seine Verwirklichung herbeigeführt hatte.

Dieses unser Land, wie geschaffen für das Hausbootleben, muß auch in dieser Beziehung erst von den Angelsachsen lernen, wie man leben kann, wenn man — die nötigen Moneten hat. Zwar war es keineswegs eine Nachbildung der Wohnprähme auf der Themse, noch der großen Motorboote, auf denen man in Amerika mit Kind und Kegel den Sommer verbringt. Unbeeinflußt von Vorbildern, hatte ich mir einen Palast erdacht mit Dachgarten und Loggia, mit dem man fern von der sogenannten Zivilisation in den lieblichsten Winkeln unsers Landes ungestört, den Beruf mit dem Sport verbindend, dem Laster der Landschaftsmalerei frönen und dabei sein Heim stets bei sich haben konnte.

Mit eigner Kraftmaschine wollte ich weite Reisen unternehmen, ohne belästigt zu werden durch einen vor mir herfahrenden stinkenden, qualmenden Schlepper. Im Grunde meines Herzens hege ich jedoch eine tiefe Verachtung gegen diese nach Benzin und heißem Öl duftenden, ratternden Motoren, welche launenhaft und unergründlich sind in ihrem Benehmen; ich betrachte so ein Konglomerat von Röhren, Gläsern, Spiralen, Hähnen und Rädern mit ständigem Argwohn und nur als unvermeidliche Notwendigkeit. Mit diesem rätselhaften Ungeheuer, von dem man mir versicherte, daß es die Kräfte von zehn Rößlein ersetzen solle, konnte »Thea« — so war das Hausboot nach der Gattin des Eigners benannt — stündlich ungefähr elf Kilometer zurücklegen, wenn nicht die Windgötter gar zu widerspenstig entgegenbliesen.

Ihre Abmessungen paßten sich den schmalsten Brückenjochen und Schleusen an, die sich in unsrer Mark finden, flachbodig war ihr Rumpf, um überall bequem landen zu können. Um die

Poesie des Wasserlebens zu wahren, takelte ich das schwimmende Haus als Schoner. Beide Masten sind leicht mit einer Jibb und mit Gegengewichten zu setzen und zu legen, und mit dem zwei Meter tauchenden Mittelschwert kreuzen wir sogar ganz leidlich im Notfall gegenan.

Mein neuer Freund hatte außer einem für die Ausübung dieser Art von Sport ebenso nötigen wie großen Bankkredit weiter keine Vorkenntnisse mitgebracht; es gelang mir daher, die Stellung als Kapitän zu erlangen, und das vereinbarte Gehalt wurde mir viele Jahre lang in Form von liebevoller Behandlung pünktlich gezahlt. Ja, noch heute genieße ich gewissermaßen einen Ehrensold, der sogar den Krieg überdauert hat, trotzdem das Fahrzeug leider schon lange seinen Besitzer gewechselt hat und in fremde Lande verzogen ist. —

Und nun die erste Reise!

Ein Maschinist wurde geheuert, der mit kritischem Blick die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit betrachtete. »Bisken ville Messing zu putzen!« raunte er mir zu; denn er war wohl nicht ganz im klaren über meine Stellung an Bord.

Die Masten und Segel wurden wieder an Deck gelegt, ebenso das gewaltige Sonnenzelt, das sich über das ganze Boot hinzog. Auch die blinkenden Messinggeländer um das geräumige Promenadendeck, das sämtliche Kabinen in doppelter Lage überspannt, wurden wieder abgeschraubt, um keinen Zusammenstoß mit den Brücken zu verursachen; nur die langen buntbemalten Holzkästen, in denen die Geranien sich üppig an der Bordwand hinunterrankten, umgaben uns wie ein lieblicher Garten, in dem wir lustwandeln konnten.

Für die Nahrung des anspruchsvollen Motors waren alle Tanks bis zum Rande und noch mehrere Reservebehälter voll Benzin gefüllt; und nun erst, wenn man in die Vorratsschränke der Küche, in den geräumigen Eisschrank und unter dem Fußboden der Badestube in den Weinkeller blickte, lief einem das Wasser im Munde zusammen.

In der Küche im Vorschiff waltete eine über Wansees Grenzen hinaus berühmte Fee, und die Tafel deckte eine zierliche Kammerjungfer, die mit dem kostbaren Kristall und dem duftenden Mokka in einer Weise herumhantierte, als ob sie auf dem Wasser geboren sei.

Der Maschinist putzte und ölte an seiner Maschine herum, um sie bei guter Laune zu erhalten, als der Bootsmann meine Frau und mich auf Anruf mit dem Beiboot vom Seglerhause an Bord setzte. Außer dem Eigner und der Herrin sowie ihrer Schwester fanden wir eine pikante Pariserin noch mit dem Morgenfrühstück beschäftigt, so daß eine stattliche internationale Gesellschaft von vier Damen, zwei Herren und zwei Männlein und zwei Weiblein als Besatzung auf dem Hausboot versammelt war. Der Eigner und seine Gattin bewohnten ihr Schlafzimmer an Backbord des Schwertkastens. Derselbe Raum an Steuerbord, durch eine Tür untergeteilt, wurde durch zwei trauliche Gastkabinen eingenommen, über deren Einrichtung ich natürlich selbstlos besonders gewacht hatte. Jede von ihnen enthielt zwei übereinander angebrachte Betten, von denen das obere, ähnlich den Schlafwagen in der Eisenbahn, tagsüber heruntergeklappt werden konnte, um als Rückenlehne zu dienen.

Der weibliche Teil der Bedienung hatte eine Kabine nahe der Küche im Vorschiff gegenüber vom Badezimmer inne, und Bootsmann und Maschinist spannten sich des Nachts Hängematten im Maschinenraum auf, welcher sich im Hinterschiff an den Hauptwohnraum anschließt. Dieser Maschinenraum, der mit Spiegelglas-Schiebefenstern gegen die Unbilden der Witterung abgeschlossen ist, gewährt uns mit seinen Lederpolstersitzen um die Maschine herum einen gemütlichen Aufenthalt nach Tische. Durch Holztäfelung ist der Motor verkleidet, so daß er als Tisch benutzt werden kann, wenn er nicht in Gang ist, und die Polsterbänke verbergen die Dynamomaschine für die Lichterzeugung sowie die Akkumulatoren, die wir mit einem Transmissionsriemen durch unsern Motor selbst laden können.

Durch ein paar mächtige Schiebetüren gelangen wir von hier aus in das gemeinsame Wohnzimmer, das mit seinen fliederfarbenen Polstersitzen und den Ahornmöbeln einen überaus freundlichen, luftigen Eindruck erweckt. Die Höhe unter seinen Decksbalken ist 2,25 m, die Wände und die Decke sind weiß lackiert; der Raum erscheint dadurch bedeutend größer, als man von einem nur wenig mehr als vier Meter im Geviert messenden Zimmer erwarten könnte. Vier Eckschränke bergen die Kleiderpracht der Hausfrau, das Tischleinen, und bewahren auf sinnreich ausgeschnittenen und mit Leisten versehenen Regalen das Kristall und die zierlichen Teller und Tassen, das Tafelsilber und sonstige nützliche Annehmlichkeiten des Lebens.

Ein kunstvoll in Kupfer getriebener Kamin, in dem ein Spiritusofen versteckt ist, mit darüber angebrachtem Spiegel läßt es völlig vergessen, daß man sich in einer Kajüte befindet; und wenn abends die an der Decke und an den Wänden harmonisch verteilten Glühkörper ihr mildes Licht mit tausend Reflexen in den herabhängenden Glasornamenten spiegeln und zitternde Muster an die Wände werfen, glaubt man in einem Miniatur-Feenschlößchen zu weilen.

Hier ein Bücherregal, dort ein Bordbrett für Rippes über dem Kamin, einige kleine Radierungen an den Wänden; den Verhältnissen an Bord angepaßt. —

Schon vom Frühstückstisch aus bewundern unsre Damen durch die weit offen stehenden Fenster das Panorama, das in flotter Fahrt an uns vorüberzieht; wir Herren bekümmern uns an Deck um die Navigation und erledigen mit der Morgenzigarre unsern Gesundheitsspaziergang.

»Thea« schlägt den Weg havelabwärts zur Elbe ein, um in Kiel Zeuge zu sein der grimmigen Kämpfe, die ihr Kapitän mit einer neuerbauten »Wannsee« gegen die Sonderklassenflotte der Alten Welt wieder ausfechten will. »Wannsee« ist einige Tage vorher schon mit der Eisenbahn vorausgeschickt nach Hamburg, um bei ihrem Erbauer Oertz für die ihr bevorstehende Arbeit vorbereitet zu werden; dort wollen wir sie wieder in Empfang nehmen.

Mühelos treibt der Motor unsern kleinen Palast bei Sonnenschein und Frühlingsluft stromabwärts; durch das liebliche Havelta1, dessen ungeahnte Schönheiten ich voller Stolz meinen unbefahrenen Schutzbefohlenen zeige. Wenn die Aufmerksamkeit nicht durch Schauen und Bewundern in Anspruch genommen ist, beschäftigt sich jeder nach seinem Geschmack. Die Damen schalten und walten unter Deck, um Ordnung zu schaffen in den Schubladen und Schränken und um für des Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen. Ein Teil hantiert mit Nadel und Faden, ein andrer schreibt eilige Abschiedsbriefe, die bei der nächsten Schleuse in den Briefkasten wandern sollen. Der Herr des Hauses, der sonst so vielbeschäftigte Kaufmann, genießt in vollen Zügen die göttliche Faulheit, streckt sich in den bequemen Deckstühlen und pumpt den Kontorstaub aus den Lungen. Welch ein Hochgenuß für ihn, nicht mehr nach Minuten und Sekunden seine Zeit einteilen zu müssen, so ganz unerreichbar von geschäftlichen Plagen und Sorgen sein Leben nach seinem Geschmack einrichten zu können! Am hellen lichten Tag ein Schläfchen sich zu leisten und sogar zu der feierlichen Handlung des Rasierens einen Zeitraum verwenden zu dürfen, der sonst zum Empfang von zehn Besuchern und zum Diktat von sechs Briefen ausreichen muß. —

Bei den Schleusen müssen »Alle Mann« antreten zum Helfen. Der Eigner muß die Papiere besorgen und den Mammon entrichten, die Damen sind vorn und hinten an beiden Seiten, jede mit einem dicken Fender aufgestellt, um die weiße Lackfarbe der »Thea« zu schützen gegen die schlammbewachsenen Mauern der Schleusen und gegen unsanfte Berührung teertriefender Lastkähne neben uns. Der männlichen Besatzung liegt die Bedienung der Festmacheleinen ob, und die Küchenfeen ergreifen schnell die Gelegenheit, noch einen Eimer voll frischen Trinkwassers am Schleusenbrunnen zu erhaschen; denn trotz der geräumigen Wassertanks und der Reservefässer an Deck ist dieses bei zehn Seelen an Bord ein stets begehrter Artikel.

Nicht einen Augenblick wird uns die Zeit lang. Wenn das Mittagessen vorüber, sucht sich jeder seinen Lieblingsdeckstuhl, mit schwellenden Kissen ausgepolstert, zur Siesta und nimmt ein Buch vor die Nase; meist träumt er jedoch darüber hinweg und blickt in das Grün der Ufer, auf das opalisierende Blau der leise rauschenden Wellen. Wenn der Abend herannaht und Dunkelheit die Weiterfahrt erschwert, suchen wir uns ein lauschiges Plätzchen, möglichst weitab von menschlichen Behausungen, wo wir vor Anker gehen oder unsern flachschwimmenden Koloß ins Schilf laufen lassen. Dann kommt die schönste Stunde des Tages; fröhliche Neckerei hebt an, oder je nach Stimmung auch mal ein ernstes Gespräch. Mezza voce trällert ein französisches Chanson durch die Stille der Einsamkeit, oder der weniger poetische Phonograph trägt seine schluchzenden Liebeslieder über die spiegelglatte Bucht. Außer den Sternen glimmen nur die Havannas der Herren; und als diese, ihrem Ende nahe, zischend über Bord geflogen sind, trennen wir uns mit Widerstreben, um uns in die Kabinen zurückzuziehen für die Nachtruhe. —

Noch liegt feiner Nebeldunst über der erwachenden Natur, als sich leise eine Kabinentür öffnet und ihr die Quellnymphen entsteigen, um in übermütigem Kopfsprung in die klaren Fluten zu tauchen. Es entspinnt sich ein Spiel der Wellen, dem erst der Ruf zum Frühstück ein Ende macht. Der Anker wird aufgeholt, die Tauenden lösen sich vom Lande, und »Thea« dreht hinaus aus dem schützenden Winkel auf ihren Kurs, weiter dem Meere zu.

Da versagt unser Motor. Keine Macht der Erde, nicht mal sein kluger Betreuer, der alles besser weiß, ist imstande, ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen; schwitzend und schimpfend dreht der verzweifelte Maschinist an der Kurbel, öffnet und schließt die Ventile, gießt hier Öl auf, träufelt dort Benzin hinein. Alles umsonst; wir treiben hilflos breitseits ins Schilf.

»Ick habe't ja jleich jesagt,« brummte der Brave. Nie zwar habe ich erfahren können, w a s sein Seherblick ihm lange vorher schon gekündet hatte. —

Ich ließ die Masten, die Segel setzen und »Thea« mit dem ausgebrachten Anker vom umklammernden Schilf freiwarpen. Dann glitt unser Blumenschiff in der leichten Morgenbrise lautlos wie ein Traum über den See, mit rechts und links ausgebaumten Segeln bis zur Stadt Brandenburg, wo ein in den Tücken des Motors erfahrener Zauberkünstler durch finstere Beschwörungsformeln das Leiden behob.

Der Plauer See liegt vor uns. Im Gemünde geht es toll her; denn der gegen den

Wind laufende Strom hat die Seen zu beträchtlicher Höhe aufgestaut. Zwei schwergeladene Steinzillen sind vollgeschlagen und sperren fast die ganze Fahrstraße, nur noch ihre langgeschnäbelten Bugspitzen schauen hervor aus dem Wasser. Wir aber haben wieder Zutrauen zu der Seetüchtigkeit und der Maschinenkraft unsers Schiffes und wagen die Fahrt. Donnernd klatschen die Brecher gegen das vollbusige Vorschiff und stäuben hinweg über das zwei Meter hohe Verdeck. »Thea« kämpft sich wacker hindurch und läuft nach einer halben Stunde unter der Havelbrücke beim Plauer Schloß in den schmalen Fluß.

Rathenow wird gegen Mittag passiert. Stromauf und stromab keuchen die Schleppzüge; unser merkwürdiges Gefährt ist der Gegenstand schallender Heiterkeit, jauchzender Freude bei den Eingeborenen und den Bewohnern der Frachtkähne, die verlangend die Hände nach unserm roten Geranienschmuck ausstrecken. Unser Maschinist fühlt sich geschmeichelt durch das Aufsehen, das wir erregen; er beugt sich lebhaft winkend heraus zu einigen drallen Bauernmädeln am Ufer. Leider etwas weiter als ratsam; denn klatschend plumpst er kopfüber in die Havel. Sofort lasse ich alle Kraft rückwärts schlagen und löse das Beiboot; aber so ein schweres Fahrzeug ist nicht so schnell zum Halten zu bringen. Der Maschinist, der nicht schwimmen kann, kämpft um sein Leben, und nur die gekrallten, wild um sich schlagenden Hände ragen noch aus dem Wasser. Da kommt ahnungslos der Bootsmann, einen Stoß Teller im Arm, aus der Kajüte: »Holl' di! Holl' di!« — Die Teller zerschmettern am Fußboden, er springt in das von mir bereitgehaltene Beiboot, er rubert ums Leben und kann den Ertrinkenden noch gerade an den Haaren erwischen, bevor es zu spät ist. —

»Ick habe't ja jleich jesagt ...« waren die ersten Worte, als er wieder sprechen konnte und drei Kognaks hintereinander eingeflößt bekam. »Det is ibahaupt strafbar, son niedriget Jeländer!« —

Abends liegen wir wohlgeborgen zu Füßen des Havelberger Doms. Unsre Mark ist nicht reich an altertümlichen Bauwerken und andern Zeugen des Mittelalters; die Kriegsfurie hat gar zu gründlich aufgeräumt mit dem wenigen, was vor dem Dreißigjährigen Kriege bestand. Um so eindrucksvoller wirkt das, was noch vorhanden.

Unterdes wurde der Benzinvorrat aufgefüllt, um für alle Fälle bis Hamburg genügend Futter für den ewig brummenden Motor bereit zu haben. Auch Kohlen für den Kochherd, Brot und andre Vorräte wurden ergänzt in dem netten Inselstädtchen, und wir laufen bei Havelort auf den breiten Elbstrom hinaus, dessen gelbliche Wasser mächtig hinten nachschieben.

Die Mündung der kleinen Jeetze in die Elbe beherbergte uns für die Nacht, und ein Abendbummel durch die mondbeschienenen Gäßchen der mir wohlbekannten Stadt Hitzacker sorgte für Abwechslung in der Fortbewegung, damit wir nicht gar zu bequem würden.

In frühester Morgenstunde liefen wir wieder auf den Strom und ließen die abwechslungsreichen Ufer der Elbe wie ein Wandelbild an uns vorüberziehen. Genau wie auf der Landstraße tauschen wir freundliche Grüße mit den uns begegnenden Frachtschiffen und Dampfern.

Lustig ist solche Stromfahrt bei prächtigem Frühlingswetter. Klingend und surrend stürmen wir stromab, und ehe wir's gedacht, ist Hamburg erreicht. »Thea« zieht ruhig ihre Bahn durch das Gewühl und Gebrause des gewaltigen Hafens und legt sich an eine der Bojen im Köhlbrand. »Wannsee« lag schon fertig bei der Jachtwerft von Oertz und wurde hinter unser Wohnschiff gebunden. Wir setzten auch auf »Thea« die Masten, und da wir noch genügend Benzinvorrat hatten bis Kiel, gingen wir am nächsten Mittag gegen den Rest der Flut auf die Weiterreise.

Ein köstlicher, fast windstiller Tag machte die gefürchtete Fahrt elbabwärts zu einem Genuß; besonders unsre Damen, denen all dies Leben auf dem Wasser, wo die Schiffe der ganzen Welt zusammenströmen zum Güteraustausch mit dem Flußverkehr, etwas Neues, bisher nie Gesehenes war, wurden nicht müde, das stolze, frohmachende Bild zu bestaunen und mit allen Nationen Grüße zu tauschen.

Ohne Unfall erreichten wir Brunsbüttel, passierten die Schleuse mit unserm zierlichen Anhang und machten an den Dallen des geräumigen Innenhafens fest. Am nächsten Morgen kam der Lotse an Bord, den wir verpflichtet waren bis Holtenau mitzunehmen, und »Thea« fuhr friedlich zwischen den grünen Uferböschungen des Nordostseekanals.

Während der Fahrt wurde das Geländer wieder aufgebaut, das seegrüne Sonnenzelt wurde an den blinkenden Messingstützen gespannt, und eine Generalreinigung mußte »Thea« über sich ergehen lassen. Auch nahmen wir die Gelegenheit wahr, mit Lack- und Farbtopf der »Thea« ein fleckenloses Gewand zu malen, damit wir den kritischen Augen der Kieler Jachtwelt standhalten konnten.

Abends lagen beide Jachten einträchtiglich auf dem gewohnten Ankergrund vor dem Forsteder Park in der Bucht. Nun konnte die Kieler Woche immerhin losgehen; wir pfiffen auf die überfüllten Gasthöfe, auf den Lärm und die stickige Luft der Speisewirtschaften; denn wir hatten unser eignes Häuschen mit uns! —

Noch acht Tage waren uns vergönnt, um den letzten Reck aus »Wannsees« Segeln zu be-

kommen und uns wieder an Salzwasser zu gewöhnen. Von morgens bis abends wurde gesegelt und getrimmt, sogar die Damen halfen getreulich dabei. Manchmal kam »Thea« sogar mit hinaus auf die Föhrde außerhalb von Friedrichsort, um für die hungrigen Seefahrer wie ein Tischlein deck' dich zur Stelle zu sein.

»Wannsee« machte ihren Vorgängerinnen Ehre; nie kam sie ohne Preis an ihre Boje zurück, und zur Belohnung fand dann ihre Mannschaft nach des Kampfes feuchten Mühen herzliche Aufnahme in unserm Hausboot.

Danach gehen wir Anker auf in sternenklarer, wunderbar stiller Nacht, hinaus auf die schweigende See. »Wannsee« folgt uns im Schlepptau. Um Mitternacht ist der Friedrichsorter Leuchtturm querab, und hinter uns versinken die Tausende der Lichter der Stadt und der gewaltigen Kriegsflotte. Links winkt uns Bülkfeuer Lebewohl, voraus weit draußen zwinkert Gabelsflachfeuerschiff wie einem guten Bekannten uns zu. Wir steuern darauf los, bis die Leuchttonne auf den Laböer Sänden achteraus ist; dann schwenken wir rechts ab mit dem Kurs Ostsüdost auf den Fehmarn-Sund.

Leise rauscht die östliche Dünung gegen den Vorsteven, hinter uns her hüpft »Wannsee« und beide Beiboote an langer Leine. So schweben wir leichtwiegend stundenlang durch die einsame Nacht; nur ein paar Fischerboote taumeln wie schläfrige Falter mit ihren schwarzen Segeln an uns vorüber.

Der Eigner und alle Gäste, der Bootsmann, die Köchin, Stewardeß und der Bootsjunge der »Wannsee« gehen zur Koje, und der Maschinist entschlummert, quer über seinen Motor gebeugt. Nur Frau »Thea« hat Lichterwache und muß auch manchmal den Kompaß beobachten, ob wir auch nicht in die Irre schweifen; daneben sorgt sie rastlos für die Aufrechterhaltung der Lebensgeister des Kapitäns, der die Rolle des Steuermanns für die ganze Nacht übernommen hat. So genießen wir die laue Sommernacht, die hier oben im Juli ja nicht lange währt; leider, möcht' ich fast sagen. Schon bald nach zwei Uhr hebt sich im Nordosten ein heller Streifen am Horizont ab und teilt den Himmel vom Wasser. Fern im Süden liegt eine schwarze Dunstbank, unter der die holsteinische Küste verborgen ist. Die Sterne verblassen, der helle Streifen breitet sich immer mehr aus; immer kräftiger, immer leuchtender erglühen die Wolkenränder in allen Farben, bis endlich die Feuerkugel der Sonne auftaucht aus dem leise atmenden Meer und in breit hinzitternden Goldstreifen bis an unser blumengeschmücktes Schifflein eine Brücke zum Himmel baut.

Der Gedanke der Ermüdung kommt nicht auf bei der Schönheit eines solchen Sommermorgens. Die Sterne können uns nicht mehr als Wegweiser dienen, auch der rastlose Lauf der Sonne gibt keinen genauen Anhaltspunkt für die Richtung; so mußte also wieder die zitternde Seele des Schiffes, der Kompaß, sein Amt übernehmen, und wir stellten ihn diesmal auf einen Stuhl nahe am Steuerrad. Nicht sehr sicher und nicht sehr bequem zu beobachten; da die See aber nicht hoch ging, erfüllte diese Anordnung zur Not ihren Zweck.

Als die Sonne den Dunstschleier im Süden aufgesaugt hatte, zeigte sich auch in der Ferne neben uns die mir von so mancher Fahrt her bekannte Küste; aus dem Abstand konnte ich den Kurs ziemlich richtig schätzen, und schon um fünf Uhr tauchten die ersten Landmarken der Insel Fehmarn, der Petersdorfer Kirchturm und dann Flüggefeuerturm am östlichen Horizont als langer dünner Strich über den Horizont.

Der Ostwind legte zu, schon stampfte »Thea« trotzig gegenan und machte mit ihrer langen Schleppe wenig Fahrt vorwärts, zumal auch noch die Strömung aus dem Sund heraus uns entgegenlief. Aber um sieben hatten wir die Enge der Tonnenreihe überwunden und konnten von der östlichen Anseglungstonne den Kurs Südwest auf Dameshöved absetzen.

Alle Mann an Deck! — Verschlafen kroch einer nach dem andern aus den Federn und blinzelte ins bläuliche Licht des Morgenhimmels.

Schonersegel, Stagfock und Großsegel heißen! Querab von Dameshöved konnten wir platt vor den Wind gehen, und mit den wie Schmetterlingsflügel ausgebreiteten Segeln schwebten wir über die Neustädter Bucht nachmittags um zwei Uhr in den Travemünder Hafen hinein.

Aus dem bei Georg Westermann in Braunschweig demnächst erscheinenden Werke von Otto Protzen »Vierzig Jahre auf dem Wasser«

Singender Sommertag

**Aus den weißen Wolken überm Hag
Singen Englein in den Junitag.**

**Über uns im grünen Waldgegitter
Stimmen süße Geigen sie und Zither.**

**Harfenleise rieselt es hervor,
Wo der Bach sich wiesenwärts verlor.**

**So in Feld und Busch, in Heid' und Ried
Tönt das sommerweiche Engelslied.**

**Auf tut sich des Himmels goldnes Tor —
Unsre Herzen klingen mit im Chor.**

Albert Sergel

Neue schwedische Erzähler

Von Dr. Ernst Alker

Das deutsche Publikum ist nicht gut über die literarischen Strömungen in Schweden unterrichtet. Lagerlöf, Heidenstam, Hallström, Geijerstam und natürlich Strindberg — mit diesen Namen ist die Kenntnis der großen Allgemeinheit wohl erschöpft. Und da handelt es sich doch um Namen, die schon vor zwanzig Jahren ihren Ruf gewonnen haben.

Es ist ja wahr, in der schwedischen Presse kommt immer wieder die Klage vor, daß die sich stetig mehrende Produktion in keinem Verhältnis stünde zur Qualität. Aber wir wissen: es ist eine schwedische Charaktereigentümlichkeit, eigne Werte zu unterschätzen, ja geringzuachten — eine Eigenschaft, die merkwürdigerweise neben dem scharf entwickelten Nationalgefühl bestehen kann.

Der unbefangene literaturinteressierte Betrachter muß zugeben, daß die jetzige schwedische Literatur der jüngsten Generation über keinen ganz großen Namen verfügt, aber auch sagen, daß wirkliche Talente vorhanden sind, denen man nicht nur das billige Adjektiv »hoffnungsvoll« zuerkennen kann, sondern die wirklich etwas geleistet haben, das Anspruch auf Dauer hat, obwohl eine solche Prophezeiung auf dem Gebiete der so rasch veraltenden Prosadichtung etwas bedenklich ist. Aber es ist ja schließlich eine unbillige Forderung, neueste Literatur sub specie aeternitatis betrachten zu wollen.

Der führende Name unter den Jungen ist Ivan Oljelund. Er trat 1920 mit einem Roman »I ny jord« (In neuer Erde) hervor, der unter leichter Verhüllung Oljelunds eigne äußere und innere Erlebnisse während eines politischen Prozesses und im Gefängnis erzählt. Mit einer unerhörten Ehrlichkeit wird die Wandlung des in revolutionären Phrasen befangenen, in dem Dunst der politischen Klubs lebenden, fanatisch radikalen Journalisten zu Zweifel, Nachdenken und zum Verstehen der Wirklichkeit geschildert. In der engen Zelle der Strafanstalt lernt er verstehen, daß es seine Pflicht ist, nicht in einer Welt unerfüllbarer, vielleicht an sich edelgedachter Theorien zu leben, sondern bereit zu sein, unter eigner Verantwortung demütig die harten Lehren entgegenzunehmen, die das Schicksal ihm geben will. Daß höher als extreme, beinharte Parteiorthodoxie das tiefernste Streben nach Wahrheit steht und die Ergebenheit ins Schicksal. Hinter den Zeilen ist bereits eine Ahnung religiösen Gefühls bemerkbar, das allein jenen tieferen Lebensinhalt geben kann, den der Suchende erstrebt. Bedeutungsvoll schließt das Buch damit, daß der Held fragend zum ewigen Himmelsgewölbe aufsieht.

Antwort auf seinen fragenden Blick versucht Oljelunds zweites Buch zu geben, »Med stort G« (Mit großem G). Der eigentümliche Titel weist auf den schwedischen Brauch hin, das Wort Gud (Gott) mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Diese Arbeit, die kaum mehr Roman genannt werden kann, sondern mehr ein Werk religiöser Betrachtung ist, das übrigens starke Beeinflussungen durch des heiligen Augustinus Konfessionen und durch Soren Kierkegaard erfahren hat, baut nach Zerstörung der alten Phrasenwelt und radikalen Mythologie eine neue Realität auf, die vollkommen religiös orientiert ist. Nach einem wahrhaftig ergreifenden seelischen Kampf sieht der Autor ein: »Wir müssen uns hindurchleiben zu diesem Glauben an Gott, an einen hohen, harten, aber trotz allem guten Gott, wir müssen an den Sieg der Liebe glauben, an die Kraft der Wahrheit und einen lebenspendenden Sinn!« Nur Glauben, heißt es weiter, kann den innersten Kern des Lebens aufdecken, jene Wirklichkeit, aus der wir kommen, in der wir leben und in die wir verschwinden.

Die Umwandlung des Bolschewiken, Materialisten und Atheisten war, wie man sieht, eine gründliche. Ich glaube, es gibt nicht viele Theologen, die, wenn sie ehrlich sind, mit solcher Sicherheit ihre religiöse Überzeugung verkünden können. Oljelund gab als erster einer eigentümlichen Bewegung in der schwedischen roten radikalen Jugend Ausdruck, literarischen zumindestens, und kühn wagte er es, gegen die fürchterliche metaphysische Plattheit der materialistischen Weltanschauung eine Palastrevolution zu veranstalten, die vielleicht eine Weltrevolution werden kann. Überall sind die Sturmzeichen einer neuen Zeit bemerkbar, und bald dürfte der Sozialismus als geistige Erscheinung auch in weiteren Kreisen, für die er jetzt noch ein Evangelium bedeutet, als etwas Abgetanes betrachtet werden. Der fast religiöse Fanatismus im Glauben an marxistische Doktrine kann zur wirklichen Religion werden — ohne Marxismus.

Man denkt im Falle Oljelund, der in Schweden das größte Aufsehen erregte, unwillkürlich an Augustinus, der ja auch in einer zerfallenden Kulturwelt lebte und der nach einem stürmischen Leben die unsterblichen Worte niederschrieb: »Du, o Gott, hast uns für dich geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.«

Ivan Oljelund hat die seltene Begabung, wirkliche dichterische Kraft mit einem klaren Denken zu vereinen und die Form zu beherrschen. Die letzteren zwei Eigenschaften fehlen Dan Andersson, dessen durch einen Unglücksfall verursachter Tod für Schweden ein härterer Schlag war als eine verlorene Schlacht.

Seine Werke, die nun gesammelt vorliegen, enthalten hervorragende Lyrik, Novellen und

zwei Romane »De tre hemlösa« (Die drei Heimlosen) und »David Ramms arf« (Das Erbe D. R.s). Die beiden Romane berichten eines Menschen hoffnungslose Lebensgeschichte: wie er tief drinnen in den Wäldern Värmlands aufwächst, pietistisch beeinflußt, wie ihn ein hartes Leben in die weite Welt führt, wie er den Sozialismus kennenlernt, was er in Stockholm und endlich wieder in der heimatlichen Wildnis erlebt; wie er, geschüttelt von Armut, Hunger und Frost, gepeinigt von entwürdigender Arbeit, dem Laster des Kokain und Opiums hingegeben, eigentlich nur immer das eine sucht: Gottes Angesicht. Eine Stimmung der Unheimlichkeit, Vereinsamung, Ruhelosigkeit, Angst, Verzweiflung und der größten Bitterkeit ist in diesen Büchern ausgegossen, für die man nicht so leicht eine Vergleichsmöglichkeit findet. Andersson meistert kaum die Romanform; aber er verfügt über jene zermalmende Wucht und jene große Eindringlichkeit, die nur ein Dichter haben kann. Und er hat das Leben in den Wäldern und weltfernen Einsamkeiten mit einer Anschaulichkeit und einem Naturgefühl geschildert, das sogar in Skandinavien selten ist. Doch er versteht auch das Gespenst der Großstadt heraufzubeschwören, der an allen Lastern und Schrecken reichen, magisch anziehenden und verderbenbringenden, mit ihren sonderbaren, wurzellosen Menschen, mit ihren Visionen und der Not und dem Hunger ihrer Unterwelt. Das Chaotische unsrer Zeit findet hier eine Widerspiegelung, wie man sie sich nicht besser wünschen kann. Hier ist es ausnahmsweise kein Unglück, daß die Form zur Nebensache wurde, denn die Kraft des erlebenden Gefühls ist so stark, daß sie jede Schale sprengen muß. Ragnarök ...

Daß man dem Talent Dan Anderssons so wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist ein dunkles Kapitel in Schwedens Literaturgeschichte. Aber vielleicht sind die Menschen im Reiche der schwedischen Krone zu glücklich — im allgemeinen —, um des Dichters brennende Bitterkeit und sein Graben in die Tiefe richtig würdigen zu können. Deutschland mag ein besserer Boden sein für solche Poesie.

Das Problem des Wahrheitssuchers wurde von einem andern Standpunkt aus und in einem andern Milieu behandelt von Carl August Bolander in »Georg Vrede«. Ein reicher junger Mann, ausgestattet mit allen Gaben des Geistes, kann sich schon als schwedischer Kleinstadtgymnasiast nicht in der verkalkten Gesellschaft der Vorkriegszeit zurechtfinden, und ruhelos durchstreift der ewige Student ohne Examen und Titel Europa; aber weder in Berlin noch in Paris noch in Stockholm findet er das, was er sucht, Echtheit. Überall nur Lüge, Krankheit, Zerfall, Phrasen. Er lernt die Niedertracht der Proletarier, den rohen Hochmut der Oberklasse, die Gemeinheit des Chauvinismus, die Verlegenheit der Literaten, den zeremoniellen Humbug der Gelehrten, die sittliche Fäulnis des Artistentums gründlich kennen. Sein Leben ist ziel- und zwecklos, so lange, bis er das Wesentliche entdeckt, den lebendigen Gott. Ihm will er seine Dienste weihen, und nun kennt er das Ziel seines Lebens. Aber das Schiff, das den von der großen Mission Erfüllten nach der Heimat führt, stößt auf eine Mine, und der neue Prophet verschwindet im Meer.

Bolanders Roman hat den großen Vorzug, ein wirkliches Weltbild zu geben, eine Vorstellung des europäischen Lebens zu schaffen. Ein rasendes Tempo in der Darstellung ist eingeschlagen, das in der schwedischen Literatur seinesgleichen sucht. Szenen und Bilder, Vergleiche, Menschen und Erfahrungen rasen mit Schnellzugsgeschwindigkeit vorüber, kein Rasten gibt es, kein Verweilen: gerade dadurch erhält man ein Weltbild, wie es nur selten aus irgendeinem Roman zu holen ist. Doch Bolander hat mehr Kraft in niederreißender Kritik als im Aufbauen. Das Ergebnis der religiösen Umwandlung seines Helden ist nicht reich genug, um die auf Grund der vielen vernichtenden Urteile hochgespannten Erwartungen zu befriedigen.

Aus altem Adelsgeschlecht, aus dem Reiche der Traditionen, der ererbten Kultur und der ironischen Müdigkeit kommt Agnes von Krusenstjerna mit ihrem Buche »Tony växer upp« (Tony wächst auf). In einer Kleinstadt Nordschwedens vergehen die Kinderjahre eines Mädchens, das langsam und staunend in die Unbegreiflichkeiten des Lebens hineinwächst; nachdenklicher als andre Kinder, weil ihre Mutter in die Dunkelheit geistiger Verwirrung gesunken ist. Der frohe, herzensgute Vater Tonys, ein typischer Adelsoffizier, sucht Trost bei andern Frauen, was Tony erfährt. Dies und noch manches andre Erlebnis, manche erstaunte Beobachtung zeigen ihr, wie das Leben unter der dicken Decke strengster Konvention und Sitte nach seinen eignen Gesetzen pulsiert. Ist man nur im vertrauten Kreise, dann behandelt man sehr offenherzig die stadtbekannten, höchst intimen Kleidungsbesonderheiten der würdigen alten Schulvorsteherin und liest Bücher mit sehr interessantem, aber nicht salonfähigem Inhalt. Und einzelne Mädchen haben zueinander einen Grad der Zuneigung, der kaum mehr erlaubt ist ... Aufgehetzt durch ihr unverständliche Ereignisse, spürt Tony immer stärker eine ungeahnte Macht in ihrem Blute, die sie vergebens zu bezähmen sucht. Aber erst in schwülen Sommertagen, auf einem vornehmen Landgut, dessen blaublütige Jugend einen mehr als freien Umgangston hat, erfährt sie, was eigentlich Weibesschicksal ist. Da schließt für sie der dunkle und schwere Kindheits-

traum ab, und von dem frischen Grab ihrer Mutter, die ein mitleidiger Tod endlich von einem toten Leben befreit hat, geht sie weiter »in die sich verdichtende Finsternis«.

Die Verfasserin hat die Begabung, das eigentümlich Schwebende, Ahnungsvolle, Schwermütige der Lebensatmosphäre eines vereinsamten aristokratischen Kindes darstellen zu können mit durchsichtiger Klarheit und jener sicheren Beherrschung der Form, die sie bei großen französischen Meistern gelernt hat. So viel sehr gewagte Szenen in diesem Buche vorkommen, das mit seltener Aufrichtigkeit Dinge erzählt, die gewöhnlich von einer verlogenen Prüderie totgeschwiegen werden, so ist doch alles Anstößige mit feinstem Takt und überhaupt von einem Schimmer voll Esprit, Anmut, Grazie und Ironie dargestellt, daß nie der Verdacht des Sensationellen aufkommen kann. Die Schlußszene, jenes mutige Entgegengehen dem dunklen Schicksal zu, das Tony wohl erwartet, ist erfüllt von einem Pathos, das sehr viele Menschen verstehen werden. Frau von Krusenstjerna hat einen Kindes-, Entwicklungs- und Gesellschaftsroman geschrieben, dessen Wirkung wohl nicht allein auf Schweden beschränkt bleiben wird.

Agnes von Krusenstjerna hat mit Sigfrid Siwertz, der ja übrigens auch in Deutschland nicht ganz unbekannt ist (ein Buch aus seiner Feder ward vor Kriegsausbruch übersetzt), eine Eigenschaft gemeinsam, die leider in der schwedischen Literatur recht selten ist: gute Komposition. Siwertz hat durch eine Reihe von Novellenbänden mit Recht die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik erweckt. Er verfügt über eine merkwürdige Frische der Darstellung und eine lebhafte Unmittelbarkeit, die sich kaum bei einem andern lebenden schwedischen Autor findet. Seine Erzählungen wirken wie die salzige Meerbrise, die über Stockholms frühlingsprangenden Djurgarden streift und die Mälarkönigin in jene eigentümliche Atmosphäre von Leichtsinn, Sonnenschein, Glück, Frieden und Anmut hüllt, die jedem, der mit offenen Sinnen in dieser Stadt gelebt hat, unvergeßlich ist.

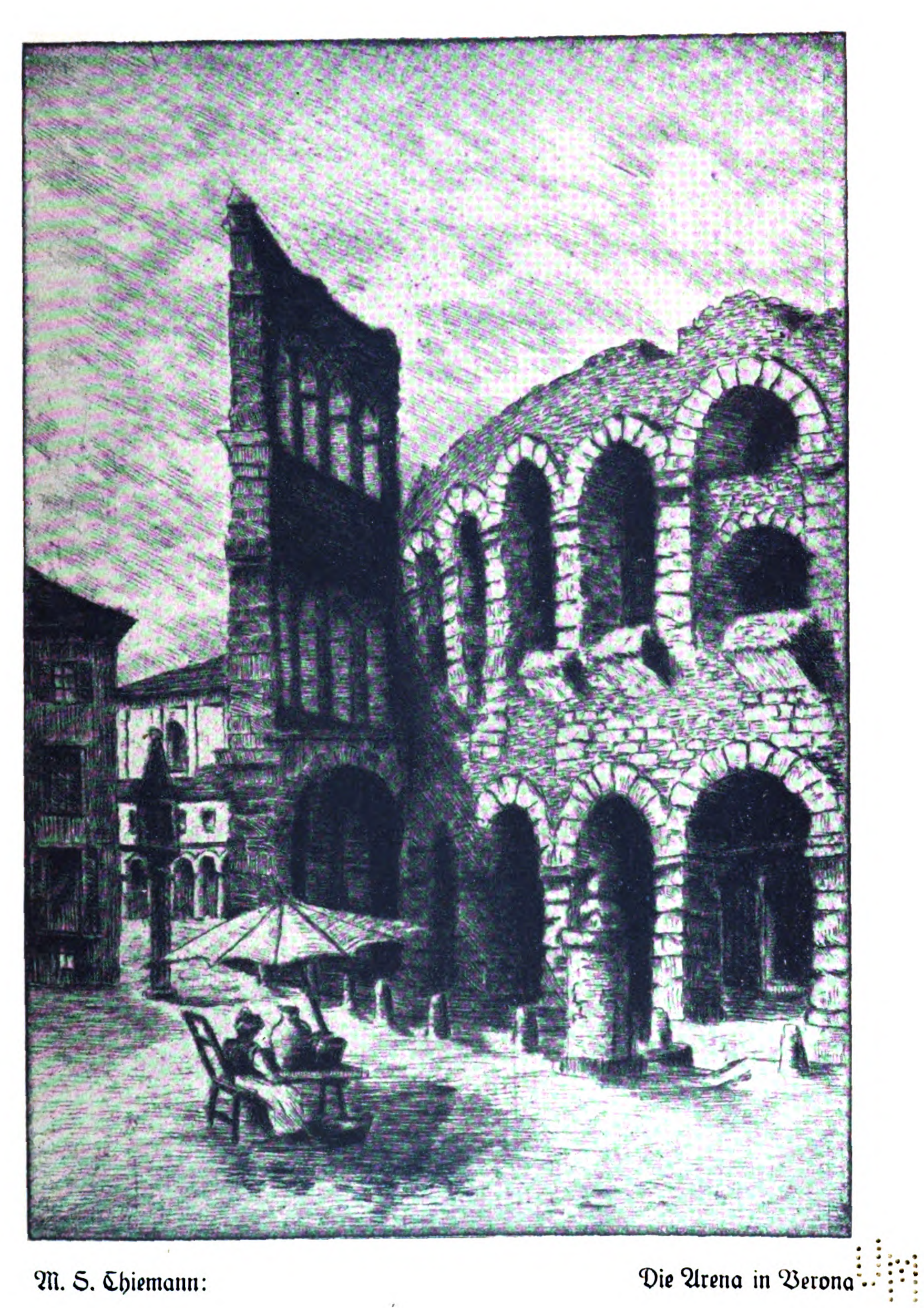
Siwertz hat sich auch im großen, zweibändigen Roman versucht und damit einen vollen künstlerischen Erfolg errungen. Die technische Solidität seines Buches geht wohl, denke ich, auf das gute Beispiel von Thomas Manns »Buddenbrooks« zurück. »Selambs« erinnern ja auch im Titel ein wenig an das deutsche Meisterwerk. Auf einem arg vernachlässigten Gut wächst eine Geschwisterschar auf, verarmt durch die brutale Schurkerei eines Verwalters. Endlich revoltiert der älteste Bruder mit Erfolg gegen den ungetreuen Diener. Aber nun kommt die Reaktion. Die Geschwister fallen dem ärgsten Mammonismus anheim, kennen keine sittlichen und menschlichen Schranken für ihre Geldbegierde und stehen bald mit all ihrem Reichtum vereinsamt da. Die Kinderlosen leben in verzehrendem Mißtrauen gegeneinander; schließlich äußert sich der Haß in einem Skandalprozeß, und das Endergebnis ist ein unpersönliches Kapital und ein verachteter, ausgestorbener Name.

Mit anerkennenswerter dichterischer Energie und künstlerischem Zielbewußtsein hat der Verfasser Schicksal und Verfall einer Familie aufgezeichnet, so wie es die unerbittliche innere Konsequenz der Dinge fordert.

Auch Folke Rubelius schrieb eine romanhaft gestaltete Familienchronik (»Dellings«). Bei ihm handelt es sich freilich weniger um eine zugespitzte Romanfabel als um die Schilderung eines Geschlechts, gesehen von der breiten Plattform der Gegenwart. Wie die Verschiedenheit der Menge der Charaktere mit den Familieneigentümlichkeiten sich vereinigt oder mit ihnen kollidiert, ist das Grundthema des Buches, das gleichzeitig ein großes Weltbild gibt, das sich mit Schweden als Zentralland über Rußland, Deutschland, Österreich und Frankreich erstreckt. Zwischen München-Schwabing, der stillen schwedischen Kleinstadt, dem brausenden Stockholm des Krieges, dem geplünderten russischen Gute, dem verarmten Wien und dem triumphierenden Paris spinnen sich die Fäden. In den Maschen dieses Gewebes steigen und fallen Schicksale, alle berührt von den ungeheuren Ereignissen des letzten Jahrzehnts: was einst bergfeste Sicherheit war, stürzt oder droht zu stürzen, und auch die Glücklichen gehen einer wenig verheißungsvollen Zukunft entgegen. Rubelius hat in seinem Buche auch ein schwieriges technisches Problem geistreich gelöst. An Stelle des metaphysischen Helden, der Familie als geistige Einheit und Person (was doch eine Mehrzahl von Hauptpersonen bedeutet — und alte Erfahrung lehrt, daß ein Roman nicht mehr als drei Vordergrundshelden haben darf), setzt er ganz einfach eine Hauptperson, und ihre wechselnden Beziehungen zur Familie sind das Schiffchen, das die Fäden zum Gewebe umwandelt. Im Mittelpunkt aller sich kreuzenden Fäden liegt das Familiengut, auf dem sich auch die dramatische und wenigstens eine Epoche abschließende Endszene abspielt.

Die technische Sicherheit in der Führung der Hauptszenen ist erstaunlich, wenn vielleicht auch jede Einzelheit zum Gesamtteppich nicht immer im ganz richtigen Verhältnis steht. Doch anderseits hat man gerade dadurch das Gefühl und die ungebrochene Illusion von der quellenden Fülle des Lebens, von seinem Reichtum und seiner Üppigkeit, der das architektonische Empfinden Zugeständnisse machen darf.

Rubelius ist früher mit zwei Novellensammlungen »Värja och Solfjäder« (Degen und Fächer) und »Joakim Hakes ungdom« (J. H.



M. S. Thiemann: Die Arena in Verona

Jugend) hervorgetreten. Es wirkt erstaunlich, wie diese zwei Arbeiten des schwedischen Dichter-Offiziers an Rudolf Hans Bartsch erinnern, besonders an die Erzählungen, die in den »Bittersüßen Liebesgeschichten« und in dem Bande »Vom sterbenden Rokoko« stehen. Diese Ähnlichkeit beruht sicher nicht auf literarischer Beeinflussung, sondern es ist eine gewisse Gemeinschaft des Gefühls, der Anschauungen und des Blicks, der ja bisweilen Schweden und Süddeutsche, auch Österreicher vereint.

Rühmenswerte Beherrschung des Handwerklichen zeichnet die Novellen des mehr als Lyriker bekannten H a r r y B l o m b e r g aus — »Det glädjerika livet« (Das freudenreiche Leben). Schon der faszinierende Titel läßt ahnen, welche bittere Ironie diese Geschichten aneinanderkettet. Bisweilen brechen aus dem Elend, in dem Köhler, Waldbauern, Heimlose und Vagabunden vegetieren, verzweifelte Schreie hinauf zu jenen, die da wandeln im rosigen Licht und deren Haus an des Lebens Sonnenseite steht. Das verheimlichte Pathos dieser Anklagen ist groß, groß deshalb vor allem, weil der Autor trotz seiner Herkunft begreift, daß das Unrecht und das Leiden tiefere Ursachen hat als die Verschiedenheiten der sozialen Schichtung. Er stellt jene Frage an das Schicksal, der auch Hölderlin Ausdruck verliehen hat:

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins ungewisse hinab.

Blomberg ist einer der wenigen Autoren, die von Dostojewski wirklich etwas gelernt haben; in dieser Hinsicht unterscheidet sich der Verfasser des freudenreichen Lebens sehr vorteilhaft von Dan Andersson, mit dessen überragender Größe er aber nicht konkurrieren kann.

Schließlich möchte ich mir erlauben, auf ein Buch der Jugendliteratur hinzuweisen. Es heißt »B a r n e n i p r ä s t g a r d e n« (Die Kinder im Pfarrhause), und die Verfasserin ist N a i m a H a s s e l b e r g.

Wie überall, so steht auch in Schweden das Niveau der sogenannten Kinderbücher recht niedrig. Eine desto stärkere und freudigere Überraschung ist es, wenn einem der Zufall eine Arbeit in die Hand spielt, die mit den Forderungen für ein Jugendbuch wirkliche künstlerische Qualitäten vereinigt. Diese Schilderung des Lebens und Treibens in einem norrländischen Pfarrhause ist vom Gesichtspunkt des Kindes aus geschrieben, und alles ist in jenen eigentümlichen Perspektiven gesehen, die die Welt junger Menschen hat — eine Welt, die ebenso wirklich und bedeutungsvoll ist wie die der Erwachsenen. Es hat höchsten psychologischen Reiz, zu sehen, wie Kinderseelen die Realität auffassen, welche Probleme für sie wichtig sind, wie erste Dampfschiffreise und Stadtbesuch zu großen Abenteuern werden. Ein eigentümliches Naturgefühl erfüllt dieses Buch, jenes nordische Naturgefühl, in dem noch etwas vom Mythos lebt. Es gibt da eine Szene, die auch in einer von Knut Hamsuns Dichtungen stehen könnte. Inger fragt ihre Mutter, warum gewisse Muscheln, die am Bücherkasten liegen, brausen, wenn man sie ans Ohr hält. »Das ist des Meeres Gesang,« antwortet die Mutter. Da wird Inger traurig, denn sie glaubt, daß kleine Unsichtbare in den Muscheln wohnen, die sich zum Meere zurücksehnen und das Lied der verlorenen Heimat singen. Die Kunstauffassung des Kindes ist so oft diskutiert worden; hier liegt einmal ein Buch vor, das sie — wenn Erwachsene diese überhaupt verstehen können — repräsentiert. Es bedeutet ja vielleicht keine Empfehlung für ein Kinderbuch, wenn man sagt, daß auch ein literarischer Rezensent dafür Interesse haben kann, der sich freut, mit welcher diskreten Sicherheit die beginnenden Charakterverschiedenheiten der Geschwister angedeutet sind. Aber denkt man an den alten Andersen, der es verstand und versteht, Alte und Jüngste zu fesseln, so ist es ausnahmsweise vielleicht doch ein Lob. Obwohl die Schwedin nicht die heimliche Ironie des Dänen hat, so versteht sie es doch, mit Einfachheit und Größe den eigentümlichen Rhythmus des kindlichen Mikrokosmos und dessen Naturmythos wiederzugeben — eine Begabung, die im Umkreis der deutschen Literatur nur Adalbert Stifter hatte.

Gelöbnis

Grüften sind wir beide nur entstiegen,
Uns noch falterleicht im Licht zu wiegen,
Über Blüten, die auf Hügeln liegen.

Dich wird letztes Vaterhaus erwarten ...
Ich find' einen Baum und einen Garten,
Beide wir den Frieden, des wir harrten.

Niemand weiß, ob Licht auch dorthin dringt,
Ob dort Du dem Du noch Grüße bringt,
Oder über uns die Welt versinkt.

Halten wir uns noch im Licht die Hände,
Geben Ich dem Du zu Speis' und Spende —
Letzte Treue bis zum letzten Ende.

R o l a n d M a r w i t z

Wanderschaft

Vier Gedichte von Jakob Ludwig Schwalbach

Wandern

Jurahöh'n mit ihren blauen,
Föhnig klaren Silhouetten;
Silberfarb darüber bauen
Sich die fernen Alpenketten.

Wollten gehn auf luft'gen Pfaden,
Licht sind ihre Prunkgewänder;
Sonnensegen überladen
Pilgern sie in ferne Länder.

Wohl ins Land Italia reisen
Sie in goldnen Prozessionen,
Wo die abenddämmerleisen
Träume meiner Kindheit wohnen.

Jurablau und Alpenzinnen,
Wolkenflucht in blauen Weiten –
Schweigt das Herz, um nachzusinnen
Fernen blauen Wanderzeiten.

Regennacht

Der Wald ist schwarz und regennaß,
Der Wald schläft halb, ist halb erwacht;
Es klagt etwas, es weint etwas,
Es geht ein Weinen durch die Nacht.

Es geht ein Wandrer durch die Nacht,
Das muß ein Heimatloser sein;
Ein Heimatloser geht und wacht
Und weint und ist bei Nacht allein.

Und irgendwo ist unterm Dach
Bei einer Lampe spätem Schein
Ein armes Weib in Tränen wach,
Das muß wohl eine Mutter sein.

Nacht im Schwarzwald

Durchs offne Zimmerfenster dringt
Das gedämpfte Rauschen der Nacht.
Fern hinter schwarzen Hügeln wacht
Noch eine Geige und singt.

Da packt mein Herz ein altes Weh,
Und meine ferne Kindheit steigt
Vor mir empor. – Die Geige schweigt,
Die Nacht verschlingt den letzten Ton,
Der laue Wind trägt ihn davon.

Du fremder Spieler, sag', wie fand
Dein Geiglein seinen herben Ton,
Der meiner Seele so verwandt?
Der ist es nun im fremden Land
Wie unter Brüdern, Schwestern schon,
Die sie nach langem Wandern fand.

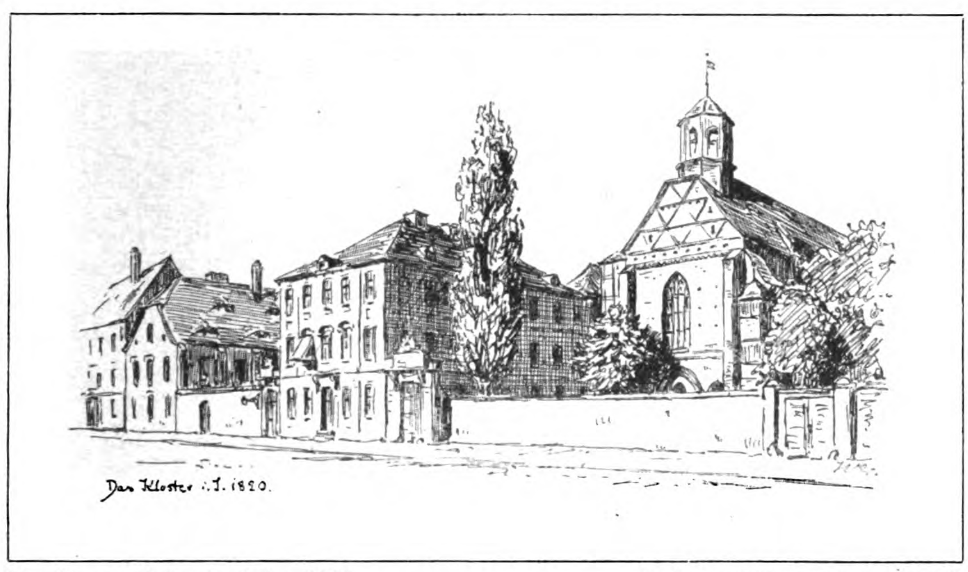
Die tote Stadt

In einem grünen Tale
Liegt eine tote Stadt,
Die viele graue Türme hat,
Vergangner Zeiten Male.

Mit dürren Fingern streichelt
Die Dämmrung Giebel und Gestein;
Die müden Stunden schlafen ein,
Vom Abendwind umschmeichelt.

In feuchten Sommernächten
Weint's oft in Mauern und Gebälk,
Als ob die Türme, grau und welk,
Vergangener Tage gedächten.

Ich war in diesen Stunden
Zu Gast oft in der alten Stadt,
Da hat mein Herz empfunden,
Daß nichts Bestand und Heimat hat.



Das Graue Kloster im Jahre 1820 — Nach einer Zeichnung von Hans Krause

Dreihundertfünfzig Jahre Graues Kloster

Ein kulturgeschichtlicher Rückblick

Von Dr. Siegfried Mauermann-Marfels

Als am 18. Dezember 1901 sämtliche Lehrer und Schüler des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster auf Allerhöchsten Befehl an der Enthüllungsfeier des Johann-Georg-Denkmals in der Siegesallee des Berliner Tiergartens teilnahmen, an ihrer Spitze der Direktor, da erkundigte sich der Deutsche Kaiser zunächst nach dem Namen des ersten Rektors des Grauen Klosters, und Ludwig Bellermann antwortete ihm, daß es über den knirschenden Schnee hallte: »Jakob Bergemann.« Die wenigsten konnten sich bei diesem Namen etwas denken. Ganz anders wäre es gewesen, wenn im Jahre 1574 die maßgebenden Persönlichkeiten den Mann gewählt und ernannt hätten, dem es zukam, der erste Rektor des Berlinischen Gymnasiums zu sein: Peter Hafftiz. Von ihm weiß man, daß er durch seine »Berliner Chronik« einen Heinrich von Kleist zu seiner Novelle »Michael Kohlhaas« angeregt hat; von ihm wissen, was in diesem Zusammenhange wichtiger ist, Schul- und Verwaltungsmänner Berlins, daß er bedeutende Vorarbeit für die Gründung eines Gymnasiums in den alten Räumen des um 1271 erbauten Berlinischen Grauen Klosters geleistet hat; aber bei der Wahl des ersten Rektors wurde er übergangen, und so beginnt die Geschichte des Grauen Klosters zu Berlin, sofern damit die Schule gemeint ist, mit einer Art tragischer Resignation und Verbitterung.

Auch in der Folgezeit kommen am Kloster nicht immer alle Männer zu rechter Geltung, die dort als Führer mehr vollbracht hätten, als sie in den Rollen der Geführten leisten durften; eine der unglücklichsten Naturen am Grauen Kloster war z. B. auch Karl Philipp Moritz, den wir von Goethe und von seinem autobiographischen Roman »Anton Reiser« her kennen.

Aber es ist zunächst entschieden wichtiger, aus der großen Zahl der bedeutenden Männer, die am Grauen Kloster segensreich wirkten oder von ihm ausgegangen sind, einige im Sinne allgemein interessierender Darstellung herauszuheben und auch rein in bezug auf Sachen und Sachwerte von der Geschichte des Grauen Klosters zu berichten.

Wer die stille Klosterstraße heute durchschreitet, der wird überrascht sein, mitten in der »City« Berlin plötzlich eine Art heiligen Haines, eine Art Kolonos zu entdecken, wo selbst ein Ödipus Ruhe finden könnte. Linden beschatten eine würdige Klosterkirche; ein Nußbaum raunt mit seinen Zweigen jungen Primanern alte Geheimnisse von vergangenen Tagen zu. Eine stattliche Mauer an der Straßenseite ist durch eine Gedenktafel geziert, aus deren Inschrift wir entnehmen, daß hier einst Deutschlands erster Kanzler zu den Füßen seiner Lehrer gesessen hat. Jeder Klosteraner ist stolz darauf, Bismarck zu den Seinen zählen zu dürfen.

Betreten wir das Klostergrundstück, so wird uns nächst der Kirche als ältestem Bauwerk das fast gleichaltrige Kapitelhaus gezeigt, in dem unter gotischen Bogen die Klosteraner noch heute ihre Gesänge einüben. Die alten Gebäude liegen sämtlich etwas tiefer als die Straße. Im

Laufe der Jahrhunderte ist nämlich das Straßenniveau immer höher gelegt worden, so daß die alten Teile des Klosters mit ihrem Erdgeschoß langsam wie in einer Versenkung verschwanden. Die Säulenschäfte erscheinen daher dem heutigen Betrachter in der Durchgangshalle des Kapitelhauses als kurz und dick; das Gewölbe lastet gewissermaßen auf dem Beschauer. Die übrigen Gebäude entstammen späteren und auch ganz jungen Zeiten. Im allgemeinen ist der alte märkisch-gotische Backsteinstil gewahrt.

Auf diesem Grund und Boden, in manchem dieser Gebäude haben Franziskanermönche gehaust, die wegen der Farbe ihrer Kutten sogenannten grauen Brüder, bis im Jahre 1574 der brandenburgische Kurfürst auf eine Eingabe des Berliner Magistrats, die der Kanzler Lampert Distelmeyer und der Geheim- und Lehnschreiber Joachim Steinbrecher befürworteten, das Klostergrundstück für ein Gymnasium hergab. Nun tummelte sich hier bald eine fröhlichere Schar unter mancherlei bekannten geistigen Führern. Vor Büsching, der von 1766 bis 1791 Direktor des Grauen Klosters war, möchten wir in diesem Zusammenhange die Kirchenliederdichter Samuel Rodigast und Michael Schirmer nennen, die als Rektor und Konrektor am Kloster wirkten. Der Rektor Johann Leonhard Frisch bekam ein etwas größeres Plätzchen in der deutschen Literaturgeschichte, hat er doch ein deutsches Schulspiel verfaßt und in seinem Teutsch-Lateinischen Wörterbuch eine tüchtige sprachgeschichtliche Arbeit geleistet.

Ein besonderer Abschnitt müßte den Wohltäterfesten und den Herren Donatoren des Klosters gewidmet werden. Schon früh besaß das Gymnasium ein Alumnat, die sogenannte Kommunität. Im Jahre 1696 schenkte ihr der Berliner Handelsmann und Stadtverordnete Hans Henze 30 Morgen Acker, wofür man im Jahre 1880 die Summe von 300 000 Mark hätte erhalten können; aber erst der nicht nur geistvolle, sondern auch im praktischen Leben kluge Direktor Ludwig Bellermann verkaufte dieses Legat im Jahre 1898 für 1 500 000 Mark. Die bekannteste Wohltätigkeitseinrichtung des Klosters ist die Streitsche Stiftung, aus deren Mitteln hauptsächlich die Streitsche Kommunität versorgt wurde. Siegismund Streit, der Sohn eines Berliner Hufschmiedes, war ein reicher Kauf- und Handelsherr zu Venedig geworden. Am 1. Oktober 1760 schenkte er seinem lieben Grauen Kloster, das er bis zur Sekunda besucht hatte, 50 000 Taler, die man erst zu einem Kapital von 125 000 Taler anwachsen ließ, ehe man ihre Erträgnisse verwendete. Außerdem hat Streit dem Kloster viele gute Bücher und Bilder geschenkt, darunter drei echte Canale und drei echte Amiconi, die vor einiger Zeit nach Florenz zu einer Ausstellung verliehen worden und glücklich zurückgekehrt sind. Sie repräsentieren einen großen Wert. Und trotz allem ist die hochherzige Stiftung Streits infolge der Geldentwertung heute fast belanglos geworden, so daß der Gedanke des gegenwärtigen verwaltungstüchtigen Direktors Reimann als besonders passend für die 350jährige Jubelfeier bezeichnet werden muß: einen Ersatz für die Streitsche Stiftung durch Jubelspenden von nah und fern zu finden. Hier würde ein durch Schwinden der Streitschen Kommunität verursachter Schulabbau in doppelt schmerzlichem Sinne Kulturabbau bedeuten.

Vom Direktor Büsching, der einen recht interessanten Briefwechsel mit Friedrich dem Großen gehabt hat, führt uns der Weg zum 300jährigen Jubiläum im Jahre 1874 über lauter in der wissenschaftlichen Welt oder doch im Schulwesen rühmlich bekannte Männer; es waren nacheinander Direktoren: der Miterfinder des Abiturientenexamens Friedrich Gedike, der weitgereiste Johann Joachim Bellermann, der theologisch prädestinierte Samuel Köpke, der an Fontane erinnernde August Ferdinand Ribbeck, der Erforscher der griechischen Tragödienmusik Friedrich Bellermann und der didaktisch allgewaltige Hermann Bonitz. — Stolz gedenkt das Kloster auch seiner großen Gesangsmeister Emil Fischer, Eduard Grell und Heinrich Bellermann; gehören doch Pfingstsängerfahrten nach Freienwalde oder nach Buckow seit mehr als hundert Jahren zu den Eigentümlichkeiten des Grauen Klosters.

Unter Köpke wurde im Jahre 1832 die stimmungsvolle neue Aula eingeweiht, und unter den ersten Abiturienten, die in diesem hoheitsvollen Saal entlassen wurden, befand sich der siebzehnjährige Sohn eines Gutsbesitzers auf Kniephoff in Hinterpommern, der in Schönhausen in der Altmark geborene Otto von Bismarck.

Abschlußprüfungen richtig einzuschätzen, erfordert eine besondere Gabe. Wie Treppenwitz der Weltgeschichte mutet es an, wenn wir jetzt hinterher in den Abiturientenarbeiten Bismarcks schon etwas von seinem später so herrlich entfalteten reichsgründenden Geiste entdecken zu können meinen. Professor Heinsius am Grauen Kloster hatte der Bismarckgeneration das Aufsatzthema gegeben: »Wodurch erlangte Europa die Überlegenheit über die andern Weltteile?« Nicht genug, daß Bismarck diesen deutschen Aufsatz mit Feuereifer erledigte, er stürzte sich auch mit Begeisterung auf den Gegenstand aus der neueren Geschichte, der ihm zur Bearbeitung vorgelegt wurde und der ebenfalls einer jener »Schatten« gewesen zu sein scheint, die bekanntlich »große Ereignisse vorauswerfen«. In der Geschichte sollte geschrieben werden »Über die politischen Verhältnisse der Hauptstaaten Europas«; bei der Wahl zwischen einer Übersetzung

ins Französische und einer ins Englische entschied sich Bismarck für die Sprache unsrer Vettern von jenseits des Kanals. Das Griechische verlangte eine Übersetzung aus dem »Ilias«; auch hier brachte das humanistische Gymnasium, dem man oft den Vorwurf der Weltfremdheit macht, etwas für das praktische Leben Bismarcks, etwas für den Mann der Tat. Und er hat nicht nur jene, sondern noch schwerere Prüfungen bestanden, er hat nicht nur jene, sondern noch größere Aufgaben gelöst.

Die fünfzig Jahre nach 1874 bringen uns als Direktoren den Mann des Geschichtsunterrichts Friedrich Hofmann, die edel vornehme Persönlichkeit Ludwig Bellermanns, den hamburgisch zurückhaltenden tiefgründigen Ludwig Martens und den mit praktischer Gewandtheit auch Widriges meisternden Verwaltungsmann Arnold Reimann. Ergänzt man die Reihe der Namen noch durch einige Nichtdirektoren, die ebenfalls Zierden des Klosters waren, so ist in einer kurzen Jubiläumsübersicht ein abgerundetes Bild gegeben. Bekannte Klosteraner stammen z. B. aus den Familien der Grafen Königsmarck, Henckel von Donnersmarck, der Freiherren von Oertzen, von Oriola, von Plessen; Gelehrte und Staatsmänner wie Brecht, Delbrück, Dilthey, Erdmann, Heindorf, Langerhans, Nohl, Pape, Spranger, Sydow, Tempelhey, Thaer, Tirpitz, Wilmanns, Zelle, Zeune standen dem Kloster nahe; es hat auch in dem feinsinnigen Eros-und-Psyche-Dichter Hans Georg Meyer einen echten Poeten unter den Lehrern der letzten Jahrzehnte gehabt, so daß es sich im ganzen genommen in die Reihe der alten sächsischen Fürstenschulen zu Grimma, Pforta und Meißen stellen darf.

Der Historiograph des Grauen Klosters, der besonders die letzten fünf Jahrzehnte schildern will, wird als Quellenmaterial unter anderm die im Auftrage der Vereinigung ehemaliger Klosteraner herausgegebene Monatsschrift »Das Graue Kloster« durchmustern und besonders haltmachen bei den Jahren 1904, 1910 und 1919. Welche höhere Lehranstalt hat wohl eine ganze Dynastie von Direktoren aufzuweisen? 1804 kam der erste Direktor des Namens Bellermann, und 1911 trat der letzte Bellermann in den Ruhestand. Im Jahre 1904 feierte man ein Bellermannzentenar mit Einweihung zeitgemäßer Neubauten, die aus der zuvor erwähnten Stiftung Hans Henzes errichtet wurden, wie noch heute ein mit den Schutzgöttern des Klosters, mit Hermes und Pallas Athene, geziertes Relief kundgibt, das Ludwig Bellermanns Schwiegersohn, der bekannte Bildhauer Ernst Wenck, geschaffen hat. Wer Bellermann in dieser Jubelfreude gesehen hat, wird den anekdotischen Wortwitz verstehen, der ihn einen bel-air-Mann genannt hat. Im Jahre 1910 zum Jubiläum der Universität Berlin sprach Bellermann als Vertreter der deutschen höheren Schulen; in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares sahen sich da Bellermann und Erich Schmidt in die Augen, wie es Hermann Gilow so trefflich kennzeichnet: »Beide Gelehrte und Künstler zugleich, die uns willig fanden, in dem Bann ihrer Persönlichkeit zu stehen: der eine mit dem Adlerblick, der andre mit dem Auge kaiserblau. Auch ohne daß ihre Stimme uns im Phonographen erhalten ist, werden wir dauernd unter dem Zauber ihres Organs stehen; etwas verhalten, zuweilen sich hemmend, sprach der eine, dann aber, wenn der Schliff des treffendsten Ausdrucks gelungen war, voll und zuweilen gewaltig wie die Stimme der Sturmglocke; sanft dahingleitend der andre, wie die summende Biene des Hymettus.« Diesen »andern« hatte Erich Schmidt in einer seiner kernigen Prägungen just an jenem Jubelfeste »einen Scholarchen in Humboldts Sinne« genannt. Endlich das Jahr 1919. Es brachte mit seinem Abschluß eine ernste Feier unter Ludwig Martens, dem es das Altersgrenzgesetz nicht verstattete, auch der Jubiläumsdirektor zu werden. Wir gedenken in Wehmut der Einweihung der von Hans Krause gemalten Gefallenentafel, die etwa als eine große Seite einer Klosterhandschrift angesehen werden kann. Sie bietet mit ihrem 1914/18 das Gegenstück zu der Tafel von 1813/15 und eine der vielen Sehenswürdigkeiten der Klosteraula. —

Bis zum Jahre 1774 hatte man fälschlich den November für den Jubiläumsmonat im Kloster gehalten. Büsching entdeckte den Fehler zu spät; erst seine Nachfolger feierten richtig im Juli. Die Chronik der Cöllner Stadtschreiber von 1542 bis 1605 (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 1) nennt als Tag der Aufrichtung eines Berlinischen Gymnasiums in den 1271 erbauten Räumen des Grauen Klosters den Tag St. Margareten des Jahres 1574, also den 13. Juli. Mit ihm sollen diesmal die Jubelfestlichkeiten abschließen. Vom März bis zum Juli haben alle Hände und Köpfe der Klosteraner zu tun gehabt. Die Reihe der Veranstaltungen führt von einer griechischen Ilias-Aufführung über einen Ball und ein Festmahl zu einem Konzert in der Klosterkirche, von dort hinaus ins Freie zu einer Sängerfahrt und zu einer Ruder-Regatta, dann wieder nach Berlin zu einem dreitägigen Abschluß, der aus Festkommers, Schulaktus und Kirchgang besteht. Der Chronist wird da von nichts »Grauem« zu berichten wissen, sondern überall ein Grünen und Blühen feststellen, das noch spät gute Früchte zeitigen wird.

Hartung im Pfälzer Land

Von Hedwig Laudien

Manchmal ist es irgendwo so laut, so fröhlich, so jauchzend, daß alles Wesenlose ängstlich verstummt wie vor einer Offenbarung, das Häßliche vor allem, aber auch das Vornehme; zum mindesten begnügt es sich damit, auf seinem melodischen Grundton zu verweilen.

Ein andermal wieder ist es in dem gleichen Raume so feierstill, so menschverlassen, daß die Sprache der Dinge, die darin wohnen, vernehmlich wird. Eine Sprache ohne den wundersamen Klang der menschlichen Güte, ein Raunen, ein Flüstern nur, spukhaft, zusammenhanglos und doch von einer Wirkung, wie nur die wahrheitsgetreuen Erzählungen der Erinnerung oder das eindringliche Geplauder des Gewissens.

Da ist der Ofen. Erst knistert er nur mütterlich, zutraulich, dann aber gerät er in Eifer, poltert und rumort und wird fast taktlos mit seinem Hinweis auf die Wärme, die er hier für einen Einzelnen verströmen läßt, während Tausende sonstwo frieren.

Dazwischen ertönt das feine Pinkpink der Uhr. Vornehm wie ihr Gehäuse, das aus Glas ist und auf einem bronzenen Sockel steht, ist ihre Art, sich bemerkbar zu machen. »Pink, pink, die Stunden eilen«, mahnt sie; »pink, pink, bald ist es soweit«, tröstet sie.

Lauter benimmt sich der Spiegel, der große Wichtigtuer, der immer etwas zu reden hat, weil er weiß, wie ernst die Menschen sein Geschwätz nehmen. Sein hohes Stimmchen hat oft den lieblichen Klang von feinem Kristall, das sich berührt; manchmal aber schwirrt es auch spitz, dünn wie das Gezänke bunter Vögel hin und wider. Niemandem ist es angenehm, wenn sich der Spiegel in dieser Weise gegen ihn benimmt; aber es läßt sich oft schwer dagegen aufkommen.

So verhielt es sich auch an jenem Hartungabend bei der Annebore Bluminger.

Die Schneeflocken fielen noch weihnachtsselig vom Himmel hernieder und legten sich schmeichelnd, winterfreudig auf das Fenstergesims.

Das zarte Glöckchenspiel des Spiegels hätte viel besser in die Stimmung dieses Behagens gepaßt, aber der gute Geselle war schlechter Laune.

»Annebore Bluminger,« sagte er zu dem alten Mütterchen, das in der Dämmerung sinnend im Lehnstuhl saß, »du bist alt, sehr alt. Deine Haare sind weißer als das Laken des Winters. Siehe, ich bin immer aufrichtig gewesen, und ich muß es bleiben. Ich habe dir deine strahlend hellen Augen gezeigt, als du Braut warst; ich habe dir verraten, wie anmutig du dich als junge Frau zu bewegen wußtest, wie rüstig du noch an die Sechzig herantratest; aber jetzt bist du alt, steinalt.« —

Die Ahnen der Annebore, wohlgepflegte Menschen, Frauen mit schön geordnetem Haar und Spitzengewändern, Männer mit hohen Verdienstabzeichen, die aus gediegenen, mattgoldenen Umrahmungen hervorblickten, machten sich einen Scherz daraus, den sarkastischen Mitbewohner immer wieder zu unterbrechen. Niemand wird alt, lachten die Lippen, die es noch mit einer köstlichen Blume ihrer Weinberge zu tun zu haben schienen. Niemand wird alt, verkündeten die Augen, die strahlten, als schauten sie gerade wieder in die Sonnenschönheit ihrer blühenden Heimat.

Aber auch sie kamen nicht auf.

Etwas, das lange geschwiegen hatte, das sich eigentlich sehr häßlich und geschmacklos hier ausnahm, übertönte an diesem Abend alle Hausgeisterstimmen. Die Annebore Bluminger hatte nicht oft im Leben Zeit gefunden, ihnen zu lauschen; zuviel liebe Menschen waren immer um sie gewesen; das war erst in letzter Zeit so gekommen, seit die Ausweisungen begonnen hatten, seit es Hartung war im Pfälzer Land, Hartung und immer Hartung und kein Frühling mehr kommen wollte.

Wartend auf den Bub, den Urenkel, saß die Greisin nun manche Stunde im hohen Lehnstuhl und hielt Zwiesprache mit den Dingen aus alter Zeit, die ihr noch geblieben waren.

Aber was sie mit ihnen redete, das drehte sich doch immer wieder um die Menschen; anders konnte es die Annebore gar nicht. »Kommt er bald?« erkundigte sie sich mit fast jugendlicher Ungeduld bei der vornehmen Uhr. »Hältst du auch das Abendbrot hübsch warm?« fragte sie sorglich den ehrwürdigen Kachelofen. »Ist es nicht eine Freude, den Burschen anzuschauen!« sagte sie, seiner Zustimmung schon gewiß, zum Spiegel, oder sie forschte die Ahnen aus: »Wird er so tüchtig werden wie du, Johann Adam, oder wie du, Veit Bluminger?« —

Und heute hatte es der geschmacklose, vielfach zusammengekittete Teller an der Wand so wichtig, daß alle gewohnheitsmäßigen Unterhaltungen unterblieben und die Greisin sich anschickte, seinem Geplauder ernstlich zuzuhören.

»Wie lange bin ich jetzt schon bei dir! Neunzig Jahre wirst du nächstens, und um die zwanzig war's, als der Schultheiß, dein Seliger, mich auf dem Tröbelmarkte fand. Siebzig Jahre also habe ich dir treu gedient. Wie oft habe ich dir in dieser langen Zeit meinen Sinnspruch zugerufen:

Nur die Ruhe kann es machen,
Drum lasse nie den Zorn erwachen!

Geschmacklos nannten sie mich, du allein hast gewußt, was du an mir hast, und ich bin bei dir geblieben als letztes Glied deiner Familie.«

»Was schwätzest du da?« lachte die Greisin. »Der Bub ist ja doch noch bei mir.«

»Ich allein bin noch bei dir,« hub der Teller unbeirrt wiederum an, »und ich werde bei dir bleiben bis zu deinem letzten Atemzug, dich zu warnen in der Stunde der Gefahr.«

Die Annebore, ein wenig eingenickt, ließ ihn gewähren. Sie hatte kein kochendes Blut mehr; es war still und ruhig in ihr geworden, wie bei Menschen, die schon die Nähe Gottes verspüren.

Aber wie nun der Teller so weit zurückgriff und von dem Jähzorn ihrer früheren Tage zu erzählen begann, konnte sie nicht umhin, mit den Ahnen an der Wand so schelmische Blicke zu wechseln, daß der Spiegel fast damit Lügen gestraft wurde.

Da waren der Pfalz-Simmersche Ratsherr, der sich so ums Jahr 1600 aus dem Leben geschlichen hatte, dann die schöne Barbara und daneben ihr Gemahl, der einstmalige Amtskeller in Sötern bei dem Herrn von Hunolbstein; darüber ein Pfalz-Veldenzischer Hofprediger, und sie alle zwinkerten der Greisin zu: »Wein, rotglühender Wein ist durch unsre Adern geflossen, daher kam es, daß wir manchmal so aufbrausend waren, aber wir haben treue Herzen gehabt wie du, Annebore.« Das bestätigte selbst die Daguerrotypie des Gerichtsrats, die sich so gern in Schweigen hüllte, ja sich manchmal gleichsam unsichtbar machte.

Aber der Teller wollte mit diesen allen nichts zu schaffen haben. Er kannte nur den Bluminger, den Veit Bluminger, der ihn vom Trödelmarkt in die Behaglichkeit gebracht hatte. »Hörst du, Annebore,« sagte er, »dein Mann war ein kluger Kopf; er hat gewußt, welches Unheil der Zorn heraufzubeschwören vermag. Und nun will ich dich fragen: Seid ihr je mit Verwandten, Freunden oder Nachbarn uneins gewesen? War nicht immer ich da, der warnend die Stimme erhob, wenn es in den Adern zu gären begann? Denke alle Stunden deines Lebens durch und vor allem die des letzten Jahrzehnts! Weiß der Himmel, warum ihr in den Krieg geraten seid! Wart ihr wie Bäume, die in den Himmel wollen? Ist es notwendig gewesen, Gericht über euch zu halten? — Es kam der Schlachtentod und nahm dir Söhne wie Enkel. Feindliche Flieger bedrohten jahrelang deine Heimat. Weißt du noch, wie oft ihr in den Keller flüchtetet? Aber deine treue Dienerin war einmal nicht rasch genug und mußte daran glauben. Denkst du auch daran, wie oft ihr keinen Bissen Brot im Hause hattet, geschweige denn etwas andres? Und es galt, dein Kupfer zu opfern, den Stolz deines Hausrats, dein Gold, die alten Ketten und Broschen — alles zerrann in den Feuerbächen des Krieges. Ich sehe dich noch vor mir stehen, als der Büttel kam, deine Türklinken zu holen. ‚Was,' sagtest du, ‚die Messingklinken müßt ihr holen, damit wir den Krieg nicht verlieren?' Und dann sannst du ein Weilchen nach, und es zuckte schmerzlich um deine Mundwinkel: ‚Wenn ihr so weit seid, dann haben wir den Krieg schon verloren.' Aber du gabst dein Eigentum und bliebst ruhig und vornehm dabei. Und du bliebst es, als der Feind in deine Vaterstadt einzog, als du ihn in deinem eignen Hause beherbergen mußtest, als die schwarzen Kerle in deiner Küche hantierten und so manches Stück deines alten Frankenthaler Porzellans in Scherben ging. Ja, mit besonderer Sorgfalt wedeltest du in dieser Zeit den Staub von mir ab. Und nun denke weiter, was du alles durchlittest bei dem Widerstand deines Volkes, jenem seltsamen, leidenden, untätigen und doch so hartnäckigen Widerstand ...«

»Sei stille, sei stille davon!« wehrte die Greisin mit leisem Stöhnen.

»Stille, stille!« tickte die vornehme Uhr.

»Ich kann nicht stille sein, heute nicht,« schluchzte der Teller, »all deine Angehörigen wurden über den Rhein geschoben, Annebore, du bist allein, niemand als ich ist noch bei dir ...«

»Der Bub ...« kreischte die Greisin auf.

»Pink, pink, sieben Uhr!« meldete ganz sachte, ganz vorsichtig die vornehme Freundin im Glasgehäuse.

Annebore Bluminger faßte die Lehnen ihres Armstuhls und reckte sich daran empor. Sieben Uhr — Straßensperre — und der Bub noch nicht von der Arbeit daheim! —

Durch den Türspalt drückte sich der Kopf des kleinen Zeitungsträgers, dessen Eltern im Hause Notwohnung hatten. »Frau Bluminger,« hauchte er in die Dunkelheit, »Euer Bub kommt heute nicht, die Separisten« — in dieser Abkürzung lag die ganze Verachtung für diese Art Menschen — »haben ihn gefaßt, er soll etwas gesagt haben.«

»Was soll er gesagt haben?«

»Daß es jemand recht geschähe oder so etwas Ähnliches.«

Schon war der Kopf wieder verschwunden.

Drei Skimützen mit grünweißroten Abzeichen und Totenköpfen tauchten auf, und die dazugehörigen Gesellen, die vom Schein der mitgeführten Laterne schwach beleuchtet wurden, sagten laut und vernehmlich: »Haussuchung!«

Annebore Bluminger wankte auf den Sekretär zu — sie wollte ihre knöcherne Faust irgendeinen fühlen lassen —, aber sie traf nur den Teller, der ihr wieder übereifrig seinen Sinnspruch entgegenrief. Dann sank sie kraftlos in den Lehnstuhl zurück.

Verjährte Quittungen, Briefe aus der Brautzeit der Annebore, familiengeschichtliche Aufzeichnungen, alles flatterte wie Schneegestöber in der Stube umher. Hartung war es, bitterer Hartung im Pfälzer Land. —

Die Haussuchung war von kurzer Dauer; die Schritte der Separatisten verhallten nach einigen Minuten schon wieder auf dem Pflaster der Straße.

Etwas mußte gewesen sein, das Unbehagen hervorgerufen hatte. Vielleicht war es nur das geisterhafte Stimmchen des alten, wahrheitliebenden Spiegels gewesen.

Nun war es ganz finster bei der Annebore. Der Mond war still beiseitegegangen, wie Menschen tun, wenn der Schmerz sie überwältigt.

Der Ofen war kleinlaut geworden, ab und zu glimmte noch ein Fünkchen aus seinem Auge, aber es glich dann ganz einer Träne. Der Spiegel jedoch in seinem Drange nach Wahrheit konnte es nicht lassen, seine Meinung zu äußern: »Gott sei Dank, daß dieser alberne Teller aus dem Leben geschieden ist! Ich habe noch nie gelogen, und ich tue es auch jetzt nicht, wenn ich euch allen sage: Dieser Teller mit seinem blöden Spruch hat nie zu Annebore gepaßt. Es ist gut, sehr gut, daß er hin ist. Wenn Annebore aus dem Schlummer erwacht, wird sie wissen, was sie zu tun hat. Sie wird endlich dem gerechten Zorn seinen Lauf lassen und Einspruch erheben gegen eine solch ungehörige Behandlung.«

Mit leisem Pinkpink hatte die Uhr versucht, des Spiegels Rede zu unterbrechen; nun endlich gelang es ihr. »Pinkpink, merkst du denn nicht, daß Annebore tot ist?«

»Tot?« wiederholte der Spiegel, und sein Stimmchen klang noch geisterhafter. »Glaubst du wirklich ... tot?«

»Ich glaub' es nicht nur, ich spüre es; es ist keine Seele mehr im Raume,« tickte leise die Uhr.

Darüber war der Spiegel so erschrocken, so verlegen, daß ihm etwas ganz Unpassendes entfuhr: »Das wird eine schöne Leich' geben,« sagte er.

Nun mischten sich die Ahnen hinein. »Kein verwandtes Blut wird Erde auf den Sarg geben,« klagte der Pfalz-Veldenzische Hofprediger. »Sechzehn Jahre ist der Bub erst, und doch wird man ihn mindestens zwei Monate einsperren,« schalt der Gerichtsrat. »Fremde, nur Fremde werden deinem Sarge folgen.« weinte die schöne Barbara.

»Seid nun stille und schlaft!« mahnte die Uhr. »Ich werde die Totenwache halten.« —

Nun taten alle Hausgeister gehorsam, als ob sie schliefen, nur vom Ofen klang es ab und zu noch wie unterdrücktes Schluchzen; die Uhr erfüllte die ganze Nacht hindurch gewissenhaft ihre Pflicht. Sieben helle Töne flatterten noch dem Morgen entgegen, dann schnurrte es im Uhrgehäuse, als hätte seine Bewohnerin es eilig, alle übrigen Stunden ihrer Tage auf einmal herunterzurasseln — bums, stand das Herz still, wie das der Annebore. In treuer Pflichterfüllung zeigte die alte vornehme Zeitverkünderin des Hauses dem durchs Fenster bringenden Tag und den leise über die Schwelle tretenden Menschen auf ihrer eignen Totenmaske die Stunde, in der Annebore Bluminger verblichen war. — — —

Die Stube ward gelüftet, man sah nach dem Ofen, der längst kalt und stumm geworden war, dann kleidete man den Spiegel gleich der Annebore in ein weißes Leichenhemd, und als man so alles wohlversorgt hatte, schloß man die Fenster, die grünen Läden noch dazu und trug mit keineswegs alltäglicher Ehrfurcht den schwarzen Schrein hinaus, in den das Müde, Winterwelke der Annebore Bluminger gebettet war.

Die Ahnen an der Wand waren zu vornehm, um sich über etwas aufzuhalten, das diesen Raum vom Abend bis zum Morgen durchzittert hatte. Sie fröstelten wohl ein wenig, aber sie schauten wie immer mit ihrem festen Daseinswillen aus ihren Kerkerwänden hervor. Die Heiligkeit des Todes beherrschte nun völlig die einstige Wohnstube der Annebore.

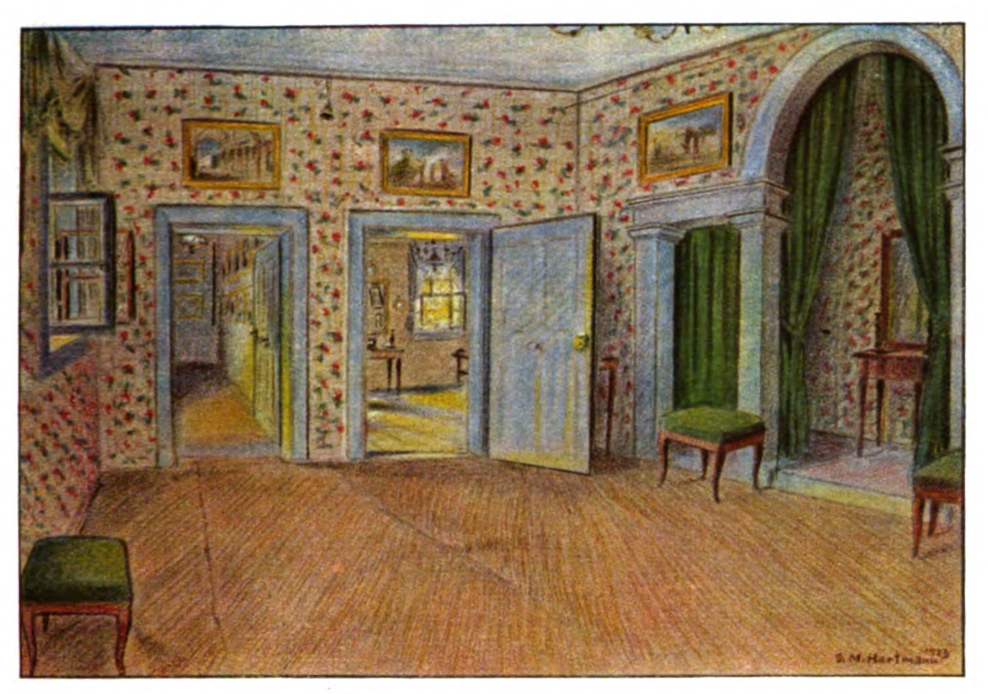
Es kommt die Zeit

Es kommt die Zeit, in der sie dich vergessen,
Die Zeit, die kaum noch weiß, daß du gelebt.
Ein Vogel ist auf einem Zweig gesessen —
Als er entflog, hat kaum der Zweig gebebt.

Der grüne Rasen lag in seinem Prangen,
Durchstickt von bunter Sommerblumen Zier.
Der Spaten grub ihn wund, die Glocken sangen —
Ein weicher Hügel wölbt sich über dir.

Und schon ist so das Leid um dich vergessen,
Daß man in deinem Sterbezimmer scherzt.
Und selbst das Herz, das du so ganz besessen,
Es bebt kaum noch — dann hat es dich verschmerzt.

Lily Nowy



Vorzimmer in Schloß Tiefurt

Klassische Stätten

Ein Spaziergang durch Weimar und Umgebung

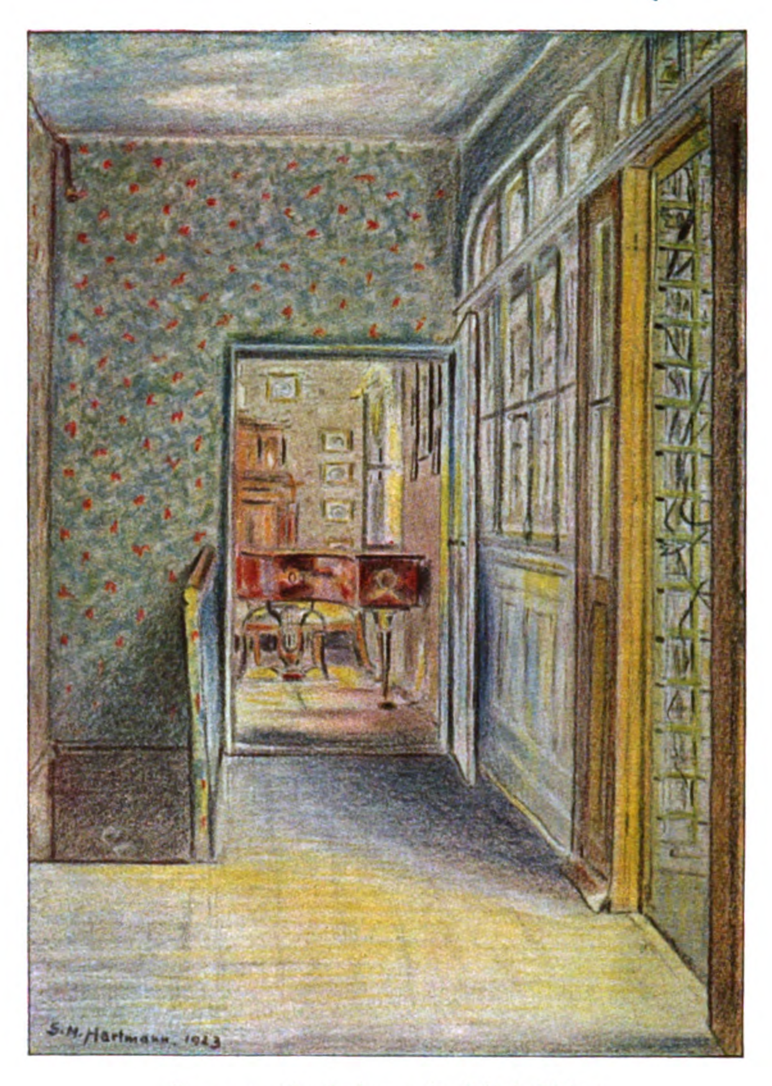
Von Leonhard Schrickel (Weimar)

Mit sieben farbigen Abbildungen nach Ölkreidezeichnungen von G. M. Hartmann in Potsdam

Vor seiner »Wohnung des Friedens«, dem Gartenhäuschen, sah Goethe den stillen Park mit immer neuem Entzücken sich begrünen und schmücken, und nie wurde er müde, an seiner »lieben langen Wiese« dahinzuwandeln und der ruhig einherfließenden Ilm zu lauschen. Das galt in Weimar, das galt noch mehr in Tiefurt, dem lieblichen Musenhain Anna Amalias.

Ländlich geruhig und gleichmäßig heiter pflegte es auf dieser allem Werkeltagslärm entrückten Insel des Friedens zu sein; nur wenn Goethe mit seiner übersprudelnden Laune kam oder einer seiner übermütigen Busenfreunde auftauchte, ward die Stille bisweilen aufgeschreckt. Aber auch dann gab es kein rohes Lärmen und wildes Erlustieren, immer hatte auch das lebhaftere Vergnügen jenen edlen Anstand, der dem Musenhof Anna Amalias eigentümlich war. So bedeutete die Aufführung der »Fischerin« am 22. Juli 1782 wohl ein besonderes Fest, und es war des munteren Treibens genug im Park und im engen schlichten Schlößchen, das vor der Besitzergreifung durch Anna Amalia dem Gutspächter als Wohnung gedient hatte. Durch die Stille des Abends wanderten zahllose Schritte, denn der geladenen und ungeladenen Gäste gab es die Menge. Und hundert Zungenmühlen klapperten, wenn auch behutsam und nur hinter den Fächern oder den Hüten, zum mindesten hinter den schalldämpfenden Händen. Dennoch kam ein anmutiges Geräusch zustande, das hie und da den lieblichen Gesang der zahlreichen Nachtigallen rundum übertönte. Doch als die von Corona Schröter komponierte Musik einsetzte, verstummten die rührigen Schwätzerinnen und schwerenöternden Schwätzer, dem anhebenden Spiel am Ufer der Ilm erwartungsvoll lauschend. Und es war der Mühe wert, diesem Werklein Goethes Aug' und Ohr zu schenken, zumal da die über alles Beschreiben holde und berückende Corona mit süßerer Stimme sang und wohllautender noch als Philomele.

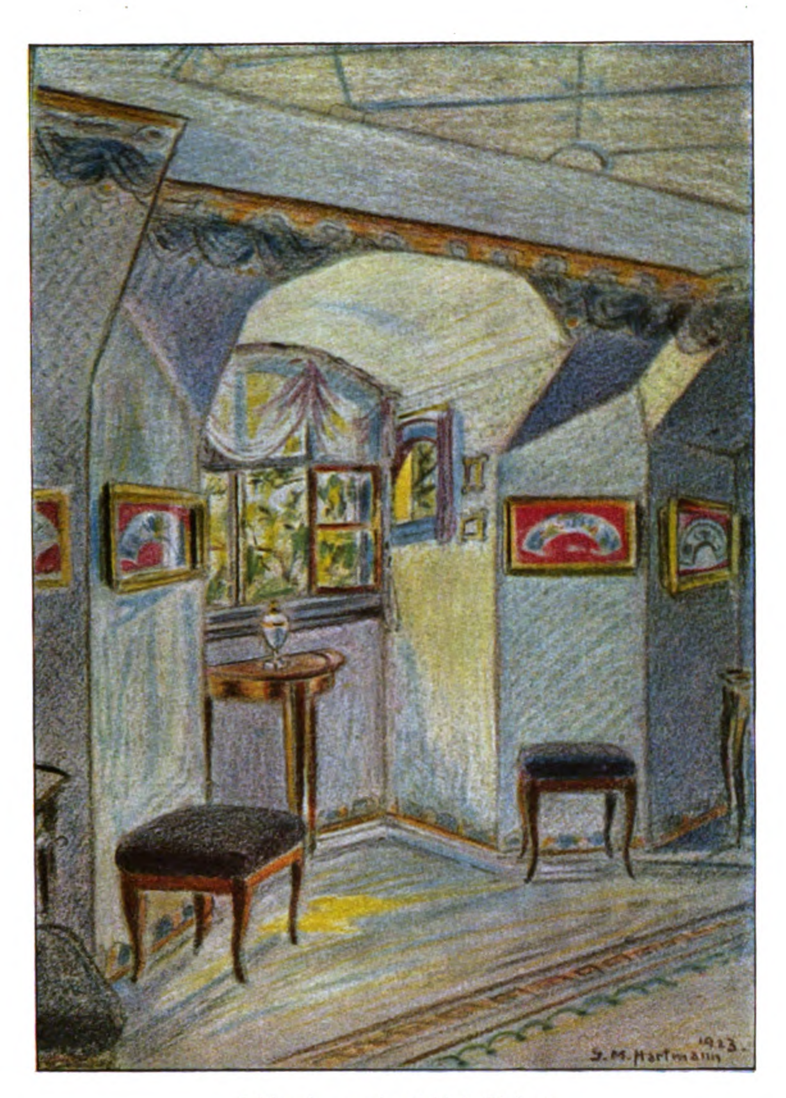
Und wenn es ein andres Mal auch im Schloß selber lebhafter zuging und Goethe im Verein mit Carl August die schlagfertige Thusnelda, Fräulein von Göchhausen, fast ein wenig zu derb hänselte und ihr wohl gar nächtlicherweile die Tür zu ihrem Zimmerchen vermauerte, also daß sie ratlos vor der unbekannten Mauer stand, an sich und der Welt irre werdend, so lenkte doch alles immer wieder in den harmlos heiteren Kanon der ländlichen Idylle ein oder erhob sich auf die Höhe des »Abendkreises großer und guter Menschen«.



Gang zum Goethezimmer in Schloß Tiefurt

Es ist, als ob ein Hauch jener stilverklärten Tage edelster Freude und anmutigen Lebensgenusses noch heute durch die Zimmer und Gänge und Winkelchen des Tiefurter Schlosses geistere. Kaum tritt man ein in das helle, freundliche Vorzimmer — und gleich ist man eingefangen, erwartungsvoll des Eintritts der Herzogin und ihrer sommerlichen Hofgesellschaft harrend. Noch schwingt ein Ton wie ein verflogener Schmetterling durch die Räume, kaum hörbar gegen die verschwiegenen Fenster tupfend, in denen sich so mancher schöne Augenblick gespiegelt; fast will es scheinen, als sei der Flügel eben erst geschlossen worden, an dem Corona ein schlichtes Volkslied sang, indessen Goethe, dicht an ihren Stuhl gelehnt, mit hingegebener Seele atemlos lauschte ... Und jetzt das helle fröhliche Gelächter der kleinen, ewig unverdrossenen Göchhausen, der irgendwer ein spitzes Späßchen in das Ohr geraunt haben mag.

Wie würdig präsentieren sich dagegen Goethes Räume in seinem »Palais am Frauen-



Fächerzimmer in Schloß Tiefurt

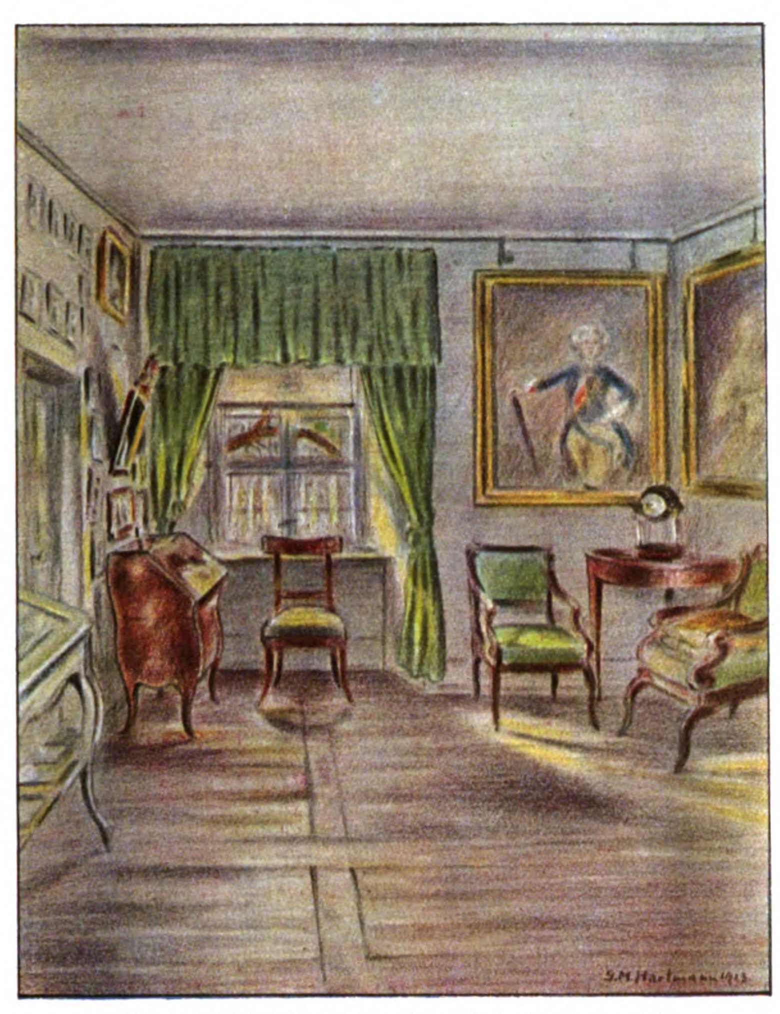
plan«! Herr Grillparzer mag bei seinem Besuch da freilich über eine sozusagen »steife Pracht« und einen »steifen Minister« erschrocken gewesen sein, bis er bei günstigerer Gelegenheit den gütigen »halb väterlichen, halb königlichen« Dichter besser kennenlernte. Und schließlich war es doch so: daß Goethe nur er selber war, wenn er in seinem niedrigen und schmalen Arbeitsstübchen stand, das keine Pracht und keinen Prunk enthielt, vielmehr so schlicht und über alle Maßen einfach war in Einrichtung und Ausstattung, daß es einen heute förmlich erschüttert. Die reich ausgestatteten, mit Schätzen und Sammlungen aller Art erfüllten Zimmer waren für die fremden Besucher und Kunstfreunde.

Das war im Wittumspalais, das Anna Amalias Geheimberat von Fritsch 1767 für sich und seine junge Frau erbaut und dann nach dem Schloßbrand 1774 seiner Herzogin überlassen hatte, wieder ganz anders. Da herrschte die heitere Sonne vor, die über die von Anna Amalia angelegte Esplanade in goldener Kutsche



Zimmerflucht im Goethehaus am Frauenplan

dahergefahren kam, sich im Goldfischteich spiegelte und dann bei der Frau Herzogin abstieg. Wer wüßte nicht zu erzählen von der Tafelrunde, die sich um den gewaltigen runden Tisch der geistreichen Fürstin sammelte, wo Goethe, Schiller, Herder, Knebel, Lenz und viele andre vortrugen oder vorlasen, und wo man auch gelegentlich Komödie spielte oder Mummenschanz trieb. Auch im Wittumspalais gehen die Geister jener Zeit noch um, denn es ist alles aufs beste bewahrt und erhalten. Welche Fülle von Andenken an den Wänden! Bilder der Eltern Anna Amalias, Bilder aus mehreren Lebensabschnitten Friedrichs des Großen, ihres königlichen Oheims, Geschenke von ihm, Geschenke von aller Welt. Köstlich die »Waschtoilett«, ein porzellanen Tellerchen mit einem winzigen Kännchen, dagegen in dem über alle Maßen kunstvollen und heute kaum noch von einem unsrer Meister und Künstler nachzubildenden Waschschränkchen eine Fülle von Schminkdöschen und Puderbecherchen und zierlichen Behältnissen für Schönheitspflästerchen und ähnliche Utensilien. Aber das gehörte zu Anna

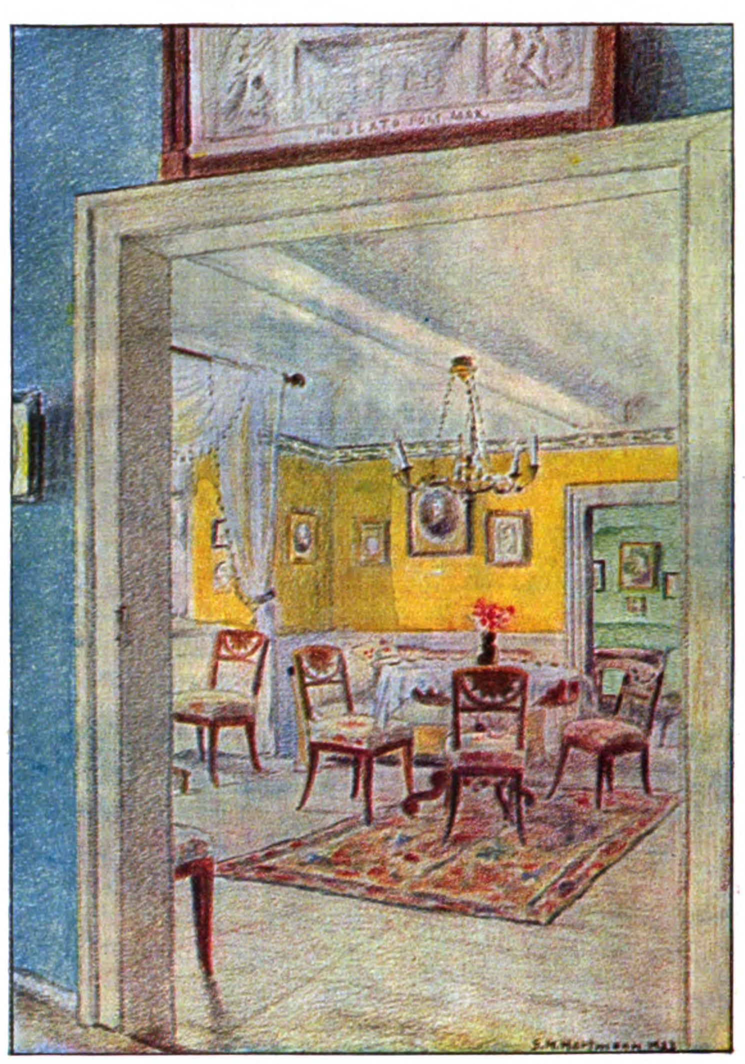


Kleines Toilettenzimmer der Herzogin im Wittumspalais

Amalias Zeit so gut wie die Schäfer- und Singspiele, die Laute, die Harfe und das köstliche Spinett. Auch an Spieltischen ist kein Mangel, und wie in all den Schränken und Schränkchen Geheimfächer sind und verborgene Brieskästchen und Zetteleckchen, so tauchen — auf einen Druck auf irgendeine Leiste oder Holzperle hin — ein Damespiel oder ein Schachspiel auf, dergleichen man in Mußestunden mit Eifer und Ausdauer betrieb.

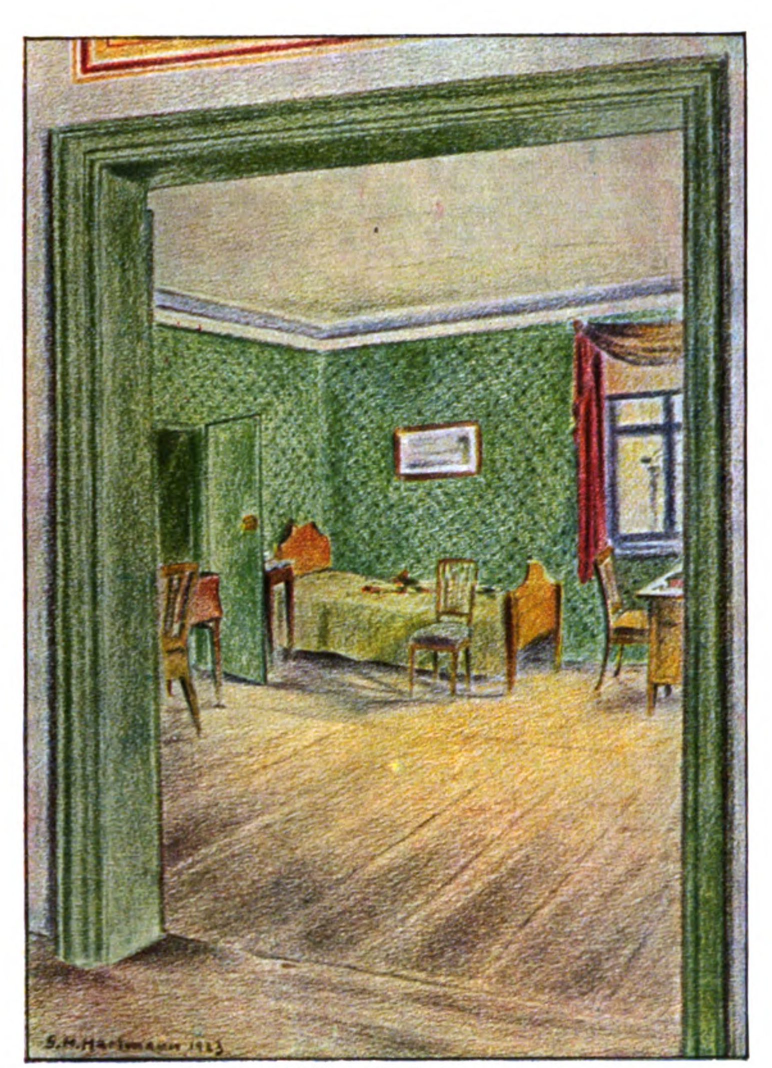
Ein Tag im Wittumspalais war für jedermann stets ein Gewinn, auch wenn das kostbare Schnupftabakdöschen der Herzogin einmal versehentlich an einem vorüberging. Aber Frau Aja, Goethes Mutter, hatte recht, Anna Amalia war »eine Fürstin, die, in allem betrachtet, wirklich Fürstin ist, die der Welt gezeigt hat, daß sie regieren kann, die die große Kunst versteht, alle Herzen anzuziehen, die Liebe und Freude um sich her verbreitet, die — mit einem Wort — zum Segen für die Menschheit geboren wurde«. —

Als Goethe 1791 die Leitung des Hoftheaters übernahm, gewann er sich als Gehilfen in der



Hauptzimmer im Kirms-Krackow-Hause

Verwaltung den Hofrat Kirms, einen geschickten, kunstsinnigen und energischen Mann. Kirms wohnte nicht weit von der Luthergasse in einem alten stattlichen Gebäude, wo er sich mit seiner Frau Hofrätin, geborenen Krackow, so häuslich als möglich einrichtete. Und sie bauten sich fürwahr ein behagliches Nest. Das Wohnzimmer ist der reinste Sonnenschein; hier müssen jahraus, jahrein gelbe Sommerblumen geblüht und blaue Veilchen geduftet haben. Wenn der Herr Hofrat, sorgenbeladen, die schmale, knarrende Stiege emporgeklommen war und Hut und Stock — den mit dem runden goldenen Knauf — in die Ecke gestellt hatte, und wenn er dann in das helle, freundlich-gemütliche Wohnzimmer trat, wo am Fenster hinter den blühenden Gelbveigelein und den immer blendendweißen Mullgardinen seine Frau Eheliebste über ihre kunstvolle Stickerei gebeugt saß, brauchte er gewiß nicht oft das Zimmer zu kreuzen und zu queren, bis er den Ballast loswarb und erleichtert die Sorgen vor die Tür komplimentieren oder gar



Schillers Sterbezimmer

per Schub aus seinem Lebensbereich verweisen konnte. Und todsicher nickte dazu nicht nur die emsige Frau Hofrätin, die so feine Knötchen in den Faden zu schlingen verstand, daß sie der Herr Goethe, dem sonst nichts entging, beim besten Willen in der Stickerei nicht aufzufinden vermochte — nicht nur die getreue Frau Liebste nickte zu des Herrn Hofrats Beginnen, sondern auch die Schopenhauern und die andern Nachbarinnen, die da rings im Schattenriß an den Wänden hingen. Und waren die Sorgen abgeschüttelt, dann gab's ein kleines Hauskonzert auf dem Harfenklavier, wozu man selbander eine erbauliche Kantate sang. Ging es aber mit dem Singen nicht — nun, so zog sich der Hausherr in sein blaues Stübchen zurück zu seinen Büchern, die über alles Ärgernis und alle Bedenklichkeiten hinwegzuhelfen verstanden. Bisweilen erging sich der Herr Hofrat, Theatersorgen im Kopfe, mit denen er Goethe nicht behelligen mochte, auch auf der rings um den alten Hof laufenden Galerie oder schlüpfte ins Gärtchen, das bis an

die alte Stadtmauer reichte; dort stand ein kleiner Gartenpavillon bereit, von dem aus man die halbe Welt überschauen und seine Gedanken schier unbehindert schweifen lassen konnte. Du lieber Gott, nicht alle Menschen hatten es so gut wie er, der Hofrat Kirms!

Da war zum Exempel der Schiller. Schier Tag und Nacht arbeitete er in seinem Häuschen an der Esplanade, das er sich im Februar 1802 für 4200 Gulden gekauft hatte. Ewig kränkelnd, freute er sich mit den Seinen des anmutigen, bescheidenen Besitzes, den sie am 29. des wetterwendischen Monats April besiedelten, just an demselben Tage, an dem seine Mutter im Pfarrhause zu Kleversulzbach starb. »Wie in einer Laube« fühlten sie sich hier im Grünen und in der lieben Mittagssonne, nach der sie allesamt dürsteten. Denn allzuviel Sonne hatte noch nicht in ihr Leben geschienen. Freilich war es jetzt weit besser als früher. Jetzt sorgte der Herzog, und Freund Goethe sah auch mit nach dem Nötigen. Schiller war aber auch fleißig! Seine Gedichte und Abhandlungen gar nicht gerechnet, hatte er eine ansehnliche Menge Produktionen der letzten Jahre aufzuweisen, wie »Wallensteins Lager«, »Die beiden Piccolomini« und »Wallensteins Tod«, die alle im Theater Goethes und dessen sorglichen Verwalters Kirms über die Bretter gegangen waren. Auch »Maria Stuart« war mit großem Beifall aufgenommen worden. 1803 folgten »Die Braut von Messina« und die nachzüglerische »Jungfrau von Orleans«, und 1804 der »Wilhelm Tell«. Zur Begrüßung des neuvermählten erbgroßherzoglichen Paares, insonders der Frau Großherzogin Maria Paulowna, Tochter des Kaisers Paul von Rußland, dichtete Schiller die »Huldigung der Künste«, die von der hohen Frau mit freundlichstem Beifall aufgenommen wurde. Aber alles Fleißes ungeachtet wollte die Sorge nicht ganz weichen, trotz der großmütigen Beihilfe des Herzogs. Die Kränklichkeit, die an dem schwächlichen Körper rüttelte, warf immer düsterere Schatten in die kleinen Zimmer des Hauses an der Esplanade. Frau und Kinder wohnten im ersten Stock, der Dichter selbst hauste still in der darüberliegenden Mansarde. Schon um die Seinen nicht durch sein tief in die Nacht hinein verlängertes Arbeiten zu stören; er sprach bisweilen laut dazu, ging auch wohl aufgeregt im Zimmer auf und ab, und ... nun ja — er hustete mitunter und ... Genug, er fühlte sich in seinem abgetrennten Schlaf- und Arbeitszimmer geborgener und wohler, wenn auch die Wände kahl und die paar Möbel unansehnlich waren. Sein Bett war schmal, aus billigem Fichtenholz, aber es gab doch Nächte, wo er darin schlafen konnte wie in Abrahams Schoß, wenigstens für ein paar Stunden, gegen Morgen hin. Sein Arbeitstisch hielt ihn nur allzuoft zu lange fest; der hölzerne Leuchter hatte es manchmal gar nicht mehr nötig, ihm in das anstoßende schmale Kämmerchen zu leuchten, wo das Bett gewöhnlich stand. An diesem Tische hatte er die »Turandot« geschrieben, die »Braut von Messina«, »Wilhelm Tell«, »Die Huldigung der Künste«, »Phädra«, und nun lag da vor ihm »Demetrius«. Den mußte er erst noch vollenden, eh' er sich einmal Ruhe gönnen durfte. Es sollte etwas werden, das alles, was er bisher geschaffen, übertraf. Nur Kraft ...!

Aber die Kraft zerbrach. Am 9. Mai — die Amseln flöteten vorm Fenster aus voller Kehle, und die Sonne ging langsam und zögernd über den westlichen Höhen zur Rüste —, da hauchte der gequälte Dichter seinen letzten Odem aus.

Behutsam ward der Tote die Treppe herabgetragen und in den schmucklosen Sarg gebettet, der nun, im Hausflur stehend, der abholenden Träger harrte. Nach der Ordnung war die Schneiderinnung an der Reihe, sie hatte den Toten abzuholen, der auf ausdrücklichen Wunsch der Familie »in höchster Stille« beigesetzt werden sollte. Ob man die Kosten scheute, die ein feierliches Begräbnis verursacht hätte? Ob es an den paar Karolin fehlte? Das Fürstenpaar war nicht in Weimar, Goethe war krank ... Der junge Kommissionssekretär Lebrecht Schwabe erhielt die Erlaubnis, mit noch zwanzig andern dankbaren Verehrern Schillers den Sarg zu tragen und ihn im Kassengewölbe neben den übrigen dort stehenden Särgen niederzusetzen. In der Stille der Nacht bewegte sich der schweigsame Zug gegen das Frauentor, über den Markt, die Jakobstraße hinauf zum alten Kirchhof. Der Himmel war sternenlos. Die Häupter entblößten sich, die Tür des Kassengewölbes fiel wieder ins Schloß. Vorbei — und doch der Ewigkeit bewahrt.

*

Alle diese denkwürdigen Stätten hat der junge Potsdamer Maler G. M. Hartmann mit der sorgsamen Liebe und der »Andacht« auch zum »Unbedeutenden« gezeichnet, die heute, in der eigenwilligen Malergeneration des expressionistischen Zeitalters fast ausgestorben zu sein scheint, die aber doch einzig und allein die harmonische Lebensstimmung jener klassischen Weimarer Tage wieder heraufzubeschwören vermag. Auch die Technik der hier gewählten Ölkreide hat sich jener Zeit und ihrem mehr der zarten Detailzeichnung als dem starken malerischen Gesamteindruck zugetanen Kunstgeschmack angepaßt, und so werden, hoffen wir, diese sieben Innenbilder den Leser und Betrachter wirklich und wahrhaftig in die Räume geleiten, durch die noch jetzt, nach hundert und mehr Jahren, der Atem ihrer Bewohner und ihrer Gäste von damals schwebt.



B. M. Herko: Frühlingsahnen

Menschenkenntnis im Lichte der Graphologie

Eine Studie von Feodor Höpping (Lichterfelde)

Solange die Graphologie noch in den Kinderschuhen steckte, begegnete man zahlreichen Unkundigen, die sich, wenn sie nur das Wort hörten, von diesem Thema achselzuckend abwendeten, es als eine nutzlose Spielerei bezeichneten und den Graphologen als einen Phantasten, wenn nicht gar als etwas Ärgeres betrachteten. Die Zeiten dieser Voreingenommenheit, in denen selbst gebildete Leute die Handschriftdeutung für eine Wahrsagekunst hielten und sie zu einer Scheinwissenschaft herabwerteten, sind vorüber.

Freilich hat die Graphologie unter einer nicht ernst zu nehmenden, den Laien irreführenden Literatur viel zu leiden gehabt und leidet noch darunter. Eine große Anzahl halbgebildeter, gewissenloser »falscher Propheten«, die sich auf eine blindgläubige Zeichendeuterei warfen, nie auf den Kern der Lehre eingingen und dadurch die unsinnigsten Dinge zusammenreimten, haben der guten Sache nicht zur Zierde gereicht. Sie sind durch ihre Maulwurfsarbeiten sicher ein gut Teil schuld daran, daß man der Graphologie immer wieder mit Unglauben begegnete.

Mittlerweile aber hat sich auf diesem Gebiete durch eingehende Forschungen, durch Aufräumung eingewurzelter Irrtümer vieles gründlich geändert. Gerade auf deutschem Boden hat in den letzten Jahren ein frischerer Wind eingesetzt, und Leute mit klarem, hellem Sinn, mit methodischem Denken zeigen häufig lebhaftes Interesse für die graphologische Lehre.

Nachdem sie als ein nicht mehr zu entbehrender Wissenszweig für die ärztliche und gerichtliche Praxis schon lange anerkannt und behördlich eingeführt worden war, haben sich neuerdings auch viele Kreise des gewerblichen Lebens ihr zugewandt, ja, in München ging man bereits mit der Absicht um, dieser Fachwissenschaft einen akademischen Lehrstuhl zu errichten.

So hat bei dem wachsenden Interesse unsrer Zeit an psychologischen Dingen die Graphologie mehr und mehr eine Daseinsberechtigung erlangt, die in den überraschenden, nachweisbaren Erfolgen der Handschriftendeutung begründet ist.

Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, auf die Anfänge der Handschriftenkunde zurückzugreifen und uns mit den allbekannten Tatsachen ihrer Entwicklung zu beschäftigen, sondern diesem Aufsatz eine Richtung geben, die nachweisen soll, daß die Graphologie ihrem heutigen Stande nach Anspruch erheben darf auf Anerkennung und auf unbestreitbare Zuverlässigkeit. Wenn große Geister, alte und neue Schriftsteller und kluge Gelehrte — wir nennen nur Goethe, Lavater, Wilh. von Humboldt, George Sand, Walter Scott, Alexander Dumas, Alphonse Daudet, Emile Zola, Paul Heyse, Björnstjerne Björnson — schon lange der Lehre huldigten und ihren Glauben an sie in überzeugenden Worten immer wieder zum Ausdruck brachten, so ist diese Beobachtungswissenschaft nicht mit einer Handbewegung abzutun; es muß vielmehr etwas an ihr sein. Hierfür einige klassische Zeugen:

Hören wir zuerst, was Goethe, dieser große Menschenkenner, als Gönner dieser Lehre von ihr sagt. Ich las die bezeichnenden Sätze, die meines Wissens bisher in keinem graphologischen Werke sich verzeichnet finden, in seinen »Gesprächen mit Eckermann«. Dort heißt es unterm 2. April 1829:

»Sehen Sie sich einmal um,« fuhr Goethe (zu Eckermann) fort, »hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte.«

»Dieses blaue Briefkuvert?« sagte ich.

»Ja,« sagte Goethe. »Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? — Wem möchten Sie die Hand zutrauen?«

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. »Merck könnte so geschrieben haben,« sagte ich.

»Nein,« sagte Goethe, »der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter! — Papier und Feder hat ihn bei diesem Kuvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen.«

Und da wir gerade bei Goethe sind, übergehen wir nicht, was er früher schon, in einem Briefe an Carl Bernh. Preusker vom 3. April 1820, sagt: »Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man daran wenigstens eine Ahndung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, sowie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers als bedeutend, mit der ganzen Individualität übereinstimmend anerkennen muß.«

Einige der führenden Graphologen — das sei hierbei erwähnt — sind der Ansicht, daß man Form und Haltung des Buchstabens außerdem mit den unwillkürlichen Bewegungen des Menschen vergleichen könne. Besonders seien es die kleinen Anhängsel, Schnörkel usw., die mit unverkennbarer Deutlichkeit bestimmte Gliederbewegungen nachäffen und eine Beobachtung des Schreibers ungesehen in seiner Ureigenart zulassen. Richtig ist, daß die genannten Zeichen — wo sie überflüssig erscheinen — nach den graphologischen Gesetzen Gefallsucht und Effekt-

hascherei und wohl auch Umständlichkeit (Umstandskrämerei) verraten.

Das steht fest: Der Mensch schreibt nicht wie er will, sondern wie er seinem inneren Wesen nach schreiben muß. Seine Stimmung, sein körperliches Befinden üben hierbei den größten Einfluß aus, d. h. sie rufen bei Zustandebringen der Schrift jene ungewollten Bewegungen hervor, die der Schrift ihre Eigenheit, ihren Charakter verleihen. Bei einem Menschen allerdings, der nur ganz selten die Feder führt, ist das Schreiben mehr nur eine primitive Art des Zeichnens. Die schwerfällige, des Schreibens ungewohnte Hand muß sich anstrengen, die Buchstaben zu formen. Seelenregungen und Stimmungen bleiben ausgeschaltet, solange die Gedanken an der Arbeit des Schreibens haften. Bei solchen Handschriften beschränkt sich die Deutungsmöglichkeit naturgemäß sehr. Wer dagegen viel und gewandt schreibt, achtet nicht mehr auf die Gestaltung der Buchstaben: sie bilden sich von selbst, und alle, auch die leisesten Regungen der Seele kommen in seiner Schrift zum Ausdruck.

Wesentlich anders liegt die Sache bei Menschen, die lebhaft und spontan ihre Gedanken und Meinungen vorschnell ausdrücken. Deren Handschriften sind für den Graphologen immer der klarste Spiegel. Anderseits wieder gibt es Charaktere, die ruhig, still, ja verschlossen ihre Straße ziehen. Außer diesen beiden Charakterarten finden wir nicht selten Menschen, die eine sogenannte Zuchtschrift schreiben. Darunter verstehen wir eine Handschrift, die unter der Herrschaft eines festen Willens entsteht. Wie diese Menschen ihren Geist und ihren Körper in fester Zucht halten, so weist auch ihr Schriftduktus große Selbstbeherrschung auf. Der Urheber

Gneisenau starrte auf das grauverhüllte Wasser. Das Meer des Lebens hat so viele Küsten. War es nicht endlich gleich, wo man landete oder zerschellte?

Handschriftenprobe von Sophie Hoechstetter aus der Novelle »Der Sehnsuchtsweg nach Sanssouci«

Auch bei kalligraphischen Schriften liegt die Sache ähnlich. Wenigstens hört man von Laien oft die Einwendung, daß Personen, die »kalligraphisch schön« schreiben, in ihrer Schrift alle den gleichen Schriftduktus zeigen. Auch hier soll zugegeben werden, daß kalligraphische Schriften, die sich streng an ein gewisses kalligraphisches Modell halten, die Beurteilung erschweren. Diese Schriften zeigen wenig Zeichen, die uns ein Schlüssel zu dem Inneren des Schrifturhebers sein können. Läßt sich der Schönschreiber aber nur ein wenig gehen, d. h. legt er nicht das Hauptgewicht auf gemalte, absichtlich schön geschriebene Buchstaben, so wird der Graphologe gewisse Eigenheiten entdecken, die auch hier eine Charakterisierung zulassen. In der Regel aber soll sich der Graphologe hüten, über derartig schön geschriebene Schriftstücke ein Urteil abzugeben, schon aus dem Grunde, weil er eben nur sagen könnte, daß der Urheber meistens einen nichtssagenden Charakter hat. Sicher ist, daß man unter Kalligraphen selten Charaktere findet, die durch besondere Geistesgaben glänzen. Denn ein Mensch, der nur kalligraphisch schön schreibt, dessen Handschrift aber keine Eigenart, keine charakteristischen Merkmale aufweist, gleicht meist einer schön geputzten Modepuppe, die zwar die elegantesten Kleidungsstücke trägt, innen aber hohl und leer ist. Ein bedeutender Vorläufer der Graphologie, Leibniz, verwahrt sich zu diesem Thema im sechsten Bande seiner »Opera«: »Die Schrift drückt fast stets in einer oder der andern Weise unsre Natur aus, vorausgesetzt, daß die erstere nicht das Werk eines Kalligraphen ist.«

einer Zuchtschrift wird stets darauf bedacht sein, wie in seinem Wesen so auch in seiner Schrift nicht hervorzutreten; er wird sich nie gehen lassen und darauf hinzielen, seine Psyche zu verhüllen. Aber ein geschickter Beurteiler wird trotzdem in der Lage sein, die Hauptzüge seines Wesens und Charakters herauszufinden.

Lavater, der sich bekanntlich über Handschriftendeutung mit Goethe schriftlich vielfach unterhielt und sie mit ernster Gründlichkeit ausübte, hat das Wesen der Handschriftenkunde in seinen Schriften eingehend begründet. Es ist ein so treffendes, in die Augen springendes, uns in die Handschriftendeutungs-Bestrebung einführendes Urteil, daß es uns weiterer Begründung enthebt und wir es hier auszugsweise folgen lassen. Lavater schreibt im vierten Band der »Physiognomischen Fragmente« (Winterthur 1830): »Von dem Charakter der Handschrift werde ich behaupten dürfen, daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperament und seinem Charakter modifizieren; daß jede Bewegung des Klugen anders ist als dieselbe Bewegung des Unklugen; daß der Choleriker anders schreibt und sich anders trägt als der Phlegmatiker, der Sangui-

niker anders als der Melancholiker ... ferner, daß unter allen Bewegungen des Menschen keine so mannigfaltig sei als die der Hand und der Finger. ... Das einfachste Wort, das so bald hingeschrieben ist: wie viele verschieden

Handschriftenprobe Fürst Bismarcks

angelegte Punkte enthält es, aus wie mancherlei Krümmungen ist es zusammengebildet! ... Jeder Mensch schreibt seine eigne individuelle und unnachahmbare Handschrift. Und diese unleugbare Verschiedenheit sollte keinen Grund haben in der wirklichen Verschiedenheit der menschlichen Charaktere? ... Wer will es leugnen, daß man es nicht oft einer Schrift leicht ansehen könne, ob sie mit Ruhe oder Unruhe verfaßt worden, ob sie einen langsamen oder schnellen, ordentlichen oder unordentlichen, festen oder schwankenden, leichten oder schwerfälligen Verfasser habe? ... Je mehr ich die verschiedenen Handschriften, die mir vor Augen kommen, vergleiche, desto sicherer werde ich, daß die physiognomischen Ausdrücke Ausflüsse von dem Charakter des Schreibers sind. Denn in dem Augenblicke, wo sie entstehen, sind sie Repräsentanten der Gedanken und müssen daher den Zustand der Seele dessen, der sie dem Papier anvertraut, wiedergeben. ... Die Verschieden-

Handschriftenprobe Napoleon Bonapartes

heit der Schrift eines und desselben Menschen also ist kein Beweis gegen die Bedeutung der Handschriften, sondern vielmehr ein klarer Beweis dafür, denn eben aus dieser Verschiedenheit erhellt, daß sich die Handschrift des Menschen nach seiner jedesmaligen Lage und Gemütsverfassung richte.«

Eine der häufigsten Einwendungen, die man dem Graphologen entgegenhält, ist, daß man seine Handschrift nach Belieben verstellen könne. Für den ersten Augenblick erscheint dieser Einwand berechtigt. In den meisten Fällen beschränkt sich der Verstellende darauf, seine Schrift nach links zu stellen. Er glaubt damit die Unkenntlichmachung erreicht zu haben, denkt aber selten daran, gewisse stets wiederkehrende charakteristische Züge, Schnörkel, Appendixe usw. wegzulassen, die Stellung der u-Bogen und der i-Punkte zu verändern. Wie häufig sind die kleinen, an sich unbedeutenden Zeichen schon zum Verräter dessen geworden, was freiwillig niemals eingestanden worden wäre! Einem tüchtigen, mit geübtem Auge ausgestatteten Graphologen wird es nicht schwerfallen, die Verstellung meistens sofort zu erkennen und bei Vergleichung zweier Schriftstücke mit Sicherheit herauszufinden, ob der Urheber der verstellten Schrift derselbe ist wie der der unverstellten.

Etwas anders sieht sich die Sache an bei einer gerichtlichen Untersuchung über die Urheberschaft eines Schriftstücks. Der für Graphologie sehr kompetente Dr. Ludwig Klages urteilt darüber in seinem übrigens für Fachleute sehr beherzigenswerten Werke »Handschrift und Charakter«: »Die Urheberschaftsuntersuchung gehört zu den schwierigsten Aufgaben der gerichtlichen Praxis

und ist nur unter Mithilfe mehrerer Wissenschaften mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Nur so viel sei gesagt, daß die Verstellung zwar durchweg ermittelt wird, dagegen keineswegs immer die Identität mit der Handschrift des Urhebers.« Auch wir stehen nicht an, zu erklären, daß ein Fehlschluß hie und da möglich ist, gleichwie auch der gewiegteste Arzt bei inneren Krankheiten nicht immer das Leiden richtig erkennt und zu schweren Fehlschlüssen gelangen kann.

Handschriftenprobe Friedrich Nietzsches

Ein weiteres Argument, das man der Graphologie entgegenhält, ist, daß es jedem freistehe, sich in seiner Schrift jene Züge anzueignen, die der Graphologe als anerkannt gute Charaktereigenschaften bezeichnet. Es wird einem solchen Schreiber — nach seiner Ansicht — dies zwar einigermaßen gelingen, allein er wird niemals imstande sein, damit jene Anzeichen seiner Schrift gänzlich zu entfernen und zu verdecken, die das Spiegelbild seines Charakters sowohl als auch seine Beziehungen zu den geistigen Fähigkeiten erkennen lassen. Denn wie wir nun wissen, stellt die ganze Schriftanlage und was drum und dran den Ausdruck des Gesamtcharakters eines Menschen dar, der von Stimmungen, von Gehirn und Hand abhängig ist. Hierzu äußert sich der bekannte Graphologe Crepieux-Jamin in seinem Werke »Handschrift und Charakter«: »Wer eine verstellte Handschrift zum Deuten gibt, hat kein Recht, sich über die Graphologie zu beklagen, ebensowenig wie derjenige, der beim Photographieren eine Grimasse schneidet, den Photographen anklagen darf, daß er ihm nicht seinen natürlichen Ausdruck gegeben hätte.«

Weiter. »Wie wollen Sie«, fragte mich neulich ein Zweifler, »die Schrift eines Amerikaners von der eines Engländers oder umgekehrt auseinanderhalten, da der Schriftduktus bei beiden Völkern doch ein und derselbe ist?« Weit gefehlt! Gewiß — jedes Volk, jeder Stamm, jedes Reich, jedes Alter weisen besondere kennzeichnende Schriftzüge auf; ein jedes mischt eine Tinktur seiner Selbstheit bei. Wir begegnen hier eben Nationalhandschriften, so wie es Nationalgesichter gibt. Wem wäre nicht schon die große »englische« Schrift der »Ladies« aufgefallen? Aber wie es eben nicht zwei ganz gleiche Gehirne, zwei ganz gleiche Hände, wie es überhaupt nicht zwei vollkommen ganz gleiche Menschen gibt, ja, wie nicht ein Blatt am Baum dem andern gleicht, so gibt es auch nicht zwei gleiche, sich völlig deckende Handschriften. Wir erkennen hieraus mit Berechtigung den Grundsatz: »Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.« Der gewiegte Graphologe wird auch hier die Besonderheit in fremdsprachlichen Schriftzügen unschwer erkennen und charakteristische Merkmale darin feststellen, die ein unbedingt sicheres Urteil zulassen.

Sehr oft kritisiert man die Graphologie dahingehend, daß man zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden schreibe, morgens anders als am Abend, auf der Reise anders als zu Hause, daß aber der Charakter doch immer derselbe bleibe. Wie der Mensch sich nicht immer gleichbleibt, wie auch niemand imstande sein wird, auch nur zwei deckungsgleiche Zeilen hervorzubringen, so hindert das doch nicht daran, den Betreffenden unter Tausenden festzustellen und herauszufinden. Jeder Mensch ist eben Stimmungen unterworfen; wie er heute froh und zuversichtlich, morgen traurig und pessimistisch in die Welt schauen kann, so ist auch seine Handschrift demselben Wechsel unterworfen. Ein jeder wird schon bemerkt haben, wie verschieden seine Handschrift auszusehen vermag. Bald fliegen die Buchstaben nur so dahin, gleichmäßig und korrekt reihen sich die Zeilen aneinander und bilden schließlich ein harmonisches Ganzes. Ein andermal will es mit dem Schreiben gar nicht recht vorwärtsgehen. Du bist nervös, und deine Handschrift sieht dich so eigentümlich leer und fremd an, als wärest du gar nicht ihr Urheber. Sehen wir darin nicht den klarsten Beweis, wie Gehirn und Hand aufeinander reagieren, wie

die Hand nur einfach das Medium der Gedanken ist?

Hier ein kleines Erlebnis, das der bekannte Graphologe Wilhelm Langenbruch mit einem der größten deutschen Buchhändler hatte und in seiner »Praktischen Menschenkenntnis« schildert: Der Herr traf ihn bei einem seiner Mitarbeiter, und so kam es zur Vorstellung. »Sie sind also der Handschriftenkenner? Offen gestanden, ich halte nicht viel von Ihrer Kunst. Sehen Sie, früher, als ich mich selbständig machte, schrieb ich so (es war seine Unterschrift, charakterisiert durch viel Schnörkelwerk). Heute schreibe ich ganz einfach meinen Namen. Die Schnörkel, die mir damals gefallen und die ich bei einem Bekannten gesehen hatte, habe ich mir längst abgewöhnt — und ich bin doch derselbe Mensch geblieben.« — »Mit Verlaub, ein besseres Beispiel für die Wahrheit der Schriftdeutung gibt es kaum. Früher waren Sie nichts und wollten erst etwas werden und auf sich aufmerksam machen (daher die Schnörkel). Heute sind Sie etwas, und vor allem: Sie haben sich entwickelt, sind ein andrer Mensch als früher.« Darauf er nach kurzem Überlegen: »Gut, gut, das leuchtet mir ein, Sie haben doch wohl recht.« —

Wir kommen nun zum Geschlechtscharakter der Schrift. Trotz jahrzehntelanger Forschungen, die wohl viele seelenkundige Feinheiten der Graphologie zutage förderten, sind unter den Graphologen die Ansichten über die Unterscheidung männlicher Schriften von den weiblichen hie und da noch geteilt. Wie sich nach der Handschrift nicht auf das Äußere, Gang und Haltung usw., mit Sicherheit schließen läßt, so sollte man sich unsrer Ansicht nach nicht immer darauf einlassen, nach einer Schrift das Geschlecht des Schreibers zu bestimmen. Bei der hier wiedergegebenen Probe einer Frauenhandschrift würde uns die Geschlechtsbestimmung jedenfalls große Schwierigkeiten bereiten, wenn wir nicht wüßten, daß wir es mit der Handschrift der Romanschriftstellerin Sophie Hoechstetter zu tun haben. In diesen freien und kühnen Schriftzügen offenbart sich uns ein ebensolcher Charakter, gepaart mit Wohlwollen, Güte und phantasievollster künstlerischer Eigenart. Es ist bekannt, daß es Frauennaturen gibt, die eine eiserne Feder mit derben, kräftigen männlichen Zügen, Tatkraft und Festigkeit anzeigend, führen; handelt es sich z. B. — im Gegensatz zu der gezeigten Handschrift — um geradestehende, winkelreiche Schriften, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie von kühlen, leidenschaftslosen, oft berechnenden Verstandesnaturen stammen. Mag auch das Urteil in solchen Fällen sonst gut oder sogar sehr gut ausfallen, so sind darin doch nur selten jene Tugenden wie Sanftmut, Weichheit, Zartheit, Innigkeit anzutreffen, die hauptsächlich einer Frauenseele eigen sein sollten.

Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß die Graphologie neuerdings auch als ein Mitberater mehr und mehr Eingang findet im geschäftlichen und gewerblichen Leben, in Handel, Industrie und Landwirtschaft. Man benutzt sie, um seine Untergebenen und Angestellten genauer kennenzulernen, sie auf Herz und Nieren zu prüfen, besonders, ob sie das Vertrauen ver-

Was ist Offenbarung?

Offenbarung ist eine nicht ergrübelte, nicht einmal erfühlte, sondern eine aus den Tiefen unseres Unterbewußtseins blitzartig herausgeworfene Wahrheit, auf deren Ursprungsquelle die begriffliche Sprachenleiter unseres Verstandes nicht hinabreicht.

den 24 Januar 1914

Timm Kröger

dienen, das man in sie setzen will. Hat doch der Weltkrieg einen Umsturz mit sich gebracht, in dem Moral, Treu und Glauben starke Einbußen erlitten haben. Wie selten sind jetzt Eigenschaften wie Energie, Gewissenhaftigkeit, ernstes Arbeiten, Offenheit anzutreffen! Auf die fortlobenden, meist gefärbten Zeugnisse und Empfehlungen kann man sich nicht mehr verlassen. Hier bietet die Graphologie die Hand, bei der Wahl von Angestellten — vom Geschäftsführer bis zum Lehrling, vom Hausinspektor bis zur Wirtschafterin — beratend zur Seite zu stehen. In solchen Fällen wähle man einen bewährten Graphologen (und nur einen solchen); er wird es sich angelegen sein lassen, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Stellt Blumen auf den Tisch und laßt es Festtag sein trotz Kriegsnot und Leid! Auch sein Werk gehört zu den stillen Heiligtümern unserer deutschen Welt!

Cäsar Flaischlen.

Ein kleines Beispiel aus dem Leben, das die bekannte Graphologin Albertini in ihrem Werke »Lehrbuch der Graphologie« schildert, mag das Gesagte illustrieren: »Wir erhielten aus Z. im Laufe eines Winters gegen ein halbes Hundert Handschriften von dem gleichen Absender zur Beurteilung zugesandt. Die Antwort lautete jedesmal: die bezüglichen Urteile seien sämtlich zutreffend; nur in einem Falle wurde aufs entschiedenste widersprochen. Wir hatten aus einer der Schriften geschlossen auf Gutmütigkeit neben Schwäche und Leichtsinn. Der Schreiber komme vielleicht ganz unbescholten durchs Leben, aber er gehöre zu denjenigen, bei denen es heißt: ‚Gelegenheit macht Diebe'. Es wurde uns erwidert: ‚Sie haben sich zweifelsohne getäuscht. Der Betreffende, mein Vertrauensmann, hat sich seit vielen Jahren bewährt.' Immerhin hatte unser Urteil, da alle übrigen zutrafen, den Erfolg, daß es Mißtrauen erweckte. Man begann zu beobachten: da stellte sich heraus, daß der bisher nicht Beargwöhnte an der Börse spielte, daß er eignes Vermögen bereits verloren, daß er schon einen Teil des ihm Anvertrauten verspielt und die daraus resultierenden Fehlbeträge durch falsche Buchungen gedeckt hatte.«

Schließlich wollen wir versuchen, eine kleine Probe aufs Exempel zu machen, um den Leser von den Gesetzen der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Handschrift und Charakter wenigstens einigermaßen zu überzeugen. Wir wählen hierzu die hinlänglich bekannte Handschrift Bismarcks (positiv zu beurteilen) und die Napoleons I. (negativ zu beurteilen). In dieser absichtlichen Gegenüberstellung haben wir die Handschriften zweier Tatmenschen. Bei beiden trifft das Sprichwort zu: »An der Klaue erkennt man den Löwen.« Der bereits genannte Dr. Ludwig Klages beurteilt diese beiden Handschriften sehr treffend: »Bei Bismarck läßt das streng geregelte Formniveau auf ein mächtiges Willenspathos schließen. Enge und Druckstärke und die regelmäßigen, mit der Festigkeit einer unverzagten Faust geführten Schriftzüge zeigen große Beharrlichkeit. Winkelbildung: Widerstandskraft und Gesinnungstreue. Gestaltung der Schrift: Einfachheit und Urteilsbestimmtheit. Der Schrift Napoleons dagegen mangelt jeder Rhythmus. Dicke und schwere Züge, die selbst auf den Laien brutal wirken, verraten auf den ersten Blick Eigensinn und Zähigkeit. Hier haben wir einen der äußerst seltenen Fälle, wo persönliche Verschiedenheiten der wertenden Betrachtung unausbleiblich sind. Uns scheinen diese Züge von einem mächtigen, aber blinden Leben erfüllt zu sein, welches den, der es nicht sowohl hat als vielmehr von ihm besessen ist, in Bahnen zwingt, hinter denen die Maße seines erbeigentümlichen Charakters als klein und gewöhnlich zurückbleiben mögen. So könnte es wenigstens annähernd verständlich erscheinen, daß hier unzweifelhaft kein Rhythmus waltet und dennoch ein gleichsam unterirdisches Leben wühlt.«

Als äußersten Gegensatz zu den Handschriften dieser beiden Tatmenschen bringen wir die uns wie ein Kunstwerk anmutende Handschrift eines Gelehrten, Nietzsches. Sie stellt die oberste Stufe des Formniveaus, gepaart mit einem perlenden Rhythmus, dar. Die feingeschliffene Prägnanz der Einzelformen verrät uns große Bildung,

während der Neigungswinkel auf Einsamkeit und Verschlossenheit des Herzens schließen läßt.

Wir lassen zur Belebung des Gesagten noch die Handschriften einiger Dichter folgen, wobei wir aber vorausschicken möchten, daß es in dem Rahmen dieses Aufsatzes natürlich nicht unsre Aufgabe sein kann, vollkommene Charakterbilder zu zeichnen.

Wir beginnen mit Timm Kröger. Eine bescheidene Persönlichkeit. Schlichte Einfachheit und Geradheit stehen diesem Manne auf der Stirn geschrieben. Wenn auch die vorliegenden Schriftzüge bereits eine gewisse Müdigkeit (Alterserscheinung) verraten, so lassen die Zeichen doch auf beharrlichen Fleiß und auf eine gute Beobachtungsgabe schließen. Pose oder gar Effekthascherei liegen dem Schreiber völlig fern. Die schräge Lage der Schrift deutet auf ein vorherrschendes Anlehnungsbedürfnis und die Verbundenheit der Buchstaben auf eine reiche Gedankenfülle hin.

Die edle Innigkeit eines echten Menschen tritt uns in den eigenartigen, doch wohlgeformten Schriftzügen Cäsar Flaischlens entgegen. Die hervortretende Druckstärke der einzelnen Schriftzeichen läßt auf den ersten Blick neben eminentem Fleiße große Frische, durchsichtige Geistesklarheit und zähe Beharrlichkeit in der Ausführung übernommener Aufgaben erkennen.

Bei Emanuel Geibels Schrift fällt uns zunächst die ausgebauchte kreisförmige Gestalt fast aller Großbuchstaben auf. Sie verraten Verschlossenheit, die manchmal die Ursache eines wenig liebenswürdigen Wesens sein mag, und aus den ins Auge springenden, nichtssagenden Bogen seiner Unterschrift geht eine stark betonte

Selbstgefälligkeit mit ziemlicher Sicherheit hervor. Bei alledem aber liegt in der Handschrift das Kennzeichen harmonischer Bildung und klarer Geistigkeit, verbunden mit vornehmer Gesinnung und einem warmen Gemüt.

Auf einen wahrhaftigen, nach außen anspruchslosen Charakter treffen wir in der Schrift Franz Grillparzers. Die im Alter entstandene Schriftprobe offenbart uns aber schon recht deutlich die Spuren der Enttäuschungen, an denen sein Leben so reich war; aus der ungleichen Lage der hin und her geworfenen Kleinbuchstaben spricht eine nervöse Unruhe, die auf ein leicht verletztes, wenig zugängliches, manchmal sogar mürrisches Wesen schließen läßt. Neben guten Eigenschaften, wie großer Bildung, Zartsinn, Weichheit, Geschmack, treffen wir noch Schwermut und Verschlossenheit an.

Wir haben nun gesehen, daß die Graphologie eine Lehre vom Ausdruck ist (Ausdrucksbewegung des Schreibens), daß jede Wirkung aus einer ihr entsprechenden Ursache hervorgeht, und so wird man, gibt man sich die Mühe, auch nur ein wenig darüber nachzudenken, den Grundsatz anerkennen müssen: Das Verhältnis des Denkens, Wollens und Empfindens ist es, das den Charakter einer Schrift ausmacht, denn allem, was der Mensch tut, drückt er seine Eigenheit auf, und ohne daran zu denken, legt er in seine Handschrift seine Seele. Alle edlen Regungen, wie Nächstenliebe, Großmut, Freigebigkeit, sie zeigen unbedingt ihr Vorhandensein in der Schrift eines mit diesen Eigenschaften begabten Menschen. Aber auch Neid, Mißgunst und andre dunkle Gewalten der Tiefe verleugnen ihre Anwesenheit nicht in der Schrift eines negativ Begabten.

Wir haben ferner vor allem herausgefunden, daß nichts schwieriger ist als Menschenkenntnis. Wer vermöchte auch den Reichtum zu ergründen, der in eines Menschen Herz niedergelegt ist! Und deshalb sollte jeder, der sich mit der Absicht trägt, an die öffentliche Ausübung einer so schwierigen Technik heranzutreten, es sich gesagt sein lassen, daß nur eine jahrelange Erfahrung zu Erfolgen führen kann. Ehe er das unendliche Arbeitsfeld betritt, suche er alle nur erreichbaren Handschriften von Leuten, deren Charakter er bereits zu kennen glaubt, zu einer arbeitsreichen Übung zu erlangen. Als ein gewissenhaft vorgehender Graphologe hat er dann nur natürliche Belegstücke zu fordern, verstellte abzulehnen; für ihn ist nur der Brief, und zwar der vertrauliche und zwanglos niedergeschriebene dasjenige Enthüllungsmaterial, welches Aussicht auf eine einwandfreie und zuverlässige Deutung bietet.

Das von einem Weltweisen ausgesprochene Wort »mens sana in corpore sano« sollte daneben jeder Handschriftenbeurteiler nicht vernachlässigen, wie er überhaupt ein guter Psychologe sein sollte. Von dieser Annahme ausgehend, kann er dann neben einem körperlichen Wohlbefinden auf eine gesunde Seele schließen, d. h. er muß bei dem Anlegen eines solchen Maßstabes ein vollkommenes Ebenmaß, keinerlei Mißverhältnisse, mit einem Worte Schönheit (nicht kalligraphische Schönschrift) in den Schriftzügen antreffen. Jede äußere Verirrung vom Ebenmaß verrät mehr oder weniger auch eine innere Störung des zu Beurteilenden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch der sogenannten Intuition Erwähnung tun, jener nicht zu unterschätzenden Gabe erleuchteten Ahnungsvermögens, die sich in der Ausübung der Praxis mit der Zeit wohl entwickeln kann und dann viel dazu beiträgt, gute Erfolge in der Handschriftendeutung zu erzielen.

Es liegt dem Graphologen fern, neugierig und indiskret die geheimen Falten eines Menschenherzens zu durchstöbern; es sollte eben keiner das durchdringende und scharfe Auge des Graphologen zu scheuen brauchen. Auch war es nicht die Absicht, die Graphologie hier als eine durchaus unfehlbare Kunst vorzutragen, d. h. sie so hinzustellen, als ob sie jeden befähige, in einer Stunde zum unfehlbaren Beurteiler einer jeden Handschriftenprobe zu werden.

Wenn es uns gelungen ist, Zweifler, die an ihrer Meinung festhalten, Handschriftenbeurteilung sei Trug und Phantasievorspiegelung, auch nur einigermaßen vom Gegenteil zu überzeugen, so ist der Zweck dieser kleinen, das Gebiet bei weitem nicht erschöpfenden Abhandlung erreicht. Wir wissen solchen Leuten keinen besseren Rat, als einmal selbst einige ehrliche Proben nach unsern Angaben anzustellen. Bemühe sich nur ein jeder, dem Wahren, Edlen und Guten sein Herz zu öffnen! Ein ehrliches Wollen, ein Streben zum Licht veredelt jeden Menschen, und alles dies wird sich dann auch in seinen Schriftzügen offenbaren. Daraufhin prüfe deine Handschrift und »Erkenne dich selbst!«

Die Orgel von St. Emmaus

An Manual und Bässen
Liedmüd' und altersschwach …
Da ruft aus dem Vergessen
Ein junger Sant sie wach.

Die Menschen und die Mauern
Vernehmen staunend still
Ein Herz, das lang in Trauern,
Das plötzlich singen will.

In jedem Flötenkehlchen
Lacht klingend Harf' und Geig',
Als flög' ein erdmüd' Seelchen
Glückfroh ins Himmelreich.

Albert Dreier



B. M. Herko: Tänzerin

Maestro

Novelle von Georg Hirschfeld

In das kleine Kaffeehaus an der Piazza della Signoria kam jeden Abend um dieselbe Stunde ein langsamer, ergrauter Herr. Er schritt mit der stillen Würde, die so recht an diesen Ort paßte, durch das rauchige Lokal und ließ sich an einem Tischchen nieder, das immer für ihn bereitstand, auch wenn das Café Medici überfüllt war. Dieses Tischchen stand auf der erhöhten Schmalseite des Lokals, die der hier gleichfalls angesiedelten Musikkapelle das Podium ersetzte. So konnte der würdige Herr von seinem Platz aus alles überblicken, und er war auf diese Weise seit vielen Jahren ein Wahrzeichen des beliebten Kaffeehauses.

Aber das hatte auch tiefere Gründe, die sich jedesmal feststellen ließen, beim Eintritt des geschilderten Herrn, bis er sich niederließ und allmählich das Augenziel der Gäste wurde. Kam er Punkt neun Uhr, so rückte man unwillkürlich ein bißchen mit den Stühlen, denn man erinnerte sich an den genius loci und glaubte einen Großen der Renaissance durch die kleine Gegenwart geistern zu sehen. Der Kopf dieses Mannes — man vermutete sofort einen Künstler in ihm — war genialisch und schön. Er war bejahrt, an der Grenze des Greisenalters, aber die weibliche Jugend haftete noch immer an ihm und ließ von manchem Mitglied der jeunesse dorée, die sich in diesem Lokal flegelte, ab. Bis der Würdige an seinem Tisch war, behielt er den altmodischen Schlapphut auf — dann aber, sich niederlassend, riß er ihn mit knabenhafter Anmut vom Kopfe, schüttelte nervös lächelnd die graue Mähne und bestellte dem Kellner, der vor ihm eine etwas tiefere Verbeugung machte als vor jedem andern Gast. Man konnte nicht sagen, daß diese Ehrfurcht der Eleganz eines besonders zahlungsfähigen Gastes galt — der Würdige war bis auf eine seidene Künstlerkrawatte (man trug dergleichen vor dreißig Jahren) schulmeisterlich gekleidet, und die Ärmel seines schwarzen Rockes zeigten blanke Ellbogen.

Aber ein unerklärlicher Zauber ging von ihm aus und bannte die Blicke. Man darf auch nicht vergessen, daß der hier geschilderte Vorgang sich an florentinischen Abenden ereignete, an einer von Erinnerung gesättigten Stelle. Die Italiener, insbesondere die Florentiner, sind, wenn ein Raum sie vereinigt und dazu Musik zu hören ist, immer zur nationalen Kundgebung bereit. Eine Huldigung an den Geist des Vaterlandes ballt sich über den Köpfen und braucht Entladung, damit es kein mißlungener Abend wird. In dieser Hinsicht bleiben alte und gesetzte Bürger junge Heißsporne. Sie haben die rührende Liebe zu jedem Gegenstande patriotischer Begeisterung, und die Eigenbrötelei der deutschen Zecher ist ihnen fremd.

Hierin lag die Ursache der merkwürdigen Bewegung, die jeden Abend die Gäste des Café Medici ergriff, wenn jener Herr eintrat. Man hatte die Zeitung gelesen, man war trotz aller Parteispaltung von der Kraft Mussolinis berührt, man sah den ritterlichen König vor sich, und alle Einzelsorgen wichen dem nationalen Stolz. So suchte man einen Gegenstand dieses Stolzes, der am besten unpolitisch war. Der Graukopf kam und setzte sich, und es schwirrte ein Laut durch den heißen Raum, der die Herzen höher schlagen ließ. Kein Name war es, nur ein Klang, ein Herzenswohllaut — »Firenze!« summte es von Tisch zu Tisch, »Firenze!«

Immer aber wiederholte es sich, daß die Fremden so lange überlegten, wer der interessante Gast sein mochte, bis sie sich an die Kellner mit leiser Frage wandten. Besonders die Deutschen beschäftigten sich mit dem Manne auf dem Podium. »Gott,« flüsterte ein hübsches Fräulein aus Dresden, »der Kopf kommt mir doch so bekannt vor! Den hab' ich doch sicher schon in der Woche gesehen!« — »In der Illustrierten war er auch«, meinte ein alter Berliner. »Selbstverständlich. Det is 'n janz berühmter Mann.« — »Eben!« rief die sensationslüsterne Gattin. »Er kam mir im ersten Augenblick schon so bedeutend vor!« Sie entschloß sich kurz: »Herr Ober!« Der Kellner hörte nicht auf den sonderbaren Anruf. »Aber Minna — cameriere mußte doch sagen!« — »Ich hab' doch mein Wörterbuch nich bei mir! Also — cameriere! Wer is'n der Herr da oben? Questo signore — sopra? Jawoll!« — »Questo signore?« Der Kellner warf den schwarzen Kopf zurück. »Maestro Gambi! La notte di Napoli!« Das sagte alles. Erregt entfernte sich der Italiener.

Gambi — Alessandro Gambi — der berühmte Komponist — das war er. »Menschenskind, die Nacht von Neapel, die haben wir ja dreimal im Opernhaus gehört! Lieschen hat doch das Fischerlied bei Rosas Polterabend gesungen, weißte noch, mit rote Strümpe, und der selige Karl hat noch jesagt: ‚Das Intermezzo muß jespielt werden, wenn se mir bejraben!' Herr des Himmels, das war doch der jrößte Erfolg, der da war!«

Es sprach sich herum. Man blickte und flüsterte, und es wurde wie an jedem Abend. Dem Maestro schien es eine alte Gewohnheit zu sein, denn sein Blick schweifte nur leicht über die Andächtigen hin, sein bleiches Gesicht blieb unbeweglich, und der etwas bitter lächelnde Mund sog an der langen Virginia. Ob ihm das Aufsehen, das er erregte, lästig war? Er hätte es wohl vermeiden können, Tag für Tag, in einer Reihe von Jahren.

»Was hat er eigentlich sonst noch komponiert?« fragte ein etwas verwachsener Herr aus Österreich mit skeptischen Augen seinen Begleiter. »Ich meine außer der ‚Nacht'?«

»Ich erinnere mich nur an eine Oper ‚Tommaso', oder was es sonst für ein nichtssagender Titel war — dann kam noch mehreres, was ich vollständig vergessen habe — jedenfalls verschwand alles sofort in derselben Versenkung.«

»Tatsächlich? Alles fiel durch?«

»Konsequent und a tempo. Die ‚Nacht von Neapel' blieb sein einziger Erfolg. Das ist nun fünfunddreißig Jahre her. Jetzt ist Herr Gambi einundsechzig.«

Auch die Augen dieser beiden, deren Gespräch der Meister nicht hören konnte, blickten scheinbar teilnahmvoll zu ihm hinauf. Ihm aber war eine gegnerische Stimmung nur an einem einzigen Tische des Kaffeehauses bewußt, der zum Glück weit von ihm entfernt stand, unten am Fenster. Das wäre sonst auch schlimm gewesen, denn hier war ein Stammtisch, an dem jeden Abend die musikalische Jugend von Florenz verkehrte. Für diese angehenden Komponisten und Virtuosen war der Name Alessandro Gambi ungefähr der Inbegriff des Überwundenen, ja des Verächtlichen. Sie teilten in keiner Weise die Empfindung der »Plebs«, für sie gehörte der Komponist der »Nacht von Neapel« nicht mehr zu Italiens Größe. Nicht nur, weil sie ihn ausgeschrieben, einen leergebrannten Krater nannten, sondern weil sie ihm die kitschige Geschmacksverrohung des Verismus vorwarfen, gegen die ihr Streben noch immer ankämpfte. Diese jungen Herren besaßen Geld und Talent, nur das Wichtigste nicht: sie waren nicht objektiv, sie konnten die Gründe nicht erkennen, die ihnen für immer die zündende Wirkung versagte, die Alessandro Gambi doch ein einziges Mal gehabt hatte. Viel Technik besaßen sie, aber wenig Melodie. Bildung ersetzte ihre Erfindungsgabe, in den Zauberkünsten der Instrumentierung wetteiferten sie, nicht im Rausche der schöpferischen Erlebnisse.

Die Feindseligkeit jenes Stammtisches also war dem Maestro bewußt, aber sie hinderte ihn nicht, dem Café Medici treu zu bleiben. Erhobenen Hauptes ging er jeden Abend an den Jünglingen vorüber. Ihre Opposition war schuld, daß einem Künstler seines Namens die ersehnte Lehrstelle am Konservatorium versagt blieb. Sie wußten wohl kaum, daß die wirtschaftliche Bedrängnis des alten Meisters ihnen zuzuschreiben war. Gambi beachtete sie so wenig wie die andern Gäste. Sie aber machten immer dieselben bösen Bemerkungen hinter ihm — besonders sein »opus unicum«, wie sie die »Nacht von Neapel« nannten, war die Zielscheibe ihrer Späße. Fregondi, ein rothaariger Pianist, war ein Virtuose auch darin, jeden Abend eine neue Verhöhnung der berühmten Oper mitzubringen. Bald erzählte er, daß sie zu Karnevals Anfang auf allen Drehorgeln von Florenz gleichzeitig gespielt würde, bald fand die Premiere des Werkes endlich auch in einem verrufenen Abruzzennest statt, oder ein bekannter Negerkönig in Afrika ließ sich das Intermezzo auf den Köpfen seiner Untertanen vorpauken.

Immer wieder herrschte ein Gekicher an dem Tische der Jugend. Kam aber ein neuer Mann in die Gemeinschaft, so machte man sich den Spaß, im Kleinen zu kopieren, was im Großen jeder Abend zeigte. Fregondi spielte den Maestro, der Gast wurde auf ihn aufmerksam gemacht und beteiligte sich dann an dem übertriebenen Flüstern und Gaffen.

Von zehn Uhr an saß der Maestro nicht mehr allein. Da kamen einige Freunde, die sich an den geheiligten Tisch setzen durften. Alte Musikanten — zum Beispiel Ettore Buttica, der noch in der Uraufführung der »Nacht« zu Rom die Harfe gespielt hatte —,

auch ehrbare Beamte und Kaufleute, deren konservativer Kunstgeschmack zu dem Maestro hielt. Ihnen genügte es, daß er nur das eine Meisterwerk geschrieben. Wären es mehrere gewesen, so hätte sie das nur gestört, denn ihre Köpfe waren von Geschäften und Zahlen erfüllt. Die Unterhaltung des Gambischen Kreises war leise und beschaulich, denn der Meister selbst blieb schweigsam. Er lauschte der Musik.

Es wurde bald deutlich, daß die Kapelle des Café Medici — sie bestand aus jungen, aber bescheidenen Leuten — ihr Programm in Rücksicht auf den berühmten Gast zusammenstellte. Der hinterlistigen Forderung eines gewissen Stammtisches widerstand sie und blieb, mit Ausnahme der leichten Tanzmusik, in Gambis Sphäre. Herr Pellerini, der Kapellmeister, wußte, daß der Maestro nervös zusammenzuckte, wenn die »Neutöner« gestreift wurden. Das konnte ihn doch einmal vertreiben, und dieser Verlust des Café Medici mußte vermieden werden.

Jeder Eingeweihte aber erwartete, was gegen zwölf Uhr geschah. Da setzte die Kapelle mit feierlichem Schwung ihre Instrumente zum Potpourri aus der »Nacht von Neapel« an. Inzwischen hatte das ganze Publikum erfahren, daß der Komponist persönlich anwesend war. Man richtete sich feurig auf, man klatschte in die Richtung, wo der Maestro saß, und Herr Pellerini warf vielsagende, ehrfürchtige Seitenblicke auf das schöne, graue Haupt in seiner Nähe. Dann kam alles in den Bann des unvergänglichen Werkes. Nur der Stammtisch vorn verhielt sich seltsam. Einige der jungen Herren starrten in die Zeitung, andre schliefen a tempo ein, etliche zogen den Überrock an und verließen das Lokal, als ob man gegen etwas Unvermeidliches nichts tun könnte.

Wenn jedoch das Intermezzo erklang, sangen alle Gäste die Wiederholung mit. Männer entdeckten ihre Stimme, Frauen vergossen Tränen, die Berliner wetteiferten mit den Sachsen in Rührung und Begeisterung.

»Det is Musik!« hörte man rufen. Dann erhob man sich ohne Aufforderung — eine spontane Huldigung wandte sich dem alten Meister zu.

Und wie verhielt sich dieser?

Es war ein Ereignis, das sich fast jeden Abend wiederholte, seit Jahren nun. Er sah es kommen, er fürchtete es fast, sein Herz klopfte jedesmal, bis es vor sich gehen mußte — aber er wich ihm nicht aus. Still und gebückt, die Augen geschlossen, hörte er seine eigne Schöpfung, die ihm wie ein fremdes, junges Wesen war. Sie hatte Gewalt über ihn, auf seinen Zügen sah man ein kindliches Staunen, daß er dergleichen geschaffen hatte. Selig und schmerzlich zugleich war dieser Ausdruck. Wenn aber die Huldigung kam, als etwas Großes, Hohes, Unentrinnbares, folgte er immer nur langsam dem Zureden seiner Freunde — er erhob sich, er stützte die Hände bebend auf und neigte unter dem Jubel der Gäste sein berühmtes Haupt.

An dem Stammtisch vorn behauptete man freilich, daß dieser alltägliche Vorgang eine unbegreifliche Komödie des alten Gambi sei. Aber man irrte — so war es nicht, oder zum mindesten — auf diese Weise ließ es sich nicht erklären. —

Es war an einem denkwürdigen Frühlingsabend — denkwürdig auch insofern für das Café Medici, als Alessandro Gambi zehn Tage ausgeblieben war. Nun erschien er endlich wieder. Der arme Meister war sehr krank gewesen, man sah es ihm an. Noch langsamer als einst durchschritt er das Café — müde und hustend, wie die alten Schachspieler, ließ er sich an seinem Tischchen nieder.

Aber die Dame, jene ältliche, auffällige Dame, die man nun gerade zehn Tage im Café Medici sah, fuhr wie elektrisiert zusammen, als sie des Meisters ansichtig wurde. »Endlich!« flüsterten ihre rot bemalten Lippen. Die Kellner, die in der Nähe standen, hörten es. Sie erhob sich, obwohl ihre Tochter sie leise bittend niederziehen wollte, lächelte erregt — es war eine seltsame Grimasse in diesem kreidigen, zerklüfteten Gesicht —, und scheinbar zärtliche Worte flüsterte sie vor sich hin, die dem Meister gelten mußten. Der aber war an ihr vorübergegangen, ohne sie zu bemerken. Auch als er oben an seinem Platze saß, starrte er, wie sonst, über alles hin — nur die geschminkte Dame kam nicht in seinen Gesichtskreis. Sie setzte sich wieder und hielt ihr Tuch vor die tränenden Augen. Da lachte man an den Nebentischen. Die Tochter verging vor Scham.

Dieses junge Mädchen war die eigentliche Ursache, daß die sonderbare Signora täglich

Aufsehen erregte, denn das Fräulein war ganz anders als die Mutter, man sah eine frische, liebliche Schönheit. Erst hatte man an eine Kupplerin und ihre bedauernswerte Ware geglaubt — dann aber zweifelte man nicht mehr, daß es sich um Mutter und Kind handelte.

Der Zahlkellner wußte mehr. Ihn hatte die Signora ins Vertrauen gezogen. Täglich hatte er sie auf das Erscheinen Alessandro Gambis vertröstet, denn ihm allein galten die Cafébesuche der beiden Damen. In welcher Beziehung sie zu dem Meister standen, wußte der Zahlkellner nicht — er riet nur auf eine alte Liebesgeschichte, die nun in Trümmern lag, wie das ganze Leben des Meisters. Die Alte hing insofern mit ihm zusammen, die Junge natürlich nicht — die kannte ihn wohl gar nicht und war nur neugierig auf den berühmten Mann.

Da war er also endlich wiedergekommen. Signora Bambutti — so hieß die Alte, und daß sie aus Rom war, betonte sie auch — behielt vor freudigem Schreck den Strohhalm ihrer Eisschokolade im Munde. Sie spritzte heftig atmend etwas Braunes heraus. Ihre hysterischen Augen traten aus den Höhlen.

Als dann der Meister oben saß, entwickelte sich ein leiser, heftiger Streit zwischen Mutter und Tochter. Die Umsitzenden sahen es. Giulietta, das Kind, war offenbar durchaus gegen einen Vorsatz der Mutter. Daß der Streit dem Meister oben galt, war klar ersichtlich. Schließlich erklärte Giulietta, daß sie das Lokal verlassen würde, wenn ... Aber es war schon zu spät. Die Mutter stand auf und trippelte in ihren Stöckelschuhen zum Podium hinauf. Giulietta rührte sich nicht. Sie starrte tief errötend vor sich hin — sie schämte sich jetzt ebenso, durch die Beobachter hindurch zum Ausgang zu gehen, wie als Zielscheibe sitzenzubleiben.

Alessandro Gambi war sehr verändert. Schwach und gebückt saß er da und schien die lieben Weisen aus Verdis »Trovatore« heute nicht zu hören. Plötzlich spürte er jemand neben sich — einer seiner alten Freunde war es nicht, die dufteten nicht so intensiv, die trugen keine knisternde Seide. Er blickte wirr empor — eine fremde Dame? Was wollte sie von ihm? Warum ließ sie den Rekonvaleszenten nicht in Ruhe? Niemand wagte sich sonst an seinen Tisch. Für Autographensammler war er erst um elf Uhr zu sprechen.

»Alessandro!« flüsterte Signora Bambutti.

Da wußte er, wer sie war. Aus einer fernen Zeit, aus einer wunderbaren, aber nur noch dunkel wogenden Vergessenheit kam dieser Ton. Fünfundzwanzig Jahre war das her.

»Antonia!« sagte er tonlos.

Sie saß ihm gegenüber. Beide wußten nun nicht mehr, daß so viele Augen auf sie gerichtet waren. Nur Giulietta duldete diese Pein. Die geschminkte Mutter zwang ein Lächeln auf ihre Züge, das aus fernen Tagen stammte. Sie beugte sich vor und zischelte zärtlich durch falsche Zähne: »Mein Alessandro — mein Stolz, mein Held — du hast mich erkannt. Du weißt noch, wer Antonia Bambutti war. Einst lag uns beiden Rom zu Füßen, als ich der Star des Teatro Constanzi war und du der Kapellmeister — oder dich müßte ich wohl zuerst nennen, denn der Berühmtere warst du. Der Maestro, der Schöpfer der ‚Nacht von Neapel'. Ach, Alessandro — es war doch eine große Zeit.«

Jetzt kam eine tiefe Veränderung in Gambis Züge. Er blickte scheu umher, als ob er die spöttischen Beobachter spürte und, aus einem Traum erwachend, sähe, wen er vor sich hatte.

»Was willst du? Warum suchst du mich heim? Laß diese Zeit. Sie ist versunken. Vollkommen. Ich erinnere mich nicht mehr. Ich will und darf mich nicht erinnern. Jetzt bin ich ein alter, kranker Mann. Und du —«

Antonia Bambutti reckte sich. Ein höllisches Feuer blinkte in ihren verschwollenen Augen: »Bitte, sprich nicht weiter. Ich bin, was ich von mir weiß. Das genügt vollkommen. Und du, mein Lieber, du solltest dich vor allem an eine Tatsache erinnern — ich habe sie nicht vergessen. Du hast mich auf der Höhe deines Ruhmes fortgeworfen wie eine ausgesogene Orange. Über Nacht wurdest du meiner überdrüssig. Die kleine Trani hat dich mir geraubt. Es handelte sich für dich um gewisse Beziehungen — die Trani hatte Einfluß bei Hof —«

»Sei nicht so laut,« bat Gambi erregt, »man beobachtet uns — ich bin hier sehr bekannt.«

»Ich kann nicht leiser sein — das liegt an meiner zerstörten Kehle. Und daran bist du auch schuld. Ja, erinnere dich nur. Als ich

wußte, daß du mir untreu warst, sprang ich in den Tiber — man zog mich heraus, aber es war im Winter, und die Erkältung hat mir die Stimme genommen. So wurde ich brotlos, kein Theater nahm mich mehr. Mich, die berühmte Bambutti! Während du dich in England und Amerika feiern ließest, zog ich als schwindsüchtige Bettlerin durch Italien. Oh, du ahnst nicht, was ich gelitten habe! Und doch bin ich leben geblieben, und doch habe ich mich durchgesetzt!«

Er hatte wie unter der Erkenntnis einer schweren Schuld eine Weile mit gesenktem Kopfe gesessen. Jetzt aber reckte er sich und warf ihr einen böse forschenden Blick zu: »Auf welche Weise hast du dich durchgesetzt, wenn man fragen darf?«

Ihr bemaltes Gesicht wurde hart: »Da brauche ich dir nicht Rede zu stehen. Ich frage dich auch nicht. Du sitzest recht armselig vor mir und warst doch einmal Alessandro Gambi.«

»Sei nicht so frech — ich bin es noch.«

»Nie hast du wieder gesiegt. Dein ganzer Erfolg hing mit mir zusammen. Das Glück wandte dir sofort den Rücken, als du mich verließest.«

Er schwieg. Diese Behauptung enthielt eine furchtbare Wahrheit. Oft, in traurigen Stunden, hatte ihn diese Erkenntnis beschlichen. Antonia sah ihn lange an, aber sie triumphierte nicht — jetzt tat er ihr leid. Sie gedachte seiner Jugend — wie war dieser Mann verändert! An ihr hing immerhin noch Seide und Gold, er aber war unsauber und vernachlässigt. Sie gab dem Gespräch gewaltsam eine Wendung zum Tröstlichen. Sie wollte dem zerbrochenen Manne doch noch spenden, was von ihr kommen konnte. Antonia Bambutti war eine Römerin — aus verschütteter Tiefe steigt immer wieder die Jugendliebe der Römerin empor.

Plötzlich streckte sie ihre nervige Hand, an der die Münzenbänder klapperten, über den Tisch hin: »Alessandro — mein Teurer — wir wollen es gutsein lassen! Ich habe dir verziehen, glaube es mir — ich liebe und bewundre dich heute noch wie einst! Die ‚Nacht von Neapel' fühle ich als mein Kind! Aber ich kann dir auch von einem andern Kinde erzählen ...«

»Ach, laß doch meine Opern — was später kam, das taugte alles nichts — ich weiß es ja,« flüsterte er bitter.

Da lachte Antonia leise — plötzlich glich sie doch wieder ein wenig der jungen Sängerin des Constanzitheaters: »Nein, eine Oper ist es nicht! Ja, wenn es eine Oper hätte werden können! Dann säßest du nicht hier! Aber ich danke Gott und dem heiligen Francesco, daß es keine Oper ist!«

»Was für wirres Zeug schwatzest du?« fragte er unsicher und ärgerlich. »Was meinst du, Antonia?«

»Sieh dort hinunter — wo ich gesessen habe, heute und die letzten zehn Tage, bis du endlich wieder ins Café Medici kamst —, siehst du die junge Dame, die dort sitzt?«

Er riß sein Lorgnon aus der Tasche und starrte hinunter: »Jawohl. Ein schönes Kind.«

»Besser als eine Oper?«

»Besser als jedes geschriebene Meisterwerk.«

»O Alessandro — dann bist du doch ein glücklicher Mann!«

»Weshalb?«

»Die kleine Giulietta dort ist mein Kind.«

»Dein Kind?«

»Und das deine.«

Er griff ans Herz. Er lehnte sich zurück. Sein Gesicht wurde fahl, aber ein merkwürdig seliger Schimmer kam darauf.

»Errege dich nicht,« bat Antonia besorgt. »Ich habe sie dir mitgebracht. Wenn du noch so unzufrieden mit mir bist — mit ihr wirst du zufrieden sein. Sie hat meine Stimme geerbt.«

»Deine Stimme?«

»Sie hat denselben Alt — wie ein Frühlingsabend in dieser Stadt. Erinnere dich — das Lied von ‚Firenze' — niemand singt es so wie sie. Auch ich habe es nie so gesungen.«

»Ist sie wirklich mein Kind, Antonia?«

»Ich schwöre es dir bei allen Heiligen. Sie entstammt der letzten Zeit unsers Glücks. Als ich in den Tiber sprang, da wäre auch Giulietta fast mit mir zugrunde gegangen.«

Er drückte die mageren Hände vors Gesicht: »Mein Gott, mein Gott — auch diese Schuld hätte also auf mir gelegen?«

»Gott hat es nicht gewollt. Gott und der heilige Francesco. Ich sagte dir ja — sie zogen mich heraus. Ich brachte Giulietta zur Welt — sie hat keinen Schaden genommen.«

Plötzlich brauste Alessandro Gambi auf: »Warum steht sie noch nicht auf der Bühne?!

Deine Tochter! Deine Stimme! Diese Erscheinung!«

Noch einmal kam der böse, steinerne Zug in Antonias Gesicht: »Frage mich nicht.«

»Sage es mir! Ich will es wissen! Als Vater will ich es wissen!«

»Nun denn — es ist eben deine Schuld.«

»Meine Schuld?!«

»Man will sie nicht. Der Mutter wegen. Man ist sehr fromm. Man stößt sich überall an mir.«

»Antonia!«

»Wagst du es, mir einen Vorwurf zu machen?!«

»Nein, Antonia ...«

Eine lange, dumpfe Pause kam. Dann fragte die Frau: »Willst du deine Tochter nicht kennenlernen?«

Mit einem tiefen, schmerzlichen Lächeln erhob sich Alessandro Gambi: »Ich will sie sogar hinaufgeleiten — an meinen Tisch — an Alessandro Gambis Tisch. Ich werde sie vor dir retten.«

»Und vor dir.«

»Du hast recht. Es ist gut, daß wir jetzt alt sind, Antonia.«

Er ging hinunter. Staunend sahen es die Gäste bald darauf: der Maestro führte das fremde junge Mädchen mit zärtlicher Andacht durch das ganze Lokal an seinen Tisch. So konnte nur ein Vater die Tochter führen. Jeder Spott verstummte. Eine neue Rührung bemächtigte sich des Publikums. Fast hätte man jetzt schon das Intermezzo oder das »Firenze«-Lied aus der »Nacht von Neapel« gesungen.

Nun saßen sie zu dreien. Giulietta überwand alle Scheu. Ihr Trieb zu dem Vater war so sehnsüchtig und unmittelbar, daß Gambi seine Tränen nicht zurückhalten konnte. Er war so stolz auf seine Tochter wie sie auf ihn. Sie hörte ihm andächtig zu. Was er sagte, war Heiligtum für sie. Ihre Laufbahn entwarf Alessandro Gambi mit Begeisterung — er verbürgte sich für ihren Erfolg, bevor er noch ihre Stimme kannte. Dem Direktor der Mailänder Scala wollte er sie empfehlen — er wollte sie selbst nach Mailand bringen — sein Wort gelte noch immer etwas in Italiens Kunstleben.

Giulietta war tief gerührt, aber sie blickte bei diesen Reden zuweilen auch ängstlich auf die Mutter — die hatte ihr immer im Wege gestanden. Dann aber glaubte sie doch, daß ihr Vater, ein solcher Vater ihr helfen würde. Sie ließ ihm ihre kleine Hand, die er immer wieder liebkoste.

Seine alten Tischgenossen hatten sich inzwischen eingefunden. Sie übersahen das Ereignis, das noch in Alessandro Gambis Leben gekommen war, und hielten sich bescheiden abseits. Mit stiller Freude blickten sie auf ihren glücklichen Freund.

Der ließ die Tage der Krankheit weit hinter sich. Er wurde immer kühner und lebendiger. Bald stand eine Flasche Asti spumante auf dem Tisch, und die schäumenden Kelche klangen aneinander. Das ganze Lokal nahm teil an diesem Wiedersehen. Der Tisch der Jungen war jetzt leer — sie hatten sich alle davongemacht. Kein Mißton war zu fürchten, als der Kapellmeister mit feierlicher Gebärde das Potpourri aus der »Nacht von Neapel« begann. Heute stieg die Begeisterung wie nie zuvor. Blumensträuße wurden zu Alessandro Gambi hinaufgeworfen. Die Männer sangen, die Frauen weinten.

Als die Musik verklungen war, sagte Antonia: »Ja, du bist ein Meister. Es ist doch ein großes Werk. Aber das Lied von Firenze müßtest du von Giulietta hören. Das ganze Publikum hier müßte es von Giulietta hören.«

»Mutter!« bat das junge Mädchen tief errötend.

Doch schon erhob sich Alessandro Gambi in plötzlicher Eingebung. Er erbat sich Silentium. Er teilte dem Publikum mit, daß seine Tochter jetzt das Lied von Firenze singen würde. Diesen Wunsch habe er für den Tag seiner Genesung. Den würde sie ihm erfüllen.

Stürmischer Beifall folgte diesen Worten. Giulietta aber stand ohne Zögern in ihrer jungen Grazie auf, umhalste den Vater und trat zu dem Kapellmeister. Die Verständigung war rasch — man spürte das große musikalische Talent. Dann sang Giulietta ...

Die Stille, die ihrem Liede folgte, war mehr als jeder Lärm. Florenz, das draußen in der Frühlingsnacht leuchtete, erfuhr eine Huldigung, wie sie zu der Mediceer Zeiten nicht schöner gewesen sein konnte.

Man flüsterte, man winkte, ein Jüngling schrie stürmisch: »Evviva Giulietta Gambi!« Das war alles.

Gebückt und entrückt saß der alte Meister. Ein seltsam seliger Ausdruck war auf seinen

Zügen. Er schien zu sagen: Nun will ich nichts mehr vom Leben. Das war mehr, als ich erhofft habe.

Inzwischen sprach Antonia, die heute alles wieder gutmachen wollte, auf ihn ein. Der Wein machte sie immer beredter: »Ich kenne auch deine späteren Werke, mein Liebling! Sei nicht ungerecht gegen sie! Gewiß, die ‚Nacht von Neapel' ist unsterblich, aber die Kenner, die echten Musikfreunde, die wissen auch von den Perlen in deinen späteren Werken. Wenn ich sie gesungen hätte, ich sage dir, sie hätten alle Erfolg gehabt! Vielleicht noch mehr als die ‚Nacht'! Es kommt nur darauf an, wer die Hauptrollen kreiert. Die Kritik? Kümmere dich doch um Gottes willen nicht um die Kritik! Das sind lauter Ignoranten und Neidhämmel, die niemals Erfolg hatten! Denen warst du sofort ein Dorn im Auge, diesen Tintenschweinen! Die Musikgeschichte wird anders über dich urteilen.«

So schwatzte Antonia. Er nickte mit trübem Lächeln dazu — endlich brachte er sie zum Schweigen. »Laß das, mein Kind! Das hat ja alles keine Bedeutung mehr. Nach dieser Nacht ... Ich habe noch etwas geschaffen — das weiß ich wohl. Giulietta! Sie hat mir meinen Erfolg zugesungen. Es ist gut, daß ich so lange gelebt habe — daß ich so lange ertrug, was mich zerreiben und zerreißen wollte — Enttäuschung nach Enttäuschung. Nun ist das alles machtlos, wesenlos. ‚Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist', heißt es bei einem deutschen Dichter — er hat recht. Man soll es nicht vergessen. Kommt — wir wollen unsern Wein austrinken, und dann gehen wir durch die Nacht, zum Arno hinunter.«

»Wir sollten dich lieber nach Hause führen,« sagte Antonia besorgt. »Du bist noch schwach, und die Nacht ist kalt.«

»Nein, nein — ich will am Arm meiner Tochter durch Florenz schreiten. Und unten, am Arno — dort wirst du noch einmal singen, Giulietta! Das ist mein Traum! Erfüllst du ihn mir?«

»Vater, ich singe bis ans Ende der Welt, wenn du willst!«

Bald sahen die Gäste des Café Medici drei glückliche Menschen hinausgehen. Man applaudierte, während man sie vorüberließ, als wären sie nur gute Schauspieler gewesen.

Aber sie fühlten sich anders draußen in der leuchtenden Nacht, in ihrer dicht zusammengedrängten stillen Dreieinigkeit. Sie gingen durch die alte stolze Stadt, an Palästen und Kirchen vorüber, sie schritten über die Arnobrücke.

»Jenseits,« flüsterte Alessandro Gambi wie im Traum, »auf der Piazza Michelangelo — wo David steht, der die Philister schlug —, dort wollen wir uns niederlassen.«

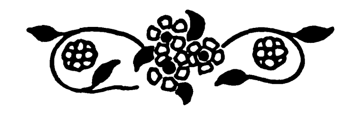
Antonias welke Miene blickte ihn fragend und bekümmert an — sah er nur noch die Tochter, die sie ihm gebracht? Sprach er nur noch zu Giulietta? Aber sie hatte die Kraft, sich zu bescheiden. Sie war so stolz auf ihr Kind wie er. Die Künstlerin, die ganz zur Mutter wird, ist erlöst. Der Meister, der sein Werk im Kinde wiederfindet, besiegt das Leben.

Sie waren auf der Piazza Michelangelo. Hoch und kühn ragte David in den ausgestirnten Himmel. Unten zog sich das Silberband des Arno nach Fiesole hin. Die Häuser von Florenz leuchteten weiß und violett, wie aus sich selbst.

»Singe!« flüsterte Alessandro Gambi, seine Arme ausbreitend. Es war, als segnete er die schlafende Stadt, die ihm so viel Wonne und Leid getan.

Und Giulietta sang. Noch einmal, noch schöner, stärker und sieghafter klang ihr Lied. Der alte Schöpfer des Liedes saß an ihre junge Brust gelehnt. Sie spürte, wie sein grauer Kopf immer tiefer sank, und als sie geendet, lag er auf ihrem schmalen Schoße.

Lange regten die drei Gestalten auf der Piazza Michelangelo sich nicht. Dunkel und starr ruhten sie im Mondlicht. Dann fuhr Antonia auf. Eine Ahnung packte sie, sie wollte schreien, den regungslosen Meister rütteln — doch Giulietta verhinderte es. Sie hielt ihren Vater wie ein schlafendes Kind und flüsterte: »Laß ihn, Mutter! Diese Gnade soll er auskosten. Er hat das Lied gesungen vom jungen Tode. Bald, wenn es Tag ist, bestatten wir ihn unter Blumen.«



Die Doppeltürme von Broacker

Nordschleswigsche Ballade

Von Ernst Kleuker

„Gott will es und Jesus, Mariä Sohn! Das heilige Kreuz muß ich tragen.
Es hat der Feind zu Schimpf und Hohn Christi Zeichen in Splitter geschlagen.
Der Türke riß in heißem Haß die Beter vom Heiligen Grabe.
Gott will es und Jesus, Mariä Sohn! Er schütze mir Heimat und Habe.

Er schütze" – da bog aus dem Sattel sich der Ritter tief, tief hernieder –
„Er schütze dich, süße Ingeborg, und schenk' dir dein Lachen wieder!
Sieh dort! Es wächst der Kirche Bau. Laß türmen Steine und Quadern
Und setz' ihm ein spitzes Turmdach auf, wenn mein Blut fließt in Sohnes Adern.

Doch wenn ein Töchterlein meinem Stamm einst schenkt die Schicksalstunde,
Laß läuten einen stumpfen Turm unser Glück der lauschenden Runde.
Ein Zeichen sei's der liebsten Frau, kehr' heim ich aus Heiligem Lande,
Was mir des Schicksals Hand beschert am rauschenden Heimatstrande."

Der Sattel knirscht, und im Wind springt auf das Kreuz im Fahnentuche.
Ein letzter Gruß, ein langer Blick; der Frühwind zerrt in der Buche.
Das Reiterfähnlein trabt vom Schloß, es flattern Banner und Mähnen,
Noch einmal zittert ein Gruß zurück – ein Tüchlein trinkt Silbertränen.

Dann steigt das Schweigen hinauf zum Schloß. Die Wochen kommen und gehen,
Der Winter reicht dem Herbst die Hand, und der Lenz – hat ein Wunder gesehen.
Es hat der Lenz ganz leis gelacht – so kann nur Jugend lachen –
Und schützte in Akkons wüster Schlacht den Ritter im Speerekrachen.

Die Monde ründen der Jahre Kranz. Ein Kutter schwappt auf den Wellen.
„Der Heimat Wind geht lau und lind und sollte doch Segel schwellen!"
Der Ritter steht und starrt und träumt und krallt die Mähne des Rosses,
Er sucht den Turm, was er künden mag vom Schicksal des Broacker Schlosses.

Da springt der Wind in die Nebelwand und reißt sie jauchzend zusammen,
Frau Sonne wirft einen Funkelkranz, dran sich zwei Türme entflammen,
Zwei Türme trotzen mit spitzem Dach, zwei Türme locken und sprechen:
„Zwei Söhne schenkte Euch Ingeborg, Herr Ritter, fürs Lanzenbrechen!"



Carl Kayser-Eichberg: Schafherde unter blühenden Kastanien

Raoul Francé / ein deutscher Denker

Von Ewald Banse (Braunschweig)

Ende Mai ist er fünfzig Jahre alt geworden, Raoul Francé, vor zwei Jahrzehnten noch botanischer Fachgelehrter, vor einem Jahrzehnt naturwissenschaftlicher Schriftsteller von Ruf, heute einer der führenden Geister Deutschlands. Ein Mann von scharfem Verstand und klopfendem Herzen, ein Mann, dem Mikroskop und Skalpell vertraut sind wie die verschlungenen Pfade philosophischer Spekulation und dichterischer Betrachtung. Kurz, einer von den wenigen Männern, die mit der Fähigkeit zum Zergliedern die Gabe zum Zusammenschauen verbinden.



Raoul Francés Leben ist das Leben eines rastlosen Lerners, eines Menschen, der immer noch etwas an sich vermißt, der sich immer noch vervollkommnen will und der deshalb spät erst, auf dem Höhepunkte seines Daseins, zum eigentlichen Werke gelangt. Dafür aber steht es schließlich auch da, rund und vollkommen anzuschauen von allen Seiten.

Francé gehört zu jenen Grenzgermanen, die völkisch stark durchmischt sind, in denen aber die germanische Art zu besonders feiner und klingender Ausgestaltung gelangt. Obwohl er vom Vater französisches, von der Mutter mährisches Blut in den Adern hat, zeigt er sich doch als rein germanische Erscheinung, nach seinem Denken und Wollen ebenso wie nach seinen Gesichtszügen; ja, in dem Mittzwanzigjährigen erwächst die Liebe zu Deutschland, dem Herde lichten Rassetums, mit solcher Gewalt, daß er alle Aussichten in seiner Scheinheimat aufgibt und dahin pilgert, wohin das Blut ihn ruft.

Geboren wurde Raoul Francé am 20. Mai 1874 in Wien als Sohn eines Bankbeamten. Er verlebte seine Jugend in Wien und Budapest in der Umwelt jener Völker- und Kulturgrenze, gezwungen, Deutsch und Französisch, Tschechisch und Madjarisch zu sprechen. Ohne näheres Verhältnis zu den Eltern wuchs er auf, ein frühbegabter Junge und schlechter Schüler, Musterfall der Erziehung, wie sie nicht sein soll, aber nur zu häufig ist. Doch schon hier zeigt sich, daß Francé aus besonderem Holze geschnitzt ist: während diese Erziehung im Durchschnittsmenschen den Auftrieb ziemlich leicht erstickt, peitscht sie das Pflänzchen in diesem Jungen zu leuchtendem Wachstum an.

Lichtblick im Dunkel ist einzig die Beschäftigung mit Blumen und Sternen, die ein Oheim bei gelegentlichen Besuchen in der Landschaft Hanna fördert. Und nun bricht sich die besondere Begabung schnell Bahn, auf Feldern, die natürlich der Schule fern liegen und auf das Urteil der Lehrer ohne Einfluß bleiben. Im Alter von dreizehn Jahren baut sich der Knabe ein Mikroskop und vertieft sich, atemlosen Staunens voll, in die verborgenen Wunder.

Trotz alledem soll der junge Raoul mit sechzehn Jahren zur Bank, in der auch des Vaters Leben verläuft. Und nun zeigt sich der ganze Kerl: er verweigert den Gehorsam, verläßt das Elternhaus und stellt sich (sechzehn alt!) auf eigne Füße, indem er Unterricht erteilt; daneben studiert er Zoologie und Botanik. Man wird zugestehen, daß dies keine alltägliche Wendung ist. Aber Francé ist einer der wenigen, die immer nur das tun, was sie mögen und also können, die aber nie das tun, was sie sollen und was ihnen fremd ist. Darin liegt ja stets eine der Wurzeln des Erfolges. Er bleibt er selbst und arbeitet sein Ich heraus aus dem Rohblock seiner Lebensanlage.

Von nun an wickelt sich Francés Leben, rückschauend erwogen, ganz folgerecht ab. Anfangs das Leben eines jungen Fachgelehrten. Mit achtzehn wird der erste wissenschaftliche Aufsatz veröffentlicht, mit zweiundzwanzig das erste Buch, etwas Mikrologisches, das preisgekrönt wird. Wanderungen führen ihn überall in Ungarn umher, ja bis an die Adria. Alles tüchtige

Arbeit eines Fachforschers, die an sich niemand etwas angeht als ein paar Dutzend Fachgenossen.

Allmählich aber, in diesem raschen Leben ziemlich früh, mit vierundzwanzig, kommt eine Wendung. Francé gelangt zu der Einsicht, daß all sein Tun doch nichts andres ist als äußerliche Beschreibung. Beschreibung aber? Die kann doch schließlich jeder machen, der dazu abgerichtet wird. Er jedoch will mehr, fühlt, daß es darauf ankommt, den Stoff zu gestalten, in eine höhere Schicht emporzuheben, philosophisch zu durchdringen. Von Stund an geht er in harter Arbeit daran, sein Wissen auf breiteste Füße zu stellen. Aus dem Botaniker, der insbesondere die kleinste Lebewelt durchforscht, wird der Naturwissenschaftler mit umfassendem Blick, aus dem Sonderforscher der Weltforscher, aus dem Zergliederer der Zusammenschauer, aus dem Beschreiber der Gestalter. Im Verfolg dieser Entwicklung bleibt ihm, bald nach der ersehnten Übersiedlung nach Deutschland (1902), der Kampf nicht erspart, dem jeder Gelehrte höheren Schwunges einmal verfällt, der Kampf zwischen der Neigung zur Wissenschaft oder zur Kunst. Bleibst du Gelehrter oder sollst du Künstler werden? Kannst du auf dem Wege der Kunst, sei es Dichtung oder Malerei, Bildhauerei oder Musik, der Welt nicht besser sagen, was du zu sagen hast? Francé bemüht sich um die Malerei, sieht jedoch schließlich ein, daß hier nicht die Blume des Glücks ihm blüht, und kehrt zur Wissenschaft zurück.

Aber das ist ihm nun nicht mehr Pflanzenkunde, Erforschung der Kleinlebewelt, das wird hinfort weit mehr, das wird philosophische Betrachtung und Durchdringung der Natur.

Mit dem Buche »Das Sinnesleben der Pflanze« beschreitet er den Weg jener zum Teil hinreißend geschriebenen Bücher, die aus der Botanik eine Angelegenheit der öffentlichen Anteilnahme machen und die in dem vierbändigen Riesenwerke »Das Leben der Pflanze« gipfeln. Dieses Werk behandelt die Pflanze nicht als ein Alleinstehendes, als ein Ding mit Wurzeln, Stengel, Blättern und Blüte, sondern betrachtet sie in Gemeinschaft mit ihrer ganzen Umwelt, ja, es erschließt darüber hinaus sogar das Seelenleben der Pflanze, indem es ihre Fähigkeit, die Verhältnisse der Außenwelt für sich zu verwerten, als urwüchsige Form der Seele erklärt. Er überwindet damit den Darwinismus, der alle Veränderungen des Lebens auf roh-stoffliche Einwirkungen zurückführt, und begründet den Neu-Lamarckismus.

Dieses Buch der Weltanschauung und der Lebensweisheit begegnet, wie alles Umstürzlerische, zunächst eisigem Schweigen bei den akademischen Pflegern der Botanik. Schließlich, als man es nun gar nicht mehr ableugnen kann, da heißt es: Das ist ja gar nicht neu, das ist uns im Grunde ja schon längst bekannt. Die alte Geschichte, die sich Dutzende von Malen in der Entwicklung des Geisteslebens ereignet hat und doch allen Beteiligten stets wieder neu ist.

Aber auch die Bücher dieses Abschnittes in Francés Leben, zu denen insbesondere ein umfangreiches Werk über »Die Alpen« (1912) gehört, ferner die Entdeckung des Edaphons im Jahre 1912, der biologischen Bodenverbesserung im Feld- und Gartenbau durch Zuführung von Kleinlebewesen, die eine große Zukunft hat — das alles begründet noch nicht Francés Bedeutung für unser geistiges Leben. Diese setzt vielmehr erst ein mit dem Jahre 1916, als er die Biotechnik entdeckt. Sie geht aus von der in tausendfältiger Beobachtung gewonnenen Erfahrung, daß die Natur all ihre Ziele mit möglichst geringem Aufwand an Kraft und Stoff zu erreichen sucht, und daß sie dazu technische Vollkommenheiten erzeugt hat, die wir mit Aufwand der höheren Mathematik nur schrittweise und lediglich annähernd erreichen. Die Biotechnik ist nun die Lehre von der Überwindung der Hemmnisse durch technische Lebensleistungen, um mit der Umwelt möglichst reibungslos auszukommen und in Einvernehmen zu leben. Es handelt sich für jedes Lebewesen darum, nicht die an sich denkbar beste Form zu finden, sondern die in Rücksicht auf das Leben mit der Umgebung beste. Nur wem dies gelingt, hat Aussicht auf gutes Auskommen und Dauer; wem es versagt bleibt, der geht zugrunde, stirbt als Art aus. Francé nennt das Letztwünschbare der Lebensleistung das Optimum. Unter Biozönose versteht er das Gesetz, daß alles Leben sich der Umwelt anpassen muß, um glücklich leben zu können. In dem zweibändigen Werke »Bios« (1923, bei W. Seifert in Stuttgart) faßt er alle naturwissenschaftlichen Ergebnisse zusammen, weist die Zusammenhänge auf und zeigt, wie man nach den Naturgesetzen leben muß, um sein Optimum zu erreichen. Dieses Buch ist das Grundwerk seiner Lebensweisheit, die er objektive Philosophie nennt. Das Büchlein »Die Kultur von morgen« (1922) zeigt die Kultur eines Volkes als Verklärung seiner Biozönose.

Der Weg eines Menschenalters war erforderlich, um von der Untersuchung winzig kleiner Algen über das Seelenleben der Pflanze zum Begriff der Biozönose und zur objektiven Philosophie zu gelangen. Ein Weg, der gepflastert war mit den Steinchen genauester Einzelbeobachtung und begleitet von den hochragenden Pappeln weiten Überblicks.

Francés Weg ist noch nicht am Ende. Er steckt noch mitten drin im Lande frischer Erkenntnis, und das nächste Jahrzehnt wird ihn und uns in neue Gefilde dieser Welten hineinführen.



Bruno May: Blühender Kaktus mit Biskuitporzellan

Bruno und Valerie May-Hülsmann (Stuttgart)

Von J. F. Häuselmann

Es war im kaiserlichen Deutschland allmählich ziemlich leicht geworden, so eine produzierende Künstlerehe zu gründen. Glückliche Wahl der Eltern oder vermögender Freunde und die nötige Abneigung gegen einen bürgerlichen Beruf waren immerhin Grundbedingungen, die erfüllt werden mußten, wenn man sich nicht ausschließlich auf sich selbst verlassen wollte. Dazu gehörte allerdings dann schon ein starker Wagemut, und ich glaube, daß nicht gerade sehr viele solche Ehen zustande gekommen und zusammengeblieben sind. Jedenfalls bilden sie die Ausnahme, während die Regel jene wirtschaftlich geregelteren Ehen waren, in welchen sich dann die künstlerischen Begabungen mehr oder weniger ruhig entwickeln und entfalten konnten. Die meisten der Künstlerehen, die ich hier meine, fingen wohl schon auf den Akademien an, und wir hatten im damaligen Deutschland ziemlich viel solcher Ehen entstehen sehen. Es brauchten dafür nicht immer nur Leute der Palette zu sein; vielfach wurden sogar die künstlerischen Berufe bunt untereinandergewürfelt. Ich glaube, daß die gegenseitige Anregung und Ergänzung dann leichter war als bei den reinen Palette-Ehen. Es gab da Architekten und Kunstgewerblerinnen, Bildhauer und Malerinnen, Schriftsteller und Dilettantinnen aller Art, die sich gegenseitig heirateten, um sich neben der Pflege



Bruno May: Das Auto



Bruno May: Alte Mühle bei Liebenzell

ihrer bürgerlichen Ehe zu künstlerischer Arbeit zu verbinden.

Auch Bruno May wollte eigentlich als Architekt den Weg auf das Gebiet der Kunst nehmen, hat sich dann aber neben bildhauerischer Betätigung mehr oder weniger ganz der Malerei zugewandt. Im Gegensatz zu den zahlreichen Malerarchitekten, welche wir ebenfalls noch im kaiserlichen Deutschland erlebten, hätten wir also hier einen wenn auch nur theoretischen Architektenmaler vor uns, und ich glaube trotzdem damit schon das bedeutendste Moment für seine Stellung in der Ehe mit Valerie Hülsmann entdeckt zu haben. Er ist naturgemäß als Mann seiner Frau an tektonischem Vermögen überlegen, und zweifellos zehrt seine Frau in diesem Punkte von ihm, um dann die ganze Fülle eines wundervollen weiblichen Gemüts daran zu geben, um so dem Manne wieder entgegenzukommen und ihm den Ausdruck seines Gefühls bestimmen zu helfen.

Wer die hier wiedergegebenen Bilder zunächst nur obenhin betrachtet, wird dieses Gegen- und Zusammenspiel der künstlerischen Strömungen nicht unschwer feststellen können. Was im Zusammenschaffen von Freunden eines Geschlechts die gegenseitige Ergänzung merkbar macht, ist hier zugunsten eines noch engeren Ineinanderarbeitens durch das Band der ehelichen Liebe abgelöst und damit der tiefste Sinn einer solchen Künstlerehe erfüllt. Wir können die beiden Mays nicht mehr als einzelne Persönlichkeiten nehmen, sondern sie sind nur noch zusammen zu verstehen und zu nehmen. Es ist für den Chronisten eine besondere Freude, das bei einem Ehepaar nach »zehn Jahren Krieg« feststellen zu dürfen, denn der Krieg ist für alle jenen Kunstehepaare aus dem zusammengebrochenen Deutschland eine schwere Probe auf den Bestand ihrer künstlerischen Kräfte gewesen. Wir können dabei die rein menschlichen Trennungsgründe, die sich da und dort auch in diesen Ehen ergeben haben, ruhig ausscheiden, denn diese Ehen waren auch früher wohl keine solchen Kunstehen, wie wir sie hier verstanden wissen wollen; sie waren mehr Freundschaftsehen, und die Frage der Erhaltung unterlag hier mehr den polaren Gesetzen. Die eigentliche Kunstehe dagegen ist nicht so sehr den Gesetzen der Entwicklung zur Form als der Kraft zur Selbstbehauptung überhaupt unterworfen. In diesem Punkte haben aber wohl manche dieser Ehen in den letzten Jahren nicht mehr bestehen können, und es ist dann immer noch als ein Stück Kunst anzusehen, wenn es gelungen ist, im kritischen Augenblick in einen bürgerlichen Beruf hineinzugehen. Das gibt dann jene Bürgerkünstler, die sich auf gut bürgerliche Weise ihr Brot verdienen und nebenher ihrer Kunst, wenn schließlich auch nur in der Erinnerung, leben. Solche hat es aber immer gegeben, und namentlich auf dem Gebiete der Literatur ist mancher im Nebenberuf ein großer Künstler geworden. Man denke nur an den Ratschreiber Gottfried Keller. Dieses Leben hat zweifellos eine große Seele zur Voraussetzung, und ich möchte daher etwaige solche Abbiegungen in bürgerliche Berufe, wie sie die letzten Jahre wohl vielfach gebracht haben, als Gewinn für die Kunst buchen.

So hat auch Bruno May eine Lehrtätigkeit übernommen, und wenn sie auch große Anforderungen an ihn stellt, so freuen wir uns für ihn und die Schüler, welche ihm als dem Vertreter eines freien Lebens anhängen, ohne wohl noch zu fühlen, daß er es in dem Augenblick abgegeben hat, da er unter sie getreten ist. May hat mich mal mehrere Arbeiten seiner Schüler sehen lassen, und es war eine Freude, festzustellen, wie starkes intuitives Erfassen da mitunter geweckt worden ist. Einige waren darunter, denen

man auch unter heutigen Verhältnissen noch die Wahl des künstlerischen Berufes empfehlen könnte.

Jedenfalls aber wird der Weg zum freien künstlerischen Leben in der Zukunft immer noch schwerer werden, und es wird daher immer einer größeren Sondierung für Junge und Alte bedürfen, ob sie den Beruf ergreifen oder erhalten sollen. Dazu kommt noch, daß durch die wirtschaftlichen Umwälzungen nach dem Kriege auch der Kreis der Kunstkaufenden zum Teil ein ganz andrer geworden, daß eine neue, der Entwicklung selbst noch unterworfene Klasse entstanden ist, welche unsre Künstler, wenn sie nicht fest genug sind, ebensogut verziehen könnte. Der Künstler braucht also noch ein besonderes Ethos zu seinem Primat, er kann sich nicht auf seine eigne Erziehung beschränken, sondern muß sich seine Käufer von neuem ziehen. Und wenn ihm auch hier der Kunsthändler manche Arbeit abnimmt — er kann sie ihm aber, wenn er kein ernster Händler ist, ebenso erschweren —, so braucht er doch unendlich mehr Kraft als früher, um sich sein Publikum zu suchen und zu halten.



Valerie May-Hülsmann: Frühlingstag

Bruno May: Blühende Bäume

Auch das ist freilich nur ein Gewinn für die Kunst, wenn der Künstler hier besteht. Was die beiden Mays angeht, so glaube ich, daß sie auch hier bestehen. Die kraftmonumentale Kunstäußerung, welche kunstunkundige Leute so leicht gefangennimmt, fehlt ihnen zwar; sie sind mehr lyrische Naturen mit heiterem Gemüt, welche Schwierigkeiten meiden und die Kräfte weise berechnend auf das Mögliche lenken. Wo die Kraft nicht ist — und diese Kraft herrisch zu meistern, ist im Grunde sehr selten, hat sich in vielen Fällen als Einbildung erwiesen, um lächerlich zu werden —, ist dann eben die Kunst, die Arbeit leicht zu machen und damit jene formenvollen Werte zu schaffen, die wir weniger auf den wissenschaftlichen Inhalt als auf die soziale Wirkung hin zu beurteilen pflegen. Diese Art Künstler sind aber in den deutschen Familien immer die liebsten Führer gewesen; sie wirken natürlich wohl auch elementar erbauend — ein ernster Künstler kann gar nicht anders als zuerst so wirken —, aber darüber hinaus wirken sie auf das Gemüt und erfüllen damit die kulturell überaus wich-



Bruno May: Bildnis meiner Frau

entschieden die einzelnen Stücke, so zurückhaltend die Behandlung; es ist feines, stilles Leben, das hier gegeben wird.

Um so lebhafter wird es, wenn die Bildnisse kommen. Es ist wohl die stärkste Seite der beiden Mays, namentlich der Frau May, und man vermutet wohl richtig, wenn sie die Art ihrer »festen« Aufträge hierzu geführt hat. Um so besser, wenn die Gebundenheit, welche ein solcher Auftrag mit sich bringt, so frei ausfällt, wobei allerdings zu sagen ist, daß sie sich durch gegenseitiges Abporträtieren ordentlich daraufhin trainieren. Das dankbarste und billigste Modell ist hierbei zweifellos das eigne Kind, das wohl in unzähligen Auffassungen gezeichnet und gemalt worden ist. Es muß für Künstler, die sich nicht gerade im Selbstporträtieren ausgeben wollen, eine ganz reizende Sache sein, so im eignen Kinde seine eigne Kindheit suchen und wiedergeben zu können. Oder würde nicht Frau May, die im Bilde, welches ihr Mann von ihr gibt, schon etwas madonnenhaft erscheint, selbst noch Kind ihres Kindes sein wollen, wenn sie es so neckisch mit den langen Zöpfen im Pastell wiedergibt! Oder selbst noch die Samtmütze aufsetzen und in kindlicher Naivheit in einen Wintertag hineinschauen wollen, wie die Rena im Winteranzug! Das Leicht-Sentimentale in ihrem Porträt von ihrem Manne gibt sich wie eine Synthese der Gefühle und Empfindungen von der Kindheit bis ins schaffige Leben hinein. Bruno May hat seine Frau hier sozusagen mit ihren eignen Augen gemalt, die männliche Tektonik tritt zugunsten des reinen Gefühls stark in den Hintergrund, wenn sie auch im Gegensatz zu den Kinderporträts der Frau May um sie herum noch eben so in Erscheinung tritt, daß der männliche Schöpfer sofort erkennbar wird. Der Mann sucht mit seinem Geiste eben doch immer zuerst die Form, wo die Frau gleich die Seele faßt und ihr die Form anschließt. So sind die Kinderporträts immer zuerst Seele und erst nachher Form, während bei aller Zurückhaltung — vielleicht auch innigster Verarbeitung der vertrautesten Form — diese beim Frauenporträt doch die Seele umrahmt. Form und Seele sind hier zwei Einheiten, die sich gegenseitig zu steigern suchen und dadurch auch die schöpferische Steigerung einer Künstlerin sehr fein zum Ausdruck bringen. Diese vier Porträts neben- und übereinander sind jedenfalls sehr aufschlußreich für die grundlegenden Unterschiede im männlichen und weiblichen künstlerischen Schaffen, und dann besonders für dasjenige der beiden Mays.

tige soziale Aufgabe der Affektion. Durch geschickte Auswahl der Motive vollbringen sie zugleich heimatkundliche Aufgaben und erfüllen damit auch eine politische Mission. Sie wirken renaissancistisch erneuernd auch ohne die Monumentalität der Renaissance und üben so auf die bürgerliche Gegenwart einen bedeutenden Einfluß aus. Gilt uns das aber schon für einen einzelnen Künstler als eine besondere Gnade, wieviel gnadenvoller muß es uns für ein Künstlerehepaar erscheinen, das in diesem idealen Beruf diese Wirkung durch seine eigne Arbeit auf uns verteilt! Die beiden Mays sind solche Künstler; sie wirken wie Künstler im Menschen und wie Menschen im Künstler und wollen uns immer zuerst ihre Freude mitteilen.

Lassen wir doch einige Bilder, die hier leider nur schwarzweiß gegeben werden können, auf uns wirken!

Ein Stilleben von Bruno May macht den Anfang: blühender Kaktus und Biskuitporzellan, lachendes Biskuitporzellan, wollen wir gleich hinzufügen. Die Gruppierung ist ganz lose, und doch liegt »Architektur« darin, die Figürchengruppe unter dem Kaktuslaub, die Schachtel als Horizontale, und drüben die Vase als Vertikale, aber alles durch eine malerische Kunst malerisch behandelt. Es gibt unzählige Arten Stilleben zu malen, aber wenige gute, und hiervon ist die von Bruno May eine. So bestimmt und

Auch bei den Porträts der Frau May läßt sich wieder das empirische Wiedergeben des eignen Kindes und das intuitive Erfassen im Bilde der kleinen Erika Zeller unterscheiden, und man kann so das letztere auch als Synthese der Bilder des eignen Kindes betrachten. An den Bildern dieses Kindes ist die Absicht der Schulung der eignen Kraft erkennbar, im Bilde der Erika Zeller ist dann alles gewissermaßen in einer Endausgabe zu geben versucht. Die farbigen Mittel sind bei dieser reinen Seelenmalerei eigentlich untergeordneter Natur. Das, was aus diesen Bildern sprechen soll, die Sehnsucht nach der eignen Kindheit und die dadurch bestimmte Seele des eignen Kindes in den Bildern der kleinen May, dann die fertige Entäußerung der Erfassung einer andern Kindesseele, ebenso die leicht in männliches Formensuchen gekleidete Seele der Frau im Bilde von Bruno May, das alles wirkt in den Farben auch nicht viel anders.

Allerdings sind die beiden Mays in der Farbenökonomie sondermaßen bestellt, und es ist auch hier ein großer Genuß, ihre Bilder auf sich wirken zu lassen. Frau May malt im allgemeinen nur hell, weicht aber starken Kontrasten durchaus nicht aus und erzielt auf diese Weise eine auch für schwarzweiße Wiedergabe günstige Wirkung. Bruno May ist sonst in den Farben noch lichter, im Bilde seiner Frau ist er ziemlich in die Sepia gegangen. Die Wirkung wurde so ätherischer, das Sieghafte des Gemüts über die Form noch unterstrichen.

Nun kommen die Landschaften, in welchen



Valerie May-Hülsmann: Eva von Hofacker (Pastell)



Valerie May-Hülsmann: Rena May im Winteranzug

Bruno May wohl mehr produziert als Frau May. Diese bringt auch in die Landschaft noch das Figürliche hinein, und während sie sonst in den Bildnissen auf Bestellung dem fertigen Endausdruck zustrebt, wie es besonders auch in denen von Eva von Hofacker und den beiden Frühlingskindern erkennbar ist, geht sie im Landschaftlichen letzten Endes in den Farben auf. Auch das ist aus der weiblichen Kunst erklärlich: so wie ihr beim Porträtieren die Seele in ihrer fixen Erfassung das letzte Ziel ist, so sucht und findet sie in der Landschaft die Seele in den Farben, und hier wäre es allerdings nötig, die Farben sehen zu können.

Die beiden Bilder »Frühlingstag« und »Blühende Bäume« sind ziemlich zu gleicher Zeit entstanden und sind wiederum sehr bezeichnend für das beiderseitige Arbeiten. Man beachte nur mal das Suchen der Formen in den Bäumen beim Bilde von Bruno May und das Sichabfinden mit der Form im Bilde von Frau May, dafür aber die Befriedigung malerischer Wünsche ihrer die Natur zu ergänzen suchenden Seele. So ähnlich sich beide in den malerischen Ausdrucksmitteln hier auch sind, so selbständig gehen sie ihre Wege in der künstlerischen Durchbildung. Und doch ist es


Valerie May-Hülsmann: Erika Zeller

schwer, eins dieser Bilder ohne das andre zu denken; die gegenseitige Anreicherung und Beeinflussung, das Zusammenschaffen männlicher und weiblicher Energien auf einem gemeinsamen Gebiete sind hier treffend illustriert. Die alte Mühle von Bruno May ist ein ausgesprochen kompositionell-impressionistischer Versuch. Die Form im Aufbau und der Eindruck der Natur heben sich wirkungsvoll voneinander ab und geben das Problematische solcher Versuche in prägnanter Form wieder. Das »Auto« von Bruno May endlich ist eine Synthese von Natur und Kunst; die Natur selbst im Stadtbild suchend und durch den Reiz einer Lichtwirkung ins Kinohafte versetzt, das ist ungefähr der Sinn einer solchen Skizze.

Man kann an Hand dieser Bilder aber keinen ganzen Überblick über das Schaffen von Bruno und Valerie May-Hülsmann erhalten. Die Plastik Bruno Mays wäre einer besonderen Betrachtung wert, ebenso das Kapitel der Elfenbeinminiaturmalereien und der Illustrationen für Bücher usw. der beiden Mays, wobei in erster Linie die Illustrationen für Kinderbücher des Verlags Karl Thienemann zu erwähnen wären. Immerhin ist es für heutige Verhältnisse sehr schön, wenn Westermanns Monatshefte dafür den Raum zur Verfügung stellen, der Kunstschriftsteller muß dann neben die Bilder seine etlichen tausend Silben setzen und dem Leser die Bilder durch Worte zu ergänzen suchen. Ich weiß nicht, wie mir das gelungen ist, jedenfalls habe ich es gern getan, aber die Besungenen und Angesungenen sind meistens noch gefährlichere Kritiker als der schreibende Kritiker selbst, und ich möchte daher jetzt lieber nur noch etwas mitteilen, was mir die beiden Mays selber geschrieben haben.

Bruno May ist geborener Berliner und heute Württemberger. Er ist also in Berlin, und zwar 1880 geboren, wo er das Luisenstädtische Gymnasium durchlief und nachher an der Berliner Universität Kunstgeschichte studierte. Es drängte ihn zuerst zur Architektur, er ging aber bald ganz zur Malerei über und besuchte die Akademien in München und Stuttgart unter Gabriel v. Hackl, W. v. Diez, F. v. Stuck, Adolf Hölzel. Mit Hölzel kam er nach Stuttgart, nahm übrigens auch längere Studienaufenthalte in Italien und Paris. Später ging er auch zu den Bild-



Valerie May-Hülsmann: Rawete May (Pastell)

bauern über und hatte in dieser Form namentlich im Kriege Gelegenheit, sich als künstlerischer Beirat (Landesrat) in Flandern und als Leiter der Kriegergräberfürsorge der gesamten 4. Armee zu betätigen. Von seinen größeren Arbeiten in seiner früheren Tätigkeit wollen wir hier erwähnen: Wandmalereien: vier dekorative Wandfriese in der Villa Dr. Meyer, Stuttgart; figürliches Bild in der Villa Hofkapellmeister Band, ebenda; figürliches Bild im Kaiserin-Augusta-Viktoria-Haus in Ehringhausen; vier figürliche Bilder im Schloß von Arnim-Tangerhütte; dekoratives Bild im Speisesaal des »Luisenhofes« in Bärwalde; dekoratives Bild im »Paul-Gerhard-Stift« in Wittenberg a. d. E.; Mosaikentwurf am Johanniterkrankenhaus in Jüterbog. Plastik: Muschelkalkrelief »Mutter und Kind« am Kaiserin-Augusta-Viktoria-Haus in Charlottenburg; farbige Majolikamedaillons am »Luisenhof« in Bärwalde; farbige Majolika am Genesungsheim in Stralsund; figürliche Reliefs am Erbbegräbnis des Grafen Behr auf Behrenhoff; Grabmalfiguren in Dresden-Tolkewitz und Stuttgart; »Der eiserne Wehrmann« (Nagelungsfigur) am Rathaus zu Frankfurt a. d. O.



Valerie May-Hülsmann: Frühlingskinder

Frau Valerie May stammt aus Rogätz a. d. Elbe bei Magdeburg. Ihr Vater ist Westfale, die Mutter Bayerin. Großonkel sind die Brüder Maler Eugen Napoleon von Neureuther und Architekt Gottfried von Neureuther in München. Sie absolvierte die Kunstschule in Berlin, studierte in München in den Malschulen Professor H. Knirr, Professor H. Groeber und bei Professor Ad. Hölzel (Dachau). Diesem folgte sie bei seiner Berufung an die Akademie nach Stuttgart (1906). Von ausgeführten Porträts nennen wir: die Familie des Geigenvirtuosen Professor Wendling, Tochter des Generalmusikdirektors v. Schillings, Töchter des Generals von Hofacker, Familie von Arnim usw.

In Stuttgart wohnen die beiden Mays mit ihrer sonnigen Kunst natürlich auf der Höhe über dem Stuttgarter Tal, und wir wollen hoffen, daß sie sich trotz der teuren Preise für die Anfuhr von Holz und Kohlen noch lange Jahre auf dieser und der Höhe ihrer Kunst halten. In Stuttgart und im deutschen Lande hat man die beiden lieb, und wenn es mir gelungen ist, ihnen durch diese Zeilen noch weitere Freunde zu gewinnen, so würde es mich und würden sich alle ihre bisherigen Freunde sicherlich von Herzen freuen.

Frühlingswandern

Des Himmels Glocke muß sich dehnen,
Wenn sie mein jubelnd Glück umspannen will. —
O keuscher Traum der ersten Birken!
O Sonne, die in jeden Winkel will!

Könnt' ich mein Herz an eine Blumenranke winden
Ich zög' es selig durch die Welt;
Weil dann das Jauchzen meines Herzens
Mit Lerchensang auf alle Herzen fällt.

Und du! — Nun bist du ganz aus Licht und Seide,
Und deine Füße gehn auf blauen Wegen.
Oh, hätt' ich doch in meiner Tasche eine Krone —
Ich wollte sie aufs Haar dir legen.

Max Jungnickel

Die neue Geige

Aus einer modernen Geigenbauwerkstatt

Von Carl Johann Perl

Mit sieben Abbildungen

Seit der Zeit der berühmten Brescianer und Cremoneser Geigenbauer, also seit dreihundert Jahren, sind die Formen der Streichinstrumente dieselben geblieben. Die Geige, dieses sinnvolle Kunstwerk der Renaissance, bei dessen Erscheinen drei Musen Pate standen und dessen Ursprung im tiefen Mittelalter verborgen liegt, hat sich durch eine unwahrscheinlich lange Zeit zu erhalten gewußt. Und so wie man heute, in einer Epoche höchsten technischen Fortschritts, nicht das Geringste an der Entwicklung der Geige vornehmen könnte, so wird sie sich wohl auch in kommenden Zeiten als nicht mehr verbesserungsbedürftig erweisen.

Es ist höchst sonderbar, daß mit dem ungeheuren Aufschwung, den die Instrumentalmusik von 1700 an bis heute nahm, keine Entwicklung der Geige Hand in Hand ging. Bekanntlich veränderten sich nach und nach alle andern Musikinstrumente. Um den erhöhten Anforderungen an Tonstärke, Umfang, Reinheit und Klangschönheit nachzukommen, erfand man unzählige Verbesserungen. Man wählte andre, bessere Materialien, baute handlicher, praktischer, brachte bessere Mechanismen an, und vergleicht man beispielsweise ein Holzblasinstrument von heute mit einem aus früheren Zeiten, so ähneln sich die beiden kaum in den äußeren Umrissen.

Die Geige jedoch ist bis auf ganz geringfügige Änderungen, die fast allein den sogenannten Baßsteg im Inneren betreffen, völlig unverändert geblieben. Sie, das ausdrucksvollste, vielseitigste und am meisten gespielte Musikinstrument, hat um 1600 ihre endgültige Gestalt bekommen. Es gab daran nichts mehr zu verbessern und zu verändern, trotzdem — und das ist vielleicht am merkwürdigsten — die Spieltechnik des Instruments in der Zwischenzeit nicht stillgestanden hat.



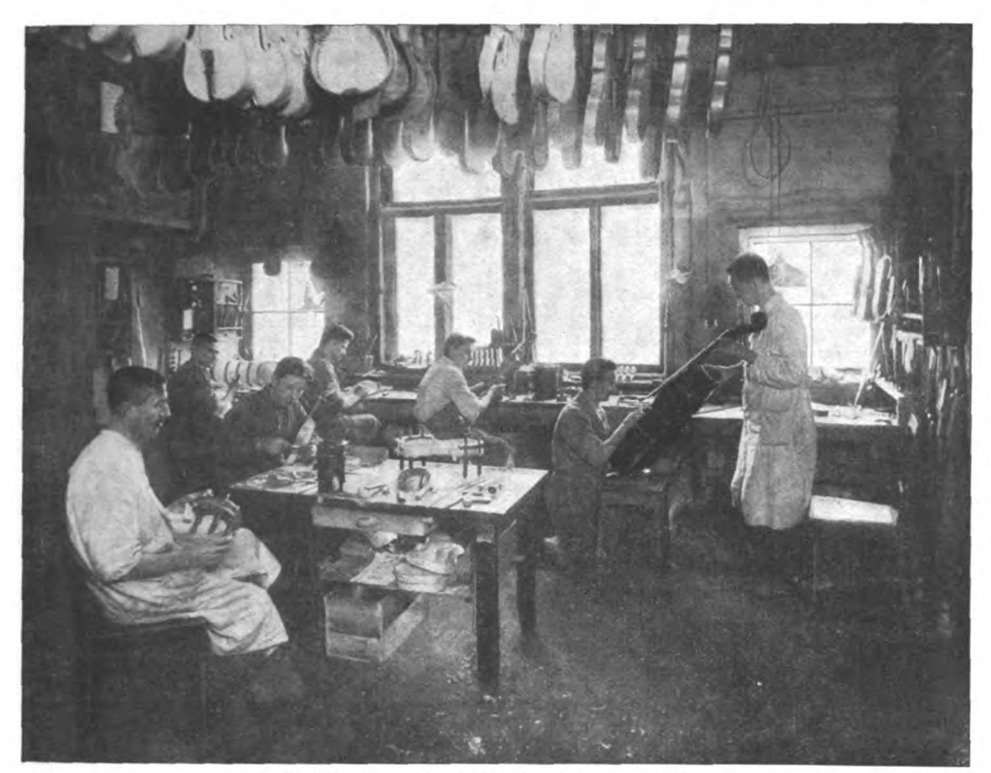
Aufn. Hugo Erfurth, Dresden

Professor Franz Joseph Koch

Kein andres Instrument aus früheren Jahrhunderten, und wäre es das schönste, am besten erhaltene, findet heute den Weg aus dem kunsthistorischen Museum in den Konzertsaal, es sei denn bei einem historischen Anlaß. Die Geige und die ihr verwandten Streichinstrumente allein sind es, deren Klang uns heute noch genau so entzückt wie unsre Vorfahren einst. Ja, im Laufe der Zeiten hat die Wertschätzung jener seltenen Meisterwerke nur noch zugenommen.

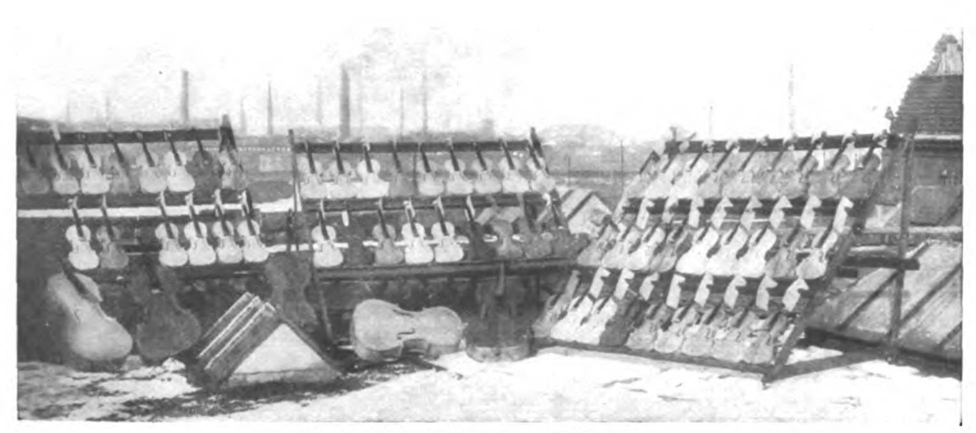
So kommt es also, daß die moderne Geigenbaukunst ihr vornehmstes Streben im unbedingten Festhalten an den Grundsätzen der klassischen Meister sieht. Es mag dies der einzige Fall in der gesamten Kunstgeschichte sein, da hier der sogenannte Fortschritt von vornherein ausgeschlossen erscheint. Ein solches Festhalten alter Grundsätze setzt allerdings eine Tradition voraus. Und eine neue, nicht minder seltene Merkwürdigkeit — diese Tradition existiert so gut wie nicht. Vielmehr folgte dem überaus raschen Anstieg, den die italienische Geigenbaukunst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts genommen hatte, nur eine kurze Blütezeit und dann, etwa von 1750 an, ein steter Verfall. Stradivari starb 1737, Guarneri del Gesù 1742; ihre unmittelbaren Nachfolger, wahrscheinlich Schüler Stradivaris, gehören noch zu den Meistern ersten Ranges, hinterlassen aber keine kongenialen Nacheiferer mehr. Eine spätere Zeit, die immerhin noch einige wenige Namen von Bedeutung zählt, brachte im übrigen nichts Besonderes im Geigenbau hervor, resignierte und erfand schließlich das Märchen vom Geheimnis der Cremoneser Geigenbaumeister.

Daß es ein solches Geheimnis nie gegeben hat, darüber ist man sich heute längst im klaren. Daß aber die Geige ihre Vollendung einem



Ein Blick in die Werkstatt Professor Kochs

Zusammenwirken besonders glückhafter Umstände verdankt, daß ihr unerhört sinngemäßer Bau das Ergebnis höchsten Ingeniums, ihre wundervolle Form und Farbe, die Linien ihres Baues die Früchte des Zusammenarbeitens genialster Künstler sind, das vergaß eine spätere Zeit nur zu leicht. Sie glaubte genügend getan zu haben, wenn sie die äußeren, oberflächlichen Formen roh kopierte und, dem immer mehr anwachsenden Bedarf entsprechend, so schnell und so viel als möglich Geigen fabrizierte. So entstanden die großen Geigenindustriezentren, denen die



Sonnenbad halbfertiger Instrumente

Welt seit vielen Jahrzehnten die Millionen von minderwertigen Schachtelgeigen verdankt. Große Dörfer leben heute von diesem Gewerbe. Seine volkswirtschaftliche Bedeutung soll nicht unterschätzt werden, dem künstlerischen Problem jedoch ist die Arbeit weit entrückt.



Wie die F-Löcher geschnitten werden

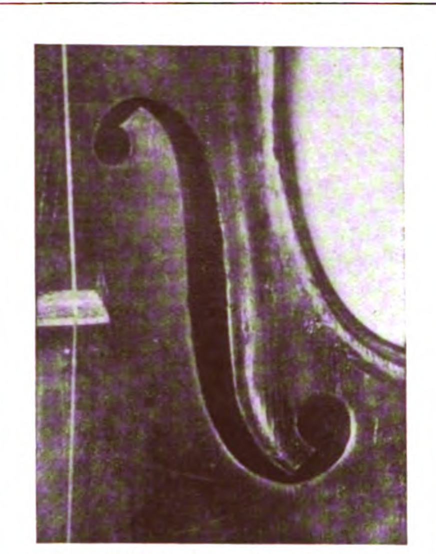
Die guten alten Instrumente wurden indes immer seltener. Viele gingen im Laufe der Zeiten zugrunde, viele büßten auch das Wichtigste, ihre Klangschönheit, ein. So bereitete sich von selbst der Boden für einen neuen Aufschwung der Geigenbaukunst, da die Nachfrage nach neuen Instrumenten, die hohe Ansprüche erfüllen, immer größer und dringender ward. Einem deutschen Gelehrten war es vorbehalten, den rechten Weg zu finden. Der Dresdner Professor Franz Joseph Koch hat nach einer jahrzehntelangen emsigen Vorarbeit eine neuzeitliche Geigenbauwerkstatt ins Leben gerufen, in der Instrumente von überragender klanglicher Schönheit und höchster handwerklicher Vollkommenheit gebaut werden. Kochs Verdienst ist es, das Problem des italienischen Geigenklanges, das so lange Zeit hindurch für unlösbar gegolten hat, zu durchdringen. Seine Forschungen, die sich vornehmlich auf die Struktur des Geigenholzes und ihre akustischen Begleiterscheinungen erstreckten, brachten den Beweis, daß die alten Meister mit außergewöhnlicher Sorgfalt das Holz ihrer Instrumente bearbeitet haben, ehe sie damit zufrieden waren und sie aus der Hand gaben. Der Dachboden auf Stradivaris Haus in Cremona, den man heute noch besucht, war der Ort, an dem der Meister seine Instrumente monatelang der Sonne, dem Regen und dem Wind ausgesetzt hat. Ungemein subtile Grundierungen muß er vor dem endgültigen Lackaufstrich seinen Geigen gegeben haben, bis das Holz jene typische, nur den klassischen Instrumenten eigentümliche Härte und innere Geschlossenheit erhalten hat. Nur dadurch wurde die Elastizität, die ideale Resonanzfähigkeit der Geige erreicht, nur so entstanden die Vorbedingungen für die klangstärksten Schallwellen, deren Tragfähigkeit so außerordentlich, deren süße, einschmeichelnde Wirkungen aufs Ohr so hinreißend waren.



Beim Aufstellen der Stimme

So stellt sich die Lösung des »Cremoneser Geheimnisses« dar, so war die Anknüpfung an die Traditionen der alten Meister wiedergefunden. Wenn man den Gang der Entwicklung verfolgt, ermißt man sofort die Tragfähigkeit dieser Tatsachen. Das ausgehende 18. Jahrhundert hatte auf diese langwierigen Prozeduren verzichten müssen, weil es den späteren Geigenbauern eben an Zeit gebrach. Die Geigen der klassischen Epoche zeigen allesamt die deutlichen Merkmale jener Bearbeitungen, die Koch mit dem Ausdruck »Homogenisierung des Geigenholzes« vor Jahren in der Fachwelt bekanntgemacht hat. Nach 1750 kennt man keine Geige mehr, deren Holz diese Spuren trägt.

Die Nutzanwendung dieser Entdeckung ergab sich nun von selbst. Aus einem anfänglichen Liebhaberatelier, in dem Professor Koch seine Geigen, die er sich von guten Meistern bauen ließ, bearbeitete, wurde schließlich die Dresdner Geigenbauwerkstatt. Hier werden nun von erprobten Meistern ihres Faches Geigen aus edelsten Hölzern minuziös genau nach alten berühmten Originalen gebaut. Monatelange Sonnentrocknungen in luftigen Höhen schließen sich daran. Dann folgt die langsame Grundierung des Holzes. In der Zwischenzeit stehen die Instrumente stets unter klanglicher Kontrolle, werden von Zeit zu Zeit immer wieder gespielt, um ihre Tonreifheit zu beobachten. Oftmals erstreckt sich die Arbeit an einer Geige auf ein Jahr oder länger, bis der letzte Lack aufgetragen und das Instrument als vollendet bezeichnet werden kann.



Das F-Loch einer echten Antonius Stradivarius



Aufn. Hugo Erfurth, Dresden

Eine in der Werkstatt Professor F. J. Kochs gebaute Kopie nach der Maggini-Geige aus dem Besitz Henry Marteaus

Unsre Abbildungen geben einen Einblick in das interessante Getriebe dieser einzigartigen Werkstatt. Man sieht die Meister und ihre Gehilfen bei der Arbeit, und ihnen hängt »der Himmel voller Geigen«! Ein andres Bild zeigt das F-Loch einer echten Stradivarius, nach dem der Geigenbauer aus freier Hand, getreu dem berühmten Vorbild, schnitzt. Die schwierige und in ihren Wirkungen überaus bedeutungsvolle Aufstellung des Stimmstockes, von dessen richtiger Lage viel für den Klang abhängt, führt uns ein andres Bild vor. In lichten Höhen, der Sonne näher und, wie man sieht, auch an Wintertagen genießen die Instrumente im Sonnenbad ihre Ruhezeit. Schließlich führt uns ein Bild die in Kochs Werkstatt gebaute Kopie nach der berühmten Giovanni Paolo Maggini vor Augen, auf der kürzlich der Besitzer des

Originals, Henry Marteau, in einem Dresdner Konzert gespielt hat. Das Instrument wirkt wie eine ideale Verjüngung der hochberühmten Geige, der sie an äußerer Schönheit im Bau, im Lack, in den Formen, den kostbaren Einlagen und den wundervollen F-Schnitten nichts nachgibt.

Das Wichtigste nun: Wie klingen diese neuen Instrumente? Ist es wirklich gelungen, den vielgerühmten Ton der alten italienischen Meistergeigen zu beschwören? Gelegentliche Vergleichsspiele mit hochwertigen alten Instrumenten haben merkwürdige Ergebnisse gezeitigt. Aus allen gingen die Geigen der Werkstatt Kochs als Sieger hervor. Ja, mehr als das: diese Instrumente, deren äußere Schönheit den Originalen, ohne daß je eine bewußte Täuschung beabsichtigt war, gleichkommt, besitzen klangliche Qualitäten, die es begreiflich erscheinen lassen, wenn immer mehr Künstler ihnen den Vorzug vor alten Geigen geben. Nur zu oft besitzen die »echten« alten Instrumente, teils eben durch ihr Alter, teils durch ihre Reparaturen, tonliche Mängel, die ihren Seltenheitswert zwar nicht herabsetzen, ihr Spielen aber erschweren. Vor allem ist das Holz oftmals zu spröde schon, der einstige Glanz ist gewichen, sie klingen schreiend. Die neuen Geigen klingen hingegen weich und saftig, ihre Ansprache ist leicht, ihre Ausgeglichenheit ideal.

So stellt diese Werkstatt, die in ihrer Art einzig in der Welt dasteht, ein Unternehmen dar, dessen künstlerische Bedeutung gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Man baut in Dresden allerdings nur wenig Instrumente im Jahre. Der Aufwand an Zeit, Sorgfalt und Energie, den jedes Instrument verlangt, ist zu groß, um eine Massenproduktion zu ermöglichen. Die liegt auch nicht in der Absicht des Gründers. Aber jedes dieser Instrumente stellt ein Meisterwerk dar. Ein knappes Tausend an Geigen, Bratschen, Violoncellen und Kontrabässen ist nun vollendet. Viele davon sind im Besitz bekannter Virtuosen, die den Ruf dieser deutschen Werkstatt in alle Welt tragen.

Untergehende Sonne

So schreitest blutend du durch die Alleen,
Ein Abendrot im Schwanken der Gestalten,
Den leisen Winden Schwester, die vorüberwehn
Und die im Anblick deiner Schönheit sich verhalten.
Du bist wie Odem, der aus Gottes Herzen,
Aus Horizonten in die Tale bricht,
Vor dir erblassen alle dunklen Schmerzen,
Und jedes Ding wird sinnend ein Gedicht.

Rubinen funkeln jetzt die stillen Räume.
Auf hohen Bergen geht der Tag zur Ruh,
Und in den Wäldern flüstern sich die Bäume
Glückselig trunken ihre Liebe zu.
Verborgnen Wegen in den niedern Wäldern
Verschenkst du dich im letzten schönen Glanz:
Als ritten deine Strahlen stolz auf weißen Zeltern;
Legt sich um Tier und Baum ein lichter Kranz.

Wir aber, Menschen in der Nacht geboren,
Im hellen Tag der Dinge Widerschein,
Sind lächelnd in den Anblick deines Lichts verloren,
Und wähnen gern, Geschöpf und Beter dir zu sein.
Und wie wir stehn und sehn dich jetzt versinken,
O Untergang in Gottes rotem Blut,
Da kommen Engel her und sehn uns an und winken
Und sprechen leis und fromm: Auch dies war gut.

Wilhelm Kunze

Die einsame Brücke

Von Marie Wehner

Der milde Frühlingsregen hatte Wunder bewirkt. Die zartgrünen Blätter, die weißen und rosa Knospen erstanden wie durch Zauberhand an Baum und Strauch. Die warme Sonne strahlte in die Menschenherzen hinein, ließ die jungen vor lauter Lust schier zerspringen, verjüngte die alten und flößte den leidenden neue Lebensfreude ein.

Aber die blasse vergrämte Frau im Trauergewand, die am Fenster der stillgewordenen Wohnung saß, wollte nichts sehen und nichts hören von all den neu erwachenden Trieben. Ihr schnitt es tief ins Herz, wenn Kinderjubel zu ihr hinaufdrang, wenn junge frohe Wanderscharen singend vorbeizogen. Jetzt erst, da die Natur sich neu belebte, empfand sie mit voller Gewalt die grausame Gewißheit, daß Johannes sie seit fünf Monaten für immer verlassen hatte.

Vergeblich redete die Schwägerin auf sie ein, sich endlich aufzuraffen, sich in das Unabänderliche zu ergeben: »Ich selbst trauere ja auch um ihn, Tina. Er war auch für mich als Neffe der liebste Mensch auf Erden, seit sein Vater, mein guter Bruder, uns so früh entrissen wurde.«

Gequält wandte sich Tina Malten ab. Diese immer wiederholten Versicherungen taten ihr weh. Es schien ihr, als brüste sich Hanna vor den andern mit ihrer Trauer. Bei dem raschen Tode des jungen vielversprechenden Dozenten Doktor Johannes Malten, der nach wenig Tagen der schweren Krankheit erlegen war, hatte Tante Hanna voll Hingabe und Eifer alles Nötige besorgt, was ein Trauerfall mit sich bringt. Tina, vollkommen fassungslos, ließ sie nach Gutdünken handeln, obgleich die Ansichten der beiden Frauen sonst selten übereinstimmten. Was galten aber jetzt Formsachen für eine Mutter, die ihr ein und alles hergeben mußte, deren Leben plötzlich seines ganzen Inhalts beraubt war! Vielleicht hatte sie trotzdem auf die Dauer eines Augenblicks gestutzt, als die Schwägerin ihr die gedruckte Todesanzeige vorlegte: »Nach kurzem Krankenlager wurde unser heißgeliebter Sohn und Neffe, Doktor Johannes Malten, abberufen.« Unterzeichnet standen Tina Malten als Mutter und Hanna Malten als Tante.

Ach, mochte sie doch! So belanglos war das nun alles. Ihr Leben hatte die große Lücke, ihr Herz die unheilbare Wunde erhalten. Das mußte sie allein tragen, sie fühlte es. Niemand auf Erden konnte ihre Trauer ermessen.

Oft schon hatte Hanna sie gedrängt, einmal den Stoß der Kondolenzbriefe durchzulesen. Es würde ihr wohl tun, die allgemeine Teilnahme zu erkennen. Dem alternden Fräulein selbst bereitete es stets eine Art Genugtuung, darin zu blättern, aber Tina erwiderte bitter: »Worte, alles nur Worte! Manche kamen wohl aus dem Herzen, aber nun sind sie alle darüber weg.« In Gedanken fügte sie hinzu: Wie auch du.

Und doch stieg jetzt mit der neu erwachenden Natur die Sehnsucht nach einem verstehenden Menschen in ihr auf, einem Menschen, der ihren Johannes niemals vergessen, seinen frühen Tod innerlich nie überwinden konnte. Und gerade jetzt, an einem Tage voll Frühlingssonnenschein, trieb es sie plötzlich von selbst dazu, den vollgehäuften schwarzen Lederkasten mit den Trauerbriefen hervorzuholen.

Obenauf lag die Todesanzeige mit dem breiten schwarzen Rande. Das Herz der Mutter zog sich zusammen. Mechanisch ergriff sie ein Schreiben nach dem andern, las und legte es müde beiseite. Waren es nicht immer dieselben Versicherungen der Teilnahme, dieselben Trostverheißungen?

Dann behielt sie eine Karte mit feiner Damenhandschrift länger in der Hand, las aufmerkend, las wieder und legte sie sinnend vor sich hin.

Das wiederholte sich noch einigemal. Fünf Briefe und Karten lagen schließlich gesondert von dem großen Stoß, den sie langsam in den Lederkasten zurückordnete. Die kleine Anzahl der Auserlesenen, zur ersten Karte von Damenhandschrift noch eine zweite, steiler, charakteristischer, drei weitere mit kräftiger Männerschrift, verschloß sie in ihrem Schreibtisch mit einer Bewegung, die einer Liebkosung ähnlich sah.

Täglich zog es sie nun in ihren Mußestunden zu dem kleinen Schubfach hin, um die Worte zu lesen, die ihr mehr besagten als die vielen, vielen andern. Vielleicht bedeutete eine dieser Zuschriften für sie eine Brücke zu Johannes?

Da waren erst die zwei Jugendfreundinnen des Verstorbenen.

»Nie werde ich ihn vergessen können«, so schrieb die blonde Lis.

Die Karte der schönen Ellen sagte der »schwergeprüften Mutter ihres unvergeßlichen Freundes, daß sie in ihrem Schmerz nicht allein stehe, daß ein andres Herz mit ihr blute«.

Fritz Elschner, der Schulfreund, schrieb vier lange Seiten voll Jugenderinnerungen und endete mit den Worten: »Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht.«

Der Freund der späteren Studienzeit, Doktor Walter, faßte sich in kurzen Worten, aber sie gingen Tina Malten zu Herzen wie die andern: »Er war einer von denen, um die man nie zu trauern aufhört.«

In großzügiger Charakterschrift zeigten sich ihr die Worte des alten Gelehrten, des Gönners ihres Sohnes, an dem er mit so großer Verehrung gehangen, dem er in beglückender Zusammenarbeit so viel verdankte. »Wen die Götter lieben, den holen sie früh zu sich in ein ver-

klärtes Leben. Doch trauernd rufen wir ihm nach: Oh, daß wir dich halten könnten!«

Hanna Malten bemerkte eine Veränderung an ihrer Schwägerin. In den Augen lag wieder etwas Glanz, sie trat sicherer auf, fast konnte man denken: freudiger.

Eines Nachmittags fühlte Hanna, daß sie ungelegen mit ihrem Besuch kam. Der Teetisch war sorgfältig, fast liebevoll für zwei Personen gedeckt, und Tina konnte ihr Unbehagen über das unerwartete Eintreten der Schwägerin schlecht verbergen.

»Du erwartest Gäste?« fragte Hanna.

Still bejahte Tina, und nach gegenseitigem kurzem Schweigen sagte sie freundlich mit bittenden Augen: »Verzeih, wenn ich dich heute nicht zum Bleiben auffordere. Es hat sich jemand angemeldet, der mit mir allein von Johannes sprechen möchte.« Immer noch verdüsterten sich ihre Augen, wenn ihre Lippen scheu den geliebten Namen aussprachen.

»Ach so! Aber bitte, ich will mich gewiß nicht aufdrängen, wenn ich störe.« Hannas Stimme klang stark verstimmt, und sichtbar beleidigt fügte sie spitz hinzu: »Mit mir, die dir doch am nächsten stehen sollte, vermeidest du hartnäckig von Johannes zu sprechen.«

»Weil ich es noch nicht ertrage, Alltagsgespräche um ihn zu führen. Heute wird es eine Feiertagsstunde sein.«

Als die Schwägerin mit rotem Kopf davongegangen war, stellte Tina Malten das Bild ihres Sohnes in die Mitte des Tischchens und wartete klopfenden Herzens, bis die Klingel ertönte und der erwartete Gast eintrat, die blonde, zartfarbige schlanke Lis. Lebhaft kam das junge Mädchen auf sie zugeschritten, einen duftenden Strauß Maiglöckchen in der Hand: »O liebe Frau Malten, wie sehr mich Ihre Einladung freute und ehrte! Ich habe gerade die letzte Zeit wieder so viel an Sie gedacht. An Sie ... und an ihn.« Mit Tränen in den braunen Augen — Rehaugen hatte Johannes sie genannt — legte Lis die Blumen still vor sein Bild. »Ich hatte ihn ja so lieb, so lieb. Und doch sprach er nie ein Wort, das mich hoffen ließ, er fasse unsre Kinderfreundschaft anders als eine solche auf. Vielleicht«, fügte sie zögernd hinzu, »hat Ellen seinem Herzen näher gestanden.«

Tina Malten zog die blonde Lis neben sich und schüttelte sinnend den Kopf: »Nein, Johannes war zu stolz, um sich das Herz eines jungen Mädchens zu sichern, ehe er im Leben die Stellung errungen hatte, die er als Anfangsziel einer ruhmreichen Laufbahn betrachtete. Wenn ich als Mutter einmal eine ernste oder neckende Bemerkung machte über die einstmalige Lebensgefährtin, war nichts aus ihm herauszubringen. Scherzend meinte er wohl: ‚Ach, die Lis und die Ellen und diese und jene, die werden gerade darauf warten, bis Johannes Malten als wohlbestallter Professor auf Freiersfüßen angeschritten kommt.'«

»Ich hätte gewartet,« erwiderte Lis; doch als Tina ergriffen ihre Hände drückte, fügte sie errötend und stockend hinzu: »Nun aber, liebe Frau Malten ... nun bin ich nach langer Überlegung ... seit wenig Tagen doch glückliche Braut geworden.«

Wie das am Herzen der Mutter rüttelte! Glückliche Braut — die Lis, die doch ihren Johannes geliebt hatte. So schnell, nach fünf Monaten schon, getröstet! Aber sie nahm sich tapfer zusammen, fragte teilnehmend nach dem Bräutigam und ließ sich erzählen. Lis tat es immer zutraulicher, eifriger, freier, und am Ende der Teestunde gestand sich Tina, daß ihr Gast fast nur von sich und seinem jungen Glück gesprochen hatte. Mit wehem Gefühl verschloß sie das Bild des Sohnes, das sie eigentlich Lis schenken wollte. Das hätte nun keinen Sinn mehr gehabt. —

Es vergingen Wochen, bis sie den Mut fand, an Ellen zu schreiben, aber die Sehnsucht diktierte ihr endlich doch wieder die Worte.

Statt ihrer selbst kam von Ellen ein langer Brief. Sie war Schwester in einem Sanatorium geworden und schilderte begeistert das neue Leben mit seinen hohen Pflichten, die sie voll befriedigten. Schrieb vier Seiten lang davon und bekannte nur zum Schluß in wenig Zeilen, daß sie sich einst ihre Zukunft anders geträumt habe, an der Seite eines geliebten Mannes, dessen Mutter sie nie aufhören werde zu verehren.

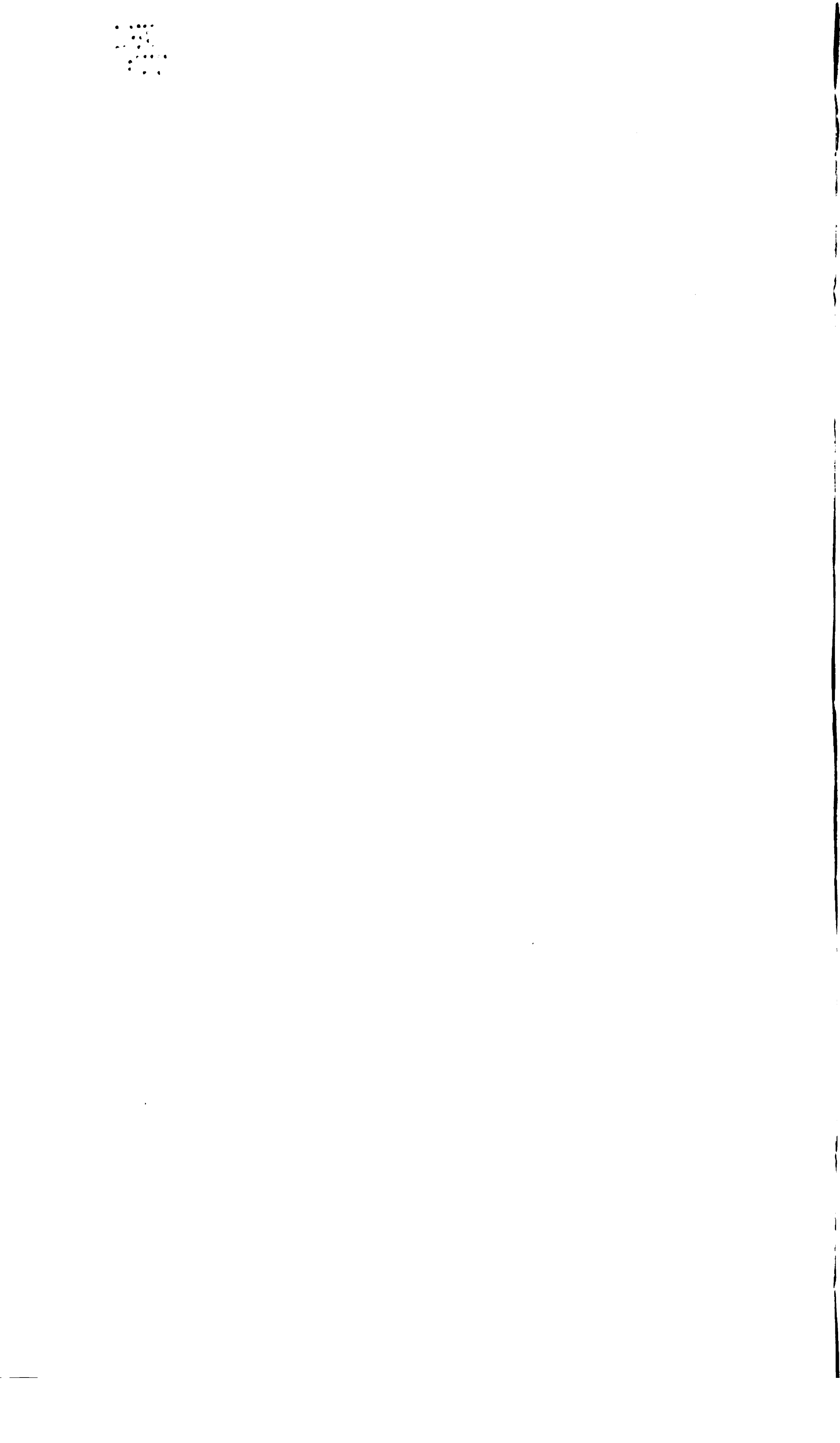
Langsam zerriß Frau Malten Ellens Brief in kleine Stücke. Zugleich zerriß in ihrem Herzen wieder ein Band, von dem sie Wunderkräfte erhofft hatte. Auch Ellen konnte ihr nicht helfen. Ihr Beruf erfüllte sie schon ganz.

Sommer und Herbst zogen vorüber, und Tina Malten fand nicht bestätigt, was ihr so viele in den Trauerbriefen schrieben: die Zeit wird der beste Tröster sein. Sie spürte nichts von diesem Trost in sich, sah im Gegenteil mit immer bangerem Herzen dem schweren Tag entgegen, an dem sich des Sohnes Tod zum erstenmal jährte. Viele gedachten ihrer in treuer Freundschaft trotz ihrer fast schroffen eignen Zurückhaltung. Auch Lis und Ellen schrieben. Doch konnte Lis nicht verhindern, daß der Glückston ihrer jungen Ehe voller erklang als die Beileidsworte. Ellen widmete Johannes und seiner Mutter die Anfangszeilen und hob dann hauptsächlich ihre Ernennung zur Oberschwester hervor, die sie mit freudigem Stolz erfülle.

Dann durchfuhr ein schmerzliches Freudengefühl Tinas Herz, als das Mädchen den Jugendfreund des Sohnes, Fritz Elschner, meldete. Voll warmer Herzlichkeit drückte er ihre Hände. Sie konnte sich nicht beherrschen und sagte aufschluchzend, wie schön und lieb es von ihm sei,



Anselm Feuerbach: Badende Kinder



sie am heutigen Tage aufzusuchen. Ja, es hatte ihn hergezogen, schon längst wollte er kommen. So oft gedachte er des Freundes, des Hochbegabten, mit dem ihn seit der frühesten Kindheit so viele Erinnerungen verbanden. Und er erzählte von diesen, er lachte über allerlei gemeinsame Erlebnisse, seine Augen strahlten. Tina fragte nach seinem Ergehen, und er strahlte noch mehr. Glänzend ging es ihm. Er geriet in freudigen Eifer, berichtete von seinen Geschäften und Erfolgen. Lebenslust und Kraft sprudelten aus ihm, bis er, nach der Uhr sehend, aufsprang und rief: »O weh, meine Zeit ist um. War mir eine große Freude, Sie wiederzusehen!«

Hinter dem Fenster stand Tina, sah ihm nach, wie er davonstürmte, stattlich, froh, lebenstüchtig — keine Brücke zu Johannes ...

Viel später las Tina einmal in der Zeitung, daß Doktor Walden, der andre Freund ihres Sohnes, einen Ruf an die Universität ihrer Stadt angenommen habe. Da packte sie wieder die Sehnsucht nach der Brücke, von der sie Balsam erhoffte, und ließ sie an ihn schreiben. Herzliche Glückwünsche zur ehrenhaften Beförderung und zum Schluß die bescheidene Bitte, der alternden Mutter des Studienfreundes und früheren Kollegen einmal die Freude eines Besuches zu machen. Als sie schon die Hoffnung auf eine Antwort aufgeben wollte, traf sie doch noch ein. Höflich, ehrerbietig, stolz erfreut über die Aufforderung, der er gern Folge leisten werde, sobald es seine Zeit erlaube.

Lange wartete und hoffte sie auf den versprochenen Besuch, und wartete und hoffte vergeblich. Vor sich selbst entschuldigte sie sein Ausbleiben: wichtige Arbeiten werden ihn verhindern. Aber leise regte sich doch wieder die Bitterkeit in ihrem Herzen: Ob Johannes nicht die Zeit gefunden hätte, der Mutter des toten Freundes die Bitte zu erfüllen?

Hanna Malten erzählte oft und gern den Bekannten, wie es ihr nun doch endlich gelungen sei, die Schwägerin über den Tod des Sohnes zu trösten. Ja, oft konnte sie sogar wieder fröhlich sein. Sie arbeitete mit Lust und Eifer, pflegte auch wieder einigen Verkehr. Nur eins ... nie sprach sie von dem Verlorenen, wußte stets abzulenken, wenn Hanna das Gespräch auf ihn bringen wollte. Jetzt, nach Jahren! Das alte Fräulein hob die Schultern: »Überempfindsam! Man muß sich doch mal dem Schicksal fügen.«

Eines Tags war es Hanna selbst, die die Schwägerin darauf aufmerksam machte, daß der berühmte Gelehrte, der alte Freund und Gönner ihres Johannes, in der Stadt weile, um einen Vortrag zu halten. Eine große Erregung bemächtigte sich Tinas. Sofort war sie entschlossen, ihn anzuhören.

Niemand im überfüllten Saale mochte so versunken, mit jeder Faser Wort für Wort des Redners in sich aufgenommen haben. Sie saß noch wie gebannt da, als sich schon langsam die Zuhörer entfernten und der Saal sich leerte. Dann stand sie wie in innerem Kampf, sah auf die Gruppe, die den berühmten Mann umringte, um ihm ihre Begeisterung auszusprechen, trat vor, zögerte wieder, und war doch plötzlich vor ihm, als er sich eben zum Gehen anschickte: »Verzeihen Sie einer Unbekannten, denn Sie können sich ja meiner kaum erinnern, aber ich habe Ihnen so viel zu danken.«

Gütig blickte er auf sie mit seinen klaren vergeistigten Augen und erwiderte höflich und sehr gewandt: »Ich glaube doch mich zu erinnern, nur auf den Namen komme ich nicht gleich.«

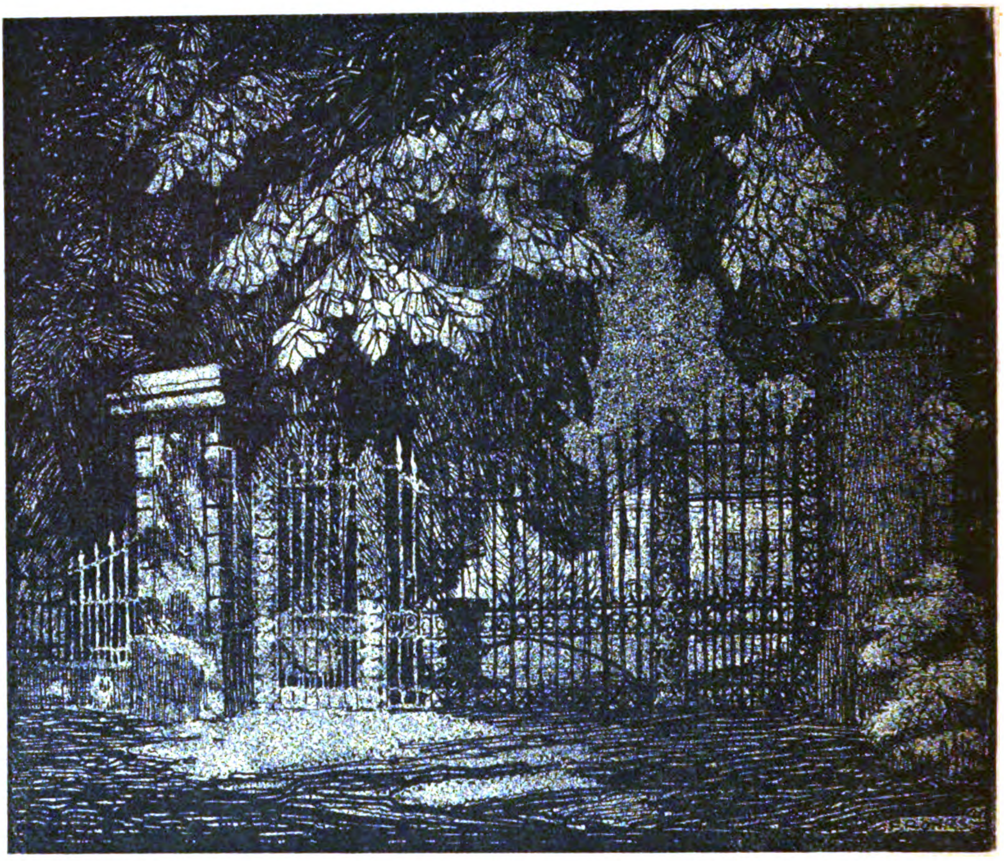
Bescheiden sagte sie: »Der Name meines Sohnes, Ihres Schülers und Verehrers, wird Ihnen mehr bedeuten als der meine.« Und sie nannte ihn langsam und lauschte auf seine Antwort, wie auf eine Offenbarung. Wenn es noch eine Brücke zu Johannes gab ...

»Oh, Johannes Malten! Und **ob** ich mich seiner erinnere, dieses begabten lieben Schülers! Und Sie sind die Mutter?« Lebhaft drückte er ihre Hand, und dann fragte er sie, die ihm die Worte vom Munde las, fragte heiter und voll Interesse: »Und wie geht es ihm eigentlich? Wo ist er hingekommen? Man wird im Leben so auseinandergerissen und verliert sich dann aus den Augen.«

Es war für beide gut, daß sich andre vordrängten, um von dem Gefeierten noch ein Wort zu erhaschen. Ihm fiel es wohl von selbst plötzlich ein, als er Frau Maltens starrem Blick begegnete, was sie Schweres erlebt hatte. »Verzeihung!« murmelte er verwirrt, und sie vermochte ein versöhnendes Lächeln zu erzwingen, nickte ihm stumm zu und trat den Rückweg an in die laue Sommernacht hinaus.

Einsam schritt sie dahin, und Träne um Träne floß heiß aus ihren Augen. Vom Himmel leuchteten die Sterne auf sie herunter und sprachen zu ihr, sprachen mild und klar: Siehst du sie denn nicht, die Brücke, die längst für dich bereit liegt? Nicht die Menschen konnten dir helfen, sie zu erbauen. Nur die Seele der Mutter kann sie betreten, wenn sie durch ihr tiefstes Leid geläutert ist. Und einsam muß sie sein, um sich emporzuschwingen, dann kommt die Seele ihres Kindes ihr entgegen.

Und Tina Malten verstand die Sprache der Sterne. Eine große Ruhe zog endlich in ihr gequältes Herz und erfüllte es mit wundersamem Trost. »Johannes,« sprach sie leise, feierlich vor sich hin, und es ward ihr heilig zumute, »Johannes, ich habe die Brücke zu dir gefunden.«



Fritz Röhrs: Am Inselwall in Braunschweig

Von Kunst und Künstlern

Carl Kayser-Eichberg: Schafherde unter blühenden Kastanien (vor S. 385) — **B. M. Herko:** Frühlingsahnen (vor S. 369), Tänzerin (vor S. 377) und Das kleine Dorf (S. 403) — **M. S. Thiemann:** Die Arena in Verona (vor S. 353) — **Fritz Röhrs:** Die Andreaskirche (vor S. 345) und Am Inselwall in Braunschweig (S. 402) — **August Hudler:** Mutterliebe (vor S. 321) — **Anselm Feuerbach:** Badende Kinder (vor S. 401) — **Christoph Amberger:** Sebastian Münster (vor S. 313) — **Romney-Jones:** Miß Davenport (vor S. 329) — **Fritz Stahl:** Max Kruse — **Oskar Beyer:** Norddeutsche gotische Malerei

Der Zug zum Dramatischen, der die Malerei Carl Kayser-Eichbergs kennzeichnet, prägt sich auch in seinem Ölgemälde »Schafherde unter blühenden Kastanien« aus. Ein andrer hätte diesen Stoff wohl in Sonne und Heiterkeit getaucht: unter blauem, von flaumigen Schäfchenwolken gesprenkeltem Himmel das grüne Laub der Bäume mit den weißflammenden Kerzen darin, und zu ihren Füßen auf saftigen Wiesenteppich gebettet die Herde mit dem Hirten. Kayser-Eichberg türmt schweres Gewölk auf, läßt die Kastaniengruppe, von den Blütenlichtern nur spärlich erhellt, unterm Sturm sich biegen, gibt ihr in dem blütenlosen Baum zur Linken einen finsteren, fast drohenden Gesellen und duckt die Herde samt dem Schäfer so tief in den Wiesengrund, daß sie damit wie verwachsen erscheinen. Dieses Bild ist gewiß voller Stimmung, aber es ist nicht die vielbesungene sanfte Flötenstimmung des Lenzes, sondern die Konflikt- und Kampfstimmung, die einer zwischen Winter und Sommer eingekeilten Jahreszeit ziemt.

Die beiden graphischen Blätter »Frühlingsahnen« und »Tänzerin« sind Radierproben des jungen, aus Chemnitz stammenden Maler-Radierers B. M. Herko, der auch in diesen figürlichen Zeichnungen, wie erst recht in seinen landschaftlichen Studien (s. »Das kleine Dorf« S. 403) platte Naturnachahmung leidenschaftlich ablehnt (»Ich will nicht photographieren, sondern komponieren«), um statt ihrer Empfindung und Gefühl auf den Thron zu setzen und statt der absoluten Schönheit das Individuelle, das Persönliche und Unterscheidende zu suchen. Herko zeichnet meistens sofort mit der Nadel oder dem Diamanten auf die Platte und bewahrt seinen Radierungen so die Frische.

In den Architekturbildern von M. S. Thiemann und Fritz Röhrs stellen wir Radierung und Holzschnitt, antik-italienische und mittelalterlich-norddeutsche Baukunst, Romanik und Gotik gegenüber.

Die Arena, auch Teatro Romano genannt, ist die einzige größere Erinnerung an die Glanzzeit des römischen Verona. »Es liegt ein eigentümlicher Reiz über diesem Bauwerk«, sagt Georg Biermann in seinem Buche über Verona (Seemanns »Berühmte Kunststätten« Nr. 25). »Seine Mauerquadern erzählen von grausigen Gladiatorenkämpfen, von Christenopfern, die hier den Märtyrertod gefunden, von Völkerstürmen, kaiserlichen Schaugeprängen und Volksversammlungen in kritischen Tagen. Von seiner äußeren Umgürtung ist nur ein sehr kleiner Teil erhalten, der gerade hinreicht, die Lust nach dem Zerstörten oder dem nie vollendeten Ganzen zu wecken. Eines ungeheuer malerischen Reizes entbehren aber darum die wenigen erhaltenen Bogen der äußeren Umkränzung nicht. Man muß bei Sonnenuntergang hoch oben auf den Mauern des Amphitheaters gestanden haben, um des Zaubers unsrer Stadt innezuwerden.«

Die Braunschweiger Andreaskirche wirkt am großartigsten, wenn man sich ihr vom »Schilde«, einem kleinen Platz inmitten der Stadt, durch den Meinhardshof nähert. Nach mehrfachen Windungen zeigt sich da plötzlich eine hell erleuchtete Querstraße, und vor unsern Augen erscheint der südliche Turm der Kirche, der höchste der Stadt, der 1532 noch ganz in gotischen Formen vollendet und 1544 mit einer bis zu 117 Metern aufragenden Zeltspitze versehen wurde. Nach einem Brande im Jahre 1680 erhielt der Turm 1740 sein jetziges, bis 92 Meter aufragendes Zwiebeldach. Der Nordturm blieb leider unvollendet. Röhrs hat den mächtigen Aufbau für den Blick freigelegt und ihm in dem nächtlichen Sternenhimmel einen Hintergrund von erhabener Majestät gegeben.

Die Partie »Am Inselwall« ist wohl die schönste in den abwechslungsvollen Braunschweiger Wallanlagen. Der Wall selbst liegt hier hoch, seitlich aber fällt das Terrain bis zu einem Okerarm, der zu einem stattlichen Weiher ausgeweitet ist; gegenüber erhebt sich ein energisch aufsteigender Hügel mit einer hellgrauen Villa obenauf. Löbbeckes (früher Bierbaums) Insel heißt nach dem Besitzer dieser Punkt im Volksmunde, und eine wahre Perle moderner Landschaftsgärtnerei ist diese Anlage; vornehm bemessene Wege durchziehen sie im anmutigsten Linienfluß, der Hügel zeigt sich nur mit geringem Buschwerk bepflanzt, unter und neben der Villa aber prachtvoller Baumbestand. Röhrs hat nur die Pforte zu diesem Paradiese gezeichnet; aber die Stimmung, die über dem Blatt liegt, läßt die Schönheit ahnen, die sich hinter dem Gitter birgt.

Die Marmorplastik »Mutterliebe« ist vielleicht das innigste Werk, das der frühvollendete August Hubler (1868—1905) uns hinterlassen hat. Feierlich groß in seiner behutsamen Liebe ist dieses mütterliche Weib erschaut. Prangend wächst der makellose Leib empor, zärtlich vorgeneigt spricht er vom geduldigen Tragen und Halten der Last, aber auch von der zärtlichen Sorglichkeit der Mutterliebe. Man beachte insbesondere, wie edel das feine Haupt an den aufrechten Nacken angesetzt ist; dieser Gelenkwinkel des Nackens ist es vor allem, der durchs Auge zur Seele spricht.

Anselm Feuerbachs Gemälde aus dem Jahre 1864, die »Badenden Kinder«, zählt



B. M. Herko: Das kleine Dorf

zu den glänzendsten Besitztümern der Schackgalerie in München. Unendlich lange Vorstudien hat Feuerbach während seiner römischen Zeit dafür gemacht. Der liebliche Nemisee gibt dem Ganzen die Folie. Dicht überbuschtes, schilfbestandenes Felsenufer, Ausblick auf den schimmernden See und die jenseitigen Gestade bilden die äußere Szenerie. Sieben nackte Kinder beleben das Ufer. Die Hauptgruppe zeigt sich in der Bewegung von einem fast dramatischen Rhythmus erfüllt; drei von den Kindern sind in vollstes Licht gesetzt, die übrigen in Halbschatten gerückt. Das feuchte Element, hat Schack gemeint, sei der Anlaß, der eine so lebhafte Bewegung unter den Kindern hervorruft. Aber schon die deutende Hand des in der Mitte sitzenden Kindes widerspricht dem. Folgen wir ihr, so gewahren wir das am andern Ufer plötzlich ausgetretene Wild, und sicher bringt dieser Anblick die aus Neugier und Furcht gemischte Aufregung unter den Kindern hervor. Um das Augenblickliche dieses Vorgangs noch besonders zu betonen, sind, wie schon Allgeyer bemerkt hat, die beiden Knaben, die etwas zurück im Halbschatten des Gebüsches stehen, so dargestellt, daß sie von der Aufregung der übrigen noch unberührt bleiben. Der Farbencharakter des Bildes ist wohl etwas kühl, um so lieblicher der Reiz der Komposition.

Die beiden farbigen Kunstblätter »Sebastian Münster« von Christoph Amberger und »Miß Davenport«, nach Romney gestochen von John Jones, sind nach Reichsdrucken wiedergegeben und werden in dem diesen Meisterwerken der graphischen Vervielfältigungskunst gewidmeten Aufsatz (S. 339 und 344) besprochen.

Zum 70. Geburtstage Max Kruses, dessen wir schon im Aprilheft gedacht haben, ist bei Ernst Wasmuth in Berlin eine Fest- und Gedenkschrift erschienen, in der das Schaffen, Denken und Wollen dieses ebenso erfindungsreichen wie schöpferischen Künstlers zum erstenmal nach allen Seiten hin dargestellt wird. Verfaßt hat sie Fritz Stahl, der dem mit so viel Verständnis gewürdigten Künstler und dem mit so viel Liebe gesehenen Menschen seit dreißig Jahren ein treuer Freund ist. Man darf deshalb im Text dieses festlich-prächtigen Quartbandes, der mit den Wiedergaben aller Krusischen Plastiken, aber auch mit farbigen Kunstblättern nach Landschafts- und Bühnenaquarellen geschmückt ist, keine kühle historische Kritik erwarten, keine »Wertung« dessen, der den Marathonläufer und die »Junge Liebe« geschaffen hat, nach dem Gradmesser der heutigen neusüchtigen Kunstekstase. Wohl aber übt Stahl die unendlich viel feinere Kunst, den Bildhauer in dem Stil seines eignen Schaffens lebendig zu machen, d. h. in der ihm eignen schlichten, ernsten Sachlichkeit, ohne die Wortinflation, die jetzt auf dem Kunstmarkt herrscht. Wie wohltuend sich das liest! Zumal da es dem Verfasser vergönnt ist, manches aus dem Leben und Sinnen Kruses mitzuteilen, was bisher unbekannt war und nun erst seine ganze Persönlichkeit erhellt.

In der von Prof. Hans Much bei Westermann in Braunschweig und Hamburg herausgegebenen Bücherreihe »Hansische Welt« ist ein neuer Band (Nr. 5) erschienen: »Norddeutsche gotische Malerei«, dargestellt von Oskar Beyer. Wie alle Bände dieser Reihe, zielt auch dieser auf mehr als Spiel und ästhetischen Genuß. Das einzig Wichtige ist ihm, daß einer Lebensbewegung vorgearbeitet oder nachgeholfen werde. Die große und einfache Lehre, die aus der niederdeutschen Gotik klingt und die dem deutschen Menschen nicht tief genug eingeprägt werden kann, ist die vom wahren Wesen schöpferischer Leistung. Sie beweist, daß unter Kunst nur das verstanden werden darf, was pflanzenhaft aus starkem, ursprünglichem Lebensgefühl hervorwächst. Ihre Forderung ist nicht, daß wir — was unmöglich — wieder Gotiker, wohl aber daß wir Menschen ursprünglichen, zarten und feurigen Lebens, daß wir wesenhafte Menschen werden. Dieser Lebensaufruf, ein neues Sursum corda! (Empor die Herzen!), bringt aus jeder Zeile, jedem Blatt dieses mit 67 Abbildungen nach gemalten Werken geschmückten Bandes. Unmöglich, der herz- und gewissenbewegenden Einfalt dieser Bilder, die ihre Kräfte aus dem Boden geistiger Volksgemeinschaft und der Tüchtigkeit des Handwerks ziehen, zu widerstehen! Wer sich wahrhaft in sie hineingelebt hat, dem wird die Vereinfachung des Sehens, zu der sie zwingen, auch eine Vereinfachung des Seins bescheren. Dem ganz von seiner Aufgabe durchdrungenen Verfasser ist es sicher, daß künftig Scharen von Menschen lebendigen Herzens, junge und alte, vor diese so schmählich lange übersehenen Bilder von Meister Bertram und Meister Francke in der Hamburger Kunsthalle, vor die Bilder namenloser Meister in den Kirchen und Klöstern Mecklenburgs, Lübecks, Stralsunds, Thorns, Frauenburgs, Marienwerders und andrer Orte Norddeutschlands strömen werden. Nicht aus Neugier, sondern wie die Weisen aus dem Morgenlande, um mit eignen Augen zu betrachten, wovon ihnen bisher nur Kunde kam. Dieses Buch ist das Präludium des Lobgesanges, der dann auf dies deutsche Kunstschaffen angestimmt werden wird. F. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Ernst Toller: Der deutsche Hinkemann — Arnolt Bronnen: Anarchie in Sillian — Karl Kraus: Traumtheater und Traumstück — Georg Kaiser: Kolportage — Die Freiburger Volkspassion — Hebbels Nibelungen im Staatstheater — Vasantasena — Ossip Dymow: Sommer — Peter Nansen: Eine glückliche Ehe — K. G. Chesterton: Magie — Bernhard Shaw: Eine musikalische Kur — W. S. Maugham: Lady Frederik — Avery Hopwood: Unsre kleine Frau — Luigi Pirandello: So ist es! Ist es so? — Dario Nicodemi: Der Reiherbusch — Gabriele d'Annunzios »Tote Stadt« — Eleonore Duse † — Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung

Um Ernst Tollers Tragödie »Der deutsche Hinkemann« (Buchausgabe bei G. Kiepenheuer in Potsdam) ist, bevor sie nach Berlin kam, ein ungeheures Wesen gemacht worden. In Dresden, wo man das Stück taktloserweise am 18. Januar, dem Tag der Reichsgründung, angesetzt hatte, gab es einen Theaterskandal von noch nicht dagewesener Heftigkeit; anderswo gebärdeten sich linksradikale Schichten, als gehöre ihnen das Stück allein und müßten sie es mit der Muskelkraft von Boxern und Ringkämpfern gegen Sabotageversuche der Rechtsstehenden schützen. Das alles wäre nicht nötig gewesen; das Stück hätte, wie jedes andre, aus sich selber für sich selber zeugen dürfen. Man soll einen Dichter anhören, auch wenn er wie dieser düstere Erlebnisse, aber eben doch mit Herzblut erkämpfte Erlebnisse, vulkanartig aus sich herausschleudert. Denn der Dichter ist nun einmal die Stimme der Zeit, und es wäre Feigheit, sich die Ohren gegen sie zu verstopfen, wenn sie uns auf die Nerven fällt, uns ins Gewissen schlägt oder das Herz zerreißt. Laßt das Werk zu uns reden! Im Festungsgefängnis von Niederschönenfeld sitzt der Politiker Toller, der nach Gesetz und Urteil für seine Umsturzpläne büßen mag; den Dichter, wenn er einer ist, bannt keine Mauer, hält keine Fessel — seine Stimme werde gehört!

Gehört erst recht dann, wenn sie fremdem Leib und Schmerz zum Ausdruck verhilft, an dem wir uns alle, auch die wir den Krieg als eine Schicksalsnotwendigkeit ehren, mitschuldig fühlen müssen. In der »Wandlung«, in »Masse Mensch« und auch noch in den »Maschinenstürmern« entlud sich des Dichters eignes parteipolitisches Ich chaotisch-aufrührerisch gegen Gott und die Welt, aber auch gegen sich selber; hier enthüllt er die Seelenwunde eines Kriegskrüppels, dem ein Schuß das Geschlecht genommen hat, und der sich nun nicht nur in seiner draußen erwachten Kindersehnsucht betrogen und von seiner jungen gesunden Frau um eines andern, Unverkrüppelten willen verlassen sieht — beides würde er ertragen — nein, der sich seines unverschuldeten bitteren Makels wegen als Un-Mann von ihr verlacht und verspottet glaubt. Dieser vermeintliche Hohn ist es, der an ihm frißt, der so viel Bitternis, Gram, Weh und Wut in ihm häuft, daß er mit Gott und den Menschen hadert, Zeit und Welt um sich bis in den innersten Kern verseucht und vergiftet wähnt, überall unter Hohn und Gelächter nur neuen Mord sieht, daß er taub gegen die Stimme der Reue und wiedergekehrten Liebe, die aus ihr schreit, seine Frau in den Tod jagt und sich selber den Strick dreht. Dies ganze Verhängnis beruht zwar auf einem blöden Mißverständnis oder vielmehr auf einer schurkischen Verleumdung des Liebhabers der Frau Hinkemann, eines Rohlings und wüsten Genießers: sie hat sich wohl eine Weile vor dem düsteren Grübler, zu dem ihr Mann geworden, entsetzt, und ihr heißes Blut ist ihm untreu geworden, gelacht aber hat sie nicht über ihn, weder über seine Unkraft noch über sein Sichwegwerfen, als er sich, um Brot ins Haus zu schaffen, als »starker Mann«, als Ratten- und Mäusefresser in der Schaubude produzierte, hat sogar Miene gemacht, sich in dieser Situation vor aller Welt zu ihm zu bekennen und sich ihm zu Füßen zu werfen. Aber er glaubt nun einmal an ihren Verrat, an ihre Verspottung seiner wunden Seele, und daraus erst fließt all sein Jammer, all seine Verzweiflung, all seine Lästerung. Dieses morsche Fundament des tragischen Aufbaues ist eine arge künstlerische Schwäche des Werkes und erschüttert es eigentlich durch und durch. Aber die menschlichen Schmerzenstöne, die aus ihm erklingen, werden dadurch nicht ausgelöscht, und sie sind ergreifend genug, um die künstlerischen Fehler zu entschuldigen.

Denn mit menschlichen Gefühlen, nicht aber mit kalten ästhetischen Maßstäben will dies Schicksal eines Kriegsopfers gemessen sein, und wir müßten uns schämen, wenn wir — etwa aus Zimperlichkeit — nicht Mitleid und Ehrfurcht dafür aufbringen wollten. Ja, dies Schicksal ist bitter genug, um noch mehr von uns fordern zu dürfen. Selbst Schmähungen des Staates, der Gesellschaft, des Krieges und der Mächtigen der Erde, die dieser arme Unglückliche nun mal für die eigentlich Schuldigen hält, müßten wir seinem Schmerz verzeihen. Aber Hinkemann ist es nicht einmal, aus dessen Munde solche Schmähungen hauptsächlich kommen. Der sie ausgeifert, ist vielmehr der gewissenlose Verführer und Verleumber der Frau, der sich mit aufgeblähtem Stolz einen »Athe-

isten« nennt und die »Liebe«, wie er sie versteht, für das einzige Vergnügen, den Lebenskern des Proletariers erachtet; ist der Budenbesitzer, der auf den Zeitgelüsten schmarotzt und mit der »Kultur« Schindluder treibt; ist der Auswurf der Gasse, der in den Kloaken nach unerhörten Erregungen und Genüssen wühlt. Und es gibt eine Szene in dem Stück, da werden der sozialistischen Weltanschauung Wahrheiten gesagt, die sie beißender kaum schon zu hören bekommen hat: wenn Schiefer- und Ziegelbecker wegen fünf Pfennig höheren Tariflohns um den Standesvorrang streiten; wenn der »Parteisoldat« im Arbeiter verspottet wird, während es doch längst viele gebe, die ihr Ideal ganz woanders suchen; wenn ein christlicher, freilich nicht »klassenbewußter« Arbeiter, dem das himmlische Licht aufgegangen ist, den Vernünftlingen ihre materialistische Parteiverblendung vorhält. Das ist dieselbe Szene, in der Hinkemann den Genossen das Wort zuschleudert: »Ihr Toren! Wie müßt ihr anders werden, um eine neue Gesellschaft zu bauen! Bekämpft den Bourgeois und seid selbst aufgebläht von seinem Dünkel, seiner Selbstgerechtigkeit, seiner Herzensträgheit! Einer haßt den andern, weil er in einer andern Parteisekte ist!«

Dies ist gewiß alles andre als ein erhebendes und erquickliches Stück, und manchmal, bei aller Ergriffenheit, faßt auch den willigsten Zuschauer ein gelinder Ekel. So, wenn Hinkemann sich zu Schluß in seiner schrankenlosen Zerrüttung vor dem Priapus auf die Knie wirft. Aber, frage ich, haben wir Verschonten und Behüteten das Recht, gesittet pfui zu sagen, wenn die gemarterte Kreatur sich von ihrer Qual erbricht? Wir respektieren und interpretieren den rasenden Ajax des Sophokles, wir haben tragisches Mitleid mit dem vor Schmerzen brüllenden Philoktet — und wollten uns taub machen vor den Schreien derer, die auf dem Schlachtfeld ihr Blut, ihre Gesundheit, ihre Manneskraft für uns geopfert haben?! »Das Proletariat hat ein Recht auf Opfer« (das heißt in diesem Zusammenhang: auf das Darbringen von Opfern) — das ist ein tapferes, hochgemutes Wort in Tollers Stück, ob es gleich aus dem Munde eines Bolschewisten kommt. Wir sollten uns nicht von ihm beschämen lassen.

So erschien mir Tollers Stück im Residenztheater unter Emil Linds Spielleitung und mit Heinrich George in der Titelrolle. Nach den Dresdner Berichten habe ich es anders angesehen. Aber es ist und bleibt eins der schönsten Erlebnisse des Kritikers, sich vom Werke selbst eines Besseren belehren zu lassen, und eine Wollust, dann seinen Irrtum zu bekennen. Wenn ich dies Stirb und Werde nicht mehr habe, will ich meine Feder niederlegen.

Toller hat seine dreiaktige Tragödie »Der deutsche Hinkemann« genannt; gegeben aber wird sie — wohl mit Zustimmung des Verfassers — unter dem einfachen Titel »Hinkemann«. Und das ist gut so. Denn sollte wirklich die verwegene Absicht bestanden haben, dies Schicksal eines Entmannten uns Deutschen insgesamt als symbolischen Spiegel vorzuhalten, so wäre sie mißglückt oder schon während der Arbeit eingeschlafen. Noch verfehlter ist der Versuch Arnolt Bronnens, der seit seinem »Vatermord« als eine Hoffnung der jüngsten Dramatikergeneration gilt, für sein zweites von der »Jungen Bühne« aufs Theater gebrachtes Drama durch den Titel »Anarchie in Sillian« universale Zeitbedeutsamkeit zu beanspruchen. Unfreier als dieses ist jedenfalls kaum ein zweites Drama des expressionistischen Sturms und Drangs in der Banalität des Alltags steckengeblieben. Artet doch der anfangs wohl ernst zu nehmende Konflikt zwischen mannhaftem Arbeitswillen und zermürbender Erotik bald in eine läppische Wortbalgerei zweier Nebenbuhler um ein hysterisches Weib aus, der, nach vergeblicher Bemühung von Messer, Revolver, Stromschalter und Schnapsflasche, viel zu spät erst durch einen Lysoltrank ein Ende gemacht wird. Kraft sieht man hier mit Brutalität, Kühnheit mit Frechheit verwechselt, und die Zuchtlosigkeit eines blinden Draufgängertums, das sich weder um Konsequenz der Charaktere noch des Geschehens kümmert, artet in eine unreife Dummejungenhaftigkeit aus, für die sich nur gleich grüne Gemüter begeistern können.

Nicht viel glücklicher verlief das bombastische Experiment der »Truppe« im Lustspielhaus, Karl Kraus, den Herausgeber der Wiener »Fackel«, den Zeitsatiriker oder, wie der Enthusiasmus seiner Gemeinde will, den »Zeitethiker« als bisher zu Unrecht mißachteten Dramatiker durchzusetzen. Denn was die beiden zusammengekoppelten Traumstücke brachten, war nichts Kämpferisches und nichts Umstürzlerisches, nichts Gedanken- und nichts Willensträchtiges, sondern nur ein Spiel mit Worten, Begriffen und Vorstellungen, das zu keiner geistigen, geschweige denn dramatischen Gestaltung vordringt. »Im Worte leben und an einer Silbe sterben«: diese aus der Wiener Dramatik schon genugsam bekannte Losung einer schwächlichen Ästhetenkunst ist auch hier der Weisheit letzter Schluß. Auch Kraus, der Dramatiker, holt, wogegen er als Kritiker mit so großer Geste wettert, alles vom Papier oder aus dem Gehirn, nichts aus dem Brunnen des Lebens, nichts aus dem Boden der Natur.

Ein verblüffend witziges, aber auch höchst bequemes Rezept, zu einem neuen Gericht seiner schon ohnedies recht bunten Dramentafel zu kommen, hat sich Georg Kaiser erfunden.

Er richtet einen Komödienschmarren als »Kolportage« an, und indem er sich über die Mittel und Motive solcher Hintertreppenromantik lustig macht, nimmt er sich ohne viel Federlesens das Recht, sie für sich selbst in Reinkultur zu züchten: Eine Mutter schleicht sich mit ihrem Kinde bei Nacht und Nebel aus dem Schloß ihres gräflichen Gatten, der sie nur des Geldes wegen geheiratet hat, und spielt seinen Häschern, die hinter dem reichen Erben her sind, einen Betteljungen in die Hände, der nun auf Schloß Stjernenhö als echter Graf aufgezogen wird, sich auch allen so legitimiert, selbst der alten adelsstolzen Erlaucht von Erbgräfin, die ihm von Sr. Majestät, ihrem Freunde, das Patent der Königsdragoner überbringt, selbst dem feudalen Baron Barrenkrona, der ihm seine Tochter als Braut gibt. Da erscheint aus Kansas, wohin sie geflüchtet, nach zwanzigjähriger Verschollenheit die Gräfin Karin, geb. Bratt, und mit ihr der echte Graf Erik, der drüben unterm Sternenbanner ein freiwüchsiger Selfmademan geworden ist; erscheint, als man die beiden für Betrüger erklären will, auch Frau Appeblom, die echte Mutter des »jungen Grafen«, und nun muß die Blaublütigkeit vor dem Bürger- und Proletarierblut kapitulieren. Daß sie dabei für Spott nicht zu sorgen braucht, wird man sich denken können, wenn Kaiser auch so viel Vorurteilslosigkeit und Gerechtigkeit aufbringt, die kleine blonde Baronesse ihrem zum simplen bürgerlichen Ade Appeblom entadelten »Grafen« treu bleiben und ihm über den großen Teich ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten folgen zu lassen — freilich erst, nachdem der Amerikaner, der echte Stjernenhö, auf seine großväterliche Erbschaft verzichtet hat. Das gibt — mag man's glauben oder nicht — ein recht unterhaltsames Theaterstück, und daran könnte sich's der dank Else Heims (Gräfin) und Ilka Grüning (die alte Erlaucht) auch darstellerisch wohlgelungene Abend im Lessingtheater wohl genügen lassen. Aber nein! Es müssen noch »höhere« Absichten dabei sein. »Geschrieben zur Förderung der Kinderfürsorge und des zeitgenössischen Theaters« steht auf dem Zettel. »Kinderfürsorge« — das heißt bei Kaiser, wie es seine proletarische Figur zu Schluß ausdrücklich verkündet: »Füttert die Kreatur vernünftig, und ihr schafft ganz von selbst das Paradies auf Erden«; »Förderung des Theaters« — das heißt: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und geniert euch nicht, wenn das, was ihr dabei packt, nach Rinaldo Rinaldini schmeckt. Ohne diese Maximen wäre das Stück nicht weniger genießbar gewesen. Denn das wissen wir nun ja wohl zur Genüge: der Dichter der »Bürger von Calais« hat den Ehrgeiz einer charaktervollen dichterischen Entwicklung längst aufgegeben; er bewegt sich ein für allemal lieber auf der »bequemen Ebene des Beharrens«, die er als Betätigungsfeld dem Lustspiel zuweist. Nicht ungerügt darf bleiben, daß sich Kaiser gerade Schweden zum Schauplatz dieser Adelsverblödung ausgesucht hat, ein Land, das sicher Besseres als Gelächter um uns verdient hat.

Neben diesen Krafthubereien, Künsteleien und Spielereien fehlt es nicht an ernsten Bemühungen um die hohe dramatische Kunst, sogar um ihre Ewigkeitswerte. Da kam die Große deutsche Freiburger Volkspassion zu uns, warb zweitausend Mitwirkende und führte vierzehn Tage hindurch allabendlich in der Riesenhalle am Kaiserdamm, die sonst für Automobil- und Flugzeugausstellungen bestimmt ist, nach Oberammergaus Beispiel und Muster, doch ohne dessen Landschafts- und Weihehilfen das erhabenste und erschütterndste aller historischen Menschenschicksale auf; da wagte sich das Staatstheater unter Jürgen Fehlings Spielleitung an eine auf sechs Stunden bemessene Gesamtaufführung der Hebbelschen Nibelungen. Es war dort wie hier nur ein halbes Gelingen. Dort, weil das weltliche Schaugepränge allzusehr die heilige Handlung, die religiöse Mystik überwog; hier, weil in den Schauplätzen unter dem Zwang schneller Szenenfolge alle Farbe und damit in einer schier ägyptischen Finsternis ein gut Teil der wechselnden Stimmungen ausgelöscht war. Gab es doch weder einen Schloßhof noch einen Dom zu Worms, weder einen Odenwald noch ein Donauufer; ließ doch auch die Tracht, gleich dieser dumpfen Eintönigkeit der Szene, keine Spur von Glanz und Pracht, nicht einmal von heroischer Erscheinung aufkommen. Man muß diese Mittel verwerfen, auch wenn man ihren Zielwillen billigt, nämlich das Urweltliche, Elementare und Riesenhafte zu packen, wodurch sich Hebbel von seinen Vorgängern, zumal Raupach und Geibel, überragend unterscheidet. Auch sonst zeigte sich das Charakteristische des Werkes mit scharfem Blick erkannt und bis in die innersten Linien des geistigen Aufbaues erfaßt: die doppelte Zeit- und Weltenwende, die sich in diesem an kulturhistorischen Perspektiven überreichen Werke vollzieht, kam trotz den notgedrungenen Kürzungen zur Anschauung, und das tragische Übergewicht des letzten Teils (»Kriemhilds Rache«) behauptete sich mit einer Wucht, wie sie schwerlich in einer früheren Aufführung schon erreicht worden ist. Das war nicht zum wenigsten das Verdienst der Kriemhild-Darstellerin Agnes Straub, die durch kluge Zurückhaltung im mittleren, machtvolle Entfaltung aller dramatisch-tragischen Energien im letzten Teil vielleicht zum erstenmal bewies, daß diese von schamhaft-schüchterner Jungfrau zum

furchtbaren Rachedämon aufwachsende Gestalt ohne Verletzung des weiblichen Grundcharakters von einer Schauspielerin dargestellt werden kann. Alles in allem ein großer Wurf, zielsicher im Ansatz, wohlausgewogen im Schwung der Bewegung, nur nicht frei genug im Spiel der Kräfte und ohne das letzte Vertrauen zu der selbsttätigen Wunderwirkung des Dichterwerkes.

Ein ähnlicher Vorwitz der Spielleitung, der das Seine sucht, statt erst einmal die Dichtung selbst sich ausblühen zu lassen, brachte auf der Volksbühne das liebliche, menschlich gütige und seelisch heitere indische Schauspiel »Vasantasena« oder »Das irdene Wägelchen« um die verdiente Wirkung. Wozu dieser Blume frühorientalischer Dramatik, die in sich selber bunt und duftig genug ist, die grellen und ätzenden Farben ironisierender Karikatur einimpfen! Mehr Ehrfurcht, mehr Demut, mehr Vertrauen zu den eingeborenen, selbstwüchsigen Wirkungen solcher aus fernen, verklärten Zeiten zu uns herüberwinkenden Dichtungen, und sie würden sich uns reiner und stärker offenbaren, als es allen künstlichen Zucht- und Pfropfversuchen gelingt.

Damit sind wir schon bei der ausländischen Dramatik, die auch in den Frühlingswochen wieder ihre bunte Musterkarte vor uns ausbreiten durfte. Russen, Dänen, Briten, Amerikaner, Italiener — Deutschland fühlt sich auch jetzt noch uneigennützig genug, ihnen allen die Tore zu öffnen, so viele heimische erprobte oder unerprobte Begabungen auch draußen stehen und um Einlaß bitten.

Rußland, dessen Dramatik sich gegen den bolschewistischen Umsturz völlig spröde zu verhalten scheint, schickte uns ins Renaissancetheater einen neuen Ossip Dymow, eins jener handlungsarmen, aber stimmungssatten und lebenswahren Ehestücke (»Sommer«), in denen die Russen immer noch Meister sind, selbst wenn sie, wie in diesem Abschied vom Liebesglück und Liebestraum einer dem Herbst entgegengehenden Frau und Mutter, die Empfindsamkeitssaite aufziehen. Dagegen ist Peter Nansen, der Däne, in seiner von der »Tribüne« wiederaufgeführten »Glücklichen Ehe« ganz der leichtherzig-weltmännische Ironiker, als den wir ihn aus seinen Novellen kennen. »Ich glaube,« sagte er, und das ist die Devise dieses aus einer Novelle geschöpften Lustspiels, »es kann ganz nützlich sein, heutzutage, wo so viele düstere, wehmütige und tragische Schauspiele über die Treulosigkeit der Ehe geschrieben werden, auch einmal eine glückliche Hanrei-Ehe auf die Bühne zu bringen.« Das war schon um 1910, und die Novelle ist noch fünfzehn Jahre älter, aber Peter Nansen ist bis an sein seliges Ende (vor drei, vier Jahren) der alte unverbesserliche Schwerenöter mit der roten Nelke liebenswürdig koketter Frivolität im Knopfloch geblieben. Möge ihm die Erde so leicht sein, wie seine Theaterstücke es waren!

Als eine neue, in mancherlei Art fesselnde Erscheinung begrüßen wir den Irländer K. G. Chesterton, den mystisch-romantischen Widerpart seines ironisch-skeptischen Landsmannes Shaw. Das ist einer, der sich dem da drüben so siegesgewiß geschwungenen Zepter des kühlen Verstandes, der nüchternen Einmaleinsweisheit nicht ohne weiteres beugt, der im Gegenteil gesonnen und gerüstet ist, auch den unsichtbaren, geheimnisvollen Dingen ihre Ehre zu erstreiten. Er macht das in seinem Schauspiel »Magie«, dessen Bekanntschaft wir gleichfalls der »Tribüne« verdanken, höchst witzig, aber auch nachdenklich mit Hilfe eines Taschenspielers, in dem durch Spott und Hohn die aus Grauen vor ihnen gebändigten magischen Kräfte wiedererweckt werden, und der dann mit eben diesen Kräften just den zweifelsüchtigsten seiner Zuschauer von der Nervenzerrüttung heilen muß, die dieser ungläubige Thomas bei dem verblüffendsten der Experimente erlitten hat. Nur eine glaubt an ihn, das Mädchen aus Irland, dem Land der Elfen, Geister und Märchen, sie, die nach der Offenbarung seines Lebens und seiner Schicksale etwas wie Liebe zu ihm in sich keimen fühlt. Das Stück hat nicht bloß Geist und Witz, es hat auch Phantasie und Ehrfurcht, und die Lektion, die es dem überheblichen Rationalismus des Engländertums erteilt, hat wohl auch uns etwas zu sagen, zumal da sie nicht schulmeisterlich, sondern durchaus bühnengerecht und theaterwirksam vorgetragen wird.

Freilich, ein moralischer Dickhäuter wie Bernhard Shaw wird sich auch diesen Pfeil, als wär's ein Kinderbolzen, aus dem Fell schütteln. Wenn sein Geist und Witz es wollen, muß ihm alles zur Komödie werden; kaum daß man auf dem Grunde des Bechers noch ein Hefereſtchen des Ernstes findet. So wird er's eines Tags mit Chestertons »Magie« machen; so hat er's schon in dem »einaktigen Unsinn«, wie er seine »Musikalische Kur« oder »Reginalds Traum« selbst bewertet, mit der in fast all seinen Stücken wiederkehrenden These gemacht, daß eigentlich die Frau, nicht der Mann das stärkere Geschlecht sei. Die Menschen selbst bemüht er dafür kaum, ein Flügel und eine Ziehharmonika tun's auch. Denn die und nicht der junge zartbesaitete, halb schon dem Spleen verfallene Lord Fitzambey und die ebenso starkarmige wie starkgeistige Virtuosin Strega Thundridge sind hier die »Hauptpersonen«. Mit den beiden »musikalischen« Marterinstrumenten kurieren die beiden sich gegenseitig, bis sie einander erlöst und liebeswillig in die Arme sinken. Ein Bierulk für gemischte Vereinsabende, aber auch — in

einem Einakterabend des Deutschen Künstlertheaters — eine gute Gelegenheit für ein so derbes Talent wie Gerda Müller, sich einmal von der karikaturistischen Seite zu zeigen.

Was sonst über den Kanal oder das Weltmeer zu uns kam, ist Konterbande aus Frankreich, die unterwegs die Quarantäne gesellschaftlichen Anstandes passiert hat. Einer dieser angelsächsischen Ersatz-Pariser heißt Maugham, ein schottischer Name, scheint's, der am Gaumen kundiger Phonetiker zu Mœm zusammenschrumpft. Noch viel mehr aber schmilzt sein dreiaktiges Lustspiel »Lady Frederik« im Theater am Kurfürstendamm zusammen, nämlich zu einer Rolle Leopoldine Konstantins, für die diese elegante, lebenslustige, kecke und temperamentvolle Lady, ein Pfirsich unter den Backpflaumen der englischen Gesellschaft, wie geschaffen ist auch in der Schmink- und Puderszene am Toilettentisch, wo sie sich einem töricht verliebten Jungen gegenüber fast in eine Candida verwandelt. Ein zweiter dieser Überseer, der aus der Neuen Welt, heißt Avery Hopwood, ist schon durch seinen »Mustergatten« bei uns eingeführt und liefert nun in den Kammerspielen das weibliche Gegenstück dazu: »Unsre kleine Frau«, einen Schwank, der mit seiner alle Männer anflirtenden bürgerlichen Heldin eine noch halbwegs ehrbare amerikanische Vorstufe zu den Pariser Kokottenschwänken darstellt und im mittleren Akt richtig auch schon die große Überraschungs- und Ertappungsszene hat, mit aufgetragenem Souper à quatre mains, wenn auch vorläufig ohne aufgeschlagenes Bett.

Mit einem neuen dramatischen Genre, einer »Parabel in drei Akten«, erscheint der Italiener Luigi Pirandello auf dem Plan. Er ist keiner von den Jungen mehr, hat in seiner Familie viel Schmerzliches erlebt und auch in seiner Heimat hinter den Pathetikern und Rhetorikern lange im Schatten stehen müssen. Wahrscheinlich, daß er für seine Parabel mit dem skeptischen Titel »So ist es! — Ist es so?« mancherlei bittere Lebenswahrheiten aus dem eignen Schicksal geschöpft hat. Was er uns gibt, ist eigentlich mehr ein Reflexstück als ein Drama mit unmittelbar vor uns hintretender Handlung ... Die ganze Stadt, zumal die Damenwelt, zerbricht sich den Kopf über den neu zugezogenen Präfektursekretär Herrn Ponza und seine Ehe. Er wohnt weit draußen in der Vorstadt, hoch oben in einem Hinterhause, seine Frau bekommt man nie zu Gesicht, seine Schwiegermutter, Frau Frola, hat er fern im Inneren der Stadt untergebracht, auch sie darf mit der jungen Frau nur vom Hofe aus über den Balkon verkehren, und jeder Umgang mit den Nachbarn ist ihr streng verboten. Die Neugier ruht nicht, bis sie die geheimnisvollen drei Menschen aus ihrer Verborgenheit aufgescheucht und zum Reden gebracht hat. Dabei aber entsteht nach der Darstellung der Schwiegermutter und der des Schwiegersohnes ein trotz gleicher liebevoller Schonung des andern völlig verschiedenes Bild. Herr Ponza erzählt, er habe seine Frau vor Jahren bei einem Erdbeben verloren, doch seine Schwiegermutter, seit der Zeit geistesgestört, glaube nicht an den Tod der Tochter, und um ihr Leben zu erhalten, müsse er ihr den tröstlichen Wahn lassen, indem er solche Eifersucht vorschütze, daß die eigne Mutter mit der (vermeintlichen) Tochter nur von fern verkehren dürfe — tatsächlich sei er längst mit einer andern verheiratet. Dagegen die alte Frau Frola: ihr Schwiegersohn habe in den Flitterwochen seine junge Frau mit solcher Liebesraserei umworben, daß sie zeitweilig von ihm getrennt in einem Sanatorium untergebracht werden mußte; als sie dann geheilt zu ihm zurückkehrte, hielt er sie in seinem Wahn für eine andre, mit der man ihn zum Schein erst aufs neue habe trauen müssen — tatsächlich sei es seine erste Frau, ihre Tochter, man dürfe es ihm nur nicht sagen, wolle man seinen immer noch kranken Geist nicht gefährden. Was nun? Wer von beiden sagt die Wahrheit? Wer lügt? Wer ist wahnbefangen? Wer ist geistesklar? Endlich bringt man es fertig, Frau Frola und Frau Ponza gegenüberzustellen, in Gegenwart des Mannes. Aber auch da kommt die »Wahrheit« nicht ans Licht. Die tiefverschleierte junge Frau läßt sich die Umarmung der alten Dame, die mit dem Ruf »Meine Lina!« auf sie zustürzt, gefallen; der Mann schreit gleichzeitig mit verzweifelt nach ihr ausgestreckten Händen, als wolle sie ihm jemand rauben: »Meine Julia!« — wer hat nun recht? Ist dies Lina, die erste, oder Julia, die zweite Frau Ponza? Und wer lebt im Wahn: Herr Ponza oder Frau Frola?

Das Stück entläßt, wie all die neugierigen Mitmenschen und Stadtgenossen, auch uns Zuschauer mit einem Fragezeichen. Ja, dies Fragezeichen ist die Lehre der Parabel. Es gibt, will es sagen, keine unbedingte Wahrheit, jeder hat seine eigne, wir Kurzsichtigen müssen uns darein finden, daß dasselbe Ding von jedem eigen und anders gesehen wird ... Mir scheint, das ist mittlerweile eine Gassenweisheit geworden, um die man kein Drama mehr zu schreiben braucht, die man schon aus den Zeugenverhören unsrer Gerichtssäle tausendfach erfahren hat. Immerhin, für ein paar Stunden spannt und beschäftigt uns dies Stück, und man begreift bei der geschickten Technik, die Pirandello übt, daß er in Ländern, die, wie Amerika, vom Theater in erster Linie Theater, daneben aber auch den Schein der Lebenswahrheit und der Menschenkunde verlangen, ein vielbegehrter Autor ist.

Er hat da drüben, zumal in Südamerika, schreibt mir ein Leser, nur einen nennenswerten

Mitbewerber, und das ist sein italienischer Landsmann Dario Nicodemi, den wir als Verfasser des Barfüßele-Stückes »Scampolo« und der »Tageszeiten der Liebe« kennen. Er und seine italienische Truppe, mit der er meistens seine eignen Stücke spielt, haben drüben sogar einen guten Ruf, in Argentinien jedenfalls sind sie die einzigen, die nicht dem blöden Starsystem huldigen, sondern über gut abgestimmte Schauspielkräfte verfügen. Wenn die Stücke, die Herr Nicodemi bringt, alle so sind wie sein Schauspiel »Der Reiherbusch«, mit dem die »Tribüne« ihre Sommerspielzeit eröffnete, so kann man sich solchen Erfolg bei dem amerikanischen Publikum wohl erklären. Denn dieser Dreiakter (von Paul Block verdeutscht und bearbeitet) kommt ungefähr aus der Region der Augier, Ohnet, Henry Bernstein oder wie die von Edelmut und Empfindsamkeit, Liebesschmerz und vielstelligen Scheckfummen triefenden Pariser Sentimentaliker sonst heißen mögen. Der Reiherbusch ist das Wappenzeichen derer von Saint-Servan, das die in den jungen Grafen verliebte Bankiersgattin hinter dem Rücken ihres Mannes immer wieder mit ihren Reichtümern vergoldet, wenn ihr die Gräfinmutter mit der standesgemäßen Verheiratung ihres ahnungslosen Henry droht. Das gibt in jedem Akt einen großen Eklat, wie Theater und Publikum ihn wollen: Gräfin und Bankiersfrau — Gatte und Gattin — Geliebter und Geliebte. Und endlich als Krone des ganzen Handels das Wort, das ebenso ritterliche wie rührsame Wort, bei dem auch heute noch alle weiblichen Herzen schmelzen: »Wer kennt die Frau, wenn sie wahrhaft liebt!« ... Ach nein, dieser Sohn des Nicodemus kommt nicht wie sein biblischer Namensvetter, der Pharisäer, bei der Nacht, er kommt im hellen Tageslicht, und über seinem Wege wird auch in Zukunft die Sonne des Theatererfolges strahlen.

Einst war es der göttliche Gabriele d'Annunzio, der im Auslande fast allein für Italiens Theaterruhm zeugte. Heute ist er Herzog von Fiume, und die Bühne, auf der er spielt, ist die hohe Politik. Wenn eins seiner pompösen, opernhaften Stücke wieder bei uns auftaucht, wie letzthin im Renaissancetheater die »Tote Stadt«, dies großspurige, gequälte und gekünstelte Drama einer aus den Gräbern ruchloser Vergangenheit emporschwelenden Geschwisterliebe, ein Werk voll krankhafter Unnatur, aber auch voll berückender Klang- und Farbenschönheit, so steigt mit ihm alsbald auch das Andenken der einzigartigen, unvergeßlichen Eleonore Duse empor, für die der Dramatiker d'Annunzio einst nur schrieb, die einst nur ihn spielte, bis er sie und sie die Heimat verließ, die sie nun aus ferner, kalter Fremde, aus Pennsylvania, als Tote heimholt. Sie war es, die d'Annunzios Dichtungen nicht nur den Glanz ihres Auges, die Musik ihrer Stimme, den Wohltanz ihrer Bewegungen gab, die ihnen, was sie aus Eignem nicht hatten, auch eine Seele einhauchte. Es gibt in Berlin heute nur eine, die es wagen darf, eine solche Duse-Rolle wie die blinde Anna in der »Toten Stadt«, diese Kassandra ihres eignen Schicksals, zu spielen. Das ist Lina Lossen, die ins Germanisch-Deutsche übersetzte Duse. Sie hat nicht die mimosenhafte Feinfühligkeit der Duse, nicht die pflanzenhafte Beredsamkeit der Glieder, zumal der schmerzlich schlanken Hände, vielleicht auch nicht ihren Schönheitsinstinkt, dafür aber die königliche Erscheinung, das gleiche seelenvolle, sehnsuchtstiefe, erdenferne, gütig-wissende Auge, die gleiche wie von der Harmonie der Sphären durchtränkte bezaubernde Stimme. Und dazu eine Zartheit, Reinheit und Hoheit des Empfindens, von der alle Künstelei und Unnatur schlackenlos verzehrt wird. Mochten wir die Duse noch so sehr bewundern, uns von ihr zu höchsten Entzückungen hinreißen lassen, es blieb doch immer eine letzte feine Scheidewand der Volksfremdheit zwischen ihr und uns — Lina Lossen ist unsers Blutes, ihre Kunst kennt auf dem Wege von ihrer Seele zu unserm Herzen keine Schranke und Ablenkung.

Der Sommer steht vor der Tür, und wir lassen die Dramatische Rundschau, wie alljährlich, für drei Monate ruhen. Zuvor aber, und gerade des Sommers, der Zeit der Freilichtspiele und Naturtheater, wegen noch der Hinweis auf eine dankenswerte neue Veröffentlichung des Bühnenvolksbundes. Unter dem Titel »Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung« hat er den Sammelband 1924 seiner Zeitschrift herausgegeben und damit eine reiche Fundgrube für die allerorten aufblühenden Bestrebungen der Jugendbühne und des Volksspiels geschaffen. Richtung- und zielweisende Theorie vereinigt sich hier mit Berichten über schöpferisches Tun und Gelingen, und so findet jeder, der zu diesen Laienspielen eine Beziehung schon hat oder erst sucht, vielseitige ermutigende und fördernde Anregung. Aber auch wer diese der Volksgemeinschaft dienende Bewegung nur als Beobachter aus der Ferne betrachtet, muß sie als erfreuliches Zeichen eines neuen Kulturwillens begrüßen, der von der Jugend getragen wird und deshalb die Zukunft für sich hat.

Literarische Rundschau

Richard Schaukals fünfzigsten Geburtstag (27. Mai 1924) feiern wir am besten — bevor der besondere Aufsatz erscheint, den wir vorbereiten —, indem wir uns in sein letztes Gedichtbuch »Jahresringe« versenken (Braunschweig, Westermann). Denn mehr noch als der Dramatiker, Novellist und Essayist verdient doch der Lyriker Schaukal unsre Liebe, zumal nach der Entwicklung, die seine Lyrik in den letzten Jahren durchgemacht hat: vom Impressionistischen und oft allzu Künstlerisch-Bewußten zum Einfach-Schlichten und Seelisch-Gehaltvollen. Der Titel »Jahresringe« ist wohl als ein Zeichen und eine Mahnung des dem Leben beschiedenen Reifens, Sichrundens und -vollendens zu deuten. Der Dichter, in sich gefestigt und beruhigt, dem Sommer noch freudig hingegeben, aber auch mit dem Herbste schon befreundet, geht Pfade der Erinnerung »im Walde seiner Kindheit«, in der grünen mährischen Heimat, zeichnet aus dem Gedächtnis oder mit den erfrischten Farben des Wiedersehens Bilder aus seiner Vaterstadt Brünn, weckt das Andenken der Mutter, des »Märchens seines Lebens«, bekräftigt mit dem »Junker« der Vätererbe und dem Vätererbe die Treue, die auch das Welke und Versengte nicht läßt, und sagt demütigen Dank allem Erleben in Freude und Schmerz. Aber auch vorwärts gehen seine Gedanken, Hoffnungen und Wünsche in das Land der Zukunft. Wegweiser und Führer dorthin sind ihm seine Kinder, denen die schönsten und lautersten dieser Gedichte gehören. Ihnen legt er das Heiligtum seiner eignen Kindheitserinnerung ans Herz; mit ihrem aufsprießenden Leben lebt er noch einmal das seine wieder; durch sie überfliegt er Zeiten und Räume, »blicken ihn aus seiner Kinder Augen tausend Jahre doch nur wie ein Tag an«; mit ihnen schwingt er sich zu Gott und dem Gedanken der Ewigkeit empor. Auch wenn ihm bange wird vor dem Runenantlitz des Schicksals, wenn Vermessenheit oder Einsamkeit ihn anwandelt, faßt er ihre Hand, als könnten sie, näher der Natur und den Quellen alles Lebens, ihn stützen und geleiten, und tiefbedeutsam für diese Kinderehrfurcht des Dichters erscheint es mir, daß er den Weihespruch für das Kriegerdenkmal in Grinzing einem Kinde in den Mund legt, das den Tod nur erst beim Namen kennt.

Eins der schönsten Gedichte stehe hier als Zeugnis für das ganze Buch, auch für seine schier pflanzenhaft gewordene poetische Form:

Meinen Kindern

An die Schwelle möcht' ich euch geleiten,
Gern auch noch das neue Land beschreiten,
Eine Strecke still daneben gehn.
Nimmer kann es meine Liebe fassen,
Daß ich eines Tages euch verlassen,
Scheiden soll, um nimmer euch zu sehn.

Sorgend lausch' ich euren Atemzügen,
Hütend helf' ich euch der Pflicht genügen,
Freude stift' ich, wo ein Wunsch sich regt:

Wieviel Schönheit ist euch noch zu zeigen,
Wieviel Höhen sind noch zu ersteigen,
Hand in Hand und Herz an Herz gelegt!

Und es kann auf jenem Stege sein:
Fröhlich schaut ihr um und seid allein!

Poeten haben vor andern Sterblichen immer das Vorrecht, persönlich zu sein; denn aus ihrem Persönlichkeitsleben kommen uns ihre schönsten und eigentümlichsten Gaben. Wenn sie aber Jubiläen feiern, den 50. Geburtstag oder sonst was Festliches, dürfen sie sogar intim werden, und wir sind stolz auf die Vertraulichkeit, der wir da gewürdigt werden. So hat auch Börries, Freiherr von Münchhausen wohl daran getan, zur Feier seines 50. Geburtstages in die innerste Kammer seiner häuslichen Poesie hinabzutauchen und Drei Idyllen daraus hervorzuholen, die eigentlich, als Geschenke glücklich gestimmter Augenblicke, nur seinen Nächsten und Liebsten zugedacht waren, aber sicher auch seinen Freunden im Engeren und Weiteren willkommen sein werden: das »Weihnachtsfest«, eine liebliche, warmherzige Schilderung der Christfeier auf Windischleuba, dem »Schloß in Wiesen«; die Geschichte vom Fund, von der Flucht und vom Wiederfinden des »Eulenfederchens«, das an Zartheit mit dem Empfinden des Dichters wetteifert, und »Erste Nacht in Windischleuba«, die Heimkehr aus der großen, bunten Welt in die Wärme und Stille des heimischen Nestes. — Die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei in Leipzig hat diese drei bisher unbekannten Idyllen, kleine Kunstwerke der Hauspoesie, in ein hübsches schlankes Bändchen eingefangen und reicht sie als Jahresgabe 1922/23 all denen, die ihre Bestrebungen — die Erhaltung und Bereicherung der nationalen Büchersammlung — fördern und unterstützen möchten. Es soll fortan jedes Jahr den Mitgliedern so eine Gabe, ein noch unveröffentliches Werk eines lebenden deutschen Dichters, dargeboten werden. Den Mitgliedern, wohlgemerkt, nicht den gelegentlichen Liebhabern dieses oder jenes Bandes. Drum überlege sich jeder, ob es nicht vorteilhaft sei, sich in die Liste der »Freunde der Deutschen Bücherei« eintragen zu lassen.

Die Deutschen sind das Volk der künstlerischen Übersetzer, der Umdichter und Ein-

deutscher. Keine noch so entlegene Literatur, keine noch so schwierige fremde Form, woran sich die Einfühlungsgabe und Nachahmungskraft des Deutschen nicht versucht hätte. In seinem »Julian«, dem viel zu wenig bekannten Lied vom deutschen Wesen, hat Geibel diese uns vor allen Völkern zuteil gewordene »echoreiche Brust« besungen:

Des Griechen Schönheitslust,
Des Römers Hochsinn, den Humor des Briten,
Des Spaniers Andachtsglut und Ehrenblust,
Des Franzmanns Witz und leichtgefäll'ge Sitten,
Des Patriarchen Glück, der in den Landen
Des Aufgangs schweift — wer hat's wie wir verstanden?

Einen Ehrenplatz unter diesen Übersetzern nimmt Georg Friedrich Daumer (1800—1875) ein. Als Philosoph und Theologe ein unklarer Kopf und schwankender Charakter, hat er wie kaum ein zweiter sich in die Poesie des Morgenlandes eingelebt, als selbständiger Dichter, hauptsächlich aber als Übersetzer. Leopold Hirschberg will jetzt seine Gesammelten poetischen Werke in vier Bänden neu herausgeben und schickt als Erkundungstaube für die dafür zu erwartende Wettergunst die »Dichtungen des Morgenlandes« aus (Berlin, Trowitzsch & Sohn): den Hafis, das »Buch Mahomed« und die »Weisheit Israels«, eine von Daumer zum erstenmal gesammelte hebräische Spruch- und Lehrweisheit aus dem Hohenliede, den Propheten, den Sprüchen Salomonis, dem Talmud, dem Maimonides (1135 bis 1204) und andern alttestamentlichen und orientalischen Quellen. Daumers Übersetzer- und Nachdichtertreue können wir nicht nachprüfen; seine Formgewandtheit aber ist erstaunlich, wie sich namentlich bei den Hafisischen Ghaselendichtungen zeigt. — Wer übrigens einen Blick in die Seele und die Lebensführung dieses eigentümlichen Mannes, des Christentumhassers und Pflegevaters Kaspar Hausers, tun möchte, der lese im 29. Band (Februar 1871) unsrer Monatshefte Daumers letzten Aufsatz nach, worin er sich gegen die ihm angedichtete Zugehörigkeit zum Vegetarismus und — er, der Hafisübersetzer! — zum Antialkoholismus verwahrt.

In neuer Ausgabe und Ausstattung, vornehm gediegen im Geschmack, wie alle Veröffentlichungen des Leipziger Inselverlages, kommt ein zweibändiges Erinnerungs- und Pietätswerk zu uns, das schon Generationen erquickt und geistig gestärkt hat: Die Familie Mendelssohn (1729—1847), nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Sebastian Hensel († 1898), einem Nachkommen der Familie (mit insgesamt 20 Bildtafeln). Nicht ein einzelner Mensch steht im Mittelpunkt oder Vordergrund dieser Denkwürdigkeiten, sondern es ist die geistige Entwicklung einer durch enge Familienbande verknüpften Reihe von Menschen, die uns hier vorgeführt wird, und bei aller Verschiedenheit der einzelnen Erscheinungen sind es doch immer wieder die gemeinsamen Züge, zu denen mit Vorliebe das Auge des Beschauers zurückkehrt. Die Vererbung offenbart sich hier nicht mit ihren düsteren und trostlosen Seiten, sondern vornehmlich in ihren guten und tüchtigen Eigenschaften, die sich wohl spalten und verzweigen, aber auch immer wieder erneuern und verjüngen. Man mag dies Werk ein unmodernes Buch nennen, denn es kommt aus einer verschollenen, uns fremd gewordenen Welt, und der es schrieb, war im innersten Herzen untrennbar mit den Idealen seiner Jugend verkettet, aber man wird auch bald gewahr werden, daß hier menschliche Werte, Gefühls- und Gemütsmächte vor uns hintreten, denen der Rost der Zeit nichts anhaben kann. Sebastian Hensel, sagt uns sein ältester Sohn Paul in dem 1900 geschriebenen Vorwort zur zehnten Auflage, fühlte sich wie einer jener Wettläufer, von denen Plato erzählt, daß sie die Fackel des Lebens weitergaben an die sie Ablösenden. Nicht immer während der 44 Jahre, die das Buch seit seiner ersten Ausgabe jetzt zählt, war die Kette dieser Gebenden und Empfangenden geschlossen, manchmal ist die Fackel zu Boden gefallen und achtlos liegengeblieben, wenn materielle Interessen die stillen Geistesfreuden überwogen — erstickt aber und erloschen ist ihre Flamme nie, und heute, dürfen wir hoffen, wird sie empfänglicher und dankbarer aufgenommen werden denn seit langem. Insofern hat sich die Zuversicht des Verfassers, die er noch kurz vor seinem Tode aussprach, daß die Zeit kommen werde, die wieder Verständnis für eine Lebensführung wie die Mendelssohnsche habe, schon erfüllt. Als eine Chronik einer guten deutschen, deutsch gewordenen, sich selbst zur Deutschheit erziehenden Bürgerfamilie möchte dies Buch betrachtet und gelesen werden. Aber es ist mehr, ist auf seinem Wege von Moses Mendelssohn, dem Philosophen der Humanitäts- und Aufklärungszeit und Freunde Lessings, bis zu Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem Komponisten des »Paulus«, des »Elias« und der Musik zum »Sommernachtstraum«, dem Herold Bachs und Händels, und zu seiner Schwester, der Malerin und Komponistin Fanny Hensel, auch ein Dokument für ein gutes Stück deutschen Kulturlebens geworden, insbesondre für den Anteil, den das geistige und künstlerische Judentum daran hat.

Goethes Spruch aus dem Buch des Paradieses im »Westöstlichen Diwan«:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein —

diese Verse waren es wohl, die der vierbändigen Sammlung von Lebensbildern, die Hans von Arnim im Verlage von Franz Schneider in Berlin herausgegeben hat, den Gesamttitel »Kämpfer« gegeben haben. Denn hier soll großes Menschentum aller Zeiten, vom Beginn der Geschichte bis zur unmittelbaren Gegenwart, geschildert werden; wann aber wäre »großes Menschentum« anders zu erringen gewesen als durch Kampf? Kampf mit dem Vaterlandsfeind, mit der Zeit und der Umwelt, Kampf um geistige Ziele, Kampf noch mehr mit dem eignen Ich. Um die Mannigfaltigkeit und Vorurteilslosigkeit der Auswahl zu kennzeichnen, ein paar Namen: da erscheint im ersten Bande der Pharao Amenophis 4., der sogenannte Ketzerkönig Echnaton, der schon anderthalb Jahrtausende v. Chr. gegen seine Zeit für die Gründung einer monotheistischen Religion kämpfte, neben Elia, dem israelitischen Gottesstreiter und Ausrotter des Götzendienstes; da begegnen sich Themistokles und die Gracchen mit Hannibal; Paulus, Mohammed und Dante treten Walther von der Vogelweide, Kaiser Friedrich 2. und Kolumbus gegenüber. Der zweite Band beginnt mit Luther und führt über Giordano Bruno, Cromwell, Friedrich den Großen, Washington, Rousseau, Pestalozzi und Beethoven bis zu Schiller. Der dritte ist dem 19 Jahrhundert gewidmet, diesem ruhelos aufgewühlten Zeitalter, das alle Keime früherer Zeiten gewaltsam heraustreibt und die gesteigerte Einzelpersönlichkeit, im Kampf um neue Form in Staat und Gesellschaft, über enge Lebenskreise hinausdrängt, so daß wir uns nicht wundern dürfen, in diesem besonders starken Bande (467 Seiten) auf so verschiedenartige Erscheinungen zu stoßen wie Stein und Napoleon, Kleist und Friedrich List, Lassalle und Dahlmann, Malvida von Meysenbug und Alfred Krupp, Wagner, Windthorst und Bismarck. Der vierte Band ist der gewagteste. Zeit der Weltwirtschaft, des Imperialismus, des ungeheuren Industrieaufschwungs, des Sozialismus und des Kapitalismus — ein Durcheinander verschiedenartigster Strömungen und Probleme, Weltenwende, deren fieberhafte Spannung in die Katastrophe des großen Krieges mündet, Kampf überall, Kampf bis aufs äußerste. Hier tritt deutlicher als bisher schon in den ausgewählten Namen das Kämpferische für den neuen sozialistisch-revolutionären Zeitwillen auch in der Grundstimmung des Werkes hervor, wenn wir folgende zwölf beieinander finden: Bebel, Vincent van Gogh, Nietzsche, Tolstoi, Spitteler (!), Strindberg, Carl Peters, Zeppelin, Ballin, Lily Braun, Friedr. Naumann und Rathenau. Viele grundverschiedene Federn haben hier mitgewirkt, kaum eine, die bloß handwerklich schreibt, weil just der »Auftrag« auf sie gefallen. Künstlerische Bildnisse von Lucas Cranach, Schnorr von Carolsfeld, Kampf, Orlik u. a. begleiten die Darstellungen.

Beckers Weltgeschichte — der Name weckt liebe Kindheitserinnerungen. Aus diesem Werke lernte die Generation von 1870, nachdem der Andrä als »Schulbuch« überwunden war, zuerst in weiteren Zusammenhängen und unter höheren Gesichtspunkten die großen Weltbegebenheiten kennen, las mit heißen Wangen vom trojanischen Krieg und von Marathon, von den alten Römern und den alten Germanen, von der Völkerwanderung, von den großen Entdeckungen, von deutschen Königen und Kaisern, von ihrem Kampf mit dem Papsttum, von der deutschen Reformation, vom Dreißigjährigen Kriege, von Ludwig 14. und Peter dem Großen, von Cromwell und Karl 12., vom Aufstieg Brandenburgs und Preußens, von dem großen Friedrich und der großen Katharina, von Struensee, von der Französischen Revolution, von Preußens Unglück und Wiedererhebung — und war erstaunt und erfreut, daß es noch weiter ging, sintemal dort etwa die Geschichtsstunden in der Schule aufgehört hatten. Auch das Kultur- und Sittengeschichtliche in dem Buche war neu, und die großen Persönlichkeiten traten einem oft so greifbar entgegen, daß man fast glaubte, Du zu ihnen sagen zu dürfen. Gewiß, nachher hat man Geschichtsbetrachtungen und Geschichtsphilosophien gelesen, aber auf dem Grunde des Herzens blieb doch immer eine Sehnsucht haften nach dem, der uns dies alles zum erstenmal so gegenständlich und menschlich-gegenwärtig erzählt hatte. »Erzählt«: das ist das richtige Wort, und nichts an Wissen vorausgesetzt, wie es andre Geschichtswerke aus Überlegenheit oder Laune wohl taten. Becker, von Haus aus praktischer Schulmann, hatte ursprünglich für die Jugend geschrieben, nicht nur seine berühmten »Erzählungen aus der alten Welt«, sondern auch seine Weltgeschichte, die dann von Woltmann und K. A. Menzel, von M. Duncker, Loebell u. a. fortgesetzt, daneben aber auch, Hand in Hand mit der steigenden allgemeinen Bildung, allmählich auf eine höhere geistige Stufe gebracht wurde. Erhalten geblieben aber ist durch alle Wandlungen der epische, unmittelbar darstellende Grundton, die Volkstümlichkeit und der im Lauf der Jahrzehnte freilich außerordentlich erweiterte und verbesserte Bilderschmuck. Doch lassen sich auch noch mancherlei andre Vorzüge entdecken, die den Dauererfolg dieses Werkes erklären. Da ist vor allem die Auswahl aus dem Geschehenen und Überlieferten. So gut wie der Maler oder Bildhauer muß auch der Geschichtschreiber die Kunst des »Weglassens« verstehen, um Wich-

tiges desto schärfer hervorzuheben und desto deutlicher ins Licht zu setzen. Dafür hatte Becker gleich von Anfang an, wohl aus seiner pädagogischen Erfahrung, einen sicheren Blick bewiesen, und seine Nachfolger und Fortsetzer haben sich den nach seinem Beispiel zu bewahren gewußt. »Nur solches, was für die Entwicklung der Völker bedeutsam oder bezeichnend für ihre Denkweise ist, wird darzustellen sein«: dieser gesunde Grundsatz gilt noch heute. Aber auch der deutsche Vaterlandsstandpunkt wird nicht vergessen. »Die Geschichte soll uns dazu dienen, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen; so wird jedem Volke daran liegen, zunächst zu erfahren, wie seine Schicksale, seine Gesittung bestimmt worden sind durch innere Veränderungen wie durch Berührung mit andern Völkern.« Dieser Grundsatz, der nichts mit politischem Parteiwesen zu tun hat, gewinnt besondere Bedeutung für die neue und neueste vaterländische Geschichte.

Sieben Doppelbände von etwa je 600 bis 700 Seiten zählt das Gesamtwerk; davon gehören die beiden letzten in der uns vorliegenden 6. Auflage (neu bearbeitet von Studiendirektor Dr. Jul. Miller; Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; Preis in Halbleinen 74 M.) mit insgesamt 1300 Seiten der neuesten Zeit, dem Weltkriege und der Nachrevolutionszeit allein der ganze letzte Band (14) in der einheitlichen, von warmem Nationalgefühl beseelten und doch historisch ruhigen und abgewogenen Darstellung des Universitätsprofessors Karl Jacob. Damit ist Beckers Weltgeschichte die einzige größere, die auch die jüngste Gegenwart noch berücksichtigt, also das Weltgeschehen in Wort und Bild (mit weit über tausend Abbildungen) von dem Ägypterkönig Mena um 3300 v. Chr. bis Mussolini und Hitler.

Es ist immer ein Augenblick befreiten Aufatmens, wenn eine aufsehenerregende Entdeckung nach langen Wochen oder Monaten mehr verwirrender als aufklärender Zeitungsberichte endlich die sicher verbürgte Darstellung aus der Feder des Entdeckers und seiner Helfer selbst erfährt. Für das ägyptische Königsgrab Tut-ench-Amuns ist diese Arbeit früher geleistet worden, als man bei dem außergewöhnlichen Umfang und Ergebnis der Ausgrabungen erwarten durfte, und auch uns Deutschen ist dieses Buch, nach dem Tode Earls of Carnarvons, eines der Entdecker, von Howard Carter und A. C. Mace verfaßt und mit einem besonderen Beitrag unsers großen Ägyptologen Georg Steindorff über »Ägypten vor Tut-ench-Amun« versehen, überraschend schnell zugänglich gemacht worden (in stilvollem Einband, mit 104 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Harry Burton, einer Karte und einer Grabskizze; Leipzig, F. A. Brockhaus).

Diesmal haben die Zeitungen nicht übertrieben: eine Fülle uralter ungeahnter Schönheit enthüllt sich hier dem Blick des 20. Jahrhunderts. Die Grabräuber, deren Habgier sich schon vor Jahrtausenden auf die fabelhaften Schätze gestürzt hat, haben gerade dem kostbarsten Kern des ganzen riesigen Bestattungsfeldes, dem Grab des jugendlichen Pharao, der rund ein Jahrtausend vor Christo über das Nilland herrschte, nur wenig entreißen können: über dem unerkannt in der Felsentiefe ruhenden Heidenkönig wohnten christliche Eremiten, die sich vor dem Prunk der antiken Welt in die Armut der Wüste geflüchtet hatten und so ungeahnt zu Hütern einer noch weit älteren Kulturschicht geworden waren. Aber auch die kühnste Phantasie der Forscher suchte hier kaum noch etwas, nachdem die Wissenschaft im »Tal der Könige« schon dreißig Pharaonen mit all ihrem Bestattungsprunk ans Licht gefördert hatte. Nur Howard Carter ließ sich dadurch nicht irremachen, und dann wurden endlich in fünf Tagen eines letzten verzweifelten Versuches die kühnsten Träume übertroffen. Wie auf einen Zauberschlag tat sich das Tor auf in eine der interessantesten Zeiten altägyptischer Geschichte. In greifbarer Nähe steht nun der jugendfrohe König mit seiner anmutigen Gemahlin vor uns, im vollen Liebreiz seines Familienlebens. Überall in den Grabkammern gleißt es von Gold und Silber, und die herrlichsten Kunstschöpfungen eines edlen Geschmacks zeigen sich in unglaublicher Fülle angehäuft. In der Vorkammer allein fand Carter nicht weniger als 700 erlesene Prunk- und Gebrauchsgegenstände, aus denen Kunst und Kunstgewerbe auf Jahre hinaus Anregungen vornehmster Art gewinnen. Der Originalbericht führt von Spannung zu Spannung: den Leser erfüllen die Sorgen und Freuden des Entdeckers, und auch er zittert vor dem »Geheimnis der versiegelten Tür«. Stück für Stück der mit dem königlichen Siegel gesicherten Wand wird mit bebender Hand abgetragen. Eine goldschimmernde Mauer steht vor uns: der Schrein, der den Sarkophag des Herrschers umschließt. Jahrtausende sind auf einmal überbrückt; es ist, als habe eben erst der letzte Priester seinen toten Herrn verlassen. Abergläubische Furcht umgibt das Grab, der Fluch des Pharao soll jeden treffen, der es wagt, in die weihevolle Stätte einzudringen. Wer glaubt heute noch daran? Aber in der Tat mußte der eine Entdecker, Lord Carnarvon, nach kurzer Krankheit sein Leben lassen, und auch ein Arzt, der die Mumie Tut-ench-Amuns mit Röntgenstrahlen untersucht hatte, starb eines plötzlichen Todes.

Von der ersten bis zur letzten Seite muß dies Werk jeden fesseln, der Sinn hat für die ge-

schichtliche Entwicklung der Menschheit, für die Entfaltung bezaubernder Kunst und für die abenteuerlichen Erlebnisse, die diese Entdeckung begleiteten.

Die alte, im Kommersbuch verewigte Vorstellung, daß die alten Deutschen, in einem von dichten Urwäldern und ausgedehnten Sümpfen bedeckten, weg- und steglosen Nebellande hausend, allenfalls auf Krieg und Jagd, für gewöhnlich aber auf Nichtstun, Zechen und Spiel bedacht gewesen seien, ist nun wohl gründlich ausgerottet. Wir dürfen so gut die Entwicklungsstufen eines Kulturvolkes für uns in Anspruch nehmen wie jedes andre europäische Volk. Altertumsfunde, die bis in die neueste Zeit gemacht worden sind, haben uns das tausendfach bestätigt und uns endlich auch den Stolz zurückgegeben, den wir zum Triumph andrer Völker nur allzu lange und allzu bescheiden verleugnet haben. Ein Führer zu solcher Erkenntnis ist das auf streng wissenschaftlicher Grundlage volkstümlich geschriebene Buch »Germanische Vorzeit« von Dr. K. H. Wels (205 Seiten mit vielen Abbildungen; Leipzig, Quelle & Meyer). Es schildert die Entwicklung der Germanen von den ersten Anfängen bis zur Völkerwanderungszeit. Gefäßkunst, Schmuck und Kunsterzeugnisse, Bekleidung, Kriegsgerät, Grabformen und Kult, Rechtsverhältnisse, Sprache usw., kurz alle Gebiete völkischen Seins werden behandelt. »Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben«: dieser Ausspruch Jakob Grimms ist auch der Leitspruch dieses Buches. Daß heute aber noch viele Fragen dieses Gebietes strittig sind, manche noch gar nicht spruchreif erscheinen, verbirgt es nicht. Nicht durch falsche Deutschtümelei, nur durch Wahrhaftigkeit und ruhig abwägende Sachlichkeit kann dieser heiligen Sache recht gedient werden.

Sterbende Welt« — damit meint das so betitelte Buch von Andreas Reischek, das sein Sohn bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben hat, Neuseeland, weil dies Land verurteilt sei, unter den Tritten der Zivilisation aus einem Paradies der Freiheit und Schönheit zu einem Ausbeutungsobjekt schlimmster Art zu werden. Das Volk der Maori, einst durch Bildsamkeit und Unabhängigkeitssinn berühmt, hat unter dem gleichmachenden Einfluß der europäischen Eindringlinge seine Eigenart fast bis auf den letzten Rest eingebüßt, und die Natur muß der »Wirtschaftlichkeit« ein Stück nach dem andern von ihrer Ursprünglichkeit opfern. Reischek hat sich das Verdienst erworben, noch im letzten Augenblick, ehe es zu spät, die Landschaftsbilder, Tiere und Menschen dieser geheimnisvollen Inselwelt in Wort und Bild festzuhalten. Zwölf Jahre lang hat er die »Insel auf der andern Seite der Welt« durchforscht; was er da, in diesem Land der Wunder, gehört, gesehen und erkundet hat, breitet sein mit 88 bunten und einfarbigen Abbildungen geschmücktes Buch in einer erstaunlichen Fülle vor uns aus. Er zeigt uns die gletscherumhüllten Alpen, das Vulkangebiet mit den heißen Quellen, er führt uns als erster in das allen Weißgesichtern ängstlich verschlossene Königsland, die letzte Zuflucht der Eingeborenen. Meisterhaft wird die Tierwelt geschildert, die so reich ist an absonderlichen und grotesken Erscheinungen: so kann nur einer schreiben, der in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist und die große Harmonie mit dem Elementaren und Ewigen fühlt.

Neue Beiträge zur Geschichte und Psychologie der Freundschaft zwischen Nietzsche und Wagner gibt Prof. Dr. Luitpold Grießer in einem starken, bei Hölder-Pichler-Tempsky in Wien erschienenen Bande, dessen wichtigste Ergebnisse sich in zwei sachliche Hauptpunkte zusammenfassen lassen: Nietzsche mußte sich von Wagner trennen, weil die geistigen Entwicklungslinien beider Männer von vornherein auseinanderstrebten; denn Nietzsche, früh ein erklärter Feind aller Metaphysik, wie sie Schopenhauer theoretisch, Wagner praktisch durch seine Kunstwerke vertrat, versuchte, durch seine grenzenlose Liebe zu Wagner verführt, sich in der ursprünglich eingeschlagenen idealistischen Denkrichtung zu halten, indem er Schopenhauers und Wagners Kunstideen gewaltsam zur griechischen Tragödie in Beziehung brachte. So kam es, daß sein Kultur- und Kunstideal, das eine Reformierung des deutschen Geisteslebens anbahnen sollte, mit dem Wagners sich scheinbar deckte. Ein weiterer Grund der Trennung war, daß Nietzsche, in seinem rücksichtslosen Streben nach Aufdeckung der Kulturzusammenhänge zum Bewußtsein seiner Selbständigkeit und eignen Berufung gelangt, durch den späteren Wagner in seinen Zukunftshoffnungen getäuscht wurde und dessen weltflüchtige Kunst der lebenbejahenden dionysischen Weltanschauung Nietzsches nicht mehr entsprach. Bei der feinspürigen Analyse von Nietzsches Lebenswerk, bei der unbefangenen Darstellung der Wesensarten beider Persönlichkeiten und bei der Besprechung des reichen biographischen Materials, das Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit den Psychiatern und Psychoanalytikern bietet, hält der Verfasser immer die Überzeugung fest, daß trotz der scheinbaren Unverträglichkeit der beiden Weltanschauungen durch eine glückliche Synthese dennoch einmal ein fruchtbares religiöses Ideal entstehen werde. F. D.

Verschiedenes

Das Frankenreich. Nach zeitgenössischen Quellen von **Johannes Bühler.** Mit sechzehn Bildertafeln und einer Karte (Leipzig, Insel-Verlag).

Zurück zu den Quellen! Das ist, wie zu allen »grundstürzenden« Zeiten, auch wieder der Ruf unsrer Tage. Deshalb hat der Insel-Verlag eine Sammlung historischer Quellenwerke unter dem Titel »**Deutsche Vergangenheit**« begründet. Dies ist der dritte Band. Er behandelt, wie die vorausgehenden von Johannes Bühler besorgt, das merowingische und karolingische Frankenreich, indem er einer knapp gefaßten Herrscher- und Kulturgeschichte alsbald eine ausgiebige Sammlung von zeitgenössischen Quellen folgen läßt: Annalen und Chroniken, die nach der Zeitfolge ineinander verwoben sind, Briefe, Biographien und Literaturdenkmale. Auf diese Weise wird eine unmittelbare Verlebendigung der Zeit und ihrer geistigen Strömungen erzielt, wie sie eine zusammenhängende kritische Darstellung wohl übersichtlicher, aber schwerlich getreuer und sachlicher erreichen kann. Ein gelehrter kritischer Apparat gibt die nötigen Erläuterungen.

*

Alfred Sterns Geschichte Europas von 1813 bis 1871 (Stuttgart, Cotta) gliedert sich in drei Abteilungen, deren erste und zweite in je drei Bänden abgeschlossen vorliegen. Von der dritten Abteilung, die mit der Pariser Februarrevolution von 1848 beginnt und bis zur Errichtung des Deutschen Reiches führen soll, ist nun der zweite Band erschienen, der achte des Gesamtwerkes. Aus der wechsel- und folgenreichen Periode, die da an uns vorüberzieht, heben sich der Krimkrieg, der zweite italienisch-österreichische Waffengang und die »Neue Ära« in Preußen bedeutsam hervor. Mehr und mehr tritt nun Preußen-Deutschland in den Vordergrund der europäischen Geschichte. Mit der Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten schließt der politisch-geschichtliche, mit einer tiefgründigen Darstellung der geistigen Hauptströmungen Europas seit 1848 der kulturhistorische Teil des stattlichen Bandes, dem, je näher er der Gegenwart rückt, desto mehr die durch sein Schweizertum bedingte Objektivität des Verfassers zugute kommt.

*

Noch in den achtziger Jahren war eine **deutsche Literaturgeschichte** in den Händen eines Schülers selbst der höheren Lehranstalten eine Seltenheit. Und wer eine hatte, war vielleicht noch übler daran. Denn die geläufigste, von Kluge, war ein flaches und nüchternes Machwerk. In den neunziger Jahren wurde es besser: da setzte sich das ungleich gründlichere und geschmackvollere Buch von Gotthold Klee durch, und wer es las, fand in ihm einen ersten zuverlässigen Führer in das nationale Schrifttum der Vergangenheit und Gegenwart. Seitdem gibt es eine ganze Anzahl solcher grundlegenden Hilfsbücher. Neben dem von Heinr. Werner hat sich **Hans Röhls Geschichte der deutschen Dichtung** (Leipzig, Teubner), was bei einem Schul- und Lehrbuch etwas sagen will, die Liebe der Jugend erworben. Und warum? Weil es nicht so sehr das tatsächliche Wissen der Leser vermehren, als zum Verständnis und Genuß der poetischen Schätze unsrer Nationalliteratur anleiten will. Die dritte Auflage reicht bis in unsre Tage, bis zu Lersch, Bröger, Goering und Fritz von Unruh.

*

Unter dem Titel »**In der Luft unbesiegt**« hat **Georg Paul Neumann**, Major a. D. der Fliegertruppen, ausgewählte, von den Luftkämpfern selbst erzählte **Erlebnisse im Weltkriege** herausgegeben (München, J. F. Lehmann; mit sechs Bildnissen). Er hat recht: durch alle Not, alle innere Zerrissenheit und seelische Zermürbtheit sollten wir uns den Stolz auf die Taten unsrer Flieger nicht verkümmern lassen. Drum ist es Dienst an den Lebenden und Toten, aus der schier unerschöpflichen Fülle der Ereignisse und Gestalten jener vier Jahre höchster deutscher Kraftentfaltung wenigstens die markantesten zu bewahren in Schilderungen, wie sie hier von Oberstleutnant Siegert, Hauptmann Fricke, Oberleutnant Dyckhoff, Kapitänleutnant Hans von Schiller, Major Viktor Gaissert, Frh. von Pechmann, Ritter von Graim u. v. a. gegeben werden.

*

Mitteilung. In die Bilderbezeichnungen des Aufsatzes »Zwei Algäuer Bauern- und Landschaftsmaler« (Aprilheft) hat sich ein doppeltes Versehen eingeschlichen. Das Kunstblatt zwischen den Seiten 216 und 217 muß die Unterschrift »Hinnang«, die Abbildung S. 237 oben die Unterschrift »Einödsbach« bekommen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

AUG 1 3 192

Westermanns Monatshefte

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.



Juli 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Das Auge der Kamera

ist das Objektiv. Von seiner Leistungsfähigkeit hängt alles ab, seine Lichtstärke, seine Korrektion sind ausschlaggebend für die Bildgüte, die Bildschärfe. Ein Zeiss-Tessar an der Kamera bedeutet eine Ersparnis an Photomaterial, weniger Enttäuschungen, viel bessere Bilder, größere Freude am Resultat. Bei der Wahl einer Kamera achte man auf das Objektiv.

Zeiss Tessare

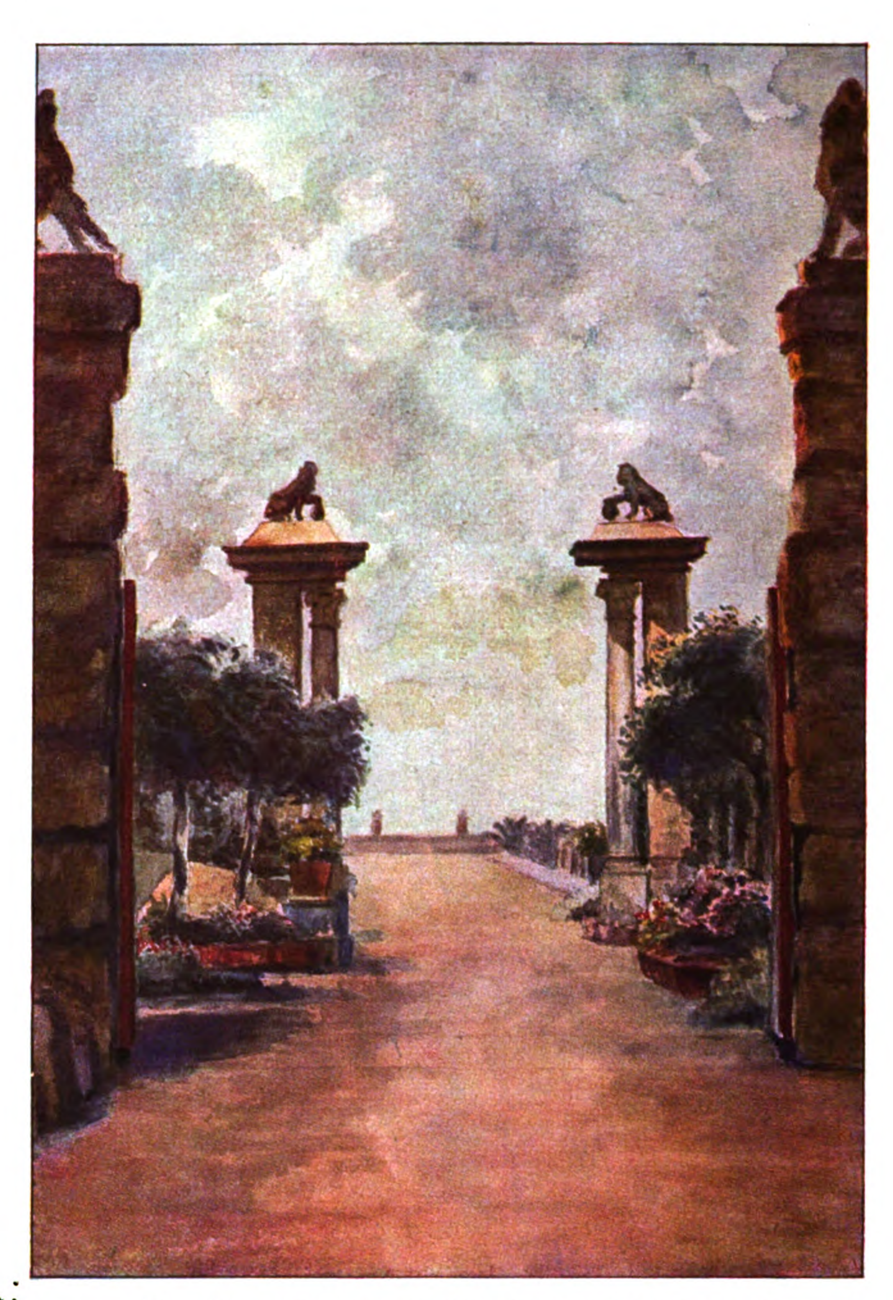
für alle Zwecke der Photographie

Bezug durch die Photogeschäfte / Druckschrift „P 89“ kostenfrei





Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Max Kruse: Eingang zur Villa Falconieri bei Frascati



Selige Sehnsucht

Ein Novellenring von Paul Steinmüller

I

Im Forsthaus

Meiner Tage schönster ist doch bis heute jener Frühsommertag gewesen, da ich, meinen Freund Hans besuchend, auf seiner Oberförsterei eintraf. Ich kam als ein junger Verwaltungsbeamter aus schwerer Arbeit, hatte überheizte Zimmer, Aktenstaub und den Lärm widriger, verworrener Geschäfte hinter mir gelassen und fuhr nun aufatmend durch die Stille junggrüner Wälder. Zuweilen schob der Freund, der mich abgeholt hatte, seine Hand in meine. Wir lachten uns an, nickten und wußten, wir hatten einander noch so lieb wie vor siebzehn Jahren, da wir als Schulbuben eine gemeinsame Stube in der Kost- und Pflegestätte der kleinen Stadt innehatten.

An jenem Tage erschien mir alles traumhaft: das Rauschen des Laubes, die Nähe des Freundes, die in mailiches Gebüsch gebettete Försterei vor dem Dorf und die feine Frau, die mich an der Pforte bewillkommte und die mir Hans als seine Gattin vorstellte.

Ich erwachte erst wieder zur Wirklichkeit, als ich in das Gemach mit den weißgescheuerten Dielen und den frisch aufgesteckten Gardinen trat, durch dessen offene Fenster die hellgesäumten Fichten hereingrüßten.

»Hier sollst du wohnen,« sagte der Freund. »Mögest du bei uns glücklich sein!«

Ich streckte im Gefühl innigsten Wohlbehagens die Arme von mir: »Ach du, wie schön ist es hier bei euch!«

Wie zur Antwort drang von unten das fröhliche Lachen jugendlicher Stimmen in das Zimmer.

»Habt ihr große Gesellschaft?« fragte ich.

Da lachte Hans herzlich auf: »Du kannst ganz beruhigt sein, Hartmut; dein Bedürfnis nach Stille wird erfüllt werden. Es hat sich, wie ich schon andeutete, heute nur gefügt, daß uns ein Schwarm munterer Jugend ins Haus schwirrte, der schon am Abend weiterzieht. Nur meine Schwester Linde bleibt noch; doch die wird dich nicht stören. Komm, wenn du fertig bist. Wir erwarten dich unten.«

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, dachte ich noch seinen Worten nach. Ich wußte nicht, daß Hans eine Schwester hatte; dann stieg ein dunkles Erinnern in mir auf, als habe er einer Schwester in seinen Briefen gelegentlich erwähnt. Aber das mußte lange her sein, und in unsern Briefen war immer mehr von den Problemen der Welt als von Familiendingen gehandelt worden.

Ein helles Glockenlachen, das wieder von unten herauftönte, ließ mich aufmerken; es klang wie ein Akkord. Ich trat an das Fenster und spähte hinab. Auf dem Rasenplatze des Gartens war eine junge Schar beim Kugelspiel: vier oder fünf junge Mädchen in lichten farbigen Kleidern und etwa ebenso viele Jünglinge, von denen einige das bunte Studentenband trugen. Ein lebhaftes Hin und Wider erregte die Spie-

lenden, die sich um eine ältere Dame in Lila sammelten, um ihren Schiedsspruch anzurufen. Neben dieser stand ein schlankes Mädchen mit hellblonder Haarkrone, dessen weißes Kleid von einem silbernen Gürtelband gehalten wurde.

Als ich sie erblickte, wußte ich: keine andre als sie konnte so tönend gelacht haben. Sie betrachtete die Eifernden, während sie still lächelte, und hob endlich abwehrend gegen den Wortschwall die Hand. »So werfe ich also noch einmal,« sagte sie. »Gebt acht!«

Sie stellte sich zum Wurf auf, der junge Körper straffte sich in zielsicherem Wollen, ihre Hand wog die Kugel; dann schleuderte sie, und klatschend schlug der hölzerne Ball unter die andern. Das Lob des Wurfes wurde in den Klagen der gegnerischen Partei, im Beifall der Partner laut. Die Dame in Lila triumphierte, und von den Lippen der Siegerin klang wieder, nur jetzt bescheiden gedämpft, das Glockenlachen.

Ich verharrte auf meinem Posten am Fenster, und ich gestand mir ein, daß weniger der Fortgang des Spiels als die Betrachtung des schönen Mädchens meine Anteilnahme erregte. Erst als Frau Anna mit einer Magd im Garten erschien und das Klappern der Tassen mich daran erinnerte, daß mich der Freund erwarte, machte ich mich schnell fertig, in den fröhlichen Kreis zu treten.

Die heitere Hausfrau führte mich aufs beste ein. Namen flogen an meinem Ohr vorüber, ich verneigte mich vor der Dame in Lila, die Tante Thea genannt wurde, und stand endlich vor dem lichtblonden Mädchen, das sich zurückgehalten hatte.

»Siehst du, Schwesterchen, da ist er, der liebste Freund!« sagte Hans und berührte zärtlich ihren Arm. »Du mußt gut zu ihm sein, denn ich verdanke ihm viel.«

Ich wollte Einspruch erheben, aber die goldbraunen Augen sahen mich so erstaunt an, daß ich kein passendes Wort fand. Eine kühle schmale Hand lag für einen Augenblick in der meinen, dann eilten wir zu der Kaffeetafel. Diese war unter einem alten Rotdorn hergerichtet, dessen überquellende Blütenfülle wie eine rosenrote Kuppel über der lachenden Jugend stand. Hans saß an dem einen Ende der Tafel. Ich hatte meinen Platz neben Frau Anna gefunden und lenkte alsbald das Gespräch auf die junge Schöne, von der ich gern mehr gewußt hätte. Ich erfuhr, daß Linde das Kind einer zweiten Ehe sei, die Hansens Vater noch in späten Jahren eingegangen war. Sie bewohnte mit Tante Thea den Erbhof ihrer verstorbenen Mutter und regierte trotz ihrer neunzehn Jahre die Wirtschaft so vortrefflich, daß die erfahrensten Landwirte sie lobten und die Kuratoren sich überflüssig erschienen.

Ich neigte mich vor, um das Mädchen zu betrachten. War die Zurückhaltung der Tatkräftigen Bescheidenheit oder Stolz? Sie fand sich mit den lauten Reden ihrer Altersgenossen in einer ruhig lächelnden Art ab, die ihr einen Vorrang vor den Mädchen und Studenten sicherte. »Linde!« sagte ich leise vor mich hin und erschrak zugleich, daß ich es getan. Aber Frau Anna war beschäftigt und hatte nichts gehört.

Die Fürsorge des Freundes, der mir einen Spaziergang vorschlug, um mich vor dem brausenden Strom jugendlicher Fröhlichkeit zu bewahren, erschien mir jetzt fast unnötig. Aber ich konnte mich ihm nicht wohl entziehen, und so gingen wir Arm in Arm auf grünen Wegen durch den Wald. Er erzählte von seinem Erleben während jener Zeit, in der wir getrennt unsern Weg in den Beruf gesucht hatten. Er berichtete mit besonderer Innigkeit von dem Glück, das ihm mit dem Besitz der liebsten Frau und des Kindes, das seit dem Christfest in der Wiege lag, zugefallen war. Es war in seinen Worten ein helles Klingen, das mich beglückte; aber ich konnte nicht umhin, während seiner Erzählung in mein Inneres hineinzulauschen, aus dem ein unbekannter froher Laut Antwort gab.

Ich hatte nicht acht gehabt, daß Hans zuweilen seine Rede unterbrach, seine Hand aus meinem Arm zog, um die Stirn zu trocknen. Erst als wir einen kleinen Hügel erstiegen hatten und er droben aufatmend stehenblieb, sah ich ihn an und bemerkte die Erschöpfung auf seinen Wangen.

»Strengt es dich an?« fragte ich.

Aber er tat meine Frage mit einer Bewegung ab und wies auf das Dach der Oberförsterei, das unfern von uns sichtbar war.

Als wir anlangten, fuhren die Wagen vor das Haus, die die Jugend entführen sollten.

»Linde und Tante Thea bleiben noch bei uns,« sagte Hans. »Wir wollen morgen die Wendenstätte gemeinsam aufsuchen, die in meinem Bezirk aufgedeckt ist.«

Und der Freund, dessen gelehrte Neigungen mir immer Achtung abgenötigt hatten, erzählte von vorgeschichtlichen Forschungen und merkte nicht, daß mir die Gegenwart mit ihrer tröstlichen Gewißheit tausendfach mehr galt.

Als die Wagen bestiegen wurden, sah ich Linde neben mir auf der Treppe, die zum Hause hinaufführte, stehen. Da war mir, als müßte ich um einen Genossen meiner Freude werben.

»Wie schön, daß Sie noch hierbleiben, Fräulein Owen!« sagte ich.

Sie sah mich wieder mit jenem erstaunten Blick an, der mich am Nachmittag verwirrt hatte. »Warum freut Sie das?« fragte sie.

»Ich hoffe, die Schwester meines liebsten Freundes wird mir manches von ihm sagen können.«

Sie nickte und wollte etwas entgegnen, aber der Abschied der Fortziehenden nahm sie jetzt in Anspruch. Die Scheidenden winkten und riefen, eine Stimme sang das Lied von der wonnevollen Jugendzeit, und die Hunde im Zwinger kläfften. Dann gingen wir zu dem Platz unter dem Rotdorn zurück, wo Hans einen edlen Trunk hatte aufstellen lassen.

Frau Anna, die nach dem Säugling geschaut hatte, setzte sich ein wenig später zu uns. »Und jetzt erzählt uns Herr Eickstedt aus seinem Leben, von dem wir zwar durch Hans mancherlei, aber nicht genug kennen,« sagte sie.

Ich war bereit, doch ich empfand jetzt zum erstenmal, daß eigentlich von mir nichts zu sagen war. Große Erregungen waren durch mein Leben nicht gegangen, alle Erfolge waren mir mühelos zugefallen. Man läßt sich die offenen Hände füllen und wartet der Ernte, die mühelos reift. Ich wünschte fast, ich hätte in dieser Stunde von schweren Kämpfen, von Entsagung und Not berichten können. In den ernsten Augen der Jüngsten im Kreise, die unverwandt auf mich sahen, hätte ich gern den Schein einer warmen Teilnahme entzündet. Nun ward alles farblos und alltäglich und sehr schicklich vor ihr ausgebreitet, und da ich hier von der Pflege meines Innenlebens nicht reden durfte, mußte ich vor ihren Augen recht armselig dastehen.

Sie hatte lauschend den Kopf etwas vorgeneigt. Der Abendglanz hinter den Wipfeln erlosch, und ein schwacher Widerschein sammelte sich auf der Stirn des Mädchens, das von den Schatten der laubigen Nische eingehüllt war. Ein Blütenbüschel hatte sich von seinem Zweig gelöst und fiel in Lindes helles Haar, wo es als ein rotschimmernder Schmuck prangte. Ich war heimlich erstaunt, daß man meinen Worten so still lauschte, als gebe ich eine erregende Erzählung zum besten; nur Tante Thea schlug zuweilen nach den geflügelten Kerfen, die sich in summender Geschäftigkeit unter dem duftenden Baume regten.

Als ich innehielt, stand Hans auf und hielt mir sein Glas entgegen. »Auf treue Freundschaft, mein Junge!« sagte er. Viermal klang es durch die Nacht, und das Tönen der gläsernen Kelche läutete den schönsten Tag aus.

Zwar schien es, als solle der nächste noch reicher an Sommerglück werden. Hans hatte darauf bestanden, mir seine Sammlung erlesener Bücher zu zeigen, die er während unsrer Trennungszeit bedeutend vermehrt hatte. Es waren Werke von hervorragender Schönheit eingereiht worden, die mich entzückten.

Doch fesselten mich heute die edlen Stücke nicht so uneingeschränkt, wie sie es verdienten. Meine Blicke schweiften oft von ihnen ab und wanderten durch das geöffnete Fenster in den Garten, auf dessen Steigen Linde das Kind auf und nieder trug. Sie schritt langsam zwischen den blühenden Büschen dahin und sang dabei ein altes Wiegenlied, dessen Rhythmus sich ihren Bewegungen mitteilte.

»Ja, Hans, sieh nur hin!« sagte ich, als auch er aufschaute. »Ist das nicht Maria im Rosenhag?«

Er nickte glücklich lächelnd und reichte mir gleich darauf einen würdigen Lederband, dessen Erwerb ihm nach vielen Mühen gelungen war. Während seines Berichts sah ich, wie Frau Anna durch den Garten schritt, das Eia-susani verklang, und nur die Schmetterlinge schwangen sich über den besonnten Flächen.

Nun konnte ich mich unbehindert in die Betrachtung der seltenen Schätze versenken, aber es war auch diesmal nicht von Dauer. Denn plötzlich brach der Freund mitten im Satz ab und rief lachend: »Hallo, Linde! Willst du zuhören, so komm doch herein, Kind.«

Sie war auf die Bank gestiegen, die unter dem Fenster stand, und sah mit fröhlichen Augen auf unser Tun. Als ich eine einladende Bewegung machte, schüttelte sie den Kopf. »Nein, nein, Hans, fahre nur in deinem Vortrag fort,« sagte sie. »Ich will nur noch ein wenig die Freude auskosten: Herr Eickstedt hält deine Bücher ebenso zärtlich in der Hand wie du.« —

Am Nachmittag langten wir auf dem Platz der Ausgrabung an. Es wurde heute nicht gearbeitet, weil die Gelehrten in die Stadt zurückgekehrt waren, und nur ein Alter hütete die Seile und Geräte. Hans sandte den Wagen zur Försterei, von der aus wir den Heimweg antreten wollten, und übernahm die Führung. Der Wall der Wendenburg und ein bedeutendes Urnenfeld waren freigelegt. Vor ein paar hundert Jahren hatte räuberisches Gesindel den entlegenen Ort als Unterschlupf gewählt und manche Reste der alten Zeit zerstört, aber vieles war erhalten geblieben. Der Wald war über die Stätte gegangen und hatte die alten Urkunden geschützt, die man jetzt nach ungezählten Jahren wieder ans Licht zog.

Endlich erklärte Frau Anna, sie sei ermüdet, und es wäre an der Zeit, das mitgenommene Vesperbrot zu verzehren. Hans, der eine Besprechung mit dem Revierförster verabredet hatte, wollte in das Forsthaus hinübergehen und uns dort erwarten.

»Aber wo bleibt der alte Brunnen, der zur Entdeckung der Siedlung führte?« rief Linde.

»An dem Brunnen ist nichts Besonderes zu sehen,« sagte Hans. »Aber immerhin, geht, während Anni sich ausruht.« Und er beschrieb uns die Stelle.

Sie war unschwer zu finden. Um den schwarzen abgründigen Schacht, aus dem ein Geruch feuchten Moders aufstieg, war ein Kranz von

Gestein geschichtet. Linde stützte beide Arme auf die Brustwehr, lehnte sich hinüber und blickte in die Tiefe. Der Anblick erschreckte mich so, daß ich hastig nach ihrer Hand griff. »Geben Sie acht!« rief ich. »Die Steine sind nur lose aufeinandergelegt.«

Sie richtete sich auf, ihr Gesicht war bleich geworden.

»Ich wollte Sie nicht erschrecken,« sagte ich bittend.

»Mich entsetzte plötzlich etwas ganz andres,« erwiderte sie tief aufatmend, »der Gedanke, daß ein Geschlecht nach dem andern hinflutet und jedes so schnell vergessen wird. Wer spricht noch von denen, die diesen Brunnen gruben? Und wie bald werden wir sein, wo sie sind!«

Der tiefe Ernst, in dem das blühende Mädchen diese finstere Wahrheit aussprach, entsetzte mich, und ich stammelte etwas unbeholfen: »Es wäre schrecklich, dem nachzudenken, wenn wir nicht wüßten, daß die Kommenden die Vorangegangenen erlösten.«

»Erlösen? Durch was erlösen?«

Ich wollte antworten: Durch die Liebe! Aber ich scheute mich, es jetzt auszusprechen, und begnügte mich, die Schultern zu heben.

Linde schien auch keine weitere Antwort zu erwarten. Sie bückte sich und pflückte eine Lichtnelke, die sie lange betrachtete. »Es ist ein guter Gedanke,« fuhr sie fort, »und das Vergessenwerden ist schließlich nicht so beängstigend. Was meinen Sie, könnte diese Blume nicht eine jener Frauen sein, die hier vor tausend Jahren Wasser schöpften?«

»Glauben Sie es nur, Fräulein Owen!« erwiderte ich lächelnd.

»Aber Sie scheinen es nicht zu glauben,« sagte sie. »Und doch — alles kommt auf irgendeine Weise einmal wieder! Als ich Sie gestern das erstemal sah, wußte ich ganz bestimmt, daß wir einander vor langen, vielen Jahren schon einmal begegnet waren. Ich kann nicht sagen, wo und wann, und weiß doch, daß es geschah.«

Ich sah Linde erstaunt an. Was wußte sie von der ewigen Wiederkehr! Doch vielleicht wußte sie gar nichts davon und sprach nur aus einem untrüglichen Empfinden heraus. Mir aber stockte das Wort im Munde. Es war plötzlich so seltsam um uns in der sonnigen Stille. Durch das Geäst fielen blanke Lichter auf den grünsamtnen Grund, der Lockruf der Finken klang durch das Geäst, und aus der Ferne tönte das Gurren einer Taube. Über allem aber war etwas Unaussprechliches, das uns stumm sein ließ. Wir kehrten ohne zu sprechen zu Frau Anna zurück.

»Es ist gut, daß ihr kommt,« rief sie uns entgegen. »Wenn ich allein bin, gehen die Gedanken immer zu meinem kleinen Jungen. Ob Tante Thea ihn wohl gut versorgt?« —

Im Forsthause wurden wir länger aufgehalten, als geplant war. Das alte Hegemeisterpaar hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Gäste mit selbstgekeltertem Beerenwein und einem Imbiß zu bewirten, und danach traf noch eine Meldung für den Freund ein, die eine Besprechung nötig machte. So begann die Heimfahrt erst, als die Nacht im gestirnten Mantel über der Erde stand.

Hans, der neben dem Fahrer saß, hatte einen andern Weg einschlagen lassen, damit wir den Zweigen entgingen, die auf den engen Schneisen nach den Vorüberfahrenden aus dem Dunkel griffen. So kamen wir über freies Feld, wo nichts den Ausblick auf die Pracht des Himmels hemmte. Die Luft war so durchsichtig, wie sie es selten in dieser Jahreszeit ist, die Milchstraße lag in vollendeter Schönheit auf der himmlischen Kuppel, und wo ihre beiden Lichtströme ineinanderflossen, funkelten wie ebles Geschmeide die Sterne der Wega.

Wir schauten, hingenommen von der überwältigenden Macht des Lichtmeeres, durch das zuweilen das irre Zucken fallender Welten ging, empor und vergaßen die Erde, an die nur der dumpfe Aufschlag der Hufe und das Mahlen der Räder im weichen Sand erinnerte.

Plötzlich beugte sich Frau Anna zu mir herüber und sagte: »Ich möchte wohl wissen, was Sie eben dort oben sahen, Herr Eickstedt.«

»Ich?« fragte ich. »Ja, sahen Sie denn nicht auch hinauf, Frau Anna?«

Sie nickte. »Aber als ich Sie eben anblickte, schien es mir, als hätten Sie etwas ganz Besonderes gedacht.«

»Nun, es war wohl nichts Besonderes, obwohl es seltsam klingen mag,« erwiderte ich. »Mir wurde die helle Straße droben zu einer Bahn, auf der viele Seelen mit Lichtern in den Händen ziehen. Und ich dachte, das seien die Menschen, die von einer Welt zur andern wallen, und daß einige sich freuen, dort wieder vereint zu sein, nachdem sie durch ein Schicksal auf der Erde getrennt wurden.«

Hans wandte sich halb um und sagte: »Das ist sehr schön, Hartmut. Ich hoffe, daß dort auch der Irrtum nicht mehr täuscht, der hier den Menschen einredet, sie seien füreinander bestimmt, und sie müssen später einsehen, daß dieser Glaube falsch war.«

»Hans!« rief die junge Frau erschrocken.

»Ich spreche nicht von uns, Anni,« sagte er ernst.

Das Gespräch verstummte wieder. Der Weg verlor sich jetzt in den Wald; die hohen Bäume verdeckten den Horizont, und nur über uns war noch eine Zeile der leuchtenden Schrift sichtbar. Ich bemerkte eine Bewegung auf dem Wagen. Linde schälte sich aus ihrer Decke, erhob sich und setzte sich neben mich auf den Rücksitz.

»Was ist dir?« fragte ihre Schwägerin.

»Ich will die Sterne sehen, die hinter mir stehen,« erwiderte sie und breitete die Decke über uns beide.

Ich war ihr dabei behilflich. Plötzlich bemerkte ich, daß ihre Hand sich gegen meine legte. Ich war betroffen und wollte mich zurückziehen, dann aber spürte ich, daß mir mit dieser Berührung ein Zeichen ihrer Zustimmung zu meinen Worten gegeben ward. Meine Hand schloß sich um Lindes Hand, die sie mir willig überließ, und ich hütete sie während der Fahrt wie ein kostbares Gut. Erst als der Wagen vor dem Hause hielt, entzog sie mir sie und schlüpfte mit leisem Gutenachtgruß davon.

Als ich wenig später noch einmal durch das Haus ging, sah ich durch die Spalte der Tür Frau Anna über die Wiege des Kindes gebeugt stehen und hörte ihr glückliches Lachen.

»Was meinst du, Anna?« fragte Fräulein Brands Stimme.

»Ich meine, daß Herr Eickstedt unser Haus als ein Bräutigam verlassen wird,« antwortete sie.

Ich hatte gehofft, am nächsten Morgen vor der zeitigen Abfahrt der Damen ein geringes Zeichen Lindes zu erhalten, das an unsre Gemeinsamkeit während der nächtlichen Fahrt erinnerte. Doch sie verriet weder durch Blick noch Wort, was in ihr vorging, und nur Tante Thea brachte, während sie ihre Filethandschuhe überstreifte, eine schüchterne Einladung vor, daß ich sie auf dem nur zwei Stunden entfernten Brandshof besuchen möge. Linde, die sie dabei, Unterstützung suchend, anblickte, sagte nichts.

Meiner bemächtigte sich nach dem Fortgang des Mädchens eine seltsame Unruhe, die von Tag zu Tag wuchs und endlich wie ein Fieber an mir zehrte.

Es gab so viel, was in der Zukunft lag, mit Hans zu besprechen, nachdem Gegenwart und Vergangenheit zu ihrem Recht gekommen waren; denn es war das Jahr, da Deutschland binnen weniger Monate zwei Kaiser begrub, und die Zeit war voll von Rätseln. Aber ich war viel zu stark von dem Aufundabwogen meiner Gefühle beansprucht, um den Dingen außer mir eine warme Teilnahme abzugewinnen. Endlich, da meine Freizeit sich ihrem Ende zuneigte, beschloß ich, mich vor dem Freunde auszusprechen.

Wir schritten einmal um die Abendzeit durch den Wald und bestiegen am Rand einer Waldwiese die Kanzel in der Eiche, wo Hans den starken Bock erwarten wollte. Vor kurzem war ein sanfter Strichregen niedergegangen, jetzt lagen die schrägen Sonnenstrahlen auf den betropften Gräsern und weckten ein funkelndes Leuchten. Von der reichen Holunderblüte des Waldsaumes flossen die Schwaden würzigsten Duftes bis zu unserm Hochsitz.

Hier sagte ich dem Freunde, daß ich in seiner Schwester die Frau meines Lebens gefunden habe, und bat um seinen Beistand für meine Werbung.

Er hörte mich ruhig an. »Und Linde?« fragte er dann. »Hast du Anzeichen, daß sie sich dir zuneigt?«

Ich schilderte ihm die Pein, die mir die Ungewißheit schuf.

Als ich endete, nickte er mir zu. »Sie ist ein seltsames Wesen, Hartmut,« sagte er. »Ihre Schönheit und mütterliche Art lockt manchen Mann, und doch scheint sie geschaffen, mit ihrem Willen das Leben allein zu meistern. Es rührt sich wohl stark das Blut ihrer Mutter in ihr, der ich übrigens viel verdanke. Mein Vater heiratete die kinderlose Witwe, und es ist nicht zu sagen, wie er diese Frau geliebt hat.«

Ich wollte eine Frage tun, als eine Gebärde des Freundes mich schweigen hieß. Er blickte gespannt auf die Stelle, wo der Bock sichernd in die Wiese trat. Das Tier rupfte einige Grashalme, wandte sich dem nächsten Weidenbusch zu, um zu fegen, und trat dann aus der Deckung heraus.

Unhörbar glitt der Büchsenlauf über einen Ast, der Stecher sprang aus, gleich darauf fiel der Schuß. Der Bock fuhr steil in die Höhe, machte ein paar Fluchten und brach an einem Holunder zusammen.

»Grausam!« sagte Hans. »Und doch — wie ich ihn beneide um dies jähe Ende! Mir wird es einmal nicht so gut kommen.«

Ich sah den Freund betroffen von der Seite an.

»Ja, mein Junge,« fuhr er fort und klopfte gegen seine Brust, »seit dem Winter geht es in mir um, was meiner Mutter ein frühes Ziel setzte. Doch was rede ich davon! Es flog mir nur durch den Sinn, als ich an Lindes Versorgung dachte. Wo wüßte ich sie besser behütet als bei dir, mein Hartmut! Sei unbesorgt, du sollst dich über einen Mangel meiner Freundschaft nicht beklagen.«

Ich wollte, während er das Gewehr entlud, eine Besorgnis äußern, aber er unterbrach mich, und sein Gesicht zeigte dabei wieder die gewohnte Heiterkeit.

»Laß uns nicht mehr von Ahnungen schwatzen, und besonders nicht vor den andern. Wir wollen hinabsteigen und den Bock beschauen. Und heute abend schreibe ich den Brief, der für dich um Linde wirbt.« —

Der Tag, an dem die Antwort aus Brandshof hätte eintreffen können, verstrich, und der nächste auch. Ich traf die Vorbereitungen zu meiner Abreise, und mir war weh dabei zumute, denn ich erwartete keine frohe Nachricht mehr.

Als ich am Morgen des letzten Tages die Treppe zum oberen Stockwerk emporstieg, trat Hans aus der Tür seiner Amtsstube. Er hielt die eingelaufene Post in der Hand. Als er meinen suchenden Blick bemerkte, hob er bedauernd die Schultern. In diesem Augenblick hörten wir Frau Anna rufen: »Aber da fährt ja Linde in den Hof!«

»Geh hinauf, Lieber; ich werde dich holen,« sagte Hans. »Ich wußte es, daß sie selbst kommen würde.«

Vom Giebelfenster sah ich Linde. Sie hatte das Ponygespann eigenhändig gelenkt. Der hinten aufsitzende Bursche nahm die Leine und fuhr ohne auszuspannen langsam auf und nieder. Dann ging ich auf mein Zimmer und begann meinen Koffer zu packen. Ich hörte, wie Linde und ihr Bruder aus dem Hause traten. Sie schritten durch den Garten und verloren sich zwischen den Büschen. Das Mädchen trug den breitrandigen Sommerhut in der Hand, und der Wind spielte mit den Locken ihres hellen Haares.

Mir kam gar nicht in den Sinn, daß dort unten etwas besprochen werden konnte, was über mein Leben entschied. Das Bewußtsein, daß die Geliebte mir nahe sei, hatte etwas glückhaft Beruhigendes für mich, und als Hans mich nach einiger Zeit rief, stieg ich mit lachenden Augen hinab.

Linde reichte mir unbefangen die Hand, und Hans klopfte ermutigend meine Schulter.

»Sie will dir die Antwort auf meinen Brief selbst sagen,« sprach er und entfernte sich.

»Sie sollen sie richtig deuten, und das geschieht wohl besser, wenn ich sie vor Ihnen ausspreche,« fuhr sie fort. »Sie haben ein starkes Vertrauen zu mir, Herr Eickstedt, aber ich bin doch noch so jung.«

»Ich habe Sie sehr lieb, Linde,« erwiderte ich.

Sie neigte den Kopf. »Oh, ich hab' es gefühlt, und ich ... Lassen Sie uns doch gehen, es spricht sich leichter dabei. Als wir an jenem Abend heimfuhren und Sie von den Seelen auf der Milchstraße erzählten, da wußte ich ganz bestimmt, daß wir zusammengehörten. Dann kam der Brief. Ich habe schwer mit mir gerungen.«

Ich hätte aufjauchzen mögen, und doch war etwas in ihrer Stimme, das mich warnte.

»Warum kämpfen, da Sie doch wissen ...«

»Es ist ein Versprechen da, das mich hindert; ich darf nicht,« fuhr sie fort. »Meine Mutter hat ihre erste Ehe in sehr jungen Jahren geschlossen, und es ist ihr nichts Gutes daraus erwachsen. Sie glaubte, daß alles Mißverstehen und das Unglück nur deshalb gekommen sei, weil sie zu unreif war, den Mann zu begreifen. Sie hat mir auf ihrem Sterbebette das Gelöbnis abgenommen, daß ich nicht in jungen Jahren heirate. Nicht wahr, nun verstehen Sie mich?«

»Ja, Linde, doch Sie sind weit über ihr Alter reif,« antwortete ich.

Sie schüttelte den Kopf: »Es ist nun doch versprochen, und ich muß Treue halten. Es rächt sich jedes Unrecht im Leben.«

»Glauben Sie, meine Liebe sei so gering, daß ich Sie leicht aufgeben könnte?« fragte ich.

Da hob sie mir die gefalteten Hände entgegen, und ihre Augen sahen mich bittend an: »Machen Sie es mir nicht so furchtbar schwer, Herr Eickstedt. Ich darf doch nicht! Es ist eine Stimme in mir, der muß ich gehorchen.«

Was sollte ich demgegenüber sagen! Sie stand groß vor mir da, und ich sollte kleinlich markten. Und wußte doch, daß alles vergeblich war.

»Und später?« fragte ich.

»Wenn wir wirklich zueinander gehören, müssen wir uns dann nicht wiederfinden?«

Ich fühlte in jener Stunde, daß mich ihr Glaube an eine Bestimmung nicht über den Schmerz des Augenblicks hinaushob. Wir standen unter dem Rotdorn, unter dem wir am ersten Tage gesessen hatten, und ich sah die Blüten in welkende mißfarbige Büschel verwandelt, die einer ungewissen Zukunft entgegenreiften. Ihre Zeit war dahin. Linde nahm die Fahrhandschuhe vom Tisch.

»Sie wollen schon fort?« fragte ich mit dürrer Stimme.

»Zürnen Sie mir nicht! Denken Sie freundlich an mich!« bat sie.

Wie sie da vor mir stand, mit feuchten Augen mühsam lächelnd, ihre Hände mir entgegenstreckend, war sie mir nie so begehrenswert erschienen wie jetzt. Ich beugte mich tief und küßte die lieben Hände, die sie mir willig überließ.

»Es wird mir sehr schwer sein, das Warten, aber ich verstehe, daß es sein muß,« sagte ich. »Sie aber, Linde, vergesse ich nimmermehr!« —

Als ich sie wenige Minuten später davonfahren sah, war mir wie einem Erwachenden zumute, der den zerflatternden Fetzen eines schönen Traumes von trübem Lager nachblickt.

Los-Nächte

Fast zehn Jahre waren seit meinem Besuch im Forsthause, dessen Gedenken ich in schmerzlicher Erinnerung pflegte, verflossen, als ich auf einer Dienstreise die Nachricht von des Freundes Tod erhielt. Sie kam nicht unerwartet. Wenn ich Hans in Bädern oder Erholungsstätten gelegentlich gesehen, hatte ich festgestellt, wie das Leiden seinen Körper mehr

und mehr aushöhlte. Die Freude, die ich beim Lesen seiner Briefe darüber empfand, daß seine Seele sich siegreich und heiter über alles Schattenhafte erhob, war sehr wehmütig gewesen.

Ich konnte nicht bei der Bestattung zugegen sein und schrieb nur an Frau Anna und, einem seltsamen Gefühl gehorchend, auch an Linde.

Es war Hochsommer geworden, als ich aus Brandshof die Antwort empfing, die zugleich eine Einladung war. Die Schwester hatte als Vermächtnis die wertvolle Bücherei des Bruders übernommen, die Bände lagen ungeordnet in Brandshof; sie wage sich nicht an die Aufstellung, wolle dies aber auch nicht fremden Händen überlassen. Es sei ihr unvergeßlich, wie sorgfältig ich die Bücher einst gehalten hätte; ob ich ihr bei dem Einordnen behilflich sein wolle. Hans hätte zudem bestimmt, daß mir einige Stücke zufielen, die solle ich mir auswählen.

Wie etwas mir Bekanntes hatte sie hinzugefügt, ich werde bei meinem Besuch ihren Verlobten antreffen.

Wäre der letzte Satz nicht gewesen, ich hätte den goldenen Strom der Freude laut aufrauschen hören. Nun aber? Ich wußte nicht, daß Linde versprochen war. Der Gedanke, daß dieses feine Mädchen einem andern angehöre, grub sich wie ein nagender Schmerz in mich. Doch wir sind immer begierig, nicht nur unsre Freuden, sondern auch unser Leid bis zur Neige auszukosten. So meldete ich denn noch an demselben Abend meine Ankunft.

Es war eine unfrohe Sommerzeit bis jetzt gewesen. Die Bäume standen in vollentwickeltem Laub, aber seit Wochen fegten kalte Winde die Erde, hemmten jedes Wachstum und ließen die Menschen winterlich frösteln. An dem Tage aber, da ich meine Fahrt antrat, war eine lichte Bläue über die Welt gespannt, und die Sonne begann die ihrer Wartenden zu segnen.

Am Bahnhof erwartete mich ein alter mürrischer Kutscher, der auf meine Frage den Hut rückte und mich dann wortlos entführte. Ich war auf einer andern Strecke angelangt als vor zehn Jahren. So war mir der Weg neu, wenn auch das Landschaftsbild das bekannte war: Wiesen, fruchtschwere Äcker, Gehölzgruppen und hier und da verstreut ein Gehöft oder ein Dorf. Der Duft frischgeschnittenen Grases füllte die Luft.

Nach einer Wegstunde wandte sich der Schweigsame auf dem Bock um, wies mit der Peitsche irgendwohin und sagte bedeutungsvoll: »Brandshof.«

Als ich mich seitwärts aus dem Wagen bog, hatte ich eine Erscheinung. Ein Mühlengraben floß unter einer Brücke dahin; an dem einen Ende der steinernen Brustwehr wucherte ein Buschwerk, in dem sich die Zweige von Weißdorn, Heckenrose und Brombeere zu einem unlösbaren Gewirr verschlungen hatten. Hinter dem Gebüsch schimmerte ein weißes Frauenkleid, und ich sah sekundenlang zwei Augen auf mich gerichtet.

Ich weiß nicht, warum augenblicklich die Gewißheit in mir aufstieg: Das war Linde! Ich wandte mich auch gar nicht um, daß ich mich vergewissert hätte, sondern fragte den Kutscher, ob die Dame das gnädige Fräulein gewesen wäre. Auf diese Frage schüttelte er nachdenklich den Kopf und überließ mir die Entscheidung, seine Bewegung auszudeuten.

Fräulein Brand empfing mich mit herzlichem Willkomm und vielen Worten, die ihrer Nichte Abwesenheit entschuldigten: der erste schöne Tag habe ihre Aufsicht bei den Mähern auf der Wiese gefordert. Tante Thea war gealtert, die Jahre hatten ihre Wangen gefältelt und um den kleinen Mund jenen weinerlichen Zug geprägt, der die Hilflosigkeit des beginnenden Greisentums anzeigt. Die Veränderung war so nachdrücklich für mich, daß ich auf meinem Zimmer vor den Spiegel trat und mein Gesicht auf Alterserscheinungen prüfte.

Dann saß ich neben Fräulein Brand in einem hellen blumengeschmückten Raum und hörte von den letzten Tagen meines Freundes berichten. Die leise, ein wenig zitternde Stimme der alten Dame war wie eine Totenklage. Ich schob die Tasse zurück und faltete andächtig die Hände. Wie oft mochte er durch diesen Raum gegangen sein! Etwas von ihm, das mich innig berührte, haftete noch in diesen Winkeln.

Eins nur störte mich. Unweit von mir stand auf einem Tischchen ein ziemlich großes Bild, das meine Blicke immer wieder anzog. Es stellte einen Mann in der Blüte dar, der seine Schönheit bewußt und seine Gesundheit wie etwas Selbstverständliches trug. In diesen Gliedern mußte viel Kraft ruhen. Er schien einer von jenen zu sein, denen das Leben nichts schuldig geblieben ist.

Ich wollte eben eine schickliche Gelegenheit benutzen und eine Frage nach dem Urbild tun, als Linde eintrat. War sie es wirklich? Einst im Garten hatte sie doch zu mir emporgeblickt, jetzt aber trug sie ihren Scheitel in gleicher Höhe wie ich. Oder ließ das weiße, schwarzbebänderte Kleid sie größer erscheinen? Sie stand im Glanz ihrer reifen Schönheit wie ein zur Wirklichkeit gediehener Traum auf der Schwelle. Dann, nach den ersten Worten erlosch ihr Lächeln, und ich sah etwas wie Schatten in ihren Mundwinkeln.

Wir saßen um einen runden Tisch, auf dem in einem hohen Kristallglase Mohnblüten an langen Stielen standen. Der bittere Duft der roten Blumen würzte die Luft. Wir sprachen ruhig und ohne Befangenheit miteinander, aber

Linde und ich fühlten, daß unsre Worte nur emsig waren, um unsern Blicken ungehindert zu gestatten, daß einer den andern mustere. Jedes von uns fürchtete die Stille, die hinter den Worten lauernd stand. Als diese doch einmal eintrat, löste sich eins der großen Blütenblätter und fiel auf die Tischplatte. Linde sah mich erschrocken an und bemerkte, daß meine Augen auf den Händen hafteten, die in ihrem Schoße lagen. Sie ballte die Linke, die den breiten goldenen Reif trug, und legte die Rechte wie zum Schutz darüber.

Fräulein Brand sagte plötzlich: »Erich Meinhof, Lindes Verlobter, ist durch die Heuernte verhindert worden, zu kommen.«

Linde sah schnell auf das Bild, das mich gestört hatte, und sagte: »Er wird in den nächsten Tagen eintreffen.«

»Ich habe Ihnen zu Ihrer Verlobung noch nicht Glück gewünscht, Fräulein Owen.«

Sie hatte sich mit mir erhoben und schüttelte abwehrend den Kopf. »Lassen Sie doch!« sagte sie. »Wäre es Ihnen recht, wenn ich Ihnen jetzt Brandshof zeige?« —

Der Hof war musterhaft eingerichtet, und seine Ordnung war über die Nüchternheit zur Schönheit erhoben. Das bemerkte ich damals schon, als wir über ihn hin und auf grasigen Rainen in die Felder schritten. Die darbenden Fruchthalme schienen die Not der kalten Zeit überwunden zu haben und hoben sich völlig der Sonne entgegen, damit diese das grüne Lenzkleid zur Reife gilbe. An den Rändern prahlten schon Zyanen und brennender Mohn, über den Grabenborden war der Honigduft der Minze.

»Ich muß Ihnen für die Freundlichkeit danken, daß Sie gekommen sind,« sagte Linde. »Tante Thea entsetzte sich, daß ich mir einen Landrat zum Ordnen der Bücher verschrieb.«

»Sie aber wußten, daß Sie auf den Freund Ihres Bruders unter allen Umständen rechnen können,« erwiderte ich.

»Ja, das weiß ich,« sagte sie langsam. »Ach, ich freue mich, wieder einmal von anderm als von Stall und Ernte reden zu dürfen.«

Nun war es, als seien die Schatten von ihrem Gesicht fortgewischt. Sie zeigte mir, welche erheblichen Bodenflächen sie entwässert und in ihrem Wert gehoben hatte, und mein Lob bereitete ihr Freude. Ihr ordnender Sinn litt es nicht, daß sie an einem der umherliegenden Gesteinbrocken vorüberging. Sie bückte sich und nahm jeden auf, der an ihrem Wege lag, um ihn auf den nächsten Haufen der geschichteten Sammelsteine zu werfen.

Als ich mich aber durch ihr Beispiel dazu angeeifert fühlte, litt sie es nicht. »Nein, Sie tragen keine Handschuhe wie ich. Es ist eine Wunderlichkeit bei mir, die Sie nicht nachahmen dürfen.«

Ich wollte fragen, wann ihre Hochzeit gerüstet werde, aber das Erinnern an ihren hastigen Aufbruch im Hause schloß mir den Mund. Unwillkürlich bückte ich mich doch wieder nach einem Stein, aber Linde war schneller und hob ihn auf, bevor ich zugreifen konnte.

»Sie kommen zu spät,« sagte sie.

»Ja, es ist schade!« erwiderte ich.

Wahrhaftig, ich hatte ihr nicht wehe tun wollen, aber die unbedachte Entgegnung hatte sie doch getroffen. Eine Röte stieg in ihre Stirn, sie kehrte das Gesicht zur Seite. Als sie es mir wieder zuwandte, war die Wolke wieder um die festgeschlossenen Lippen.

Wir kehrten dann wieder zum Hof zurück. Linde trat in eins der Dorfhäuser, um nach einer Kranken zu sehen, und bat mich, sie zu erwarten. Während ich die Straße zwischen spielenden Kindern einigemal auf und nieder schritt und unsre Worte überdachte, erschien mir die Kluft breit und trennend, die sich durch die Bestimmung ihres Lebens zwischen uns aufgetan hatte. Ich sah sie erst jetzt. Beim Empfang von Lindes Einladung hatte die Freude überwogen. Vielleicht hatte mich auch erst das Wiedersehen belehrt, wie lieb ich sie noch immer hatte.

Was sollte nun werden? Würde uns nur der schmale Brückensteg angenommener Höflichkeit über diese Kluft zueinanderführen?

Als ich Linde aus dem Hause treten und mir entgegeneilen sah, fielen alle Zweifel von mir ab, und ich beschloß, unvergrämt der wenigen Stunden froh zu sein, die ein unerklärliches Geschick mir geschenkt. —

Die Vormittage der nächsten Tage waren der Arbeit an den Büchern vorbehalten. Wir saßen in dem Zimmer, das Linde für die Aufstellung bestimmt hatte und das neben ihrem Wohngemach lag. Wenn auch die Bücher sorgsam und nach des Freundes Anordnung verpackt waren, es gab doch mancherlei zu sichten und umzustellen, und wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, hier und dort einen Blick in ein wertvolles Werk zu tun und über das, was wir gelesen, zu sprechen.

Linde ward mit jedem Tage heiterer, und ich entdeckte erstaunt, welcher Frohsinn sich hinter der ernsten Stirn des Mädchens verborgen hatte. Tante Thea aber konnte sich nicht genugtun an Äußerungen des Erstaunens, daß ihre wirtschaftliche Nichte sich so ausschließlich einer geistigen Betätigung hingab. Denn der Vogt war wiederholt erschienen, um sich Weisungen zu holen, und war immer kurz wie ein Störer abgefertigt worden.

»Wir feiern eines Toten Gedächtnis, Tante,« erwiderte ihr Linde. »Laß mir nur diese kurze Auffrischung. Sie wird schnell genug vorübergehen.« Ihre Augen verdunkelten sich, als sie



Albert Cuyp: Kinderbildnis

dies sagte, und sie trat schnell an das Fenster, als dürfe keiner ihr die Gedanken vom Gesicht lesen.

Als wir am Morgen des vierten Tages die letzten Werke eingeordnet hatten, sagte Linde: »Dies ist nun mein Freudentag, Herr Eickstedt, denn ich kann Ihnen die Bücher übergeben, die Sie zum Gedächtnis unsers Hans behalten sollen. Welche haben Sie sich ausgewählt?«

Ich hatte mein Augenmerk längst auf eins gerichtet, das mir vor andern wert erschien. Nicht, weil es eine seltene Ausgabe oder ein in feines Leder gebundenes Stück war, sondern weil ich dies Buch in der Hand gehalten hatte, als vor zehn Jahren Linde durch das Fenster in des Freundes Stube sah und mein Verhältnis zu den Büchern lobte.

»Wenn Sie erlauben, bitte ich um Humboldts Ästhetische Versuche,« sagte ich.

»Nun! Und weiter?«

»Weiter nichts, Fräulein Owen.«

»Glauben Sie nicht, daß ich damit einverstanden bin,« entgegnete sie. »Sie werden Hansens Bestimmung ehren und mich nicht beschämen wollen.«

»Dieses Buch ist sehr wertvoll,« sagte ich, »und es erfüllt vollauf den Zweck, mich an unvergeßliche Zeiten zu erinnern.«

Linde holte das Buch und legte es in meine Hand. »Daß wir uns nun noch darum streiten müssen!« fuhr sie fort. »Wenn Sie bei dieser Meinung verharren, so werde ich für Sie auswählen.«

Und sie trat zu den Schränken und begann eine Auswahl zu treffen. Ich blätterte in dem Buche. Dabei stieß ich auf einen mehrfach gefalteten Bogen, der mit bekannten Schriftzügen bedeckt war.

»Sehen Sie doch! Ein Schreiben von Hans,« sagte ich. »Und wie es scheint, für Sie bestimmt.« Denn ich hatte in der Anschrift Lindes Namen gelesen.

Sie entfaltete das Papier und sah hinein. »Es ist wirklich von ihm und stammt sogar aus den letzten Wochen seines Lebens. Wie seltsam, daß er es in das Buch tat!«

Nun begann sie zu lesen, und ich beschäftigte mich mit dem Werke Humboldts. Es mußte aber von ihr irgend etwas Erregendes ausgehen, das mich zwang, aufzusehen. Da bemerkte ich, daß ihr Gesicht blaß war und daß die Hand, die den Brief hielt, heftig zitterte. Plötzlich stand sie auf, barg das Schreiben in ihrer Tasche und murmelte eine Entschuldigung.

»Fehlt Ihnen etwas, Fräulein Linde?« fragte ich, da mich ihr Aussehen besorgt machte.

Da sah sie mich flehentlich an: »Ich muß das allein lesen. Wollen Sie mich für den Vormittag entschuldigen?« Und bevor ich ein Wort erwidern konnte, hatte sie sich zur Tür gewandt.

Ich ordnete die letzten Bücher ein und schickte mich zu einem Gang durch den Garten an, mußte aber erst Fräulein Brand über Lindes verstörtes Gesicht Rede stehen. Als ich ihr von dem Brief und meiner Vermutung sprach, wurde die alte Dame beruhigt.

»Sie mögen es mir glauben,« sagte sie, »sie liebt den Bruder weit mehr als ihren Bräutigam. Ich hoffe, diese Stimme aus dem Grabe schlichtet ihr manchen Zweifel.«

Bei Tisch und am Nachmittag schien Linde wieder unverändert, aber es entging mir doch nicht, daß ihre Heiterkeit zuweilen plötzlich von etwas zurückgeschreckt wurde, das jetzt im Untergrunde ihres Wesens verborgen lag. Sie zog sich auch am Abend ungewohnt zeitig auf ihr Zimmer zurück.

Dieser graue sanfte Abend, der einen sehr heißen Tag zudeckte, war voll schwermütigen Schweigens. In den Stuben lag noch viel von der Schwüle des Mittags, und ich zog es vor, meinen Platz unter den duftenden Linden innezubehalten und in das wolkige Dunkel zu sehen, aus dem sich noch immer kein Tropfen löste.

Linde schien die Ruhe nicht zu finden, die aufzusuchen sie gegangen war. Die starken Arme der Äste hoben die schweren Laubmassen über die Höhe ihrer Fenster hinaus, und zwischen dem Geäst schimmerten die Lichter ihrer Zimmer auf. Ich sah sie bald an diesem, bald an jenem Fenster. Sie lehnte sich weit hinaus, und es schien, als wolle sie tief Luft schöpfen. Dann mochte sie sich irgendwo niedergelassen haben, denn die Öffnungen blieben leer, und nur ein leises Wehen glitt um die Gardinen.

Ich stand endlich auf und ging noch ein wenig dahin, wo die Felder und der Gemüsegarten grenzten. Der leuchtende Glanz norddeutscher Mittsommernächte versilberte den westlichen Himmel trotz dem Gewölk, und der herbe Duft der Skabiosen stieg vom Wegrain auf. Hinten in den Weiden stieß ein Kauz seinen klagenden Lockruf aus, und sein Nistgesell gab Antwort. Das im Osten aufgekommene Gewölk schien den erwünschten Regen nicht zu bringen.

Als ich durch das Obstspalier dem Hause wieder zuschritt, sah ich eine Gestalt eng an den Stamm eines Apfelbaums gedrückt stehen. Sie löste sich bei meinem Nahen und schien flüchten zu wollen, kam dann aber auf mich zu.

»Herr Eickstedt?« fragte es. Durch Lindes tiefe Glockenstimme schwang etwas wie Erwartung.

»Ich bin es, Fräulein Owen.«

»Ach, Sie hat es auch hinausgetrieben,« sagte sie. »Finden Sie auch, daß die Nacht so voll von Bangigkeit ist?«

»Das Gewitter wird Sie nicht mehr erschrecken.«

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie

fort: »Gewitter fürchte ich nicht, aber ich fühle mich so hilflos. Sie sahen mich an dem Baum. Hörten Sie schon, daß aus einem Baum Kräfte auf uns überströmen?«

Ich wußte nichts davon. »Hat Sie denn dieser Brief unsers Hans so erschüttert?« fragte ich.

Ich sah, wie sie zustimmend nickte. »Vielleicht nicht der Brief, aber daß er so spät an mich gelangte. Es war ein Entwurf, den er, Gott weiß warum, dann nicht ausführte. Alles wäre wohl anders geworden, wenn er ihn abgesandt hätte. Nun fiel alles Glück in Scherben.«

»Das Glück ist immer da,« sagte ich, »nur daß wir es selten erkennen und noch seltener ergreifen.«

Wir waren an den seitlichen Ausgang des Hauses gelangt, der immer unverschlossen blieb. Als ich die Tür öffnen wollte, ergriff sie meine Hand. »Hans hat mich an Sie gewiesen, Herr Eickstedt. Wird die Freundschaft für ihn auch seiner Schwester dienen wollen?«

Ich weiß nicht, was ich Linde auf diese Worte geantwortet habe, ich weiß nur, daß mich die Bitte des Mädchens hinriß, und daß meine überströmenden Worte wohl mehr von meiner Liebe als von meiner Freundschaft verraten haben mögen.

Am nächsten Morgen war ich in die Dorfkirche gegangen, um einige Ornamente zu zeichnen, die mir beachtenswert erschienen. Ich mußte mich dort wohl verspätet haben, denn als ich zum Hause zurückkehrte, saßen die Damen schon am Frühstückstisch auf der Terrasse.

Ich war noch hinter dem Gebüsch, als ich Lindes Stimme hörte: »Du kannst dich darauf verlassen, Tante Thea, ich mach' ein Ende!« — Darauf Fräulein Brands klägliche Antwort: »Doch er wird nicht wollen, Kind!« — »Dann werde ich ihn zwingen,« sagte Linde.

Jetzt war ich nahe genug, um einen Morgengruß hinaufrufen zu können. Linde trat an die Brüstung und rief mir mit heller Stimme entgegen: »Kommen Sie! Wir erwarten Sie schon sehnlichst.«

Als ich hinaufkam, schüttelte sie mir die Hand, und auch Fräulein Brand, nachdem sie ihr Tuch über die Augen geführt, bemühte sich, heiter zu erscheinen. Ich legte meine kleinen Zeichnungen vor, und man schien erleichtert, einen schicklichen Grund zu haben, die vorausgegangene Erörterung zu verlassen.

Doch hafteten die Gedanken wohl noch an dem erregenden Gesprächsstoff. Denn als Linde zu der morgendlichen Besprechung mit dem Vogt abgerufen wurde, begann Fräulein Brand sofort von anderm zu reden.

»Lindes Verlobter hat mitgeteilt, daß er sein Kommen noch um ein paar Tage aufschieben müsse,« sagte sie. »Er verwaltet das Gut seiner Familie, und seine Stellung ist vielleicht keine sehr angenehme. Es dauert mich, denn er ist ein sehr tüchtiger Landwirt und kann seine Fähigkeiten dort nicht voll entwickeln.«

Ich stimmte dem Lob, das sie Erich Meinhof zollte, höflich zu und meinte, daß sich ihm durch die Heirat eine ungehemmte Betätigung auftue.

Fräulein Brand seufzte. Sie schien nicht zuviel davon zu hoffen. Aber sie fuhr fort, seine guten Eigenschaften zu erwähnen, als wünsche sie, daß ich günstig über ihn urteile. Als Linde sich wieder zu uns setzte, verließ sie unter dem Vorwand, im Hause nach dem Rechten sehen zu müssen, die Terrasse.

Ich sprach zu Linde von der Schönheit einiger Grabsteine, die ich auf dem Friedhof entdeckt hatte. Sie antwortete ohne besondere Teilnahme. Etwas, das durch mein Kommen zurückgeschreckt war, schien sie noch zu beschäftigen. Eine Stille trat ein, in die störend das schrille Rufen eines Vogels klang.

»Gehen wir heute in die Bücherei?« fragte sie plötzlich.

»Es wäre nicht nötig,« erwiderte ich. »Wenn wir das Verzeichnis mit den Büchern noch vergleichen wollen, so ist dies das Letzte, was zu tun wäre. Diese Arbeit ist beendet, und ich werde an meine Abfahrt denken.«

Linde legte den Löffel aus der Hand, und ihre Augen sahen mich erschrocken an. »Müssen Sie fort? Müssen Sie wirklich schon fort?« fragte sie zaghaft.

Ich sagte, daß mich nichts zurückriefe, daß ich es aber für schicklich hielte, eine so freundlich dargebotene Gastlichkeit nicht zu ermüden.

Sie legte beide Handflächen gegen ihre Schläfe und atmete tief auf. »Jetzt haben Sie mich aber wirklich erschreckt,« sagte sie. »Soll ich inständig bitten, daß Sie bleiben, so lange als nur möglich? Nicht wahr, Sie nehmen das Gelöbnis Ihrer Freundschaft, das Sie gestern gaben, heute nicht zurück?«

Sie war so erregt und verwirrt. Welche Schatten mochten dieses Mädchens Seele schrecken, daß die Selbstsichere so erschüttert war!

»Ich bleibe so lange Sie es wünschen, Fräulein Linde. Aber kann ich Ihnen denn auf irgendeine Weise nützen?«

Sie blickte scheu rundum und nickte dann ernsthaft: »Ich würde mich so gern einmal aussprechen. Sie glauben ja nicht, wie allein ich bin.«

»Ich diene Ihnen, wo und wie ich kann,« entgegnete ich. »Doch Sie sprachen einst von einer Stimme in Ihnen ...«

»Die ist verstummt.«

Sie griff hastig nach ihren Briefen, und ich bemerkte, daß Fräulein Brand den Gartenweg heraufkam.

»Es wird sich heute noch eine Gelegenheit finden,« sagte Linde, und wir erhoben uns.

Doch die Gelegenheit fand sich nicht. Während des Essens war ein Feldmesser da, und ein Besuch aus der Nachbarschaft beanspruchte die Nachmittagsstunden für sich. Der Abend vereinte uns drei Hausbewohner um ein Buch. Ich bemerkte wohl, daß Linde einigemal unruhig auffah. Als Amalie, die ältere Dienerin des Hauses, mit einer Frage zu uns trat, bat Linde Tante Thea, das Gewünschte herauszugeben.

»Es ist nicht anders möglich,« sagte sie, als wir allein waren. »Ich werde mich gleich zurückziehen. Wollen Sie dann nach einer halben Stunde auf mein Zimmer kommen?«

In meinem Inneren wallte es einen Augenblick stürmisch auf: Du hastiges Kind! Aber ich versprach es.

Bald darauf stand ich an dem Fenster meines Zimmers und wartete der Stunde. Ich hörte, wie drunten Amalie das Geschirr in die Schränke tat und die Türen der Zimmer abschloß. Irgendwo wurden die Gewichte einer Wanduhr aufgewunden. So hatte ich es jeden Abend gehört. Dann versank das Haus in die Stille der Nacht.

In der Ferne rief der Kuckuck. Meine Seele aber fühlte nichts vom Frieden der Sommernacht; etwas von der Unruhe, die Linde bewegte, regte sich jetzt auch in meinem Blut. Neben dem starken Verlangen, ihr zu helfen, stand das Dunkel ihres Geschicks, von dem ich hören sollte, und die Sorgen um sie waren unstet wie die Fledermäuse, deren schattenhafter Flug durch die Dämmerung huschte. Mir war, als stiege eine jener rätselvollen Los-Nächte herauf, die zuweilen über uns kommen und deren unentrinnbarer Macht wir uns völlig unterwerfen.

Nun war es Zeit. Ich ging durch die Bücherei und klopfte leise an Lindes Tür. Als nach mehrmaligem Anmelden kein Ruf erfolgte, öffnete ich und blieb auf der Schwelle stehen. Die Flammen der Kerzen bogen sich in der Zugluft.

»Fräulein Linde!« sagte ich; da trat sie schon durch die zweite Tür herein, bleich und ein schmerzliches Lächeln um den Mund. Sie deutete auf einen Stuhl und schloß die Fenster; dann ließ sie sich nieder.

»Ja, wie fange ich's nun an, Herr Eickstedt? Bitte, haben Sie ein wenig Nachsicht,« sagte sie.

»Ich helfe ein,« ermunterte ich scherzend.

»Also, Sie wissen, welches Versprechen ich meiner Mutter gab,« fuhr sie fort. »Ich habe mich daran gebunden Jahr um Jahr. Darüber bin ich bis an die Grenze meines Mädchentums gelangt.«

Ich hörte den schweren Schlag ihres Herzens durch ihre Worte klingen.

»Dann kam es im letzten Winter erschreckend schnell über mich. Es geschah nach einem ängstlichen Traum: ich sah in eine brennend heiße Wüste, aber das Furchtbare in ihr war nicht die Glut, sondern die Leere. Ich konnte durch diese Einsamkeit bis an ihr fernes Ende sehen, und der Weg dahin war sehr, sehr lang. Ich aber wußte, daß ich diesen Weg gehen mußte, allein. An dem Abend, der dieser Nacht folgte, war in der Nachbarschaft eine Gesellschaft. An diesem Abend verlobte ich mich.«

Die Stille im Gemach, durch die nur das hastende Ticken der kleinen Standuhr auf dem Schreibtisch fieberte, war nach diesen Worten beängstigend.

»Und nun, Fräulein Linde?« fragte ich.

»Ach nun! Es gibt so rätselhafte Zusammenhänge, aber es gibt auch glasklare Stunden, in denen man alles durchschaut. Und dann weiß man, daß das, was man Schicksal nennt, nur die armselige Verirrung eines Gefühls ist.«

Längst wußte ich, was kommen würde; nun sie es aussprach, erschütterte es mich doch. Unter alten Stichen und Scherenschnitten hing an der Wand ein kleines Bild. Um meine Bewegung zu verbergen, stand ich auf und betrachtete es. Es stellte eine Gruppe junger lachender Menschen unter dem mir bekannten Rotdorn in des Freundes Garten dar. Da war Frau Anna, hier Fräulein Brand und dort sie, die für mich alle überstrahlte. Darunter war das Datum des Tages geschrieben, an dem ich auf der Oberförsterei eingetroffen war.

Ich betrachtete es lange und kehrte auf meinen Platz zurück. »Wie schade!« sagte ich leise.

»Was ist schade?« fragte Linde.

»Daß ich es nicht besitze. Doch ich habe unterbrochen. Kam Ihnen die Stunde der Erkenntnis bald?«

»Vielleicht ja. Aber es war nur ein dumpfes Ahnen, das ich dämpfen zu müssen meinte.«

»Hans erlebte doch Ihre Verlobung.«

Sie schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht. »Ich hab' es nicht über mich vermocht, auf seinen schweren Weg meine Steine zu werfen. Als er von Arosa heimkehrte und sah, wußte er sofort, wie es um mich stand. Da schrieb er den Brief, den Sie fanden.«

Ich wartete, daß sie fortfahre, doch sie blickte mich nur an: Frage nicht mehr! Ich sah, daß sie nun wußte, wie ich Jahr um Jahr auf sie gewartet hatte. Es geschah wie etwas Selbstverständliches, daß unsre Hände und unsre Lippen sich suchten.

Als ich die Arme, die behütend um sie gelegen, endlich löste und auf mein Zimmer ging, glaubte ich, daß unsre Wege sich nach kurzer Zeit der Unruhe einen würden.

Zwei Tage waren uns noch vergönnt, dann kam der Brief, der unsre Freude endete. Ein Eilbote trug ihn herbei, und während Linde mit scharfem Schnitt den Umschlag öffnete,

wußte ich, was der Inhalt für sie und mich bedeutete.

Sie las, sah dann ruhig auf und sagte: »Es ist so, wie ich dachte: Erich Meinhof trifft morgen ein. Du wirst also mit dem Mittagszug reisen müssen.«

»Und sonst, Linde?«

»Weiter nichts.«

Wir standen auf und schritten die Gartensteige entlang. Bei dem blaublühenden Rittersporn blieb ich stehen und sagte: »Soll ich besser nicht doch hierbleiben? Mich bedrückt der Gedanke, dich allein zu lassen.«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf: »Besser ist, es bleibt, wie wir es absprachen.«

Linde war jetzt wieder ganz von ihrer heiteren Sicherheit beseelt, ich aber spürte etwas wie Verzagtheit.

»Und wenn er dich nicht freigibt?«

»Oh, das wird er tun. Ich glaube, du schätzest seinen Stolz doch zu gering ein.« Sie schritt weiter und rupfte ein paar Blätter von einem Busch. »Nein, er muß es!« sagte sie noch einmal.

Mir aber kam die Erinnerung an das Wort, das uns vor zehn Jahren geschieden. Wenn nun dieser Mann ihr Versprechen in seinem Sinn zu nützen verstand! Ich wollte meine Befürchtung aussprechen, aber als ich sie ansah, hielt ich das Wort zurück. Warum sie mit Einfällen quälen, die in schwere Stunden ging! Warum ihren klaren Sinn trüben, der so ruhig bis auf das Ende seines Weges schaute!

Und so genossen wir den Tag und unsre Liebe.

Am folgenden Vormittag reiste ich ab. Linde hatte mir noch, bevor ich das Gepäck verschnürte, ein Paket gebracht: »Die Bücher, die ich für dich auswählte. Und obenauf liegt das Bild von unserm ersten Tag.«

Sie stand winkend auf der Treppe, als die Pferde anzogen. Tante Thea hielt ihr Tuch unbewegt in der Hand; ihr feines knittriges Gesicht sah aus, als sei es im Weinen erstarrt.

Wann würde ich wieder hier absteigen? Im Herbst? Oder nie wieder?

Was ich als Fortgang dieser sommerlichen Tage aufschreibe, hat sich ohne mein Beisein vollzogen. Doch den Bericht über sie habe ich so oft gelesen, daß das Geschehnis wie eingebrannt in mir steht. Und also darf ich sagen, ich hätte es miterlebt.

Wenige Stunden nach meiner Abfahrt fuhr Linde an der Seite Erich Meinhofs nach Brandshof zurück. Sie erwartete, er werde auf die Stelle ihres letzten Briefes, in dem sie von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung gesprochen, das Gespräch lenken. Er tat es nicht. Er hatte sich mit einer Heiterkeit gewappnet, die sie schmerzte. Er scherzte über kleine Vorkommnisse auf seiner Reise und lobte mit vielen Worten die beiden Braunen, die unlängst eingespannt waren, und die er das erstemal im Geschirr sah. Er empfand dies als eine ihm erwiesene Aufmerksamkeit, und sein in Sonne und Luft gebräuntes Gesicht glänzte. Daß der Rosenstrauß, den er Linde mitgebracht, auf dem Rücksitz lag, schien er nicht zu beachten.

Plötzlich stieß er einen Fluch aus, rief dem Kutscher ein Halt zu und sprang herab. Ein Kraftwagen, der damals noch selten auf dem Lande war, kam ihnen entgegen. Die Pferde hoben unruhig die Köpfe. Meinhof trat vor sie hin und griff in die Zäume. Als das Gefährt fauchend und Staub aufwühlend vorüberjagte, stiegen die erschreckten Tiere, doch er riß sie so heftig nieder, daß das Handpferd in die Knie brach.

Linde war ausgestiegen und wollte nach dem Pferd sehen. Aber Meinhof kam ihr schon lachend und den Staub von seinen Ärmeln klopfend entgegen. »Steig nur auf, Gerlinde,« sagte er. »Wenn ich vor den Radern stehe, ist keine Not. Neulich hab' ich einen zweijährigen Bullen, mit dem der Schweizer nicht fertig wurde, allein an die Kette gelegt.«

Sie sah auf die runde Hand, die noch die Eindrücke der Riemen trug. »Du bist sehr stark,« sagte sie und schauderte dabei. Er aber nahm es für ein Lob, hob die Hand und entgegnete: »Sie hält jedenfalls, was sie hat.«

Als sie in den Hof fuhren, glitten seine Blicke prüfend über Luken, Dachfirste und Dungstätten. Er nickte zufrieden: »Du hältst doch die Wirtschaft großartig im Zug, Gerlinde!« lobte er. Doch sie schien es nicht gehört zu haben.

Vor der Treppe stieg er leichtfüßig ab, küßte Tante Thea die Hand und half Linde vom Wagen. Er wußte seinen Eingang sofort mit einigen scherzhaften Bemerkungen über das Wohlaussehen der alten Dame angenehm zu gestalten und wandte sich dann nach seiner Braut um, die zu den Pferden getreten war.

»Kommst du nicht?«

»Es blutet,« sagte Linde.

»Jochen mag gleich kühlen,« erwiderte er etwas ungeduldig. »Später sehe ich nach ihm.«

Sie saßen um den Vespertisch. Meinhof erzählte viel, und Tante Thea fragte zuweilen. Linde war sehr schweigsam. Sie sammelte sich für das, was kommen mußte. Zuweilen kam ihr ein Verwundern: Wie war es möglich, daß du an den Mann gerietest, der wie ein Fremdling neben dir sitzt!

Endlich war er fertig und stand auf: »Ist es dir recht, wenn wir durch die Wirtschaft gehen?«

Sie ging voran aus dem Zimmer, aber als er in der Diele nach Hut und Stock griff, öffnete sie die Tür zur Schreibstube: »Ich möchte vorher mit dir reden, Erich.«

Während er eintrat, sah er mit schrägem Blick auf sie: »Etwas Unangenehmes?«

Linde stand, die Hände auf den Rücken haltend, gegen den Rand eines Tisches gelehnt und wartete, daß er sich setze. Doch er blieb stehen.

»Du weißt, was ich dir geschrieben habe,« sagte sie. »Es muß klar werden zwischen uns.«

»Ach, das!« entgegnete er und warf den Kopf herum. »Verzeih, es war ein Scherz oder eine Laune, nicht wahr? Man muß das bei Frauen nicht so ernst nehmen. Laß uns nicht mehr davon reden!«

»Du irrst, es ist mehr,« sagte sie. »Ich kann deine Frau nicht werden. Ich liebe dich nicht, und ohne das ...«

»Seit wann weißt du denn dies so genau?«

»Seit ich klar sehe, daß ich einem andern gehöre.«

Meinhofs Augen brannten: »Was fällt dir ein? Du mit deinen hohen Anschauungen? Wer ist denn der Held? Etwa dieser ... dieser ...«

Sie hob die Hand: »Laß uns alles in Ruhe schlichten. Ja, der Freund meines Bruders ist es. Aber das ist für dich nebensächlich. Gib mir mein Wort zurück!«

»Es ist nicht nebensächlich,« brauste er auf. »Ich fordere natürlich Rechenschaft.«

Als sie schwieg, verstummte er, stieß zornig die Arme von sich und ging auf und nieder. Er hätte sich prügeln mögen. Da war er auf den heißen Wiesen zwischen Heuhaufen umhergewandert und hatte dem andern das Feld überlassen.

»Ich bin schuldig,« sagte Linde leise; »ich hätte es dir sagen sollen, als mir die Erkenntnis kam, daß wir nicht füreinander passen.«

»Die Erkenntnis kam dir erst mit dem Besuch?«

»Da wurde sie zur Gewißheit.«

»Ihr seid euch wohl schon einig?«

»Völlig einig. Ich bitte dich, Erich, gib mir mein Wort zurück.«

Unter der aufflammenden Eifersucht verlor er jede Haltung. »Hoho!« rief er. »Wenn ich nun nicht will? Was heißt das: völlig einig? Du! Warst du am Ende gar seine Geliebte?«

Er war nahe an sie herangetreten und starrte in ihr Gesicht. Sie dachte: Jetzt schlägt er dich. Vielleicht war da eine Rettung, wenn sie nun den Mantel ihres keuschen Stolzes um sich gebreitet und sich gekränkt abgewendet hätte. Sie sah, wie sich der Gedanke in ihm festbiß. Aber sie tat es nicht. Sie wollte für ihre Überzeugung leiden und brachte sich als Opfer dar. Wenn sie nur frei wurde!

Ihren Blick, der kein Lächeln und keine Entrüstung war, der nicht bejahte, aber auch nicht verneinte, nahm er als ein Geständnis. Hätte nicht jede unschuldige Frau in dieser Lage aufgeschrien? Sein Gesicht war weiß vor Zorn und verzerrt. Er griff nach ihrer herabhängenden Linken, preßte sie, daß Linde einen Wehlaut ausstieß, schleuderte sie von sich und trat an das Fenster.

Wie er da stand und seine Schultern unter dem Druck seiner Bewegung bebten, dauerte er Linde. Sie wußte, welche Gewalten ihn jetzt hin und her rissen: eifersüchtiger Haß, getretener Stolz und die kleinliche Angst vor dem Geschwätz der Lästerzungen. Er hatte zu oft geprahlt, daß er es satt habe, als Pächter seiner Brüder zu enden; er hatte sich zu offen in seinem Glück, eine reiche Heirat zu machen, gespiegelt!

Über den Hof zogen die vier Gespanne der prächtigen rotbraunen Zugochsen, die er über alles schätzte. Er sah ihnen nach. Als sie verschwanden, zuckte er zusammen. Dann wandte er sich um. »Gerlinde, du hast das Versprechen, das du deiner Mutter gabst, heiliggehalten.«

Sie nickte. Was sollte das jetzt?

»Ein gleiches Versprechen gabst du mir. Willst du es brechen?«

»Ich bat dich, es mir zurückzugeben. Du lebst ja, du kannst es.«

»Nein, ich kann es nicht. Ich muß dich bei deinem Wort halten.«

Sie sah ihn entfremdet an. »Jetzt noch? Nachdem du glaubst ... nachdem du weißt ...«

»Ich verzeihe dir, Gerlinde.«

Jetzt verlor sie ihre Fassung. »Das kann kein Mann, nie, nie, nie!«

»Laß es jetzt gut sein! Man kommt darüber fort.« Er verfiel plötzlich in einen Ton scherzender Gutmütigkeit. »Schließlich haben wir Männer ja auch unsre Freiheit genossen. Vor einem Jahre noch ...«

Sie stöhnte auf und schlug die Hände vor das Gesicht. Mußte sie sich das als Trost sagen lassen? Die Scham brannte sie wie ein glühendes Henkereisen. Und doch erniedrigte sie sich so weit, daß sie vor ihm niederfiel und ihn anflehte, sie freizugeben. Doch je tiefer sie sich demütigte, um so ruhiger wurde Meinhof. Er hatte den Faden jetzt sicher in der Hand, an dem er sie hielt. —

Zwei Tage blieb er auf Brandshof. Zwei Tage rang Linde mit ihm und ging Wege, die durch die Hölle führen. Den einzigen Weg zum Heil fand sie nicht: das mit Gewalt zu ertrotzen, was man ihr versagte. Ihr Schicksal lag in ihrem Wesen wie ein Stein im Gemäuer verkittet: das war die Ehrfurcht vor dem Gelöbnis.

Diese Treue gegen sich selbst gab sie in Erich Meinhofs Hand. Er wuchs, während sie müde wurde. Er war der Stärkere.

(Schluß folgt.)

Bauernblumen

Von Bernhard Flemes (Hameln)

Pfingstrose

Auf dem Brockmannschen Hofe riefen die Knechte und Mägde, wenn sie zu einer Arbeit angestellt werden wollten oder sonst etwas zu fragen hatten, nicht: »Häre!« — sie riefen: »Fru!« Und wer den alten Brockmann sah, der schmal und klein an seiner Pfeife hing, den wunderte das weiter nicht. Wo aber Frau Rosine erschien, da drückte sich das Gesinde eifrig an die Arbeit, denn ihr Blick war wie ein stürzender Kübel Eiswasser und ihre Kommandostimme wie ein Brotmesser, das auf einem irdenen Gröpen geschärft wird.

Die drei Töchter waren das Ebenbild der Mutter — stark von Knochen, blühend im Fleisch, mit Wangen wie Pfingstrosen. Die älteste hatte einen Hof mit einem Manne geheiratet und herrschte dort wie die Mutter. Bei der mittleren würde es einmal geradeso werden, weswegen da auch keiner anbiß, trotzdem sie ihre Jahre hatte und einen Haufen Geld dazu. Die dritte aber — was mit der war, wußte so recht keiner. Sie hielt es zum Kummer der Mutter mehr mit dem Vater. Einstweilen hatte sie das Lyzeum der nahen Stadt hinter sich und war, da die Mutter sich einem weiteren Studium widersetzt hatte, zu Hause. Das war die Anne-Marie.

Stark und blühend, ging sie an diesem Frühlingsmorgen durch den Garten, einen Gedichtband der Annette von Droste heimlich in die Laube tragend. Da saß sie und las sich den Kopf heiß. Und durch ihre Seele tönte der Sturmgesang der Meersburgerin:

Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten.

Und sehnsüchtig resignierend klang es hinterdrein:

Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Seufzend erhob sie sich und trat in die Sonne. Sie wußte es, daß sie leuchtete und strahlte in Kraft und Schönheit wie die Pfingstrose, die breit und glühend durch den Garten prahlte. Sie fühlte dumpf, daß das Wesen der Mutter und der Schwestern sie lauernd umstrich.

Nein, sie wollte es nicht, wollte anders werden, es anders haben und stand gequält vor der flackernden Schönheit des Busches.

Da ging eine leise, kaum spürbare Regung durch den dicksten Blütenkopf. Und mit seltsam müder Geste löste sich eine Handvoll Blütenblätter und sank lautlos auf die schwarze Gartenerde.

Eine helle Träne rann über die Wange des Mädchens.

Tränendes Herz

Sie war mit fünfundzwanzig Jahren die Älteste der acht Lüden-Kinder, denen die Mutter zu früh weggestorben war. Der älteste Junge war sieben, der jüngste erst vier Jahre, die andern fünf waren Mädchen. Dreimal hatte sie einen Freier abweisen müssen, und das eine Mal war es ihr schwer geworden. Aber der Vater hatte nicht nachgegeben. Wer hätte auch dafür sorgen sollen, daß die Jüngsten rechtzeitig zur Schule kamen und daß die beiden Schwestern ihre Aussteuer gekriegt hätten! Wer sollte den großen Haushalt betreuen, wenn sie davongegangen wäre! Daß sie es war, die treu aushielt, erschien selbstverständlich. Und der Vater dachte gar nicht, daß es hätte anders sein können. Flink wie ein Wiesel huschte sie durch Haus und Hof, und ihre Hände waren nie müßig. Keiner hat sie je verdrossen gesehen.

Vor ihrem Kammerfenster stand ein dicker Busch »Tränendes Herz«. Und als der Lehrer des Dorfes sich einst aus dem Lüdeschen Garten ein paar Rosenaugen erbat und gerade sah, daß die Auguste einen Strauß dieser zierlichen blaßroten Blüten in einen grauen Steingutkrug ordnete, da dachte er bei sich: Diese Blumen sind ihr Wappen!

Sie war bei ihm zur Schule gegangen, und er war derjenige, bei dem es ihr schwer wurde, daß sie ihn abweisen mußte.

Königskerze

Stattlich, blond und stramm reckte die Königskerze sich empor, die am Wesemannschen Hofzaun wild wuchs, und schaute um sich wie eine beleidigte Königin.

Just so stattlich, blond und stramm hielt sich Wesemanns Line. Das kann sie auch! dachte das ganze Dorf, denn der alte Wesemann hatte einen großen und schuldenfreien Hof und nur die eine Tochter. Kann sie auch! dachten die Bewerber, die den Mut fanden, um sie anzuhalten. Erst wenn sie Line Wesemanns kurzes Nein! zu verdauen trachteten, änderten sie ihre Meinung in die: »Hochnäsigtet Lork!« Und da es manchen Bewerbern so ging, so kam bald im Dorfe diese zweite Meinung allgemein hoch.

»Wesemann,« sagte eines Abends, als sie auf der grünen Bank unter den Wesemannschen Linden saßen, Fritz Schulte, der Vorsteher, zu seinem alten Schulkameraden, »Heinrich, worümme friet din Maike nich?«

»Jeau — worümme friet se nich? Dat is jeau ne Sake — as — ek meine man — bereits — wenn'n dat jeau einfach wüßte — Anbräge het se ja woll bereits — aber se seggt einfach ‚Nee!' — un Mudder seggt einfach — et schöll woll jeau bereits an besten sien —«

»Ach wat, bumm Tüg — Mudder seggt — du hest doch woll de Böxen an — oder nich?«

»Doch, doch — hemw ek bereits!« verwahrte sich Wesemann energisch, knöpfte seine zwei Unterjacken zu, schlug den Kragen der Lodenjoppe hoch und meinte, es werde bereits kühl, man müsse wohl zu Bette gehen.

Mutters Geiz und Vaters Tobberigkeit zogen von Lines frühesten Jahren an einen Wall um sie, der immer höher wurde. Und sie selbst?

Keiner wußte von ihr. Es gab ein Gerücht von einem Knechte, der bei Wesemanns gedient hatte und den Mutter Wesemann eines Tags abgelohnt und weggeschickt hatte. Der Knecht war seitdem nicht wieder im Dorfe gesehen worden.

Line Wesemann hatte früher wohl bei den dörflichen Zeltfesten des Nachmittags eine Stunde mit Vater und Mutter hinter einer Flasche Brauselimonade gesessen, getanzt hatte sie wenig. Seit der Knecht fort war, hat keiner sie je wieder bei einem Feste gesehen. Bei der Hochzeit einer Verwandten habe sie einmal — so erzählt man — einen Tänzer gegriffen, sich wild ein paarmal mit ihm durch den Saal gerissen und sei dann ohnmächtig zusammengebrochen.

Jahre vergehen. Vater Wesemann hat sich bereits ins Grab gelegt. Da kommt ein entfernt Verwandter, der Geld hat, und hält um sie an. Der Hof muß einen Herrn haben. Mutter Wesemann rät der Tochter zu, und sie freit.

Stattlich, blond und stramm geht Line in Haus und Hof um, hält Ordnung und pflegt ihren Blumengarten. Kinder kommen nicht. Man munkelt von einer sonderbaren Ehe. Er ist ein dürres Kerlchen, aber den Hof hält er gut im Zuge. Geld ist seine höchste Freude. Das bedeutet ihm mehr als seine Frau. Was weiß er von ihr!

Line ist dreißig Jahre alt und noch immer eine Erscheinung, nach der die Männer die Köpfe drehen, wenn sie mal in der Stadt Einkäufe macht. Eines Tags kommt ein abgerissener, blasser Mensch auf den Hof. Der Bauer meint, er will betteln, und weist ihn ab. Da kommt die Frau aus der Tür — stutzt — und stürzt dem Fremden an den Hals, der sie fest an sich preßt. Der Bauer sperrt den Mund auf und weiß nicht, wie er daran ist. Er will den beiden folgen. Sie scheucht ihn mit bösem Blick zurück und ist mit dem Fremden allein in der Stube. Endlich geht der. Der Bauer kommt, will fragen, fragt aber nicht. Und sie sagt nichts.

Stattlich, stramm, blond geht sie andern Tags wieder einher, tut ihre Arbeit mit der Miene einer heimlichen Königin.

Akelei

Wißt ihr, warum der junge Pfarrer seit einiger Zeit immer seinen Abendspaziergang am Saume des Rebensteins entlang machte, dort, wo die jungen Felder tief in den Wald einbuchten und rauschende Waldzungen in die Felder hängen? Nicht wegen des fröhlichen Wechselspiels von Wald und Feld, von Fernensicht und grüner Versponnenheit, sondern einer Blüte wegen, auf die er dort durch Zufall gestoßen war. Wer sie da einsam am Waldrand stehen sah, die leuchtende, dunkelblaue Akelei, dem mochte es wohl ans Herz rühren wie leiser Glockenklang von seligen Eilanden, die fern dem lauten Tag plötzlich in unsichtbarer, beglückender Nähe aufblühen und unsre Seelen mit verwirrendem Sehnsuchtsduft erfüllen.

Der Botaniker würde leicht erklären, wie das Samenkörnchen aus irgendeinem Bauerngarten dorthin gekommen ist, wo die Blume sonst nicht wächst. Vielleicht saß es zwischen Stiefelsohle und Oberleder eines pflügenden Knechtes, der am Waldsaume frühstückte und es dort ohne Wissen in den Boden drückte.

Aber das war dem Pfarrer gleichgültig. Ihm war diese Blume ein holdes Märchenkind, das im Dorfe fremd blieb und sich darum zwischen den silbergrünen Roggen und das luftige Rauschen des Waldes gestellt hatte, wo es die Sonne glühender, der Wind zärtlicher umschmeichelte, der Morgen schimmernder betaute, so daß es hier freier vom Dufte des seligen, weltfernen Eilandes umstrichen wurde, das seine Urheimat sein mußte.

Olinde Höffner wußte es nicht, daß sie und die blaue Akelei in der Seele des Pfarrers zu einem Wesen verschmolzen waren. Sie war anfangs zufällig und dann nicht mehr zufällig mit ihm hier zusammengetroffen. Sie fanden sich immer wieder an dieser Stelle, und es war dem Manne, als müsse diese Blume ewig für ihn blühen.

Aber da versuchte die Wirklichkeit, ihm ein Bein zu stellen, denn wie die Herkunft der Akelei, so war auch die Olindens in Dunkel gehüllt. Man wußte nur, daß vor Jahren, als die Frau Gräfin noch lebte, auf dem Schlosse eine Kammerjungfer von außergewöhnlicher Schönheit bedienstet war, die dann eines Tags plötzlich fortging. Ebenso überraschend erschien eines Tags, bald nachdem des Grafen Tochter einen im auswärtigen Dienst tätigen Diplomaten geheiratet hatte, Olinde Höffner im Schlosse, wo sie von dem Grafen wie eine Tochter gehalten wurde. Man sah sie oft zur Teestunde in der Gesellschaft des alternden Herrn auf der Terrasse oder des Morgens im Parke. Kam sie ins Dorf, so schritt sie im Zaubermantel ihrer Schönheit knapp hindurch und streifte stundenlang durch Felder und Berge. Die Leute im Schlosse liebten sie. Den Bauern blieb ihre Erscheinung fremd. Von ihrem Wesen wußten nur der Graf und der Pfarrer Genaues.

Die tiefdunkelblaue Akelei am Waldsaume verblühte. Der Sommer verging. Da kamen die Bauern eines Abends zusammen und berieten, was sie tun sollten, um den von ihnen verehrten Pfarrer, der sich nach einer entfernten Pfarrstelle gemeldet hatte, im Dorfe zu halten. Sie schickten sogar zwei aus ihrer Mitte zum Grafen, der Kirchenpatron war. Aber der zuckte freundlich lächelnd die Achseln, und der Pfarrer ging wirklich fort. Ein halbes Jahr danach erfuhr man von den Schloßleuten, daß Olinde Frau Pfarrer werden würde. Daß der Pfarrer im Spätsommer von der blauen Akelei am Waldsaume ein paar Samenkörnchen in seine neue Heimat mitgenommen hatte, wußten sie nicht. Es hätte sie auch kaum interessiert.

Lilie

Eines Tags hatte der alte Havendorf den bescheidenen Altmuttersitz der von Rodenbeckschen Familie gekauft und in den geräumigen Garten seine seltenen Blumen gepflanzt, die er mit seiner Tochter Eveline pflegte. Um die Leute im Dorfe kümmerten sich die beiden nicht mehr als not tat, und die Dorfleute begnügten sich damit, hin und wieder über die hohe Hecke oder durch die Büsche zu lugen und die fremden Blüten oder die schöne Eveline mit ihrem strengen, blassen Gesicht anzustaunen. So blieb es auch, als der Alte nach wenigen Jahren starb.

Schlank und blaß schritt Eveline ferner durch den Garten und sah nach des Vaters Blumen, selber wie eine weiße Lilie anzuschauen. Lilien haben einen Duft, der besonders in warmen Sommernächten wie ein süßes Gewölk anschwillt, so daß die Dämmerungsfalter wie berauscht in den offenen Kelch taumeln. In solchen Abenden und Nächten sollen die Lilien, die am Tage schlank und weiß dastehen, purpurne Glut aushauchen und den verzaubern, der den starken Duft atmet. Tags darauf stehen sie wieder schlank und weiß.

Keiner weiß, wie es kam, aber eines Tags genas Eveline eines Kindleins. Das Dorf erregte sich. Eveline aber, als sie sich vom Wochenbett erhoben hatte, schob schlank und weiß, als sei nichts geschehen, ihr Kindlein in einem Wägelchen durch den besonnten Garten, suchte den Blick der Vorübergehenden nicht, wich ihm aber auch nicht aus. Von der alten Haushälterin war nichts zu erfahren.

Hin und wieder war ein vornehm ausschauender Herr mit bärtigem, ruhigem Gesicht zu Gaste. Er hatte aber schon zu Lebzeiten des Vaters dort verkehrt und sollte ein berühmter Maler sein. Man beobachtete auch, daß der Fremde, dem übrigens ein Ehereif am Finger glänzte, das Wägelchen mit frohem Gesicht durch den Garten schob. An solchen Tagen soll sogar Evelinens glockentiefes Lachen vernehmbar geworden sein. Der Vollmeier Ziesenitz behauptete eines Abends im Kruge, er habe in der großen Bilderausstellung der Stadt ein Bild gesehen, das eine schöne, blasse Frau darstelle, die ein Kind an der Brust hatte. Rings um sie sei grünes Gerank gewesen, und zur Seite sei eine Lilie aufgeschossen. Die Frau aber sei die Eveline Havendorf gewesen.

Es wurden ein paar schlechte Witze gerissen. Das Gerede im Dorfe verstummte bald. Und Eveline kümmerte sich nicht um das Dorf, und das Dorf hatte mit Saat und Ernte genug zu schaffen.

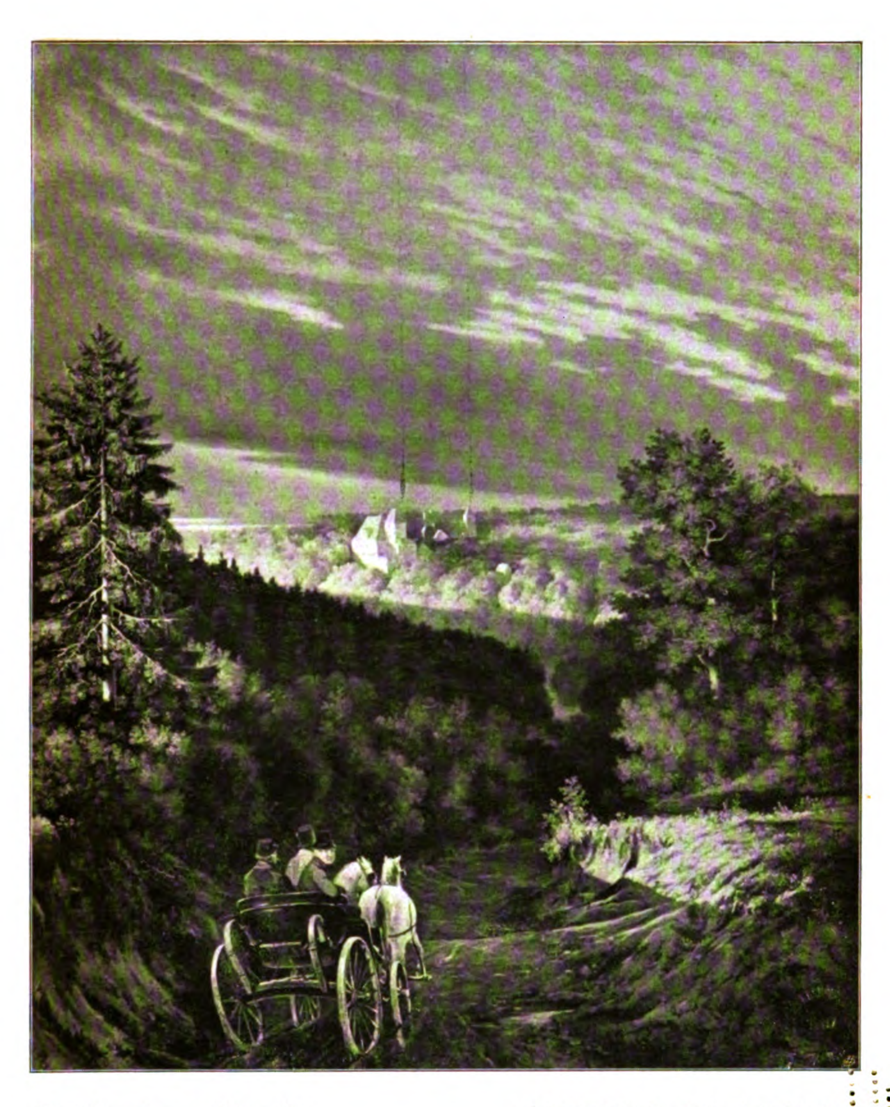
Die Rosenknospe

Ich bin einmal gewandert weit
Durch den züngoldnen Sommertag,
Auf meinem Rucksack als Geleit
Rotknospend eine Rose lag,
Ein Mädel mir am Arme hing,
So jung und froh und frisch und leicht —
Es fehlt niemals der Schmetterling,
Wo sich die Blüte zeigt.

Wir schwatzten dies und schwatzten das
Und waren märchenhaft uns nah,
Es legte sich ins grüne Gras,
Indes ich nach der Knospe sah.
Es blickte in den Sonnenring,
Wie nur ein Mädel blicken kann —
Da kam der bunte Schmetterling
Ans Röschen leicht heran.

Er zog behutsam, sachte — klapp! —
Die großen Seidenschwingen ein,
Da fiel die Knospe sanft herab,
Die Rosenknospe zart und fein;
Ich nahm sie leicht in meinen Arm,
Das Köpfchen neigt' sich selig-müd' —
Da war ein Röschen lebenswarm,
Ja, lebenswarm erblüht.

Albert Mähl



Ferdinand von Rayski: Schloß Bieberstein bei Nossen

Die österreichische Landschaft und ihr Maler

Mit sieben Abbildungen nach Gemälden von Karl Schade

Von Franz Servaes

Immer wieder geht mir das Herz auf, wenn ich an die österreichische Landschaft denke. Gerade als Deutscher, der vom Norden kommt, liebe ich sie ungemein. Sie hat Wärme und Milde und Üppigkeit des Südens und ist dennoch so ganz deutsch und innig. Sie lebt in unsern Liedern und in unsern Märchen. Sie schmeichelt sich an uns heran wie eine verliebte Frau. Und sie lockt unwiderstehlich zum Wandern, zum Singen und Wandern, und zu aller Herzensfreude. Man träumt von ihr bei Nacht und jubelt in ihr bei Tage. Oder auch umgekehrt, durchschwärmt man sie nachts und ruht in ihr, sonnendurchsättigt, untertags. Sie ist eben zu jeder Stunde unser Freund. Selbst wenn sie in Gewittern rollt oder unter Regenwolken sich verschleiert, offenbart sie unablässig neue Reize. Man muß nur Auge und Herz haben, sie zu finden. Seht ihr, wie sie winkt? Spürt ihr, wie sie lächelt? Sie breitet wahrlich die Arme nach euch aus — und ihr braucht bloß zu ihr hinauszustürzen, euch von ihr umschlingen zu lassen.



Karl Schade

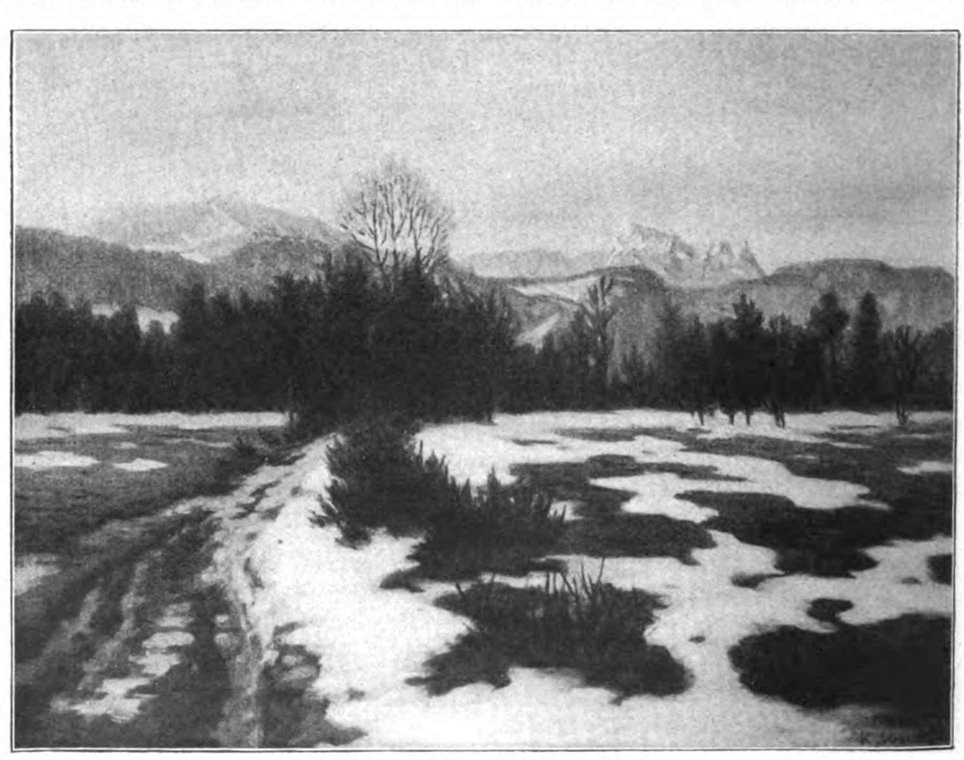
Dabei meine ich hier nicht einmal die ganz großartige Landschaft, die der Alpenwelt mit ihren Felsschroffen und Seen, mit ihren Höhenmatten und Gletscherriesen. Ich meine nicht Tirol oder Salzburg und was sonst irgendwie mit der Schweiz zu vergleichen wäre. Auch dieses gehört zu Österreich, gewiß — doch man braucht es nicht mehr zu rühmen. Die Welt kennt es, bereist es und — bezahlt seine von Baedeker gerühmten Schönheiten. Aber auch jenseits des Baedekers gibt es ein Österreich, das zu kennen sich lohnt, ein Land vieler Reize, bescheiden in seiner Art und doch so reich. Kennt jemand in Deutschland die Lieblichkeiten des Wiener Waldes und der weit sich dehnenden Gebiete, die sich daran anschließen? Oder das böhmische Waldviertel, die Donau-Auen und das Gesäuse? Ja, hat man auch nur eine Ahnung davon, was der Prater ist? Die meisten halten ihn für eine Art Berliner Tiergarten, für eine städtische Parkanlage, und wissen nicht, daß er im Grunde eine Urwildnis ist, in der die Kultur nur schrittweise ihren Zutritt sich erkämpft hat.

Das ist eben das Merkwürdige: ganz Österreich ist mit Landschaft wie durchsättigt. Das macht z. B. gleich den fundamentalen Unterschied zwischen Berlin und Wien aus. Berlin liegt gleichsam abgeschlossen da, bis an die Zähne mit Mauern bewehrt, eine zusammengetragene Steinwüste, die sich hie und da mit Gärten garniert hat. Wien aber ist aus der Landschaft herausgewachsen, strebt überall in die Landschaft wieder zurück, sehnt sich gleichsam nach ihr und fühlt sich nur künstlich, nur vorübergehend von ihr zurückgehalten. Kaum setzt man den Fuß hinaus, so landschaftert es um uns her. Die Straßen werden dörflich, die Gasthäuser sind Heurigenschenken, Waldhügel schmiegen sich heran, und aus Wiesenhängen drängen sich schwatzhaft-hurtige Bächlein. Auch die Sprache der Menschen ist durchaus landschaftlich, kein verhunzter Großstadtdialekt mit impertinenten Wortverdrehungen. Die Wiener Landschaft *klingt* — und so klingt auch die Sprache —, und wie gar schnell geht sie selbst in Gesang über! Ja, diese Landschaft kann man hören, riechen, schmecken. Und man kann sie auch trinken — im Wein, der aus ihr wächst!

Immer wieder ist sie neu und ist sie anders. Jetzt wohne ich seit ein paar Wochen im Wiener Wald, und jeden Tag sehe ich die Berge mir gegenüber und die Ortschaft unten im Tal in neuen Farben, neuen Stimmungen. Ich bin

schon immer neugierig, was der Morgen oder Abend mir bescheren wird. Wie lernt hier das Auge schwelgen, wie lernt es sehen! Wenn zarte Nebel und milder Sonnenschein verschämt durcheinanderspielen, wenn der Morgentau glitzert oder die Abendschatten hungrig hinüber ins Sonnenland lecken; wenn silberblaue Mondnacht den Talkessel füllt und geheimnisvoll aus Dämmerbüschen zu beglitzerten Dächern schielt; wenn brütende Mittagshitze sich dehnt und dunstatmend den trägen Leib in Verschlafenheit rekelt; oder wenn der Sturmwind herbeispringt und mit Hallo das Haus umsaust, Äste biegt und schüttelt, daß sie knarrend stöhnen und Fruchtlasten zur Erde schleudern: immer möchte man Maler sein oder Poet oder beides zugleich, um die Seligkeit seiner Wahrnehmungen künstlerisch festzuhalten. Zuweilen aber fühlt die Natur sich gedrungen, ein ganz besonderes Schauspiel zu veranstalten; wie, um so recht zu zeigen, was sie kann und welcherlei Überraschungen sie stets in Bereitschaft hält.

So war unlängst ein Abend nach einem regnerischen Tage. Ich war mit zwei Frauen halb stadtwärts gegangen, um in einer Blindenanstalt einige Korbsessel abzuholen, die wir gekauft hatten und nun, um den Fuhrlohn zu sparen, selber unter Scherzen auf mehrstündigem Wege nach Hause besorgten. Immer, wenn wir uns ermüdet fühlten, kehrten wir die huckepack genommenen Dinger um und nahmen fürstlich darin Platz. Nicht selten spritzte der Regen um uns her, unsre Füße standen manchmal halb in Pfützen, doch unsre Frohlaune war unversieglich. Und so sollten wir belohnt werden. Soeben hatten wir den letzten Wiener Vorort durchschritten und erblickten hinter einem hochgeschwungenen Eisenbahnübergang unser heimatliches Dorf: mit einem Kloster, seiner Wallfahrtskirche und seinen weichgeschwungenen Berghintergründen — da brach auf einmal die Abendsonne durch! Sie sog sich gleichsam auf den Hügelrücken fest und flammte von dort empor, mit grüngelben Scheinen in die gezackten grauen Wolkenwände hinein — ein wahrhaft majestätischer Anblick! Wir saßen in unsern Paradestühlen und genossen das Theater. Dann aber kehrten wir uns um und blickten zurück, zum hinter uns versunkenen Wien. Ein neues Schauspiel! Aus umrahmenden Hügeln saugte die Sonne letzte Glut und warf sie in die Luft. Alle Farbenkraft zog sie heraus, bis die Farben zueinanderrannen und zu einem Bogen sich wölbten: zum herrlichsten Regenbogen! Schlank und straff stand er da, hoch und kühn, ein zweiter darüber, und alle Spektrumsfarben leuchteten in einer Klarheit und Schärfe, die berückend war. Nie sah ich eine Landschaft so wundervoll



Föhnmorgen in den Voralpen



Tiefer Winter

gerahmt. Ein Meister hatte das geschaffen, und ich wünschte mir meinen Freund Karl Schade herbei, um es ihm zu zeigen. Hätte der eine Freude gehabt!

Doch von meinem Freund Schade, dem Maler, muß ich jetzt erzählen. Kein zweiter hat wie er die Seele der österreichischen Landschaft erfaßt und erfühlt und sie mit so viel Empfindung auf die Leinwand gebannt.

Er ist kein Jüngling mehr. Schon um die Sechzig herum. Der bescheidenste, innigste, hilfreichste Mensch von der Welt. Sein Vater oder Großvater kam aus Deutschland herüber. Er selbst ist in Deutschböhmen geboren (in Rakytzan, am 17. Januar 1862). Seit vielen Jahrzehnten aber lebt er in Wien. Das heißt, er hat dort, dicht am Prater, ein Atelier, in dem er hie und da ein paar Wochen oder, wenn's hoch kommt, Monate haust, um, was er so seine Geschäftsverbindung nennt, aufrechtzuerhalten. Sonst ist er ständig auf dem Lande. Bald hier, bald dort, aber immer in Österreich, mit ganz verschwindenden Ausnahmen. Jedenfalls kennt er Österreich in- und auswendig. Er trägt es in sich, er hat es »gefressen«. Aber er liebt nicht die großen Orte, wo die Fremden sich drängen, Badeorte, Kurorte und dergleichen. Dort Natur suchen zu gehen, käme ihm lächerlich vor. Das gestattet sein Malerherz, nein, sein Menschenherz nicht. Was — Maler- oder Menschenherz? Die beiden sind vollkommen eins! Sicherlich jedenfalls bei Karl Schade. Wo sein Herz schlägt, da rührt sich auch seine Malerhand. Und nie rührt sich die Hand, wo das Herz es sie nicht heißt.

Er ist eine Einheit durch und durch. Ein Mensch — zwar nicht ohne Probleme, aber doch ohne Zerrissenheiten. Vor allem kennt er in sich nicht den geringsten Gegensatz zur Natur. Er ist naturgläubig wie ein Kind — fast hätte ich geschrieben, wie ein Vogel oder ein Waldtier. Wenn es daher eine moderne Kunstrichtung gibt, die Naturabkehr predigt und hierdurch eine neue künstlerische »Freiheit« zu schaffen wähnt, gibt es für Karl Schade nichts Unverständlicheres auf der Welt als dieses. Dergleichen liegt außerhalb jeder Möglichkeit bei ihm. Die Natur ist ihm das Selbstverständlichste. Und nie hat er seine Künstlerkraft irgendwie durch sie geschmälert oder eingeschnürt gefühlt. Im Gegenteil, je näher er ihr steht, desto freier. Freilich muß man die Natur so genau kennen wie er, um so fühlen zu dürfen. Wer als Städter nur zu zahmen Besuchen zu ihr herauskommt, wird nie so zu fühlen vermögen. Und wird sich



Gewitteriger Junitag

Wenn einer also »Landschaftsmaler« ist, so muß er zuvor innerster Landschafts**erleber** sein. Sonst bleibt er stets im Vorhofe der Kunst. Und jede Landschaft hat ihre eigne Art, sich erleben zu lassen. Die französische eine andre als die deutsche, die nördliche eine andre als die südliche. Und ebenso kann man sagen: die winterliche eine andre als die sommerliche, die morgendliche als die mittägige oder abendliche. Es hat fast stets etwas von Virtuosentum an sich, wenn ein Landschafter »alles« wiedergeben kann. Irgendwo muß da ein kalter Punkt in ihm sein, und der zeigt sich dann dem schärferen Auge auch in seiner Kunst. Darum ist es weise und ein Zeichen von Ehrlichkeit und innerer Kraft, wenn ein Maler dieser Art sein Gebiet einschränkt; wenn also etwa Schade den Boden Österreichs als Landschafter kaum verläßt. Dafür kennt er diesen Boden und diesen Himmel, dieses Licht und diesen Wuchs mit solcher Intimität, daß Jahres- und Tageszeiten keine Rolle mehr für ihn spielen, ja, daß gerade die feinsten, die leisesten, die seltensten Tonverschiebungen ihn besonders anziehen und seine produktive Stimmung besonders erhöhen. Doch läßt er sich darum nicht auf derlei Verkünstelungen ein, wie der sonst so verehrungswürdige Monet es manchmal tat: wenn er etwa ein und dieselbe Flußlandschaft oder gar ein und denselben Heuhaufen in einem Dutzend verschiedener Stimmungen malte. Hier schleicht gerade das sich wieder ein, was vermieden werden sollte: Virtuosentum. Karl Schade ist aber eine viel zu einfache Natur, eine zu derbe und ehrliche Haut, als daß er auch nur die mindeste Neigung zum Virtuosentum in sich verspüren sollte. Die Natur soll ihm nicht dazu dienen, scharfsinnig ausgetüftelte Kunststückchen zu zeigen — sondern er will mit seiner Kunst der Natur dienen; will ihr huldigen und die Menschen mit sehenden Augen zu ihr hinführen. Und eben das ist an ihm so deutsch und in engerem Sinne, da es aus so fühlendem Herzen kommt, so österreichisch und liebenswert.

darum vielleicht von ihr bedrückt fühlen. Dem Künstler freilich ist die Natur eine strenge Lehrmeisterin. Wer sich ihr nicht ganz zu eigen gibt, den spricht sie niemals ledig. Und wer ihr mit Ängstlichkeit nachstümpern will, dem zeigt sie kaum ihre Außenseite.

Natur will erobert, will erlebt werden. Wer soeben erst den Salonrock ausgezogen hat und sich nun vor eine Landschaft hinsetzt, um sie abzumalen, der befindet sich vor einem Buch mit sieben Siegeln. Solch »kaltstaunendem Besuch« gestattet die Natur gewiß nicht, »in ihre tiefste Brust, wie in den Busen eines Freunds, zu schaun«. Nur aber, wer so der Natur ins Innerste blickt, wird durch sie schöpferisch erregt. Denn nicht auf irgendein korrektes Abmalen kommt es an, sondern auf ein Wiedergestalten von innen heraus. Darum bedarf, wer als Künstler der Natur sich verschrieben hat und ihr mit ganzer Seele dient, genau desselben Grades von phantasievoller Schaffenskraft und innerer Freiheit wie derjenige, der sich auf die eigne »Erfindung«, auf »Stilgefühl«, »Vergeistigung« und dergleichen verläßt. Ja, er bedarf dieser Tugenden wohl in noch höherem Maße, denn er hat einen gegebenen Stoff vor sich, mit dem er ringen muß, und der ihn niederzwingt, wenn er ihm nicht überlegen bleibt.

Dreiviertel des Jahres lebt Schade draußen in der Natur, immer mit seinem Malzeug bewaffnet, und zieht mit der Staffelei von Ort zu Ort. In allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung kann man ihn draußen bei sei-

ner Hantierung überraschen. Das heißt, wofern man Mut und Opferwilligkeit hat, ihm nachzuklettern. Ihn selbst schrecken weder Unbilden noch Mühsale. Wenn andre, vor Frost klappernd, sich daheim auf die Ofenbank drücken, dann steht Schade vielleicht irgendwo mitten im Winterwald, bis an die Knie im Schnee vergraben, und malt. Malt mit halberfrorenen Händen und froststarren Augen. Doch so behext von seinem Gegenstand und seiner Aufgabe, daß er die Kälte nicht zu spüren wähnt, die ihm ins Gebein schleicht. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß biedere Landbewohner, die derlei nicht mehr mit ansehen mochten, den von ihnen verehrten Meister mit Gewalt von solch wahnwitziger Beschäftigung weggezogen haben. Dann lachte er sein braves Lachen, machte eine lustige Bemerkung und ließ sich abführen. Was allenfalls noch fehlte, hatte er sowieso schon im Kopf und konnte es zu Hause fertig machen.

Denn schließlich, er klebt ja nicht an einem bestimmten Landschaftsfleck. Er braucht nur immer wieder die Natur zur Kontrolle — und um seiner großen Liebe willen. Das Bild, das er malen will, trägt er vorher in sich. Und geht dann nur hinaus und sucht sich Motive, wie er sie brauchen kann. Die findet er immer, weil ja doch alles, was er anstrebt, aus seinem intimen Verkehr mit der Natur und aus seinem großen Wissen um alles Naturgeschehen ganz unwillkürlich erwachsen ist. Er selbst ist Bauer, Gärtner und Forstmann, wo irgend es not tut, und könnte jeden Tag diese Berufe ergreifen und mit Auszeichnung ausfüllen. Nur daß er eben lieber noch Maler ist. Um des harmonischen Ganzen willen, das ihm inwendig lebt und das er, mit Dürer zu reden, aus der Natur herauszureißen vermag.

Darum ist auch nichts in der Natur, das ihn schrecken könnte. Es sind ihm alles nur Äußerungen und Erscheinungen eines gesetzmäßigen Geschehens und traulichen Erlebens. Daß er den Winter so liebt und den Schnee, kommt ganz unmittelbar aus seinem Malerherzen. Weiß er doch, wie schön es ist, wenn die Sonne auf feinen weißen Eiskristallen glitzert oder golden abstößt wider lilablaue Schattenmassen. Und wenn die Zweige der Tannen sich biegen unter drückenden weichen Lasten, und ganz in die Tiefe hinein, ins Unwegsame und Unsichtbare, der Schnee sich angehäuft hat, welch heiliges Mysterium dehnt sich da vor ihm aus in der Unendlichkeit eines verlorenen Schweigens, in der Gottesnähe atemanhaltender Unberührtheit! Es ist der Schauer des frommen Germanen, der uns aus derlei winterlichen Waldbildern Schades entgegenweht, etwas Heidnisch-Christlich-Pantheistisches und jedenfalls Tiefreligiöses. Vor solchen Bildern kann man eine Andacht verrichten, und muß es tun, wenn man sich mit ganzem Gemüt hineinversenkt. Es ist, als stehe man vor der Natur selber, als offenbare sie sich uns durch das Wunder der Kunst.

Wenn dann die ersten Frühlingslüfte kommen, wenn ein scheues keusches Ahnen durch die immer noch wie erstarrte Natur geht, wenn der Schnee weicher wird und abbröckelt, wenn hie und da braune Erde oder rostbraunes Sprießen hervordringt, dunkel die eine und erschimmernd das andre; wenn ein leises Gurgeln aus der Scholle dringt und Feuchtigkeit sich schüchtern zu Rinnsalen sammelt; und es weht über dem allen ein zartgrauer Hauch, unfaßbar in spinnwebdünner Verschleierung: dann fühlt Meister Schades Herz ein drängendes Pochen, und sicher ist noch kein Jahr vergangen, daß er nicht drau-



Anziehendes Gewitter

ßen gestanden und gemalt hätte. Winde umpfeifen ihn, Regen plantscht ihm ins Gesicht, die Stiefel füllen sich mit Wasser — das alles macht ihm nichts! Er spürt nur die Wonne des neuen Erwachens, die rings ausgegossene erste noch kämpfend ringende Werdelust. Solch ein Schadesches Vorfrühlingsbild, etwa aus dem Wiener Wald, ist stets eine Kostbarkeit. Die Innigkeit der Naturversenkung hat etwas Überwältigendes. Es ist, als habe der Maler all dieses Drängende, all dieses Sehnsüchtige, das die Natur durchbebt, in sich hineingezogen und auf die Leinwand gegeben. Ungewollt und ungekünstelt ist es da, weil es so tief gefühlt ist. Und die gehorsame, nie ermüdende Hand ist jeder Schwingung gerecht geworden, hat Ton für Ton so fein zu mischen und abzustufen gewußt, daß nichts verlorenging: kein leisestes Flüstern in dem großen harmonischen Vielklang der Natur.

Und plötzlich ist die Welt voller Jubel und Farbe. Lichtwogen brausen durch die Lüfte und tauchen alles in Glanz. In tollstem Bunt erzittern die Wiesen, Blumenkelch nickt an Blumenkelch, smaragden leuchtet es dahinter, und in tiefes Blau hüllt sich der Wald. O österreichischer Frühling, wie bist du so herrlich! Wie bist du so reich, so spendefroh und so rauschvoll! Schade müßte nicht der Maler sein, der er ist, wenn er das nicht gepriesen hätte, in immer neuen Variationen und Abwandlungen. Sein Land ist ja so vielfältig, so unerschöpflich, daß es ihm immer neue Motive bietet, aus Aue und Feld und Wald und Garten, von der Donau her und im Gebirge. Doch dieser Maler verliert sich nie in ein allgemeines Schwelgen. Stets weiß er das Einzelne zu finden, in dem das Ganze sich regt. Am liebsten wählt er sich einen Baum — eine Birke, eine Linde oder einen Ahorn —, und in diesem Baum zittert das ganze Leben der Natur — er ist ein fühlendes Wesen, ein verzaubertes Individuum, ein verwunschener Prinz — und alle Frühlingsseligkeit und Wehmut ist in ihm verkörpert. Man fühlt ihn leben, sich dehnen, aus allen Poren sich sehnen. Er träumt ... er atmet ... Und ist doch nur ein gemalter Baum!

Und Sommer ... und Herbst ... Glutfülle, Verwesungsrausch, Novembernebel — wie könnten sie fehlen im Werk dieses universalen Naturverkünders! So wenig wie Sturmesnacht und Totenklage! Dies alles gibt es ja in der Natur. Dies alles gibt es darum auch im Werke Karl Schades. Seht ihr das Ährenfeld, dunkelgelb leuchtend mit wogenden Halmen? Blumen schimmern hindurch, und ein Fußpfad verliert sich im Gerausche. Hinter einer dunkelragenden Baumallee aber grüßt ein milder heller Himmel! Und dort drüben — wie fährt da die Windsbraut durch sich biegende Baumgipfel! Man hört förmlich das Brausen des Orkans, die Orgelmelodie entfesselter Naturgewalten!



Donauland



Ave!

Geradezu pathetisch wirkt dieses Bild. In gewaltigem Rhythmus, wie verwegener Lassoschwung, jagt Sturmwind durch festgewurzelte Waldesriesen. Neben dem Fortissimo das Adagio, die Marcia funebre! Über ein dunkles Wasser gebeugt, bis in die letzten Blattspitzen wie in Wehmut erzitternd, steht da eine breit niederhangende Trauerbirke. Keine menschliche Klage vermag durchdringender zu rühren wie die ungeheure Melancholie dieser dunkelgespenstigen, gleichsam zum nassen Grabe sich hindrängenden Birke. Und stärker fast als sonst zeigt sich in solchem Bilde, wie Beseelung erst den großen Landschafter macht — der die Natur vermenschlicht, ohne ihr den geringsten fremden Zug ins Antlitz zu schreiben.

Das Wundersame aber bei Schades Bildern ist die anspruchslose Schlichtheit, mit der sie dies alles ausdrücken. Kein Maler ist weiter von jeder Art von Gespreiztheit entfernt als eben er. Fast könnte man ihm den Vorwurf machen, daß er zu bescheiden sei; daß er, wie man das auf österreichisch ausdrückt, so gar nichts dahermacht. Von jeher hat er sein Licht unter den Scheffel gestellt, hat andre berühmt werden lassen und ist selbst dabei im Schatten gestanden. Hat sich auch gelassen ausplündern und ausbeuten lassen und nicht mit der Wimper gezuckt. Solch demütigen Stolz besitzt nur der Reiche — nur derjenige, der da weiß, daß er, was man ihm nimmt, hundertfältig ersetzen kann. Er braucht ja nur in den Prater hinauszugehen, der ihm vor der Tür liegt, denkt Karl Schade, und gleich hat er, was er braucht, die schwere Fülle. Das hat unser Maler denn auch getan, und mehr als Waldmüller oder Tina Blau, die berühmtesten Pratermaler, hat er das Waldwüchsige, die Wildnatur des Praters herausgefunden und gemalt: das im tieferen Sinne Landschaftliche. Schwerlich mit bewußter Absicht, aber aus einem untrüglichen genialen Instinkt heraus. Denn das ist Karl Schade: Instinktmaler von Gottes Gnaden. In ihm hat die österreichische Erde ihren naturwüchsigsten Verherrlicher gefunden. Was Adalbert Stifter mit dem Wort, das ist er mit der Farbe. Und ist hier nicht die Farbe das berufenere Instrument noch als das Wort? Doch wer kennt Karl Schade? Auch darin ist er Österreicher, daß er am liebsten völlig unbekannt bliebe, und arm obendrein — völlig zufrieden damit, wenn man ihn gerade noch eben am Leben läßt. Daß dem nicht dauernd so bleibe, haben diese Zeilen verhüten wollen. Denn einmal muß die Welt doch endlich vernehmen, daß ein Karl Schade in ihr existiert, der Maler der österreichischen Landschaft.



In der Laube

Der »Columbus« des Norddeutschen Lloyd,

ein Bote deutschen Lebens- und Kulturwillens

Von Friedrich Düsel

Bremens erster und ältester Gasthof hat unlängst über seiner Einganstür ein Steinrelief anbringen lassen, das die zur Volkssage gewordene Anekdote von der Gründung der Stadt verkörpert. Die Chronik erzählt nämlich, in uralter Zeit seien einmal zwei Männer in selbstgezimmertem Boot auf der Weser meerwärts gefahren, um einen Ansiedlungsplatz zu suchen. Da habe der eine im Wiesengrund des Ufers eine Klucke entdeckt und um sie her eine ganze Schar von kleinen Kücken, und das sei für ihn so einladend gewesen, daß er seinem Gefährten zugerufen habe: »Hier laot uns bliwen, hier möt et good sin!« Diese Henne nun ist auf dem Relief dargestellt, mit ausgebreiteten Flügeln, unter die sich zutraulich und wohlig die Küchlein bergen — ein für die seßhafte Haus- und Heimliebe des Niederdeutschen höchst beredtes Sinnbild, in seiner Art nicht weniger schön und eindrucksvoll als die säugende Wölfin für das welterobernde Rom.

Nur weniger erschöpfend. Denn zum umfassenden Symbol für Deutschlands älteste Seestadt fehlt ihm eins, etwas höchst Wichtiges und Folgenreiches: die Hindeutung auf den Drang in die Ferne und Weite. Geht man aber etwas weiter um den Stadtkern herum, so stößt man auf das Haus Seefahrt an der Lützower Straße und liest über dem Eingang den Spruch: Navigare necesse est, vivere non necesse — Schiffahrt ist not, Leben ist entbehrlich. Und kommen wir auf einem Rundgang in das Innere der Stadt zurück, an das mächtige, mit hohem Turm bewehrte Haus des Norddeutschen Lloyd, so grüßt uns vom Portal ein andrer, diesmal deutscher Spruch, der noch deutlicher als der dem alten Plutarch entlehnte auf den Meere überbrückenden, Völker verbindenden Seeberuf dieser Stadt und dieser stolzen Schiffahrtsgesellschaft hinweist: Mein Feld ist die Welt.

Die Feinde, auf dem Felde der Waffen geschlagen wie nur je ein Gegner, auf dem Papier der Allerweltsentente als Sieger deklariert, haben uns die Erfüllung dieses

Spruches verwehrt. Aber der Lebenswille eines Arbeits- und Kulturvolkes, wie es die Deutschen sind und bleiben, läßt sich auf die Dauer nicht in Fesseln schlagen, oder es bricht auch mit der Kette am Fuß auf die Bahn schöpferischer Tätigkeit durch. Der Norddeutsche Lloyd hat im vierten Jahre nach dem Friedensdiktat von Versailles ein flammendes, weithin leuchtendes Fanal dafür errichtet: sein zu Ostern 1924 in Dienst gestellter »Columbus« wird einmal in der Weltgeschichte als Markzeichen der beginnenden neuen deutschen Freiheit, des verjüngten und gestählten deutschen Wirtschafts- und Kulturaufschwungs gefeiert werden. Generaldirektor Stimming vom Norddeutschen Lloyd hat diesem uns alle durchdringenden Gefühl bei der Begrüßung der deutschen Journalisten an Bord des »Columbus« in ebenso tapferer wie taktvoller Weise Ausdruck gegeben, indem er sagte: »Ich möchte die Indienststellung dieses Schiffes als die Äußerung des Lebenswillens eines Kulturvolkes bezeichnen, das über alle Hemmungen hinweg sich weiter zu behaupten bestrebt ist. ... Unsre Tat beweist die Hoffnung und die Zuversicht, daß in der Welt sich einmal die Vernunft, wie ich mich ausdrücken möchte, durchsetzen wird. Deshalb gilt es, Leistungen zu erzielen und die Anlagen zu pflegen, die Früchte bringen. Es heißt für uns Deutsche Qualitätsarbeit leisten, und wenn wir auf diesem Gebiet in gewissem Sinne bahnbrechend vorgegangen sind, so verantworten wir das vor unserm Gewissen, obwohl wir uns der Gefahren bewußt sind. ... Leistungen für eine große Sache — und eine große Sache ist sicher der Wiederaufbau der Welt! — lassen sich nur erzielen, wenn die letzten Möglichkeiten erschöpft sind. Es muß sich die Überzeugung durchsetzen, daß Helotenarbeit diese Leistung nicht erzwingen kann, sondern nur die freie Arbeit eines freien Volkes.«

Lebenswille — Qualitätsarbeit — freie Arbeit eines freien Volkes: wie Leuchtsignale blitzten diese drei Worte aus der mannhaften Rede hervor, und die einhellige Zustimmung, die sie, unmittelbar nach dem stundenlangen Rundgang durch das Schiff, weckten, erklang wie ein freudiges Ja und ein heiliger Schwur darauf.

Ich bin kein Seefachmann und kann des-



Gesellschaftssaal 1. Klasse



Speisesaal 1. Klasse

halb nur nach dem statistisch erhärteten Material berichten, wie es um die technische Ausrüstung dieses auf der Werft von Schichau in Danzig erbauten, gegenwärtig größten Schiffes unsrer Handelsflotte bestellt ist. Es hat einen Raumgehalt von 32 500 Br.-R.-T., eine Länge von rund 236, eine Breite von über 25, einen Tief-



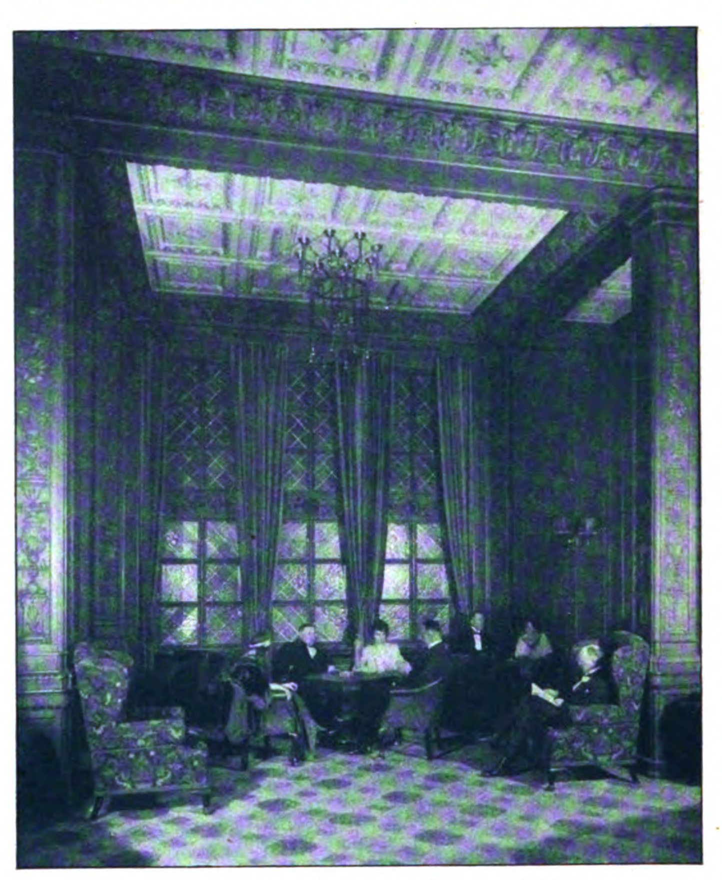
Rauchsaal 2. Klasse

gang von 10 Meter und bei diesem (äußersten) Tiefgang eine Wasserverdrängung von rund 40 000 Tonnen, die sich aus 6000 Tonnen Heizöl für die Kessel, 2000 Tonnen Wasser für Trink-, Wasch- und Kesselspeisezwecke und 2000 Tonnen Ladung, Post, Besatzung, Fahrgäste, Gepäck und Proviant zusammensetzt. Das oberste freie Deck liegt etwa 12, das darüber gebaute Bootsdeck 15, die Kommandobrücke 20, der Rand der Schornsteine 33, die Spitze der Masten 51 Meter über der Wasserfläche. Doch genug der Zahlen! Lebendig werden sie für uns erst, wenn wir uns klarmachen, daß — »beispielmäßig«, wie der Dusterer im »G'wissenswurm« sagt — die freie Durchfahrtshöhe unter den Brücken des Nordostseekanals »nur« 42, die Siegessäule in Berlin 60, die Freiheitsstatue in Neuyork 93, der Ulmer Münsterturm, der höchste der Welt, 161 Meter mißt; daß man auf dem Deck des Schiffes nur zweimal hin- und herzugehen braucht, um nahezu einen Kilometer zurückzulegen, daß man getrost ein Radrennen darauf veranstalten kann, und daß »beispielmäßig« meine Vaterstadt Strelitz ihre sämtlichen 3000 Einwohner — mehr hatte sie zu meiner Kindheit nicht — auf dem »Columbus« nach Amerika fahren lassen könnte (und zurück, wenn ich bitten darf!).

Soll ich nun auch noch etwas über die Seetüchtigkeit dieses guten Schiffes sagen? Daß das Innere des Schiffes durch vierzehn wasserdichte Querschotte abgeteilt werden kann, wenn die Außenhaut dieses Ungeheuers sich einmal durch Grundberührung oder Zusammenstoß mit seinesgleichen einen Riß holen sollte? Daß zwölf Dampfkessel, jeder etwa 6 Meter lang und 5 Meter im Durchmesser, mit zusammen achtzig Feuerungen für den »Blutumlauf« sorgen? Daß durch den Querschnitt der Schornsteine bequem eine Lokomotive hindurchfahren kann, und daß die beiden Hauptmaschinen, in einem Maschinenschacht von der Höhe eines fünfstöckigen Wohnhauses untergebracht, zusammen 30 000 Pferdestärken haben, die eine Geschwindigkeit von 20 Seemeilen in der Stunde erzielen? Es gibt in der jungen Geschichte des »Columbus« auch schon für die Bewertung all dieser Betriebs- und Sicherheitsmaßregeln ein klassisches Zeugnis, das mich und die Leser aller weiterer Zahlenmühe überhebt. Beim Journalistenempfang sprach Dr.-Ing. Foerster von der Hamburg-Amerika-Linie auf die »Führer



Bibliothek



Große Seitennische im Rauchsaal 1. Klasse

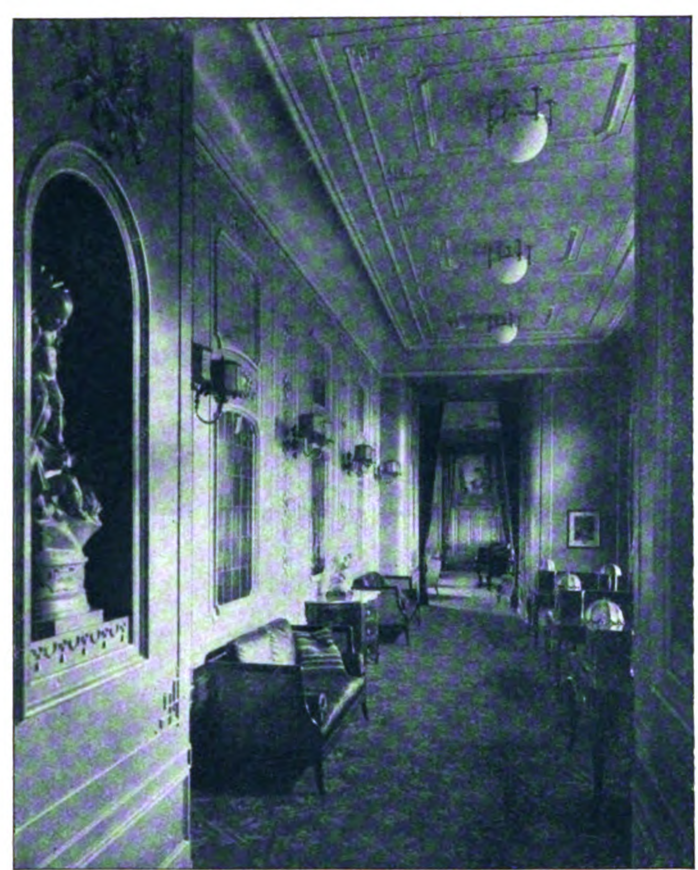
den Unterwasserschallsignalen und andern Mitteln zur verfeinerten Ortsbestimmung, sprach von dem Kreiselkompaß und den väterlich von ihm betreuten Kreiseltöchtern, die, wie junge Mädchen das oft ihrem Vater antun, durch den ganzen weiten Raum ausschwärmen, sprach von dem Selststeuerer, der bei langem Seekurse die Ausschaltung des Steuermanns und dessen Ersetzung durch den nimmermüden elektromechanischen Rudergänger ermöglicht. Dann aber beruhigte er uns Leute von der Feder, die wir von Mechanik nicht viel wissen und auch nicht viel wissen wollen, als er hinzusetzte, daß damit die menschliche Verantwortung, das Gewissen der Schiffsleitung keineswegs ausgeschaltet werde, im Gegenteil: die höherwertige Apparatur verlange zu ihrer vollen Auswirkung auch erhöhte Sorgfalt und erhöhte Kenntnisse.

von Schiff und Maschinen«, und da sagte er, in neidloser Bewunderung alles technisch Rühmenswerte knapp zusammenfassend, daß der Norddeutsche Lloyd im »Columbus« ein Schiff von vorbildlicher Sicherheit und Zweckmäßigkeit geschaffen habe, in dem die Schotteneinteilung weit über die Vorschriften und Anforderungen hinausgehe, das System der Feuermeldung und -löschung für alle Räume meister- und musterhaft entwickelt sei, die Unterbringung und maschinelle Bedienung der Rettungsboote ihresgleichen nicht habe, der Trägerbau, das Produkt langer technischer Erfahrungen und kühner Konstruktionswagnisse, die Bürgschaft für äußerste Sicherheit biete. Auch von den technischen Hilfsmitteln der Navigation sprach er als von einer Vereinigung aller neuesten Fortschritte zur Erzielung sicherer, genauer und wegsparender Betriebsführung des Schiffes, sprach von den Einrichtungen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie,

Da haben wir alle durch die Bank Bravo gerufen. Denn es wäre doch ewig schade gewesen, hätte in diesem bis ins kleinste durchdachten Schiffsorganismus, diesem feinnervigen Gehäuse eines so kraftvoll gesammelten, so mächtig pulsierenden Lebenswillens, an dem sich jedes Staatswesen ein Muster nehmen darf, hätte da der tote Mechanismus den letzten Triumph behalten.

Der Schiffbauer gebraucht den heute in so hohen Ehren stehenden Ausdruck »Qualitätsarbeit« gewiß und mit Recht auch von den technischen Einrichtungen seines Fahrzeuges; wir mehr aufs Ästhetische gerichteten Literaten beziehen ihn gern vornehmlich auf Schöpfungen der Kunst und des Kunstgewerbes, also hier auf die Innenausstattung. Nun haben wir gerade für Schiffsausstattungen zweifellos auch vor dem

Kriege auf unsern überseeischen Passagierdampfern viel Gutes und Schönes geleistet. Aber nicht zufällig schmückten sich diese Schiffe mit dem uns heute fatal gewordenen Namen »Luxusdampfer«. Glaubten wir doch mit einer möglichst verschwenderischen Entfaltung von Pracht und Prunk, wobei ein Schiff immer das andre schlug, den Vogel abschießen zu können. Schließlich waren wir nahe daran, uns dabei zu überschlagen und ins Protzige auszuschweifen. Qualität mag es auch da im einzelnen genug gegeben haben, aber das Ganze verstieß gegen den Stil und damit gegen die Vornehmheit, die sichersten Zeichen des Kulturgeschmacks. Der Norddeutsche Lloyd hat erkannt, daß der verlorene Weg dorthin nur wiederzufinden sei durch den einheitlich gelenkten Gestaltungswillen einer starken Künstlerpersönlichkeit. Deshalb betraute er mit der Leitung und Überwachung der gesamten Innenausstattung des »Columbus« den Münchner Professor Paul Ludwig Troost und ließ ihm im ganzen wie im einzelnen möglichste Freiheit. Wenn nur die doppelte Aufgabe erfüllt wurde, für die so ein Ozeandampfer zu sorgen hat: bequemes und wohnliches Behagen der Passagiere und schmiegsamste Anpassung an die Raum- und Konstruktionsverhältnisse des Schiffes, was zugleich dem obersten aller modernen Baugrundsätze entspricht, der aus der Eigenart der Gesamtkonstruktion gewonnenen, sich selbst die ästhetischen Gesetze gebenden Zweckmäßigkeit. Wer die Gabe dafür hat, wird gerade aus den scheinbaren Hemmungen, die ihm — auf einem Schiffe in vervielfachter Zahl — entgegentreten, mancherlei Anregung zu eigenartigen und gebrauchsfähigen Raumgestaltungen zu schöpfen wissen.



Einer der Verbindungsräume zwischen Halle und Bibliothek

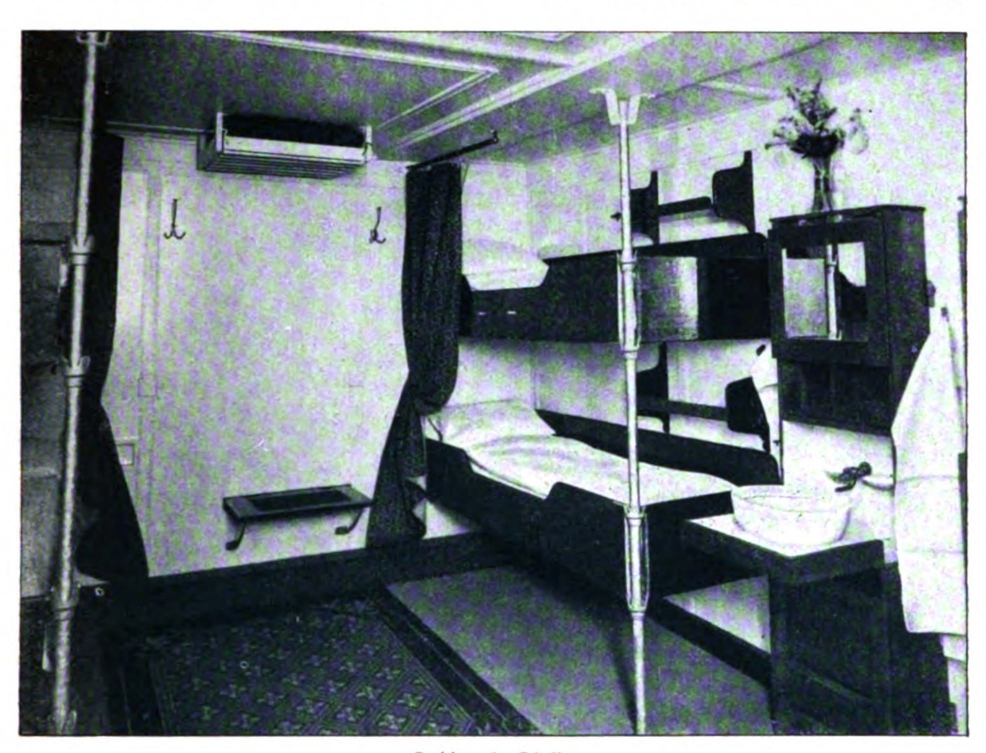
Troost jedenfalls hat es gekonnt. Er hat alle seine künstlerischen und kunstgewerblichen Mitarbeiter — und es waren ihrer viele, darunter höchst eigenwillige Köpfe — so fest in der Hand behalten, daß man beim Durchwandern des Schiffes nicht einen Augenblick den Eindruck der Stileinheit verliert. Das allein ist die Lösung für das Rätsel, daß unser Schönheitssinn nirgends verletzt oder verwirrt wird, daß immer und überall der Zusammenklang, mag man das Schiff wage- oder senkrecht durchmessen, gewahrt bleibt, daß uns niemals das Gefühl wohltuender Ruhe verläßt, wie es allein aus der einheitlich durchkomponierten Raum-, Formen- und Farbenbehandlung entspringen kann. Dies Gefühl ästhetischer Sicherheit teilt sich einem schon nach dem Durchschreiten weniger Räume mit, gleichviel wo man anfängt, und es hält auch bei Nebensächlich-

keiten Stich. Aber nein, »Nebensächlichkeiten« gibt es nicht in einem so einheitlichen Gebilde. Da ist alles, auch das Kleinste und Unscheinbarste, durchdacht, durchfühlt und auf seine Sach- und Zweckmäßigkeitsschönheit abgewogen ... »Kann man in dieser schwimmenden Stadt«, fragte einer der Gäste beim Herumwandern, »wirklich noch die Seekrankheit kriegen?« Der Kapitän — Johnsen heißt er und ist eine der vertrauenerweckendsten Kapitänserscheinungen, die mir jemals vorgekommen sind — zuckte die Achseln und wiegte den Kopf. Da kam aus dem Hintergrunde die Stimme eines namhaften süddeutschen Kunstschriftstellers: »No, eines weiß i schon, die ästhetische Seekrankheit derwischt man hier nit!«

Halle, Blick in den zur Bibliothek führenden Verbindungsraum

Qualitätsarbeit — da könnt' ich nun viel Hübsches, Sauberes und Glänzendes erzählen: von dem Bau, der Einrichtung und der Ausstattung der Kabinen, bei den mit Salons, Ankleideräumen, Bädern und Kofferkammern bedachten Staatskabinen der 1. Klasse angefangen bis zu den Normalkabinen der 3., von den Treppenhäusern mit ihren Aufzügen, von den Speise- und Gesellschaftsräumen, von den Verbindungsgängen, der Bibliothek und den Verkaufsständen — wenn ich nicht den Bildern, die wir hier zeigen, zutraute, daß sie das besser besorgen werden, als es die Feder vermag. Was sie nicht zeigen können, ist die vornehm abgestimmte Farbenharmonie der Wände, Decken, Möbel, Lichtkörper, Teppiche, Bezüge und Vorhänge, des überall — doch sparsam, nirgends aufdringlich — verstreuten künstlerischen Schmucks an Gobelins, Gemälden, Stichen, Zeichnungen, Reliefs und Rundplastiken. Mit ein paar großen Schinken »namhafter« Künstler hat man da wohl immer schon geprunkt, hier aber ist die Erlesenheit solches Raumschmuckes durchgängig — wohl nach der äußeren Kostbarkeit, kaum jedoch nach der inneren Qualität abgestuft. Oder wäre es ein entscheidender Wertunterschied, wenn uns in den Gesellschaftsräumen 1. Klasse Waldgemälde von E. R. Weiß und Bildwerke von Josef Wackerle, in denen der 2. und 3. Klasse Gemälde und Zeichnungen von Thoma, Geffcken, Wilhelm Schulz und Thöny begegnen?

Doch ich will mich nicht beim Luxus aufhalten und nicht bei Klassenunterschieden. Will lieber in einer Zeit, wo uns zur Festigung unsers höchsten nationalen Gutes, der Einigkeit, nichts so not tut wie Volksgemeinschaft, eines guten sozialen Gedankens Erwähnung tun, der hier Erfüllung gefunden hat. Zwar einen 14 Meter breiten, 18 Meter langen, durch zwei Decke hinaufgeführten,



Kabine 3. Klasse

oben mit einer durch große Spiegelscheiben geöffneten Galerie umkränzten Speisesaal, wie in der 1. Klasse, kann es in der 2. und 3. nicht geben, denn nichts ist kostbarer auf so einem Schiff als der Raum. Dafür aber gibt es auch kein Zwischendeck mehr, diesen menschenunwürdigen Pferch von ehedem, diese Ölsardinenbüchse voll lebendiger Menschen. Dort unten ist es nicht mehr »fürchterlich«, auch dort kann man selbzweit, selbdritt, selbviert oder familienweise wohnen und schlafen, kann frei atmen, frei sich bewegen, kann Feste feiern und Hochzeit halten, hat luftige, behagliche Eßräume, ein anständiges, gut bürgerliches Restaurant, in das ich auch als Passagier 1. Klasse gern zu Gaste ginge, ein Spazierdeck, einen Frauenraum, ein von Sauberkeit blitzendes Hospital mit allem, was an hygienischen und medizinischen Einrichtungen dazugehört. Hier war es die Stimme eines norddeutschen Kollegen, die sich, im heimischen Platt zu dem uns führenden ersten Offizier gewendet, vernehmen ließ: »Sönn' beten fulkrank, as in de Schaul, darup süll mi dat hier nich ankamen.«



Puttengruppe »Herbst« von Josef Wackerle

Journalisten sind bekanntlich nicht nur geschwätzig, sondern auch neugierig wie die Elstern. Und so sind wir denn durch alle Räume

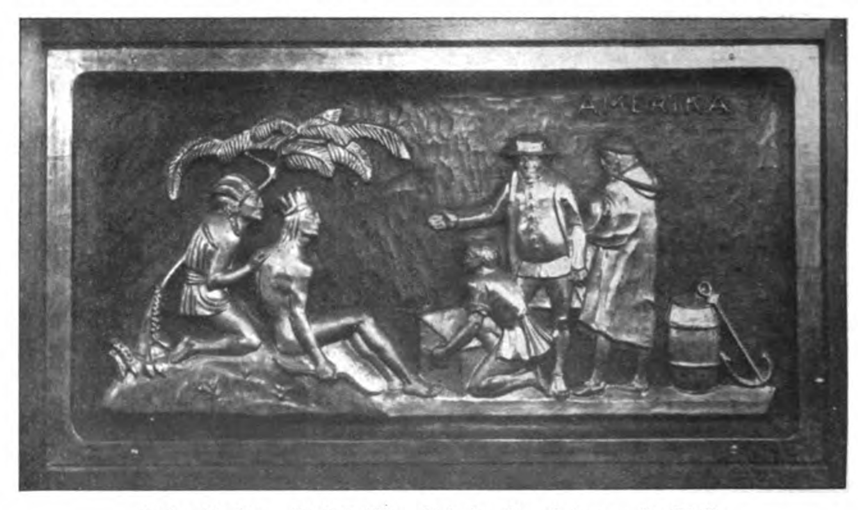
getrabt und geklettert, auch durch das »Gymnasium«, das hier zum Glück wirklich eine Halle für Turnkunst und Leibesübungen ist, in der man mit einem lammsgeduldigen Gliedermann sogar boxen kann, auch durch die Vorrats- und Küchenräume, obgleich dort das von Wilhelm Busch besungene Küchenpersonal, zu dem der »Jüngling« einen so natürlichen Hang hat, nicht zu finden war. Dafür haben wir unsre Augen und Nasen an dem aufgespeicherten Proviant in den Kühlkammern und Speisedepots geweidet und mit stiller Wehmut des Steckrübenwinters gedacht, der, als rückwärtige Kummermarke betrachtet, allein schon imstande ist, uns zu Gemüt zu führen, daß wir seitdem doch ein gut Stück vorwärts gekommen sind.



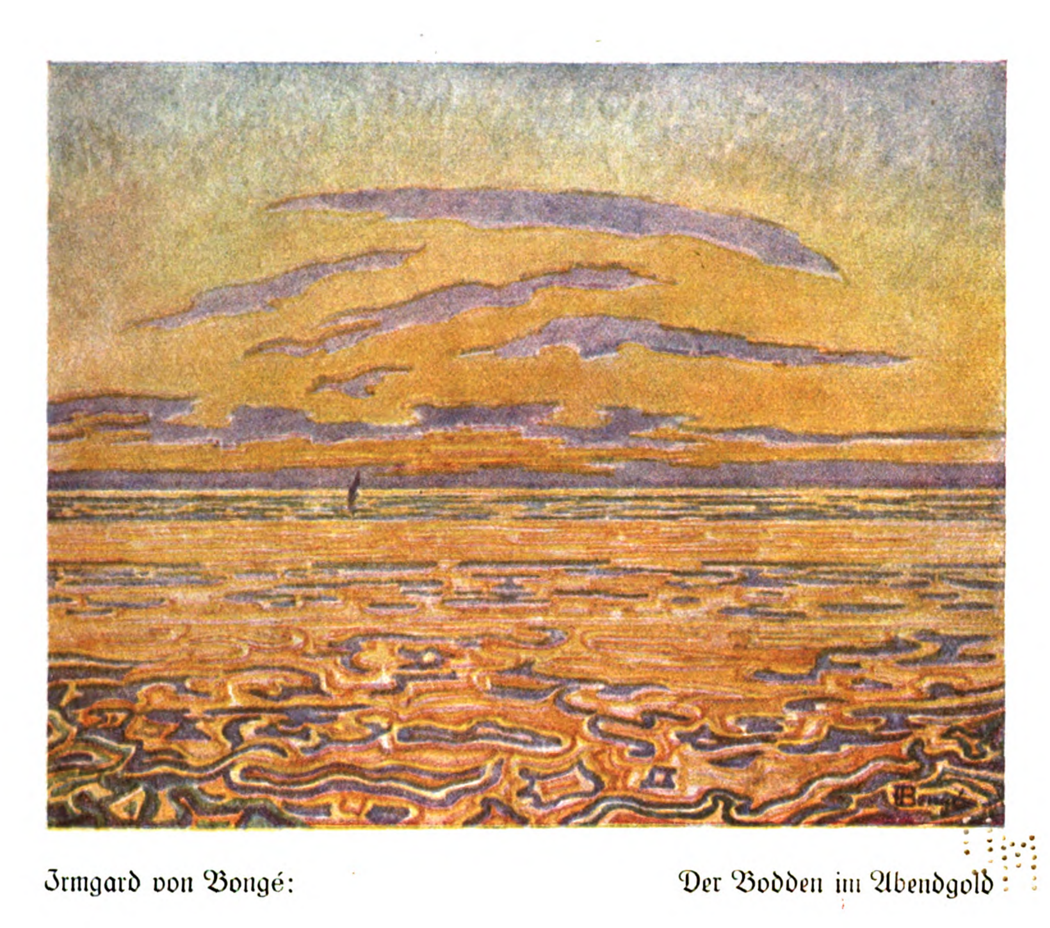
Schnitzerei in der Halle von Josef Wackerle

Wozu klagen und barmen? Aus Mitleid nimmt uns der Feind kein Lot unsrer Last von der Schulter. Danken wir lieber der Not, als unsrer großen, strengen Lehr- und Zuchtmeisterin! Ohne sie wäre dies Schiff nicht so geworden, wie es jetzt übers Meer gezogen ist, von uns und unsrer Arbeit zu zeugen.

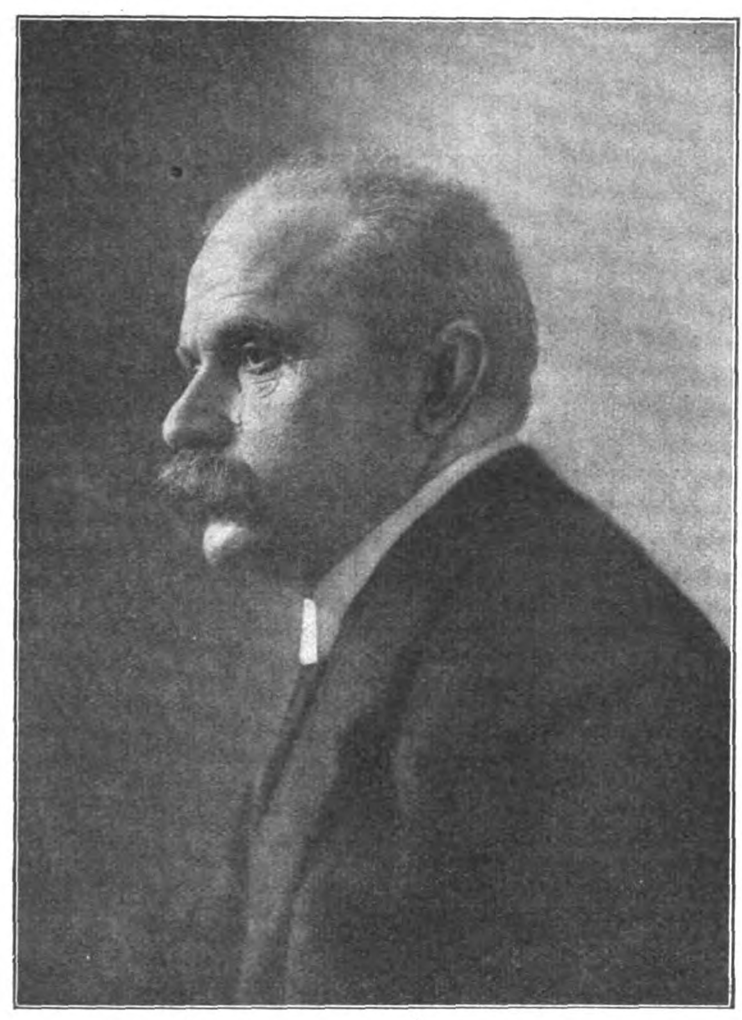
Auch zu zeugen von der freien Arbeit eines freien Volkes? Was wir arbeiten und schaffen, ist alles nur Versuch und Anstrengung, die Fesseln zu schmelzen. Aber es wird, es muß gelingen, sie eines Tags abzustreifen und wegzuwerfen. Das Schiff lag noch still auf der Reede, als wir's besichtigten. Aber auch in diesem Ruhezustand gab es einen Moment, der einem Aufmerkenden viel zu sagen hatte. Da erhob sich bei Tisch der erste Redner zum Wort. Im Nu standen die Stewards, das Servierbrett in der Hand, geradegerichtet wie angegossen da. Das war uns ein Zeichen für gute Zucht und glückliche Fahrt — des Schiffes sowohl wie des Landes, das es gebaut hat und es als Boten deutschen Lebens- und Kulturwillens zu fremden Ländern und Völkern entsendet.



Holzgeschnitztes Relief (Amerika) im Rauchzimmer 2. Klasse



Irmgard von Bongé: Der Bodden im Abendgold



Johannes Müller

Johannes Müller

Von Prof. Dr. Heinrich Weinel (Jena)

Keinen Unbekannten gilt es hier vorzustellen. Von Johannes Müller hat jeder gebildete Deutsche wenigstens gehört oder gelesen, und für viele Tausende bedeuten seine Schriften oder Vorträge ein Stück ihres innersten Lebens. Der sechzigste Geburtstag, den Müller in diesem Jahre gefeiert hat, gibt vielmehr die natürliche Gelegenheit, das Lebenswerk dieses Mannes zu überblicken, um das freilich nicht auf den Gassen und in den Zeitungen gelärmt wird, das aber in aller Stille zum Wesentlichen und Zukunftgründenden in Deutschland gehört.

Vor etwa dreißig Jahren fing Müller an, durch seine Vorträge zu wirken. Sie waren zuerst noch in der Art, wie wir andern Theologen sie auch halten, gingen als »apologetische Vorträge«, als Verteidigung des Christentums mit besonderer Hervorhebung der Person Jesu. Ich habe ihn damals als Student gehört und weiß mich noch sehr wohl der Klarheit und eindrucksvollen Kraft seines Wortes zu erinnern. Freilich schon damals spürte man als Theologe einen andern Zug in Müller, der von der wissenschaftlichen Theologie, ihrer scharf geschichtlichen und kritischen oder die Überlieferung verteidigenden Stellung abführte. Man fühlte, daß das Wesen dieses Mannes nach einer andern Seite lag. Seitdem hat sich nun Müller immer klarer ausgereift — auch in seinen Vorträgen — zu dem, was seines Lebens Werk wurde.

Wie er äußerlich sich immer mehr von der kirchlichen Einrahmung seiner Tätigkeit löste, so ist er auch innerlich über die theologische Einstellung und die geschichtliche Gebundenheit hinausgewachsen. Heute stehen seine Vorträge ganz auf seiner Persönlichkeit.

Sein zweites sachliches Werk sind seine Schriften. Ich nenne nur einige, die für Müllers Art besonders bezeichnend sind. Für den Müller, der Jünger Jesu im besonderen Sinne ist, sind wesentlich seine Bücher über die Bergpredigt und die Reden Jesu, die er »verdeutscht und vergegenwärtigt«. Dem eigentlichen Arbeitsgebiet entspringen die Bücher von den Hemmungen des Lebens und von den Quellen des Lebens. Mit den Fragen des Todes und des ewigen Lebens befaßt sich das kleine Buch »Vom Leben und Sterben«. Probleme der Gegenwart, aber im Sinne nicht von Organisations-, sondern von Lebensfragen behandeln sein Buch »Beruf und Stellung der Frau« und die mannigfachen Kriegshefte der »Grünen Blätter«. Endlich hat Müller auch sein Wort über die Frage aller Fragen und die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten gesagt in dem Buch von Gott. Die »Grünen Blätter«, eine Zeitschrift in Vierteljahrsheften, werden fast ganz allein von ihm geschrieben. Sie haben sich nun seit fünfundzwanzig Jahren eine fest und innerlich mit dem Verfasser zusammenhängende, in den besten Zeiten an die Zehntausend gehende Leserschaft erworben, die nicht müde wird, denselben Mann immer wieder zu hören.

Das dritte und äußerlich eigenartigste Werk Müllers ist sein Schloß Elmau, so manchmal es auch nachzuahmen versucht worden ist. Auch dieses sein Haus ist ihm aus Vorträgen und Schriftstellerei ganz ungesucht erwachsen. Wie die Vortragstätigkeit zu dem Wunsche führte, mit den Hörern durch Schrift und Druck in Verbindung zu bleiben, so beides zu dem weiteren, eine Zeitlang mit Müller und gleichgesinnten Menschen zusammen zu leben, Ferien, die man sonst in gleichgültigen Gasthäusern mit seelisch sehr verschiedenartig und unstimmig eingestellten Menschen zubringt, nicht bloß für körperliche Erholung, sondern auch für geistige Erquickung zu verwenden. Den ersten Versuch machte Müller in Mainberg, einem schönen Renaissanceschloß am Main. »Geistliches Sanatorium« hörte man es wohl öfters nennen. Ob Mainberg je so etwas war, weiß ich nicht, jedenfalls »geistlich« ging es auch in Mainberg nicht zu. Denn Müller hat Andacht, Gebet und alles, was dem sich zugesellt, niemals als Mittel und nie im größeren Kreise gewollt. Und den Tanz am Abend hat man schon in Mainberg gehabt; nicht zuerst Müller, sondern die jungen Mädchen, die als »Helferinnen« dort tätig waren, haben ihn in jugendlicher Fröhlichkeit begonnen. Immerhin hatte Mainberg etwas wie eine »Gemeinschaft« an sich im guten, aber auch wohl im begrenzten Sinne. Was es für empfängliche und suchende Menschen bedeutete, mag man in dem kleinen schönen Buch von Anton Fendrich über Mainberg nachlesen. Immerhin erkannte Müller in der bewußten und wohl auch etwas gefühligen »Pflege« persönlichen Lebens eine Gefahr und nicht minder die Gefahr einer Sekte, und er griff auch hier tapfer zu, als die stets wachsende Zahl seiner Gäste die Notwendigkeit ergab, ein größeres Haus zu suchen.

Und so entstand Schloß Elmau, das Schönste, was es wohl heute in Deutschland und draußen an Stätten der Erholung geben mag. Und doch ist Elmau noch viel, viel mehr. Es mag wohl elegantere Hotels und Sanatorien geben, und jedenfalls wird in diesen komplizierter und raffinierter gegessen. Aber so mit Geschmack und Schönheit und bei aller Größe — denn es ist wirklich ein »Schloß« mit über 250 Zimmern, mit großer Halle, Turm und mehreren Sälen — mit so viel edler Schlichtheit, die einen sofort heimisch macht, gibt's kein andres Haus. Und es ist mit all seinen vollendeten Einrichtungen doch nicht nur ein Haus für die Reichen und Vornehmen, sondern ebenso für den armen Wandervogel, die schlecht bezahlte Schwester und den notleidenden Studenten. Das große Schloß enthält eben auch mit Absicht und sinnvollster Ausnutzung des Raumes bis hoch hinauf in den Turm mit herrlichstem Blick schlichte Stübchen mit Bauernmöbeln und für die Jugend Lagerstätten nach Art der Jugendherbergen, wenn auch für kleinere Scharen. Wer in Elmau nicht auf seine Rechnung kommt, das ist der Schlemmer, der Protz und der Exklusive, obwohl man auch ganz einsam und abgesondert leben kann, wenn man vollkommene Ruhe ohne Menschen braucht. Denn in dem großen Schloß, das um einen Hof herum in vier gedehnten Flügeln gebaut ist, und in der weiten Natur verschwinden diese zwei- bis dreihundert Menschen auch wieder, ohne sich zu treffen, wenn sie nicht wollen, wie bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder bei Müllers Vorträgen. Hier herrscht nicht der Geist einer Müllersekte, nicht einer verzärtelnden Seelenpflege und erzwungenen künstlichen Gemeinschaft; all das hat Müller schon durch die Wahl des Ortes vermieden. Er hat sein neues, großes Schloß mitten hineingestellt in die gewaltige Natur der Alpen an einen Platz von Weite und Größe, gegenüber im Süden die mächtige Wettersteinwand, nach Osten das Karwendelgebirge, nach Westen die gewaltige Pyramide der Alpspitze (bei der Zugspitze) und im Norden ein grüner Höhenrücken, der das Tal vor jedem kalten Winde schützt. Hier in der ganz großen Natur muß der Mensch über sich hinaus-



Schloß Elmau

und hinaufsehen und in Wanderung und Wintersport von jeder seelischen Vermufftheit frei werden.

So hat sich Müller die große Natur als Helferin gesucht. Er wirkt in seinem Hause mit ganz schlichten Mitteln. Am stärksten natürlich durch sein Wort. Jeden Sonntag um zehn Uhr hält er seinen Gästen eine Ansprache — keine Predigt, keine Andacht, vor allem keinen Gottesdienst. Nichts in dem lichten, hellfarbigen Saal gemahnt an die Kirche, jede kultische Geste fehlt, selbst das gemeinsame Lied. Es wäre auch nicht am Platze, denn die Menschen im Saal sind keine religiöse Gemeinde, ja, sie gehören den verschiedensten religiösen Gemeinschaften an. Diese Ansprache ist ganz schlicht, sie geht um das Tiefste und Höchste, um das Einfachste und Erste, um das Leben des Menschen und das Leben Gottes im Menschen, und sie packt darum oft mehr als die feierlichste und schönste Predigt im hohen Stil des Kultus, packt vor allem Menschen, die der Form müde geworden sind und Wesen ohne Symbole wollen. Noch wichtiger sind die »Fragebeantwortungen«, die Müller in noch schlichterer Form gibt, im Teesaal am kleinen Tischchen stehend. Da antwortet er auf Fragen über alles, was die Seele seiner Gäste bewegt. Alles dürfen sie ihm vorlegen, ob es nun Fragen nach der Bedeutung der neuesten theologischen Schule oder dem Wert der Psychoanalyse sind, oder wie die: Müssen junge Menschen von älteren, die Erziehungsrechte über sie haben, sich ausnutzen lassen?, oder ob Luxus erlaubt sei — ich greife einige heraus, die ich selber miterlebt habe. Nicht aus dem Ärmel schüttelt Müller die Antworten. Er bedenkt vorher, was er und wie er es zu sagen hat, und sieht gleichsam die Seele des Fragenden vor sich. Hätten die Worte nicht einen Geschmack nach Krankheit an sich, so würde ich sagen, er ist ein Seelsorger und Seelenarzt von Gottes Gnaden aus tiefster Beanlagung heraus.

Die beiden andern Mittel, mit denen Schloß Elmau seine Gäste erquickt, sind Musik und Tanz. Edelste Musik, von großen Künstlern, die Gäste der Elmau sind, wie selbstverständlich dargeboten — kein Konzertbetrieb, keine Cafémusik, wie sie die Menschen in Kurorten aufsuchen, sondern das Herrlichste als Hausmusik geboten, nicht regelmäßig, nicht zwangsmäßig — an Regentagen oder wenn sonst einmal das Verlangen nach edler Kunst trotz der herrlichen Natur wieder aufbricht. Das ist ebenfalls eine wundervolle Erquickung und Lösung der Seele.

Endlich der Tanz. Ich habe früher, ehe ich in Elmau war, auch den Kopf darüber geschüttelt. Religion, christliche Verinnerlichung — so dachte ich — und Tanz? Solche Bedenken kennt natürlich Müller auch, und er weiß auch, daß der Tanz ins Sinnlose und noch tiefer mißbraucht werden kann. Darum hält er auch von Zeit zu Zeit seinen Gästen eine kleine Rede über den Tanz. Er erzählt, wie ihn, der selbst nicht tanzen konnte und von Tanz nichts wissen wollte, in Mainberg seine »Helferinnen« erst um die Erlaubnis gebeten haben, tanzen zu dürfen, wie er's zuerst nur außerhalb des Schlosses im Dorfwirtshaus erlaubte, und wie er allmählich selbst vom kritischen Beobachter zum Tänzer ward. Und wie schildert er die Macht des Rhythmus

und der Musik über den Menschen, die, indem sie fesselt und fortreißt, auch zugleich frei und froh macht und die Menschen vereint in einer großen freudigen Bewegung, die Spiel ist und doch ganze Hingabe und viel Können fordert! So wird der Tanz zum Mittel auch der seelischen Befreiung und Bildung des Menschen. Und so tanzt Müller mit seinen Gästen und seinen Kindern all die alten schnellrhythmischen Tänze, wie Walzer und Rheinländer und die besonders freie Bewegung verlangende Quadrille, mit Hingebung und Freude — ein richtiger Haustanz. Er vereint so seine Menschen leicht und schnell miteinander, während sie sonst in Pensionen und Hotels lange steif nebeneinandersitzen und einander kaum grüßen. Er ist ein großer Seelenkundiger und kein Prinzipienreiter.

Aber all das führt uns erst langsam zum Inneren und Wesentlichen. Und das ist nicht eine theologische oder philosophische Lehre, sondern ein ganz starkes persönliches Leben. Gewiß kommt Müller von der Theologie her, hält mit ihren Erkenntnissen, Bestrebungen und Lehren, die ja auch nicht bloß graue Theorie sind, immer Fühlung, wie ihn auch die theologische Fakultät zu Berlin schon lange zu ihrem Ehrendoktor gemacht hat. Aber man darf ihn heute nicht mehr als Theologen betrachten, um sein Werk zu verstehen, und nach einem Fachschema messen. Wer z. B. sein Buch über die Bergpredigt unter dem Gesichtspunkt einer historisch-wissenschaftlichen Auslegung beurteilt, wird nicht auf seine Rechnung kommen, obwohl Müller gewiß auch die Ergebnisse geschichtlicher Arbeit sich zunutze macht. Die eigentliche Leistung liegt im Menschlichen, nicht im Theologischen.

Und wenn man Müller philosophisch einreihen wollte, so würde man ihn unter die »Lebensphilosophen« stellen (und in manchem ist Müller auch ein Jünger Nietzsches, der ja zu ihr gehört). Aber während die Lebensphilosophen immer nur über das Leben sprechen und theoretisch seine Bedeutung vor und gegenüber dem Denken, dem Begriff und der Wissenschaft feststellen und darstellen, will Müller das Leben selbst. Er ist nicht Botaniker, sondern Gärtner. Er will das Leben wecken, wo es schläft, er will es pflegen, wo es verkümmert, er will es frei machen, wo es verschüttet ist im Menschen, ihm helfen, daß es rein und stark sich entfalte und seinen Wurzelgrund wiederfinde, das große, das allduchwaltende Leben — Gott. Keinen theologischen, keinen dogmatischen Gott, sondern den Gott, der Fülle und Kraft alles Lebens, der überströmendes, schaffendes Wirken ist, das sich in Pflanze und Tier, in Körper und Geist, in Tat und Schicksal offenbart, das aber mehr ist als diese Fülle des Lebens, das auch Vater und Liebe ist, weil es alles aus sich heraus zum Leben führt und liebt mit jener schöpferischen Liebe, die immer Höheres und Lebensgewaltigeres aus jeder Kreatur herausbilden will. Auch was der Mensch ist, wissen wir noch nicht — das glaubt Müller mit Nietzsche. Der Mensch will erst werden aus grundloser Tiefe, nicht der Übermensch, sondern der Gottesmensch.

Den »Weg« dazu hat für Müller allein Jesus gezeigt, nein, Jesus ist, wie schon der Evangelist Johannes gesagt hat, der Weg, die Wahrheit und das Leben. So hat Müller die Bergpredigt gesehen: nicht als ein ethisches System, nicht als ein Gesetz, mit dessen schweren Forderungen man sich plagt, oder die man gar als »über die Kraft« empfindet, für den »Himmel« aufspart oder als absurd verwirft; sondern als schöpferisches neues Leben mit den Mitmenschen aus der Tiefe Gottes. Nicht ein einzelnes Wort — etwa Tolstojs »Nichtwiderstehen dem Bösen« — ist der Schlüssel dieser nie gelebten und doch nie durch »neue Tafeln« überwundenen Bergpredigt, sondern das glutvolle Leben in Gott.

Dieses Leben nennt Müller nun nicht »Religion«, wie wir andern. Religion ist ihm — und das erstaunt und erschreckt viele — schon etwas Äußerliches, schon eine Zurechtlegung des tiefsten Lebens in Phantasie und Denken. Erst recht sind ihm die Kirchen im besten Fall wirksame Hilfsmittel bei der Weckung des Lebens. Müller selbst arbeitet nicht kirchlich, wie ich schon sagte, und lehnt alle Methoden seelischer Exerzitien und Beeinflussungen für sich ganz ab, von den jesuitischen an bis zu den in der »Schule der Weisheit« geübten, von der Psychoanalyse bis zu den Methoden der Steinerschen Anthroposophie. Sie mögen für einzelne, für viele Menschen Wert haben, es ist immer nur ein untergeordneter. Müller selbst lehrt keine Methode, sondern sagt dem Menschen nur: Lebe! Greife das Leben, das ja in jeder Minute mit seinen Schicksalen und seinen Aufgaben auf dich zukommt, ganz ernst und fest, ganz sachlich, mit voller Hingabe an. Ob es eine Symphonie oder ein Paar Schuhe, ob es eine Predigt oder der Vertrag über die Verpachtung einer Wiese ist: sei mit ganzer Seele bei der Sache, vergiß dich selbst, diene ihr; laß dich nicht durch Gedanken, Überlieferung, Theorien hemmen und aus deinem Wege werfen, so wird das eigne, tiefe, schaffende, seligmachende Leben in dir beginnen. Gib dich dem Augenblick hin, so wirst du über ihn Herr sein — und dein eigner Herr werden. Dann springen in dir die Quellen des Lebens. Wer sein Leben verliert, der wird es finden. Nur keinen Zwang, kein Gesetz, nicht nach Meinungen und Rücksichten handeln, sondern der Stimme folgen, mit der das Leben in dir, dein Genius spricht.

Es gibt Leute, die verwechseln dieses Leben aus der tiefsten Freiheit und Selbstheit mit dem bekannten »Sichausleben«, und einige zwinkern

sogar mit den Augen, wenn sie davon hören oder sprechen. Mit diesen braucht man nicht zu streiten. Es gibt aber auch sehr ehrenwerte Ethiker, die dabei ein Entsetzen faßt, weil hier das Wort »Pflicht« fehlt und die Achtung vor dem Sittengesetz, ja weil jedes Gesetz, das Gesetz abgelehnt wird. Auch sie haben das ängstliche Gefühl, ob Müller nicht dem Leichtsinn Tür und Tor öffne, ja geradezu dem Bösen, das doch auch im Menschen schläft, nein, sehr lebendig ist, Freiheit gebe, weil es doch auch ein Stück »Leben« ist und im Leben wirksam wird. Allein es ist klar, daß Müller nur das schaffende Leben in uns meint, das Leben, das ein Strahl von Gottes großem schaffendem Leben ist. Wenn daraus auch kein »Gesetz« folgt, so doch eine Lebensrichtung. Denn dieses umfassende schaffende Leben schafft aus dem Niederen das Höhere, aus dem Tier den Menschen, nicht umgekehrt. Schließlich sind Pflicht und Gesetz doch nichts andres als der menschliche Ausdruck des schaffenden Lebens in uns — ein noch unvollkommener Ausdruck, mit dem der Mensch sich das Tiefste und Gewaltigste, das er als schöpferisches Werden in sich erlebt, zunächst einmal äußerlich als Gebot und Ziel gegenüberstellt, ganz wie die Alten es zunächst auch beim jungen Menschen tun müssen. Daraus wird deutlich, daß bei Müller nur das Gute, Edle, Sittliche in Betracht kommt. Nur ist es nicht ein Von-außenkommendes, nicht ein »Gesetz der Vernunft«, das da streitet mit dem »Gesetz in unsern Gliedern«, sondern das Wachwerden des Menschen im Menschen, eine neue Schöpfung, die als Aufgehen des Lichtes über der Dumpfheit des Chaos mit Kraftgefühl und Freude erlebt wird. Und es ist nicht nur das Sittliche, das Müller meint, sondern es ist auch und zuerst dieses Erleben des Schöpferischen, Gottes, der uns zu der Hand machen will, mit der er arbeitet, wie einer unsrer alten Mystiker gesagt hat. Und es reicht viel weiter über das ganze menschliche Leben bis ins Körperliche hinein, dies Erleben des neuen Menschen, dieses Gesund- und Frohwerden.

Es sind ganz gewiß die letzten christlichen Wahrheiten von Wiedergeburt, Geburt von oben, aus dem »Geist«, wenn Müller auch meist nicht diese biblischen Bilder gebraucht. Und es sind auch Luthers Erlebnisse, wenn Luther sie auch meist in der Form der Paulinischen Rechtfertigungslehre ausspricht, die Müller kaum verwendet. Denn das meint doch die Rechtfertigungslehre gerade, daß der Mensch nichts tun kann, nichts machen, daß ihm auch kein »Gesetz« hilft, das ihn vielmehr stets in die Verzweiflung treibt. Das einzige, was der Mensch kann, ist, seine Ohnmacht und Sünde empfinden, ist suchen und wagen, aufrichtig das Leben anfassen, an das Leben glauben, daß man's mit Aufrichtigkeit wagen darf und nicht Schliche und Systeme braucht, auch wenn man sich noch schwach und verworren fühlt, endlich der eignen Sünde und Schuld gegenüberstehen mit der Zuversicht, daß auch sie uns nicht von dem Guten scheiden kann, wenn wir uns nicht durch sie von ihm abtrennen lassen, daß es wahre Vergebung gibt — das heißt doch die Gnade Gottes erleben. Wenn Müller lieber jene allgemeinen Wendungen gebraucht, so sind sie gewiß seines Lebens klarster Ausdruck; aber vielleicht nimmt er sie auch, weil er weiß, wieviel Menschen sich an den alten Worten und biblischen Formeln stoßen, und noch mehr, weil er weiß, wie viele sich einbilden, sie hätten die Sache, weil sie die Worte und Formeln beherrschen und nachplappern. Hier ist aber das Wort nichts und das Wesen alles. Wenn mit dem Menschen nichts »geschieht«, dann hilft ihm das alles gar nichts zu einem starken, glücklich ganzen Leben, das wir alle suchen, während doch die meisten es nur zu einem korrekten Berufsleben, einem äußerlichen Gesellschaftsdasein, einem überhetzten Arbeitsleben oder einem sich selbst betäubenden Genußleben bringen.

Die meisten Menschen meinen freilich, das sei das Leben, oder eine Mischung aus dem allen sei das Leben. »Und wenn es glücklich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.« Sie meinen auch, sie könnten leben. Es gibt ja auch wirklich Glückliche, die wachsen wie die Blumen auf dem Felde. Und wenn schon die Jugend allzuviel fragt und rätselt um das Wie des Lebens, so mag es auch ein Zeichen von Krankheit oder Kränklichkeit sein, obwohl die Schule mit ihrer schiefen Darstellung der Wirklichkeit, mit ihrem Verschweigen dessen, wie's eigentlich in der Welt zugeht, die Jugend zwingt, ihre Lebenslehre hernach sehr kritisch anzusehen und dadurch oft das Rätseln und Grübeln anzufangen. Immerhin merken erst die meisten Menschen auf der Höhe des Lebens, daß sie »leben« noch gar nicht können. Viele bringt erst die Not, eigne Kinder erziehen zu müssen, zu dieser Einsicht, viele erst eine schwere Enttäuschung, ein Scheitern in Ehe oder Beruf, viele erst schwere Krankheit oder der Tod geliebter Menschen, eigne oder Volksnot zur Selbstbesinnung und zum Fragen. Es stellt sich dann jenes Unglücklichwerden bei äußerem Wohlstand, jene immer wachsende Leere des Lebens und in den untersten Schichten jene Dumpfheit oder jene Verbitterung ein, die wir alle als den gelebten Tod kennen. Man braucht nur, um ein literarisches Beispiel zu haben, an Tolstojs Bekenntnisse über sein in den schönsten äußeren Verhältnissen sich abspielendes Leben vor seiner »Bekehrung« zu denken oder an Hermann Bahrs »Inventur«. Auf diesen hat ja gerade Johannes Müller erweckend gewirkt. Wenn aus dem Menschen in diesem Zustand etwas werden kann, so hebt in ihm jenes Drängen und Suchen an, jene Un-

zufriedenheit mit sich und mit allem, was fertig ist, mit all den abgelebten Rezepten des Lebens in Schule und Kirche, in Staat und Gesellschaft. Überlieferung und Pflicht helfen dann dem Menschen nicht mehr. Das wahre Leben, das schaffende, sein Teil vom Wesen der Welt regt sich in ihm und drängt nach dem Licht. Solches Suchen weckt Müller, er rüttelt auf, was dumpf und verstockt ist, und hilft dann den Suchenden vorwärts, ob sie nun jung oder alt, verzichtend oder hoffend zu ihm kommen. Natürlich kann auch er nicht allen helfen, und viele versinken wieder in die Alltäglichkeit und den Verzicht ihres Daseins. Sie rechtfertigen sich dann mit dem Wort: das sei wohl da droben im Gebirge für einen Menschen, der frei von Beruf und Sorgen sei, möglich, aber nicht drunten im wirklichen Leben. Als ob nicht Müller selbst im erwerbenden Berufsleben auf seines Geistes und seiner Hände Arbeit angewiesen und in seinem starken, glücklichen Leben der beste Beweis für seine »Lehre« sei.

Von hier aus sind Müllers »Grüne Blätter«, sind seine Bücher, ist seine neuartige, in Deutschland lange nicht mehr geübte Schriftstellerei zu verstehen. Eine Schriftstellerei, die man vielleicht mit dem alten Titel einer »Diätetik der Seele« bezeichnen könnte, eine Gesundheitslehre der Seele. Nur hat Müller nicht die hausbackene Art der Rationalisten an sich (obwohl auch in ihren altmodischen Büchern sehr viel Wahres und Gescheites steht!). Auch die Mystiker haben solche Schriften geschrieben, solche »Anweisungen zum seligen Leben« (wie Fichte sein freilich nicht ganz entsprechendes Buch genannt hat), über Tod und Leben, über Liebe und Einsamkeit; freilich schwere Bücher von einer bald psychologisch, bald logisch in solche Tiefe gehenden Gedrungenheit, daß der moderne, an sein Zeitungsdeutsch gewöhnte Leser sie nicht mehr versteht oder nicht schmackhaft findet. Müller kann auch sehr nüchtern, ja hausbacken sein, freilich mit Humor (den aber auch die Rationalisten hatten), wenn er uns etwa sagt, wie er äußerlich seinen Tag verlebt, vom Aufstehen an bis zum Zubettegehen (im vorigen Jahre hat ein köstlicher Aufsatz der »Grünen Blätter« davon gehandelt). Müller kann auch psychologisch das Tiefste und Geheimste der Menschennatur aufdecken und ihm die Zunge lösen. Aber das Beste an ihm ist doch die große Schlichtheit und Klarheit, der Ernst und der Humor, die Geradheit und Tapferkeit seiner Worte und seines Wesens, sein froher, unbesiegbarer Glaube an das schaffende Leben im Menschen und der Welt.

Müller klagt manchmal, daß seine dreißigjährige Wirksamkeit in der Öffentlichkeit so wenig bedeutet habe, daß er die Menschen und durch sie die Zustände so wenig habe umgestalten helfen, daß das Deutschland, das wir um uns sehen und mit Kopfschütteln und Zorn, mit Bitterkeit und Ekel erleben, nicht anzufangen scheint, den Menschen zu suchen, daß es nicht nach Leben und nach Gott verlangt, daß es panem et circenses (lies: Schiebergewinne und Kino) sucht, daß auch in unserm politischen und öffentlichen Leben immer noch List, Lüge und Gewalttat bis zum Mord die Mittel sind, mit denen die Menschen ihr Vaterland retten, ihre Klasse »heben«, ihr Ideal zur Wirklichkeit machen wollen. Und ganz gewiß ist es so. Der Einzelne ist zunächst machtlos gegen das Massengeschehen, wie wir es um uns sehen — auch viele Einzelne, die ganze »Partei der guten Menschen«, die es leider nicht gibt und nicht geben kann. Und dennoch soll man nicht verzweifeln und verzweifelt Müller auch gewiß nicht, sondern tut froh und stark sein Werk. Und solches Werk ist auch gewiß nicht umsonst für unser großes Volksleben. Freilich bringt es zunächst ins Unsichtbare, wie die Saat in den Acker fällt und keiner sie mehr sieht. Aber wo in den Seelen einmal Leben geweckt ist, wo in einem Menschen das Wesen auferstanden ist gegen alle Verbildungen seiner Oberfläche, da wird eines Tags das Neue auch ans Licht kommen und die Flut der goldenen Halme stehen.

Menschen aller Konfessionen und Berufe, aller Lebensalter und in jeder äußeren Lage haben den weckenden Ruf gehört, und in Tausenden ist er Kraft und Fülle eignen Lebens geworden. Man findet Müllers Freunde überall an der Arbeit, wo Gutes und Innerliches geschieht; vor allem auch in der Jugend ist seine Saat aufgegangen. Das ist die Art, wie solch ein Mann allein wirken kann. Wer die Öffentlichkeit, zumal das staatliche und wirtschaftliche Leben, unmittelbar beeinflussen will, muß in einer politischen Partei wirken oder in der Wissenschaft »Schule machen«. Wer aber den Menschen innerlich frei und lebendig machen und mit dem ewigen Leben Gottes in Verbindung bringen will, der wird immer nur ins Unsichtbare säen und auf das Ewige bauen müssen. Der das Gleichnis vom Säemann und Saatkorn sprach, hat keine Kirche gestiftet, keine Religion reformiert, keine Politik getrieben, nicht Staat und Gesetz gegründet. Sein Wirken lag in jenen Tiefen, wo das Leben an die Gestade Gottes schlägt. Seine Jünger müssen freilich auch lernen, all jene äußere Arbeit zu tun. Aber warum soll einer von ihnen nicht einmal sein Lebenswerk in jene reine Innerlichkeit setzen? Es wird schon einmal das Innere nach außen drängen und in der Welt, in Staat und Kirche seine Frucht bringen.

Das Kamel auf dem Rotenberger Vogelschießen

Von Paul Quensel

Die Zwickauer sahen, wie der Chronist berichtet, im Jahre 1373 einen wunderbaren Kreis um die Sonne, mit zwei roten Kreuzen, und im Jahre danach focht die dortigen Männer und Frauen, Jungfrauen und Junggesellen ein seltsamer Zufall an: sie begannen oft und unwillkürlich gleich Besessenen zu tanzen, verließen dann den Reihen und schweiften wie Unsinnige in der Irre herum.

Wer den Glauben an die ewige Wiederkehr aller Dinge vertritt, wird sich diesen Vorfall anmerken müssen; denn er wiederholte sich in den Tagen nach dem großen Umsturz. Da schlug inmitten Deutschlands ein ähnlicher Tanzbrand empor, entzündet von der Sonnenschar, einer Rotte von Jünglingen und Mädchen, die, gebräunt, sparsam bekleidet und ernster Arbeit nicht sonderlich zugetan, aus dem Süden kamen.

Mit den Gebärden reformatorischer Sendlinge riefen sie volkstümlichen Gesang und Reigentanz als Allheilmittel für die erkrankte Menschheit in Städten und Dörfern aus, und ihr Glaubenseifer nahm dermaßen gefangen, daß es auf allen Höfen, Straßen und Plätzen anfing zu singen und zu springen, zu reihen und zu ringeln, bei Tag und Nacht, bei Sonnen- und Mondenschein, Sonntags und Wochentags. In abseitigen Winkeln faßten sich die kleinen Kinder an den Händen und tollten im Kreise herum, bis sie, vom Drehtaumel erfaßt, wankten und purzelten. Wo sich drei Bäckerjungen begegneten, da stellten sie ihre Körbe ab und brüllten zum Ringelreihen ein endloses Lied. Und selbst das würdige Alter blieb von der fröhlichen Seuche nicht verschont. Wacklige Weiblein fingen an, die zittrigen Beine zu lupfen; alte Schulmeister hüpften in höchster Inbrunst wie weiland David vor der Bundeslade, und angegraute Pastoren zogen ihre bekränzten Frauen heran, schelmisch singend und tanzend:

Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit dem Fingerchen tick, tick, tick —
Ich sag dir's hübsch, ich sag dir's fein:
Laß dich mit keinm andern ein.

Einer unter diesen Tanzbesessenen muß aber ganz besonders und mit Namen genannt werden — Franz Rucktäschel, und diese bevorzugte Stellung gebührt ihm mit Fug und Recht, da er bei allen Schülern der höheren Lehranstalt, der er angehörte, als unbeirrbarer Eigenbrötler bekannt war, als einer, der in frühreifer Gehaltenheit den Schulteufeln gründlich die Wege wies und jede Überspanntheit verlachte. Und wenn nun sogar ein solcher Antonius von Padua in den Tanzstrudel gerissen wurde, so ist dies gewiß der nachdrücklichste Beweis für die rattenfängerische Kraft jener seltsamen Berückung.

Franz Rucktäschel war ein lieber, ehrpusseliger Wurmisierer mit gutem Gedächtnis und redlichem Lerneifer. An produktiver Kraft — ein Schlagwort, das in jenen Tagen alle Lehrerkonferenzen bewegte — gab es bei ihm nicht viel zu entbinden; dafür wurde aber auch sein Gemüt nicht von Wehen erschüttert, sondern immer in arbeitsfähiger Ruhe erhalten. Weniger literarisch als mathematisch-naturwissenschaftlich gestimmt, empfand er selbst bei der Lösung lebenferner Gleichungen ehrsame Befriedigung, beobachtete an einem Aquarell mehr die Papiersorte als die Malerei, und die Zerlegung eines Maikäfers und das Öffnen einer Porphyrkugel reizte ihn stärker als eine liebliche Musik. Seiner vorschriftsmäßigen Schrift entsprechend waren auch seine deutschen Aufsätze: sachlich, ohne jugendlichen Überschwang und gefühlvolle Dunkelheiten, nirgends Oase, nirgends aber auch völlige Wüste, sondern gleich einem reinlichen Sandweg, mäßig von Blümlein in gut bürgerlichen Farben belebt. —

Seinem erkorenen Lieblingsfach, der Botanik, nachgehend, hatte er an einem wunderhellen Frühsommertag einen Pirschgang nach seltenen Blumen unternommen und die Beute am Rande eines lustigen Wäldchens zu einer bunten Strecke ausgereiht. Und nun gab er sich mit Andacht einer Beschäftigung hin, die ihm immer ein besonderes Hochgefühl bereitete, indem er sich durch sie in die Nähe der Gottheit gerückt glaubte. Denn er fühlte etwas vom Geiste der Welträtsler, wenn es ihm gelang, unbekannte Gewächse nach äußeren Merkzeichen, wie Anordnung der Staubgefäße und Zahl der Stempel, in Klassen, Ordnungen und Sippen zu bringen, bis er zu dem einen sagen konnte: Hab ich dich endlich? Du bist ja die von mir lange gesuchte Polygala amara! Und zum andern: Wie heimlich und spröde du auch tatest — nun bist du entlarvt: Lysimachia nummularis!

Mit gehobenen Empfindungen packte er seine Ausbeute in einen Pappkasten, bettete diesen in den Rucksack, sorgfältig, damit das Herbarium keine Schande erlebe, und schritt auf stillem Feldwege in der Art glücklicher Außenseiter zurück zur Stadt. Schon von weitem wehte ihm ein Summen und leises Brausen entgegen: unbestimmte Tonfolgen stiegen auf und nieder, suchten sich durchzusetzen, wurden aber von langhallenden Akkorden übertönt und vom Abendwind verlöscht. Doch je näher er dem Stadtrande kam, desto klarer wurde es ihm, daß da Hunderte von Stimmen in getrennten Chören erklangen, sich kreuzend, einander übersteigend und einschluckend — bis er an den Rand eines ansehnlichen Sportplatzes gelangte und das von buntem Melodientakte getragene Ringeln, Krei-

sen, Wiegen und Schwingen einer verzückten Menge aus nächster Nähe gewahrte.

Ein überlegenes Spötteln kräuselte seine Lippen, als ihm der Vergleich mit einem riesigen Napf aufstieg, in dem hundert Löffel rühren und quirlen. Nun folgte er dem und jenem Kreislauf und sah zurückgeworfene Bubenköpfe und hochaufstapfende Sandalen, fliegende Mädchenzöpfe und im Schwung aufbauschende helle Kleider über nackten Beinen — sah auch, dazwischen eingesprengt, grauköpfige Krauter in wehenden Schoßröcken und alte Matronen, denen sich beim Hüpfen das dürftige Zöpfchen löste — während ganz am jenseitigen Rande des wallenden Tanzkessels die Kleinsten herumquirlten, von Jünglingen und Mädchen im Reigen unterwiesen.

Indem er aber einigen schönen Tänzerinnen hingebender folgte, als es sich für einen weltabgewandten Gelehrten geziemt hätte, kam er ins Gleiten und schoß die steile Böschung hinunter, bis dicht an eine der ausgelassensten Gemeinschaften, wo er sich sogleich an der Hand gefaßt und in den Wirbel gerissen fühlte. Mein Rucksack! wollte er rufen, doch aller Widerstand zerbrach an dem unaufhaltsamen Kreiselschwung, in den die singende Kette gerade versetzt war. In einer Atempause betrachtete er seine hübschen Nachbarinnen, und ein Glücksgefühl durchrieselte ihn im Angesicht derer zur Rechten. Er hatte sie immer mit Bewunderung betrachtet, die schöne Liselott, doch nur wie ein Kleinod hinter den gesicherten Fenstern eines Juweliers, wie eine fremde Blume hinter hohem, vergoldetem Parktor. Sie wohnte nicht gar weit von ihm in einem altertümlichen Patrizierhause, zu dessen schwerer Eichentür in reich profiliertem Gewände er, der Sohn einer Handwerkerswitwe, immer mit stiller Ehrfurcht aufgeblickt hatte. Nun sah er das stolze Mädchen dicht an seiner Seite, in ihrer feingliedrigen Behendigkeit, blaß, mit dunklem Pagenkopf, dessen tiefe Augen an der Ferne zu hängen und die Nähe nur dann und wann anzublitzen schienen. Ihre heiße Hand war fest in die seine gehakt, ihn vorwärtsreißend, während ihm die befehlenden Worte ans Ohr drangen: »Singe, du! Oder fühlst du dich zu gut zur großen Herzensverbrüderung?« Die vertrauliche Anrede hob ihn aus aller linkischen Schüchternheit, daß er, seinen Rucksack nebst der wissenschaftlichen Füllung vergessend, sich immer unbefangener bewegte und seine mutierende Rumpelstimme in die Tanzweise mischte.

So ging es bis zur Dämmerung, wo die Abspannung nach dem Rausch auf allen Gesichtern lag. Die schöne Liselott hatte verklebtes Haar, Schweißflecken am Ansatz des kurzen Ärmels, und aller Rosenduft, der sonst von ihrem blühenden Körper zu wehen schien, war verflogen. Aber Franz Rucktäschel merkte nicht die Entstellung, sondern sah nur die dunklen, glühenden Augen hin und wieder wohlwollend auf sich gerichtet und fühlte den Geist einer großen, gläubigen Jugendgemeinde.

Eine Stunde danach streckte er sich wohlig im Bette, wie in Blumen gewiegt und unaufhörlich umsummt von einer Melodie, die er auf dem Tanzplatz wohl fünfzigmal gesungen hatte. Da riß ihn ein kaltes Erschrecken aus seiner dämmernden Seligkeit: das süße Erleben des Nachmittags war zu wunderbar, als daß es mehr als ein unirdischer Traum gewesen sein konnte. Er fuhr empor, stieß noch einmal alle Läden seiner Seele auf — doch auch im hellen Lichte klarer Besinnung hielten die schönen Erinnerungen stand, es blieb alles wirklich und wahrhaftig: er hatte beim Tanzreigen vor ihr gekniet, und sie, die Liebliche, Feine, war verheißend um ihn geschwebt — er hatte sie, den Arm an ihre Hüfte gelegt, lachend vorwärtsgeschwungen und wieder zurück — ihr Odem hatte sich mit dem seinen gemischt und seinen Vornamen gerufen, und ihm war die Antwort liebend von den Lippen gegangen, zuerst zaghaft, und zuletzt in aller Selbstverständlichkeit, gleich einer schönen Musik: Liselott — Liselott!

Nun tat er einen tiefen Atemzug, sank wie ein Kind nach der Christbescherung in einen glücklichen Schlaf und erwachte am nächsten Morgen als ein neuer Mensch. Da bestimmte er keine Pflanze, zergliederte keinen Käfer mehr, vergaß den mit Mühe hergestellten Stengelschnitt unter seinem kleinen Mikroskop und kargte in einem Aufsatz über die unselige Liebe des Brüderpaares Don Cesar und Don Manuel nicht mit Redeblumen, so daß der korrigierende Lehrer wiederholt nach dem Schildchen des Buches schaute, um sich zu vergewissern, ob das denn wirklich der gute, solide Franz Rucktäschel sei. Ein Nachlassen des Arbeitseifers konnte bei derartiger Umstellung nicht wundernehmen. War er sonst ein Brunnen gewesen, an dem sich bequeme Mitschüler vor dem Unterricht rasch ihr Krüglein füllten, so machte er jetzt selbst unerlaubte Anleihen, und war er sonst im mathematischen Turnier als einer der Vorkämpfer angesehen worden, so humpelte er nunmehr im Nachtrab, oft in blaue Weiten träumend, wo eine süße Gestalt mit wehendem Haar zwischen goldenen Sternblumen und Schmetterlingen tanzte und alle Welt vor ihr kniete und sich sehnte nach einem Kusse auf ihre schlanke Hand.

Auch äußerlich war die Umbildung nicht zu verkennen. Er verkürzte eine Hose seines verstorbenen Vaters so weit, daß sie kaum noch bis zum Knie reichte, ließ sich das Haar wachsen und gewöhnte sich eine schnickende Kopfbewegung an, um die über die Stirn fallenden weizenblonden Strähnen genialisch zurückzuwerfen. Den violetten Kittel überkrempelte er am Halsausschnitt durch einen weitausladenden Schiller-

kragen und gürtete ihn mit einem alten Koppel. Sogar das Schuhwerk suchte er mit dem Bundesgebrauch in Übereinstimmung zu bringen, wenn er's auch bei Halbsandalen bewenden lassen mußte, da seine großen Zehen, wenn sie nicht durch eine Kappe gebändigt wurden, neugierig in die Luft zu starren pflegten, eine Eigentümlichkeit, die er seinem schönen Mädchen glaubte vorenthalten zu müssen.

Aber da jede menschliche Einrichtung der Erstarrung anheimfällt, wenn sie sich nicht fortentwickelt, so fühlte die Sonnenschar mit Recht, es dürfe beim Spielen, Tanzen und Singen auf den Straßen und Plätzen der Stadt nicht bleiben, falls die ganze mit großen Worten gepriesene Bewegung nicht zur öden Lungen- und Beingymnastik werden solle. Innerliche Reinigung und Erneuerung des Volkskörpers müsse das letzte Ziel der Unternehmung sein, und so kam die schöne Liselott auf den Gedanken, zunächst einmal hergebrachte Volksbelustigungen, die, wie die Schützenfeste, mit der Zeit mißfarbige Blüten und giftige Früchte angesetzt hatten, zu veredeln. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur warb sie für ihren Plan, und an ihrer flackernden Beredsamkeit mußten alle Bedenken verbrennen. So wurde es bald beschlossene Sache, man wolle das Vogelschießen zu Rotenberg »schmeißen«, und zwar gleich am ersten Tage, wo alles Volk aus weitem Umkreis zusammenströmte, um sich an den Genüssen des Festes zu erlaben. Eine Sprengung erschien um so aussichtsgewisser, als mancherlei Zeugen wissen wollten, daß in dem weit größeren Westhausen ein ähnlicher Versuch glänzend geglückt war.

So fand die nächste Sonntagssonne einen unternehmungslustigen Sturmtrupp unterwegs. Sie war in freundlichster, wenn auch etwas ironischer Laune und beschien deshalb den gewollt ungezwungenen Aufputz und die prahlerischen Kochkessel so rücksichtslos und hell, daß dem ehrlichen Franz Rucktäschel die ganze Aufmachung nun doch ein wenig komödiantenhaft erschien. Er verschloß seine Empfindungen zwar im innersten Herzen, mußte sie aber bald danach aus dem wortkargen Zwiegespräch vorübergehender Bauern von außen her vernehmen.

»Zigeiner?« sagte der eine, und kopfschüttelnd der andre: »Spieler.«

»Was wolln enn die sehn lassen aufm Vogelschießen?«

»Viel nich: weiße Meise oder Meerschweinichen.«

Es war gut für Franz Rucktäschels Standhaftigkeit, daß sich gleich danach die schöne Liselott zu ihm gesellte und eingehenkelt mit männlichen Schritten an seiner Seite blieb. Sie plauderte von gemeinsamer, aber durch blöde Standesschichtung getrennt gebliebener Kindheit; sie jubelte über die durchbrochenen Schranken und prophezeite die nahe Menschheitsverbrüderung. Er richtete sich an ihrer strahlenden Zuversicht empor, ja schämte sich seines bürgerlichen Kleinmuts. Und je länger sie redete, in all den lockenden und heldischen Registern, die einer schwärmerischen Mädchenseele gegeben sind, desto üppiger schossen seine Hoffnungsstrahlen zu einem rosichten Nebel zusammen, in dem tausend Märchenblüten zu duften anhoben und ein Chor lieblicher Stimmen immer verheißender sang. Und also umwoben, wanderte er an ihrer Seite in die Zukunft hinein, zum Altar der alten Peterskirche und weiter, in ein reiches, glückliches Leben voll Aufstieg und neidloser Erhöhung.

Als die Sonnenschar mit ihrem blauen Wimpel auf dem Schießplatz anrückte, kam das Fest eben in Schwung. Elektrisch betriebene Orgeln knatterten zwischen den Schiffen, Pferden und Elefanten der Karusselle hindurch; in irgendeiner Bude brüllte ein fremdes Tier; der Inhaber des Affentheaters bearbeitete in höchster Geschäftsbegeisterung eine große Trommel; Schießbudendamen lockten mit lauten Bierstimmen vorüberdrängende Kavaliere, und aus der Bayrischen Bierbude kam bereits einer in Schrägstellung, den neuesten Schlager versuchend, den er beim Frühschoppenkonzert von einer tingeltangelnden Muse vernommen hatte: »Menschen — Menschen — Menschen sein mr alle!« Die Luft über dem ganzen Platze war mit Staub geschwängert, der brenzlig roch; denn von den Bratwurstrosten und der türkischen Schmalzbäckerei her kamen starke Schwaden von angesengtem Roßfett. Und immer stärker wurde das Stäuben und Stinken, das Schieben und Durcheinanderfluten, da auf allen Zugängen neue Festteilnehmer heranwalzten, mit Regenschirmen, Rucksäcken und Kinderwagen.

Die Sonnenschar bildete in dem Getümmel ein versprengtes Häuflein, das man begaffte wie andre Sehenswürdigkeiten auch. Mancher, der auf dem Marsche hohe Töne geredet hatte, schwieg nun beklommen, da niemand recht wußte, wie und wo anzugreifen sei. Da war es wieder die schöne Liselott, die allen Zagemut abwarf und in gläubigem Eifer den Kampf begann. Sie hatte ein Häuflein armer Kinder ausgespäht, das sich, etwas verschüchtert und bar von Mitteln, nicht ins Gedränge wagte. Die machte sie mit natürlicher Gütigkeit in Augenblicken zutraulich, führte sie abseits und übergab sie mit anfeuernden Worten der Führung Franz Rucktäschels. Sie selber wand sich in behender Weise wieder dahin und dorthin, um nach neuem Fang auszuschauen. Wirklich glückte es in kurzer Zeit, einen Kinderschwarm nach einer Lichtung am nahen Gehölz zu locken und dort festzuhalten. Etliche Mütter, die eine mit einem Säugling im Mantel, folgten neugierig und

beobachteten nun, wie die Kleinen in einem der einfachsten und lustigsten Tanzspiele unterwiesen wurden. Die Hingebung und ungesuchte Fröhlichkeit, mit der dies geschah, schien Zutrauen zu wecken; an Stelle halben Zwangs trat sichtlicher Anteil. Daher kam der Ringelreihen bald in natürlichen Fluß, neue Teilnehmer kamen hinzu, von der rastlosen Liselott und ihren Helfern herangeführt, die nunmehr sogar vor Schaubuden und Verkaufsständen ihr Werbenetz auswarfen. Schon kämpfte der Gesang der Spielgemeinde mutig gegen das Geschrei der Karussellorgeln; denn eins der Kinder erwärmte sich am andern, die Alten nickten Zustimmung, und der ungeahnte Erfolg füllte die Sonnenschar mit Stolz und Zuversicht, daß sie alle Hingabe aufbot, einen vollen Sieg zu erringen.

Da war es eine kannibalische Musik, die plötzlich die singenden und tanzenden Kinder aufhorchen machte: eine greuliche Tuba schrie, als ob der Jüngste Tag gekommen sei, und erweckte ein Gebraus von Schellen, Tamtams, Trompeten und Trommeln. »Der Zirkus Schakalini!« rief erregt ein Knabe, und man merkte, wie seine Seele aus dem Spielbann hinüber in das Getümmel des Vogelschießens flog. Der Ruf war wie eine heimtückische Zauberformel: die meisten Kinder tanzten nur noch mit geteilter Seele ihr hübsches Spiel, und je lauter es zinkte und paukte und brüllte, desto stärker wurde ihre Begierde nach den grellen Wundern der Schützenwiese. Umsonst bemühte sich die Sonnenschar mit mahnender und verheißender Beredsamkeit, die Kindergeister zurückzugewinnen. »Dir sind sie anvertraut, Franz Rucktäschel! Hab acht!« hatte die schöne Liselott gerufen, ehe sie das letztemal davongeeilt war. Das Wort lag ihm wie ein Alp auf dem Herzen, daß er besonders heftig um die jungen Seelen rang und versuchte, einen Deich aufzuwerfen gegen die anstürmenden Wellen der Verführung. Einen Augenblick schien es, als ob es ihm wirklich gelänge; aber da erschien ein Vieh vor den Budenreihen: wiegend, höckerig, langbeinig, den dürftigen Kopf stolz-gleichgültig über alles Volk gereckt. »Ein Kamel!« schrie es in bebender Bewunderung unter den Kindern. »Ein Kamel! Und ein Affe sitzt darauf! Sie machen den Gala-Umzug!«

Jetzt gab es kein Zureden mehr und kein Zurückdämmen, zumal da die eine der Frauen anfing zu laufen, daß man fürchten mußte, sie werde ihren Säugling verlieren. Die entschiedenen Knaben lösten sich, schnöder Schaulust erliegend, mit Gewalt aus dem Spielverband und sausten an der schönen Liselott vorüber, die, im letzten Augenblick hinzukommend, die Meineidigen beschwören wollte. Die unentschiedenen machten bedauernde Gesichter, um der Sonnenschar zu gefallen; aber dann setzten sie sich ebenfalls in Lauf, immer schneller. Bald kam auch in die Mädchen Fluß, und zuletzt sprengte der ganze Schwarm wie eine durchgehende Schafherde dem Schießplatz zu.

Die Sonnenschar zog langsam hinter den Abtrünnigen her, betreten von der jämmerlichen Tatsache, daß es einem Kamel gelungen war, über die große Veredlungsidee zu siegen. Manche beklagten die Unzuverlässigkeit der menschlichen Natur; andre wetterten auf die Verwilderung der Kinderstuben; die schöne Liselott sprühte von Vorwürfen: man habe nicht den vollen Glauben an die große Sache eingesetzt und solle nun nicht über die Folgen der eignen Halbheit jammern. Dabei blitzte sie mit zornigen Augen Franz Rucktäschel an, der niedergeschlagen hinter ihr herschlich. Er fühlte deutlich, daß er sie auf immer verlieren werde, wenn er nicht durch eine besondere Tat aller Augen auf sich zu lenken vermöge. Alle seine Gedanken kamen in Wirbel, die eine Frage fieberhaft umkreisend: Was kann ich tun, damit ich selig bleibe? Etwa ein ertrinkendes Kind retten? Aber der reißende Strom, von dem er in Erzählungen gelesen hatte, war nicht da. Oder das durchgehende Pferd aufhalten? Auch das zeigte sich nirgends; denn der Klepper, auf dem der Zirkusdirektor seine Bande anführte, offenbarte keinerlei Wildheit. Oder der ganzen verkommenen Menschheit mit flammenden Worten die Meinung sagen? Stehende Redensarten, wie sie im Kreise seiner Genossen umliefen, schossen ihm durch den Sinn, ermutigten ihn und kamen ihm im Augenblick danach wieder brockenhaft und abgegriffen vor.

Als die Sonnenschar in die Nähe des Zirkus kam, war dessen großer Umzug eben beendet. Das Personal stellte sich in schäbigem Flitterstaat auf der Rampe auf, darunter die weltbekannte Schlangenkönigin Carola Serpentini, der Südsee-Insulaner und Hamsterfresser Jumbo, sowie der Zirkusathlet Fredi Scharrnagel aus Zwenkau in Sachsen. Die kannibalische Kapelle gab »das letzte Piäs oder Zeichen«, worauf der befrackte Direktor in einer Ansprache das Programm seines einzigartigen Unternehmens entwickelte. Die seltensten Tiere fremder Zonen, edelstes Pferdematerial, die ersten Schulreiterinnen aller Kontinente, Schlangenmenschen, Akrobaten und Parterregymnastiker hatte er mit unsagbaren Opfern in seinem Institut vereinigt, um ein hochverehrtes Publikum von Stadt und Land mit neuen Bildungswerten zu bereichern.

»Lügner!« rief die schöne Liselott mit zornentstelltem Gesicht, da sie die ganze Vorführung nicht komisch, sondern tragisch empfand. »Widerwärtige Gaukler! Arbeitsscheue Vagabunden! Pestkranke, von denen der Volkskörper vollends verseucht wird!«

Die Furchtsamen der Sonnenschar erbebten bei solcher Herausforderung der öffentlichen

Meinung; die Mutigen stimmten ergänzend zu: »Kulturschande! Kulturschande!»

Nun riß sie wütend ihren verwelkten Kranz vom Kopfe und fuhr mit schriller Stimme fort: »Kulturschande — ganz recht! Aber wo ist einer Manns genug, dies allen Leuten zu sagen? Wo ist einer, dem ein starkes, freies Herz in der Brust schlägt? Dem man sich anvertrauen könnte fürs ganze Leben? Wo? Wo?«

Die Verzweiflung über den Mißerfolg hatte sich mit jeder Frage des leidenschaftlichen Mädchens gesteigert. Nun irrte sie mit dem unsteten Blick über ihre Gefolgschaft hin, blieb an Franz Rucktäschel hängen und fragte schneidend: »Wagst du es etwa? Du? Der biedere Schulhammel?«

Der höhnische Zweifel an seiner hingebenden Kraft brachte ihn um den Rest klarer Besinnung. Er starrte ein paar Augenblicke mit aufgerissenen Augen ins Weite, warf wild die Mähne zurück und brach dann wie ein Besessener durch die Menge. Auf der untersten Stufe der Zirkustreppe nahm er Aufstellung und sah nun nichts mehr vor sich als ein wirres Kreisen von glotzenden Augen und geöffneten Mäulern. Zuerst schien es, als ob er völlig geistesabwesend sei und selbst nicht wisse, was er an dieser Stelle suche; denn er schnappte wie ein Karpfen und focht mit den Händen, als wolle er Ruhe gebieten. Dann aber fing er stockend, mit überschnappender Stimme zu reden an: Phrasen über die Abkehr der Menschen von entwürdigenden Schaustellungen und ihre Erneuerung im Geist und in der Wahrheit.

Aber er kam nicht weit; denn plötzlich langte der Zirkusathlet Fredi Scharrnagel nach ihm hinunter, packte ihn an beiden Oberarmen, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum und hielt ihn zur Geschäftsempfehlung wie in einem Schraubstock frei hinaus. Da bot nun allerdings Franz Rucktäschel keinen helbischen Anblick: das lange Haar hing ihm über das schweißtriefende Gesicht, und die verstörten Augen starrten hilflos zwischen den Strähnen hindurch. »Nu glotzt er wie ein Affe durchs Gitter!« schrie es aus der Menge, die durch die Leistung des Athleten beifallsfreudig gestimmt wurde, und ein dankbares Gelächter über den faßlichen Witz brauste den Platz entlang. Der Direktor benutzte geistesgegenwärtig die Lage, indem er mit voller Lungenkraft beeidigte, daß die Leistungen der übrigen Künstler und Künstlerinnen denen des Athleten kongenial seien, worauf Leben in die zähe Menge kam: erst einzelne, dann ganze Ketten stiegen die Bretterstufen hinauf, zahlten und verschwanden hinter den bunten Lappen, mit denen der Eingang verhängt war. Und es ward ein großer Tag für den Zirkus Schakalini ...

Die Sonnenschar zog klanglos und mit eingerolltem Wimpel zum Städtchen hinaus, als letzter — wie ein verprügelter Hund — Franz Rucktäschel. Das Wort aus der Klassenlektüre: Sei im Besitze, und du wohnst im Recht! konnte er nun an sich selber erfahren; er hatte verspielt und wurde gerichtet, mit peinlicher Abkehr, verächtlichem Achselzucken, pharisäischem Wenn und Aber. Und die schöne Liselott hatte sich einem langen Bankbeamten zugesellt, der besonders schnobbrig und überlegen nachwies, wie albern und widersinnig das Auftreten »dieses Rucktäschel« gewesen sei.

Der also Geschmähte wendete der Sonnenschar den Rücken und ging auf einem Seitenweg davon. Kreuz und quer irrte er in Feld und Wald umher, und erst spät am Abend schlich er sich in seine Wohnung. Seiner Mutter gegenüber tat er unbefangen, wies ein Nachtbrot zurück und wünschte ihr kurz gute Nacht. Doch sie war eine kluge, stille Frau und fühlte mit dem feinen Ahnvermögen der Mutter, daß ihr Junge in bitteren Nöten war. Deshalb trat sie nach einiger Zeit noch einmal leise in sein Stübchen und sah ihn im Schein einer dürftigen Lampe am Tische sitzen. Er hatte die Arme auf die Platte gelegt, den Kopf trübselig hineingebettet, und ein krampfartiges Schluchzen erschütterte den jungen, spannkräftigen Körper. Da trat sie hinzu, strich ihm die langen wirren Haare liebkosend zurecht und sagte mit einer Stimme, in der ihre ganze Liebe und all ihre bange Sorge der vergangenen Wochen vernehmbar waren: »Armer Junge ... hast dich ganz verlaufen. Bist dir untreu geworden, und alle Untreue bestraft sich. Werde dir selbst wieder treu, so kommst du zum Frieden ... Nun leg dich nieder und steh auf als mein lieber alter Franz, der vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack war — das soll's auch nicht —, der aber seiner Mutter gar wohl gefiel.«

Der herzhafte Wunsch hat sich erfüllt: Franz Rucktäschel ist wieder der ehrliche, selbstsichere Mensch geworden, fest und gerade seines Wegs schreitend, ohne närrische und schauspielerische Gelüste, über sich selbst hinwegzuspringen. Er betrachtet das Leben mit seinen eignen Augen, ist auch allezeit bestrebt, eignen Gewinn zu buchen. Daher versucht er nirgends, den Kindern, selbst wenn sie mit Bärten oder grauen Köpfen begabt sein sollten, ihre kindischen Triebe auszureden. Sondern wenn er die Menschenverbesserer sieht und hört, die sich einbilden, die zwangsläufige Natur des großen Haufens verkehren zu können, so lächelt er wissend; denn er denkt an das Kamel auf dem Rotenberger Vogelschießen.



Carl Reinecke

Zu seinem hundertsten Geburtstag (23. Juni 1924)

Von Clara Reinecke

Wenn ich mich als Tochter in das Leben meines Vaters, des Musikers Carl Reinecke, versenke, so muß ich mich in tiefer Freude wundern, wie märchenhaft glücklich manches darin zugegangen ist. Zumal die Jugendzeit des strebenden Kunstjüngers will mir erscheinen wie ein liebliches Märchen. Und liegt nicht einem jeden echten Märchen tiefe Wahrheit des Lebens zugrunde? Darum erst ein weniges von Carl Reineckes Vorfahren.

Sein Großvater väterlicherseits betrieb das ehrsame Handwerk eines Hans Sachs. Und dessen Sohn Johann Peter Rudolf Reinecke mußte eines Tags ein Paar ausgebesserter Stiefeln zu einem Kantor tragen. Der gab gerade seiner Tochter Musikunterricht und sagte zu dem dreizehnjährigen Boten halb scherzend, halb spöttisch: »Wenn der Bursch hier die zweite Stimme übernehmen könnte, würden wir schön dreistimmig singen können.« Da sagte der Dreizehnjährige, trotzdem er keine Note lesen konnte, mit dem frischen, fröhlichen Draufgängertum eines unternehmungslustigen Buben: »Das kann ich!« Und wirklich, dank seines natürlichen musikalischen Gehörs schlug er sich so tapfer durch, daß der Kantor staunte, den begabten Knaben liebgewann und ihm Unterricht erteilte.



Carl Reinecke

So war der Vater des nachmaligen Komponisten Carl Reinecke zu seinem inneren Beruf, dem des ausübenden Musikers, gekommen. Eine ausgesprochen pädagogische Veranlagung befähigte ihn später, als Vater der alleinige Lehrmeister seines Sohnes Carl zu werden, in dem sich das glückliche väterliche Erbteil, die musikalische Begabung, zu einer fruchtbaren schöpferischen steigerte.

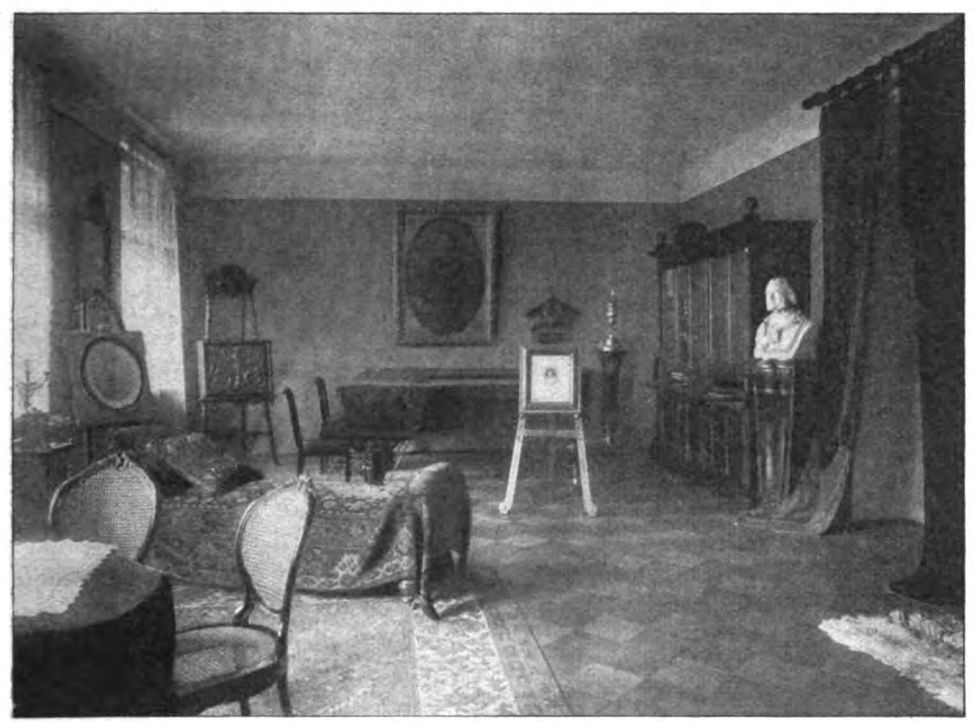
Und Carls Talent sollte sich noch viel früher offenbaren, als es bei seinem Vater der Fall gewesen war. Allwöchentlich fanden daheim Quartettabende statt; zwar, außer Vater Reinecke, nur von musikliebenden Dilettanten ausgeführt, trugen sie doch nicht wenig zur Bildung und Literaturkenntnis des Kindes bei. Da geschah es eines Abends, bei einer falschklingenden Stelle, die trotz mehrfacher Wiederholung nicht anders werden wollte, und als niemand der Spielenden die Dissonanz begreifen konnte, daß plötzlich der kleine Carl schüchtern, aber bestimmt erklärte: »Der Cellist muß den Tenorschlüssel in seiner Stimme übersehen haben.«

Das war der Fall. Von nun an legte der Vater das Hauptgewicht in der Erziehung auf die musikalische Ausbildung Carls. Als ausgeprägter Pädagog hatte er sich fest vorgenommen, seinen Sohn bei der Wahl eines Berufes niemals zu beeinflussen. Doch Carl war nun einmal der geborene Musiker. Weder natürliche Begabung noch Neigung hatten jemals einen andern Weg gewiesen. Gediegene Studienwerke, wie Türks Generalbaßlehre, Gottfried Webers Theorie der Tonsetzkunst und ähnliche, hatte der fleißige Schüler außer eifrigem Klavierspiel schon mit dreizehn Jahren so gründlich durchgearbeitet, daß er mit Leichtigkeit eine regelrechte Fuge schreiben konnte.

Jedoch viel früher schon hatte der kleine Musikant das Bedürfnis empfunden, seine Einfälle aufzuzeichnen. Hierdurch geriet der kaum Siebenjährige in einen ernsten seelischen Zwiespalt. Carl besaß kein Notenpapier. So nahm er denn hin und wieder heimlich ein Blättchen vom Schreibpult seines Vaters, weil er es nicht wagte, diesem überaus gestrengen Lehrer zunächst etwas von seinen Kompositionsversuchen

zu verraten. Aber das heimlich genommene Notenpapier bedrückte sein Gemüt, bis ihn ein froher Ausweg beglückte.

Des Vaters Geburtstag stand bevor, und der Sohn beschloß, ihm in schönster Reinschrift einen Walzer für Klavier und Violine zu widmen. Mit Hilfe der etwas älteren, auch sehr musikalischen Schwester wurde dies Opus dem Vater als Ständchen dargebracht. Die Überraschung war völlig gelungen, die Freude des väterlichen Lehrmeisters groß, und der jugendliche Komponist konnte von nun an ohne Gewissensbisse Notenpapier verbrauchen, so viel er sich wünschte.



Das Arbeitszimmer Carl Reineckes

Außer dem musikalischen Studium verlangte der Vater auch ernstes wissenschaftliches, so daß seinen Kindern wochentags nur wenig freie Zeit blieb. Die aber wurde von Carl gründlich ausgenützt für all seine Liebhabereien. Befreundet mit einem älteren Kupferstecher, erfreute er sich an einer sorgfältig gepflegten Visitenkarten-Sammlung und versuchte sich auch selbst gern im Kupferstich. Eine erste Berührung mit den bildenden Künsten, die vermutlich den Keim dazu legte, von seinen Jünglingsjahren an bis hinein in sein spätes Alter in allen Erholungszeiten fleißig zu zeichnen und zu aquarellieren.

Eine der beglückendsten und nachhaltigsten Freuden während der Kindheit war es, wenn der Vater des Sonntags Sohn und Töchterchen an die Hand nahm und ihnen auf weiten Spaziergängen Märchen erzählte. Carl begleiteten sie bis in seine Träume hinein. Und mir ist es unvergeßlich, wie mein Vater in stiller Stunde wieder und wieder auf einen Traum zurückkam, den er einst als Knabe mit offenen Augen träumte und der zeit seines Lebens als ein tiefinneres Glück mit ihm wanderte. An einem nebligen Wintertage, als er eifrig am tafelförmigen Klavier übte, sprang eine Saite. Da schossen dem Knaben Tränen in die Augen, wußte er doch, daß der Vater über gesprungene Saiten zornig wurde. Aber siehe da, plötzlich verwandelte sich die gewölbte Saite in einen leuchtenden Brückenbogen, der über einen silbernen Fluß führte, doch nicht völlig bis ans andre Ufer reichte. Der träumende Knabe schaute voll Entzücken dies Wunder und wurde noch glücklicher, als die Brücke sich belebte mit all den holden, ihm so liebvertrauten Märchengestalten. Selbst der seltsame Prinz fehlte nicht, der statt des linken Armes einen Schwanenflügel bewegte. Doch plötzlich war die Brücke leer, bis nach geraumer Weile ein stiller einsamer Wanderer kam, den Hut tief in den Nacken geschoben, die Arme rückwärts verschränkt. Erschrocken rief ihm der Träumer zu: »Warum bist du so traurig? Du hast doch tausend und abertausend Menschen beglückt!« Der taube Mann antwortete nicht, aber es war, als höben ihn Wolken in den Himmel empor.

Wie mögen hier Traum und Wirklichkeit in eins verschmolzen sein! Über dem Tafelklavier hing Beethovens Bild, und vor dem Fenster zogen die Winternebel.

Außer den häuslichen Quartettabenden bot der damalige Altonaer Orchesterverein Apollo, der unter Leitung von Reineckes Vater stand, mancherlei musikalische Anregungen. Hier lernte der Knabe zuerst Mozartische und Beethovensche Symphonien kennen. Gleichzeitig bot der Apolloverein Gelegenheit, in jeder Hinsicht mit einem Orchester vertraut zu werden, anfangs bescheidentlich am letzten Pult der zweiten Geiger, späterhin am ersten Pult der ersten Geige.

Noch lieber wirkte der junge Spieler im Orchester des Theaters, besonders da ihm hier öfters eine interessante und ehrenvolle Sonderaufgabe gestellt wurde. Wenn es an einer Zwischenaktsmusik fehlte, wenn ein Schauspiel durch einige musikalische Nummern belebt werden sollte, so wandte man sich an den jugendlichen Komponisten, der gern und schlagfertig Rat schaffte und sich außerdem noch kindlich freute, auf diese Weise für die Seinen Freiplätze zu erhalten.

Doch keineswegs war die Kindheit durchaus sonnig verlaufen. Kaum vier Jahre alt, hatte Carl die Mutter verloren. Sein Vater betrauerte die geliebte Frau, Henriette geb. Wetegrove, leidenschaftlich, und sein Wesen war zeitweilig sehr verdüstert. Erst nach jahrelangem Witwertum entschloß er sich wieder zur Ehe, zu seinem eignen und der Kinder großem Glück.

Da von jeher im Vaterhause äußerst bescheidene Lebensbedingungen gewaltet hatten, war es selbstverständlich, daß Carl sich früh auf eigne Füße stellte. Bereits mit dreizehn Jahren begann er Unterricht zu erteilen und war mit achtzehn schon so mit Stunden überhäuft, daß er stürmische Sehnsucht empfand, der Enge seiner Heimatstadt, dem damaligen Altona, zu entfliehen, um weitere künstlerische Studien zu treiben. Doch wie dies bewerkstelligen ohne Mittel? Das Ziel seiner Wünsche war die Musikstadt Leipzig. Der Vater hielt es für unmöglich. Der Sohn hingegen hatte schon seinen festen Plan: »Ich gebe in Altona ein Konzert, und von dem Reingewinn reise ich weiter über Lübeck, Kiel nach Dänemark; vielleicht gewährt mir König Christian 8. ein Stipendium.« Dieser Gedanke lag dem Jüngling nahe, weil seine ältere Schwester Erzieherin war im Heim einer holsteinischen Gräfin, die Beziehungen zum dänischen Königshause hatte. Dennoch, dem Vater kam dieser Plan reichlich phantastisch vor, und er riet dringend ab. Carl aber vertraute seinem guten Stern, und eines Tags überraschte den Vater die Altonaer Zeitung mit einer Konzertanzeige seines Sohnes. Das Konzert, gegeben am 10. März 1843, brachte Erfolg und Gewinn über Erwarten.

Bereits in Kiel lachte ihm ein neues Glück, indem er hier den Geiger H. W. Ernst traf, der, zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhmes, dem strebenden Kunstjünger aufs liebreichste begegnete. Da auch Ernst im Begriff stand, nach Kopenhagen zu reisen, war diese Bekanntschaft um so wertvoller. Das musikliebende Publikum der immerhin kleinen dänischen Residenz fesselten damals besonders der Klaviervirtuose Theodor Döhler und der Violinist Ole Bull. Aber Ernst ebnete dem jungen Kollegen freudig die Wege und bot ihm günstige Gelegenheit, sich hören zu lassen.

Doch nicht allein der Verkehr mit bedeutenden Musikern brachte mannigfache Anregung. Im Heim der Baronesse Stampe lernte Reinecke einen schönen Greis kennen mit vollem weißem Haar und fast veilchenblauen Augen: Bertel Thorwaldsen. Nachdem der große Bildhauer dem Spiel des jugendlichen Pianisten gelauscht hatte, war er von väterlicher Zärtlichkeit zu ihm. Bei Tische mußte Carl an seiner Seite sitzen, und Thorwaldsen legte dem noch schüchternen Jüngling eigenhändig die besten Bissen vor und knetete aus Brot allerliebste Tierchen für ihn.

Auch die Gunst des Hofes wurde Reinecke zuteil, und das gewährte Stipendium ermöglichte nun einen Aufenthalt in der ersehnten Musikstadt Leipzig. Kaum hier eingetroffen, machte sich der junge Musiker auf, sich das »Gewandhaus« und das »Konservatorium« wenigstens von außen zu besehen; ahnungslos, daß er siebzehn Jahre später als Kapellmeister an die Spitze des weltberühmten Konzertinstituts treten sollte. Diese ihn künstlerisch hochbefriedigende Stellung hatte er dann von 1860 bis 1895 inne. In diesen Jahren wirkte er auch ständig am Konservatorium. Doch, wie gesagt, das wußte der junge Ankömmling nicht, dem noch zwei andre »Antrittsbesuche« am Herzen lagen. Vom Gewandhaus lenkte er seine Schritte zur nahegelegenen »Großen Feuerkugel«, dem historischen Hause, wo einst der junge Goethe gewohnt hatte. Und von hier aus wanderte Carl Reinecke durch das »Rosental« nach Gohlis, um die zweite Dichterstätte zu beschauen. das bescheidene Häuschen, worinnen das »Lied an die Freude« geschaffen worden ist.

Außer einem regen Konzertleben wurde zu jener Zeit die edelste Hausmusik weit mehr gepflegt als heutzutage. So in dem kunstsinnigen Heim der Sängerin Livia Frege, bei dem bekannten Cellisten Grabau, im Hause Raymund Härtels, des damaligen Mitchefs von Breitkopf & Härtel, bei Carl Voigt und andern Leipziger Musikfreunden. Werke wie Mendelssohns C-Moll-Trio, sein Oktett, ein Spohrsches Streichsextett und viele andre kamen zu Gehör.

Dem von ihm hochverehrten Robert Schumann trug Reinecke, der damals neben Klavier auch häufig Bratsche spielte, mit seinen Quartettgenossen Wasielewski, von Königslöw und Grabau dessen Streichquartette und des Meisters Klavierquintett vor. Hierbei Reinecke selbst am Klavier unter Hinzuziehung eines andern Bratschisten. Seitdem bezeigte Schumann bis zu seinem tragischen Ende dem jüngeren Kollegen stets die liebevollste Anteilnahme.

Bei seinem ersten Leipziger Aufenthalt lernte Reinecke Mendelssohn kennen, doch leider nicht im näheren Verkehr, nur bei zwei Besuchen. Denn Mendelssohn stand gerade im Begriff, nach Berlin überzusiedeln.

Die geliebte Musikstadt fesselte meinen Vater beinahe zwei Jahre, dann lockten ihn Konzertreisen in die Ferne. Bald aber veranlaßte seine Berufung als Königlich dänischer Hofpianist die Rückkehr nach Kopenhagen. Größte Freude bereitete ihm diesmal die nähere Bekanntschaft mit Oehlenschläger und Andersen.

Der Märchendichter sandte ihm nach einer Kammermusik einen poetischen Gruß:

Dem Pianisten Carl Reinecke.

Du rührst die Zauberstäbe, die weißen,
Die schwarzen auch, und Töne brausen auf!
Die starken Geister in die Weite reisen,
Sie singen, was du ihnen eingehaucht:
Die Freude deines Herzens in dem frischen Sommer
Und Mut und Wehmut, die der Lenz dir brachte,
Und was so mächtig von dem Herzen kommt,
Das mit gar eigner Macht zum Herzen geht.

Gerade zu dieser Zeit sollte den Pianisten ein besonderes Mißgeschick treffen. Eines Tags fiel Reinecke auf dem Glatteis und verstauchte sich die linke Hand so unglücklich, daß er wochenlang nicht zu spielen vermochte. Um so eifriger wandte er sich der Komposition zu. Bald nach dem Tode Christians 8., zur Zeit der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark, verließ er für immer Kopenhagen, um als treuer Deutscher in die geliebte Heimat zu eilen, während umgekehrt Niels W. Gade, der Däne, in Leipzig seine Zelte abbrach. Reinecke nahm bei seinem zweiten Leipziger Aufenthalt freudig alle seine früheren Beziehungen zu den musikalischen Kreisen wieder auf; nur Mendelssohn fand er nicht mehr unter den Lebenden.

Hand in Hand mit der ausübenden Kunst ging wieder ein reges Schaffen. So entstanden seine Bachvariationen, Opus 24, an einem Tage; Speise und Trank wurden völlig vergessen. Dafür aber ward dem Komponisten auch die Freude zuteil, daß Liszt ihm aus Weimar schrieb:

»C'est une œuvre tout à fait distinguée et parfaitement réussie dans la forme actuelle. En vous en faisant mes sincères compliments, je dois y joindre aussi des remerciments de ce que vous avez bien voulu y attacher mon nom.«

Ehe Reinecke dauernd nach Leipzig kam, wirkte er in Bremen und Köln als Kompositions- und Klavierlehrer, in Barmen erstmalig als Dirigent. Hierauf gleichfalls als Dirigent an der Singakademie in Breslau, wo er außerdem die seither so geschätzten Symphoniekonzerte gründete.

Sein ureigenstes Gebiet als Tonschöpfer betrat Reinecke, als er eines Abends in Barmen eine überaus reizvoll dramatisierte Bearbeitung des ewig schönen Märchens »Schneewittchen« las. Und seltsam, dabei erklang in seinem Inneren eine längst vergessen geglaubte Melodie, die er als Knabe zu einem andern Text komponiert hatte. So erlebten die ersten acht Takte einer Kinderkomposition ihr Auferstehen in dem Zwergenchor:

Durch die Linden rauscht der Wind,
Schlafe wohl, du Königskind.

Dieser ersten Märchenkantate folgten später noch mehrere, auch drei Märchenopern für Kinder. Wie Carl Reinecke überhaupt sein inniges Gefühl für Heim und Herd, für Kinder und Jugend dazu trieb, Hausmusik im edelsten Sinne zu schaffen.

Wie sollte ich mich bei dem Worte »Hausmusik« nicht der ungezählten köstlichen Abende entsinnen, an denen meine Eltern vierhändig spielten! Konnte man bequemer, poetischer die Werke alter und neuer Meister kennenlernen?

Doch zu einem regelmäßigen Quartettabend, den mein Vater sich innig wünschte, kam es leider nicht, weil er immer zu stark mit Arbeit überhäuft war. Und gleich ihm die befreundeten Musiker. Leichter als für häusliche Kammermusik bot sich Gelegenheit für kleine Aufführungen mit weiblichem Chor.

Einen Glanzpunkt musikalischer Freuden bildete stets der Abend des 23. Juni, wenn der »Geburtstäger« im engsten Freundeskreise die jüngsten Kinder seiner Muse liebevoll aus der Taufe hob. Wie schön waren die Uraufführungen der Märchenkantate »Schneeweißchen und Rosenrot« und der Kinderoper »Die Teufelchen auf der Himmelswiese«! Für die »Teufelchen« war sogar eine allerliebste Liliputbühne in unserm Musikzimmer aufgeschlagen worden. Mit welcher Wonne spielten die Thomaner, und vor allem, wie künstlerisch sangen sie!

Und in meiner Erinnerung leuchten ganz besonders die Donnerstagabende, nicht allein im Gewandhaus, auch daheim nach den Konzerten. Von welch sprudelnder Laune waren dann nach überstandener Aufregung die Künstler! Wie kindlich-herzlich konnte Anton Rubinstein lachen! Über welch interessante Themata wurde ver-

handelt zwischen dem Gastgeber und seinen lieben Freunden! Stets wurde man sogleich gefesselt, wer auch der jeweilige Gast war, ob nun Joachim oder Brahms, Max Bruch, Theodor Gouvy, der meist schweigsame, immer erst allmählich auftauende Balladensänger Eugen Gura oder einer der lebhaften Geiger Sarasate und Sauret, der liebenswürdige Flötist Taffanel, die Sängerinnen Amalie Joachim, Hermine Spies, Peschka-Leuthner, Regan Schimon, das Ehepaar Lißmann, Alois Schmitt, die Schweizer Hegar und Huber, und wie sie alle heißen mögen. Besonders anregend verlief ein Abend, da Nikolai v. Wilm geradezu bezaubernde Naturschilderungen vom russischen Walde gab. Und häufig setzte mein Vater sowohl Meister wie Schüler in helles Erstaunen durch seine schier unglaublich umfassende Literaturkenntnis, deren Nutzanwendung ihm verblüffend schlagfertig zu Gebote stand.

Leider habe ich gar manchen der bedeutendsten Gäste nicht kennengelernt, weil sie vor meiner Zeit im elterlichen Hause verkehrten. Doch wie gern erzählte mein Vater, daß einer der heißesten Leipziger Sommertage ihn aufs freudigste überraschte durch Liszts unerwarteten Besuch, der sich auf Stunden ausdehnte! Andre Male waren es Franz Lachner, Ferdinand Hiller, Ferdinand David, Moritz Hauptmann, Moscheles, Niels W. Gade und Julius Rietz, die sich als Gäste einstellten.

Eine Quelle der Anregung und Freude bot ein umfangreicher Briefwechsel, in der Hauptsache mit Musikern geführt; aber auch viele Dichtergrüße trafen ein, von Emanuel Geibel, Klaus Groth, Ernst Pasqué, Gottschall, und des öfteren musikalisch verständnisvoll begeisterte Zeilen von Theodor Storm.

Wie diese Grüße aus der Ferne meinen Vater stets erfreuten, so hat es ihn selbst auch immer hinausgezogen ins Weite, und er wußte viel von seinen Reisen zu erzählen. Nur ein Beispiel, auf welch eigenartige Weise er den kühnen Befreier Gottfried Kinkels, Karl Schurz, kennenlernte: Eines Tags in Paris behaglich auf dem Boulevard des Italiens schlendernd, vernahm Reinecke plötzlich hastige Schritte hinter sich und wurde auch schon auf die Schulter geklopft. Als er sich umdrehte, blickten ihn verwundert zwei fremde Gesichter an. Lebhafte Entschuldigung, gegenseitige Vorstellung. Karl Schurz, ebenso sein Begleiter, der Dichter Adolf Strodtmann, hatten ihn von rückwärts für den gemeinsamen Freund Kinkel gehalten Nun gewannen sie in dem Fremden einen neuen Freund. Karl Schurz liebte Musik leidenschaftlich, so daß es für einen Musiker eine aufrichtige Freude war, gerade ihm vorzuspielen, und in kurzem wurden beide Duzbrüder.

Mancherlei ließe sich noch von andern Reisen nach Österreich, Holland, der Schweiz, Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark, England und Rußland erzählen. Doch wo beginnen und wo aufhören?

Aber nicht unerwähnt lassen möchte ich meines Vaters begeisterte Verehrung für Mozart. Und darf ich es als Tochter aussprechen? Indem ich dies niederschreibe, tönt mir das Larghetta aus dem Krönungskonzert in den Ohren, so rein, so hingebend gespielt, wie ich es von niemand anderm jemals gehört habe. Die Wiederbelebung der Mozartschen Klavierkonzerte, zu welchem Ende Reinecke eigens ein Büchlein schrieb, war ihm Herzenssache.

Sollten diese Gedenkzeilen zum hundertsten Geburtstage meines Vaters ein wenig dazu beitragen, nicht allein in den lieben vier Wänden, sondern auch im Konzertsaal und in der Kirche sich seiner Werke zu erinnern, so würde dies wohl den schönsten Glückwunsch bedeuten, den diesseitige Treue hinübersendet in ein jenseitiges Paradies der Töne.

Am 10. März, dem Datum nach dem gleichen Tage, da der Jüngling in Altona sein erstes Konzert gab, um die Fahrt in die Welt zu wagen, am 10. März 1910 ging Carl Reinecke ein zur ewigen Ruhe.

Blühende Wiese

Der Rain glüht auf — ein Meer von Hörnerklängen,
Durchflochten mit seraphischen Gesängen,
Die wie ein Farbenrausch im Morgentau,
Weiß, rosa, rot, gelb, violett und blau,
An schlanken Stengeln auf zum Lichte drängen.

Der Flöte Weiß mischt sich das violette
Klangsatte Liebeslied der Klarinette,
Gelb flammen die Trompeten, sanft beschwingt
Das Blau der Oboe zum Himmel dringt,
Und rosenrot schließt sich die Harfenkette.

So zitternd, reif in seiner Sommerfülle,
Ein Wunder in geheimnisvoller Hülle,
Das liebliche Orchester säuselnd spinnt.
Zuweilen nur rauscht sehnsuchtsvoll der Wind
Mit tausend Geigen in die Sonntagsstille.

Erika Rickton



Hermann Ebers: Der Hafen von Spalato

Original im Besitz der Adriatischen Bank in Belgrad



Arbe

Malerfahrt nach Dalmatien

Von Hermann Ebers

Mit acht farbigen Wiedergaben und einem farbigen Einschaltblatt nach Ölbildern des Verfassers

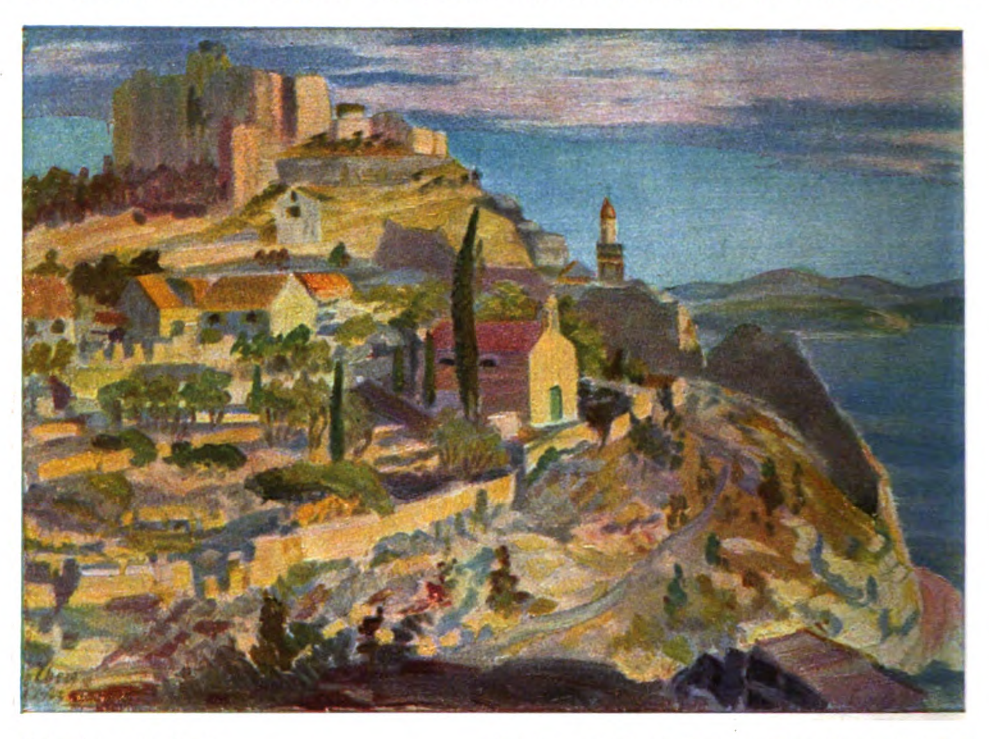
Wir hatten die Nacht wenig geschlafen. Der Zug der Kleinbahn, der uns von Laibach in weitem Bogen über Karlovatz der Adria zuführen sollte, hielt an jeder Station. Es war heiß in dem engen Abteil, durch das offene Fenster schien der Mond, und wenn wir hielten, fühlten wir den Duft von blühenden Akazien, und da und dort schlug eine Nachtigall.

Als der Morgen graute, breitete sich unendliche Weite vor uns aus, im fahlen Schein des Frühlichts verdämmerten die Höhenzüge, Flächen, weite graue Flächen, sich senkend, sich hebend in schier unendlicher Folge: die Höhe des Karst.

Es wurde heller und heller, immer deutlicher hoben die klassisch ruhigen Konturen sich voneinander ab, und was im Vordergrund an uns vorüberglitt, gewann Farbe und Form. Da waren ganze Hänge voll blühendem Goldregen, kleine Ziegenherden mit malerischen Hirten, winzige Äckerchen und Gärten, mit Steinen eingefriedet, üppig grünend und blühend mitten in weiter Öde. Jetzt tauchte ein Streifen hinter den letzten Höhen auf, ein zarter blauer Streifen: das Meer, die blaue Adria.

Das Bähnchen lief in rascherem Tempo, Kehre auf Kehre ging es bergab, der blaue Streifen war zur azurnen Fläche geworden, weit unten gliederten sich tiefe, schmale, vielgestaltete Buchten, nun konnte man schon Segel unterscheiden, und dann hielt der Zug auf einem Stationchen am Berghang, wo tief unter uns eine kleine Hafenbucht blaute. Wie Kinderspielzeug ruhten da ein paar Dampfer und Segler. Das war Buccari, der einzige Hafen, den im vorigen Jahre Jugoslawien für sein großes kroatisches und slowenisches Hinterland besaß.

Man stieg aus — Balkan! Träger, zerlumpte Kerle, balgten sich ums Gepäck, in einer Staubwolke wurden wohl dreißig Fahrzeuge mit Geschrei zur Fahrt nach dem Hafen angeboten, und was für Gefährte! Mit Pferden, mit Muli, mit Eseln bespannt, ausgediente Herrschaftskutschen, Leiterwagen, Breaks, Gigs, alle erdenklichen Arten.



Sebenico vom Lande — Original im Besitz des Direktors Marco Cunes in Spalato

In scharfem Trab steil bergab ging's jetzt zu Tal. Zerstoßen von dem Rumpeln über die Löcher der Straße, weiß überpudert ratterte man durch das arme Städtchen zum Hafen und ging an Bord des primitiven Dampfers.

Dann kam die herrliche Fahrt nach Arbe, der köstlichen Insel. Strahlender Maimorgen, blau die See, blau der Himmel, und über dem Karst der Küste, über dem weißlichen, gelblichen, grauen, hellen Gestein, Gefels, Geröll der endlosen Inseln ein Flirren von Licht und Wärme. Wie Kulissen schieben sich diese Inseln, diese Vorgebirge des Karsts ineinander, auseinander, und von Zeit zu Zeit tut sich das offene Meer auf, unendlich blau, vom zartesten Grünblau bis zum tiefsten Purpur.

Alles drängt nach Backbord! Eine Schar Delphine ums Schiff! Ein lustiges Volk, Purzelbaum, schillernde Leiber — fünf Minuten, und sie sind wieder fort! Und jetzt gibt es am Steuerbord etwas zu sehen! Da gleitet ein großer Segler vorbei, einer aus Chioggia; man kann sich nichts denken, was heiterer, bunter wäre: hellgelbe Segel mit orangefarbenen Ecken, vom Wind gebläht, ein blitzblauer Schiffsrumpf mit roten, grünen und weißen Streifen verziert, und am Bug, rechts und links vom hochaufgebogenen Kiel, glotzen zwei große aufgemalte Augen.

Es ist schon Nachmittag, als wir auf die Höhe von Arbe kommen. Klein-Venedig empfängt uns.

Arbe ist ein Paradies. Wie ein kleines Vorgebirge ragt das Städtchen ins Meer. Zwei enge Gassen, eine hoch oben, eine tief unten, und auf dem höchsten Punkte ein verlassener Platz mit einem uralten Dom, mächtige zerfallende Befestigungen, an deren Mauern sich Agaven klammern und wo aromatische Kräuter und hunderterlei Blumen wuchern, winzige Gärtchen hinter venezianischen Portalen mit alten Ziehbrunnen und einer Überfülle duftender bunter Gewächse. An den alten hohen Häusermauern hängen die verwitternden feingliedrigen kleinen venezianischen Balkone, und mitten im Ort in der Loggia mit den schöngeschwungenen Bogen trinkt man Kaffee.

Du trittst vor das Städtchen hinaus und kannst wandern Stunden und Stunden über sanfte weite Höhen, durch Pinienhaine, zwischen graugrünen Olivenwäldern, an stillen Höfen vorbei, die in Weingärten liegen, zwischen Feldern mit wogendem Ge-



Ragusa — Original im Besitz der Adriatischen Bank in Belgrad

treide und blühendem Mais. Immer wieder öffnet sich ein neuer Blick auf das tiefblaue Meer, über das weiße Segel streichen, und hinter dem steten Wechsel der sich überschneidenden Höhen, der Meeresbuchten und Vorgebirge dehnt sich als schönster Hintergrund das hohe Gebirge des Festlandes, weißlichgrau schimmernd: der wilde Velebit. An den Straßen, die du ziehst, leuchten in gelbgrünem Laub rot die Granaten, dunkelt Lorbeer und Myrte.

Unvergeßlicher Sonntagabend auf der Plattform hoch oben vor dem kleinen Dom! Die scheidende Sonne glühte auf dem Gemäuer vor uns, sie zitterte über die weite tiefblaue Adria, und den Kranz von Inseln bis zu den letzten fernen, die schon im blauen Himmel zu schwimmen schienen, übergoldete ihr Licht. In der Kirche Gesang zu Ehren Mariens — Maiandacht! Das Landvolk, schöne schlichte Gestalten, schritt an uns vorbei, in der alten Tracht der Väter, freundlich ein jeder die Fremden grüßend: »Dobro večer — Guten Abend!«

Sebenico war die zweite Station unsrer Reise. Nach zehn Stunden Fahrt gleitet der kleine Dampfer zwischen Klippen und Schären durch eine schmale Meerenge in ein großes bergumrahmtes Hafenbassin. Von der alten halbzerfallenen Zitadelle bekrönt, baut sich das Städtchen altersgrau mit engen Gassen auf. Auch hier hat Venedig aller Architektur seinen Stempel aufgedrückt, jenen eigenartigen eigenwilligen Stil, der Byzanz, Orient, Italisches und Nordisches so seltsam verbindet. Auch hier grüßt uns allenthalben jenes unvergleichlich einprägsame Merkmal der venezianischen Macht, das vom Alpenrande bis ins ferne Kreta überall die Herrschaft der Meereskönigin verkündet, grüßt uns der geflügelte Markuslöwe. Ein wundervolles Denkmal venezianischer Baukunst, ragt unter bleigedeckter Kuppel über das Gewimmel der kleinen Barken am Hafen der überreich innen und außen geschmückte Dom.

Unvergeßlich bleibt der erste Gang durch die engen Gassen. Es ist schon Abend, die Leute sind nach südlicher Art nach des Tages Arbeit draußen vor den Häusern, alt und jung in bunter Volkstracht, satte Farben vor altem Mauerwerk, dunkle Torbogen, Schenken mit weintrinkenden Bauern und Fischern, Mütterchen, die vor dem Hause noch wie



Kloster Dauce bei Ragusa — Original im Besitz der Galerie Paulus in München

zur Urzeit nur mit Rocken und Spindel spinnen. Alte Palastfassaden in engen Gassen, in denen von einer Seite zur andern die bunte Wäsche trocknet, wo sich in alte Senatorenherrlichkeit ein harmlos kräftiges, primitives Volk eingenistet hat.

Am frühen Morgen — Markttag! Schwerbeladen mit allerhand Früchten kommen die Barken von den Inseln zur Stadt, vollgepfropft mit Männern und Weibern, die Männer durchweg ein kleines orangefarbenes Käppchen schief auf dem Kopfe, die Frauen in bunte hausgemachte Stoffe gekleidet, mit schönem bäuerlichem Goldschmuck behängt. Man feilscht um die Hauptfrucht des Landes, die Weichselkirsche, Marasca, aus der man den landesüblichen Maraschino macht. Die Schiffe sind vollgefüllt damit wie mit Kies. Oben im Städtchen auf engem Platz ist lebhaftes Treiben, da werden Hammel und Ziegen verhandelt, und unzählige Eselchen sind angebunden, die dann Bauer samt Bäuerin heimwärts tragen, daß sich unter der Last die feinen trippelnden Beinchen zu biegen scheinen.

Schönes Sebenico, hättest du nur ein leibliches Gasthaus, wir wären länger geblieben! So aber fuhren wir nach drei Tagen nach Spalato, der »Großstadt« Dalmatiens.

Über den Diocletianspalast, die Hauptsehenswürdigkeit dieser Stadt, jenes erstaunliche Bauwerk, dessen säulenumstandenes Peristyl der alte Marktplatz war und dessen Mausoleum heute noch der Dom der Stadt ist, wo hunderterlei Bauformen, spätantike, byzantinische, venezianisch-gotische, sich zu seltenstem Stimmungszauber einen, über diesen Bau, der eine Stadt ist, hat man schon so viel geschrieben, daß ich seiner nur als eines großen Eindrucks gedenke. Tritt man aus seiner dunklen Südpforte, durch die einst die kaiserlichen Gondeln bis zum Peristyl ruderten, hinaus auf den sonnigen Hafenkai, so empfängt einen ein buntes Bild. Italienische Barken, die aus Chioggia, von Bari kommen, bringen Schiffsladungen von Orangen, Zitronen und andern Früchten herüber, die auf den Schiffen selbst feilgeboten werden. Weiter draußen liegen an langen Molen Dampfer, große und kleine, und ein weiter Blick tut sich auf bis zu den nächsten Inseln. Am breiten Hafenkai liegen Cafés, Läden und große Bankgebäude, von denen das stattlichste der Adriatischen Bank (Jadranska-Banka) gehört, in deren



Olivengarten bei Ragusa

Auftrag ich diese Reise unternahm, um für ihren neuen Bankpalast in Belgrad Adriabilder zu malen. Schwenkt man von diesem Kai ab, so empfangen einen die Straßen einer modernen südlichen Stadt, die sich um den alten Stadtkern des Diocletianspalastes im weiten Halbkreis bis auf die umgrenzenden schönen Höhen zieht. Draußen vor der Stadt liegt ein stattlicher Neubau, das Archäologische Museum, das außergewöhnlich schöne frühchristliche Sarkophage enthält.

Hier trat uns eine schöne, gütige Menschengestalt entgegen, der Schöpfer dieses Museums, der greise und doch so jugendlich frische Msgr. Franjo Bulič. Er hat uns hinausgefahren nach S a l o n a, der alten Römerstadt, die, jenseits eines tiefeingeschnittenen Golfes, zwei Stunden vor Spalato liegt. Vor einigen Jahrzehnten sah man noch keine Spur von ihr, der Pflug ging über die Reste von Tempeln, Basiliken und Thermen hin, und Äcker und Weinberge bedeckten Arena und Amphitheater. Msgr. Bulič hat dieses Stück Antike in langer Lebensarbeit aufgedeckt, und nun wird er nicht müde, die hochinteressante Trümmerstätte zu erklären, sich — wie oft wohl im Jahre! — für einen schönen Sarkophag, eine Inschrift, ein Stück Mosaikfußboden zu begeistern. Wundervoll die Umgebung, der Hintergrund dieses Ausgrabungsfeldes. Am Berghang über S a l o n a liegt des alten Monsignore Tuskulum, von eignen Weingärten umgeben, und am höchsten Punkte des Gartens, wo man die ganze herrliche Gegend überschaut, hat er sich seinen Sarkophag meißeln lassen und sich die Inschrift selbst verfaßt: »Hic jacet Franciscus Bulič, indignus presbyter.« Wir wissen, daß es heißen soll »dignissimus«, und das weiß das ganze schöne kräftige Kroatenvolk, dessen Stolz er ist.

Des andern Tags durchflogen wir nochmals die herrliche Gegend. Dr. Abramič, der liebenswürdige Vizedirektor des Museums, nahm uns im Auto mit nach T r a ù, und einen sachkundigeren Führer hätten wir uns nicht wünschen können. Wir fuhren durch die »sette castelli«, kleine venezianische Zwingburgen, in die sich die Nobili von Spalato flüchteten, wenn feindlicher Einfall aus den Bergen drohte, köstlich malerische Flecke. In Dorfkirchen und Friedhöfen mit uralten Zypressen ward uns viel Schönes gezeigt, das andern verborgen bleibt. Traù

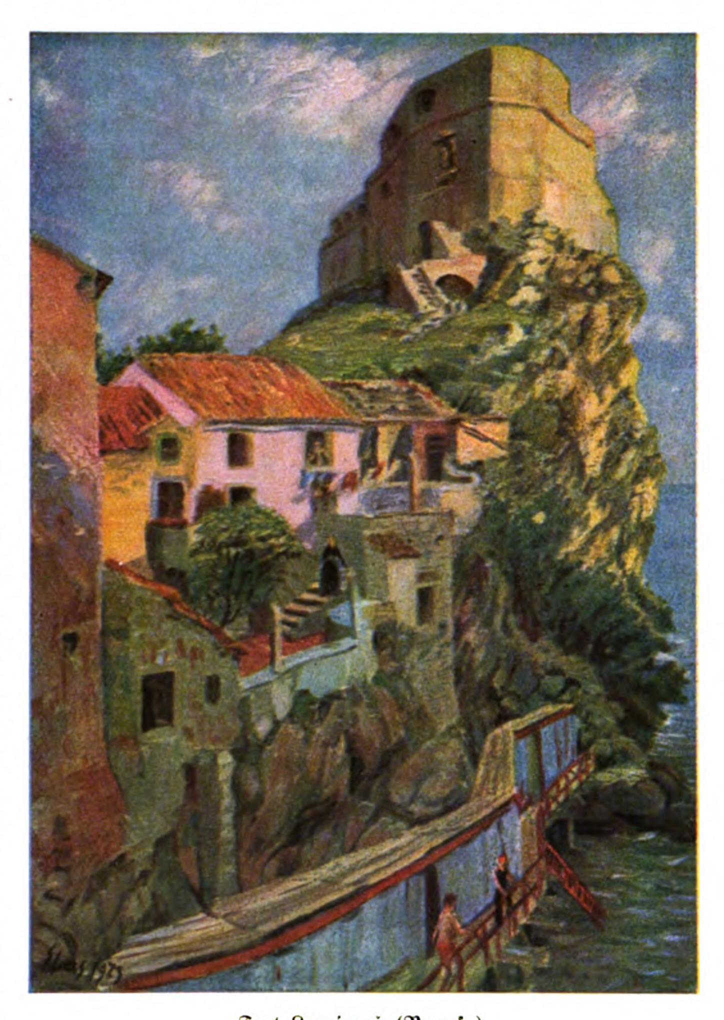
aber, die verwunschene Stadt, in der es nicht einmal einen Gasthof gibt, das aussieht, als hätten noch vor wenig Jahren Venedigs Galeeren hier gelandet, lernten wir bis zum Inhalt der alten Sakristeischränke im Dom kennen. Welch ein Dom! In reichster Fülle drängen sich hier die Schmuckformen Venedigs aus allen Zeiten zusammen, und die Patina des Alters verbindet sie zu einem großen, herrlichen Akkord von Schönheit, Weihe und Ernst. Die Loggia, der Glockenturm, die feingegliederten Palastfassaden sind wieder Klein-Venedig, wenn man das Wort »klein« auf etwas anwenden darf, das den Stempel der Größe, den Ausdruck kultiviertester und adligster Repräsentation trägt. In fünf Minuten durchmißt man das Städtchen, und dennoch ist es nichts weniger als »klein«.

Ein Streik der Schiffahrtslinien hielt uns länger in Spalato fest, als wir beabsichtigten, jedoch waren wir dort gern gefangen. Die herrlichen Bäder, wo sich junges Volk in Scharen den ganzen Tag ballspielend und sich haschend tummelte, schlanke, biegsame, gesunde, tiefgebräunte Gestalten! Die Abende, an denen alles, Kühlung suchend, in leichten hellen Kleidern hin und her wogt am Hafenkai und auf dem Rathausplatz, wo vor den Cafés die Musikkapellen spielen! Die herrliche Promenade, die am Monte Marian entlang zu einem alten in den Fels gehauenen Eremitenkloster führt, mit köstlichen Blicken über das Meer und die bergumschlossene Bucht von Salona und endlich noch ein wirklich gutes Gasthaus, das Hotel »Bellevue« — oh, es war gut leben hier!

Aber trotzdem drängte die Zeit. Darum ergriffen wir die erste Gelegenheit, weiter südwärts zu gelangen, und fuhren bei Tagesanbruch mit einem lächerlich kleinen Privatdampfer nach Metkovič, wo man die Bahn nach Ragusa erreicht. Wir waren dem Schicksal dankbar, das uns den üblichen Reiseweg mit dem Schnelldampfer verschloß, denn die Fahrt nach Metkovič der Küste entlang, die fast die ganze Strecke von hohen malerischen Bergen gebildet wird, und dann die Narenta hinauf durch eigenartige Sumpflandschaft war sehr lohnend. Lohnender noch die Eisenbahnfahrt durch ein Stück Herzegowina nach Gravosa, der Eisenbahnstation von Ragusa. Gleich hinter Metkovič erklimmt die Bahn in großen Kehren die Höhe des Karst und tritt in ein langes eigenartiges Hochtal ein, durch das man stundenlang fährt. Dies Tal ist ein sogenanntes Polje, ein Karstphänomen. In der kalten Jahreszeit ist es ein langgestreckter See, im Frühjahr verschwindet das Wasser, und der Talboden wird zum fruchtbaren Acker. Frischgrüne Saat sproß hier, während man in der Ebene schon zu ernten begann, Kähne lagen auf dem jetzt wasserlosen Lande. Es war ein schöner Sonntagabend, und die ganze Bevölkerung strömte zu den zahlreichen Stationen, an denen überall der Zug hielt, zusammen, alles ohne Ausnahme in die malerischen halborientalischen Trachten der Herzegowina gekleidet. Es war lustige Gesellschaft im Zuge; was am Bahnsteig stand, drängte hinzu; man lachte, sang, musizierte und reichte die schilfumflochtenen Flaschen mit Wein und Öl und Körbe mit gackerndem Geflügel heraus und herein, es war ein heiteres sonntägliches Treiben, und oft sah man Gruppen

Sebenico vom Meere
Original im Besitz der Adriatischen Bank in Belgrad

dieser prächtig kostümierten schönen sonnverbrannten Gestalten zwischen dem grauen Felsgestein stehen, die man nur allzu gern im Bilde festgehalten hätte. Den letzten Teil der Strecke ging es bei Dunkelheit in immer rascherem Tempo die Höhen des Karst hinab, bis uns die Lichter des Hafens von Gravosa empfingen.



Fort Lovrienač (Ragusa)
Original im Besitz des Herrn Direktors W. Andrae in München

Wir fuhren im Wagen durch die laue Nacht, über das Meer zog die Silberstraße des Mondes, und an uns vorbei glitten die Silhouetten von Oleander und Palmen, von Agaven und Kakteen, Parktore dämmerten zwischen Zypressen, weiße Villen leuchteten aus dem Dunkel. Dann ragten schwarze Bastionen, man fuhr im Schritt durch eine dunkle Schlucht hoher Festungsmauern im weiten Halbkreise um das schlafende Ragusa. Wieder leuchtete das Meer, und dann hielt der Wagen vor dem Hotel »Odak«.

Herrliches Erwachen des andern Tages! Vier Stockwerk über dem Meere, das an die Hotelterrasse brandet, lag unser Zimmer. Vor uns in der blauen Adria schwamm die Insel Lacroma, uns zur Rechten lag die Stadt, die ihre alten Bastionen und Wehrtürme weit vorschiebt ins Meer und die sich die Berglehne hinaufbaut mit Türmen und Kuppeln. Hinter dem landseitigen Mauergürtel steigt ein fruchtbares Berggelände an, im Dunst der Morgensonne verdämmern Öl- und Weingärten. Und über das Wasser zieht der Klang lustiger Weisen, die Militärkapelle übt ein neues Stück — uns zum Morgengruß!

Und diesem Morgen folgte manch andrer schöner, wo man im Bademantel hinabstieg, um von der Hotelterrasse ins Meer zu springen, in diese köstliche brandende Salzflut, die so klar ist wie ein Gebirgssee.

Das Land um Ragusa ist an Schönheit der Riviera gleich. Dieselbe üppig südliche Flora, dieselbe reine durchsonnte Luft, dieselbe malerische Gliederung der Küste. Und die Stadt selbst! Auch hier wieder Venedigs Kultur, Venedigs trotzig schöne Baugesinnung. Diese kleine Adelsrepublik, deren Vorbild, nicht aber Beherrscherin Venedig war, hat ihr großes Muster würdig nachgeahmt. Du landest am mauerumschlossenen Hafen, ein prunkvolles Doppeltor empfängt dich, und du trittst auf einen würdevollen Platz. Ein Dom, ein Senatorenpalast, andre altersgraue Paläste grüßen dich, du wandelst zu Kirchen mit herrlichen Kreuz-



Bocche di Cattaro

gängen, in denen Mönche ihre Blumen pflegen, gehst über einen weiten Platz mit einem reichen Brunnen, um den Tauben flattern, wie vor San Marco, eine breite Straße entlang, in der der Korso wogt, zu einem Türkenbrunnen, der an die Nähe des Orients mahnt und an die Zeit, in der die Sultane ihren Tribut von Ragusa erhoben. Viele schmale Gassen ziehen sich den Berg hinauf mit ernsten schönen Fassaden, als habe jedes Haus einem Nobile gehört. Und Nobili sind heute noch die Ragusaner. Solch Abend, der auch hier alles Volk auf die Straße lockt! Ketten von holden jungen Mädchen in leichten seidenen Fähnchen! Schon mischt sich das Mondlicht mit dem Abglanz der Abendsonne, Tausende von Mauerseglern, die im alten Mauerwerk nisten, weben ein Netz von durchdringendem Gezwitscher unter dem Abendhimmel über dies Heer von lieblichen Kindern Evas, die da wandeln und lächeln, den jungen Busen stolz tragend — nobile Donne! Als ich das Bild vom Kloster Dančе malte, wart ihr auch da, ihr adligen Mädchen aus dem Volke mit euren braunen Buben, und schoßt mit ihnen kopfüber von den Klippen ins Meer und schwangt euch mit der Brandung wieder hinauf auf die Felsen, und ein paar von euch waren neugierig und kamen, den Maler und sein werdendes Bild zu begucken, und eine war ganz naseweis und hatte ihr hübsches Näschen fast auf meiner Palette.

Schöner als Ragusa kann nun nichts mehr sein, dachten wir, und dennoch fuhren wir noch nach Cattaro. Die Bocche di Cattaro gilt im Lande als die schönste aller Landschaften, und freilich muß dieser fast nordisch ernste Fjord für den Südländer etwas ganz besonders Imponierendes haben. Man meint oft, am Vierwaldstätter See zu sein. Eng schließen sich die Buchten, hoch steigen die Berge an, und erst wenn man hinansteigt die Straße zum Lovčen, die nach Montenegro führt, tut sich die Eigenart der Landschaft auf: das unendliche Grau der hohen, weitgestreckten Bergeshöhen, durchschnitten vom südlichen Meeresblau der schmalen Buchten, und dennoch mahnte uns die Landschaft heimwehsüß an den Norden.



Rembrandt: Die Landschaft mit dem barmherzigen Samariter

An himmlischem Ort

Novelle von Hedda Sauer

I

Ob mein Leben, so dachte Andreas, jetzt anfängt? Das frühere waren Lernjahre, vielleicht wertvoll, kaum gut, gewiß nicht schön. Dies hier wurde ihm überraschend hereingestellt, und er trachtete den Sinn zu erfassen. Das Mädchen, das nicht seine Schwester war und mit dem er nun leben sollte wie mit einer Schwester. Ihm trat ins Bewußtsein, was sonst im gleichen Maß und Lauf der Tage schlummerte: wie sonderbar sein Leben ablief — in der Schale dieses Hauses, des häßlichen, nüchternen Gebäudes, das nur in Mund- und Augenwinkeln eine Spur von Anmut zeigte; in dem überall kaltes Licht war, Sporenklang und Säbelklirren auf den Gängen; das große geheimnislose und von Möbelbataillonen bevölkerte Zimmer hatte, an deren Wänden Familienbilder hingen, hochstirnige, naivblickende Frauen und plump gemalte Uniformen.

Hier hatte er gelebt, in stetem, peinlichem Widerspruch zu seiner Umgebung; er, das angenommene Kind, der Junge mit dem geschlossenen Gesicht und dem glatten Umriß der Gestalt.

Und die grellen einfachen Erscheinungen neben ihm: der Vater mit dem braunroten Apfelgesicht über der hellblauen Generalsbluse — ihm in tiefster Seele fremd; das kleine alte Fräulein, Tante Claire, die eine steife rotwangige Pelargonie war, eine Meißner Figur wie die in ihrem Glasschrank, stilvoll und lächerlich zugleich; eine eifrige Uhr mit dem freundlichen Strahlenkranz von Gott, König und Vaterland — alles, nur kein Mensch, zu dem er sprechen konnte. Er saß in ihrem Zimmer, unter gestickten, porzellanenen und lebendigen Hunden, sich wärmend, und sah ihr gefangenen Geistes zu, wie sie den samtnen Schemel bestieg, ihren Sockel, um aus dem Fenster zu sehen oder aus dem hohen Ofenfach Bratäpfel für ihn zu holen.

Er hatte dahingelebt, kaum mehr beachtet vom General, verwöhnt von Tante Claire, verschanzt hinter seinen Büchern, in einer starren, kalten Herzenseinsamkeit, die ihm erst jetzt klar wurde. Wenn er an die Gestalt dachte, die nun in sein Dasein treten sollte, ergriff ihn, den Stummen, der Wunsch, zu sprechen, zu klagen.

Jahrelang hatte er Lena nicht mehr gesehen, zuletzt, als sie noch ein kleines Mädchen war, ein paar Tage in ihrer Nähe verbracht; hatte sie nie auf ihres Großvaters Landhaus besucht.

Wie nun, wenn sie ihrem Vater, dem hellen, geraden, nüchternen, im Wesen glich?

Das darf nicht sein, dachte er, mein Wunsch ist so stark, als ob er sie formen könnte.

Er saß bei seiner Arbeit wie immer, reihte einen Gedanken an den andern in lückenloser Kette, fügte Eignes an Überkommenes. Aber er war sich klar: Der Augenblick ist da, wo ich die Berührung mit dem Lebendigen brauche.

Eines Abends wurde er in den Salon gerufen, der gottlob voller Aprildämmerung war, mit einem duftenden Wall von Hyazinthen an den offenen Fenstern. Irgendwoher, wie aus einer Spielbose, klang ein Amsellied.

Da stand sie, einer der blassen, aufrechten Blumen nicht unähnlich, und rührte mit ihrem Anblick an allerlei in seiner Seele fest Gefügtes.

Zögernd ging sie auf ihn zu; wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich wollte sie ihn küssen; doch dann wich sie ebenso vor ihm zurück, wie er vor ihr. Ganz deutlich hatte er es gesehen und dabei seinen Eindruck in die Beobachtung gesammelt, daß sie Schatten unter den Augen habe von so zartem Dunkel wie die Flügel eines Trauermantels.

Endlich reichte sie ihm schüchtern die Hand, die er langsam faßte, unbeweglichen Gesichts, während ihn doch die Gewißheit durchströmte: Ich bin nicht mehr allein.

Die nächsten Tage waren sonderbar; er suchte ihre Nähe nicht, dachte aber an sie, seinen Eindruck immer mehr vertiefend und klärend.

Vorerst trennte sie auch flutende Bewegung im Hause; eine Wirrnis von Gold- und Samtkragen, von roten, gelben, weißen Aufschlägen, getönt von milchblauem Zigarettenrauch.

Es war an dem allwöchentlichen Teenachmittag; Andreas blieb lange in seinem Zimmer, erschien aber doch endlich in den Salons, stand mit abweisendem Gesicht und geschlossenem Umriß vor dem Thronsessel einer violettsamtnen Provinzgeneralin und dann vor deren Tochter, einem jungen Mädchen mit großen schwarzen Augen, die in lange Wimpern überflossen. Sie hatte schon öfters mit ihm gesprochen, in ihrer lebhaften, unbeirrten Art sein kaltes Wesen nicht beachtend, und ließ sich jetzt von ihm zu Lena bringen, auf die sie sich seit langem gefreut habe. Sie sage ihr natürlich gleich du und bäte, sie auch so zu nennen; aber nicht bei ihrem Namen Carlotta, gegen den hätte sie eine Abneigung.

»Nenne mich Emineh; das war eine türkische Prinzessin; denke dir ein Gitter von Holz und ein zweites von Jasminblüten davor, aber so, daß man gut durchsehen kann. — Wie gefällt dir dein Bruder mit dem Zipfelmützennamen Andreas? Ich habe versucht, ihn André zu nennen, aber er widerstrebt mir.«

Sich zu dem ganzen Kreise wendend, fuhr sie fort zu plaudern und teilte mit, daß sie vor kurzem mit einer italienischen Verwandten Audienz beim Papst hatte. »Ich freute mich so

unendlich darauf, denn ich hatte schon so viel von allem gehört, von dem Spalier der Nobelgardisten mit den gezogenen Säbeln, ich stelle mir das vor wie das Gerippe eines Kirchengewölbes« — sie sprang auf, ohne Rücksicht für die Teetasse des neben ihr sitzenden Andreas und streckte pathetisch den Arm in die Höhe —, »kurz und gut, wie ich im schwarzen Kleid und Schleier dastehe und es schon nicht mehr erwarten kann, ihn zu sehen, den Santo, das liebe Heiligengesicht, und wie schon der Zeremoniär auf mich zukommt — da muß ich husten, immer wieder husten; kein Gedanke daran, hineingehen zu können, es war ein förmlicher Krampf. Die Zia war außer sich, und ich glaube, sie wird mich enterben.«

Sie holte Atem und fuhr dann fort: »Seit ich in Italien war, lese ich die Divina Commedia in einer kleinen Ausgabe, die ich immer bei mir trage, auch jetzt« — sie ließ den Bügel ihres Silbertäschchens aufspringen —, »und neulich, wie ich gerade bei der wunderbaren Stelle bin, wo Virgil dem Sorbello begegnet und der ihm sagt: ‚O Mantuaner, sieh, ich bin Sorbello, aus deiner Heimat —', da kommt die Mama, legt mir ein Gebirge von grober Leinwand hin und verlangt, ich solle für unsern Diener Hemden nähen.«

Mit bestimmten Gefühlen von Abwehr und Unbehaglichkeit sah Andreas zu, wie sich Emineh Lenas bemächtigte; und er entschloß sich, an ihren Zusammenkünften teilzunehmen. Es war in dem Zimmer mit dem Blick auf den stillen Platz.

Andreas hätte gern viel von Lena, von ihrem Leben in der Heimat gehört; aber er überließ es Emineh, zu fragen.

Daß der Großvater alter Offizier war, wußte er, daß er dem General, seinem buntfarbigen Schwiegersohn, nicht glich, vermutete er.

Lena bestätigte es: »Er ist immer ernst und traurig und hat eigentlich keine Freude mehr außer der am Pflanzen und Pflegen von Bäumen. Eine Kastanienallee hat er durch die Felder gezogen —«

»Wie Napoleon seine Pappelstreifen durch die Länder,« warf Emineh ein.

»Ich bin oft dabeigestanden,« fuhr Lena fort, »wenn er kranke und schwache Äste gestützt und verbunden hat. Mich hat er kaum angesehen, es war, als könne er nur mehr mit stummen Dingen umgehen.«

Hierauf erzählte sie, wie ihr in der großen Einsamkeit die Bäume lebendig wurden; der Riese, der Wächter vor dem Tor, hatte den sommerharten Lehmboden gespalten und wuchs nun mit ungestümer Haarkuppel in den Himmel; der rote Ahorn war ein fächerschwingender Japaner und die Blätter und Früchte der Esche spitzige Eidechsen; die Birken, die weißrindigen, glichen Springbrunnsäulen mit durchleuchteter Wiederkehr der Blättertropfen.

Andreas begriff, daß auch sie sehr allein gewesen sei in dem Biedermeierhause, um dessen Doppelgiebel oft blaue Blitze zuckten, Gewitter oder Schwalbenflügel. Er kannte dergleichen sonderbare alte Dinge, aber sie waren ihm bis jetzt nicht wesentlich geworden.

Nun gehörten die, von denen sie erzählte, alle zu Lena: der Betschemel mit der zeitverwischten Stickerei, der Wandschirm aus Efeu, der Schreibtisch mit den dünnen, zerknitterten Messingbeschlägen; ein Buch, Gedichte von Novalis in blaßgrünem Damastband, ein Kelchglas aus mattem Hyalith.

»Schließlich war alles doch sehr leer,« sagte Lena, »wie ein gläsernes Gehäuse ohne Inhalt; und daß es so durchleuchtet erschien, machte es noch trauriger.«

Andreas wanderte im Geist zuhörend mit ihr bis in ein Eckzimmer, das immerfort vom Licht dreier Fenster durchflossen wurde und in dem ein paar Dinge das Gift ihres Sinnes aushauchten: an der von der Umklammerung eines Obstspaliers moderfeuchten Wand ein Bild von Großvaters Sohn, dem Leutnant, in ehemals weißer, von Stockflecken zu brandigem Braun gedunkelter Uniform; das schmale Feldbett, in dem er gestorben, und auf einem rissigen Tannenholztischchen die Waffe, durch die er gestorben war.

»Sie glich«, sagte Lena, »einem verzerrten, häßlichen Abbild seiner Hand.«

Andreas wußte nun, hier war der Quell von Großvaters Schwermut, die aus dieser Erfahrung und persönlicher Veranlagung vielleicht gleicherweise gespeist wurde. Lena hatte so ruhig gesprochen; daraus schloß er, daß sie nicht wie er Abscheu vor den Abenteuern des Blutes empfand, als deren letztes er den Selbstmord wertete; daß sie mitleidend fühlte, wo er nur verachtete.

Sie erzählte weiter von zwei Schwestern des Großvaters, die Blumen pflanzten, deren Namen niemand mehr kannte, Levkoien und Balsaminen, und die für die großen Potpourrivasen Rosenblätter sammelten und trockneten, so daß ein süßer Duft das Haus durchdrang und jetzt noch in unverwischbarer Treue an Lenas Kleidern und allem, was ihr eigen war, hing.

Emineh war voll Mitleid mit Lena; sie könne sich den hochgewachsenen, mageren, weißlockigen Großvater überhaupt nur als Silberpappel vorstellen und die Tanten als Dryaden. »Warum«, so meinte sie, »hast du nichts unternommen, um die Sache lebendiger zu gestalten? Mit dem Großvater hätte ich Federball gespielt; das ist ein so hübsches altmodisches Spiel, dem würde er Geschmack abgewonnen haben. Den Tanten hätte ich ein modernes Buch vorgelesen oder sonst irgend etwas getan, um sie aufzufrischen.«

Lena lächelte, aber Andreas sah mißbilligend aus. In ihm war ein Verlangen nach Romantik, dem Gegengift für se'ne Art; allerdings nur nach einem genau festzustellenden Maß. Emineh, so fand er, entzauberte. Sein Gesicht wurde immer mehr zum Visier, während Lena weiter von den Erscheinungen ihrer Umwelt erzählte. Seine Blicke gingen langsam vom Munde Eminehs, der einer roten Nelke glich und ihr etwas allzu Südliches gab, zu den vom Blut nur leise durchhauchten Lippen Lenas.

Emineh nahm mit Begeisterung die Geschichte vom Mittagsgespenst auf. »Was für ein Name! Da stelle ich als Offizierstochter mir natürlich den Schlachtentod vor — mitten im Leben — oder den Liebestod« — aus ihren schwarzen Augen floß ein lächelnder Blick zu Andreas, traf aber auf eine Schanze von kühlem Hochmut —, »doch war es vermutlich keins von beiden.«

»Nein, sondern ein Alpdrücken, das Erntearbeiter befällt, die in der Mittagssonne schlafen. Der Gärtner hat mir davon erzählt.«

»War er romantisch? Gewiß nicht; ich vermute, daß er das Gesicht voll von Stoppeln, Furchen und sonstigem Ländlichen hatte.«

Lena lächelte abermals und sagte: »Etwas Phantasie besaß er doch, denn er zeigte mir einmal von unserm Altan über die Gartenmauer hinweg eine Gestalt in blauem Kattunkleid mit tief herabgezogenem Kopftuch und erklärte, das sei das Gespenst.«

»O Lena, ich wäre augenblicklich hinuntergelaufen und hätte mit der Erscheinung gerungen, wenn es ihr eingefallen wäre, die Schlafenden zu würgen; hätte ihr die Maske herabgerissen, was Gespenstern immer unangenehm ist. Gab es noch andre so merkwürdige Dinge bei euch?«

»Nichts derartiges mehr, nur die Erinnerung an zwei Gestalten, die aber nicht der Sage, eher der Geschichte angehörten, der vor hundert Jahren.«

»Also etwas für den Historiker Andreas, noch dazu aus seinem eigensten Gebiet, der napoleonischen Zeit.«

»Es ist«, bemerkte Lena, »eigentlich nur eine Anekdote: meine Urahne zog, um sich von ihrem Manne nicht trennen zu müssen, als Offizier verkleidet mit in den Krieg. Oft, wenn ich unser großes Hoftor ansah, habe ich mir die beiden vorgestellt, wie sie von da ausgingen, in grauer Uniform mit grünen Aufschlägen, die Gesichter unter hohen, sonderbar geformten Mützen.«

»Herrlich, herrlich! Und natürlich waren diese Gesichter morgenrot, wo sie doch ins Abenteuer gingen. Ach, Lena, wenn ich mit dem Leutnant Ugolino — du weißt, ich nenne ihn so seit der Divina Commedia, er gewinnt an Reiz —, wenn ich mit dem oder einem andern davonlaufen könnte! Aber es geht nicht, ich würde bald umkehren.«

Andreas ließ sich herab, zu fragen: »Aus Schwäche?«

»Nein, aus Langerweile.« —

Mehr und mehr wandten sich die Gedanken von der Vergangenheit ab und der Gegenwart zu; einmal fand es sich noch, daß Andreas und Lena am Ausgang ihrer Kinderjahre dasselbe Buch gelesen und monatelang darin gelebt hatten; es hieß »Erich Randal«. Lena war damals von den Zentifolienbüschen und dem wuchernden Seifenkraut des Gartens weit fortgerissen worden, hundert Meilen weit und hundert Jahre zurück in ein wildes Waldland mit Bärenjagd, Krieg und Winterkälte; an ihrem Ohr war, das sanfte Rauschen der Gartenbäume tötend, der Schrei des zornigen Siegers gedrungen, vor ihrem Auge die Gestalt des Russen gewesen, der, sich mühsam aufrichtend, seinen letzten Atem zu einem Fluch zusammengeballt aushauchte. Gleichzeitig hatte sich, weit von ihr, Andreas im kühlen Zimmer Tante Claires verschanzt, den Kopf aufgestützt und die Ellbogen schmerzhaft in einen perlbestickten Lampenteller gebohrt, an den von Puder und Schminke überhauchten politischen Intrigen erfreut, an Fronde und Palastrevolution, und nicht zuletzt an den feinen Gestalten Erichs und seiner Mary, von der es hieß —

»Du erinnerst dich doch, Lena, wie es hieß? ‚Mit aller Liebe'« — hier stockte er merklich, vollendete dann aber ruhig, sein Gesicht in gewohnter Weise verschließend: »‚mit aller Liebe, die in seinem Herzen war, blickte er sie an.'«

Das »Du«, zögernd gebraucht, eine Form noch ohne Inhalt, Vorwegnahme voller Vertraulichkeit, kam ihm nun leichter über die Lippen. Für Lena war es eine Hülle, in der das, was sie ihm sagen wollte, besser zu ihm gelangen konnte. Seit sie ihre Gedanken von der Heimat losgerissen hatte, von den Menschen, von den Bäumen, die das Letzte gewesen, was sie, im Wagen sich umwendend, erblickte — über den Giebeln schwimmende grüne Wolken, weiche Kissen einer Himmelfahrt —, seither umfaßte sie das ihr Nahe mit sanfter Sorge. Sie sah, wie ihr Vater in Zurückhaltung erstarrte, wenn der in seiner Kindheit verzogene Junge ihm nahekam. Ob es ihm, Andreas, nicht möglich wäre, diese Beziehung zu erwärmen, den Vater zu lieben?

Nein, das könne er nicht tun ohne zureichenden Grund. Und er entrollte ihr die Vorgeschichte seines Verhältnisses zu diesem Hause; zutraulich, wie er geworden war, seit er sie öfters allein sprach, in Tante Claires altmodischem Zimmer, der trostlosen Umgebung seiner früheren Freistunden, das ihm jetzt anmutig und behaglich erschien; voll süßer Frühlingsluft mit einem runden Schlüsselblumenstrauß auf dem blanken Sofatisch.

Sein Vater und der General waren Kriegskameraden gewesen, verbunden durch eine Idee, die dem einen Krönung des Lebens, dem andern peinliche Notwendigkeit bedeutete; an einem Tage, der dem Geraden und Starken bunteste Auswirkung seines Daseins möglich machte, hatte der Feine und Vielfältige ihm das Leben gerettet, mit einer mehr klugen als tapferen Gebärde, die er selbst nicht allzu hoch einschätzte.

»Mein Hiersein ist des Generals Dank,« schloß Andreas seine Erzählung, »und ich rette nun mein Leben, wenn ich anders bin, als er es möchte.«

Und er erzählte weiter, wie er, ein schmaler blonder Bube, aus dem verödeten Vaterhause hinweggeführt wurde zu dem großen bunten Offizier, der ihn freundlich begrüßte, und zu der rotbäckigen Tante, die ihm die kalten Hände wärmte. »Solange ich nur körperlich lebte, ging es, aber dann kam die Zeit, wo es mir nicht mehr genug war, kleine farbig lackierte Soldaten gegeneinander aufzustellen, wie der General mich gelehrt hatte, sondern wo ich auch den Sinn dieses Spiels sehen wollte und endlich begriff, daß dieser Sinn Unsinn sei. Eines Tags teilte er mir mit, daß ich in die Kadettenschule käme. Damit mit mir selbst wie mit einem bunten Spielzeug umgegangen würde, dachte ich. Du hättest dich entsetzt, Lena, mit welch eisernem Trotz ich da ‚Ich will nicht!' gesagt habe; so lange, bis er müde war. Seine vermeintliche Pflicht hat er weiter an mir getan, aber die Liebe war erloschen. Du weißt nicht, was es heißt, in einem Hause zu leben, dessen Herr einen mit so kalten Augen ansieht, als sei man ein Ding und kein lebendiger Mensch, bloß weil man sich nicht nach seinem Bilde zurechtkneten ließ. Du wirst nun einsehen, daß ich ihn nicht lieben kann. Lieben kann ich nur das, was mich vollendet.«

»Aber Tante Claire war doch freundlich und liebevoll.«

»Freundlich ja, liebevoll nicht. Sie hat mich gepflegt wie ihre Blumen oder ihre Tiere, aber zur Liebe gehört Verstehen. Liebevoll nenne ich den, der unsre Seele mit zarten Händen anfaßt und aufblättert und, wie immer er sie finde, nichts losläßt aus seiner Hut und Teilnahme. Aber Tante Claire hat meine Seele nie gesucht, und wenn sie es getan und sie gefunden hätte, wäre sie nur erschrocken gewesen. Denn ich war bald in vollkommenem innerem Widerspruch zu meiner Umgebung. Ich blieb stumm, da mein eignes Schicksal nicht mehr betroffen wurde — doch meine Meinung stand fest. Das Spiel mit den großen Soldaten war mir kaum weniger lächerlich als das mit den kleinen, und alle Zeit und Übung, rings um mich für Götter aufgewendet, die für mich nur Götzen vorstellten, schien mir vergeudet. — So habe ich ganz ohne Liebe gelebt,« fuhr er nach einer Weile fort, während welcher Lena stumm blieb, »von meiner Familie habe ich niemanden mehr, ich kann es mir also nicht vorstellen, wie es ist, wenn das Blut spricht. Und sonst —« Er brach ab, einen ernsten und gesammelten Ausdruck im Gesicht, die blauen Augen, über denen seine Brauen wie die schmalen Flügelstriche eines Adlers schwebten, gesenkt.

Man fuhr zum Wettrennen. Andreas hatte sich zur Verwunderung des Generals angeschlossen und saß stumm in dem Wagen, den der Vater mit bunter Lebhaftigkeit erfüllte. Glanz überwölbte die Kirchen, Glanz schwamm als Kern in den aufgesprungenen Schalen der Fenster, Glanz zog lange blaue Lichter auf den spiegelnden Pferdebeinen.

Andreas sah von der Tribüne Beete von Menschenmassen, getrennt durch den breiten Streifen grünen Rasens, über den der Schimmelwagen des königlichen Prinzen gefahren kam; auf das Dach eines Zeltes kroch wie ein plumper Käfer ein Mann, der die Königsstandarte hißte. Hufe hallten dumpf auf dem weichen Geläuf, harte Farben schoben sich hin und her, nur vermählt durch den Widerschein des blauen Stahls, adlige Pferdeleiber, jede Bewegung von edlem Blut gespeist, glitten vorüber. Andreas wendete sich geblendet und ermüdet Lena zu; sie hatte mit ihm ihren Platz verlassen und beugte sich über die weißen Schranken, den fünf oder sechs atemlosen Reitern entgegen, die, auf den Hals des Pferdes geklebt, den Arm mit der Peitsche und den Blick nach dem Nächsten, dem Verfolger, seitwärts gerichtet, umspült wurden von dem Geschrei der Menge, bis der eine in langen Sprüngen seines Braunen durchs Ziel ging.

Unter denselben Jubelrufen, die von alters her dem Ohr des Siegers geschmeichelt haben, dachte Andreas, und seine Abwehr, sein Unbehagen, seine Verachtung dieser triebgepeitschten Welt ballten sich zu staunendem Schrecken zusammen, als er den Blick auffing, den einer der Reiter, Adjutant des königlichen Prinzen, mit Lena tauschte.

Durch mehrere Tage blieb er auf seinem Zimmer, alles ausschaltend, was ihn bewegte, und die kühle Luft seiner Bücher atmend. Wozu, dachte er, erst dorthin gehen, wo sich Sinnenhaftes bunt und ungeordnet durcheinanderschiebt, während ich hier Sinn und Ergebnis habe.

Aber an einem fliederblauen Maiabend, den der General und Lena auf dem Ball des Statthalters verbringen sollten, ging er, der zuerst abgelehnt hatte, sie zu begleiten, ihnen doch nach, quer über den Platz, bis zu dem Portal mit den Atlanten, deren Muskeln die violette Luft färbte. Haarscharf fuhr ein Wagen vor die Treppe, der Prinz stieg die Stufen empor,

durch weiße Helligkeit und Lorbeergebüsch, ihm voran Lakaien mit Armleuchtern, von denen malerischer Kerzenglanz wehte.

Oben lehnte Andreas dann an einer der hohen weißglänzenden Türen mit Schlössern und Angeln von rötlicher Goldfarbe, sah an den Wänden metallisch schimmernde Stilleben, das tiefblaue Leuchten niederländischer Trauben, das rosig getönte Perlmutter von Pfirsichen, sah ein Bildnis, das Gesicht eines Infanten, blaß, schicksalsgehärtet über dem dunklen weichen Samt der Kleidung. Zwischen breiten Marmortischen und blühenden Frühlingsblumen bewegte sich die Gesellschaft, deutlich um einen Mittelpunkt gesammelt. Andreas sah Frauen, die den Brillanten den Glanz ihrer Augen und den Perlen die Blässe ihrer Haut mitteilten, und solche, die in einem ersichtlichen Pflichtverhältnis zu ihrem Schmuck standen; er sah einen Staatsmann, das Einglas im Auge, zerknitterten Gesichts, beinahe so hoch wie eine der hohen weißen Türen, Haare und Bart von der rötlichen Goldfarbe der Angeln und Schlösser; den General mit der abwärtsgesenkten giftgrünen Wolke seines Federhutes; den Prinzen, lächelnd, die Hand am Schnurrbart, um ihn eine leere Scheibe von glänzendem Parkett, und am Rand dieses Kreises, gerade noch in Hörweite, Emineh im Gespräch mit ihm, dreifarbig im Schwarz von Haar und Augen, im Elfenbein von Gesicht und Kleid und dem Nelkenrot des Mundes.

Andreas war ermüdet von dem Gewühl. Endlich fand er Lena.

Sie saß mit dem Adjutanten des Prinzen in einer Nische, einem ovalen rahmenlosen Spiegel gegenüber, in dem sich ihm, wie dargereicht in einer silbernen Schale, ein Anblick bot, der ihn ergriff durch die vollkommene Übereinstimmung der beiden Gesichter. Frage und Antwort der Natur waren sie: die schwach gefärbten Züge Lenas, die grauen, schwarzverhangenen Augen, die feine Kante der Nase — und die harten, kühnen Linien, die sich über dem hochgelben Dragonerkragen aufbauten, die tiefen Falten um die Mundwinkel, der helle durchbringende Blick.

Als habe er nichts gesucht wie den Trank dieses Anschauens, schlich sich Andreas wieder fort, die Treppen hinab über den kirchen- und gartenumstandenen Platz, in dessen Mitte die Marienstatue auf einer Wolke von Dunkelheit und Fliederduft sich erhob. Von seinem Fenster sah er noch einmal hinüber zu dem Palast, in dessen von schmiedeeisernen Ranken erfülltem Torbogen das Licht wie ein ausgespanntes goldenes Tuch glänzte; er war nicht traurig, sondern voll eines seltsamen Wissens. Nur zu schlafen vermochte er nicht. Er las, bis er die Heimkommenden hörte, bis wieder Stille im Hause herrschte und der graue Morgen die Dunkelheit aufsog.

Halb eingeschlummert hörte er eine noch nie vernommene Melodie, eine Stimme der Dämmerung, zartbewegt und süß, eine Nachtigall, die drüben im Garten des Statthalters sang.

Am nächsten Tage stieg Andreas mit Lena den Kirchberg hinan, einen jener Wege in der Stadt, die sie zuweilen miteinander gingen. Er war gereizt und ärgerlich; ihr verklärtes, durchleuchtetes Gesicht mißfiel ihm. In dem Wunsch, die Ereignisse nach seinem Sinn zu ordnen, nahm er noch kaum Angedeutetes vorweg; der General, so dachte er, würde sehr bereit sein, die Zukunft seiner Tochter in eine Form zu pressen, die eine Fortsetzung seiner eignen Daseinsform wäre; Lena würde sich von der schmeichelnden Stimme der Natur betören lassen, und für ihn selbst ginge Unausgesprochenes, kaum noch Durchfühltes und nicht zu Ende Gedachtes verloren, das aber für ihn notwendig und wertvoll war.

Langsam stiegen sie; um sie her wuchsen Häuser auf und sanken wieder in die Tiefe, jedes seine Wesenheit ausdrückend; lavendelfarbene Dächer bogen sich auf, und ihrer Stirn entsprang Gestalt um Gestalt, die mit anmutigem Umriß in den Himmel wuchs.

»Als sei es ihr Gedanke,« sprach Andreas, und sich von dem Anblick ab- und ganz Lena zuwendend, führte er aus, was ihrem Leben bisher gefehlt habe. »Die Jahre beim Großvater, die waren ein Vegetieren, ein Traumwandeln bestenfalls. Aus den alten Büchern sind dir wieder nur Bilder aufgestiegen, keine Gedanken, und was das übrige anbelangt, so ist Gespenstisches noch nicht Geistiges.« Streng blickte er sie an, als er den Schatten eines Lächelns um ihre Augen sah. »Und nun, verzeih, Lena, aber ich glaube, du bist im Begriff, dein Leben in eine Richtung zu bringen, die du nicht wieder verlassen kannst und die nicht für dich paßt.«

Lena blickte ihn an und dachte allerlei Mädchenhaftes, wovon er nichts ahnte.

Er aber fuhr fort: »Die Wahrscheinlichkeit ist Friedensdienst, Paladinentum, Dasein eines Pfeilers des wiederum von Gottes Gnaden errichteten Kuppelbaues; Unselbständigkeit und Abhängigkeit bis hoch hinauf.«

»Aber doch Abhängigkeit von einer Idee und demnach Zusammenhang mit ihr.«

Andreas blickte verstimmt auf: »Ach, Lena, du weißt ganz gut, was ich meine.«

Sie setzten sich, am Ziel angekommen, auf eine Bank. Vormittagssonne siedete um sie her, schon war die Luft durchsickert von Gewitterschwüle. Ganz leer und still lag der Domplatz da, über den Lena am Karfreitag den Prunkwagen eines Kirchenfürsten hatte fahren sehen, hinter der Glasscheibe ihres Fensters wie in

einem Reliquienschrein ein wächsernes Profil und nelkenrote Mantelfalten.

Heute stand die Domtür offen für ihre Blicke. Im tiefen Grunde des Domes glimmte, in Kerzen und Blumen, der Hochaltar.

»Zu denken, daß dies dein Ziel ist, Lena,« fuhr Andreas fort, mit dem Stock Linien in den weichen Sand zu seinen Füßen zeichnend, »dort zu stehen, bei Orgelklang und allem Glanz, den Gott, König und Vaterland für dich aufbringen können, mit dem Segen des Vaters, dem Tante Claires, aber nicht mit meinem.«

Da begann sie zu sprechen. Es sei nicht zart von ihm, über Dinge zu reden, die an sich und die ihr selbst noch unklar wären. Sodann: sie habe eben angefangen, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden, sich mit ihr zu vereinigen; wie ihre Bäume liebe sie nun die Heiligenstatuen, die alten, aus dem schweren Boden gewachsenen Häuser, die steinernen Rosen, die an ihren Stirnen hingen, die Kirchen, die Paläste; und wie sie daheim in der Natur die schwachumrissenen Erinnerungsgestalten, Sagen- und Bilderfiguren, geliebt habe, so hier die Atmenden, Lebendigen, durch die Steine wach wurden: den Vater, Emineh. Sie habe das Gefühl, daß sie in diese Umwelt gehöre, nicht nur dem Blute, auch dem Sinne nach, und da käme er und störe das alles. Er möge doch auch sie in ihr Schicksal gehen lassen. Sehr sanft sagte sie es; sie schwiegen nun beide; die Luft um sie her atmete jetzt in derselben zarten Bewegung, die in Lenas Stimme gewesen war. Sie sahen einander nicht mehr an und hefteten ihre Augen auf einen Hort des Friedens, das sonnengelbe Haus des Erzbischofs; gingen die Linien entlang, in denen schmiedeeiserne Efeuranken sich zum Balkongitter fügten; glitten an den Kreidestrichen hin, mit denen weiße Fenster- und Türrahmen die Front teilten; erfaßten die Schnörkel des geistlichen Wappens an der Gartenmauer, über die Flieder quoll, blau und weiß, in Brandung und Schaum.

Der General zur Rechten Eminehs und Lena neben dem Adjutanten ritten aus. Es ging über weiche Seitenwege, deren bläulichbraunen Sand die Hufe aufwühlten, durch Kastanienalleen, gestreift von blendend rosigen und weißen Blüten, hinaus ins flache Land. Frühlingsluft drängte sich an die Ohren der Reiter, die Sättel knirschten, in hoher, heller Bläue entquoll unsichtbarem Born das klare Lerchenlied.

In Lenas Wangen war ein warmes Rot, das wie ihr Lächeln fremd in dem ernsten Gesicht stand. Sie fühlte, daß ihr Nachbar, die Zügelhand nachlässig geschlossen, kaum auf sein Pferd achtend, ihr Bild nicht aus dem Rahmen seiner Augen ließ.

Ein königliches Sommerschlößchen war ihr Ziel. Es erhob sich, mit Doppelgiebeldach und rotgedecktem Uhrturm, aus einer Wolke von frühsommerlichem Duft, von Heliotrop und Reseden; ein Pfau zog die Farben seiner Schleppe über den Kies, und auf Glashausfenstern lag die Sonne in blanken Scheiben.

Emineh hatte von den schönen alten Wagen, die in einem Schuppen aufbewahrt wurden, gehört. Sie sprang vom Pferd und preßte das Gesicht an eine Spalte der Holzwand: sie sähe in ein Märchen, behauptete sie; goldene und silberne Gefährte stünden da, und sie sähe auch die Gespenster der Pferde, der Kutscher und der reisenden Fürstlichkeiten. Aber als die Tür aufgesperrt wurde, da weigerte sie sich, Lena und den Adjutanten, der schon bei einem der sonderbaren Wagen stand, zu begleiten; sie hätte genug gesehen, das weitere störe sie nur — sie ginge lieber mit dem General nach den Marställen. Und sie flüsterte der Freundin ins Ohr: »Schau nur, wie er dort an der verschnörkelten, vergoldeten Kutsche mit den rosigen, verblichenen Samtpolstern lehnt — ganz Kavalier der Königin. Ich sehe ihn ordentlich in weißer Uniform mit Puderlocken. Er hat ja trotz seiner Eitelkeit keine Ahnung, wie schön er ist. Und so verliebt in dich! Aber ich weiß nicht, ob ich dir dazu Glück wünschen soll.«

Lena sah ihn an. Wenn er ein Bild wäre, dachte sie, könnte ich sein Schicksal träumen und meins daran binden und den Sinn dazu. Dann, als Emineh verschwunden war, betrachtete sie die seltsam im Raume festgezauberten Gefährte: neben der goldenen eine Kutsche aus feinen Silberstrichen geformt, mit weichen Polstern von verwelktem Blau; den Reisewagen einer Herzogin, eine Schale längst vermoderten Lebens, plump und unförmig, die leere Deichsel in den dämmernden Raum gestreckt, dessen Luft weißlicher Staub erfüllte.

»Sehen Sie nur, Herr Rittmeister, die silbernen Schlittenglocken und die Kopfgestelle, Emineh würde genau wissen, welche Schimmeln und welche Rappen gehört haben.«

Aber er sah nichts an als sie, die plötzlich inmitten des stillen Raumes ein Bangen fühlte; mit unfreier Stimme sagte er: »Ihre Freundin, gnädiges Fräulein, ist sehr reizend, und ich höre ihr Lob den ganzen Tag von meiner Königlichen Hoheit; aber sie beschäftigt sich mit Dingen, die wenig wichtig sind, besonders dann nicht, wenn es sich um Angelegenheiten zwischen einem Mädchen und einem Mann handelt.«

Sie antwortete nicht, und er, mit den Augen ihre Gestalt umfassend, sprach weiter, sich kaum seiner Worte bewußt: »Ruhen Sie einen Augenblick in diesem Wagen aus«, und bot ihr die Hand, damit sie das steile, mit blaßrotem Tuch belegte Treppchen hinansteigen könne. Kaum jedoch fühlte er die vom Reithandschuh bedeck-

ten zarten Finger in den seinen, so zog er das Mädchen mit zwingender Gewalt an sich. Sie aber, von Herzklopfen fast erstickt, drängte ihn weg. Draußen, zwischen Heliotrop und Reseden, in der hellen, freundlichen Sonne, fand sie die andern.

Die Dragoner kamen von einer Morgenübung zurück. Tante Claire, Emineh und Lena sahen aus dem Fenster; die Tante auf ihrem Sockel stehend, in Nachbarschaft und Ähnlichkeit mit einer kleinen steifen rotwangigen Pelargonie. Eine schmale steile Gasse bog sich zu dem Platz auf, in einheitlicher Bildung mit sinnvoll aneinandergefügten alten Häusern, deren weißgerahmte Fenster vom Herzen buntglühender Topfblumen hinweg die Arme ausbreiteten. Aus dem Rahmen eines Torturmes, der die Gasse an ihrem Ende überwölbte, brach ein schaukelnder Zug von Farben: Wellen von goldbraunen und weißen Pferdeleibern zu einer einzigen Erscheinung zusammengedrängt, auf das Säbelzeichen des Voranreitenden plötzlich stockend, dann wieder fluthaft ansteigend und sich breit über den Platz um die Insel der Pestsäule ergießend.

An den Mützen der Dragoner steckten grüne Zweige. »Wie Birnams Wald auf Dunsinan heranrückt,« sagte Emineh, die sich von Dante ab- und Shakespeare zugewandt hatte, der es aber trotz aller Bemühung nicht gelungen war, aus ihrem Prinzen einen Hamlet zu machen. Leise sagte sie zu Lena: »Da ist er und wird gleich heraufsehen, und seine Augen werden das fragen, was bald sein Mund wiederholen wird. Und ich werde ja sagen, wenn es auch bloß zur linken Hand sein kann und er kein Märchenprinz ist, sondern einer aus der Bleisoldatenschachtel. Aber er ist lieb und gut und hat mich gern, weil ich ihn unterhalte und nichts ernst nehme. Und vielleicht bekomme ich einen Sohn, der Graf wird und im übrigen möglicherweise das, was ich nicht bin und der Prinz nicht ist. Für jeden Fall bin ich wenigstens verheiratet, und es ist eine Sensation. Gott sei gedankt, daß er gut ist, sonst könnte ich es doch vielleicht nicht, und das wäre schade.«

Wie Emineh es vorausgesagt hatte, sah der Prinz herauf und grüßte, ebenso sein Adjutant, dessen kühne, von der am Mützenrand liegenden Hand verschattete Augen Lena einen Blick zusandten, der sie traf wie ein Pfeil. Der an die Kirchenmauer brandende Sonnenschein, das Hufklappern, die Signale, die aus Säbel und Sporn aufspringenden Blitze — alles wurde ihr unerträglich.

Eisenklammern um den Kopf, lag sie dann in ihrem Zimmer, trotz Schmerz und Übelkeit dem Leben aufs stärkste verbunden, vor der bewußten Auflösung ihres Wesens in ein andres Sein — und sich deutlich an einer Wende ihres Schicksals fühlend.

In ihr klangen ferne Stimmen des Blutes, alte Soldatenlieder, taghelle Weisen, aber auch die sanften »Hymnen an die Nacht«. Bis Licht und Dunkel sich zu einem Betäubungstrank mischten und sie einschlief, Wimperschatten auf den Wangen. —

In dem Gobelinsalon des Erzbischofs waren sie versammelt: der General, die bunten Farben gedämpft durch Kerzenschein, die einzige Beleuchtung dieser Räume, eingerahmt in einen hohen und breiten Eichenstuhl mit Kissen von flandrischem Samt; der Prinz, manchmal die Lippen über einem Gähnen zusammenpressend, aber erwachend, sobald er Blick und Wort an Emineh richten konnte; der Erzbischof, hoch und hager, mit dem Profil eines Cäsars und von so farbiger Würde umkleidet, als trüge er einen Purpurmantel.

Andreas, der wachen Auges ihn betrachtete, entsann sich der lateinischen Strophen, die dieser Mann formte, deren jede in sich geschlossen war wie eine goldene Spange. Herrschend saß er da, von funkelnden Vasallen umgeben; von Rubingläsern in Metallfassung und goldtriefenden Kelchen.

Altmeisterliche Heiligenbilder waren um ihn. Wie zerrissen ist dieser grünliche Christuskopf, dachte Andreas, zerrissen von Gram und Dornen. Und als sähe er in Lenas Heimat, ließ er seine Blicke in die Gobelin-Landschaften dringen, die das Zimmer vertieften. Da war eine Eiche, die sich aus dem unendlichen Gewebe einer Wiese heraus wie ein schwarzer Strauß ins Abendrot breitete; Fäden aus Schilf, blaue Wildentenfedern, Haar des Hundes und Kleid des Jägers, durch dasselbe Mittel ausgedrückt, und über allen Farben Schmelz und Staub, der sie dem Leben entrückte.

Zum erstenmal fühlte Andreas in der Nähe dieses Mannes atembare Luft, freilich kühl, ohne die zarte Wärme, die ihn in Lenas Nähe umhauchte; seltsam verwandt fühlte er sich ihm, der wie er selbst die Hand nach der Schönheit ausgestreckt hatte. Und doch, Andreas wußte, wenn dieser Mann Stück um Stück seiner sichtbaren Umgebung entkleidet würde, er bliebe reich. Alles Liebliche, jetzt noch dem Auge mitteilbar, würde sich ihm in das unbesiegbare und unsterbliche Wort flüchten, jedes Denkmal der Schönheit würde, verbrannt, die Asche der Idee zurücklassen. Einer der lateinischen Verse fiel ihm ein, der von dem Schädel, dem köstlich geschnitzten elfenbeinernen Becher, dessen vergeistigter Inhalt köstlicher noch ist als er.

Sie, zu deren Reiz seine Gedanken zurückkehrten, saß in lebendigster Anmut nahe von dem, den er für sie fürchtete. Schon sah er das Bild des einen in das des andern gelöst, von

Kerzenlicht und Mond gleicherweise beleuchtet. Denn die Fenster und Balkontüren standen weit offen, Rahmen um Bilder grünlichen Mondscheins; draußen auf dem leblosen Platze blühten die Akazien in mondfarbenen Trauben, aus denen sich unaufhörlich ein Trank berauschenden Duftes preßte; Andreas hörte Eminehs begeisterte Stimme, die auf Palast und Kloster wies, auf deren verhauchende Umrisse mit den von verfließendem Silber geränderten Wappen und Kreuzen und den himmelan verschwebenden Heiligengestalten.

Was Lena sprach, konnte er nicht hören, aber er wußte es wie sie — dieser Abend war ein Letztes, so oder so; sie fühlte und er folgerte es. —

Der Prinz, umgeben von den wenigen Menschen seines vertrauten Umgangs, hatte vorgeschlagen, den kurzen Heimweg zu Fuß zu machen, und ging mit Emineh voran, ehrlich und weltfremd ihrem Zauber hingegeben; Andreas folgte mit dem General, gebunden und doch freien Kopfes — wie ein seine Lage ganz klar übersehender Gefangener, dachte er —, und endlich Lena mit dem Adjutanten.

Sie gingen den Weg, den sie oft mit Andreas gemacht hatte, vorbei an einer langen Gartenmauer, über die silberglänzender Efeu hing und hellgraue Hohlziegeldächer sahen; vorbei an tiefen Ecken, in denen die Schatten zusammenstießen, über einen Flußlauf, in dem der Mondschein hinglitt wie ein Schwan.

Am Ende des schwarzen Laubenganges, der sich, die schmale steile Gasse begleitend, auf den Platz mit der Mariensäule löste, blieb der Offizier stehen.

Unerträglich war ihm das Beisammensein mit Lena in Gegenwart der andern geworden, und während die Vorausgehenden schon das beleuchtete Rund betraten, in dessen Mitte die Figur, im hellen Licht wahrhaftig ein Turm von Elfenbein, einsam schimmerte, zog er das Mädchen mit unwiderstehlicher Gewalt in seine Arme und küßte sie auf die vom Blut nur leise durchhauchten Lippen. Kaum aber hatte er sie berührt, fühlte er, über sich selbst erstaunt, in halber Scheu und mit Herzklopfen den Zauber der Jungfräulichkeit, fühlte, ganz ihr zugeneigt in den letzten Wochen und in Gedanken ihr immer nah, auch jetzt ihre zarte, aber unerbittliche Abwehr. Während der wenigen Schritte, die sie noch vom Hause trennten, und die er, verwirrt und bewegt, an ihrer Seite machte, sah er in ihre Augen und las in ihnen nicht mädchenhafte Demut, auch nicht Herbheit und Empörung; sie hatten nicht geheuchelt, als sie ihm gelächelt hatten, sie logen auch jetzt nicht, als sie ihm sagten, daß sie sich getäuscht habe, daß ihr etwas an ihm fehle und daß der Sinn ihres Daseins nicht an seinem Herzen liege. —

Von einem Winkel der Terrasse aus sah sie am nächsten Vormittag durch den Rahmen des weit offenen Fensters im Zimmer des Generals seine Gestalt und die des Adjutanten; sah ihr Schicksal noch einmal in die Form einer Frage gepreßt, deren Beantwortung schon gegeben war. Der Vater stand da, das Gesicht noch greller gerötet als sonst, gekleidet in bunte, vom hellsten Sonnenlicht noch gehärtete Farben, aber auch in selbstverständliche blanke Würde, die jede Bewegung des einfachen Mannes umhüllte. Der andre blickte ihm gerade in die Augen, das blonde Gesicht luftgebräunt, von Leidenschaften gezeichnet und heute von Ernst verschattet; den von Goldflut übersponnenen Helm im Arm, eine glatte Erscheinung, in der Kraft schlief wie in einem Säbel.

Mit dem seltsamen Nachdruck eines letzten Males prägte sich ihr das Bild ein, und sie nahm Abschied von einer Unerfülltheit, von einer Unerfüllbarkeit, bewegt von dem Widerspruch ihrer Empfindungen: nichts, was von ihm kam, hatte ihren Geist berührt, auch nichts das Herz, aber ihren Augen, das wußte sie, würde er unvergeßlich sein. Und so lange sah sie hinüber, bis ihre Tränen einen Schleier vor das Bild zogen. —

In die Öde ihrer nächsten Tage kam äußeres Geschehen.

Der General, andern ebenso vertrauend wie sich selbst, hatte, allen Warnungen zum Trotz, einen seiner Paladine verteidigt und gehalten, bis ihm endlich Zweifel aufstiegen mit der jähen Gewalt eines Gewitters, bis sich sein zuversichtliches, gerades »Das gibt es nicht!« in ein bebendes, schwankendes, schließlich zerbrechendes »Das gibt es doch!« verwandelt hatte. Bild auf Bild zog nun an Lena vorüber, von ihr mit wachsendem Mitleid geschaut, während die Empfindung für den Wert des Verlorenen schmolz; so sah sie das Herabsinken von der Stellung eines Gebietenden in das bescheidene Dasein des Bürgers, das Erlöschen der Farben und des Waffenglanzes; das Hohlwerden der Tage, die, ihres eigentlichen Inhalts beraubt, mit spielerischem Betrug auszufüllen waren; die Trennung von den Kameraden; kein Voranreiten nach Walhall, wie er es auf dem Schlachtfeld einmal erhofft, wurde dem Vater zuteil, sondern ein Vorangehen ins Wesenlose, ins Nebelgrau öder, langweiliger Jahre; die Trennung von den Pferden endlich, den treuen Gefährten, geliebt und gekannt in jeder Muskel ihres Leibes.

Es tat Lena leid, in Andreas' Gesicht das zu lesen, was sie selbst fühlte; ihr waren alle diese Verluste nur um des Vaters willen schmerzlich, und sie freute sich, dem großen nüchternen, hellen Gebäude mit dem Lärm von Sporn und Säbel zu entrinnen in ein kleines stilles Heim.



Arthur Riedel: Märchen

Sie fanden es in einem alten Hause an der Wurzel einer sanft bergan wachsenden Gasse; unter einem vielfach gewundenen und gebogenen Dach mit Hohlziegeln von der Farbe welker Rosenblätter. An einer der Wohnungstüren, hellglänzend auf dem glatten Weiß, stand alsbald der Name des Generals, ohne jeden Titel, neben einem altmodischen, aus dicken blauen Perlen geflochtenen Glockenzug; man sah auf viele offene geländerumgebene Gänge, über breite Blattpflanzen hinweg in die Dunkelheit fremder Zimmer.

An der Treppenbiegung hing in einer Nische eine Christusgestalt. Wie schön ist, dachte Lena, der blaue Widerschein des Maueranstrichs auf dem bleichen Körper, und wie gleicht die kleine Flamme des ewigen Lichtes in dem trüben Ölsumpf einer Seerosenknospe.

Die Räume des Generals gingen nach der schmalen Gasse, wo in Sonnenstreifen, ungehindert von Wagen, die Kinder mit bunten Steinkügelchen spielten.

Tante Claire richtete ihr Zimmer mit derselben Ruhe und Treue ein, mit der sie ihrem Bruder seit Jahren durch Städte und Städtchen gefolgt war; ihr Fenster, an dem wieder die kleine Pelargonie augenblendende Flecke von Rot auf die bläulich ausgespannte Luft malte, ging auf ein Gärtchen, das, wie mit der Schere zu Kieswegen und Beeten zerschnitten, von den rosenfarbigen Papierblättchen der Monatsrosen und von silberglänzenden Glaskugeln geschmückt wurde.

Andreas' und Lenas Zimmer aber, benachbart, nicht weit voneinander entfernt wie in dem großen Hause, sahen in einen verwilderten bergansteigenden Garten, den Steinterrassen gliederten; an den Biegungen ihrer Geländer hoben sie Urnen in die Höhe, und die schöngeschwungenen Treppen bargen in ihren Nischen, unter einem Mantel von Rosen, anmutige Göttergestalten: eine Aphrodite mit gelblichen Sandsteinlocken, eine Athene mit zerbröckeltem Schild, die Gruppe von zwei zart Vereinten, Eros und Psyche.

An einem der ersten Abende kam Lena zu Andreas. Sie hatte ihn in der letzten bewegten Zeit kaum gesprochen; nun setzte sie sich auf die Brüstung seines Fensters. Draußen blühte langsam eine warme und süße Nacht auf wie eine blaue Blume; aus einer der kleinen Wohnungen kam über breitblättrige Topfpflanzen hinweg die Stimme einer Geige.

Andreas lehnte an seinem Schreibtisch, sie sprachen über den Vater.

»Er tut mir so leid,« sagte Lena, »ihm ist nichts geblieben.«

»Natürlich, weil er mit dem Sinnenhaften, nicht mit dem Sinnvollen seines Daseins lebte — jetzt, wo die Form zerbrochen ist, zerrinnt ihm der Inhalt. Der könnte ihm nur von einem ihm ganz Nahestehenden wieder zusammengefaßt werden, von einem, der beinahe er selbst wäre, von einem Sohn seines Blutes oder seiner Wahl. Aber das ist ihm versagt.«

»Durch dich,« bemerkte Lena traurig.

»Durch mich, aber auch durch dich,« entgegnete er, und, das erstemal mit ihr allein seit dem Vormittag auf dem Kirchberg, sah er sie an, wie er sie noch nie angesehen hatte. Es war etwas wie Machtbewußtsein in dem Blick seiner blauen, von den feinen Adlerflügeln überspannten Augen.

Und er sprach zu ihr wie die Stimme ihres Inneren, der sie gefolgt war; er sagte, daß sie nicht dazu geschaffen sei, dem Natürlichen blind nachzugeben. »Ich gebe zu,« bemerkte er, »daß der in den Bereich deiner Hand geschobene Trank hätte berauschend sein können — ihn zu genießen wäre aber deiner nicht würdig, und auch die nachfolgende Ernüchterung wäre ein Gefühl — zu grau und häßlich für dich.«

Die Abendschatten erfüllten das Zimmer wie mit immer dichterem Nebel; sie konnte ihn, der ihr ganz nahe stand, kaum mehr sehen, und es war, als sei nur noch seine Stimme im Raum, die von dem Glück vollkommener Freiheit, auch der Natur gegenüber, sprach; von der sinnenhaften Erscheinung, die wert sei, verachtet zu werden, nachdem man aus ihr den Honig des Gedankens gepreßt hatte; von einer Liebesform endlich, die vom Irdischen nur noch den Duft und die Süße habe.

Und nun gelte es, ein andres Leben zu beginnen; nicht ein äußerliches, wie das der letzten Zeit — auch nicht ein Traumdasein, wie das beim Großvater. »Der Rahmen für dieses ist leider gegeben,« sagte er, »ein weltverlorenes Haus, das mir allerdings für meine Arbeit sehr recht ist; der Rosengarten mit den barocken Göttern und die gefühlvolle Geige.«

Er sah mißbilligend hinaus, wo die Sandsteingestalten, die lockige Aphrodite, die schildumspannte Athene und die zart Vereinten, Eros und Psyche, mit der blauen Dunkelheit verschmolzen.

Lena aber fühlte immer mehr, wie ihr Leben von dem Ort seines Ursprungs hinwegglitt; ehe dies weiterhin geschah, kam noch ein Gruß und Abschied aus ihrer letzten Umwelt: Emineh.

Sie stand, weiß gekleidet bis zu den schmalen Schuhen, vor der niedrigen Tür mit dem Messingschild und dem Glockenzug aus blauen Perlen und dann in Lenas Zimmer inmitten der alten Mahagonimöbel von der Farbe blühenden Goldlacks.

Andreas kam herüber, denn Emineh wollte auch von ihm Abschied nehmen. »Es ist nun so weit, wir heiraten, und ich werde wirklich Prinzessin Emineh, wenn auch ohne Holzgitter

und Jasmin und nicht offiziell. Und dann gehen wir in die Verbannung, aus der er, wenn es Zeit ist, wieder hervorgeholt wird; ich bleibe drin, aber ich will mich auch dann wie bisher an allem, was ich sehe, erfreuen. Doch jetzt möchte ich etwas von euch wissen. Der General — nun, das kann ich mir denken. Tante Claire ist dieselbe, natürlich, und ihr Sockel ist noch vorhanden. Aber du, Lena, und Sie, Andreas?« Und sie sah von einer der feingliedrigen Gestalten zur andern, ein Staunen in den flüssig schimmernden schwarzen Augen. »Ihr seht euch jetzt irgendwie ähnlich, ja, es ist so. Was wird aus euch werden? Andreas braucht nicht weit zu gehen, den kann ich mir ganz gut in seinem gegenwärtigen Zimmer vorstellen, mit wachsender Gelehrsamkeit und Weisheit und schwindender Neigung, zum Fenster hinaus und in den Barockgarten zu schauen. Zum Schluß kommt Schlafrock, Pfeife, und das Bild von — mir fällt der Name des Malers nicht ein, aber ihr wißt schon — ist fertig. Aber du, Lena? — Jetzt muß ich übrigens gehen.«

Im Vorzimmer umarmte sie die Freundin, und ihre Augen flossen von Tränen über wie sonst von Lächeln. »Mir ist leid um mich, Lena, aber nicht so sehr, lange nicht so sehr wie um dich.« — — —

Andreas aber nahm Lena an der Hand und führte sie immer weiter fort von dem, was sie kannte, in eine Welt verschlungener Gebilde, deren Wurzeln, einst die Verbindung mit dem Leben, längst durchschnitten waren.

Er breitete seine Arbeit vor ihr aus, erzählte ihr von der Zeit, wo er, in dem Archiv einer kleinen belgischen Stadt, Napoleonische Briefe durchforschte; berichtete von der Enttäuschung, die ihn befallen hatte, als er zuerst ein Blatt mit den Schriftzügen des Kaisers berührte; als sich ihm die in Gedanken festgebildete Gestalt in Wirklichkeiten zu zerkleinern begann.

Lena stellte sich seine Arbeitsstätte vor: einen barocken Bau, schmiegsamen Stuck, von Künstlerhand geknetet; die Stadt, tot und doch unheimlich lebendig in dem räumlichen Aneinanderstoßen der Zeiten; da stand, wie Andreas erzählte, eine schwarze Kapelle aus einem frühen, ungefüg formenden Jahrhundert, in der ganz dunkles Blut einer ewigen Lampe auf die Steinstufen des Altars tropfte, neben einem klaren Renaissancepalast vom Ebenmaß eines Sonetts. Die ganze Stadt sei durchkreuzt von schmalen, geheimnisvollen Wasserläufen mit verzauberten Schwänen und durchwandelt von märchenhaften Gestalten schwarz gekleideter Frauen mit leinenen Hauben, auch sei ein Kirchlein da, bunt und üppig wie ein Blumenbeet, und darin eine italienische Pilgerin, eine kleine Madonna aus weißem Marmor, von Michelangelo.

»Es ist sonderbar, aber mir kommt es jetzt vor, als hätte ich dich da zuerst gesehen, Lena,« sagte Andreas, »und auch scheint mir in der Erinnerung nun alles viel lebendiger. Damals dachte ich nur an meine Briefe und Aufzeichnungen und war erst zufrieden, als ich in Gedanken alles auf einem Scheiterhaufen verbrannt hatte und die Gestalt Napoleons wieder in geistige Linien auflösen konnte; natürlich habe ich noch lange mit der ganzen Sache zu tun, ich muß Ackerland, Saat und Ernte schildern und das höchst klägliche Stoppelfeld. In letzter Zeit war ich zerstreut, aber hier werde ich ruhig arbeiten können. Der General läßt mich in Frieden, Tante Claire sorgt für uns alle, und du, Lena, kommst abends herüber, und ich lese etwas aus dem vor, was ich tagsüber geschrieben habe.«

So geschah es; und während Gewitterwolken über dem Garten hingen, schwerlockig wie das Haar der Aphrodite, zusammengeballt wie Athenes Schild und ineinanderfließend wie die Umrisse von Eros und Psyche, den zart Vereinten, saß Lena in einem Schattenwinkel des Zimmers und hörte Andreas' Stimme zu, die aus der Gestalt, deren Irdisches im Invalidendom vermoderte, das Unsterbliche löste.

Manchmal irrten ihre Gedanken ab, dann war sie wieder daheim, in dem alten Hause, an dessen Schwelle sie erwartungsvoll und sehnsüchtig gestanden hatte, dann wieder in der vor kurzem verlassenen Umwelt, deren Speise und Trank sie hungrig und durstig gelassen hatte, und deren lebendig übriggebliebene Erscheinungen als Erinnerungsbilder sie umgaben.

Sie war wieder sehr allein — nur Andreas war da. Sie sah sein Gesicht, von Licht und Schatten geformt, die Hand, die wie aus feinem Marmor gebildet auf den Blättern lag, und zarte Gedanken, ungelenkt, ungeformt und unbewußt wie die des Traumes, zogen durch ihren Sinn. Einer davon war: Nimm nun auch, wie du meine Hand in deine nahmst, mein Herz an deins.

Stunde um Stunde, Woche um Woche verrann; für ihn in ruhigem Glück, für sie in Schwanken und Unrast, in Rückblick auf Verlassenes und Sehnsucht nach Unerreichtem.

Da bat Andreas eines Tags, seinen Lehrer bringen zu dürfen, und sagte: »Er ist augenblicklich sehr mit mir verbunden, da ich mit meiner Forschung zeitlich in der Nähe des Gebietes bin, in dem er sich aufhält. Ich wäre begierig, zu sehen, welchen Eindruck er auf dich macht. Du lebst jetzt so einsam — am Ende glaubst du, die Welt hätte kein andres Gesicht als das meinige.«

Sie empfand es als Wohltat, von dem abgelenkt zu werden, was täglich mehr ihr Herz bewegte, und stand eines Abends erwartungs-

voll in dem niedrigen Wohnzimmer, an dessen Teetisch eine altmodische Lampe brannte. Tante Claire hatte diese Gefährtin ihrer Jugendzeit hier freudig wieder hervorgesucht und saß jetzt hinter dem großen Teekessel, der eine Schale voll Licht war, gleichmütig mit dem glitzernden und leise klappernden Auf und Ab ihrer Stricknadeln beschäftigt, der neuen Erscheinung ebenso pflichtgemäß gewärtig wie einst der bunten Scharen im Hause ihres Bruders. In dem mit Ausnahme des Tisches nur schwach erhellten Zimmer hingen Bilder wie von Wehmut und Dämmerung verschleiert: naiv blickende hochstirnige Frauen und unbeholfen gemalte Uniformen, standen die Fenster weit offen nach dem Barockgarten, der eine Urne voll Rosenduft war, und nach einem Abendhimmel von schwerem Blau.

Lena in ihrer verschleierten Anmut, Gesicht und Kleid nur leise getönt vom Schein der ruhig und goldig brennenden Lampe, wendete die grauen, schwarzverhangenen Augen dem Eintretenden zu; neben ihr stand Andreas, ihr seltsam ähnlich in der Vergeistigung der Züge, wenn auch verschieden von ihr durch die Klarheit des Blicks, der sich jetzt in freudigem Aufleuchten erwärmte. So sah der Professor die beiden schicksalshaft zusammengefaßt von den gleichen Lichtern und Schatten des Zimmers.

Mit seiner stillen Liebenswürdigkeit fügte er sich in den Kreis, entwaffnete langsam den etwas mürrischen General, war höflich mit Tante Claire, hörte dem wenigen, was Lena sprach, mit achtungsvoller Güte zu und enthielt sich in Rücksicht auf die andern eingehender Gespräche mit seinem Schüler.

Als er gegangen war, als der General und Tante Claire sich zurückgezogen hatten, hielt Andreas Lena noch fest, begierig nach ihrer Meinung über den Gast.

»Er schreibt ein Buch über Gentz, sagst du,« bemerkte sie, »nun, ich finde, daß seine Diplomaten bei ihm auch die äußere Erscheinung beeinflußt haben. Er hat etwas von einem Gesandten oder einem Minister vor hundert Jahren, und zu seinem Elfenbeingesicht gehört ein Spitzenjabot und vielleicht eine kleine diamantengeschmückte Schnupftabaksdose, Geschenk eines Souveräns.«

»Urteile doch nicht so oberflächlich wie Emineh,« sprach Andreas ungeduldig, »es kommt doch nicht auf Äußerlichkeiten an.«

»Er ist sehr gut und hat ein Herz für andre. Klug ist er auch, aber nicht von sich überzeugt — ich denke mir, daß er an sein Werk hingegeben ist, wie es eine Frau an einen Mann sein kann.«

»Das ist wahr,« bemerkte Andreas und dachte: Gentz hat ihn, Napoleon aber habe ich.

Doch gleich darauf schämte er sich dieses Gedankens und hörte Lena zu, die fortfuhr: »Sehr vornehm ist er — und dabei schüchtern — alles in allem: ich würde mich freuen, wenn er wiederkäme.«

»Er kommt gewiß und wird auch entzückt sein, den Garten bei Tage zu sehen. Denn da ist Gentz oft gelustwandelt, und in dem großen Hause jenseits hat er merkwürdigerweise gewohnt. Und der Professor, im Gegensatz zu mir, lebt genug mit dem Sinnenhaften, um sich daran zu freuen, daß der Degen seines Helden an die Sandsteinstufen dort unten geklappert hat und seine Augen auf den Göttinnen, vornehmlich auf der Aphrodite, geruht haben. — Gewiß kommt er wieder.«

Und er kam, und es wurde ein äußerlich stiller, kalter, aber innerlich bewegter Herbst und Winter in dem kleinen Hause, aus dem man nur selten herausging und zu dem nur wenige den Weg fanden.

Der General befreundete sich allmählich mit dem Professor; in den historischen Gesprächen klirrten zwar auf seiten des Offiziers allzu laut die Waffen der Gegenwart; der Gelehrte verstand es, ihn auf ein Feld zu bringen, auf dem er sich gern bewegte, das Feld der großen unglücklichen Schlacht, die er mitgemacht hatte. Tante Claires weißes Damasttischtuch wurde das Gelände, auf dem die Stellung jenes Tages bezeichnet wurde und sich wiederholte durch friedliche Geräte, wie wappengeschmückte Teelöffel und goldblinkende Obstbestecke; hie und da nahm an diesen Kämpfen ein alter Kamerad teil, dem General ähnlich an Miene und Benehmen; oder Tante Claire erhielt Besuch von Freundinnen: die eine trug unförmigen, altertümlichen Goldschmuck, der die Blicke unbarmherzig anzog, die andre neigte ihr Profil, das dem der Maria Theresia glich, über bunte Wollstickereien, deren Knäuel die Hunde hin und her zerrten.

Andreas hielt sich sorgsam am Rande dieses Kreises, ungeduldig den Augenblick erwartend, bis ein Gespräch mit Lena oder dem Professor oder mit allen beiden möglich war. Lena gegenüber erfüllte ihn nach wie vor heitere Ruhe; in die trockenste Arbeit hinein goß der Gedanke an ihre Nähe Leben; daß sie seinem Lehrer wohlgefiel, sah er, aber ebenso, daß sie mit keiner Bewegung aus ihrer umschatteten und zurückhaltenden Anmut heraustrat.

Tante Claire hatte, bei ihren Unterhaltungen mit der goldschatzgeschmückten Freundin und mit der von bunter Wolle wie von Herbstfäden Umhangenen, in Erfahrung gebracht, daß der Professor vor kurzem langjährige Beziehungen zu einer schönen Frau abgebrochen habe.

Bei einer ihrer abendlichen Lesestunden sprach Lena mit Andreas darüber; er sagte: »Ich habe mich nie darum gekümmert; diese Seite seines Wesens ist mir gleichgültig.«

Lena aber, die sich, innerlich frierend, in die Nähe dieses Mannes geflüchtet hatte, bemerkte: »Daß er sie nicht längst geheiratet hat, ist gewiß aus irgendwelchen zwingenden Gründen geschehen, denn er ist die Ehrenhaftigkeit selbst; daß sie ihn zu fesseln vermochte, kann ich mir ganz gut denken; er ist ein klein wenig empfindlich und ein klein wenig pedantisch, und sie hat es wohl verstanden, diese beiden Eigenschaften zu schonen. Überdies war sie schön. Aber das Ende, falls er es veranlaßt hat, ist mir unerklärlich bei seiner Güte und Großmut.«

Als sie ihn das nächste Mal sah, wurde es ihr deutlicher: er war ein Mann der Ordnung, der seinen Lebensweg so gehen wollte, wie es die Natur und die Moral verlangten, und als er, freilich spät, zu diesem Bewußtsein seines wahrsten Wesens kam, war sein Blick auf sie gefallen — sie fühlte es mit Schrecken. —

So vergingen die Tage, bis tiefer Winter und Schnee die Bewohner des stillen Hauses noch mehr zu Gefangenen machten, als es im Sinn und Wunsch eines jeden lag. Weiche, weiße Streifen, die Linien der Schönheit zart betonend, begleiteten Geländer und Simse; königliches Weiß von Hermelin und Lilien erfüllte den Garten.

Da kam einmal der Professor zeitiger als sonst. Lena sah die schlanke dunkle Gestalt durch den Schnee gehen, hörte die Schritte auf der alten Holztreppe, den zerbrochenen Ton des Glockenzugs, und alles, Anblick, Geräusch und Klang, waren ihr wie ein Schicksal. Tante Claire, noch beschäftigt, bat sie, den Gast zu empfangen, der General und Andreas waren abwesend. Im Zimmer mit den alten Gerätschaften brannte schon die Lampe, und Wärme spann von der Kunkel des weißen Ofens.

Lena überfiel plötzlich eine Empfindung des Gefangenseins, des Erstickens in diesem Leben und in diesen Räumen, und der bewegte Ausdruck scheuer Angst war noch in ihrem Blick, als sie dem Professor die Hand reichte.

Der hielt die zarte Hand, die ein lebendiges Teil ihres Selbst war, fest und sagte ihr in Worten, die sich drängten in der Furcht vor dem Gestörtwerden, wie sie sein Herz und seine Gedanken täglich mehr erfülle, wie er sich ein ferneres Leben ohne sie nicht mehr vorstellen könne, wie sehr ihn der Wunsch, sie ganz sein zu nennen, beherrsche. Sätze, denen Lena, befangen wie ein kleines Mädchen, nichts entgegenzuhalten wußte als ein schüchternes »Sie kennen mich ja nicht.«

»Doch, ich kenne Sie,« lächelte er, und sein feines Elfenbeingesicht durchschimmerte eine große Güte und Liebesfülle.

In ihrem Sinn liefen noch einmal rasch alle Vorstellungen, alle Gedanken dieses langen Winters ab: das Unausgesprochene, leise Gefühlte, nicht zu Ende Gedachte; ein stummes Warten auf etwas, das nicht kam; ein Lauschen auf innere Stimmen, auf sanfte Lieder, aber auch auf das Klopfen eines stolzen Blutes; eine immer stärker werdende Empfindung der Leere und Öde, der Angst endlich — der Gedanke von vorhin mit erneuter Kraft. Hier war die liebevolle Hand, die sie hinausführen sollte, dem Sinn des Daseins zu; hier war für sie, nach der raschen heißen Versuchung, Herz und Verstand zu betäuben, die ihr genaht war, alles bereit, was auch bei klarer Besinnung Glück verhieß, ein edler Geist, ein edles Herz und eine edle Gestalt. So lächelte sie ihm zu mit ihren von unbewußter Wehmut umschatteten Augen und duldete es, daß er sie auf die vom Blut nur leise durchhauchten Lippen küßte.

Dann aber, nachdem er noch das erste Du von diesen Lippen erbeten hatte, drängte sie ihn fort. »Komm erst morgen wieder, zum Vater und zu den übrigen.«

»Aber Andreas, der sich so freuen wird —«

»Laß mich's ihm sagen.«

Und er ging, wie sie wollte; eine dunkle Gestalt durch den abendlich verblassenden Schnee. Sie aber schaute ihm nicht lange nach, sondern horchte auf das Heimkommen Andreas'.

Dann klopfte sie bei ihm an; er sah ihr erstaunt entgegen, sein kühles geschlossenes Gesicht mit den blauen Augen war scharf von der Schreibtischlampe beleuchtet.

Sie setzte sich, weil sie plötzlich ein Versagen aller Kräfte fühlte.

Und dann sagte sie es ihm.

Er stand da in einer großen, ungläubigen Überraschung, aus der Ärger wurde und endlich ein vorwurfsvoller Kummer; dann bestürmte er sie wie ein Knabe: »Du willst mich verlassen, du? Hast du ihn denn gern, Lena?«

»Ja, und er glaubt, daß du dich freuen wirst. Und du sollst es auch, denn diesmal kannst du nichts einwenden.«

Sie sprach matt und verschmähte es, ihm weiterhin mit seinen eignen Worten zu beweisen, daß sie recht tue; er aber faßte sich, versteinte sein Gesicht in Stolz und Trotz und versuchte es, einige Worte hervorzubringen, die sie stumm ins Leere fallen ließ.

Dann stand sie auf und ging, von ihm begleitet, zur Tür. Dort aber verließen sie wiederum die Kräfte, schwankend lehnte sie sich an ihn und flüsterte: »Ach, Andreas, du bist doch mein Bruder, warum hast du mir nicht früher geraten?«

Er löste sie von sich, sehr zart und sanft jetzt, und sah sie an, erschrocken, denn in ihren Augen stand der Anfang einer Sünde.

(Schluß folgt.)

Meine Kindheit

Erinnerungen einer Siebzigjährigen

Von Ossip Schubin

I

Geboren wurde ich am 17. Juni anno Domini 1854.

Meine Mutter pflegte zu behaupten, daß ihr mein Einzug in die Welt gar keine Mühe gemacht habe; ich sei so von einem Augenblick zum andern, geradezu übermütig ins Leben hineingesprungen, fast ehe sie dessen gewahr worden, im vollen Mittagssonnenschein eines schönen Sommertages, aber, wie das im Juni so häufig der Fall ist, zwischen zwei Gewittern: ich mag von beiden, vom Sonnenschein wie von der Gewitterluft, etwas abbekommen haben.

Da ich die zweite Tochter des Hauses war, so löste mein Erscheinen keinerlei Enthusiasmus aus. Ein paar ungewöhnlich schöne blaue Augen mit schwarzen Wimpern und das (später leider uneingelöst gebliebene) Versprechen körperlicher Anmut versöhnte im Verlauf meiner ersten Kinderjahre meine Familie mit meinem Dasein. Ich verbrachte diese Jahre in dem Hause meines Großvaters mütterlicherseits, das zwar mordshäßlich war, ein großer, blaurosa angestrichener Kasten mit herkömmlichen Stuckschnörkeln um die Fenster, doch immerhin eine recht ungewöhnliche Eigenschaft besaß: äußerster Ausläufer einer langen Häuserreihe und tatsächlich fünfeckig, hatte es eine vierseitige Front.

Die eine Front blickte über einen uneben gepflasterten, in unregelmäßigem Viereck umbauten Platz auf ein düsteres Gebäude mit einer kleinen Statue in dem altmodisch geschweiften Giebel, ein ehemaliges Kloster, in dem später eine Zeitungsredaktion eingerichtet worden war. Links schief abbiegend, guckte die zweite Front in die alte Postgasse hinein, wo in den oberen Stockwerken der kleine Mittelstand seine Dürftigkeit verschämt hinter gesteiften Mullgardinen und selbstgezogenen Geranien in grünen Blumentöpfen versteckte, während im Erdgeschoß das Volk sein Elend mit fast zynischer Unbefangenheit preisgab. Rechts vom Annaplatz, also der Postgasse parallel, starrte man aus dem Hause meines Großvaters über die schmale Coloredogasse geradeswegs in die Fenster eines sehr alten vornehmen Adelspalastes, dann, scharf um die Ecke biegend, kam die Hauptfront. Die blickte weit hinaus, über den Franzenskai, hinüber über die breite, inselgeschmückte, feierlich hinrauschende Moldau auf den Hügel, wo die alte Königsburg, der Hradschin, zwischen einem Hofstaat von Kirchen und Palästen thront, blickte in die historische Vergangenheit von Prag und in die weite Welt.

Vielleicht genießt kein zweites Haus meiner alten Vaterstadt eine schönere Aussicht, gewiß keins, das auf der rechten Moldauseite steht. Außer den vier Fronten und der herrlichen Aussicht ist dem Hause nichts Besonderes nachzurühmen, was mir leid tut, da es ausdrücklich für meinen Großvater und unter seiner Aufsicht erbaut worden ist. Ich hätte meinem Großvater gern einen besseren Geschmack nachgerühmt.

Da keiner seiner Erben eine Vorliebe dafür an den Tag legte, ist das Haus nach seinem Tode verkauft worden, und zwar an einen Grafen Deym.

Ich denke, daß ich durch mein Geburtshaus unwillkürlich beeinflußt worden bin. Ich habe mein Lebtag die Welt von vier verschiedenen Fronten angesehen.

Meine Mutter?

Alle, die sie in ihren späteren Lebensjahren kennengelernt, auch die wählerischsten und sachkundigsten, behaupten, sie habe nicht nur zu den geistvollsten, sondern auch zu den anziehendsten alten Damen gehört. Doch hat sie viele Jahre dazu gebraucht, das Stadium der Vollkommenheit zu erreichen.

In ihrer Jugend soll sie entzückend gewesen sein, in mittleren Jahren war sie sehr erregbar und heftig, ungerecht und übertrieben in ihrer Güte wie in ihrem Zorn und leider ebenso unvernünftig wie geistvoll. Und doch verdanken wir es nur ihrer glorreichen, keine Wahrscheinlichkeiten berücksichtigenden Unvernunft, daß wir uns aus dem kläglichsten Alltag, in den uns das Schicksal hineinzudrängen schien, in eine wirklich interessante Existenz hinaufarbeiten konnten.

Meine erste Erinnerung an sie ist die an eine blasse junge Frau mit langen romantischen Wellenscheiteln und wundervoll leuchtenden dunklen Augen (nur bei Theodor Mommsen habe ich noch solche Augen gesehen), an eine Frau, die ein Kind, meinen kleinen Bruder, auf den Knien wiegend, leise vor sich hinsummte:

»Malbrouck s'en va-t-en guerre,
Qui sait, quand reviendra ...«

Mit diesem Liede hat sie uns, wie sie mir später erzählte, alle drei nacheinander ins Leben hineingesungen, und mich hat der traurige Kehrreim des französischen Volksliedchens bis in mein Alter hinein als eine Art Leitmotiv meiner Tage verfolgt.

Mehr oder minder sind wir alle Malbroucks, die in den Krieg ziehen, den großen Krieg unsers Lebens, den jeder auskämpfen muß, wie er kann.

Mein Vater?

Der denkbar schärfste Gegensatz zu meiner fürchterlich gescheiten (ich wähle das Beiwort mit Absicht), fieberhaft energischen,

von übertriebenem Betätigungseifer verfolgten Mutter.

Sein Vater war Oberamtmann, geborener Karlsbader, seine Mutter ein Fräulein Mikowska, Urslawin. Mein Vater ist ihr nachgeraten und hat (wie übrigens auch meine Mutter) bei streng loyaler Gesinnung bis an sein Lebensende zu den Slawen gehalten, obzwar er deutsch war und zum großen Teil in Wien studiert hatte.

Im Gegensatz zu meinem Großvater Kirschner, der, ein braver, vernünftiger, aber sehr schwerfälliger Mensch, die Verkörperung des unbiegsamen, eigensinnigen, beschränkten und rechtschaffenen Deutschböhmen darstellte, war mein Vater von übertriebener slawischer Weichheit; der Anstrengung fähig, aber zur Gleichgültigkeit geneigt, dabei von sehr einnehmendem Äußeren, mittelgroß, mit schlichtem schwarzem Haar und blauen Augen in einem länglichen regelmäßigen Gesicht; nur die schmale Nase war ganz leicht aufgestülpt.

Trotz seiner schönen Erscheinung machte er mir neben meiner sehr bedeutenden Mutter einen minderwertigen Eindruck. Viel später erst sagte ich mir, daß ich ihn ungerecht beurteilt hatte. Seine weiche, unselbständige Natur ist einfach neben der stürmischen Überlegenheit seiner Frau nicht zur Geltung gekommen.

Ursprünglich ein vorzüglicher Beamter, und zwar Assessor beim »seligen Landrecht«, einer vormärzlichen Institution, die damals die Quintessenz junger juridischer Beamtenvornehmheit in sich vereinigte, erlahmte sein Eifer, als das Landrecht aufgehoben und durch weniger exklusive Einrichtungen ersetzt wurde; deutlicher gesagt, als der böhmische Grundbesitz sich darein fügen mußte, nicht mehr durch eine Sonderbehörde in seinen »Rechten« vertreten zu werden.

Nach längerem Hinundherzögern entschloß er sich zur Landwirtschaft. Damals verließen wir unsre hübsche Wohnung mit der romantischen Aussicht auf den Hradschin und zogen auf den Smichow, eine Vor-, jetzt Nebenstadt von Prag, die damals noch kaum existierte, da der größte Teil des Komplexes, auf dem sich jetzt mächtige und häßliche Häuserkolosse erheben, aus Feldern bestehend, ein landtäfliches Gut war, das meinem Urgroßvater gehörte. Mein Vater hatte das Gut pachtweise übernommen, um nach kurzer Vorbildung darauf zu experimentieren.

Wir zogen in das sogenannte Herrenhaus; nach heutigen Begriffen genügte es kaum für eine Verwalterwohnung, aber damals war man anspruchslos.

Von der Übersiedlung weiß ich nicht mehr viel (ich war noch ein sehr kleines Ding), nur daß große Stöße von Tellern neben allerhand anderm Geschirr in der neuen Wohnung überall im Wege standen, daß die Niedrigkeit der Räume, besonders der Türen, schwer auf meiner kleinen Seele lastete, und daß die scheußliche Wandmalerei in unserm Kinderzimmer — braune Schnörkel auf grünem Grund — mir wie eine Sammlung verzerrter Fratzen erschien, die mich bis in meine Träume hinein quälten und schreckten, ferner, daß meine Mutter sich fürchterlich und vielleicht übertrieben abrackerte, und mein Vater, mit hilflosem Anstand herumstehend, die beschauliche Rolle spielte, die sie ihm angewiesen hatte, und, die müßigen Hände in den Taschen, die Augen voll Begeisterungstränen, immer wieder versicherte: »Anna, Anna, dich sollte man kanonisieren lassen!«

Das Wort »kanonisieren« fiel mir auf, weil es mich an Kanonen erinnerte. Als ich meine nicht nur ältere, sondern ihren Jahren an Weisheit weit vorangeeilte Schwester fragte, was es bedeute, erwiderte sie mir: »Die Menschen in den Heiligenstand versetzen.«

An dem Abend weinte ich mich in den Schlaf — ob deshalb, weil die Mahlzeiten nicht richtig eingehalten wurden, oder weil die Türen so niedrig und die Wände so häßlich waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich ein maßlos empfindsames Kind war und daß ich viel darunter gelitten habe.

Den nächsten Morgen aber kam ein entzückender Eindruck. Im Halbschlaf hörte ich einen sonderbaren, einschmeichelnden, summend-singenden Laut, jetzt würde ich sagen: als ob Bienenschwärme um Frühlingsbäume schwirrten, aber damals wußte ich von Frühlingsbäumen noch nichts.

Langsam in mein kleines, beschränktes Bewußtsein hineinerwachend, fragte ich unsre alte Kinderfrau, die bereits in der Stube herumhantierte, was denn das liebliche Schwirren bedeute, das mich geweckt hatte. Sie antwortete, das sei die Stimme des lieben Gottes, die zu den Menschen spräche, weil es Sonntag sei.

Warum sie sich dieser sentimentalen Ausdrucksweise bediente, um das Glockengetön zu erklären, weiß ich nicht; vielleicht einfach, weil sie eine Slawin war, der das Märchen eben noch im Blut steckte, wie den Mitgliedern aller noch nicht durch zuviel Wissenschaft ernüchterten Völker. So viel ist gewiß, daß lange nachdem ich bereits ganz genau wußte, um was es sich handle, ich aus den Kirchenglocken noch immer die Stimme des lieben Gottes herauszuhören wähnte, die zu den Menschen sprach.

Aber das Gold, das in zwei breiten Bändern durch die Fenster hereinströmte — was war das?

»Das ist das Morgenlicht,« sagte diesmal ganz schlicht die Kinderfrau, deren Phantasie offenbar nicht hinreichte, um einen weiteren symbolischen Ausdruck zu prägen.

Ich sprang aus meinem Bettchen und eilte ans Fenster.

Über dem in voller Blüte prangenden Obstgarten, hinter dem Wirtschaftshof stand der Wyschehrad mit seinen ragenden Kirchen und einsamen Gärten. Heute sind die alle verbaut — aber damals! Noch genau erinnere ich mich des golddurchwobenen, goldumschimmerten sanften Farbenakkordes, der über dem von der Romantik alter Heldenlegenden umsponnenen Hügel lag und der mir viel, viel später wieder ins Gedächtnis trat, wenn ich einen Fra Angelico oder einen Puvis de Chavannes betrachtete.

Damals befestigte sich in mir der Eindruck, daß der Sonntag tatsächlich etwas Besonderes sei, ein Tag mit einem Glorienschein, an dem wir dem lieben Gott näher stehen als an andern Tagen, und noch heute, wo ich schon längst eine alte Frau mit einer von der Prosa des Lebens braun und blau geschlagenen Seele bin, kann ich mich des Gefühls nicht entschlagen, daß der Sonntag ein Ausnahmetag ist, von dem wir berechtigt seien, etwas Besonderes zu erwarten, und sei's nur einen besonders guten Kuchen.

Daß mir damals zum erstenmal die Tatsache des Sonntags ins Bewußtsein trat, ist gewiß dem Umstand beizumessen, daß die Fenster unsers Kinderzimmers auf dem Smichow eine so schöne Aussicht hatten, so daß die Romantik mit der Sonne und dem Glockengeschwirr den Weg hinein fand, während bei unsrer ersten Wohnung nur die guten Zimmer die schöne Aussicht boten und die Kinderstube auf einen Lichthof ging.

Jedenfalls war ich von jenem Morgen an mit unserm neuen Heim ausgesöhnt, und hieraus habe ich die Lehre gezogen, daß die bescheidenste Existenz erträglich ist, wenn sie ein Fenster hat, aus dem man auf etwas Schönes hinaussehen kann.

An unsern alten Garten, in dem ich noch nicht lernpflichtiges Kind den größten Teil meiner Zeit verbrachte, schloß sich ein andrer Garten, der von dem unsern durch eine Mauer getrennt war. Obzwar die Mauer nicht sehr hoch gewesen sein kann, war sie immerhin höher als ich, und das verdroß mich sehr. Meine Phantasie hat sich stets viel mit den geheimnisvollen Dingen beschäftigt, die hinter Mauern vorgehen, über die man nicht hinübersehen kann.

Ein Spielkamerad meiner Schwester, ein Unhold voll nichtsnutziger Einfälle, nebenbei ein viel jüngerer Stiefbruder meiner Mutter, wendete seine ganze Spitzfindigkeit dran, meine ohnehin gehörig angeregte Neugierde aufs äußerste zu reizen. Er hieß Ferdinand, wahrscheinlich unserm damaligen pensionierten Kaiser zu Ehren.

Dieser boshafte Ferdinand, der, neunjährig, mit meiner achtjährigen Schwester ein Überlegenheitsbündnis gegen mich armes kleines Wurm geschlossen hatte, erzählte mir, daß in dem Nachbargarten die seltsamsten Dinge vorgingen. Manche behaupteten, die Prinzessin aus einem von mir besonders geliebten Märchen hielte den Herrn Mordi hier gefangen, weil er ihr doch nicht schön genug gewesen sei, andre dagegen bestanden darauf, daß es Herr Mordi sei, der die Prinzessin gefangenhielte, weil sich diese trotz all seiner Bemühungen schließlich geweigert habe, ihn liebzuhaben, denn der glückliche Schluß des Märchens sei eine Erfindung. Wer auch drin wohnen mochte, jedenfalls sei der Garten von phantastischer Schönheit, voll flacher Marmorbecken, in denen sich Goldfische herumtrieben, voll Felsengrotten und stiller dunkler Zypressenalleen. Diese Schilderungen hatte der böse Ferdinand, wie ich später erfuhr, alle den Märchen aus Tausendundeiner Nacht entnommen, von denen ihm eine Auswahl mit Bildern zu Weihnachten geschenkt worden war.

Ob denn der Garten noch schöner sei als die Lobkowitz-Gärten auf der Kleinseite, fragte ich, da diese wirklich wundervollen Gärten, zu denen wir dank der Beziehungen meines Großvaters zu der fürstlichen Familie Zutritt hatten, den Inbegriff aller Gartenpracht für mich bildeten.

»Ach, viel, viel schöner!« behauptete der Unhold, und dann fügte er hinzu: »Ganz besonders schön ist die Dienerschaft. Ach, keine dummen Bedienten in Gamaschen und mit blanken Knöpfen, nein, lauter Sklaven in Pumphosen aus Goldbrokat und mit Turbanen und Perlenschnüren. Und sie sind alle pechschwarz wie der Mohr im Zirkus, und wenn die Herrschaft in die Nähe kommt, die Prinzessin oder der Mordi, dann legen sie beide Hände an den Turban und verneigen sich bis zur Erde.«

»Und wann hast du das alles gesehen?« fragte ich.

»Ich hab' es gar nicht gesehen. Wie soll ich es gesehen haben, da es bei Todesstrafe verboten ist, den Garten zu betreten oder auch nur über die Mauer zu schauen! Mir hat's der Franz erzählt. Der hat sich die Neugier nicht verkneifen können. Zwei Tage nach seiner Spionage ist er am Sonnenstich gestorben. Armer Franz!« Der Unhold seufzte.

Immer dringender wurde mein Wunsch, über die Mauer zu sehen. Das Sterben schreckte mich nicht. Nach dem Tode kam man ja ins Paradies, das mir die Kinderfrau fast so anschaulich geschildert hatte wie der Unhold den Märchengarten. Eigentlich freute ich mich schon darauf, im Paradies spazierenzugehen, an der Hand der Muttergottes, die mich mit vielen liebenswürdigen kleinen Engeln bekannt machen würde, und so stand's bald bei mir ganz felsenfest, einen Blick über die Mauer zu wagen.

Der Entschluß war leicht, die Ausführung schwer, denn wenn die Mauer auch nicht hoch war, so war sie doch mindestens zweimal so hoch als ich; im übrigen ließ mich die Kinderfrau

fast nie aus den Augen. Endlich einmal wurde sie für einen Augenblick ins Haus geholt. Sie trug mir auf, mich nicht zu rühren, und wähnte mich geborgen, da der Garten, rings umfriedet, kein Wasser enthielt, in dem ich hätte ertrinken können, im übrigen nur durch den Wirtschaftshof zu verlassen war.

Jetzt tu' ichs, sagte ich mir. Ich hatte einen alten Birnbaum bemerkt, dessen Äste über unsre Mauer in den fremden Garten hineinragten. Hurtig wie eine Katze kletterte ich hinauf, doch ehe ich den gewünschten Überblick erreicht, brach der Ast unter mir, und ich hätte mir vielleicht den Hals, zum mindesten einiges andre gebrochen, wenn ich nicht auf einen Kehrichthaufen gefallen wäre.

Als ich den ersten Schrecken überwunden hatte, sah ich mich um. Ich erblickte einen Obstgarten — genau wie den unsern, nur unendlich zerzauster und verwahrloster. Menschen waren nicht zu sehen, nur ein häßlicher schwarzer Hund an einer sehr langen Kette. Er hatte gelbe Pfoten und Augenbrauen, und seine Aufgabe bestand offenbar darin, ein paar Kirschbäume zu bewachen. Als ich in den Garten hineinplumpste, fing er an zu bellen wie verrückt und lief bald nach der, bald nach jener Seite, als ob's ihm ganz besonders darum zu tun sei, mich beim Kleiderzipfel zu packen. Ich aber saß außerhalb des Bereichs seiner Gewalttätigkeiten regungslos da. Plötzlich fing ich an, krampfhaft zu schluchzen, nicht weil ich mir die Knie zerschunden hatte oder weil ich mich vor dem bösen Hunde fürchtete; nein, ich schluchzte, weil ich hinter der Mauer anstatt des erwarteten Märchens den allerhäßlichsten Alltag gefunden hatte.

Natürlich starb ich nicht an meiner Unfolgsamkeit. Anstatt der Muttergottes, die mich im Paradies spazierenführen sollte, kam ein zerlumptes Weib nachschauen, was die Aufregung des Wachhundes bedeute. Als sie eben ein paar Fragen an mich richtete, wie ich über die Mauer gekommen sei, hörten wir das große Lamento der zurückgekehrten Kinderfrau, die mich vergeblich suchte. Das Weib nahm mich unter den Achseln auf, hob mich über die Mauer und lieferte mich ihr ab. Ich wurde fürchterlich ausgezankt.

Da ich ein ehrenhaftes kleines Frauenzimmer war, hab' ich den Unhold Ferdinand, der der eigentliche Anstifter meines bedenklichen Experiments war, nie verraten, aber ausgescholten habe ich ihn tüchtig wegen seiner gewissenlosen Flunkerei. Er aber hat nur mit den Achseln gezuckt und sich auf den Gärtnerfranz berufen.

Ich glaube, daß die meisten Kinder in den ersten Entwicklungsstadien ihres Bewußtseins und Denkvermögens sich vor dem Leben fürchten, aber gewiß waren diese Angsterscheinungen bei mir ungewöhnlich stark; ich hatte von meinem dritten bis zu meinem sechsten Jahre beständig das Gefühl, von allerhand furchtbaren Geheimnissen umdroht zu sein.

Unsre Umgebung war auch danach angetan, ein dem Grauen zugeneigtes Kindergemüt unheimlich anzuregen. Leider sah man aus unsrer Kinderstube nicht nur auf den von mir schon erwähnten Wyschehrad hinaus. Wenn man den Kopf nur ein wenig nach links drehte, erblickte man über einer hohen grauen Mauer, die sich zwischen unserm Wohnhaus und dem Kuhstall hinzog und an der kleine hölzerne Hühner- und Schweineställe angebracht waren, ein hohes finsteres Gebäude. Es war lehmgelb und der Mörtel an seinen Wänden vielfach zerbröckelt, so daß es wie von Wunden zerrissen aussah. Die kleinen, tief in den Mauern sitzenden Fenster waren teilweise mit Papier verklebt, und ein unnatürlich hohes schwarzes Schindeldach ruhte auf dem Ganzen wie eine dunkle Last von nicht abzuschüttelnder Traurigkeit.

Wie ich später feststellte, stand es frei inmitten eines allerhand Armenwohnungen und Spelunken umfassenden Gehöfts, der »Jama«, was soviel wie Massengrab heißt.

Auf der Straßenseite zu befand sich, ebenfalls zu der Jama gehörig, nur durch ein kleines, sich an unsern Vordergarten anschließendes Höfchen getrennt, ein rosa angestrichenes Haus mit grünen Fensterrahmen und roten Gardinen. Wenn es Abend wurde, glühte durch diese streng geschlossenen Gardinen ein böses rotes Licht, zugleich tönten halbdeutlich dumpf alle stark aufgepfefferten musikalischen Kläglichkeiten heraus, die bei dieser Art Schenke angewendet werden, um die tierischen Triebe der Menschen anzufeuern, die Harmonika und der Leierkasten spielten zugleich mit der falsch schmetternden Trompete. Man hörte oft nichts als die eintönig rhythmische Begleitung und ein paar Mißlaute, aber immer hatte der Lärm etwas spukhaft Huschendes, etwas Eilendes, beständig Davonrennendes, wie eine Todesangst, die eine Betäubung sucht.

Diese beiden Häuser, das braune und das rosa, das Wohnhaus und die Schenke, gehörten zu den peinlichsten unter den vielen peinlichen Eindrücken meiner Kindheit.

Schon damals häufig von Schlaflosigkeit gequält, schüttelte ich mich des Nachts in meinem Bettchen, wenn ich der beiden Häuser gedachte, wo, wie man mir auf meine vielen Fragen mitteilte, »das Volk« wohnte.

Das Volk! — Was war das eigentlich? Das Volk — die armen Leute! Nach und nach knetete sich meine Phantasie die Vorstellung zurecht, das »Volk« sei irgendein schreckliches Ungeheuer, das da in unsrer nächsten Nähe auf mich lauere — nein, nicht nur ein Ungeheuer, eine ganze Anzahl von Ungeheuern.



Arthur Riedel: Waldlandschaft

Eines Nachts wurde ich plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und mir die Augen reibend, bemerkte ich, wie Kinderfrau, Köchin und Stubenmädchen meiner Mutter halfen, in aller Eile Gegenstände, die sie den offenen Kästen entnommen hatten, einzupacken in Decken oder ausgebreitete Tücher, wie's eben kam. Zugleich hörte ich Menschen schreien, Kühe brüllen, Geflügel durcheinander zischen, piepsen und krächzen — dazwischen ein sausendes Geräusch, das mir neu war, das ich mir aber später als die Tätigkeit der Feuerspritzen erklärte.

»Was ist geschehen — was — was gibt's?« rief ich in kindischer, zwischen allerhand Entsetzen herumtappender Neugierde.

»In der Jama brennt's, und unsre Ställe haben Feuer gefangen,« gab man mir zur Antwort.

Nur in aller Eile möchte ich noch berichten, daß es bald gelungen ist, die Feuersbrunst zu löschen, und daß wir Kinder, als man eben im Begriff stand, uns anzukleiden, um das durch die Flammen bereits bedrohte Haus zu verlassen, wieder in die Betten gesteckt wurden, wo wir, von der vorübergehenden Erregung ermüdet, bis tief in den Tag hinein schliefen.

Dann kam eins der Erlebnisse, die nicht nur in meiner Kindheit, sondern überhaupt in meinem ganzen Leben den tiefsten und schrecklichsten Eindruck auf mich gemacht haben.

Die Feuersbrunst hatte die Mauer zwischen unserm Hof und der »Jama« eingerissen. Man konnte ungehindert in das Gehöft hineinsehen. Ringsherum standen Baracken in verschiedener Höhe, größere und kleinere, ein- und doppelstöckige — in der Mitte des Hofes noch die Überreste des braunen Hauses, das gestern zugleich mit ein paar sich an unsre Mauer lehnenden Baulichkeiten niedergebrannt war.

Es war Sommer. Zahllose Kinder krochen herum, säbelbeinig und mit Ausschlag auf dem Gesicht, halbnackt, schmutzig, gänzlich schamlos. Ein Mann mit einem glühroten Gesicht ging, mit den Armen schlenkernd, beständig boshaft vor sich hinmurmelnd auf der einen Seite des Hofes auf und ab. Seine sehr großen Füße staken in mächtigen hohen Röhrenstiefeln, ich hatte deutlich das Gefühl, daß er, wenn er einmal ausholte, mich mit einem Tritt würde zermalmen können.

Ein Weib mit rotem Haar, das ihr in langen zerzausten Scheiteln um die fahlen Wangen hing, machte mit einer Flasche immer wieder dieselbe Geste, von oben nach unten, um zu zeigen, daß die Flasche leer sei. Sie grinste blödsinnig, wobei sie ihren bis auf zwei sehr lange Augenzähne völlig leeren Oberkiefer zeigte. Ein paar Weiber standen in den Türen. Vor jeder Haustür war ein Kehrichthaufen und eine Pfütze, überall Gestank und zynisch unverhüllter Unrat.

Also das war das Volk, sagte ich mir, und fing an zu heulen. Kein Mensch begriff, warum.

Der Anblick des großen Elends hat mich tiefer verstimmt als der Verlust meiner Illusionen im Nachbargarten. Die ganze Nacht, nachdem der große Brand die Schutzmauer zwischen uns und der Jama niedergerissen hatte, schlug ich mich mit heißen Augen herum, ohne den schrecklichen Eindruck abschütteln zu können. Das Mitleid in mir kämpfte mit dem Ekel. Stärker als Mitleid und Ekel aber war in mir das Grauen, ein unbeschreibliches, in allen meinen schwachen kleinen Gliedern herumschleichendes, mir den Hals und die Pulsadern zusammenschnürendes Grauen. Grauen vor dem Manne mit dem glühroten Gesicht, Grauen vor der besoffenen Falimanka, Grauen vor den schmutzigen säbelbeinigen Kindern und ganz undeutlich, ganz unbewußt Grauen vor einer Weltordnung, die solche Zustände zuließ.

Nicht nur, daß die Weltordnung sie zuließ, es wohnten auch zwei so gebildete, anständige und grundgütige Menschen wie meine Eltern knapp neben diesem stinkenden, ungesunden, moralisch und physisch verseuchten Elend, ohne sich Gedanken darüber zu machen.

Ganz besonders wunderte mich das von meiner Mutter. Mit hervorragenden Geschichtskenntnissen ausgestattet und mit einem starken Schuß Romantik begabt, hatte sie schon als junges Mädchen für die unsterblichen Menschenrechte von 1789 geschwärmt, und als 1848 in Prag die Revolution ausbrach, sich der historischen Lokalfarbe halber ihre langen wunderschönen Haare abgeschnitten — à la victime! Ja, während ringsumher vom »Volk« in die Häuser geschossen wurde, hatte sie in einer Fensternische gestanden und die Marseillaise gesungen. Der Umstand, daß sie trotz all ihrem Enthusiasmus für die Revolution das Elend ruhig als eine selbstverständliche Institution hinnahm, beweist, wie sehr Fassade die damaligen revolutionären Bestrebungen waren. Eigentlich zielten sie nur darauf, ein paar Empfindlichkeiten des Mittelstandes zu beschwichtigen. Mit Verbesserung der Lebensbedingungen der Massen beschäftigte sich niemand — meine Mutter auch nicht. Für sie war das Elend das Elend, und das Volk eine Menschenklasse, fast eine Menschenart für sich, der man, natürlich freundlich, aber auch so weit wie möglich ausweichen mußte, weil man durch eine nähere Berührung Krankheit, Ungeziefer oder Laster abbekommen konnte.

Als ich um viele Jahre später meine liebe Mutter fragte, wie eine solche Blindheit und Gleichgültigkeit überhaupt möglich gewesen sei, hat sie mir nicht ohne eine gewisse Verlegenheit zur Antwort gegeben: »Das war damals so, und es wird immer so sein!«

Gottlob, daß sie sich geirrt hat und daß es wenigstens teilweise anders geworden ist. —

Unser altes Haus steht noch heute hinter den jetzt sehr vernachlässigten Vorgärtchen da, wie vor sechzig Jahren. Es ist das letzte Überbleibsel einer ganz vergangenen und teilweise überwundenen Zeit. Ringsum ragen neue Bauten, die ja auch nicht besonders schön, aber sehr viel hygienischer ausgestattet sind als die noch manchmal in einem bösen Traum aus meiner Seele auftauchende Jama.

Ursprünglich hatte der Tod gar keine Schrecken für mich. Er war einfach der Anlaß zu Begräbnissen, und Begräbnisse waren meiner kindlichen Ansicht nach etwas Wunderschönes. Sie gehörten zu unsern Hauptunterhaltungen.

Wir hatten eine alte Tante, die auf dem Aujezd, einer düsteren Gasse auf der Kleinseite, im ersten Stock eines Hauses lebte, das der »Schwan« hieß und an dem alle Tage ein paar Leichenzüge vorüberkamen. Die »Jause«, der Nachmittagskaffee mit Backwerk und der selbstverständlichen Torte, wurde uns von der freundlichen Tante, bei der wir oft zu Gast waren, stets so bald als möglich aufgetischt, damit wir uns (meiner Erinnerung schwebt die warme Jahreszeit vor) so bald als möglich an die Fenster begeben könnten, um nichts von dem Prunk zu versäumen. Manchmal fuhr uns ein Posaunenstoß mitten in die Torte hinein. Dann rasten wir, den süßen Leckerbissen bis auf weiteres liegen lassend, wie besessen an die offenen Fenster heran und, da wir meistens ein ganzer Trupp Kinder beisammen waren, balgten wir uns energisch um die Vorderplätze. Da hieß es oft: »Laßt die Smichower vor — ihr seht das alle Tage — gönnt ihnen doch den Spaß!«

Und so gönnte man uns den »Spaß«. Wir freuten uns immer wieder von neuem an den pompösen Leichenwagen mit den silbernen Engeln, die den schwarzen Baldachin stützten, an den zahllosen Kränzen, die in einer Separatkutsche hinter dem Leichenwagen herfuhren, an den berittenen und an den zu Fuß schreitenden Totengräbern mit den dumpfrot in das Tageslicht hineinflackernden Pechfackeln und an dem Priester im Ornat mit seinem Hofstaat von Nebenpriestern und Ministranten. Wenn's Musik gab, war's noch schöner, am schönsten, wenn ein General begraben wurde und sein Chargenpferd als Mitleidtragender in tiefer Trauer hinter dem Leichenwagen schritt (wenn ich nicht irre, allen Verwandten voran), und in angemessenen Zwischenräumen drei verschiedene Trauermärsche gespielt wurden, immer dieselben: von Beethoven, von Mendelssohn, von Chopin.

Äußerst musikalisch, wie ich schon damals war, schwelgte ich in dem Genuß der tragischen Posaunenstöße, Trommelwirbel und wehmütigen Waldhornmelodien, die mit einem Duft von Weihrauch, brennenden Wachskerzen, Lorbeeren und welkenden Blumenkränzen zu mir emporschwebten. Was aus dem armen Toten wurde, der da in dem silberbeschlagenen Leichenwagen lag, daran dachte man nicht viel. Mehr oder minder hatte man so das Gefühl, als würde der mit Pomp und Gepränge geradeswegs in das Paradies eskortiert.

Aber nachdem sich die von dem Unhold Ferdinand mir zu Ehren so märchenhaft ausgeschmückten Reize des Nachbargartens als schnödes Blendwerk erwiesen hatten, glaubte ich nicht mehr so felsenfest wie früher an die mir von meiner Kinderfrau in einer ähnlichen Tonart vorgetragenen Schönheiten des Paradieses. Und als plötzlich mein verehrter Großvater Polak starb und meine Mutter schwarze Kleider anlegte und tagelang so entsetzlich traurig aussah und immer wieder plötzlich in Tränen ausbrach, da wurde es mir ziemlich deutlich, daß der Tod doch etwas andres bedeute als sich in einem Galawagen aus den Sorgen dieser irdischen Existenz ins Paradies befördern zu lassen — das heißt in das Schlaraffenland, wo Milch und Honig fließt und in dem entzückende Engelchen um die Muttergottes herumspielen.

Mich mit Fragen an die höheren Autoritäten zu wenden, scheute ich mich. Ich war kein beliebtes Kind, erstens wegen meiner häufigen Melancholien und zweitens wegen der unbequemen Wißbegier, durch die ich selbige Autoritäten immer wieder in die Enge trieb. An die Sachkundigkeit der Kinderfrau glaubte ich nicht, so blieb mir denn nichts übrig, als mich mit meinem Anliegen noch einmal an den Unhold Ferdinand zu wenden. Denn wenn auch mein Glaube an seine Wahrhaftigkeit erschüttert war, so bestand doch noch im höchsten Maße mein Glaube an seine allumfassende Weisheit — eine Eigenschaft, die ich unsrer armen Kinderfrau längst nicht mehr zubilligte. »Was ist denn eigentlich der Tod?« fragte ich ihn.

Der Unhold schob die Brauen in die Stirn und murmelte nachdenklich: »Wie soll ich dir das erklären? — Der Tod ist ein Zustand — das heißt — er ist eigentlich gar kein Zustand mehr. Mit dem Sterben nämlich hören die sämtlichen Zustände des Menschen auf. Er selber hört auf. Sterben — sterben heißt eigentlich, aufhören zu sein. — Alle Menschen müssen früher oder später aufhören zu sein.«

Wie ich damals mit meinem beschränkten Kinderverstand auch nur halb begriff, was er mir da mitteilte, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich genau, daß ich, trotzig mit dem Fuß stampfend, erklärte: »Dann will ich überhaupt nicht sterben, ich will immer weiterleben, Blumen pflücken und spazierengehen!«

Hierauf erwiderte er mir, ich würde nicht

gefragt werden, worin er eigentlich recht hatte — aber das wußte ich damals noch nicht. Da mir aber die nötigen Argumente fehlten, den Streit fortzusetzen, ließ ich ihn fallen.

Wenige Tage später machte sich der Unhold sehr wichtig mit einem einläufigen Gewehr, das er zum Geburtstag bekommen hatte. Vielleicht wundert man sich darüber, daß man einem zehnjährigen Buben eine lebensgefährliche Waffe in die Hände geben konnte. Ja, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es so war. In allen Familien, die Länderbesitz hatten, wurden die Jungen vom zehnten Jahre an auf die Jagd mitgenommen, und es ist Tatsache, daß nur in den seltensten Fällen irgendein Unglück daraus entstand, oder daß auch von dem übermütigsten Nichtsnutz eine Unvorsichtigkeit begangen worden wäre. Der Unhold fing damit an, die grünen Äpfel von den Bäumen herunterzuschießen; da dies aber seiner Zerstörungslust nicht genügte, versuchte er die Vögel zu treffen und ärgerte sich, wenn ihm das nicht gelang.

Endlich, als ich gerade mit großer Freude dem zwitschernden Stimmchen eines kleinen flatternden Geschöpfes lauschte, das sich aus den Büschen heraus in den blauen Himmel schwang, hörte ich wieder einen Knall. Fast gleichzeitig sank der Vogel herab mir vor die Füße. Ich sah ihn noch einmal aufzucken, dann lag er still mit ausgebreiteten Flügelchen und eingezogenen Krallen. Der Unhold aber eilte triumphierend auf ihn zu und stellte fest, daß der Vogel tot sei.

Tot! — Nun begriff ich endlich, was tot sein bedeute. Ich geriet in einen solchen Zustand von mitleidiger Verzweiflung, von schaudernd ahnendem, im Dunkeln tappenden Kinderentsetzen, daß man über mich den Vogel vergaß und selbst der Unhold Ferdinand der Kinderfrau zu helfen trachtete, mich zu beruhigen. Man versuchte es mit Liebkosungen und Zuckerbretzeln, aber ich reagierte weder auf die einen noch auf die andern.

Ein paar Tage später fand ich den Vogel auf einem Rasenplatz, wo der Gärtner ihn einfach hingeworfen hatte, anstatt ihn einzuscharren. Ein widerlicher Geruch drang aus der kleinen Leiche, und Würmer krochen um das geronnene Blut der Wunde herum.

Ich habe das Grauen vor dem Tode lange nicht überwunden. Es war nicht die Angst vor der Vernichtung, die mich quälte, sondern das Grauen vor den häßlichen Nebenerscheinungen, mit denen diese Vernichtung verbunden ist. Noch heute frage ich mich, ob die Natur uns diese nicht hätte ersparen können, ob wir nicht, anstatt langsam in ekelhafte Fäulnis überzugehen, nach dem Tode in Asche zerfallen könnten, ohne die weitläufigen Umständlichkeiten eines vornehmen, aber doch peinlichen Krematoriums.

Da ich dieses Kapitel schon einmal dem großen Grauen gewidmet habe, so will ich in aller Eile schildern, wie ich, natürlich mit Unterbrechungen, immer wieder davon verfolgt worden bin und was mich endlich davon befreit hat.

Der heftigste Anfall befiel mich in meinem siebzehnten Jahre. Damals trat die Angst vor der Vernichtung bei mir in den Vordergrund. Ich klammerte mich an den Unsterblichkeitsglauben, aber anstatt ihn, wie andre katholische Kinder, einfach in gedankenloser Frömmigkeit hinzunehmen, suchte ich leidenschaftlich nach wissenschaftlichen Beweisen dafür. Da diese nun höchstens in spiritistischen Trostbüchern, die mir heute noch kein Vertrauen einflößen und damals unbekannt waren, zu finden sind, fing ich an, mich mit immer peinigenderen Zweifeln zu quälen. Dazu kam ein namenlos wegschaudernder Ekel vor aller Fleischkost. Das Bewußtsein, daß ein armes lebensfreudiges Tier hatte sterben müssen, um mich zu sättigen, war mir unerträglich. Ich fing an zu weinen, wenn ich eine Schüssel mit Brathühnern sah. Von früh bis abends fühlte ich die Ewigkeit auf der kurzen Zeitspanne lasten, die mir zu leben auch im besten Falle vergönnt sein konnte. Keine Beschäftigung freute mich. Immer wieder sagte ich mir: Es hat ja alles keinen Sinn. Zu was mich abmühen! Es führt doch zu nichts!

Ich fing an so elend auszusehen, daß es meiner Mutter auffiel und sie mich schließlich nach dem Grund meiner täglich wachsenden Melancholie fragte. Als ich ihr meinen Zustand auseinandersetzte, tat sie ihr möglichstes, meinen wankenden Glauben zu befestigen. Sie zitierte die erhabensten Aussprüche großer Philosophen, Dichter und Theologen. Plötzlich sich der Unstichhaltigkeit ihrer Trostmittel bewußt werdend, stockte sie und betrachtete mich mitleidig, dann: »Ach, grüble nicht zu viel,« rief sie mir zu. »So wie's kommt, wird's sein. Schau' zu, daß du nicht eines schönen Tags dein kurzes Leben zu lang findest!«

Nie vergaß ich den traurigen Blick ihrer großen dunklen Augen. —

Ihr Ausspruch beweist, wie tief ihr Stimmungsbarometer damals stand. Im übrigen hat sie mir sehr geschickt über meinen trostlosen und krankhaften Zustand hinübergeholfen, durch allerhand Beschäftigungen und leichte Zerstreuungen, die mich an den Augenblick fesselten und von dem Gedanken an die Ewigkeit ablenkten.

Nach einigen Wochen ebbte meine Melancholie ab — nicht endgültig, aber doch für lange Zeitstrecken. Aber immer wieder, wenn auch in schwächerer Form, meldete sich das alte Grauen von neuem, bis ich durch ein ganz schlichtes Erlebnis ein für allemal davon geheilt worden bin.

Es war in Paris, auf dem Père la Chaise, wo wir die verschiedenen im Baedeker verzeichneten Monumente pflichtschuldigst betrachtet hatten und wo mir ganz besonders die märchenhafte Aussicht einen phantastisch schönen Eindruck gemacht hatte. Die ganze Welt verschwamm in einen blauen Duft, aus dem einzelne hohe Bauten wie Klippen in einem sich dazwischen herumschlagenden Meer aufragten. Ich war bei guter Laune — nie hatte mir der Tod ferner geschienen als damals auf dem Gipfel dieser übervölkerten Totenstadt.

»Der Père la Chaise kommt mir vor wie ein Rettungsplatz, in den man sich aus dem übertriebenen Lebensrummel von Paris flüchtet,« sagte ich, und dann: »Mutter, noch eine Merkwürdigkeit bist du uns schuldig geblieben: die Morgue! Ich möchte gern die Morgue sehen!«

»Kind, du hast dich ja immer so vor dem Tode gefürchtet. Du hast noch nie eine Leiche gesehen.«

»Heute fürchte ich mich nicht, und ich will endlich eine Leiche sehen!«

Meine Mutter überlegte einen Augenblick, dann entschloß sie sich, mir den Willen zu tun. Sie befahl den Fiaker, der unterhalb des Kirchhofs auf uns wartete, zur Notre-Dame-Kathedrale, dort lohnte sie ihn ab und begab sich mit uns zum weltberühmten Totenhause.

Damals hatte man noch freien Zugang, jetzt muß man sich mit allen möglichen Dokumenten rechtfertigen, ehe man über die Schwelle darf.

»Ich will dir den Willen tun,« sagte meine Mutter. »Nur will ich mich doch zuerst überzeugen, ob du deine Nerven nicht leichtsinnig aufs Spiel setzest — einem zu abstoßenden Eindruck möchte ich dich nicht aussetzen.« Und sie trat uns voran in die Leichenhalle.

Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück. »Komm!« sagte sie.

Jetzt fing mir das Herz doch recht aufgeregt an zu klopfen. Aber ich schämte mich, meine Feigheit einzugestehen.

Wenige Sekunden später hefteten sich meine Blicke zum erstenmal auf eine Leiche. Über der Blechschürze, mit der die Toten in der Morgue vom Hals bis an die Knie bedeckt sind, ruhte auf dem schmalen Lager der Kopf eines alten Mannes, von langem grauem Haar und Bart umrahmt.

Nie werde ich sein Antlitz vergessen. Es war ein Antlitz, kein gewöhnliches Gesicht, ein Antlitz voll von einer ihn in unabsehbarer Weite von uns trennenden, erhabenen Vornehmheit und mit dem Ausdruck einer so tief befriedigten Ruhe, daß es mir wie die lindernde Kühle eines Sommerabends nach einem heißen Julitage in die Seele drang. Und neben der Ruhe war etwas wie eine tiefe Dankbarkeit in dem Ausdruck, Dankbarkeit für die Erlösung von einer großen Last.

So also sah eine Leiche aus. — — —

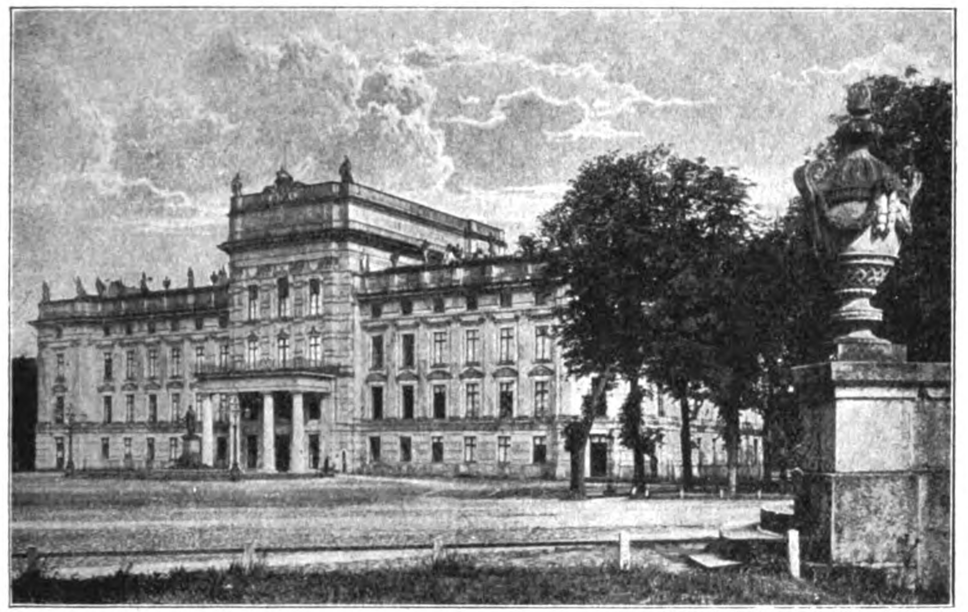
In tiefe Gedanken versunken, verließ ich die Morgue. Ich nahm von dort das Gefühl einer großen Befreiung mit. Seither bin ich nie mehr von einem Anfall jener Angst vor der uns unabweislich bevorstehenden Vernichtung befallen worden. Ich weiß jetzt, daß jener Zustand gesteigerter Helle, der uns die tragisch lächerliche Unwesentlichkeit unsers sich für kurze Zeit zwischen zwei Abgründen abspinnenden Daseins so schonungslos klar macht, ein durchaus krankhafter ist. Die Vorsehung, die so viele klaffende Risse in der Schöpfung nachträglich durch allerhand Finten zusammengeleimt hat, hat uns einen Wahn mitgegeben, der, unsre Lebenslust sichernd, mit unsrer Gesundheit eng verbunden ist. Wenn irgendein zu starker und schmerzlicher Eindruck in diesen Wahn Löcher reißt, durch die wir dann die sonst verborgenen oder halbverborgenen Dinge zu deutlich sehen, dann werden wir eben ein Weilchen nervös, und wenn der Wahn ganz reißt, dann werden wir irrsinnig oder bringen uns um.

Jetzt, als kerngesunde und sehr vernünftige alte Frau kann ich's mir ruhig eingestehen, daß ich dem Irrsinn in meiner Jugend manchmal bedenklich nahe gewesen sein muß. Aber wenn das Schicksal oft Löcher in meinen Wahn gerissen hat, so sind sie doch immer wieder zugewachsen — ganz zerrissen ist der Wahn nie.

Auch die Befürchtung meiner Mutter, ich könnte dieses kurze Leben zu lang finden, hat sich nicht verwirklicht. Heute, mit siebzig Jahren, trotz den vielen bitteren und demütigenden Enttäuschungen, die mir meine Tage brachten, trotz dem Druck, den der Krieg auf mich ausgeübt hat, trotz den peinlichen Einengungen und Entbehrungen, mit denen er meine Geduld manchmal auf harte Proben gestellt hat, genieße ich das Leben dankbar und freue mich an Kleinigkeiten, freue mich, wenn ich mich abends niederlege, auf morgen, auf den Augenblick, wo meine Jungfer die Rollvorhänge hinaufziehen und meine Fenster öffnen wird; freue mich auf den herrlichen Duft der Wiese vor meinem Fenster und auf den Duft des Waldes hinter den Wiesen, und wenn ich gegen Abend anfange müde zu werden, freue ich mich auf eine lange ungestörte Ruhe.

Ich hoffe, daß, wenn einmal meine Stunde schlägt, dieselbe behagliche Schlaftrunkenheit über mich kommen wird, so daß ich den Tod freundlich willkommen heißen und ihm, wie der Meister von Palmyra, zurufen werde: »Du bist's? — Ich danke dir!«

(Schluß folgt.)



Das Schloß in Ludwigslust

Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Ludwigslust
im Wandel zweier Jahrhunderte
Von Dr. Adolf Reuter

Um das Jahr 1720 wandelt den Herzog Christian Ludwig, den Bruder des regierenden Herzogs, des schönen Karl Leopold, das Gelüst an, zwischen Buchenwald, Sumpf, urweltlichen Rieseneichen, recht mitten in der Wildnis, wo man gerade die Wölfe mühsam ausgerottet hatte, ein kleines »Jagdbemeur« sich zu erbauen. Axt- und Hammerschläge durchhallen nun die tiefe, weltferne Waldeinsamkeit. Das Gerüst des Jagdschlosses wächst aus dem Boden empor. Der regierende Herzog verbietet und stört eifersüchtig wiederholt die Fortführung der Bauarbeit. Kaiserliche Exekutionstruppen, die im Lande weilen, um die Stände gegen diesen gewalttätigen mecklenburgischen Zaren zu schützen, halten den Bauplatz besetzt. So erhält im Jahre 1724 unter dem Beistand einer fremden bewaffneten Macht der durchlauchtigste Herr Christian Ludwig doch noch sein »kleines Jagdbemeur«. Und das ist der Ursprung der zweiten mecklenburgischen Haupt- und Residenzstadt Ludwigslust.

Inzwischen ist der schöne Leopold schon versammelt zu seinen wendischen Ahnen, den streitbaren Königen Niklot und Pribislav. Christian Ludwig schließt als regierender Herr die Augen im Jahre 1756. Sein Sohn Friedrich, später der Fromme genannt, ergreift das Zepter und läßt sich mit seinem gesamten Hofstaat in Kleinow dauernd nieder. Er nimmt seine Regentenpflicht ernst, haßt die Verschwendung, schafft das von seinem Vater unterstützte Schauspiel ab, weil es den Müßiggang befördere und den Geist der Industrie verscheuche. Er selbst gibt in der Einfachheit seinen Untertanen das beste Beispiel, arbeitet fleißig als Mechaniker, liebt gute, ernste Musik. Die Religion ist ihm als Menschen und Landesvater eine Herzensangelegenheit.

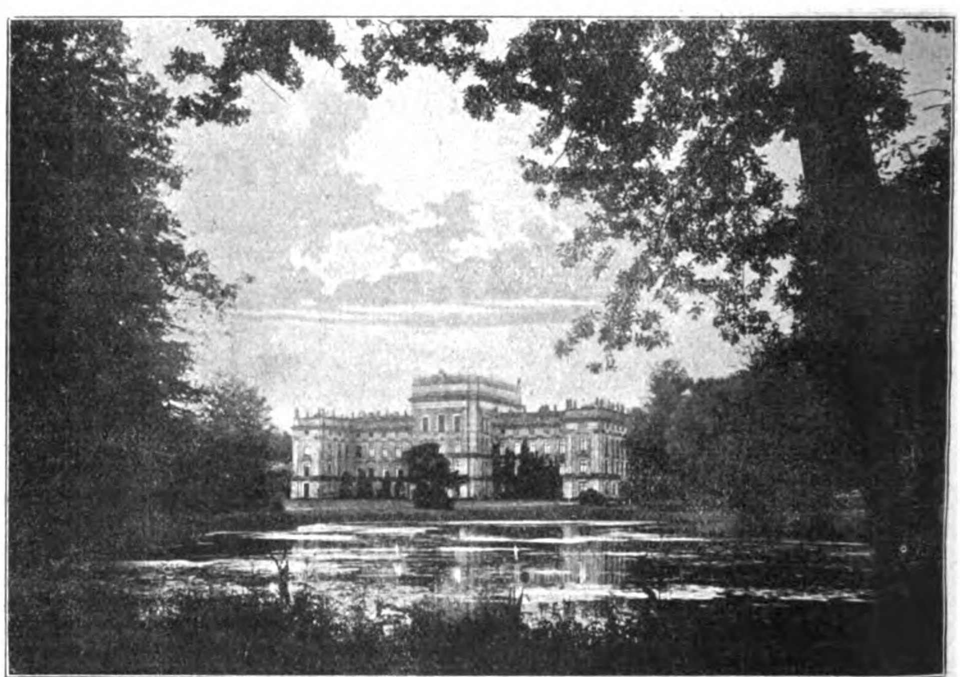
Freilich, die Lakaien nutzten seine Frömmigkeit auf ihre Weise aus. »Wenn der Herzog oben beschäftigt war, spielten sie unten in ihrem Zimmer Solo; kam er die Treppe herab, dann weg mit den Karten, dann fingen die Lakaien an, die Augen zu verrenken und zu singen: ‚Kyrie eleison', daß Gott erbarm. Und war Durchlaucht draußen, so wurde weitergespielt.«

Trotz einfachster Lebensführung hielt der Herzog würdige Repräsentation für Regentenpflicht, und mit wohlbedachter Absicht schuf er aus dem bescheidenen Jagdschloß Kleinow nach einem groß angelegten Plan die neue Residenz, der er zur Erinnerung an seinen Vater den empfindsamen Namen Ludewigslust gab. Ein fürstlicher Wohnsitz ohne Park, ein Park ohne Wasserkunst und -künstelei ist nach dem damals herrschenden Geschmack undenkbar, und so beginnt der Herzog, während die unsichere Lage zur Zeit des Siebenjährigen Krieges vorläufig noch eine umfassende Bautätigkeit unmöglich macht, in aller Stille die Ausführung seiner Pläne vorzubereiten durch Anlage eines groß-

artigen, aus der Elbe und Stör abgeleiteten Kanalsystems, das alle die Kaskaden, Fontänen, Bassins, Wassersprünge und -stürze speisen und zugleich die künftige Residenz mit dem fehlenden Trinkwasser versorgen soll. So entsteht zunächst um das Jagdhaus Kleinow herum der Park mit geradlinigen, streng symmetrischen Wegen, geschorenen Bäumen, verschnörkelten Hecken, spitzen, wie von Kinderhand hingestellten Erdhügeln und -hügelchen. Aber hinter frostig-unnatürlichen Hecken rauscht unangetastet der eigenwüchsige prachtvolle deutsche Hochwald. In träumenden Weihern spiegeln sich uralte Baumriesen aus König Niklots Zeiten. Natürlich fließende Wasserläufe verlieren sich selig zwischen Wiesen und Buchwald. Denn der kluge Herzog hat als Prinz die übliche Bildungsreise nicht nur über Paris gemacht, sondern auch die edlere Schönheit englischer Parklandschaft mit ganzer Seele in sich aufgenommen.

Thomas Nugent, ein kenntnisreicher Engländer, der im Sommer 1766 Mecklenburg bereiste, schildert voller Überschwenglichkeit seine Ludwigsluster Eindrücke. Er hat eine kindliche Freude an all der rokokomäßigen Spielerei, an der vom Herzog erfundenen Wasseruhr, an Büsten, Statuen, die überall zwischen Grotten, Hecken und lauschigen Lauben hervorlugen. Aber wiederholt stellt er fest, daß doch die Natur hier ihr Recht behält. Die reizende Landschaft, in die allmählich der Wald übergeht, begeistert ihn, die Aussicht auf Kornfelder und Wiesen, mit Herden von zahmem Vieh bedeckt. »Alles, was sich die morgenländischen Nationen unter dem Namen eines Paradieses vorstellen, findet sich in diesem Lustgehölz beisammen.«

Bei der Tafel und beim Tee spricht der immer ernste Fürst mit dem fremden Gast über seine landesväterlichen Pflichten, über Religion, Unsterblichkeit der Seele. Im Jagdschloß bewundert Nugent die vortrefflichen Gemälde, die Unmenge der vom Herzog mit Leidenschaft gesammelten Kunstwerke und mechanischen Spielereien. Beim Abschied schreibt der entzückte Engländer in seinen Reisebericht: »Fast so lange ich hier gewesen, befand ich mich in einem Zustand schwärmerischer Phantasie, und mehr als einmal schwebte mir die vortreffliche Stelle aus dem Guarini (italienischer Dichter, Zeitgenosse Tassos) vor: Geliebte selige Wälder! Und ihr einsame schweigende Schauer, ihr wahren Wohnstätten der Ruhe und des Friedens!«



Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Gartenseite des Schlosses in Ludwigslust

Während des Siebenjährigen Krieges war durch den Einmarsch preußischer Truppen der Herzog gezwungen, nach Lübeck überzusiedeln. Sofort nach Beendigung des Krieges nimmt er in Ludwigslust die Verwirklichung seiner Baupläne wieder auf. In den Jahren 1765—70 entsteht die lutherische Kirche, ein länglicher Backsteinbau ohne Turm, dem im Norden eine von sechs dorischen Säulen getragene Halle vorgelagert ist. Ein mächtiges Giebelfeld mit


Aufn. Hinstorff'sche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Lutherische Kirche in Ludwigslust

einer Attika, auf der die Kolossalstatuen der vier Evangelisten stehen, krönt den Tempelbau. Darüber schwebt das 5,6 Meter hohe vergoldete Christus-Monogramm. Johann Joachim Busch, ganz vom Geist der Antike beherrscht, lieferte die Pläne zu diesem Bau. Findorf, dem wir auch die schönen Zeichnungen und Stiche aus dem Ludwigslust der Rokokozeit verdanken, malt das Altarbild, das die Verkündigung des Weihnachtsevangeliums durch die Engel an die Hirten darstellt, ein die ganze Südwand mit der Orgel verdeckendes Riesengemälde.

Schon wächst der Ruhm der Residenz, Bildhauer, Architekten, Maler sammeln sich in Ludwigslust, Musiker für die vortreffliche Hofkapelle des Herzogs, aber keine Tagediebe, Abenteurer, Glücksritter, wie sonst wohl um diese Zeit an deutschen Fürstenhöfen; für sie gewährte die ernste, arbeitsame Lebensführung des Herzogs keinen Raum. Häuser, Straßenzüge wachsen aus dem Boden, aber noch immer steht, längst zu eng geworden, überfüllt mit den von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Sammlungen des Herzogs, das kleine Jagdschloß Kleinow.

Im Jahre 1772 beginnt der Bau des eigentlichen Residenzschlosses. Täglich weilt der Herzog auf der Baustätte und benutzt fleißig den fünf Fuß langen Meßstab, den ein Lakai ihm nachträgt. Schon im Jahre 1776 ist das Schloß vollendet, ausgeführt im Stil eines edlen Klassizismus mit nur leich-


Aufn. Hinstorff'sche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Inneres der Lutherischen Kirche in Ludwigslust

ten Zugeständnissen an den schwindenden Rokokogeschmack, überkleidet mit wundervollem Pirnaer Sandstein, wiederum ein Werk des trefflichen Johann Joachim Busch, ein ganzer Fürstensitz.

Merkwürdig sind die vierzig Sandsteinfiguren an der Simsbrüstung des Schlosses. Offenbar vom Herzog beeinflußt, stellt ganz im Geiste des Zeitalters der humanitären Aufklärung durch diese sinnbildlichen Figuren Kaplunger, ihr Schöpfer, alle die Künste, Fertigkeiten, Tugenden dar, die nach landesväterlicher Meinung geeignet sind, ein Volk zu heben und zu beglücken.

Überall stellen wir feines Maßhalten fest, auch in der Ausstattung der Schloßräume. Nirgends Schwulst und Protzerei. Nach seinem Geist erschuf Friedrich das schöne Ludwigslust. Noch heute spricht aus allem, was dieser Fürst uns hinterließ, seine ernste, vornehme Gesinnung und Lebensführung.

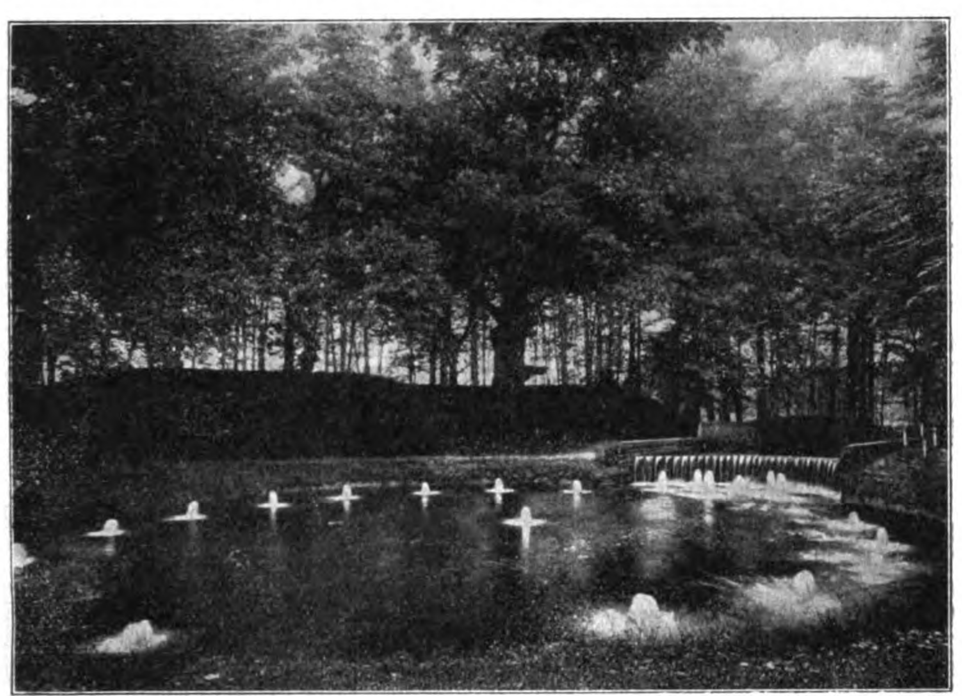
Friedrich Franz 1., der Neffe des Herzogs, besteigt 1785 neunundzwanzigjährig den Thronsessel des letzten in Deutschland noch regierenden wendischen Fürstenhauses. Eine neue Zeit bricht an für die stillbeschauliche Waldresidenz. Rauschende Feste, Lachen und Lebenslust liebt der junge kluge weltfrohe Herrscher, Hofjagden, Sauhetzen, übermütige Fahrten nach dem Jagdhause Friedrichsmoor. Von glänzender Festbeleuchtung blitzt vor dem Schloßplatze die Riesenkaskade, sprühen die Wassersprünge, geheimnisvolle Lichter glimmen zwischen den Taxushecken und Buchengängen. Elegante Kavaliere führen auf grünem Rasen Prinzessinnen und Hofdamen zum Reigen, zum figurenreichen Menuett — ein feenhaft verschwebendes Schattenspiel. Das alles in einer Zeit, als man in Frankreich blutige Abrechnung hält mit der allzu lustigen Hofgesellschaft, als Throne gestürzt, Fürsten aufs Schafott gebracht, in die Verbannung getrieben werden. In Mecklenburg leben Fürst und Volk in idyllischer Eintracht. Die Untertanen lieben von ganzem Herzen diesen Herrn mit der kleinen behenden Gestalt, dem geistvollen Kopf, den dunklen, blitzenden Augen, dem sprühenden Witz, der bei aller Lebenslust ein gutes Regiment führt, der seine Mecklenburger zu nehmen weiß, der plattdeutsch mit ihnen spricht, so daß der kleine Mann den weiten Abstand kaum spürt, der ihn vom Herrscher trennt. Denn immer noch besteht zu Recht die mecklenburgische Rangordnung vom Jahre 1704, nach welcher der herzogliche Kammerdiener mit den Universitätsprofessoren der Philosophie, den Amtmännern und Leutnants der dreizehnten Rangklasse angehört. (Vgl. die vortreffliche Festschrift »Die Societät zu Ludwigslust«, verfaßt von dem um die Geschichte Ludwigslusts hochverdienten Rechtsanwalt Herrn Otto Kaysel.)

Vor allem liegt dem Herzog das Aufblühen seiner guten Residenz Ludwigslust am Herzen. Kaufleute und Handwerker dürfen jetzt sich hier ansiedeln. Neue Straßenzüge entstehen, aus den 1500 Einwohnern im Jahre 1790 sind 1804 schon 4000 geworden. 1826 wird die Berlin—Hamburger Chaussee über Ludwigslust geführt. Landesväterlich sorgt der Fürst immer für die Bürgerschaft. Die fühlt sich »recht verlassen und verwaiset«, als nach dem Jenaer Zusammenbruch der französische Eroberer die herzogliche Familie zwingt, sich auf dänisches Gebiet in Sicherheit zu bringen.

Rührend ist die Freudenäußerung der Ludwigsluster, als sie ihren Herzog wieder in ihrer Mitte haben. Seinen ganzen Einfluß macht er geltend zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Endlich, im Jahre 1818, entschließt sich der mecklenburgische Landtag zu Sternberg zur Anerkennung des Grundsatzes, »daß die Luft frei macht in Mecklenburg«. In einer Burschenschaftsversammlung jener Tage wird der Plan erwogen, alle deutschen Kleinfürsten zu beseitigen. Ein mecklenburgischer Burschenschafter tritt hier für seinen Großherzog Friedrich

Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Erster Wassersprung im Park von Ludwigslust


Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust
Die vierundzwanzig Wassersprünge im Park von Ludwigslust

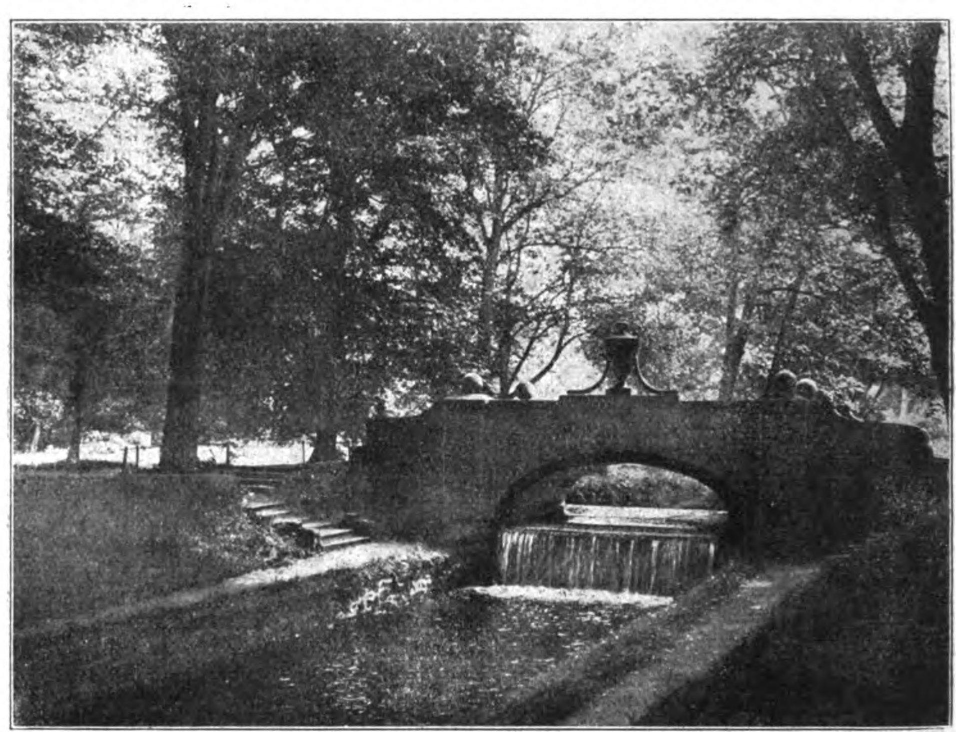
Franz ein, der dem Volk am redlichsten gesinnt sei, und erreicht endlich, daß dieser von der Liste gestrichen wird. Der Großherzog hat's erfahren. Nach Jahr und Tag steht jener ehemalige Burschenschafter als Pfarramtsbewerber im Ludwigsluster Schloß vor seinem Landesherrn. Der Großherzog: »Na, mien Jung, wiel du di doch dunnmals so üm mi annahmen hest, und ick up de Wies an't Lewen blewen bünn, so sast du ok de Parr hebben!«

Die Unruhen des Revolutionsjahres 1830 haben das gute Verhältnis der Ludwigsluster zu ihrem Fürsten, den das Verhalten der aufgeregten Schweriner Bevölkerung tief verstimmte, nicht getrübt. Hier scheint die Zeit stillzustehen. Seit bald fünfzig Jahren derselbe Herrscher, dieselbe Hofordnung und Tageseinteilung. Die Ludwigsluster Grenadiere, ganz noch nach napoleonischem Muster gekleidet, in dunkelblauer Uniform mit rotem Revers und Unterwesten, rote wollene Epauletten, weiße Tuchhosen mit rotem Längsstreifen. Gamaschen, Kreuzlederzeug und die hohe Bärenmütze lassen die Nachahmung vollkommen erscheinen.

Indes, der Großherzog ist ein alter Mann geworden, stiller, nachdenklicher. Oft sieht man ihn jetzt in grüblerischer Einsamkeit auf gewohnten Wegen den Schloßpark durchwandern. Verweht sind die heiteren Klänge der Musik, verrauscht ist das Leben. Ist bei allem die Seele nicht zu ihrem Recht gekommen, die Religion, die dem erlauchten Vorgänger Lebensinhalt, Leitstern, alles war? Der greise Fürst versinkt in Grübeln, er bedarf der Aufrichtung. Der nüchterne, klügelnde Rationalismus, der immer noch das Wort führt in der mecklenburgischen Landeskirche, gab dem Manne nichts, dem das Leben zerfällt. Deutlicher wird seine Hinneigung zur katholischen Kirche, fleißig besucht er die Messe in der schon 1803 von ihm erbauten katholischen St.-Helenen-Kapelle.

Zwei Jahre vor seinem Tode kann der Hochbejahrte das fünfzigjährige Regierungsjubiläum feiern. In dreitägiger Festzeit erlebt Ludwigslust noch einmal das Aufleuchten vergangener Tage. Für das Volk eine schöne, eine rührende, für den Gefeierten wie immer in solchen Fällen eine wehmütige Angelegenheit, vielleicht eine überflüssige Schaustellung. Als der Jubilar vor das Bild geführt wird, das ihn in glänzender Festversammlung, umringt von Fürsten und Gesandten fremder Staaten, auf dem Thronsessel sitzend darstellt, spricht er nur: »Süh da, da sitt de oll Mann!« Im Februar 1837 geleitet man den Einundachtzigjährigen zur letzten Ruhe. Im lustigen Doberan, wo er so oft, aus der langen Pfeife rauchend, zwischen seinen Untertanen an der Spielbank saß, birgt die ehrwürdige alte Klosterkirche die sterblichen Überreste des volkstümlichsten mecklenburgischen Herrschers.

Sein Nachfolger und Enkel, Paul Friedrich, verlegt endgültig das großherzogliche Hoflager



Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Brücke im Schloßpark zu Ludwigslust

wieder nach Schwerin. Ludwigslust hat man nicht auf Abbruch verkauft oder in ein Kloster verwandelt mit dem Namen Ludwigsschmerz, wie, die Witzbolde vorschlugen. Die mecklenburgische Regierung hat alles getan, um die Bürgerschaft für die Verlegung des Hoflagers zu entschädigen. Die im Jahre 1876 zur Stadt erhobene Residenz Ludwigslust wurde Garnison des ersten mecklenburgischen Dragonerregiments. Sie hat heute ein Realgymnasium, eine Taubstummenanstalt, und hier entwickelte sich aus kleinen Anfängen das 1851 von seiner ersten Oberin Fräulein Helene von Bülow-Camin gegründete Stift Bethlehem, ein dem Kaiserswerther Verbande angehöriges, segensreich wirkendes Diakonissen-Mutterhaus.

Die Großherzöge Friedrich Franz 2. und Friedrich Franz 3. pflegten alljährlich nach der sommerlichen Erholungsreise einige Wochen in Ludwigslust zu verleben, und der vierte dieses Namens, der letzte regierende Fürst, wählte den Ort zu dauerndem Wohnsitz. In stiller Zurückgezogenheit lebt hier die großherzogliche Familie, verehrt und herzlich geliebt von der treu anhänglichen Bevölkerung.

Und nun ist es noch stiller hier geworden. Still, aber nicht stumm. Überall, aus Bäumen, Steinen, den Werken sinnender, schaffender Künstler spricht zu uns eine bedeutungsvolle Vergangenheit, zumal wenn der hochsommerliche Mittagsstunden-Märchenzauber auf den leeren Bänken liegt und in den breiten lindenschattigen nach der Schnur rechtwinklig angelegten Straßen mit ihren auf fürstlichen Befehl in Reih und Glied hingestellten Einerleihäusern und -häuschen. In der träumenden Kanalstraße gleitet still, träge die schwarze Flut dahin. Ein Wasserrosenblatt, ein paar welke Blumen, Grashalme, ein ertrunkener Schmetterling schweben leise unmerklich abwärts ins große Meer der Vergessenheit.

Wir spüren die gleitende Zeit. Vergangenheit umfängt uns. Leer liegt der weite Schloßplatz, nur Sonne und das einschläfernde Rauschen der großen Kaskade. Der Fürst verreist, alle Schloßfenster verhängt. Großartig das Schloß in seiner stolzen, stummen Trauer. Wo sind sie hin, die Tage, als in rauschender Festzeit der Herrscher mit glänzendem Gefolge vom hochragenden Balkon sich der ehrfurchtsvoll harrenden Menge zeigte, als von hier herab Trompetenruf und Paukenschlag aus den Kavalierhäusern die adlige Hofgesellschaft zur täglich offenen Tafel rief? Leer das Dragonerwachthaus. Schilderhaus, Waffenständer, alles harrt noch wie verzaubert im Dornröschenschlaf und wartet auf Entzauberung. Inmitten die Kirche, ein feierlicher Griechentempel, drum herum ein Viereck kleinster, in peinlich-ängstlicher Gleichmäßigkeit erbauter Bürgerhäuschen.

Die Sonne wandert, schon fängt sie an, in die Schloßstraße mit den stattlichen Häusern der »besseren« Bürger und der Künstler und Hofbeamten ihr buntes Farbenspiel hineinzuwerfen. Hier ist alles gut bürgerlich, gediegen, die Häuser, die Architektur so schlicht behaglich, ohne Putz und Prunk, wie der mecklenburgische Volkscharakter. Schon beginnt man für die nachmittägliche Kaffeestunde Tische und Stühle zurechtzustellen. Eine heute unerhörte Raumverschwendung macht diese Straße zu einer großen Gartenanlage.

Das Ziegelmauerwerk in Ton und Farbe so frisch, als hätte es gestern die Hand des Fürsten auf diesen Platz gestellt. Die Farbenwirkung steigert sich, wenn die sinkende Sonne voll hineinscheint in dies einzigartige Straßenbild. Dann leuchten in den roten Wandflächen zwischen Efeu, wildem Wein und Lindengrün die rein weißen Fensterrahmen. Man ist benommen von so viel Grünweißrot! Überall nachbarliche Plauderei, auf den Bänken fleißige Hausfrauen, zwischen den Linden weiße wandelnde Mädchengestalten. Nichts Lautes, kein Mißton, ein Bild voller Schönheit und Frieden, freilich, die blauen Lanzenreiter fehlen!

Im Park hinter dem Schlosse herrscht noch das verhaltene Schweigen des hochsommerlichen Waldes. Einsam, in großartiger Schönheit ragt auf der steinernen Kanalbrücke die girlandenumkränzte Urne, einst ein Sinnbild des schwärmerischen, mit Rokoko versetzten Klassizismus, heute ein Aschenkrug, ein wehmütiges Totenmal. Alle die mythologischen Statuen und Statuetten sind der Zeit und dem wechselnden Geschmack zum Opfer gefallen, die spielerischen Hügel, Pyramiden, Wälle und Wällchen, die zierlichen Erdstufen überwachsen, überwuchert, zeitumsponnen, alle Formen gerundet und längst wieder zu Natur geworden. Die Wassersprünge noch wie damals, und die Kaskadenstufen des Kanals weithin, seltsam hallend wie durch einen Märchenwald. Alles belebt sich wieder mit den Damen und Kavalieren der Findorffschen Zeichnungen. Noch stehen an murmelnden, waldüberschatteten Wasserläufen die steingemeißelten Bänke, auf denen damals empfindsame Damen des Hofes mit dem neuesten Stickmuster oder dem neuesten Almanach dem Murmeln des leise rinnenden Wassers lauschten. Der Schatten der Erbprinzessin Helene Paulowna schwebt durch den Waldesdämmer, die, kaum fünfzehnjährig, der Erbprinz Friedrich Ludwig, selber fast ein Knabe noch, mitten im nordischen Winter von dem unbehaglichen Petersburger Hof als Gattin heimführte in das friedliche Ludwigslust, die mit ihren goldblonden Locken, den großen blauen Augen, ihrem Liebreiz schnell aller Herzen gewann. Sie schenkte dem Lande eine Prinzessin und einen tüchtigen Regenten, den späteren Großherzog Paul Friedrich. Aber ihre Kraft ist erschöpft. Die Königin Luise sendet wiederholt ihren besten Arzt an das Sterbelager der »innig geliebten Base«. Ihr neunzehnjähriges



Aufn. Hinstorffsche Hofbuchhdlg., Ludwigslust

Helenen-Paulownen-Kapelle in Ludwigslust

Leben erlischt wie ein Frühlingstraum. Noch lange hat sie in verklärter Gestalt unter den Ludwigslustern gelebt.

Der Kanal verliert sich zwischen Bruch, Hochwald, Wiesen, Ackerflur in die schöne mecklenburgische Landschaft, in die Jagdgründe der alten Nimrode Christian Ludwig und Friedrich Franz. Diesem lag das Glück der Erde am Herzen der Frauen, auf dem Rücken der Pferde. In Parchim trabt er daher an der Spitze der nur mühsam beritten gemachten, noch ganz mittelalterlich eingerichteten Dreißiger-Gilde. Der Abseits demütig staunende und verbissene Leibeigne, Wendenblut, das einst hier auf der Scholle »slawte«.

Zurück zum Park, vorbei an künstlichen Ruinen und Felspartien. Längst verklungen auch diese von Ritterromantik, von mondbdurchglänzten Zaubernächten schwärmende Zeit, die solche seltsamen Gebilde schuf.

Die sanfte Schwermut des Herzog-Friedrich-Denkmals umfängt uns. Ein Werk Kaplungers. Eine weibliche Figur mit gen Himmel gehobenem Blick streut aus einem Füllhorn Rosen und



Schleuse

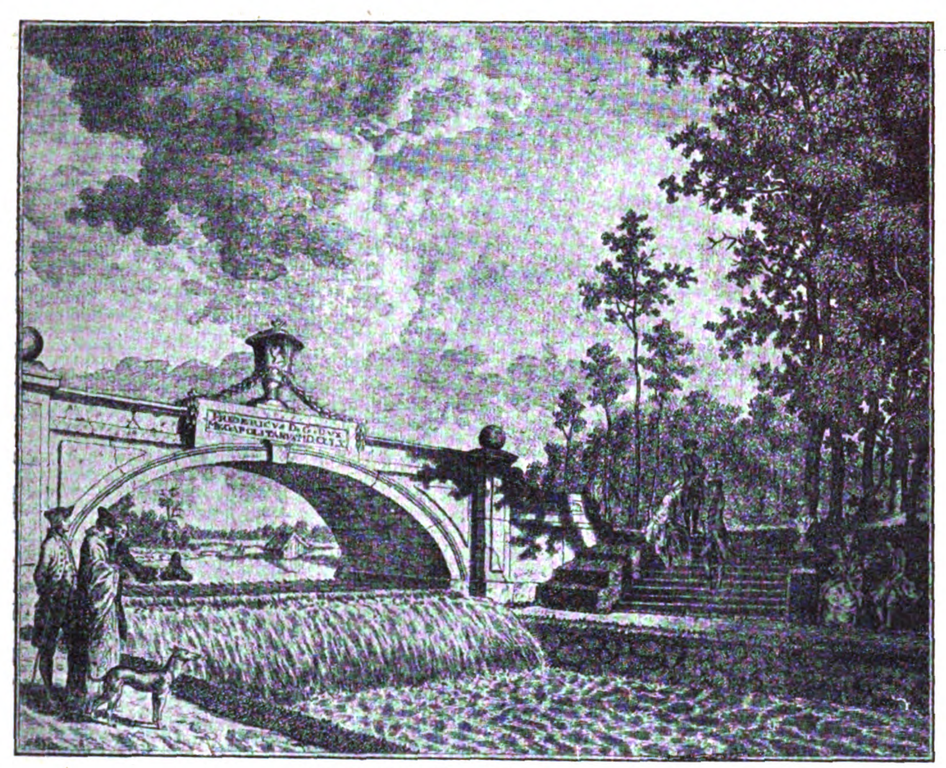
Nach einem Stich von Findorff in Nugents »Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg« (Berlin, 1782)

Schalk spornt ihn, er gibt dem edlen Renner die Zügel frei, um zu sehen, wo die Gildenreiter bleiben. Ein einziger, der Kaufmann Saul, hält sich in des Fürsten Nähe. Dieser, sich umschauend, spricht: »Saule, was verfolgst du mich?« Wir stehen jetzt vor der Grabstätte seines Lieblingspferdes, die durch folgende Widmung bezeichnet ist:

Hier liegt das beste Pferd begraben,
Das viele Tugenden in sich vereint.
Könnt' man ein Pferd zum Freunde haben,
So läge hier mein Freund.

O blitzende Lebenslust, o Reiterfreude! Hoch in den Lüften klingt es wie Fanfarenruf. Ausritt zur Jagd: »Im Wald und auf der Heide ...« Lilien auf die mit dem Bildnis des Herzogs gezierte Urne, auf deren Kehrseite ein ruhender Genius mit gesenkter Fackel trauert.

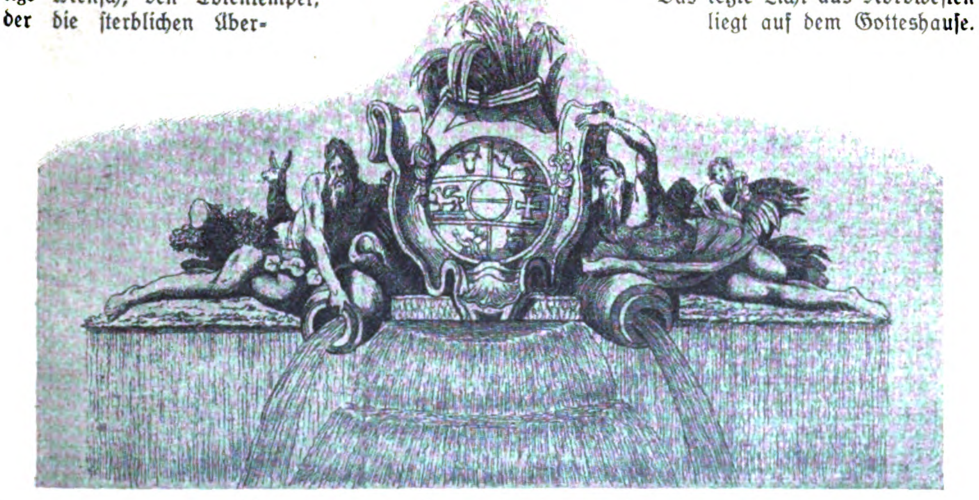
Ein schöner Abend sinkt herab auf die mecklenburgische Heide- und Waldlandschaft, auf die stolze, vornehme Hofdamenallee, auf das Schweizerhaus, wo die schwärmende Herzogin Luise, die Gemahlin des Herzogs Friedrich Franz, so gern der Natur sich nahe fühlte. Nebel geistert durch den Wald, überspinnt die Wiesenflächen, verdichtet sich zu wallenden, schwebenden, tanzenden Gestalten. Auf der Teichinsel trauert, vom verklärenden Abendrot umwoben, unter Hängebirken eine Urne, voll Empfindsamkeit gewidmet der Erinnerung an



Die Kaskade hinter dem Lusthause

Nach einem Stich von Findorff in Nugents »Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg« (Berlin, 1782)

die Erbprinzessin Helene Paulowna und die Erbprinzessin von Sachsen-Gotha. Warum stirbt das Schöne? Die stummen steinernen Sphinxgestalten im Giebelfeld der Grabkapelle der Herzogin Luise geben keine Antwort. Schweigend, schon nächtlich dunkel umstehen die Riesenbäume, die länger leben als der flüchtige Mensch, den Totentempel, der die sterblichen Überreste birgt der schönen Zarentochter Helene Paulowna. — In Nacht versunken liegt der weite, leere Schloßplatz, fest, ehern steht vor der stummen breiten Schloßfront auf granitnem Sockel vierundfünfzig Jahre schon die Gestalt des Herrschers, der zweiundfünfzig Jahre lang das Geschick dieses Landes in Händen hielt. Das letzte Licht aus Nordwesten liegt auf dem Gotteshause.



Bildwerk über der Neuen Kaskade zu Ludwigslust

Nach einem Stich von Findorff in Nugents »Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg« (Berlin, 1782)

Das Merrettchen

Von Hans von Wolzogen

Maria Margarete war sie getauft worden. Merrettchen hatte sie sich selbst genannt, als sie sprechen lernte; und Merrettchen hatte die kleine stille Mutter in ihrem sonnigen Hinterstübchen, das nun Kinderstübchen geworden war, dem süßen Mäulchen zärtlich nachgesprochen. Merkwürdigerweise, in diesem Falle hatten die vier Tanten, des frühverstorbenen Vaters Schwestern, der kleinen stillen Mutter ohne Widerrede sich gefügt: Maria Margarete blieb im ganzen Hause das »Merrettchen«, nun schon bis in ihr achtzehntes Lebensjahr.

Da war es ein gar liebes, anmutiges, behendes Jungfräulein geworden, und ein reines Wunder, wie heiter und unverdorben sie geblieben war; denn alle hatten an ihr erzogen, jede anders, alle die vier Tanten: Justine, Alwine, Sabine, Rosine. Ohne das sonnige Hinterstübchen wäre das auch nicht gelungen; aber in glücklichen Augenblicken, wenn die Tanten gerade nicht erzogen, huschte das Kind immer wieder dort hinein zu der kleinen stillen Mutter. Da war es denn auch ganz still im Stübchen, als wäre keine lebende Seele darin, nur die liebe Sonne — die lachte hell hinein; denn sie sah ein lebendes Menschenkind dort aufblühen zum heiteren unverdorbenen Jungfräulein.

Das Leben mit den Tanten ging im übrigen seinen wohlgeregelten Gang, auch als es allen vieren unvermeidlich schien, das lieblich erwachsene Nichtchen in die Welt zu führen. Freilich, da teilten sich die Ansichten, besonders als gar Einladungen junger Leute beiderlei Geschlechts an die Reihe kamen. Merrettchen wurde mit allen fertig und regte sich nicht weiter auf, aber die Tanten hatten jede ihren Liebling, und Tante Rosine, die sich gern als die jüngste fühlte, war obendrein in jeden neu auftauchenden Jüngling regelrecht verliebt. Wie Merrettchen bei alledem so kühl blieb, wurden die treuen Lebenshüterinnen sogar ganz besorgt: »Himmel, wenn das Kind uns am Ende sitzenbleibt!«

Es kam aber anders.

Merrettchens beste Freundinnen waren die Töchter eines Obersten a. D., der seinen Spaß mit seinem »kleinen Strategen« hatte, wie er Merrettchen nannte. Warum? Weil es ein so helläugiges Geschöpfchen war, das immer, wenn die Meinungen und Urteile der jungen Gesellschaft wie irre Hühner auseinanderliefen, sofort den richtigen Punkt erfaßte, die unterschiedlichen Verwirrungen in eine klare Richtung zu lenken und jede Schwierigkeit mit einem treffenden Witz zu lösen wußte.

»Mein kleiner Stratege,« sagte der Oberst eines Tags wieder und klopfte Merrettchen väterlich auf die Schulter; »jetzt kommt's!«

»Was denn, Onkel Schnauz?«

»Das große Manöver kommt in diese Gegend, und,« setzte er schelmisch hinzu, »Merrettchen, Sie bekommen Einquartierung.«

Das Jungfräulein eilte spornstreichs nach Hause, überrannte alle vier Tanten und verkündete jubelnd: »Wir bekommen das große Manöver! Wir bekommen Einquartierung!«

»Da müssen Vorräte angeschafft werden, Militärs essen viel,« bemerkte die wirtschaftliche Tante Justine.

»Einquartierung! Wie entsetzlich! Militärs sind so anspruchsvoll!« quängelte die immer wehleidige Tante Alwine.

»Na, na!« machte die sarkastische Tante Sabine mit einem bedenklichen Seitenblick auf Merrettchen. »Militärs sind gefährlich.«

Tante Rosine seufzte nur tief mit einem seligen Lächeln gen Himmel. In ihrer Phantasie schienen alsbald entzückende Bilder, wie eine flotte Reiterschwadron, vorüberzuziehen.

Merrettchen aber verschwand im Hinterstübchen, und der laute Jubel glättete sich dort zu wohliger Stille.

Das große Manöver kam wirklich in die Gegend; man überblickte das ganze Feld vom Bodenfenster aus. Und auch die Einquartierung kam, ein junger Oberleutnant, so nett, wie Oberleutnants nur sein können.

Fortunatus Wildenberg hieß der Unglücksmensch. Fortunatus! Er nannte sich aber lieber mit seinem Nebennamen Peter. Denn Frau Fortuna findet sich nicht auf bloßes Taufkommando als freundwillige Begleitung auf dem Lebenswege ein. Man kann nie wissen, was an Stelle der lieben Dame kommt. Im Hause der vier Tanten aber war Peter Wildenberg jedenfalls ein Fortunatus. Alle vier waren vollkommen einig in ihrer Begeisterung für die Einquartierung; Tante Rosine war überhaupt »ganz weg«. So streng die Tanten einst ihr Nichtchen erzogen hatten, so sänftiglich und stürmisch zugleich verzogen sie ihren Peter. Es war alles mögliche, daß er doch noch immer Zeit übrigbehielt, um dem lachenden Merrettchen lächelnde Blicke zuzuwerfen, in denen mehr lag als das Lächeln über die Tanten; und auch in Merrettchens Lachen lag mehr, lag ihre ganze junge, heitere, reine, warme Seele. Sie war jetzt oft im sonnigen Hinterstübchen, und es gelang ihr auch, die Einquartierung dort einzuführen. Das verzogene Peterchen aber fühlte sich da geradeso wohl, als wäre Fortuna in Person zu ihm gekommen und hätte ihm gesagt: »Peter, du darfst dich von nun an Fortunatus nennen!«

Da geschah ein Unglück: Fortunatus, das Glückskind, verstauchte sich den Fuß im Felde, und als der entscheidende große Manövertag anbrach, mußte er »zu Hause« bleiben! Oh,

was waren die Tanten nun erst um den Leidenden besorgt und bewegt; das ganze Haus schien aus dem Häuschen zu sein.

Dabei gerieten sie wieder einmal in die heftigste Uneinigkeit. Was war der Grund? Mein Himmel, der Oberleutnant war schließlich doch Militär; es drängte ihn, durch das Bodenfenster die Bewegungen der Truppen zu überschauen; aber der Fuß, der böse Fuß! Er durfte doch um Gottes willen nicht allein die steile Treppe hinauf — o bewahre! —, da mußte eine mitgehen — helfen — stützen — führen! Eine? Es waren vier. Jede eine wollte — wie die drei schwarzen Damen in der »Zauberflöte«. Peter Fortunatus benützte den günstigen Augenblick, um — Fuß hin, Fuß her! — aus dem ärgsten Kampf heraus allein die gefahrvolle Stiege zu erklimmen. Und Merrettchen — der feine Taktiker — auf ihren gesunden, behenden Füßchen sprang ihm unvermerkt hinterdrein. Natürlich! Man mußte ja helfen — stützen — führen! — Siehe da, das war nimmer nötig.

Er war schon oben, an der Luke, blickte durch sein scharfes Zeißglas gespannt aufmerksam hinaus, aufs Manöverfeld, merkte gar nichts — auf einmal neben ihm eine schlanke Gestalt, eine bekannte helle Stimme: »Ach bitte, Herr Oberleutnant, einen Augenblick Ihr Glas!« Das war der Augenblick! So ging das Schauen an, das Schauen zu zweien.

Drüben — drunten wogte die Schlacht. Die beiden jungen Sachkenner an der Luke wurden dabei immer lebhafter, immer gefesselter, immer erhitzter, fanden sich in ihren Beobachtungen, ereiferten sich in ihren Meinungen, waren ganz mit Augen und Herzen dabei — ein Tumult von Augen und Herzen, ein Herz und eine Seele. So standen sie beieinander, nah, immer näher, da wies ein Finger, da faßte eine Hand, so sahen sie hinaus in die blitzenden Nebel, hinein in die blitzenden Augen — es war ein schönes Manöver.

»Donnerwetter!« rief auf einmal der Oberleutnant.

»Was denn? Wo denn?« Das Merrettchen war ganz erschreckt.

»Da geht was schief! Sehen Sie! — Sehen Sie nicht? Merrettchen!!« (Der Oberleutnant vergaß sich.) »Die blaue Armee, meine Armee, sie avanciert rückwärts! Pfui Teufel, Merrettchen!« (Noch einmal!) »Das ist ein verdammtes Pech! Das Manöver wird abgeblasen!«

»Abgeblasen?«

»Ja, ja! Verflucht noch mal! Wenn jetzt nur mal ein Seitenangriff —«

»Die Faule Kule!« brach es von der Jungfrau zarten Lippen.

»Was? Faule Kule?«

»Da der Hohlweg rechterhand — sehen Sie — wenn da — da — sehen Sie nicht? Peter, Peter!« (Der »Fortunatus« war abwesend.) »Da eine Schwadron, ein Regiment durch — den Grünen in die Flanke — Hurra!« Merrettchen war außer sich und bekam den Oberleutnant zu fassen: »Marsch, marsch durch die Faule Kule!« Der Taktiker war auf der Höhe seiner Glorie.

Und wunderbar, Fortunatus ist leibhaftig wieder da und hält das Merrettchen in seinen Mannesarmen. Das Manöver wird abgeblasen.

»Merrettchen!«

»Peter!«

Was war das? Ein Echo? Mitten in den ersten Kuß hinein eine schrille Stimme, dicht von der Treppe her: »Merrettchen!«

Das Paar fährt auseinander. »Tante Rosine!«

»Marsch, marsch durch die Faule Kule!« Und der Oberleutnant, ganz Militär, ergreift mutig Merrettchen am Arm und zieht sie, ganz Liebhaber, an die Bodentreppe hinaus.

Ja, da stand die Tante Rosine. Oh, wie die da stand! Mit aufgerissenen Augen, aufgerissenem Mund, ganz aufgerissen, aus allen Fugen, aus allen Himmeln in ein einziges schaudervolles Erstaunen gestürzt. Aber sie faßte sich, groß, heldenhaft. Sie hebt die Arme auf: »Gott segne euch, meine Kinder!« und nimmt sie beide als mütterlicher Mittelpunkt bei den Händen und führt sie, während ihr die hellen Tränen über die Wangen rinnen, feierlich über die Treppe hinunter.

Da steht auf dem obersten Absatz die Tante Sabine, blickt auf die drei aus scharfen Augen, es zuckt um ihre schmalen Lippen, halb Entrüstung, halb Spott — aber sie sieht in Rosines feuchte Augen und lacht hell auf, hebt auch die Arme, mit pathetischer Geste: »Alle Heiligen mit euch — verrückte Kinder!« und schließt sich dem Zuge an.

Auf dem tieferen Absatz steht Tante Alwine. Steht? Nein: wankt, schwankt, lehnt sich fassungslos ans Geländer, hebt zitternd die Arme und wimmert: »Ich — ich — ich — ach — ach ihr armen Kinder!«

Unten an der Treppenstufe auf dem Flur steht Tante Justine, sieht die Prozession heranrücken, hebt die Arme —? Bewahre! Hat mit einem kühlen Blick die Geschichte weg und ruft nur energisch hausfraulich: »Gesegnete Mahlzeit! Wo bleibt ihr denn? Die Kerbelsuppe wird kalt!« und wendet sich als Älteste allen voran dem Speisezimmer zu.

Ja, wo ist das Pärchen? Mitten durch die hungrige Tantalidengruppe hindurch ist's in das sonnige Hinterstübchen verschwunden. Die Tanten horchen an der Tür: tiefe Stille, als ginge ein Engel durchs Zimmer; der stand gewiß auch still, eine ganze Weile, weil's ihm wohlgefiel, was er sah. Dann tat sich die Tür auf, und heraus traten, das kleine Mütterchen zwischen sich zart sorglich führend, beide Kinder, alle drei mit friedlich leuchtenden Gesichtern, und ehe die Tanten noch mit ihren stürmisch überfallenden

Fragen: »Wie war das nur möglich? Daß es keiner merkte! Wie kam das nur so schnell?« fertig waren, saßen sie schon alle im Eßzimmer um den runden Tisch, die Kerbelsuppe dampfte noch. Und es ward ein heiteres und harmonisches kleines Verlobungsmahl.

Andern Tags ward das Manöver wieder angeblasen. Hocherfreulich, wie rasch der Fuß des Oberleutnants auf der Bodentreppe heil geworden war! Er stürmte hinaus, verriet seinem Obersten das taktische Geheimnis von der Bodenluke, dieser dem General, und durch einen schneidigen Vorstoß von des Oberleutnants Regiment durch die Faule Kule gewann die blaue Armee einen glänzenden Sieg. Bei der Kritik erhielt der General das höchste Lob, das gab er gnädig gedämpft an den Obersten weiter; der Oberleutnant ging leer aus. Dafür ward er »zu Hause« vom feierlichen Jubel der vier tantlichen Ehrenjungfrauen empfangen. Merrettchen heftete einen gülbenen Kotillonorden auf die hochklopfende Heldenbrust: »Pour le mérite!« flüsterte die glückliche Braut.

»Pour le Merrettchen!« erwiderte der strahlende Bräutigam und heftete einen glühenden Kuß auf den schelmisch lächelnden Mädchenmund.

So zogen Fortunatus Peter und das Merrettchen durch die Faule Kule in ihr Lebensglück.

„Hinauf"

Drei Gedichte von Hans Much

Gottheit

Du großes Du in Sternenweiten,
In schauernden Unendlichkeiten,
Im Namenlosen ohne Heim,
Du wandelst in der Weltenwelle,
In Siegerkraft und in der Zelle
Und in dem kleinsten Samenkeim:

Ich habe dich mit hellem Wissen
Gefordert und an mich gerissen,
Doch ach, du bist ein flüchtiger Gast:
Stets da — und doch nicht stets zu fassen,
Stets nah — und doch so leicht zu lassen.
Du willst nur Wohnung im Palast.

Wissen kann immer nur für Zeiten
Den Körper zum Palast bereiten:
Ich weiß, du forderst mehr für dich.
Doch mag auch oft mein Fuß noch gleiten,
Ich muß dir doch entgegenschreiten:
Denn ich bin du, und du bist ich.

Geladen

Hart an der Straße liegt das Heiligtum;
Nichts kündet seines Innern lichten Ruhm.
Nur, daß das Echte sich hier eigen mißt,
Und daß der Eingang fest verschlossen ist.
Ein Einzelner träumt manchmal am Portal;
Ein andrer lärmt um Einladung zum Mahl —
Doch stumpf vorüber treibt des Volkes Schwaden.
Du aber, Wanderer auf den Weltenpfaden,
Klopf' sacht, ganz sacht! Heil dir, du bist geladen!

Im Namen dessen

Im Namen dessen, das unnennbar ist,
Das Du und Ich ist und das Alles ist,
Aus dessen ungetrübtem Quell das Leben
Herniederfließt, um wieder heimzustreben:

Aus seiner Ruh sind wir herabgestiegen,
Zu wissen und zu wirken und zu siegen.
Sturmhauch und Liebe hebt uns aus den Gründen.
Komm, laß auch uns zurück zur Heimat finden!



G. J. Kern: Crimson-Rambler-Rosen



G. J. Kern

Aus der Werkstatt eines Künstlers und Gelehrten

Von M. R. Jünemann

Künstler und Kunstgelehrter — ist das ein Widerspruch? Sind Kunst und Kunstgeschichte einander so wesensfremd, daß ihr Zusammenklang in einer Persönlichkeit sich nicht denken läßt? Schließt wissenschaftliche Arbeit ernste schöpferische Tätigkeit aus? Diese und ähnliche Fragen überstürzen sich, wenn man das Werk von G. J. Kern einer näheren Betrachtung unterzieht. Etwa vorgefaßte Meinungen werden hier durch den Beweis aus dem Felde geschlagen, daß Theorie und Praxis in der bildenden Kunst keine Gegensätze zu sein brauchen. Kerns Arbeiten zeigen sogar, daß Theorie und Praxis einander durchdringen und ergänzen können.

Seine Kunstanschauung und Kritik zieht ihre Kräfte aus dem gesunden Boden eines beherrschten Handwerks, und seine auf dieser Grundlage aufwachsende Kunst schöpft wiederum reiche Nahrung aus einer systematisch gewonnenen historischen und kunstkritischen Schulung. Heute ersteht ein Bild, eine Radierung unter seiner Hand, die hohen Ansprüchen genügen, und morgen eine fachmännische Abhandlung über ein kunsttechnisches, ästhetisches oder kunstgeschichtliches Problem. In der Berliner juryfreien Kunstschau von 1923 war ein großes Ölbild von Kern, »Blühender Flieder«, zu sehen; bald darauf erschien in der Zeitschrift »Der Kunstwanderer« eine sehr gründliche kunstgeschichtliche Untersuchung Kerns über ein wiedergefundenes Bild Kerstings nach Gerhard von Kügelgens Atelier. Dieses Schaffen, das Kern auf beiden Gebieten zu ansehnlichen Erfolgen führte, entspringt einer besonderen Veranlagung und einem inneren Zwange, der sich von frühester Jugend auf bei ihm bemerkbar machte.



Selbstbildnis G. J. Kerns

Dieser Veranlagung entspricht es, daß er als Student auf den Universitäten München, Leipzig, Berlin das Studium der Archäologie und neueren Kunstgeschichte mit Hingabe betrieb, zugleich aber auf Akademien und in Privatateliers seine künstlerischen Anlagen entwickelte. Die Leipziger Akademie für graphische Künste war die Stätte, an der er sich die Grundlage für seine praktische künstlerische Ausbildung verschaffte. Reisen nach Holland, Belgien, Frankreich, England, Österreich, ein wiederholter längerer Aufenthalt in Florenz und Rom erweiterten die künstlerische Vorstellungswelt und vermittelten dem jungen Künstler eine engere Bekanntschaft mit fremden, zum Teil alten Kulturen. Im Wintersemester 1903/04 promovierte Kern mit einer Arbeit über die linearperspektivische Darstellung im Werke der Brüder van


Päonien

Ausstellung. Aus dieser Beschäftigung ging neben zahlreichen Aufsätzen und andern Gelegenheitsschriften sein Buch über den Berliner Maler Karl Blechen (erschienen bei Bruno Cassirer 1911) hervor, in dem zum erstenmal der Versuch unternommen wurde, einen Künstler des 19. Jahrhunderts wie einen alten Meister entwicklungsgeschichtlich zu behandeln.

Kern hat die künstlerische Arbeit im Atelier der wissenschaftlichen immer gleichgestellt, wenn er sie damals auch nur im stillen und gleichsam nur zur Freude des Künstlers in ihm betrieb. Ja, seiner Veranlagung galt es als selbstverständlich, aus eignen künstlerischen Versuchen sich das Rüstzeug für verständnisvolle sachliche Kritik zu schmieden.

Eyck, wodurch er seinem Universitätsstudium den äußeren Abschluß gab.

Berufliche Ziele im engeren Sinne verfolgte Kern nicht, als er bald darauf ein Angebot Aldenhovens annahm, im Kupferstich-Kabinett des Kölner Walraff-Richartz-Museums die Stelle eines Volontärs anzunehmen. Überhaupt ist ihm der Begriff »Beruf« in der Bedeutung einer festumrissenen Stellung und eines »gesicherten« Erwerbs fremd. Denn er strebt unbeirrt seiner inneren Berufung zu schöpferischer Leistung — selbst wenn sie mit Opfern und Verzicht verbunden ist —, nach einem künstlerischen Sich-ausleben. Hat es auch immer wieder Zeiten gegeben, die ihn zur Stellungnahme zu historischen oder Tagesfragen drängten, so ist er innerlich doch Künstler, wenn auch sein äußeres Leben zum Teil in andern Bahnen verlief. Dem Rufe Tschudis an die Nationalgalerie folgte Kern, weil ihn dessen starke künstlerische Persönlichkeit ungemein anzog. Der junge »Hilfsarbeiter« verlebte glückliche Jahre in anregender Arbeit für die Menzel-Ausstellung und die Jahrhundert-


Weiblicher Rückenakt

Insbesondere glaubte er gewisse technische Voraussetzungen für kunstwissenschaftliche Arbeiten nicht entbehren zu können. Nur in der Beherrschung der technischen Probleme, des technischen Aufbaues schien ihm von jeher die Erfassung eines Kunstwerks in seinem Wesen und seiner Gestaltung möglich. Deshalb auch zog ihn die Kunst besonders an, die im Handwerklichen wurzelt, wie etwa die Malerei der primitiven Niederländer und Italiener. Daher seine Vorliebe für ihr Ringen um die Gesetze der Raumgestaltung.


Mitternacht bei Hammerfest

Fast ein Jahrzehnt lang hat Kern das Problem in der primitiven europäischen Kunst lebhaft beschäftigt, wovon eine Reihe von Einzeluntersuchungen über die Perspektive der alten Meister Zeugnis ablegt. Ein längerer Aufenthalt in Florenz, der Geburtsstadt der malerischen Perspektive, gehört für die wissenschaftliche Arbeit Kerns zu den ergebnisreichsten Abschnitten seines Lebens. Ist doch dem Aufenthalt an dieser Stätte die grundlegende Untersuchung über die »Anfänge der zentralperspektivischen Konstruktion



Bücherzeichen

in der italienischen Malerei des 14. Jahrhunderts« zu danken, die, 1912 in den Mitteilungen des Kunsthistorischen Instituts erschienen, eine völlige Neuorientierung der Wissenschaft auf diesem schwierigen Gebiete brachte. Es folgten bald darauf in den Preußischen Jahrbüchern für Kunstwissenschaft die aufsehenerregenden Aufsätze über das Fresko der Dreifaltigkeit in S. Maria Novella, eine perspektivisch-kunstgeschichtliche Studie und die weitausholende Arbeit über den »Mazzocchio des Paolo Uccello«. —

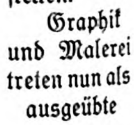
Im März 1913 wurde Kern Kustos der Nationalgalerie, 1917 erhielt er den Professortitel. Während des Krieges konnte er durch die ihm anvertraute Leitung der deutschen Kunstausstellung in Sofia sein Qualitätsurteil und seine organisatorischen Fähigkeiten beweisen. Sie ist, nach dem Katalog zu urteilen, gewiß die bedeutendste und beste deutsche Kunstschau im Auslande gewesen. — Mit den ganz veränderten Verhältnissen, die nach dem Kriege aufkamen, verlor die Museumsarbeit unendlich viel an künstlerischem und wissenschaftlichem Reiz, ebenfalls an kultureller Bedeutung. Diese Erkenntnis und die zunehmende kunstpolitische Orientierung der Museen machten es Kern verhältnismäßig leicht, seine Staatsstellung aufzugeben und seine Kraft ganz auf freie künstlerische und wissenschaftliche Arbeit umzustellen.



Bücherzeichen



Birkenweg

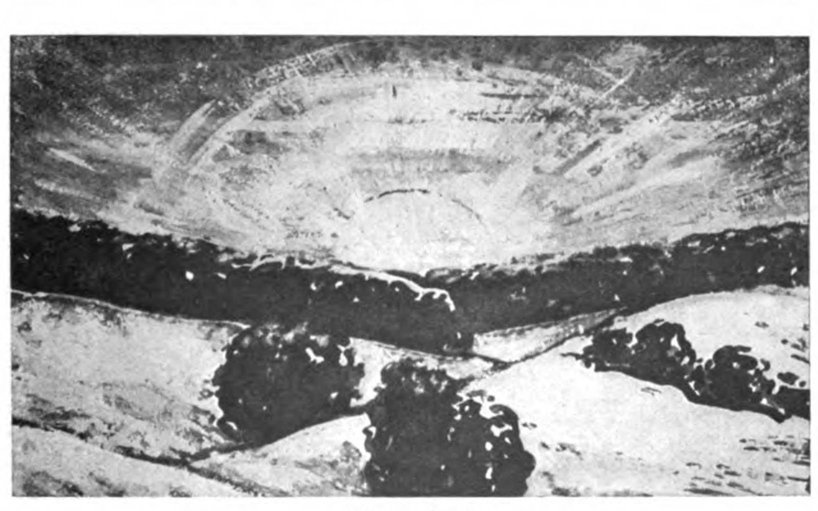


Graphik und Malerei treten nun als ausgeübte

und ausübende Künste wieder in den Vordergrund seiner Arbeit. Eine umfangreiche Ausstellung im Städtischen Museum seiner Vaterstadt Aachen bietet zum erstenmal eine Übersicht über das künstlerische Schaffen Kerns; bald tauchen in andern Städten und Ausstellungen Radierungen und Bilder des Berliner Künstler-Gelehrten auf. Die Kritik empfängt sie mit Anerkennung. Privatsammler, in- und ausländische Museen kaufen Werke an. Natürlich erweckt die Anerkennung des »Outsiders« auch unverhüllten Neid. Aber Kern hat es heute weniger denn je nötig, Äußerungen des Beifalls oder der Ablehnung zu registrieren, so sehr er sich begreiflicherweise auch über jedes Lob freut, dem er innere Berechtigung zuerkennt. Aber er ist einer der wenigen, die ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel schaffen — wohl dessen stets bewußt, daß auch sein Wollen und Können im Organismus der Kulturentwick-



Olivenbäumchen aus Fiesole



Sonnenaufgang



Landschaft mit Kanal

lung nur Stückwerk bedeuten. Was ihn ständig bekümmert, ist die Notlage, die mit ungeheurem Gewicht auf dem deutschen Volke lastet und jedem Schaffenden, welcher Richtung er auch angehören mag, etwas von der Schwungkraft der Seele raubt.

In seinem bei E. A. Seemann (Leipzig 1922) erschienenen vornehm ausgestatteten Buche hat Hans Rosenhagen eine



Landschaft im Vorfrühling

Auswahl von graphischen und malerischen Studien Kerns veröffentlicht. Dem Verleger danken wir es, daß wir eine Reihe dieser Arbeiten hier wiedergeben, dem Künstler, daß wir sie durch später entstandene Zeichnungen und Bilder ergänzen können. Alle Techniken sind vertreten: Öl, Aquarell, Zeichnungen in Kohle, Kreide und Blei, unter den Radierungen fast alle Spielarten

von der Kaltnadel bis zur ganz tonigen Aquatinta.

Da ist ein kleines Blättchen aus Kerns Florentiner Skizzenbuch, ein Olivenbäumchen, eine zeichnerische Köstlichkeit mit seinem Blättergewirr und verbogenen Zweiglein. Ein weiblicher Rückenakt, dessen weiche schimmernde Haut die Dehnung des jugendlichen Körpers, ja das Muskelspiel beim Atmen verrät. Ein »Märkischer See«, der mit ein paar Federstrichen in Form einer Vignette die Ortschaft mit Waldungen am Ufer einer bewegten Wasserfläche hinzaubert; ein »Vorfrühling«, der den Beschauer im Wellenspiel eines von kahlen Bäumen besäumten Baches die innersten Regungen der zu neuem Leben erwachenden Natur empfinden läßt. Und von der Nordlandsreise Kerns, die ihn in den Sommermonaten des Jahres 1921 durch Schweden und Norwegen bis ins nördlichste Eismeer führte: der »Sonnenaufgang«, die »Nachtstimmung bei Hammerfest«, das »Mädchen an Bord«. Über den Schneefeldern und Wäldern Schwedens bricht die Sonne bei ihrem Aufgang mit elementarer Wucht durch dräuend geballte Massen dunkler Wolken, die auseinandergerissen werden, als würden sie durch eine Explosion zerfetzt. Die verschleierte Mitternachtssonne über den kahlen Hügeln von Hammerfest läßt das Meer mit seinen tanzenden Fischerbooten in träumerisch-magischem Zwielicht aufleuchten. Und lustig spielt das unverhüllte Tagesgestirn mit den blonden Locken einer jugendlichen Norwegerin, die sich an Bord des Dampfers Polarlys vor dem Zeichner in einem bequemen Lehnstuhl niedergelassen hat. Immer Leben, Bewegung, Farbe — in einfachen Schwarzweißblättern. Bei den farbigen Darstellungen steigert Kern die Farbigkeit bis zur Grenze der Tonalität; die ganze Auffassung des Malers Kern ist auf »Ton« gestellt. Sein »Birkenweg« ist Beispiel dafür. Man sieht das Licht in das Blättergewirr der Baumkronen einfallen: sieht, wie es mit den vergilbten Blättern, den Gräsern und dem Moos des Waldbodens spielt; verfolgt,



Spätsommer

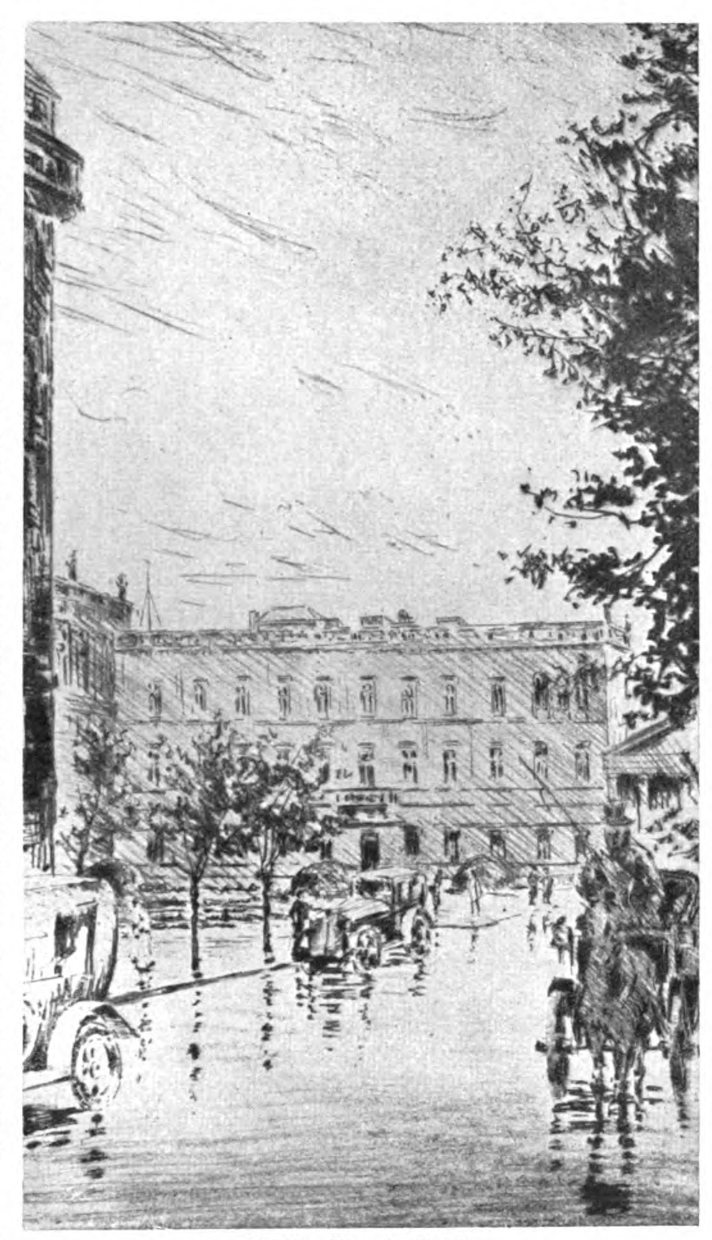


Dame im Schaukelstuhl

wie es an der Glätte der schlanken Stämme entlang rinnt und verdämmernd in Reflexen verrieselt. Wandert man nicht gleich in dieses Sonnengeflimmer, in diesen Birkenweg hinein? In seinem »Spätsommer« saugen sich Auge und Herz voll an dem köstlichen Reifen, dessen überquellende Kraft sich in den Spiegel eines stillen Sees ergießt.

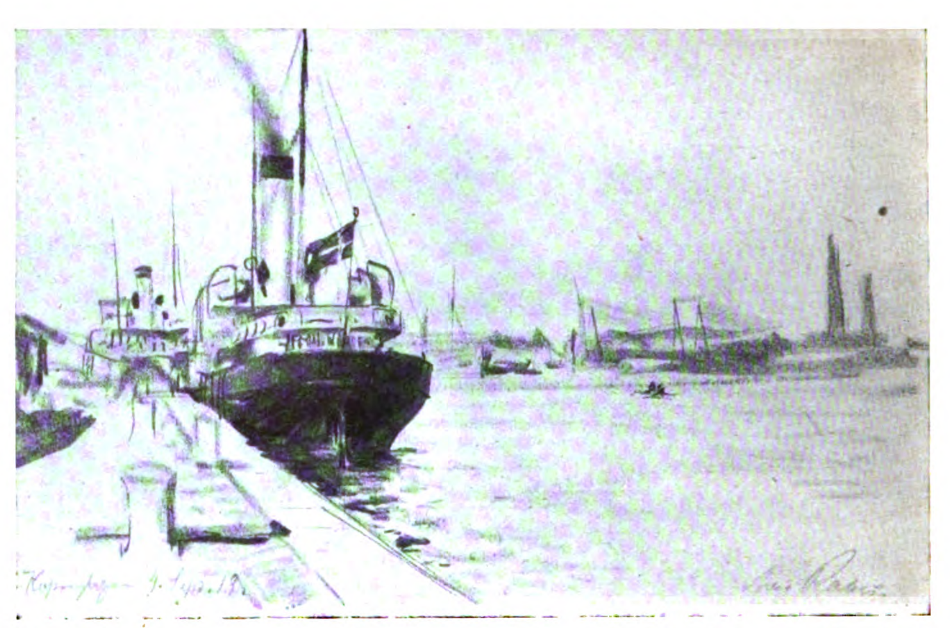
Die Freude an der Farbe und an farbigen Wirkungen mußte Kern mit innerer Notwendigkeit zum Malen von Blumen führen. So entstand denn auch im Laufe der Zeit eine stattliche Reihe von Stilleben, von denen manche in Privatbesitz gekommen sind. Das hier abgebildete Aquarell mit den Crimson-Rambler-Rosen im Glas auf spie-

gelndem Mahagonitisch zeigt eine Lebendigkeit der Darstellung und eine Leuchtkraft, wie sie in Werken dieser Art nur ganz selten anzutreffen sind. Die vergeistigte Leichtigkeit und Grazie in dem schon erwähnten großen Ölgemälde mit dem blühenden Flieder weist deutlich auf Einflüsse Renoirs und Manets, aber ebenso deutlich erkennt man auch, daß Kerns Kunst durch sie nur hindurchgegangen ist und nicht irgendwelche Äußerlichkeiten von ihnen übernommen hat. Der »Flieder« hat übrigens seinen Weg von der Juryfreien in das Aachener Museum gefunden, von diesem angekauft. (Der Verlag von Richard Bong in Berlin bringt einen 60×45 cm großen Lichtdruck nach dem Bilde heraus.) Astern leuchten auf einem andern Bilde vor goldig schillerndem Damast, und »Schneeballen«, zu einem Bündel zusammengefaßt, lachen vor einem dunklen, doch immer noch flimmernden Hintergrund wie Sonnen und Sterne einer orientalischen Nacht.



Pariser Platz in Berlin

In Kerns Zeichnungen und Gemälden, vor allem in seinen landschaftlichen Darstellungen, ist nicht nur Gesehenes, sondern Erfühltes, Durchdachtes, Erlebtes — ein geläuterter Geschmack, der sich vor allem auch bei der Wahl des Ausschnittes zu erkennen gibt, ein beherrschter Ausdruck bei aller ausstrahlenden Kraft und Innigkeit. Und je mehr der Schöpfer sich hinter sein Werk stellt, je mehr er das Wechselspiel zwischen Seele und Natur sich ungehindert vollziehen läßt, um so stärker und geschlossener tritt aus dem Bilde die Persönlichkeit des Künstlers hervor, der nach seinem eignen Bekenntnis aus dem Verwachsensein mit der Kunstgeschichte — mit Masaccio, Paolo Uccello, den Brüdern van Eyck, mit Caspar David Friedrich, Blechen, Menzel — nach harten Kämpfen, aus Zweifeln und Verzicht heraus den »Glauben an die eigne Kraft« gefunden hat. Ein Bekenntnis, das die bombastische Phrasenhaftigkeit unsrer Zeit erröten machen muß.



Max Rabes: Im Hafen von Kopenhagen

Von Kunst und Künstlern

Arthur Riedel: Waldlandschaft (vor S. 489) und Märchen (vor S. 481) — Irmgard von Bongé: Der Bodden im Abendgold (vor S. 449) — Max Kruse: Eingang zur Villa Falconieri (vor S. 417) — Ferdinand von Rayski: Schloß Bieberstein (vor S. 433) — Aelbert Cuyp: Kinderbildnis (vor S. 425) — Rembrandt: Landschaft mit dem barmherzigen Samariter (vor S. 473) — G. J. Kern: Rosen (vor S. 505) — Hermann Ebers: Der Hafen von Spalato (vor S. 465) — Max Rabes: Im Hafen von Kopenhagen (S. 514)

Ein Münchner Kunstschriftsteller hat den Mut gehabt, ein Buch mit dem Titel »Malerpoeten« zu schreiben und sich allein schon durch diesen Titel in den Geruch eines unverbesserlichen »Lobredners der Vergangenheit« gebracht, sintemal es dergleichen heute nicht mehr gebe oder geben dürfe. Ach, und es blühen ihrer doch so viele in deutschen Landen! Freilich nicht an der breiten Heerstraße des Kunstverkehrs, und auch in den Ausstellungen meistens nur in den bescheidenen Seitenkämmerchen geduldet. Aber man entdeckt sie doch! Zumal wenn man mit einem Künstler durch die Säle und Kabinette geht, der selbst zu diesem »verschollenen Geschlecht« gehört, obgleich er einen berühmten, allseitig respektierten Namen hat und als Hans Thomas Nachfolger eine bedeutende süddeutsche Kunsthochschule leitet. Mit dem also spazierte ich im vorigen Sommer durch die Karlsruher Ausstellung, und plötzlich standen wir beide, eben noch so hastig und schon etwas ermüdet vom Sehen und Betrachten, nun verweilend und besänftigt vor Gemälden und Radierungen eines heimischen Künstlers, dessen Namen ich vorher nie gehört hatte und der mir doch wie ein lieber und vertrauter Bekannter zuwinkte. Ich las: Arthur Riedel, und mein kundiger Führer sagte mir, daß er ein Badener aus Pforzheim sei und sich, in Basel aufgewachsen, wohl an Böcklins und Holbeins Bildern, wie überhaupt an dem edlen Kunstbesitz des Basler Museums gebildet habe. Ich schrieb eine Notiz in meinen Katalog, was soviel heißt wie: Von dem muß man den Lesern mal was zeigen, und der Meister, der mir über die Schulter sah, nickte beifällig dazu.

So erscheinen denn nun hier die beiden Blätter »Waldlandschaft« und »Märchen« und fragen, ob sie auch andern gefallen. Von der Waldlandschaft bezweifle ich das nicht, denn sie ist nicht bloß »poetisch« in ihrem erzählenden Gehalt, sie hat auch als Zeichnung den Duft und die leis verschleierte Heimlichkeit des deutschen Waldtals, und man erkennt, daß der sie radierte durch eine gute Schule gegangen ist, wohl auf der Karlsruher Akademie, erkennt, daß er Thoma, Schwind und Richter liebt, die altdeutschen Meister studiert und auch von den modernen Meisterzeichnern, sagen wir Menzel und Ingres, gelernt hat. Das »Märchen« wird dieser und jener vielleicht etwas allzu »naiv«, nicht frei genug in der Komposition und Figurenzeichnung finden. Aber wir wissen ja, daß wir solchen Handwerksschwächen öfters gerade bei unsern innerlichsten Meistern begegnen, als fordere etwas unmittelbar aus Seele und Gemüt Quellendes auch eine scheue, noch etwas ungelenke Form. Trotzdem: es ist so viel Keuschheit, Reinheit und Innigkeit des Gefühls, so viel gläubige Märchenandacht in dem Bilde, und

wie die Tiere, Bäume und Kräuter des Waldes an der Begegnung mit dem jungen Wanderburschen teilnehmen, das ist ein Stück jener echten, naturseligen Romantik, die sich ihrer Kindlichkeit nicht zu schämen braucht.

Übrigens sind dies ja nur ein paar zufällige Proben aus dem vielseitigen Kunstschaffen des jetzt Sechsunddreißigjährigen. Riedel hat Landschaften, Bildnisse, große und kleine Kompositionen und namentlich Tiere radiert, und im Rotapfel-Verlag (Erlenbach-Zürich und Leipzig) gibt es von ihm eine Mappe mit zwölf Radierungen zu den Fabeln des Äsop, von der — ich selbst kenne nur eine Probe, freilich eine entzückende, daraus: das Blatt »Der Fuchs und der Affe« — der Züricher Maler und Graphiker Ernst Würtenberger sagt, daß sie Riedels reifstes Werk sei, in dem sich alle Vorzüge seiner Kunst vereinigten, in dem dank einer weisen Sparsamkeit der Mittel Können und Empfinden eins sei. Gegenwärtig arbeitet Riedel an einer Radierfolge aus Basel, die Stadtbilder, Volksbräuche, Umzüge, Feste, Jahrmärkte und allerhand sonstige Ernsthaftigkeiten und Ergötzlichkeiten zeigen soll.

Darf man Arthur Riedels Blätter Gedichte der Zeichenkunst nennen, so hat Irmgard von Bongé, die den Lesern hier nicht zum erstenmal begegnet, in ihrer Ölstudie »Der Bobben im Abendgold« ein Gedicht in Farben geliefert. Da wetteifern Himmel und Erde förmlich miteinander im goldburchwobenen, zu Gold gerinnenden Farbenrausch, und wie südlich-heiter und festlich-bunt unser nordisches Meer bei Abendbeleuchtung erscheinen kann, das bestätigt sich hier aufs neue in entzückender Weise.

Max Kruse, der Bildhauer, der Schöpfer des Marathonläufers und der klassischen Holzbüsten, den die Berliner Akademie kürzlich zu seinem 70. Geburtstage durch eine Sammelausstellung geehrt hat, begegnet uns nun auch als Maler, nachdem wir mit dem Zeichner und Radierer schon im Aprilheft Bekanntschaft gemacht haben. Es ist die berühmte Villa Falconieri bei Frascati am Abhang des Albanergebirges, der von Paul Heyse und Richard Voß gefeierte Musensitz, deren feierlich ernsten Eingang Kruse, wohl selber mehrmals ihr Gast, hier in einem koloristisch vornehmen Aquarell festgehalten hat.

Aus der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts zeigen wir in Doppeltondruck Ferdinand von Rayskis Gemälde »Schloß Bieberstein bei Nossen«, das der sächsische Künstler (1806—1890) im Auftrage des von ihm so glänzend porträtierten Domherrn von Schroeter, des Schloßherrn, zu Ende der vierziger Jahre für das dort errichtete »Eremitorium« malte, ein Landschaftsbild in Morgenbeleuchtung, das zugleich der Natur und der Jagd huldigt.

Der Holländer Aelbert Cuyp (1620 bis 1691), ein sehr wohlhabender und angesehener Bürger der Stadt Dordrecht, ist hauptsächlich durch seine Landschaften und die Leuchtkraft ihrer sonnendurchstrahlten Atmosphäre berühmt geworden. Seine Bildnisse ermangeln oft des durchgebildeten Charakters, weshalb bei ihm das Kinderbildnis, zumal ein so lebensvollnaives, wie wir es zeigen, den Vorrang behauptet.

Rembrandts »Landschaft mit dem barmherzigen Samariter« aus dem Jahre 1638 (Original im Museum Czartoryski in Krakau) ist die früheste eigentliche Landschaftsmalerei des Meisters. Bis dahin hatte er der Landschaft nur in Hintergründen und als Begleitung in einigen seiner Radierungen und Malereien eine Rolle vergönnt. Gleich der erste Versuch, bei dem sie zur Selbständigkeit gelangt, ist ein mächtig beseeltes Stück Natur geworden: heftig, ungestüm, beinahe schrill, von starker dramatischer Wirkung, doch noch mit der Pointe einer biblischen, wenn auch stark zurückgedrängten Szene ausgestattet. »Die Stimmen zitternder Bäume, drohende Bergrücken, stürzende Ströme, spukende Festungsmauern, lockender Azur und klagende Wolken«, sagt Rembrandts Landsmann, der Amsterdamer Universitätsprofessor Jan Veth, von diesem und ihm künstlerisch benachbarten Bildern, der »Landschaft mit dem Obelisken« (in Budapest) und der »Stadt am Berge bei Unwetter« (in Braunschweig), »sie scheinen in diesen stolzen Metamorphosen der Natur aufzuschreien, zusammenzurauschen, anzuschwellen zu einem prachtvoll leidenschaftlichen Orgelklang.«

Das Blumenbild »Rosen« von G. J. Kern und der »Hafen von Spalato« von dem Münchner Hermann Ebers, einem Sohne des Romanschriftstellers und Ägyptologen, sind Begleitblätter zu besonderen Aufsätzen des Heftes. Das Hafenbild aus Kopenhagen (S. 514), nach einer Handzeichnung wiedergegeben, erscheint als erster Vorläufer eines eignen reich und farbig illustrierten Aufsatzes über den Berliner Maler Max Rabes. F. D.



Literarische Rundschau

Klopstocks zweihundertster Geburtstag fällt, ähnlich wie Schillers hundertster, in eine für die Wiederbelebung des Dichters günstige Zeit. 1859 war es die Sehnsucht nach Deutschlands Einigkeit, die den mehr national als ästhetisch gemeinten Schillerfeiern den Aufschwung gab, 1924 ist es die religiöse Sehnsucht der Zeit, ihr Verlangen nach großen und erhabenen Stoffen, woran die Klopstock-Verehrung sich verjüngt. Die starke deutschtümelnde Note, die Klopstocks späteren Werken eigen ist, den Bardieten, insbesondere der »Hermannsschlacht«, und der »Deutschen Gelehrtenrepublik«, wird dabei kaum angeschlagen; der zu neuen Ehren und neuer Wirkung Gerufene ist der Dichter des »Messias« und der Oden, der Überwinder des Rationalismus, der Verkünder des religiösen Gedankens von der Verbundenheit des Menschen mit Gott, der Bote des von den Schranken kleinstaatlicher Enge und philiströser Zweckdienlichkeit befreiten Natur- und Vaterlandsgefühls. Historisch mag daneben noch nachwirken das Bewußtsein, daß Klopstock es war, der den Beruf des Dichters aus den Ketten subalterner Dienstbarkeit, wie die nicht mal immer wohlbestallten Hofdichter sie trugen, hinausgeführt hat zu Freiheit, Würde und Selbstverantwortung. Seine Odendichtung, lange Zeit trotz Hölderlins lebendiger Nachfolge für abgestorben erklärt, lebt heute in den Dichtungen R. A. Schröders und Joh. Bechers wieder vor uns auf; sein »Messias« findet in den kosmischen Dichtungen Alfred Momberts, Theodor Däublers u. a. einen wenn auch weltlicher schwingenden Nachhall; seine vom nüchternen Verstand entbundene Gefühlspoesie reicht uns über anderthalb Jahrhunderte rationalistischer Vorherrschaft die Hand zu einem Bündnis, das sich unverkennbar auch im Expressionismus auswirkt.

Eine kleine, aber gehaltvolle Schrift Felix Zimmermanns mit dem programmatischen Titel »Neues Leben aus Klopstock« (Dresden, Sibyllen-Verlag) ist schon geraume Weile vor dem Gedenktag des 2. Juli dieser Klopstock-Renaissance zum Herold geworden. Zimmermann fragt sich, wie es kam, daß diese hochragende Sehergestalt, geliebt und bewundert von den Zeitgenossen wie nur je ein Dichter, gleich einem König auch noch zu Grabe getragen, dann bald wie ein Fremder ins wachsende Dunkel der Verkennung und Vergessenheit untertauchte und schließlich in den Literaturgeschichten eingesargt wurde, nur noch ehrfurchtsvoll bestaunt wie die Mumie eines ägyptischen Königs. Dabei war Klopstock doch eine Vollnatur gewesen, deren Herz zwar im Jenseits, deren lebensfrohe Sinne aber höchst kraftvoll im Diesseits wurzelten, an der sich die Geister mit leidenschaftlichem Für und Wider geschieden hatten. Dabei hatte doch der »Messias« — im Gegensatz zu Lessings Spottvers — bei den Zeitgenossen viele ausdauernde Leser gefunden und steht noch heute als eine riesenhafte, gestaltenwimmelnde, Himmel und Hölle umspannende Monumentaldichtung da, wie in deutscher Sprache bisher keine zweite. »Wir haben keinen Grund, Dante zu huldigen, solange wir Klopstock uns nicht zu eigen gemacht haben. Er kann und muß uns Deutschen viel mehr sein als Dante.« Zimmermann feiert den »Messias« als Wiedergeburt des epischen Stils aus dem Geiste der Musik, als ein dichterisches Gesamtkunstwerk, das, auf antiken Grundlagen errichtet, seinen Bau zu der Weite und Fülle eines Kirchenraumes emporwölbt und den Blick in den Himmel selbst, in den Sternenraum der rollenden Welten öffnet, über denen der Thron Gottes steht. »Nie wieder wagte sich die Sprache so ins Bereich der Musik.« Deshalb kann man auch heute noch, ledig aller Dogmatik und Scholastik, aus dieser Dichtung das neue Erlebnis des Religiösen und der christlichen Idee in ihrer überwältigenden Größe und Schönheit gewinnen.

Und war Klopstock wirklich so »dunkel« und »sentimental«, wie Mit- und Nachwelt ihn schalten? Nach Zimmermanns Meinung sind es eher Einwände und Ausflüchte des Rationalismus oder gefühlserweichte Schäden der Zeit, die sich in solchen Urteilen verraten. Vielmehr sei gerade die Anschaulichkeit und Gestaltungskraft des »Messias« eine längst nicht nach Gebühr gewürdigte dichterische Großtat. Die Klopstockische Landschaftsmalerei vereint heroische Landschaft und Idyll; seine Menschengestalten zeigen nebeneinander das Kolossale des Michelangelo, die Realistik des geschichtlichen Erlebens und der individuellen Seelenkunde, die treuherzige Deutschheit des altsächsischen Heliand, die zärtliche Kleinmalerei Dürers, die dramatische Bewegtheit der Bachischen Passionschöre. Ja, diese Dichtung ist wie keine zweite für den lebendigen Vortrag geschaffen. Dann erst entfaltet sich ihr ganzer Wohllaut, ihre Melodienfülle, ihre plastische Anschauungskraft; dann erst blüht ihr Vers zu einem rhythmischen Gebilde von unbegrenzter Anpassungsfähigkeit an Ausdruck und Seele seines Inhalts auf. Auch dies Formprinzip kommt dem gegenwärtigen Verlangen nach Pathos, Fülle, visionärer Ekstase entgegen. »Der seelische Klang des Wortes ist wieder erwacht, der Zauber kosmischer Phantasien wirkt wieder berauschend, die Sehnsucht nach Göttlichkeit erfüllt die ausgebrannten Herzen ... Zeitstimmung, Kunstideal, Religionsbedürfnis weisen auf den Weg zu einer Wiederbelebung Klopstocks.«

Wenn uns Karl Rosner, er, der im »König« Weg und Wende des Kaisers gezeichnet und die Erinnerungen des Kronprinzen gewiß nicht bloß herausgegeben, sondern auch bearbeitet hat, nun ein Buch mit dem Titel »Befehl des Kaisers« vorlegt (Stuttgart, Cotta), so vermuten wir darin zunächst wohl abermals ein neues dichterisch gesehenes und gestaltetes Dokument aus der jüngsten Tragödie des Hohenzollernhauses. Aber nein, diesmal erzählt der historische Romanschriftsteller, derselbe, der im »Deutschen Traum« eine mit Herzensanteil nacherlebte Darstellung der Wiener Revolution von 1848 und in der »Beichte des Herrn Moritz von Clewen« eine farbensatte Schilderung der russischen Feldzüge Napoleons gegeben hat. Derselben Zeit ist die — ich weiß nicht, ob überlieferte oder frei erfundene — Anekdote entnommen, aus der Rosner dies innere Erlebnis von der Macht der großen Persönlichkeit geschöpft hat.

Das Heer auf dem Rückzuge, im Sumpflande der Beresina auch in seinen kläglichen Resten aufs äußerste bedroht von den nachdrängenden Kosakenscharen. Napoleon muß heraus aus der Schlinge, und so wählt er einen ihm feurig zugetanen Offizier aus, dem Feinde eine listig erfundene, auf falsche Fährte lockende Nachricht in die Hände zu spielen; denn sicher wird dieser Melderreiter unterwegs abgefangen werden. Leutnant Coignet, der kleine Coignet, der Schaf- und Pferdejunge aus dem lächerlichen Dorf im Departement Yonne, ganz ein Mann des unter Napoleons Fahnen blühenden Soldatenglücks, ergreift den Befehl des vergötterten Kaisers mit flammender Begeisterung und führt ihn unter unsäglichen Gefahren und Leiden durch, bis an die Scheinadresse. Denn er wird nicht abgefangen. Aber nun geht ihm allmählich ein Licht auf, daß der Befehl, ein Uriasbrief, dazu gemacht war, den russischen Streifwachen in die Hände zu fallen, und daß er, Coignet, als Opfer für die verzweifelten Pläne des Kaisers ausersehen war. Lange, bis aufs äußerste sträubt sich seine gläubige Seele gegen diese entwürdigende Erkenntnis; dann reißt sie ihn — auf dem unter grimmigsten Qualen bestandenen Rückweg — zu glühendem Haß gegen den hin, der ihm bisher ein Gott auf Erden war. Er wird sich an dem Ungeheuer rächen! Er wird ihm das Ehrenkreuz vor die Füße schmeißen: »Da, Judas, trag ihn selber, deinen Dreck!« Und dann wird er ihn wie einen tollen Hund niederschießen, vor all seinen Generalen. Denn ein Mörder ist er, dieser Kaiser, ein tückisch feiger Auswurf, ein Mörder an einem, der ihm treu war wie ein Hund, der sein Leben hundertmal freiwillig für ihn hingegeben hätte. Oh, er wird ihn schon finden! Und er findet ihn, nachdem er, selber frosterstarrt und nur noch ein Skelett, die weiße Hölle des furchtbaren Zusammenbruchs und Elends durchwatet hat, wie der Kaiser eben im Begriff ist, mit armseliger Eskorte im Schlitten davonzufahren. Jetzt wird er's tun, jetzt wird er die kleine tollwütige Bestie da vor ihm niederknallen. Aber da reckt der Kaiser sich auf, läßt seine alten unwiderstehlichen Künste der Menschenbeherrschung spielen: »Coignet, weißt du, daß dein Kaiser dich erlesen hatte, für ihn, die Armee, für Frankreichs Ruhm zu sterben? ... Coignet, wir haben Unglück gehabt. Aber wir werden rüsten, wir werden's ihnen zeigen! Auf jeden einzelnen von meinen alten Murrköpfen muß ich zählen können: auch auf dich, Jean-Roch Coignet! Wirst du bereit sein?« — Bereit sein, wenn der Kaiser ruft?! Ihn braucht!? ... Da ist dem kleinen Coignet aller Groll, alle Wut und Rachsucht wie Spreu im Winde verflogen. Tränen rinnen ihm über das verwüstete Gesicht — »Vive l'empereur!«: das ist Jean-Roch Coignet, der es ruft, bevor er, kaum daß die Schlitten in der Nacht versunken sind, ohnmächtig zusammenbricht.

Die Geschichte ist glänzend vorgetragen, nicht nur in der Ausmalung des grausigen Rückzugelends, auch in der Schilderung der seelischen Katastrophe, die der arme Leutnant auf dem jähen Absturz vom höchsten Stolz zu erbärmlichster Demütigung und Verzweiflung durchzumachen hat. Fast ist da in dieser aufgepeitschten, atemberaubenden, aber auch atemberaubten Darstellung zu viel des Ekstatischen getan. Dieser Molo-Stil kann einer epischen Dichtung auf die Dauer nicht frommen; die Waffe wird bald stumpf werden — man sieht hier schon ihre Scharten. Auch ist dies kein Roman, sondern eine Novelle, sogar eine, wie sie »im Buche steht«: ein schon fertiger Charakter wird durch besondere Verkettung von Umständen in einen fesselnden Konflikt gebracht und dadurch gezwungen, sich in seiner allereigensten Natur zu offenbaren, also, daß der Konflikt, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diesen durch die Eigentümlichkeit der beteiligten Charaktere bedingten und schlechterdings keinen andern Ausgang nehmen kann und muß. Warum eine Kunstart, die das vermag und darin ihren Stolz sucht, durch falsche Benennung herabsetzen?

Ob nicht aber doch, fällt mir hinterher ein, auch in dieser Napoleon-Novelle Parallelen zur jüngsten von uns allen miterlebten Vergangenheit schlummern? Ob nicht auch dies in Gedanken an den nach Holland gegangenen Kaiser geschrieben worden ist? Dann müßte man die Parallele oder vielmehr den Kontrast in dem grundverschiedenen Verhalten beider Herrscher zu ihrem Macht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein suchen. Hier, 1918, einer, der

sich der letzten Entscheidung durch die Flucht ins neutrale Ausland entzieht, weil er meint, sein Volk und Land dadurch vor dem Äußersten bewahren zu können; dort, 1812, einer, der gewohnt ist, rücksichtslos alles für sich und den Gedanken seiner Machtberufung zu opfern, der so wenig das Leben Tausender seiner Soldaten wie das eines einzelnen kleinen Leutnants schont, wenn er glaubt, sich und seine Pläne damit retten zu können. Man mag zwischen den beiden abwägen. Der Dichter urteilt nicht; er gestaltet und schweigt.

Paul Steinmüllers Roman »Der Richter der letzten Kammer«, den zuerst veröffentlicht zu haben die Monatshefte stolz sein dürfen, ist jetzt als Buch bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen. In einer ernsteren Ausstattung, als man sie sonst wohl Romanen zuteil werden läßt. Aber das hat seinen guten Grund. Denn dies Buch ist nicht zur oberflächlichen Unterhaltung geschrieben, sondern zur Schärfung des Gewissens und als ein eindringliches Mahnwort zur Einkehr bei uns selber. Die Hefte, in denen der Roman bei uns stand, sind viel bei Freunden und Gesinnungsverwandten herumgegeben und oft nachbestellt worden; das Buch wird noch weitere Wege gehen und an noch mehr Herzen klopfen.

Gleichzeitig hat Steinmüller, einer von den wenigen unsrer Dichter und Schriftsteller, denen die Not des Vaterlandes zum Stachel ihrer Verantwortlichkeit geworden ist, eine neue Sendschrift ausgesandt: »Feuerrufe in Deutschlands Nacht« (ebenda), Rufe zur Sammlung der Verstörten, zur Aufrichtung der Gebeugten, zur Ermunterung der Lässigen und Verzagten, zum Aufgebot der Mutigen und Hilfreichen. Streng geht dieser Rufer in der Not mit seiner Zeit und seinen Volksgenossen ins Gericht, mit allen ohne Unterschied des Standes und der Partei, aber er kehrt sich nicht pharisäisch von ihnen ab, sondern sucht manche unsrer Schwächen, Verfehlungen und Erbärmlichkeiten aus den Drangsalen der bitteren Zeit zu erklären und findet Worte der Bewunderung für unsre Ausdauer, Leidenskraft und Entbehrungswilligkeit. Unvergebbar dünkt ihm nur eine Sünde, die Vernachlässigung unsrer selbst, der Verrat an der deutschen Seele, die sich jedem durch die innere Stimme ankündigt und die doch so oft geschändet wird. »Denn nach dem Gesetz der ewigen Mächte ist bestimmt, daß Menschen und Völker, die ihre Seele verlieren, sterben müssen wie Bäume, deren Wurzeln nicht mehr das Wasser trinken, das durch die dunklen Gründe heimlich rinnt.« Drum löset die deutsche Seele! Das ist der erste Ruf in Deutschlands Nacht. So läßt »der Einsame auf dem Stein« noch siebenmal sein Feuerio erschallen: Leid, zeuge für uns, wenn nicht bei den Völkern, so bei Gott! Leid, weck' uns auf aus Genußsucht, Profitgier und schamloser Selbstentblößung! — Menschheit, entraff' dich deiner Lüge und Schmähsucht, deinem Haß und Betrug! — Volk, erwache zur Scham ob deiner Selbstsucht, Parteiwut und Sondertümelei! — Ihr Geistlichen und Geistigen, ihr Denker und Dichter, tröstet das Volk! — Herr, gib uns Einkehr bei uns selbst und Freiheit durch die Wahrheit! — Deutschland, suche das Licht, das noch nicht in dir erloschen ist, und werde deines Lichtes wieder froh! ... Diese von Sprüchen Jesu und Jesaias' ausgehenden Weckrufe sind in einer von der Bibel und alten kernhaften Deutschschriften genährten Sprache verfaßt, die sich oft zu prophetischer Kraft erhebt. Aber manchmal überhäufen und überschlagen sich die Bilder, so daß der Sinn verdunkelt wird. Denn uns steht nun mal nicht mehr die sinnliche Anschaulichkeit, das »Ahnungsvolle und Gleichnishafte« zu Gebote, deren sich frühere naturhaftere Zeiten erfreuten. Auch tut es nicht gut, immerfort nur das glühende Herz auf dem Amboß zu schmieden — auch der Kopf will dazwischen mit ruhiger Logik und Erwägung angesprochen sein. Gewiß schöpft dieser Rufer sein Bestes und Tiefstes aus der Sammlung, Stille und Einsamkeit; aber wenn er etwas mehr Psychologie der Zwiesprache triebe und auf die Antworten lauschte, die ihm von den Hörern entgegenkommen, so würde der Widerhall seiner Worte noch mächtiger sein.

Eduard Spranger, durch eigne Beobachtungen in seinem pädagogischen Wirkungskreise, systematische Gedankenarbeit und ehrfurchtsvolle Liebe für alles Seiende und Werdende wie kaum ein zweiter dafür geschult und berufen, zeichnet die Psychologie des Jugendalters (Leipzig, Quelle & Meyer; 356 Seiten). Als Aufgabe seines Buches schwebt ihm das Ziel vor, durch ein vollständiges Gemälde der seelischen Organisation in der Jugendzeit ein tieferes Verstehen ihrer Bedingungen, Schwächen und Fähigkeiten zu ermöglichen. Er will ausdrücklich eine »verstehende Psychologie« des Jugendalters geben, und zur näheren Erklärung setzt er, mit einer Analogie aus der Naturwissenschaft, hinzu: keine Anatomie, sondern eine Entwicklungspsychologie der jugendlichen Seele. Um das Lebendige also ist es ihm zu tun, um das Leben nicht des Körpers, sondern der Seele, wenn er dabei auch nicht ohne Betrachtung der körperlichen Lebenserscheinungen auskommen kann. Er hat als Mann der Wissenschaft den ehrlichen und festen Willen zur Objektivität, ist sich aber bewußt, daß dies Thema vor allem Liebe erfordert. Dem Lebendigen gegenüber nur Anatom sein, schiene ihm »fast ehrfurchtslos«. Vielmehr hält er es mit Fichte,

der forderte, daß mit der Erkenntnis des Gegenstandes auch immer etwas von der Liebe zum erkannten Gegenstande wachgerufen werden müsse, und er möchte nicht, daß das, was hier erkannt wird, für andres gehalten werde als Heiligtümer. Aus demselben Grunde hat er jede Beleuchtung ferngehalten, die nach Sensation aussehen könnte. Er bekennt sich als »unmodern« genug, zu glauben, daß es in dem Stück geistiger Natur, als das er seinen Gegenstand betrachtet, so etwas wie Gesundsein und Geradewachsen gebe. Daraus, nicht, wie es heute vielfach geschieht, aus dem Grauen des wüst Phantastischen, »genialer« Entartung und krankhafter Abgründe holt er das Verständnis der jungen Seele. Wer wollte eine Lehre vom Organischen mit der Theorie der Mißbildungen beginnen! Auch die sich heute so gern mit scheinbarer Überbescheidenheit in die Brust werfende Anschauung, daß die Jugend notwendig in allem besser, reiner, zukunftsreicher sei als die reife Generation, daß sie in allem der Lehrer der Alten sein könne und müsse, verwirft Spranger als einen gar zu bequemen Satz, mit dem sich die Zeit nur Sand in die Augen streut. Sondern er sieht da, was auch in uns ist: Leben, und dieses Leben, wie es sei, in seiner Reife und in seiner Unreife, seiner Reinheit und seiner Entstellung, ist ihm einfach Blut von unserm Blute; das genügt. Darum wird dies Buch wertvoller noch als für den wissenschaftlichen Denker für praktische Philologen, Eltern und Erzieher.

Der Inselverlag in Leipzig legt eine einbändige **Auswahl aus Giacomo Leopardis Werken** vor (übertragen von Ludwig Wolde). Sie will eine organische Vorstellung von diesem leidenschaftlich bewegten, aber auch von Denken, Grübeln und Phantasieren schwer belasteten Dichter geben und verschmäht es deshalb, allein oder hauptsächlich, wie es bei uns bisher meistens geschehen ist, den Lyriker Leopardi in den Vordergrund zu rücken und dadurch zu einem »psychologischen Fall« zu machen. Die Auswahl beginnt mit dem langen Brief an Pietro Giordano vom Frühling 1817, worin der Neunzehnjährige seinen inneren Zustand voller Enthusiasmus, voller Lebens- und Freiheitsdurst, voller Sehnsucht nach Liebe und Ruhm schildert und zugleich ein Vorgefühl seines bitteren Daseins gibt, bringt dann das »Tagebuch einer Liebe«, das als Leitfaden für alle Liebesgedichte Leopardis gelten darf und ganz von gotterfülltem dichterischem Empfinden getragen ist, eröffnet mit einigen Auszügen aus dem großen siebenbändigen Tagebuch, dem Zibaldone (Sammelsurium), Blicke in die Werkstatt des schaffenden Künstlers und in den Unterbau seiner Poesie, gibt eine mehr aus dem rein Lyrischen, auch dem Scherzhaft-Fröhlichen als aus dem Rhetorischen und Philosophischen schöpfende Auslese der Gedichte und läßt am ausführlichsten den Prosaiker der Operette morali zu Worte kommen, die ihren Schwerpunkt in den Gesprächen finden, einer neuen lyrischen Gattung zwischen Komödie und Satire, in denen vorwiegend eine Philosophie verzweifelter Resignation gepredigt wird. Der Dichter glaubt sich hier von der Welt verstoßen, und um seinen Schmerz zu hätscheln, erzählt er, mythisch verkleidet, seine Not um Liebe und Ruhm, ruft er die Heroen aus Fabel und Geschichte auf, beschwört er Himmel, Sterne und Geister, träumt er die geheimen magischen Erzählungen wieder, preist er uns die unerreichbare Seligkeit.

Fritz Kudnig, Ostpreuße nicht nur durch den Zufall der Geburt, sondern in seinem innersten Wesen, Fühlen und Wollen, unsern Lesern durch manchen lyrischen Beitrag in den Monatsheften bekannt, hat in einem schmalen Bändchen, also offenbar in strenger Auswahl, seine Gedichte gesammelt. **»Durch Leid und Licht«** betitelt er sie (Kassel, Max Ahnert). Das Licht kommt ihm aus der heißen, innigen Liebe zur Heimat, aus jungem ernstem Liebesglück, aus Schicksalstrotz und Naturandacht, aus menschlichem Mitgefühl und dem frommen Einssein mit Gott; das Leid aus dem inneren Wirrwarr des Lebens, aus der Kälte und Grausamkeit der Welt, aus dem engen, zermürbenden Alltag, aus der Einsamkeit der Seele und der ungestillten Sehnsucht des Herzens. Aber er überwindet es durch die Lauterkeit und Inbrunst der in ihm glühenden Flamme, die Kraft genug hat, auch die dichterische Form von allen hergebrachten toten Phrasen reinzubrennen. — Neben diesem schlichten Bändchen geht ein stattlicheres, künstlerisch ausgestattetes einher: **»Das Lied der Kurischen Nehrung«** (Dresden, Oscar Schlicht). Hier feiert Kudnig in Landschafts- und Stimmungsgedichten, die aus der nur scheinbaren Kargheit der Dünenlandschaft bald zarte, bald machtvolle Bilder gewinnen, die Schönheiten der ostpreußischen Strand- und Meeresheimat. Die Gedichte sind nach der Handschrift des Dichters in Faksimiledruck wiedergegeben und von Zeichnungen Eduard Bischoffs und einer Vertonung von Paul Graener begleitet.

Ina Reck, geb. von Grumkow — man erinnert sich wohl noch des Namens aus den isländischen Reisebildern, die uns die junge Dame auf dem Kreuzundquerritt durch die Lavafelder des Landes zeigten, auf der Suche nach der Leiche ihres bei einer Expedition ums Leben gekommenen Verlobten. Nun bringt uns dieselbe kühne Frau, inzwischen mit ihrem damaligen Gefährten, dem Geologen und Paläontologen Dr. Hans Reck, verheiratet, eine

ähnliche Gabe dar: »Mit der Tendaguru-Expedition im Süden von Deutsch-Ostafrika« heißt das neue Buch (Berlin, Dietr. Reimer / Ernst Vohsen; mit vier künstlerisch schönen Lichtdrucktafeln aus der tropischen Vegetation des Landes). Was sie hier, in einem schmalen, aber gehaltvollen und dichterisch beschwingten Bändchen an Eindrücken und Erlebnissen, Stimmungen und Phantasien vor uns ausbreitet, ist die Ernte der 1912 zu Vorgeschichtsforschungen ausgesandten, hauptsächlich den fossilen Lagerstätten gewaltiger Dinosauriergeschlechter aus dem Ende der Jurazeit geltenden Expedition, die sie als Begleiterin ihres Mannes, des Leiters der so außerordentlich ergiebigen Grabungen, mitgemacht hat. Doch was sie fesselt, ist weniger die wissenschaftliche Ausbeute als die urwüchsige Naturhaftigkeit und Freiheit, die tropisch farben- und lebensfrohe Üppigkeit dieser neuen Welt. Frauen hatten bisher noch wenig Raum in der Literatur dieses Gebietes; aber die neue Saite, die sie in das derbere Orchester männlicher Darstellungen bringen, wird dankbar gehört werden, wenn sie so rein und echt erklingt wie diese.

Wir kennen zur Genüge, zum Überdruß die billigen Lockrufe, mit denen wir Kinder der Not und Trübsal zu »Lustigen Büchern« geladen werden, als sei dort das Allheilmittel für unsre Wunden und Schmerzen zu finden. Erbärmliches Zeug wird uns da meistens aufgeschwatzt als Ablenkung, Entspannung, Aufheiterung. Ulk wird nicht selten mit Witz, Witz mit Humor verwechselt, wenn es sich nicht gar um eindeutigere Ware des Amüsiermarktes handelt. Aber es gibt auch ehrliche, vollwertige Versuche, die Quellen tiefen und deshalb wahrhaft köstlichen Humors zu öffnen und ihre erquickenden Wasser in Röhren durch Land und Volk zu leiten. Dazu zählt die von Bogeng herausgegebene Buchreihe »Kabinettstücke des Humors« (Leipzig, Paul List), worin, ohne die Lehrhaftigkeit einer literarhistorischen Anthologie, Meisterwerke der humoristischen Novelle, klassische Erzählungen froher Dichterlaune und heiterer Lebensbetrachtung gesammelt werden sollen, Bekanntes und Anerkanntes neben Übersehenem und Verschollenem. Die Folge verspricht, aus den Einzelbänden zugleich kleine Kabinette mit Kulturgemälden in bunten, farbenlustigen Miniaturen zu machen. Die ersten beiden Bändchen (mit je 8 farbigen Originallithographien von Hans Alex. Müller) bringen Stücke von Jean Paul, Arnim, Hoffmann, Hauff, Storm, Herm. Kurz und Hebbel. F. D.

Verschiedenes

Paul Ehrlich als Mensch und Arbeiter. Erinnerungen aus dreizehn Jahren seines Lebens (1902—1915). Von Martha Marquardt (mit vier Bildnissen und zwei Faksimiles; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)

Paul Ehrlich, der Immunitätsforscher und Erfinder des Salvarsans, gehört zu den großen Gelehrten, die Deutschland im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Aber auch als Mensch verdient es Ehrlich, gekannt und geliebt zu werden. Das beweist dies Buch einer Mitarbeiterin des Gelehrten, einer Freundin des Menschen. Die Verfasserin hat mit verständnis- und liebevollem Blick seine Eigenart beobachtet und diese Beobachtungen in schlichter Darstellung festgehalten. Sie weiß, wieviel gut erzählte Anekdoten für eine menschliche Charakteristik wert sind, und spart nicht damit. Sie gibt aber auch ein Bild des wissenschaftlichen Arbeiters, den eine eminent praktische und organisatorische Begabung auf dem Gebiet seiner Forschungen auszeichnete, und des liebenswürdigen, gütigen und weisen Menschen, an dem eine gewisse Kindlichkeit oft geradezu rührend wirkt.

*

Aus der jüngst abgeschlossenen 15bändigen Cottaischen Goethe-Ausgabe ist jetzt als Sonderband der Faust herausgeschält worden. Selbstverständlich in beiden Teilen, denn die philiströse Anschauung, daß man besser daran tue, den ersten Teil für sich passieren zu lassen, durch Fr. Th. Vischers Parodienwitz allzu lange bei uns genährt, ist nun wohl endgültig begraben. Literarhistorisch-ästhetische Einleitungen und Anmerkungen verschmäht diese Ausgabe; sie will — auf gutem Papier, in edlem Druck und in würdig-gediegenem Einband — allein den Text des Dichters zu Wort und Geltung kommen lassen. Nur auf der letzten Seite finden sich ein paar die Entstehungsgeschichte des Doppelwerkes skizzierende Absätze des Herausgebers Ed. von der Hellen, sachlich, schlicht und klar, in ihrer Knappheit ein kleines Meisterstück der Herausgeberkunst.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

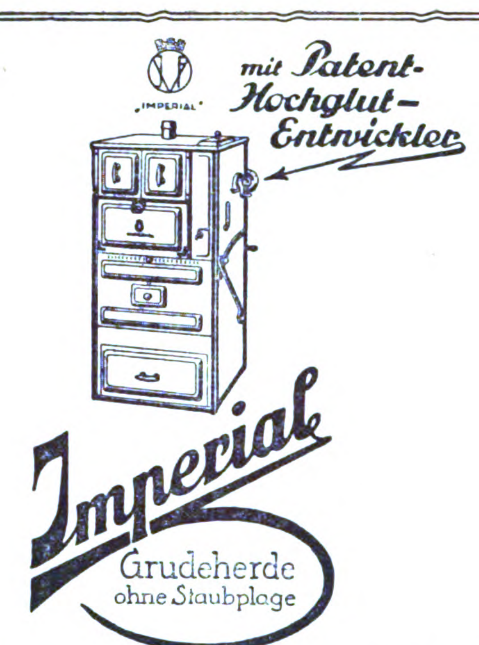


August 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Verkaufsstellen:

Aachen: Johannes Langer, Pontstraße 46.
Berlin W 66: Fliege & Schulz G. m. b. H., Wilhelmstraße 56.
Bielefeld: Adolf Heine, Ritterstraße 57.
Bremen: Franz Wille, Nordstraße, Ecke Lützowerstr.
Coblenz: Westdeutscher Grudeherdvertrieb, Gymnasialstraße 3.
Danzig: Imperial-Verkaufsgesellschaft m. b. H., Heilige Geistgasse 126.
Dresden: Curt Schultze & Co., Pirnaische Straße 11.
Elberfeld: Robert Wittgens, Hofkamp 43.
Frankfurt a. M.: Alfred Neumann, Großer Hirschgraben 11.
Freiburg i. Br.: In allen führenden Geschäften.
Halberstadt: Otto Schulz.
Hamburg: Heinrich Bunge G. m. b. H., Kaiser-Wilhelm-Straße 62.
Hannover: Imperial Gruden- und Herdvertrieb Kruse, Pohlmann & Co., Osterstraße 65.
Königsberg: Fliege & Schulz G. m. b. H., Schmiedestraße 1.
München: Bohner & Pfaffmann, Sonnenstraße 6.
Nürnberg: Bohner & Pfaffmann, Theresienplatz 7.
Oldenburg: F. Remmers Nachf.
Pforzheim: Julius Kühn, Baumstraße 9.
Rostock: Fliege & Schulz G. m. b. H., Breite Str. 6.
Stettin: Fliege & Schulz G. m. b. H., Kleine Domstr. 10.
Stuttgart: Bohner & Pfaffmann, Marienstraße 30.
Wiesbaden: Wilhelm Höcker.

*Der **Wunsch** jeder Hausfrau ist ein Grudeherd ohne Staubplage. • **Keine Staubplage,** weil mit versenkbarem Feuerungskasten. • **Vereinfachte Handhabung,** weil nur eine Feuerung. **Die beste Innenkonstruktion** garantiert **anhaltende** Backoberhitze.*

„Ferrum" Industrie- und Handels-Aktiengesellschaft, Bad Oeynhausen
Interessengemeinschaft der Industriewerke Vogel Aktiengesellschaft, Bünde i. W. und der Phönix-Aktiengesellschaft für Herd- u. Ofen-Industrie, Oberhausen (Rhld.)



Leiden Sie an Gallensteine

„Gallex" befreit Sie in kurzer Zeit von diesem Leiden, selbst wo Operation unvermeidlich erscheint. 1 Flasche 10 Rm. Bei Nichterfolg Geld zurück. Unter Nachnahme zu beziehen durch

Paul E. Schulze, Müllrose (Bez. Frankfurt a. d. Oder).







Indanthren

Indanthrenfarbige Stoffe u. Garne aus Baumwolle, Leinen usw. sind unübertroffen

waschecht, lichtecht
tragecht, wetterecht

1000 echte Briefmarken



verschiedene . . . . . M. 7,50,
500 verschiedene . . M. 2,—,
100 Übersee . . . . . M. 1,75,
50 Finnland . . . . . M. 3,50,
75 Griechenland . . M. 3,25,
40 Norwegen . . . . M. 1,50.

Preisliste und Zeitung gegen Doppelkarte.
Albert Friedemann, Leipzig, Floßplatz 6/51.

Metallbetten

Stahlmatratzen — Kinderbetten direkt an Private. Katalog 74 Z frei. Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)



Musikinstrumente
Preisliste Nr. 203 umsonst.
Edmund Paulus
Markneukirchen 203
Welches Instrument interessiert?

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin



Offsetdruck von Georg Westermann

Max Brüning: Tennissport



Selige Sehnsucht

Ein Novellenring von Paul Steinmüller

II (Schluß)

Unter der Last

Über die kleine Stadt ergoß sich die Weißgluthitze des Sommermittags. Von dem Pflaster, das seit einer Woche den Brand aufgesogen, stieg es heiß in den Wänden der Häuser, deren Fenster ängstlich mit Läden gegen die grelle Blendung verwahrt waren, bis in die Dachpfannen und von dort wieder vermehrt herab.

Es war immer das gleiche Bild, das sich mir zeigte, wenn ich von dem langweiligen Mittagstisch heimkehrte: der ausgedörrte Brunnen auf dem Markt, die verstaubten Kugelakazien vor des Senators Haus, der Spion am Fenster der Frau Bürgermeister, das verschlafene Gesicht des Lehrlings in der Ladentür an der Ecke. Es war immer das gleiche, der tägliche Weg, die tägliche Arbeit: immer faserte der Tag den Faden wieder auf, daß ich ihn wieder zwirne.

Auch im Flur des Amtshauses brütete die Schwüle. Ich ging an den braunen Türen mit den schwarzen Ziffern vorüber, betrat mein Zimmer und ließ mich am Schreibtisch nieder. Gleich darauf pochte es, und der alte Kreissekretär trat ein.

»Wie, Herr Albrecht, Sie sind noch hier?«

Er hatte noch einige eilige Schriftstücke zur Unterschrift fertiggestellt, und nun raschelte das Papier, und die Feder zog ein dutzendmal die gleichen Züge am Ende der Bogen, die der Alte vor mir ausbreitete, abtrocknete und in die Mappe zurücklegte.

»Nun aber schnell zum Mittagessen, lieber Albrecht!« sagte ich. »Wann werden Sie Ihren Urlaub antreten?«

»Sobald der Herr Landrat zurück ist.«

»Ach, ich!« sagte ich und sah ein wenig hoffnungslos in den Garten. Wohin sollte ich gehen? Die Berge lockten mich nicht, der Lärm staubiger Städte schreckte mich. Am Meeresstrand tummelten sich Menschen, deren Gebaren mich wenig ergötzte. Albrecht mit seiner trefflichen Familie konnte gehen, wohin er wollte; er war immer daheim. Meines Daseins Pole waren die Launen einer Haushälterin und die schalen Genüsse der Gasthoftafel.

»Herr Landrat müßte sich recht ausruhen.« sagte der Alte. »Ich wüßte, wenn es erlaubt ist, wohl einen Fleck Erde, der dafür geschaffen ist.«

Er begann von einer Insel zu berichten, die alle Vorzüge bieten sollte, nach denen es mich verlangte. Ich hörte anfangs zerstreut zu, dann gewannen seine Vorstellungen Bedeutung, und ich fühlte mich verlockt, den Versuch zu wagen. Als sich bald darauf die Tür hinter dem Treuen schloß, hatte ich den Reiseplan schon entworfen.

Bereits am zweiten Tage meines Aufenthalts auf der Insel fühlte ich, wie sich die Lasten der Erdgebundenheit von meiner Seele lösten. Und doch hatte ich nur an den Hünengräbern im dürren Gras gelegen und auf das ewig junge leuchtende Meer geblickt. Die seitlich vorsprin-

genden hohen Dünen brannten wie ockerfarbene Flammen ferner Fackeln, die blassen Sandnelken dufteten, die weißen Möwenflügel blitzten auf, und die Stille eines ehrfürchtigen Schweigens war überall. Es war so tröstlich, zu denken, wie ergeben dieser vom Festland getrennte Erdstreifen die grausamen Stürme des Winters ertrug, und wie fröhlich er sich zur Feier seines kurzen Sommers schmückte.

Ich ging auf dem vielfach gezackten Rand der Dünen und freute mich an dem tiefen Blau der See, die jetzt spielend die mächtigen Granitblöcke umspülte, die sie einst mühelos hierhergerollt. Der Strand war an diesem schwer zugänglichen Teil der Insel völlig menschenleer, nur die weibliche Gestalt saß wieder auf einem Stein, die ich schon gestern bemerkt hatte.

Eine fröhliche Gesellschaft ging an mir vorüber auf den Leuchtturm zu, und ich war recht zufrieden, meinen stillen Platz an den Hünengräbern, wo sie sich gestern zu kurzweiligem Spiel gesammelt hatten, schon geräumt zu haben.

»Da ist sie ja auch wieder, die Freundin der Einsamkeit,« sagte ein munteres Mädchen. »Sie liest nicht, sie stickt nicht; was mag sie nur denken?«

»Bei Tisch ist sie ebenso zurückhaltend wie die Baronin,« fügte eine andre Stimme hinzu. »Wer mag sie nur sein?«

»Stein unter Steinen,« sagte ein Jüngling pathetisch, der sich wohl auf seine literarischen Kenntnisse etwas zugute tat. »Der arme Junge kann mir leid tun.«

Sie gingen weiter, und ich blieb stehen und blickte jetzt auf die Dame am Strand hinab, auf die ihre Worte vermutlich gedeutet hatten. Wirklich entdeckte ich jetzt auch einen Knaben, der im Sande sein Spiel trieb. Dann setzte ich meinen Weg fort.

Wo der Föhrenwald sich zur See vorschob, wurden die Dünen niedrig. Hier stieg ich zum Strand hinab, sah den müden Wellen zu und hatte nicht acht, daß ich drunten meinen Weg in der Richtung fortsetzte, aus der ich gekommen war. Als ich um den Vorsprung einer Düne bog, sah ich plötzlich die Einsame auf dem Stein vor mir. Sie saß da, ohne an dem stillen Bewegen der See Anteil zu nehmen, und sah auf den Sand zu ihren Füßen. Als ich vorüberging, sah sie auf. Denn gerade jetzt rief der Knabe ihr etwas zu.

Nach einer Weile stummen Zögerns kam es zur Antwort: »Noch ein wenig Geduld, Erich.«

Ich blieb überrascht stehen und wandte mich um. Diese Stimme gab es nur einmal in der Welt. Ich wußte, wer die stille Frau war. Ohne mich zu besinnen, trat ich auf sie zu.

Als ich grüßend den Hut hob, sah sie unwillig auf. »Frau Linde!« sagte ich. Ihr Antlitz wurde starr, sie strich mit der Hand über die Stirn, wie jemand die sichtbaren Spuren seiner Gedanken auslöschen möchte, und erhob sich.

»Ja, ich kenne Sie wohl,« sagte sie, als ich meinen Namen nannte. »Es ist freilich lange her ...«

Einen Augenblick lag eine kühle Hand in der meinen und entglitt mir. Ich tat einige Fragen, und sie antwortete; in mir aber war ein großes Verwundern. Lagen denn die Sommertage, die heiß wie diese waren, an denen wir abschiednehmend und doch hoffend nebeneinander gestanden, so fern? Es war doch damals ein Band geknüpft, das unzerreißbar schien. Jetzt aber gingen Worte zwischen uns hin und her, an denen die Seelen keinen Anteil hatten. Es mußte sehr lange her sein.

Und Linde? Das mädchenhaft Schlanke ihres Körpers war da, aber sie war doch eine andre geworden. In ihren Augen war eine Leere, als hätte ein Dunkel in ihnen alles Licht aufgesogen. Wenn sie nicht sprach, verschloß eine Herbigkeit ihren Mund, und ihre Worte waren sparsam. Sie mußte sich nach vielen schweren Steinen auf ihren Feldern gebückt haben.

»Und wie geht es Fräulein Brand?«

»Oh, die ist lange tot.«

Der Knabe war von seinen bunten Kieseln herbeigekommen und lehnte sich an die Mutter. Er war ein hübsches Kind, und ich beugte mich zu ihm nieder.

»Es ist mein Sohn,« sagte Linde. »Erich, gib dem Herrn die Hand.«

Aber der Knabe verschränkte die Arme unwillig auf dem Rücken, und als die Mutter ihre Aufforderung wiederholte, schüttelte er trotzig den Kopf und lief davon.

Linde machte eine Bewegung, als wolle sie sagen: Das ist nun einmal so!

Um ihr über den peinlichen Augenblick fortzuhelfen, erzählte ich, auf wie seltsame Weise ich hierhergekommen sei. »Es gibt vor bedeutsamen Ereignissen Merker, die uns auf sie hinweisen,« sagte ich.

Linde wandte sich plötzlich um, als könne ein Lauscher hinter ihr stehen. »Sind Sie lange hier?« fragte sie hastig.

Ich sagte, daß ich gestern angekommen sei.

»Doch Sie wollen sich hier aufhalten?« forschte sie, und als ich bejahte, fuhr sie fort: »Ich reise, wohl schon morgen. Ich suchte die Stille, aber es sind Menschen aus unsrer Gegend eingetroffen, die mich in ihren Kreis ziehen werden, sobald sie mich entdeckt haben.«

Bei ihren Worten zerrann meine Freude. »Sie wollen nach Hause?« sagte ich.

»Nach Hause?« wiederholte sie und blickte mich jetzt zum erstenmal recht an. Dann, sich besinnend, fuhr sie fort: »Nein, ich reise noch mit dem Kinde. Wohin, das weiß ich nicht.«

Ich mußte wohl eine Bewegung getan haben,

die mein Bedauern verriet, denn sie fügte hinzu: »Es ist besser!« Was daran besser sein sollte, vermochte ich freilich nicht zu finden. Mir war zumute, als hätten sich für eine geringe Zeit die farblosen Hintergründe meiner Tage in einem lichten Spalt geöffnet, durch den ich die Sonne meiner Jugend sah, dann aber habe die Öffnung sich schnell geschlossen, und ich müsse nun mit dem kläglichen Bewußtsein weitergehen, daß dieses Licht erloschen sei.

Vielleicht um das drückende Schweigen zu beenden, fragte Linde, ob ich allein oder in Begleitung meiner Gattin hier sei. Und als ich erwiderte, daß ich unverheiratet sei, schien sie unser Wiedersehen beenden zu wollen. Sie nahm ihren Sonnenschirm und ein Körbchen vom Boden auf und erklärte, jetzt heimkehren zu müssen. Auch rief sie den Knaben herbei, der sein Spiel wieder aufgenommen hatte.

Als sie mir die Hand zum Abschied reichte, fragte sie plötzlich: »Sie sprachen vorhin vom Merker. Was meinen Sie damit?«

»Ich bin vor unsrer Begegnung auf so seltsame Weise darauf hingeführt worden,« sagte ich, »daß es fast wunderbar ist. Als ich Sie hier erkannte, wußte ich, daß mein alter Beamter mir als Merker dienen mußte.«

Sie stand einen Augenblick unschlüssig und sah dem Knaben entgegen, der sich langsam näherte.

»Es macht nichts aus, ob ich am Freitag oder am Sonnabend abfahre,« sagte sie. »Vielleicht also bin ich morgen doch noch hier. Mögen Sie dann hierherkommen, so könnten Sie mir doch etwas aus Ihrem Leben erzählen.«

Und nun reichte sie mir noch einmal und wärmer die Hand, während der Schein eines Lächelns um ihren Mund war. —

Wirklich sah ich Linde wieder auf dem Stein am Strand sitzen, als ich am folgenden Nachmittag auf den Dünen daherkam. Ich hatte mich mit Heiterkeit gerüstet, denn das wußte ich nun: Diese Frau wollte allein sein, weil sie wund war. Ich konnte ihr nur dann nicht weh tun, wenn ich ihre Schmerzen unbeachtet ließ.

Sie nickte mir schon von weitem zu und forderte mich auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Es schien mir, als sei sie freier und weniger weltabgekehrt als gestern. Auch der Knabe kam ungerufen herbei und bot mir die Hand. Als ich ihn nach seinem Alter fragte, rief er freilich unwillig: »Neun Jahre!« und lief eilig wieder zu seinem Sandhaufen.

»Also, Sie wollten etwas von mir hören.« fing ich an. »Ich habe da nicht zuviel Kurzweiliges zu berichten, das spüre ich immer am besten, wenn ich Rechenschaft geben soll. Zunächst schon die Umwelt. Stellen Sie sich eine kleine Stadt von ein paar Tausend Einwohnern vor.« Und nun erzählte ich von Toren, zerbröckelnden Stadtmauern, einer alten Kirche, um deren massigen Turm Dohlenschwärme flogen, und einem tiefverschatteten Kirchhof; von der Tafelrunde im verräucherten Gasthauszimmer, von dem Spion der Bürgermeisterin und dem glattgescheitelten Lehrling im Kaufladen.

»Aber Ihre Häuslichkeit hält Sie für vieles schadlos, was Sie draußen entbehren,« sagte Linde.

Ja, es gab in der viel zu weiten öden Dienstwohnung einige ganz heimisch anmutende Winkel, wo ich mich unter Büchern und Münzen und Mappen wohlfühlte. Es gab auch Zeiten, da eine der schlüsseltragenden Damen, die nacheinander dem Hauswesen vorstanden, mir die kleinlichen Wirtschaftsnöte ersparte. Aber das waren doch nur Atempausen gewesen. Nein, wäre nicht die Arbeit des Berufs, das Leben versandete in Wunschlosigkeit und Stille wie die entlegene Bucht eines kleinen Flusses.

Als ich endete, sah Linde lange in den Sand, durch den die Spitze ihres Schirmes eine Furche neben der andern zog. »Wissen Sie, daß Sie trotz dem Mangel an großen Erlebnissen glücklich sind?« fragte sie endlich.

Ich sah sie erstaunt an. Ich hatte gehofft, daß sie den leeren Grund, über dem die Tritte meiner Tage klangen, finden würde: er sollte ihr ein unausgesprochener Trost sein. »Was man gemeinhin Glück nennt, das wurde mir wohl zuteil,« sagte ich. »Doch muß der darum glücklich sein, der mehr erwartete?«

»Sie haben doch Friede,« erwiderte Linde. Sie ließ den Schirm sinken und hob ein wenig beide Hände, als suche sie etwas zu empfangen. Diese bittende Gebärde, die von einer trostlosen Verlassenheit zeugte, rührte mich unendlich. Gegenüber dieser Frau, die schon vor zwanzig Jahren mit seltener Willensstärke das Leben gemeistert und jetzt arm und bettelnd abseits stand, erschien ich mir unsagbar anmaßend. Meine Liebe brach plötzlich wie ein warmer Strom in mir durch. Ich hätte mich ihr zu Füßen werfen mögen und rufen: Sprich doch! Klage doch! In diesem versteinenden Schmerz gehst du zugrunde. Vielleicht kann ich dir helfen.

Aber ich hielt an mich. Ihre hilflose Lage war wie ein schützender Mantel um sie her, und keiner durfte einen Zipfel heben, dem sie es nicht erlaubt hatte.

Ich wartete, daß sie etwas sage, aber sie schwieg.

Unsre Augen sahen über den blitzenden Spiegel des Meeres hinaus. Ein Segel tauchte auf und entglitt, die Rauchfahne eines Dampfers erschien und zerfloß. Eine Silbermöwe flog kreischend zu Land, und die Luft war wieder unbewegt. Nur die kleinen Wellen lallten unaufhörlich, und die Schatten der Dünen wuchsen.

Wir sahen dies alles und bemerkten es doch nicht; wir fanden uns auf einer Insel, die weit hinter der glänzenden Kimmung der See lag. Dort sprachen wir die Worte, die zu tauschen

uns heimliche Scheu und Sitte verwehrten. Und eins verstand das andre ganz. Verse flogen mir durch den Sinn, die ein andrer vor uns gesagt:

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Ja, selige Sehnsucht! Sie fand hier ihre Erfüllung.

Dann seufzte Linde plötzlich auf. Wir waren wieder in der Zeit, wir sahen uns wieder am Saum der Insel, wo alle Zeichen darauf deuteten, daß der lichte Sommertag sein Haupt im Schoße des Abends bergen wollte. Der Knabe war herbeigekommen und hatte seine Mutter etwas gefragt.

»Ja, Erich, geh nur voran, ich komme,« antwortete sie.

Als er begann, den schmalen Pfad in den Dünen aufzusteigen, wandte sie mir ihr Gesicht zu: »Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Ich habe aus Ihren Worten eins gelernt.«

»Was hätte ich Sie lehren können?« fragte ich verwundert.

»Die stille geduldige Erfüllung einer Pflicht,« sagte sie bestimmt.

»Aber Frau Linde!« rief ich. Nichts hatte mir ferner gelegen als dies, meine Geschäftigkeit, die ich nicht einmal Arbeit nennen mochte, die mir selbst so unwert erschien, als wichtig hinzustellen.

Sie wiegte ruhig den Kopf. »Verkleinern Sie es nur nicht. Möglich, daß Sie etwas ganz andres sagen wollten; mir aber hat es sich in diesem Sinn ausgedeutet. Ich war müde geworden, ich habe meinen Glauben verloren. Ihr Sekretär hat Sie doch zu rechter Zeit hierhergewiesen.«

»Und nun wollen Sie morgen die Insel verlassen?« fragte ich.

»Morgen möchte ich noch hier sein,« antwortete sie. »Es wäre möglich, daß wir uns noch einmal sehen. Ich gehe jetzt zum Anlegeplatz. Die Post, die mir der Dampfer bringt, muß es entscheiden.«

Der Knabe hatte den Dünenrand erklommen, stand oben und rief Unverständliches hernieder.

»Es ist Zeit, ich muß gehen,« sagte sie. »Also denn: Auf Wiedersehen!«

Wie gern hätte ich ihr noch ein Wort der Freude gesagt, da ich den Ernst ihres Antlitzes jetzt von dem Schein einer inneren Anteilnahme durchleuchtet sah! Doch ich schwieg auch in diesem Augenblick. Ich fürchtete noch immer ihr Erschrecken bei der Berührung durch ein voreiliges Wort. Ich half ihr, die Decke und das Körbchen aufzunehmen. Dann ging sie.

Droben wandte sie sich noch einmal um und hob zum Gruß die Hand.

Am nächsten Morgen empfand ich im Augenblick des Erwachens eine unbeschreibliche Freude, etwa wie die hochgespannte Erwartung eines seltenen Festes. Ich blickte mich erstaunt in dem nüchternen Herbergeraum um, der sich durch nichts von der lieblosen Kahlheit gewöhnlicher Gastzimmer unterschied.

Von dem Ausbau meines Zimmers übersah ich den tiefgelegenen schmalen Teil der Insel mit dem weißen Fischerdorf. Am Landungsplatz in der Bucht legte soeben der Dampfer an, der nach kurzem Aufenthalt zurückfuhr. Händler mit ihren Körben füllten bald die Straße, der Eselwagen, der das Gemüse ausfuhr, rollte vorüber. Im Wohlgefühl eines wolkenlosen Tages, den Meer und Himmel froh bespiegelten, waren die Menschen freudiger mitteilsam als gewöhnlich.

Ich hatte soeben mein Frühstück beendet, als mir gemeldet wurde, ein Herr erwarte mich im Gesellschaftszimmer. Name und Zweck des Besuches konnte ich nicht erfragen. So ging ich hinab in der Erwartung eines Bekannten, den die Reiselust an diese Küste verschlagen und der meinen Namen in der Liste gefunden hatte.

Der Raum, den ich noch nie betreten hatte, trug alle Zeichen späten abendlichen Beisammenseins, und sein unwirtlicher Zustand wurde dadurch nicht freundlicher, daß die noch geschlossenen Vorhänge ein Halbdunkel um die ungeordnet umherstehenden Stühle und Tische legten. Ein Herr ging in dem Zimmer auf und ab.

Ich grüßte zunächst nur flüchtig, eilte auf das nächste Fenster zu, schob die Gardinen voneinander und öffnete die Scheiben, um der gefangenen Luft Abzug zu schaffen, und trat dann dem Besucher entgegen, der mir unbekannt war.

»Vergeben Sie, wenn ich Sie so wenig freundlich empfange,« sagte ich. »Sie hatten, wenn ich nicht irre, mich zu sprechen verlangt.«

»Herr Landrat Eickstedt?« fragte er.

Und als ich bejahte, nannte er seinen Namen: Erich Meinhof.

Ich griff unwillkürlich an die Stirn; ich mußte mich besinnen, so wenig war der Name für mich mit einer Vorstellung verknüpft.

»Sie kennen mich nicht,« sagte er mit einer etwas rostigen Stimme, »aber meine Frau und mein Sohn sind Ihnen bekannt.«

Jetzt durchfuhr es mich: das war Lindes Gatte, der vor mir stand. Nichts an ihm erinnerte mich mehr an das Bild, das ich einmal in dem weißen Zimmer von Brandshof gesehen. Das gerötete Gesicht mit der weißen Stirn, die grauen Augen, der blonde Bart — es war nichts da, was etwas Besonderes ausgedrückt hätte. Und doch bedeutete er für mich etwas, weil er es war, in dessen Hände die einzig geliebte Frau ihr Leben gelegt hatte. Unwillkürlich suchte ich nach dem, was an jenem Verlobungsabend ihrer Seele Vertrauen gab, bei ihm Zuflucht zu suchen.

Ich spürte es seinen musternden Blicken ab, daß er Ähnliches dachte wie ich, und forderte ihn auf,

sich zu setzen. Er legte seinen Hut auf den Tisch und nahm auf einem der staubigen Sessel Platz.

»Ich bin gekommen, meine Frau abzuholen,« sagte er langsam. »Wir fahren mit dem nächsten Dampfer.«

Ich nickte und wartete auf eine nähere Erklärung, denn was galt mir dies? Nie würde Linde ihn geschickt haben, um mir dies mitzuteilen. Kam er aber aus eignem Erwägen, so war der Grund ein andrer. In diesem Augenblick war ich darauf gefaßt, daß er für irgendeinen dunklen Verdacht Rechtfertigung von mir verlangen könnte.

»Die Seeluft ist meiner Frau nicht zuträglich,« fuhr er fort. »Hätte ich um die Reise hierher gewußt, würde ich abgeraten haben. Wir werden in das Land fahren. Zwar ist die Ernte nahe, aber ich will sie begleiten.«

Warum teilte er mir dies alles mit? War das der Zweck seines Kommens oder nur eine schickliche Einleitung?

»Es ist sehr freundlich, daß Sie mich von Ihrer Abreise unterrichten,« sagte ich, um seine Absicht zu erkennen. »Ich denke, ich darf Ihnen auf irgendeine Weise dabei behilflich sein.«

»Nein, danke!« entgegnete er. »Meine Frau wollte Sie davon in Kenntnis setzen. Sie hat ein paar Zeilen geschrieben. Hier sind sie.« Er reichte mir einen Brief und richtete dabei seine Augen scharf auf mich.

Ich dankte und legte das Schreiben ruhig auf den Tisch.

»Es wundert Sie, daß ich selbst den Besteller mache,« fuhr er fort. »Ich bat meine Frau darum, und sie freute sich, daß die Nachricht Sie so bald erreichte. Meine Frau ist Ihnen von ihrer frühen Jugend her bekannt.«

»Ich bin ein alter Freund ihres Bruders.«

»Jawohl. Da war es ja merkwürdig, daß Sie nach so langer Zeit sie wieder trafen.«

Meinhof lächelte, aber das verschönte sein Gesicht nicht. Er gehörte zu jenen Menschen, denen das Lächeln nicht eigentümlich ist und die, wenn sie es leihen, fremd erscheinen.

»Es ist sehr merkwürdig,« sagte ich und erwartete, daß er etwas Verletzendes sagen würde.

Aber nachdem er noch einen Augenblick unschlüssig verharrt hatte, stand er plötzlich auf und griff nach seinem Hut. »Es ist Zeit, daß ich gehe,« sagte er.

Ich dankte für seine Mühe, ich trug ihm Grüße auf und geleitete ihn zur Tür. Als diese sich hinter ihm geschlossen hatte, stand ich still und lauschte den verklingenden Tritten nach. Was bedeutete das? Nicht mehr als eine Gefälligkeit gegen Linde, die seinen versöhnlichen Sinn bezeugen sollte, nachdem er gekommen war, seine Frau wieder heimzuholen? Dies allein hätte Erich Meinhof schwerlich bewogen, mich aufzusuchen. Ich glaube, eine dunkle Regung seines Blutes hatte ihn getrieben, sich an dem Anblick des Mannes zu sättigen, der mehr besessen, als er je sein nennen konnte.

Er beschäftigte meine Gedanken nicht mehr, die waren bei der Frau, die jetzt wieder mutig die Last auf ihre Schultern lud, vor der sie geflüchtet war, und in meiner Seele war eine große Ehrfurcht. Ich hob wägend ihren Brief. Nein, dieser fliegendurchsummte Raum war nicht der Ort, an dem ich ihn hätte lesen können!

Am Fenster meines Zimmers stehend wartete ich die Abfahrt des Dampfers ab. Von weitem sah ich ihre liebe Gestalt und das Wehen ihres Schleiers, dann ging ich zu den einsamen Steinen am Strand, auf denen sie gesessen hatte.

Die bange Stille, die sich über dem Fortgang eines geliebten Menschen nur zögernd schließt, war um mich. Meine Gedanken zogen wie unruhige Vögel mit dem Schiff, das sie südwärts trug. Sie ging wieder ihren Weg durch die brennende Wüste. Vielleicht war der Mann, dem sie abermals folgte, ein in seiner Weise trefflicher Mensch, der sich an einem rauhen Stein glattgeschliffen hätte. Neben dieser Feingearteten aber würde er sein Bestes nie hergeben.

Dann nahm ich ihren Brief und las:

Mein Mann ist gekommen, um uns abzuholen. Als er gestern abend unerwartet vor mich hintrat, hätte ich gewiß falsch gehandelt, wenn ich Sie nicht gesprochen hätte. Denn ich hatte Brandshof mit dem Vorsatz verlassen, nicht dahin zurückzukehren. Nun aber war durch Ihre Worte das Bewußtsein meiner Pflicht in mir erweckt. Sie sind doch mein bester Freund!

Ich folge meinem Manne. Vielleicht bin ich außerstande, das Gute in ihm zu wecken; dann will ich es in mir doch nicht erstarren lassen. Einmal werde ich ja das Tor, das aus der Zeit führt, offen finden. Ich bin jetzt ganz getrost. Leben Sie wohl!

Wie verständlich rauschte zu meinen Füßen das ewige Meer!

Das Schwert durch die Seele

Prasselnd nahm der Kraftwagen die steile Steigung von Pierrepont. Drunten im Tal lagen die verödeten Fabrikwerke wie tote schwarze Riesentiere; hoch oben auf einem Vorsprung des Bergscheitels erhob sich aus den Schatten wundervoller Linden die gotische Kapelle. Am Wegrand saßen eine Frau und ein Kind und hüteten singend eine Ziege; ihr Lied klang in das Knattern des Motors, und sie blickten flüchtig auf die beiden deutschen Offiziere.

Mein Adjutant neigte sich zu mir und machte eine Bemerkung über die Bevölkerung des besetzten Landes, dann fuhren wir schweigend weiter, an den Beamtenhäusern des Eisenwerks vorüber in das freie Feld. Äcker, von denen die bauenden Hände seit Jahren gewichen, breiteten sich zu beiden Seiten aus: sie waren in Blumenfelder verwandelt. Mohn und Kornraden, Tremsen und Hederich blühten uneingeschränkt. Der Krieg hatte die Zügel in die Hand genommen, die der Mensch der Natur angelegt.

Im Fluge durcheilte ich das Gebiet, in das mich ein Befehl vor kurzem versetzt hatte: Drahtverhaue, schmutzige Dörfer, von feindlichen Bomben zerschlagene Städte, an steinernen Madonnenbildern, offenen Brunnen und Schlössern vorüber, deren eigentümliche vier Ecktürme die an Chinesenhüte erinnernden Metalldächer trugen. Dann auf der Straße, die, mit einer doppelten Reihe von Pappeln gesäumt, am Flusse entlang lief; bald darauf eine Höhe hinauf, auf der in hohen Bäumen ein Beobachtungsposten versteckt war. Der Wagen stand.

Ich sah in die Karte, die mit Nadeln auf dem Rücksitz befestigt war, und stieg aus. Im nackten Steingeröll des Berges lagen tiefe Trichter, an ihren Rändern blühten eigenartige Blumen, die dem purpurnen Bienenfang glichen. Das Blutopfer Tapferer stieg in ihnen zum Licht. Dann die Beobachtung durch das Scherenfernrohr, und wir gingen abwärts. Der blonde Junge an meiner Seite erzählte von den Sonderlichkeiten der Gräfin, zu der mich mein Auftrag jetzt führen sollte. Ich hörte kaum auf ihn.

Der Wagen sauste davon und hielt wieder vor einem Schloß, das in verwildertem Park lag. Die Wirklichkeit übertraf alles, was mir der Adjutant berichtet. Diese alte Gräfin mit dem Auftreten und den Gebärden einer Königin stellte in ihrer zerlumpten Kleidung, mit ihrem ungepflegten Körper eine zottige Bettlerin dar.

Ich ließ mir wiederholen, was man von ihr wußte. Sie hatte sich in finsterem Menschenhaß vor der Welt verschlossen und hauste mit ihren Katzen allein in dem verfallenden Bau; die verriegelten Prachträume mit Bildern und Gobelins, die keiner betreten durfte, versanken und verdarben im Staub; die Herrin tauchte nur zuweilen hinter den erblindeten Fenstern des Treppenhauses auf. Wir trafen sie in dem Raum, den sie bewohnte, in der Gesindeküche, wo über offenem Feuer ihr dürftiges Mahl in einem Kessel kochte, der an rußgeschwärztem Herdhaken hing.

Mein Auftrag war schnell erledigt. Obschon ich in ihrer Sprache mit ihr redete, trug die verkümmerte Letzte aus altem Blut ihre Verachtung gegen den Feind des heiligen Frankreich offen zur Schau. Der zahnlose Mund hatte kein Wort mehr, als unbedingt nötig war, gesprochen; das Gesicht, dessen Falten die Reste einer Schönheit begruben, keine Miene verzogen. Mit dem Kopfneigen einer Herzogin, die ihren Empfang beendet, war ich entlassen.

Ich schickte meinen Begleiter in das Dorf und setzte mich auf einen der umgestürzten Baumstämme des Parkes. Mechanisch holte ich mein Brot hervor und aß. Vielleicht tat ich es, weil die Kirchenglocke das Mittagläuten anhub. Hunger hatte ich nicht, das Herz tat mir weh. Wie kam der Gedanke an Linde plötzlich in mir auf? Droben auf dem Berge unter den Blutblumen hatte ich an sie gedacht, und jetzt stand mir ihr Bild trauernd vor der Seele.

Seit jenem Nachmittag auf der Insel hatte ich sie nicht wiedergesehen. Das war nun zehn Jahre her. Wenig hatte ich von ihr gehört. Ihr Mann war gestorben. Als vor vier Sommern die Kriegsnot über Deutschland hereinbrach, war es geschehen. Ich hatte an sie geschrieben. Aber das waren Tage, an denen die Wellen sich überstürzender Ereignisse alles Persönliche unter sich begruben. Der Gedanke an sie, die jetzt im Witwenkleid ging, war immer da, aber doch nur wie das Gedenken an einen fernen Stern. Ich war mit ergrauendem Haar in den Kriegsdienst getreten; das war ein Alter, da man auf das Ende seines Werkes zu sehen beginnt, und alle Kräfte mußten jetzt gesammelt sein. Nun aber füllte ihr Bild lebenswarm mein ganzes Denken aus.

Was war denn geschehen? Litt sie? Starb sie wohl gar dort hinten in der Heimat, und ihre Gedanken suchten mich? Oder hatte das gespenstische Bild der Alten im Schloß, die hinter ihrem Bettelstolz den Jammer eines wertlosen Lebens versteckte, in meinem Unterbewußtsein die Erinnerung geweckt? Und trübe sah ich meine Lebensstraße hinab. Stellung, Erfolge, Ehren, Beförderungen — ach, wie ein geringes Entgelt war das, gegen das Entbehren der liebsten Frau gehalten!

Der Adjutant kam zurück. Ich stülpte den Helm auf den Kopf, und wir bestiegen wieder den Wagen.

Aufs neue über Straßen, die mit dunklen Netzen gegen Fliegerangriffe maskiert waren, durch Dörfer, die blank vom Regen glänzten, an ziehenden Wagenreihen und stummen Bildstöcken vorüber. Vor meinen Augen war ein seltsam rötlicher Schein. Als wir in Merles einfuhren, brachte ein Schaben an der Maschine den Wagen zum Stehen. Der Fahrer erklärte, daß mit einem Aufenthalt von einer Stunde zu rechnen sei. Wir gingen in das Dorf.

Auf dem Friedhof spielte der Wind in den aufgehängten Perlenkränzen. Wir betraten die Kirche, die als Feldlazarett eingerichtet war. Am verflossenen Tage hatte in der Nähe ein größeres Gefecht stattgefunden, und das letzte

Bett war belegt worden. Man hatte mit Gaze bespannte Türen eingehängt, um frische Luft zu gewinnen und die unerträglichen Fliegen abzuhalten.

Der Raum war angefüllt mit den ätzenden Gerüchen der Verbandstoffe; durch die farbigen Fenster schoben sich schräge Lichtstrahlen. An einem Pfeiler schwebte das gnadenreiche Bild der Gottesmutter, die auf dem Arm den Heiland trug und ihre Rechte tröstlich über die Lager der Leidenden hob.

Ich erbat die Erlaubnis, die Verwundeten besuchen zu dürfen. Neben einem Bett saß der Pfarrer über ein junges Gesicht gebeugt und sprach leise beruhigende Worte. Ein Pfleger erklärte mir, daß der Fahnenjunker noch nicht lange aus der Narkose erwacht sei und erfahren habe, daß sein zerschmettertes Bein abgenommen sei.

Nach einiger Zeit erhob sich der Geistliche, strich freundlich über die braunen Knabenhände und trat an das nächste Lager. Ich blieb in der Entfernung stehen und betrachtete das blasse Gesicht mit den nach innen schauenden Augen, auf dem sich die Zeichen des wiederkehrenden Lebens sammelten. Wie mochte der Junge gegen die erste große Erschütterung seiner Pläne ringen! Allmählich schied sich aus den gelösten Zügen etwas, das mir bekannt erschien.

Ich wollte nach dem Namen des Kranken fragen, als mein Blick auf die Tafel zu Häupten des Bettes fiel. Da war geschrieben: Fahnenjunker Erich Meinhof. Im gleichen Augenblick lag alles deutlich vor mir: die Gedankenschwere unter den roten Blumen des Berges, die Erinnerung an Linde in dem verwunschenen Park.

Leise trat ich an das Bett und nahm den Platz des Pfarrers ein. Ich legte meine Hand auf die des Verwundeten und sprach ein paar teilnehmende Worte. Es schien ihn gar nicht zu kümmern. Was konnte auch dem die Teilnahme eines Fremden frommen, der soeben erfahren hatte, daß er als Krüppel durch das Leben gehen mußte! Erst als ich das Wort Mutter aussprach, horchte er auf und wandte mir sein Gesicht zu.

»Sie entsinnen sich jetzt nicht, daß wir alte Bekanntschaft miteinander haben,« sagte ich. »Wissen Sie noch, wie Sie mit Ihrer Mutter an der See waren? Sie waren damals ein kleiner Bub. Dort sahen wir uns.«

Er verzog das Gesicht, ich wußte nicht, ob ihn ein Schmerz in der Wunde peinigte oder ob ihm das Weinen nahe war.

»Ich werde Ihnen helfen, soweit ich kann,« fuhr ich fort. »Haben Sie einen Wunsch?«

Er sann nach, dann stieß er hervor: »Ich werde ja doch sterben, da möchte ich zu meiner Mutter!«

Ich beruhigte ihn über seinen Zustand und ermahnte ihn, zunächst seine Heilung abzuwarten, doch sah ich wohl, daß meine Worte wenig fruchteten.

So suchte ich denn den leitenden Arzt auf und trug ihm den Fall vor.

Nein, an eine Überführung in die Heimat war nicht zu denken. Der Zustand der Wunde war zu ernst, und der Kranke bedurfte erst der Ruhe: seine Gedanken an den Tod bewiesen deutlich seine Erschütterung. Aber es war möglich, ihn bald rückwärts zu verlegen; die Überfüllung des Kirchenraumes forderte das. Das Kriegslazarett der kleinen Stadt, in der ich mein Kommando hatte, war ein geeigneter Platz. Vielleicht war es nach Erfüllung einiger Förmlichkeiten möglich, die Mutter dorthin kommen zu lassen.

Ich drückte dem Arzt, in dem ein gütiges Wohlwollen nicht durch Geschäftigkeit oder Dünkel verkümmert war, dankbar die Hand. Er hatte mir mehr verheißen, als ich erwarten durfte: ein Wiedersehen der liebsten Frau. Ich trug die frohe Kunde an das Lager, und neben dem Kranken sitzend, schrieb ich an Linde.

Zwei Wochen darauf stand ich auf dem Bahnhof, sie zu erwarten. Züge, mit Kriegsgerät befrachtet, schoben sich aneinander vorbei. Die Pfeifen gellten, die Räder knirschten in der Umklammerung der Bremsen. Ich aber schritt den Steig auf und nieder und schaute in die sonnenbeglänzte Ferne, den schimmernden Eisenstreifen nach, auf denen sie mir entgegenglitt.

Erich Meinhof lag in guter Pflege; ein kühler Raum des Priesterseminars hatte ihn aufgenommen. Nach Überwindung kleinlicher Bedenken der Verwaltung war für Linde ein leidlicher Wohnraum bei einer Französin gefunden.

Mit viel Verspätung lief der Zug ein. Er brachte Landsturmleute in Menge, so daß auf dem schmalen Steige bald ein Stoßen und Drängen grauer Röcke und Tornister war, das ein Vorwärtskommen verhinderte. Endlich sah ich Linde in der Tür eines Wagens stehen, wie sie verzagt auf das Gewimmel zu ihren Füßen herabschaute. Noch immer war es die mädchenhaft schlanke Gestalt, die sie vor andern auszeichnete, nur daß sie, die ich nicht anders als in Weiß gekleidet kannte, jetzt dunkle Gewandung trug. Ich winkte; sie sah auf mich, ohne mich zu erkennen. Der kriegerische Aufzug mochte sie befremden. Endlich war ich bei ihr und streckte ihr die Hand entgegen. Ein Glanz lief über ihr blasses Gesicht.

»Guten, guten Tag, lieber Freund!« sagte sie. »Wie schön, daß ich mich nun in fürsorglichen Händen weiß! Und wie geht es ihm?«

Sie las die Botschaft aus meinen Zügen, und ein Aufatmen ging durch ihre Brust. Der Bursche hatte ihr Gepäck genommen, und bald schritten wir im Schatten alter Ulmen den etwas

steilen Weg zur Stadt empor. Ich genoß das unbeschreibliche Glücksgefühl, wieder an ihrer Seite gehen zu dürfen.

»Also es geht ihm wirklich besser?«

»Sie sehen das langgestreckte Gebäude zur Linken?« sagte ich. »Dort liegt Erich. Sie werden sich bald von seinem Wohlbefinden überzeugt haben.«

Linde blieb stehen und schaute mit feuchten Augen in die Richtung, die ich ihr wies. Es schien, als bereite ihr der steile Aufstieg Schwierigkeit, denn ihr Atem ging heftig.

»Ja, das Herz,« sagte sie. »Aber jetzt ist es die Freude, die es ein bißchen hastig schlagen läßt. Ach, die letzten Tage waren so freudevoll, und daß ich das Ihnen verdanke, macht mich so eigen froh.«

Wir schritten weiter, und ich bat sie, die Anstrengung des Weges nicht durch Sprechen zu vermehren. Während ich erzählte, betrachtete ich sie von der Seite. Ihr lichtblondes Haar war nun schon von weißen Strähnen durchzogen, und in die Stirn hatten Sorgennächte Falten gepreßt. Aber was bedeutete das alles mir! Mir war sie die Schönste, weil sie mir die Liebste war. Ihr Wesen war aus der Starre gehoben, in die ich es zuletzt versenkt gesehen; doch hatte es sich zur Freiheit ihrer frühen Jahre nicht wieder aufgerichtet. Etwas zaghaft Bittendes haftete ihm an, das in Blick und Rede um Schonung flehte.

»Und war diesmal auch wieder ein Merker da?« fragte sie, als ich ihr von meinem Aufenthalt in Merles berichtet hatte. Ich erzählte ihr von der einsamen Frau in dem Schlosse.

»Nicht wahr, es ist wieder ein rätselhafter Zusammenhang?«

Ja, das war es. Und da wir nun die Höhe des Berges erreicht hatten, sprach sie weiter: »Ich wußte genau, daß Erich etwas geschehen sei. In der Stunde, da er verwundet wurde, fuhr ich in die Stadt. Unter dem Tor begegnete mir der Wagen, der die große Kirchenglocke fortschaffte, und die Pferde scheuten. Da empfand ich einen heftigen Schmerz und hatte die Gewißheit, daß es mein Eigenstes angehe. Ich erwartete stündlich die Todesnachricht. Können Sie sich nun vorstellen, wie lichte Boten Ihre Drahtnachrichten und Briefe waren?«

Wir näherten uns dem Hause, in dem sie Aufnahme finden sollte, und ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie sich an den Verlust des zerschmetterten Gliedes gewöhnen müsse.

»Oh, er muß sich daran gewöhnen,« entgegnete sie. »Sein Drauflosstürmen mußte wohl eine hohe Mauer finden.«

Und plötzlich rührte sie an meinen Arm und fuhr leise fort: »Ich bin ja so dankbar, daß alles so wurde, wie es gekommen ist. Es ist ein Wort geschrieben, das will seit jenem Tage nicht aus meinem Sinn: Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!«

Ich nickte. Mir schien, als sähe ich hinter dieser demütigen Dankbarkeit eine dunkle Sorge stehen. —

Eine Stunde später holte ich sie ab, um sie in das Lazarett zu führen. Sie stand schon vor dem Hause und erwartete mich.

Die pflegende Nonne war verständigt und öffnete der Mutter die Tür des Krankenzimmers. Ich sah, wie sich das Gesicht des Verwundeten herumwendete. »Mutter!« rief er und hob beide Arme.

Da kehrte ich um.

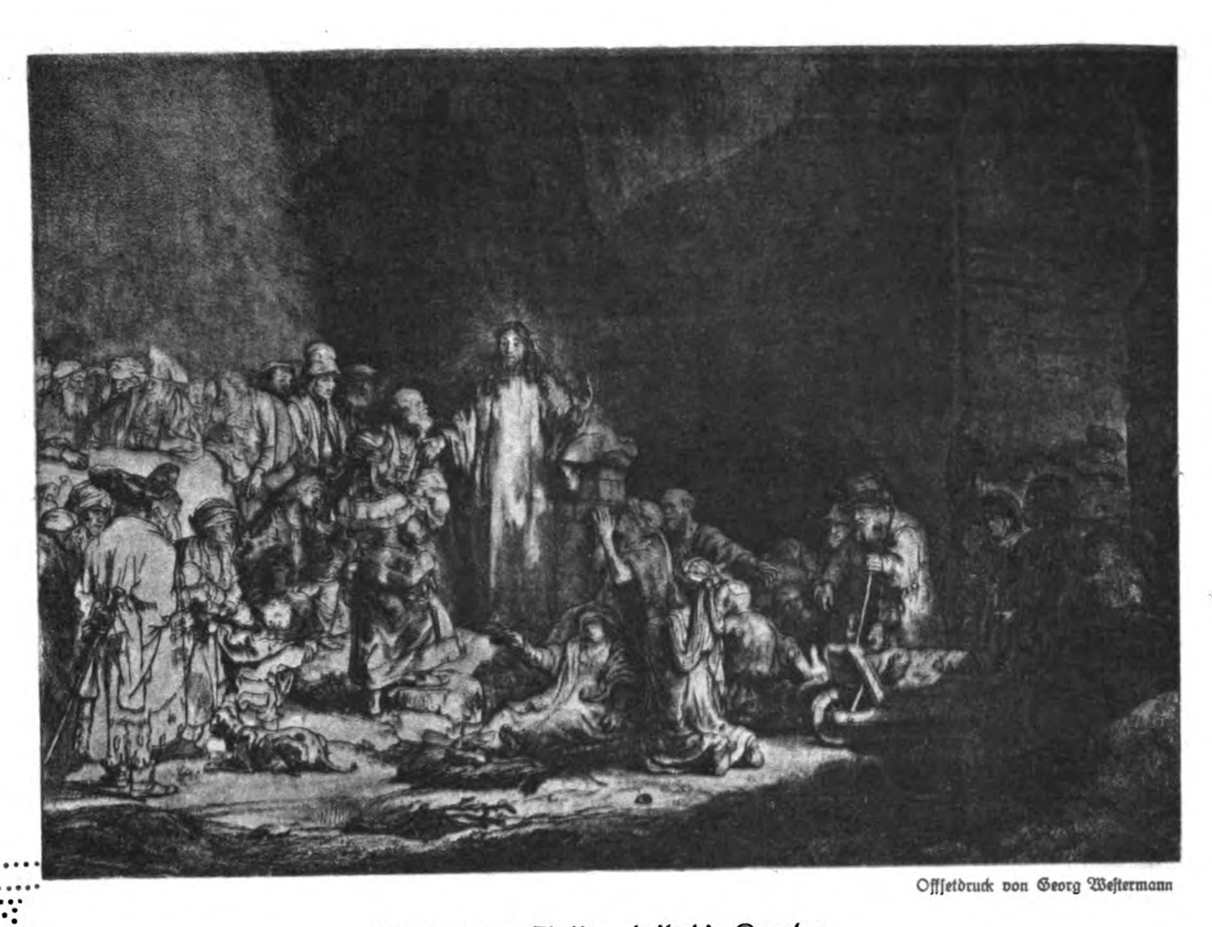
Ich glaube, Linde hatte noch nie so froh gelebt wie in diesen Tagen, da das lenzliche Erwachen neuen Lebens über sie kam. Damals vielleicht, da sie noch Linde Owen hieß und die Schatten von ihres Bruders Erkrankung noch nicht auf ihrem Wege lagen. Doch jene Zeit war verdunkelt von dem, was ihr gefolgt war.

Sie sprach nie von ihrem Dornenweg, aber aus den Worten, in denen sie das gegenwärtige Glück pries, war viel zu erraten. Hier gab es keine Furcht, die durch das Erwarten des spät in der Nacht heimkehrenden Wagens erregt war. Hier stand keine Bangigkeit vor Unerwartetem, wenn der Postbote das Haus betrat, oder wenn die tuschelnden Mägde beim Eintritt der Herrin schnell das Gespräch abbrachen und sich verstohlen warnende Blicke zuwarfen. Hier lag nichts beständig auf der Lauer.

Wie friedlich war die Stube, die sie bewohnte! Sie bot einen Ausblick auf den dunklen unsauberen Hof, rohe Gipse verunzierten die Wände, und der Geruch nach Stock war aufdringlich. Und doch war in ihr ruhevolle Einsamkeit.

Diese Frau hatte ihre Last mit dem letzten Aufgebot von Kraft getragen. Wenn eine Erinnerung an das Vergangene in ihr aufgescheucht wurde, bebten ihre Hände, und ein Schauer lief über ihre Schultern. Aber nun war alles gut! Wie oft wiederholte sie das! Erich war weich und gut, seine Augen hatten einen ganz veränderten Ausdruck, seine Hände konnten streicheln, die Verschlossenheit seines Wesens war gebrochen. Wenn dies die heilsame Frucht ihres Opfers war, oh, wie wollte sie die blut- und tränenreichen Felder, auf denen sie erwachsen, in überströmender Dankbarkeit segnen!

Ich wußte es jetzt, daß sie große Sorge getragen hatte, der Sohn möchte des Vaters Erbe in dem werden, das ihr zuleibe so lange umging, bis der Tod schied. Wenn das alles neu erstand, dann würde auch ihr Abend dunkel sein. Deshalb war das angstvolle Spähen in ihr und das Erschrecken vor dem Lauten. Aber sie wiederholte es sich zum Trost: Das war nun vorbei, und jetzt durfte sie glücklich sein.



Offsetdruck von Georg Westermann

Rembrandt: Christus heilt die Kranken

Nach dem Reichsdruck

MU

Eine unbeschreibliche Zärtlichkeit quoll in mir auf. Hände, die keinen gefunden haben, den sie beschenken können, sind immer bereit, ihren Reichtum zu vergeuden. Ich aber hatte gezögert, und nun war es Linde, der ich alles reichen durfte. Sie aber empfing es mit dem heimlichen Erglühen, das nur die Frau kennt, die sich umworben sieht.

Es war da ein Weg, der hinter den Berggärten der kleinen Stadt in die Felder führte. Selten betraten ihn Menschen, nur Kinder, die ihre Ziegen und Rinder in die Koppeln geleiteten, traf man dort.

Hier, wo noch im Schatten die Wärme eines brütenden Vogels war, ging Linde gern, wenn Erich ruhen sollte, und zuweilen begleitete ich sie. Hier geschah es, daß wir aussprachen, was in unsern Seelen aufgestiegen war.

Linde hatte geäußert, daß die Last böser Jahre wohl nicht von einem Menschen allein getragen werden könne. Sie wisse bestimmt, daß die mitfühlende Liebe Treuer auch Mitträger sei. Jeder gute teilnehmende Gedanke sei bestimmt, das Leibhafte des Nächsten zu mildern.

»Ich kann mir wohl denken, daß Ihre sorgende Art vielen half,« sagte ich.

»Oh, mir ist viel mehr geholfen, als ich helfen konnte,« entgegnete sie.

Sie sprach das so bedeutsam aus, daß ich den Kopf wandte; da sah ich ihre Augen auf mich gerichtet.

»Oder ist es nicht richtig, was ich stets empfand,« fuhr sie fort, »daß Sie, lieber Freund, mich in Gedanken täglich besuchten?«

»Ich war Ihnen immer nah, Linde,« sagte ich, »und es ist gut, daß Sie es wissen.«

Wir gingen schweigend weiter. In mir aber wurde nun plötzlich das zum Entschluß, was im verborgenen als leises Wünschen spielte. Ich sah sie an und dachte: Nur nicht diese liebe Ängstliche erschrecken! Aber sie war so heiter, daß ich's wagte.

Und ich begann wie im Scherz die alte Mär von dem Wanderburschen zu erzählen, der beim Abschied von der Liebsten den Goldfaden, den sie ihm gab, in eine Wunde legte. Der Faden verwuchs mit ihm, und er trug ihn Jahr um Jahr bis zur Heimkehr.

»Wissen Sie, wer das ist?« fragte ich.

»Ich weiß, das sind Sie.«

»Und wissen Sie auch, daß ich den Goldfaden heute noch trage und bin zehn Jahre älter als Sie?«

Da errötete sie und senkte die Stirn. Ach, ich war ein alternder Mann, und es war mir doch, als stände ich jetzt noch unter dem blühenden Rotdorn.

»Linde,« sagte ich, »es ist uns viel versagt geblieben. Sollte das nur sein, daß es mir für den Rest meines Lebens um so reicher fließe?«

Plötzlich fühlte ich ihre Hand in der meinen. »Ja, mein Lieber, Guter,« sagte sie, »ich will gern mit dir gehen, wenn es auch nur ein kleines Stück Weg ist, das uns beschieden wird.«

Es ist unmöglich, das auszudrücken, was mich in diesem Augenblick bewegte. Ich weiß nur, daß wir uns zart und andächtig küßten, und daß dies der Ausdruck einer ewig jungen Liebe war. Wir standen unter einem Baum, den das Gerank des wilden Weins bis zum Wipfel durchflocht.

»Das sind wir beide,« sagte Linde. »Du nimmst ein zersprungenes Gefäß in deine treuen Hände.«

»Wenn ich dich doch so hoch heben könnte, Linde!« erwiderte ich.

Sie lächelte froh. »Und nun wollen wir uns für heute trennen,« fuhr sie fort. »Ich bin Erich Verantwortung für mein langes Ausbleiben schuldig, und er muß alles wissen. Morgen aber ...« Sie sah mich an und schwieg. »Was ist dir, Lieber?«

Es muß wohl über mein Gesicht der Schatten des Gedankens geflogen sein, der mit der Erinnerung an den Verwundeten in mir aufstieg. Eine plötzliche Sorge, daß auch jetzt wieder eine Hand sich zwischen uns schieben könne, machte mich ängstlich. Aber das währte nur einen Augenblick, und als ich der liebsten Frau heitere Augen sah, erschien es mir töricht, sie zu erschrecken, und ich löschte mit einem Scherz den düsteren Eindruck aus.

Ich geleitete Linde bis an die Pforte des Lazaretts, und wir verabredeten, daß wir uns morgen auf unserm Wege hinter den Berggärten treffen wollten. Da mir noch ein wenig Zeit blieb, trat ich in den Kirchenraum, in dem ein Genesender die Orgel tönen ließ, und unter den jubelnden Tonfolgen, die mich umrauschten, schwand das letzte Sorghafte, was mir die Helle dieser Stunde hatte trüben wollen.

Als ein ungestümer Bräutigam, der voller Ungeduld die Liebste erwartet, ging ich lange vor der festgesetzten Zeit den verschwiegenen Gang auf und nieder. Ich pflückte einige Blumen von der Mauer und band sie zu einem Strauß; eine bessere Brautgabe hatte ich nicht.

Endlich sah ich Linde den Weg heraufkommen. Sie stand häufig still, als mache ihr das Steigen Beschwerde. Als sie mich erblickte, hob sie die Hand und winkte mit einer müden Gebärde. Ich nahm ihre Hände, da ich zu ihr trat, und sie sah mich mit einem bittenden Lächeln an, dessen Jammer in mein Herz schnitt. Jetzt wußte ich alles. Ich führte sie ruhig zu der Stelle, wo bemooste Steine eine Art Bank bildeten.

»Du mußt nun die Entscheidung treffen, Hartmut,« sagte sie, und wieder war das jammervolle Lächeln um ihren Mund. »Aber bevor du sprichst, will ich dir alles berichten.«

Ich nickte und ließ mich neben ihr nieder; da sah ich, wie ihr wehes Lächeln zerging; sie zog fröstelnd die Schultern zusammen, als sei sie allen Winden preisgegeben, und war doch warmer Sommertag.

»Quäl' dich nicht, liebste Linde,« sagte ich. »Es kommt doch alles nach Gottes Gefallen.«

»Ja,« erwiderte sie, »aber in deine Hand will ich's legen, und darum sollst du mich hören. Ich kam gestern wie eine Selige in das Krankenstübchen. Erich schlief noch, und ich setzte mich still neben sein Bett, lehnte den Kopf an den Schrank, faltete die Hände und ließ mein tiefes Dankgefühl ausströmen. Drüben in der Kirche spielte jemand das Es-Dur-Präludium von Bach, und die Töne gingen gedämpft durch das Haus. Mir war so feierlich zu Sinn, ich dachte: So gehen alle unsre Wege doch in die ewige Liebe ein! Als die brausenden Akkorde schwiegen und das Spiel in den süßen Sang der Fuge überging, stand ich auf und öffnete leise die Tür, um besser zu hören.

Als ich mich wieder in das Zimmer zurückwandte, sah ich Erich erwacht. Ich trat zu ihm und bettete ihn bequem. Als ich nach seinen Wünschen fragte, schüttelte er den Kopf, betrachtete mich aber unverwandt.

‚Wie verändert du aussiehst, Mutter!' sagte er endlich.

‚Verändert, Erich?'

‚Ich beobachte dich schon einige Zeit,' fuhr er fort. ‚Ich habe dich noch nie so gesehen.'

‚Ja, ich bin sehr glücklich,' erwiderte ich. ‚Es läßt sich alles so gut an.'

Er nickte, und seine Hand tastete über die Decke bis zu der verstümmelten Stelle seines Körpers. ‚Das gibt mir keiner wieder,' sagte er.

‚Mußt nicht daran denken, Kind!' tröstete ich. ‚Das, was uns fehlt, ist nicht immer unser Glück.'

Wir schwiegen; dann fragte ich: ‚Sage mir, Erich: wär' es dir nicht lieb, wenn du mich immer so froh sähest?'

‚Gewiß!' antwortete er und warf unruhig den Kopf herum. ‚Aber warum fragst du?'

‚So will ich dir den Grund meiner Freude mitteilen, Kind. Hartmut Eickstedt hat mich gefragt, ob wir die wenigen Jahre, die uns noch bleiben, miteinander leben wollen, und ich habe ja gesagt.'

Er starrte mich an. Seine Hand, die unter dem Kopf lag, krallte sich in sein Haar. ‚Ein Heiratsantrag?' murmelte er.

‚Wenn du es so nennen willst, Erich, ja. Wir gehören lange zusammen.'

‚Und du willigst ein, Mutter?'

In diesem Augenblick öffnete die Nonne die Tür. Als sie ihren Pflegling in guter Hut sah, trat sie befriedigt zurück. Mühevoll fing ich an, zu Erich von dem zu sprechen, was mich an dich band. Der Spieler in der Kirche begann die Fuge noch einmal zu spielen, und jetzt, da das schmerzlich-süße Lied meine Worte begleitete, wurde ich freier. Ach, Erich verstand mich nicht, nicht mein Leid und nicht die Bitte, daß er meiner Erlösung im Frieden nicht hindernd in den Weg treten möge. In seinen Augen, die das Krankenlager gesänftigt hatte, brannte etwas auf, das ich von seinem Vater her kannte und das mich immer mit Angst erfüllt hatte.

‚Du willst ihn also heiraten?' fragte er.

‚Ja, Kind, das will ich!'

‚Und ich? Und Brandshof?' fuhr er auf. Hartmut, als er dies sagte, erschrak ich. Daß er die Liebe seiner Mutter ungeteilt besitzen mochte, verstand ich, doch die Angst um die Schmälerung seines Besitzes erkältete mich, obgleich sie ihm doch gemäß war.

‚Keine Handvoll Erde wird dir darum entgehen, weil deine Mutter ein wenig glücklich sein möchte,' erwiderte ich ihm.«

Linde schwieg. Ihre armen blassen Hände lagen zittern in ihrem Schoß. Ich strich beruhigend über sie hin.

»Und auch das genügte ihm nicht?« fragte ich endlich.

Da schaute sie mich mit ihrem bittenden Lächeln wieder an. »Ach, Lieber, willst du auch das wissen? Rechne es ihm nicht an, es ist wohl das Erbe seines Vaters. Er sagte, er möge dich nicht leiden. Ich stellte ihm vor, was er dir verdanke, ich schilderte ihm dein lauteres Wesen, er aber wühlte sich nur tiefer in seinen knabenhaften Trotz: ‚Hätte er mich doch lieber verkommen lassen! Jetzt weiß ich, warum er für mich sorgte: er wollte dich hier haben!'

So hielt ich nun in kraftlosen Händen die schöne Gabe, die du mir eben dargeboten hattest, und sah, wie böse Worte nach ihr schlugen. Aber ich wollte sie mir nicht nehmen lassen. Mir erschien sie als das Letzte, das ich besaß. Mit flackernder Stimme begann ich noch einmal: ‚Ach, meine arme kleine Freude ...' Aber mein Herz pochte so gewaltsam, daß kein Laut mehr über die Lippen wollte.

Da richtete er sich auf den Ellbogen auf: ‚Laß nur, Mutter, ich versteh' dich jetzt ganz!' Und da brachen mir die Tränen aus den Augen.

Ach, Hartmut, wäre er trotzig geblieben, so hätte ich's wohl ertragen. Aber nun legte er sich auf das Bitten, und diesem Jungen, der so hart sein kann, widerstehen, da er weich wurde, das war sehr schwer. Er gab zu, daß er mir Sorgen gemacht, er klagte sich an und versprach, alles solle anders werden, wenn ich nur ihm leben wolle.

Ich wußte, ich würde seiner Liebe nie froh werden. Ich wußte, daß meine Entsagung die Grundrichtung seines Charakters nicht ändern könne. Ich bin ein Baum, dem der Herztrieb ausgebrochen ist und dem darum kein Lenz ein

frohes gerades Wachstum bescheren kann. Und Erich? Nun, er hat oft schon so in Bitten aufgelöst vor mir gelegen, und jede Gewährung bedeutete für ihn Vergessen dessen, was er gelobt. Aber die Klage des Hilflosen rührte mich auch jetzt. Nicht so, daß ich nun nachgegeben hätte; doch vielleicht hätte ich ihn vertröstet. Aber nun geschah, was mich umwarf.

Aufs neue war die Tür geöffnet, und der Arzt, der seinen abendlichen Rundgang machte, trat mit der Schwester ein. Er wollte nur einsehen, denn er wußte, daß die Heilung der Wunde sich ruhig vollzog. Aber als er in Erichs erregte Züge sah, stutzte er. Er untersuchte, klopfte und zeigte ein besorgtes Gesicht.

Als er ging, winkte er mir, mit ihm auf den Flur zu treten. ‚Gnädige Frau,' sagte er, ‚wäre es nicht geraten, Ihren Aufenthalt abzukürzen? Irgend etwas Aufregendes ist hier vorgefallen. Wenn dies eine Entzündung zur Folge hat, stehe ich für nichts.'

Ich bat um seine Nachsicht und versprach, daß nichts geschehen solle, was Erich schaden könne. Dann trat ich in das Zimmer zurück. Ich sah den Vorwurf in Erichs Augen. Ach, er hätte ihn mir getrost ersparen können, in mir flatterte die Angst schon wie ein eingesperrter Vogel: Nur nicht um meinetwillen verschulden, was abzuwenden ich gekommen war.

Ich ging an das Fenster und sah stumm in den Hof, in dem ein verkrüppelter Baum sich mühte, ein wenig von dem kärglich zufließenden Sonnenlicht zu haschen. Das Spiel in der Kapelle war verstummt. Noch einmal ließ ich die Worte, die wir auf unserm Wege gesprochen, mir durch den Sinn gehen, wie einer die schönen Perlen einer Kette sich durch die Hände rinnen läßt. Es war ein letztes Zögern, dann trat ich entschlossen an das Krankenbett.

‚Sei ruhig, Erich,' sagte ich. ‚Morgen will ich mit Hartmut Eickstedt reden, und wenn er mag, soll alles bleiben, wie es war.'

Er lag da, ohne sich zu regen. In seinem Gesicht schmolz die Härte, die darin wieder Platz genommen, doch er blickte mich nicht an. ‚Wenn er mag?' fragte er.

‚Ja,' sagte ich. ‚Ich will um deinetwillen gern Verzicht leisten. Er aber hat lange gewartet. Doch glaube mir: er ist keiner von denen, die an edlem Sinn hinter andern zurückstehen.'

So, Liebster, nun weißt du, was ich tat und litt. Und nun richte du.«

Linde erhob sich, und wir gingen langsam zwischen den blühenden Mauern dahin. Ich hatte ihre Hand gefaßt; sie sah mich zuweilen an, welche Gedanken wohl auf meiner Stirn ihr Spiel trieben. Ich aber wußte, daß meine Antwort nur eine sein konnte, nicht, weil Linde sie mir nahegelegt, sondern weil ich für die Ruhe dieses teuren Lebens nur den Weg fand, den sie erwählt hatte. Das sagte ich ihr, und daß ich es heiter sagen konnte, erschien mir als eine besondere Gunst.

Ich fühlte, wie jetzt sich ihre Hand zärtlich in meine bettete. Was uns verband, war doch stärker als alles, was uns trennen wollte. Wir wußten nun, daß wir einander angehörten. Es galt uns wenig, welchen Namen unsre Zusammengehörigkeit vor der Welt trug. Als wir uns das aussprachen, wurden wir froh.

»Nun mag ich dir auch gestehen, du Lieber, was mich in dieser Nacht demütig mich beugen hieß,« sagte Linde. »Eine alte Schuld, die ich auf mich lud, fordert noch jetzt ihre Sühne. Als ich von Erichs Vater freizukommen strebte, um dir zu gehören, ließ ich ihn in dem Wahn, den ich heraufbeschworen, ich hätte mich dir mit Leib und Seele geschenkt. Diese Lüge stand immer zwischen dir und mir. Ich trug ihre Folge während meiner Ehe als schweres Kreuz; gestern aber war sie das Schwert, das durch meine Seele ging.«

Als wir uns trennten, geschah es in dem Übereinkommen, daß nun nicht mehr ein Zeitraum von zehn Jahren nötig sei, bis wir uns wiedersähen. Zehn Jahre? Nein! Und doch ist es anders gekommen.

Am Saum der Milchstraße

Mein Freund saß mir gegenüber und sah sinnend auf das Fenster, in dessen Scheiben sich der rote Schein des zur Rüste gehenden Spätsommertages sammelte. Er war einer der wenigen, die mir geblieben waren. Das Bedürfnis, mir einige tröstliche Worte zu sagen, hatte ihn hergetrieben, denn am Vormittag war mir amtlich mitgeteilt worden, daß meine Entlassung aus dem Staatsdienst nahe bevorstehe.

Ich sah ihn liebevoll an. Bald würde auch ihm die Stunde schlagen. Die alles aufwühlende Zeit hob blindlings die Jungen in verantwortliche Stellungen und schob die Weißhaarigen zur Seite. So lautlos kam das Ende eines leisen Lebens, das Mühe und Arbeit gewesen war.

Meine Blicke glitten über die Bücherborde und die gläsernen Schränke, in denen altes Porzellan und bunte Gläser aufgereiht standen, die vergangenen Geschlechtern wert gewesen waren. Das also war die Ernte, die ich einbrachte. Ich stand da wie das Haus, das ich bewohnte, ein wenig gedrückt, ein wenig gebückt, manchem vielleicht noch ehrwürdig, weil es auf dem Staffelgiebel die Jahreszahl 1490 trug, im ganzen aber ein fremdartiger Genosse der modernen und praktischen Neubauten.

Der Freund richtete sich in dem Ohrenlehn-

stuhl lauschend auf. Drunten auf der Straße war das erregte Schreiten vieler Füße, wie es immer um diese Stunde von dem Pflaster heraufklang; dann ließ er sich wieder sinken und sah mich an.

»An diesem Treiben werden wir auch nicht mehr lange teilhaben,« sagte ich.

Er neigte ein wenig die Stirn, und um seinen feinen bartlosen Mund glänzte ein Lächeln. Plötzlich stand er auf und trat zu den Bücherreihen, zog einen Band hervor und hielt nach kurzem Umblättern eine Stelle fest. »Ich sehe schon, Eickstedt, ich muß ein wenig Licht in Ihre dunkle Stunde fallen lassen,« sagte er. »Die Nachricht, die Sie heute traf, hat mit einem Male den Geheimen Oberregierungsrat in Ihnen geweckt, den bisher keiner in Ihnen vermutete. Wissen Sie, was ich hier aufschlug?«

Er hielt mir das Buch hin. Es war der Westöstliche Diwan, und sein Finger deutete auf die Verse, die Goethe »Selige Sehnsucht« überschrieb. Ich nickte.

Und nun las er:

»Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet!
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet. — —

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.«

Er senkte das Buch. »Sehen Sie, Eickstedt, wir kennen einander ja viel zu wenig, aber dies weiß ich doch von Ihnen: das, was der Meister unter der seligen Sehnsucht versteht, das haben Sie doch voll und ganz besessen.«

»Ja,« sagte ich, »das besaß ich.«

»Nun bitte ich Sie, lieber Freund, was ist dagegen der Plunder von Anerkennung oder Mißachtung oder Verdienst um ein Amt.«

Er stellte das Buch wieder an seinen Platz und schickte sich an zu gehen. Ich blieb in dem Zimmer, das die Schatten zu füllen begannen, allein. Die Worte des Gastes hatten mich auf die andre Seite des Lebens gerufen. Ich nahm ein kleines Bild von der Wand und trat an das Fenster, um es zu betrachten. Da war die Vergangenheit wieder lebendig: eine Gruppe froher Menschen sah mich aus umlaubenden Zweigen heiter an, und in ihrer Mitte stand sie, die Schlanke, in weißem Kleid. War das wirklich ein Menschenalter, das zwischen dem Einst und dem Heute lag?

»Linde!« sagte ich leise und wartete, ob eine Antwort käme. Aus weiter Ferne schritt etwas auf mich zu und verschwand; ein Grußwort hatte mich nicht erreicht.

Meine Blicke gingen über den Marktplatz bis zum Rathausgiebel und von dort zu dem machtvollen Backsteinturm der Kirche. Um die oberen Schalluken lag noch ein rötlicher Schein, der langsam verblaßte. Drunten aber versanken die Gassen in stumpfem Fledermausgrau, und das Stampfen vieler eilender Füße verscheuchte nicht mehr die abendliche Stille. Das war die Stunde, in der die selige Sehnsucht die Flügel entfaltete.

Ich setzte mich in den Lehnstuhl, in dem der Freund gesessen. Wöchentlich waren Briefe zwischen Linde und mir hin und her gegangen; es war verwunderlich, daß ich am letzten Sonntag ohne einen Gruß von ihrer Hand geblieben war, doch es beunruhigte mich nicht: in Brandshof war Tauffest gewesen. Erich hatte in sehr jungen Jahren geheiratet. Von ihm berichtete Linde selten, aber zwischen ihr und mir war eine selige Gemeinsamkeit erblüht, die als die schönste Frucht unsers späten Lebens galt und die dadurch nichts einbüßte, daß wir uns seit unserm Abschied auf französischem Boden nicht mehr gesehen hatten.

Die Haushälterin rief zum Mahl. Ich hing das Bild wieder an seinen Ort und ging hinüber.

Als ich mein Arbeitszimmer wieder betrat, schloß ich das Schubfach auf, das die Andenken an Linde bewahrte: ihre Briefe, meine Aufzeichnungen, die ich nach jeder Begegnung gemacht, einige welke Blumen, an denen der Hauch ferner Sommer haftete. Es war die Geschichte eines Sterbens, die diese Blätter erzählten; unsre Sehnsucht auf ein Werde war doch wohl unerfüllt geblieben.

In dem Augenblick, da ein trübes Sinnen die andre Seite des Lebens verschatten wollte, klangen eilige Tritte von der Straße herauf, die vor der Haustür haltmachten. Gleich darauf polterten sie die Stiege empor. Und in dem gleichen Moment wußte ich, daß etwas Bedrohliches mir nahte, was mit dem Ausbleiben von Lindes letztem Brief zusammenhing. Meine Hände bebten, als ich die Erinnerungen wieder in die Lade tat. Ich hatte diese noch nicht geschlossen, als die Haushälterin eintrat.

»Ein Eilbrief, Herr Geheimrat!«

Die Aufschrift war von unbekannter Hand, das schwarzgerandete Papier deutete auf ein Unglück. Ich atmete erleichtert auf, als ich Lindes Schrift erkannte. Nur ein paar Zeilen.

Mein Liebster, ich habe Dir einst versprochen, Dich zu rufen, wenn es Zeit ist. Die Stunde ist da. Komm bald!

Was stand hinter diesem Ruf? Was sollte dieser dunkle Rand, den alle Botschaften aus Sterbehäusern trugen? Wie flüchtig und zit-

ternd standen die Schriftzeichen auf dem elfenbeinfarbenen Grund!

Mein Herz wog schwer in meiner Brust, da ich die Vorbereitungen traf, die zur Reise in der Morgenfrühe nötig waren.

Ganz nahe vor dem Ziel war ein kleiner Ort, wo man die Hauptstrecke verließ, um sich für kurze Zeit einem winzigen Züglein zu überlassen. Ich schritt unruhig vor dem Bahnhause auf und nieder. Marienseide flog durch die sonnige Luft. Dann blieb ich stehen und lauschte: waren das nicht verwehte Glockentöne, die ich hörte?

Ein Alter saß auf einer Kiste und vesperte aus seinem zu einem Bündel verknoteten roten Tuch. Ich trat zu ihm und grüßte. »Sind Sie aus dieser Gegend?«

Der Mann sah mich aus tränenden Augen an und verstand erst, als ich meine Frage wiederholte. Auf seine Bejahung fragte ich ihn nach der Herrin von Brandshof.

»Ja, ja: tot!« sagte er und hob bedauernd die Schultern. Es war nicht möglich, Näheres von ihm zu erfahren. Der Mann war zwei Tage bei einer verheirateten Tochter auf Besuch gewesen.

Ich ging unter der Pein einer großen Not den schmalen Kiesstreifen auf und nieder. Nie habe ich der Stunde so inbrünstig Flügel gewünscht wie während dieses Aufenthalts und während der kurzen Fahrt in dem übeldunstigen Abteil. Meine Qual ward erst gemindert, als ich dem Kutscher, der mich erwartete, die Frage wiederholte.

Nein, Linde lebte, aber es ging ihr nicht gut. Aber warum um alles in der Welt trug der Mann die Florschleife an der Peitsche? Irgend etwas warnte mich, weiter zu fragen. Es ist genug; Linde lebt! Außerdem war der Graukopf zu wohlerzogen oder zu stumpf, als daß etwas von ihm zu erwarten gewesen wäre.

War das Brandshof? Es lag tief verschattet. Schließlich kam es mir zum Bewußtsein, daß in fünfundzwanzig Jahren die Hecken höher und die Bäume laubiger geworden waren. Oder war es das Dunkel meines Inneren, durch das ich auf den Hof sah, das alles enger und düsterer machte?

An der Tür stand eine schwarzgekleidete Frau mit faltigen Zügen, die verstohlen mit der Hand über das Gesicht fuhr, als ich ausstieg.

»Sind Sie es, Amalie?« Ja, sie war es. »Wie geht es der gnädigen Frau?«

Sie murmelte etwas, das beliebig gedeutet werden konnte, aber sie sah dabei zur Seite. Dann, als der Wagen sich entfernte, fügte sie hinzu: »Es ist gut, daß Herr Geheimrat kommt. Gnädige Frau wartet sehnlichst.«

»Aber sagen Sie doch, was bedeutet dies alles?« fragte ich. »Die Glocken läuten, Sie tragen Trauerkleidung ...«

Sie wiegte ein wenig den Kopf, als verstehe sie das selbst nicht. »Der junge Herr ist tot!« sagte sie. »Darf ich erst auf das Zimmer führen?«

Wie sie das sagte! Als läge die Tatsache, die mich erschütternd traf, schon in einer vergessenen Vergangenheit und als gälte es, einem neuen Schrecken zuvorzukommen. Ach, du arme Mutter!

»Deshalb?« fragte ich.

»Ja, seitdem. Es war das Letzte, was noch fehlte, und lange haben wir sie nicht mehr. Ich soll Herrn Geheimrat gleich anmelden.«

Wir waren durch den kühlen Flur und die Treppe emporgeschritten. Hinter irgendeiner Tür war ein Kinderweinen. Jetzt öffnete Amalie den Zugang zu dem Zimmer, das ich schon einmal bewohnte. Es lag ein stummes Eilen in allem, was sie tat. Mein Gott, dachte ich, geizen sie schon mit den Minuten, so rufe du nicht zu früh. Ich sah den Strauß weißer Astern wie durch Schleier, ich fühlte kaum die Kühle des Wassers, in das ich die Hände tauchte.

Amalie hatte auf dem Flur gewartet. Sie ging mir voran; oh, ich kannte den Weg. Und dann geschah etwas, was ich nicht erwartet. Ich stand auf der Schwelle und sah in ein Zimmer, das mit blendendem Nachmittagslicht angefüllt war. In einem Lehnstuhl saß sie und hob ein wenig die Arme mir entgegen. Als sich die Tür hinter mir leise schloß, brach ich an ihren Knien zusammen. Sie lebte.

»Bist du gekommen? Bist du da?« Ganz unwirklich strichen ihre Hände über mein Haar, ganz unwirklich waren Glieder unter dünnen weißen Hüllen, die der Frau gehörten, die einst Linde Owen war. Ich konnte nicht sprechen, ich biß die Zähne aufeinander. Etwas, das sich in mir löste, schüttelte mich.

»Nun ist ja alles gut, Liebster!«

Konnte ich ihr sagen, daß es die Freude, noch einmal ihre Stimme zu hören, war, die jede Haltung und Schranke zerbrach? Nie war eine Freude so schmerzdurchtränkt wie diese.

Endlich hatte ich mich so weit in der Gewalt, daß ich zu ihr aufsehen konnte, und erschrak und erstaunte zugleich. War das Linde? Nein, nicht das schlehenweiße Haar machte sie mir fremd. Das waren ja ihre Augen, das war der feine Mund, den ich geküßt, und das die weiche Linie um Wangen und Kinn; und war doch alles verändert. Wie vom Hoheitszeichen eines großen Lichtes, das in ihr entzündet und von seinen schirmenden Händen befreit war, erschien dieses durchleuchtete Gesicht geadelt. Sie lächelte mich an und sah zärtlich auf mich nieder, wie ein Beglückter eine der ersten Frühlingsblumen betrachtet.

»Ich danke dir, daß du gekommen bist.« Ihre

ringlosen Hände glitten wieder so unwirklich über mich hin.

Jetzt fand ich auch das Wort. »Linde, was ist?«

Sie staunte mich an, dann brach das innere Licht wieder durch. »Weißt du es nicht? Ich habe nun endlich die offene Tür gefunden.«

Ich mußte eine Bewegung gemacht haben, als ob ich sie festhalten wollte.

Sie sagte: »Es ist gut, denn ich mag nicht mehr.« Und nun wiegte sie zart, aber entschieden den Kopf: »Nein, ich mag nicht mehr! Steh auf, Lieber, und setz' dich! Dorthin, daß ich dich sehen kann. Laß dich von der Sonne nicht blenden. Nun bist du wohl aufgehoben. Hast du ein wenig Zeit für mich übrig?«

»Viel Zeit, Linde! Ich bleibe so lange, als du meiner bedarfst.«

»Das ist lieb. Dann kann ich sorgen, daß du mich nie häßlich siehst.«

»Ach, Liebste!« Ich neigte mich vor, und wir saßen Hand in Hand.

Durch das geöffnete Fenster drang der Duft der Reseden. Schwalben, die sich für die große Reise vorbereiteten, warfen sich durch die Luft. Ein altes Lied von diesen blanken Vögeln klang in mir an: Als ich wiederkam, war alles leer! Nein, das traf nicht zu. Ich war im Licht und besaß die Fülle.

»Du weißt, wie es kam?« fragte sie. »Ach, was soll ich sagen. Zweimal hab' ich ihm den Tod abgerungen. Einmal als Knaben, da er vom Boden auf die Tenne stürzte, und dann, als ich die Nachricht von seiner Verwundung erhielt. Ich wollte einen Lohn für meine Mühe, doch es war nicht recht getan. Das Gute in ihm war immer schwächer als das Böse und wäre wohl ganz untergegangen. Als sie ihn mir am Tauftage seines Kindes zerschlagen brachten, war ich vor dem großen Willen still. Da nahm seine Seele den Weg, nach dem es sie schon zweimal verlangt hatte. Begreifst du das?«

»Ja, Linde, ich verstehe.«

»Siehst du, nun war mit einem Male auch mein Weg frei. Sie sagen, der Schrecken habe mich niedergebrochen, aber ein Schrecken konnte mir nichts mehr anhaben. Meine Aufgabe ist einfach gelöst, und ich darf gehen.«

Ich stöhnte auf.

»Allein aber wollte ich nicht davon. Amalie, ja, die ist treu und gut, aber sie versteht nur das von mir, was wenig gilt. Und die kleine Malve denkt an ihr Kind und zählt doch nicht. Du aber gehörst zu mir. Darum rief ich nach dir.«

»Dank dir, Linde, daß du es tatest.«

»Ja, nun du hier bist, ist alles gut,« sagte sie, und dann saßen wir still und sahen uns an und lächelten, und eins war des andern gewiß. Der Adel des großen Lichtes war wohl jetzt noch stärker als vorher auf ihrem Gesicht, aber er war mir vertraut, und Linde schien mir nicht mehr so enthoben, seit sie zu mir von ihrem Sohn gesprochen.

Als die Schatten der Bäume auf dem Rasen wuchsen, ward angepocht: Amalie führte den Arzt herein.

Ich ging unten auf und nieder und erwartete ihn, während er droben war.

Endlich kam er; es war ein behäbiger Herr mit kleinen zwinkernden Augen, der den Titel Sanitätsrat führte und von der nächsten Stadt zweimal herüberkam. Dafür war ich ihm dankbar.

Ja, es stand sehr schlimm um Frau Meinhof. Diese Anfälle waren für ein zersprungenes Organ wie ihr Herz unbedingt tödlich. Er hatte sie nicht lebend wiederzufinden gehofft. Aber es sei wunderbar: heute zeige sie gesteigerte Lebenstätigkeit. Vielleicht ...

Er sagte nicht, daß meine Anwesenheit ihr gefährlich sei. Dafür war ich ihm doppelt dankbar. Linde hatte seine Fragen geduldig wie Unvermeidliches über sich ergehen lassen. Jetzt sah ich, wie sie müde wurde. Amalie sollte sie zur Nacht betten.

»Gute Nacht, Liebster, gute Nacht!« Ihre Arme lagen um meinen Hals. »Morgen wird uns noch ein Geschenk, ich fühle es. Du sollst ruhig schlafen.«

Sie winkte, als ich mich auf der Schwelle nach ihr umwandte. Nein, wer mochte schlafen, wenn das Teuerste auf der fadendünnen Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit dahinglitt. Aber mir war doch jetzt, als könne sich die Schale der Wage, die sie trug, wieder zur Erde senken.

Ich ging in den Garten. Ich wollte auf dem Steig zwischen den Spalieren wandeln, auf dem sie mir einst begegnet war. Aber das Besinnliche sollte nicht zu seinem Recht kommen. Die junge Frau, die so jählings zur Witwe geworden war, kam mir entgegen. Sie war eine Puppenschönheit und sah in ihrem schwarzen Kleide sehr rührend aus.

Sie schien sich und mich beruhigen zu wollen. Wie ich Mama gefunden hätte? Oh, es wäre keine Gefahr! Die Mutter hätte solche Zufälle häufig gehabt, und immer wäre es wieder gut geworden. Sie sei ja auch noch so jung.

Wir schritten um ein Beet, auf dem eine dunkelrote Rose glühte. Sie hing wie ein Blutstropfen des scheidenden Sommers zwischen den Blättern. Wie lange noch? Die Sonne würde ihn trinken, ehe sie ging. Und doch nahm ich die Worte, die dieses unerfahrene Kind mir bot, wie ein Dürstender den kargen Trunk auf. Warum sollten die Klugen nicht einmal irren!

Als ich bei einem Imbiß der Malve am Tisch gegenübersaß, begann sie von dem Leid, das sie betroffen, zu erzählen. Sie war so allein und hatte die Mutter nie verstanden. Ihre Augen standen voll Tränen.

Es war einer der unberechenbaren Einfälle Erichs gewesen, daß er einige starke Bäume ausästen ließ, während noch das Laub auf ihnen war. Die Mutter hatte sich dem widersetzt, doch sein Eigenwille hatte sich behauptet. Auch am Tauftage hatten Arbeiter das Werk fortsetzen müssen. Als er nach dem Mahl seine Gäste durch den Park führte, war es geschehen. Er war unvorsichtig unter eine Eiche getreten, in deren Geäst die Säge kreischte. Man hatte ihn gewarnt, er war nicht gewichen. Als er vor dem fallenden Ast davonsprang, war es zu spät. Es hatte ihn erwischt und die Schädeldecke zertrümmert. In der Nacht, die dem Begräbnis folgte, hatte die Hand aus dem Dunkel nach Linde gegriffen.

Während Malve sprach, fühlte ich nichts für den eigensinnigen Knaben, der draußen wohl hundertmal dem Tod unter der Hippe durchgelaufen war und jetzt unrühmlich von dürrem Gezweig erschlagen wurde. Aber die schmerzenreiche Mutter! Ich horchte in des Hauses ängstlich gehütete Stille hinein. Ob sie dies alles dort oben wieder durchlebte, oder ob der Knabe mit dem Mohnkranz im Haar an ihrem Lager stand? —

Ich sagte Amalie, daß ich während der Nacht in Bereitschaft wäre. Sie führte mich in die Bücherei, die zwischen Lindes Zimmer und dem meinen lag. Und so ging ich denn, während außen die Stimmen des nächtlichen Lebens klangen, an den Borden entlang und betrachtete die Bücher des Jugendfreundes ein drittes Mal. Erst als der Morgen seinen Vorläufer über das östliche Rund sandte, suchte ich mein Zimmer auf, um mich für den neuen Tag zu erfrischen. —

Der blühte wie ein glanzgesättigtes Wunder mir entgegen, als ich den Flur betrat, um Amalie zu suchen. Er war wirklich ein goldig-blaues Geschenk, wie es um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche den nördlichen Breiten zuweilen beschert wird.

»Wie geht es, Amalie?«

Sie sah mich kummervoll an. Das stille Gesicht, hinter dem viel, was um Linde wußte, verschlossen war, war sehr blaß.

»Sie haben auch gewacht?«

Amalie machte eine Bewegung, als verlohne es sich nicht, von Selbstverständlichem zu reden, und berichtete.

Oh, die Nacht war ruhig und eigentlich gut. Linde war wach und wünschte mich bald zu sehen. Aber das war so eigen, diese Freude war so übernatürlich! Ich dachte an das Licht, das in ihr brannte. Oder sollten die Klugen sich diesmal doch irren?

»Es gibt seltsame Wendungen, Amalie. Vielleicht ... Der Arzt sagte auch ...«

Das ältliche Mädchen hatte eine eigne Art, mich anzusehen. Ihr Ausdruck war ganz schlicht, aber man ahnte in ihrem Blick die Tiefen, die sie ungeöffnet ließ. »Mir kommt es vor, als sei unsre Frau gar nicht mehr auf der Erde,« sagte sie. »Als sich der Anfall wiederholte, war sie schon weit. Nur das Verlangen, Herrn Geheimrat zu sehen, hielt sie noch. Wenn es aber wiederkommt ...«

Ich wollte der Treuen sagen, daß es nicht wiederkommen müsse, doch ich reichte ihr nur die Hand.

Wenn ich die unendliche Fülle des Glücks wäge, die mir dieser eine lichtvolle Tag brachte, dann stehe ich in Staunen, und das Leben voll Hangen, Bangen und Enttäuschung erscheint mir durch ihn aufgewogen.

Linde lag auf einem Ruhebett, als ich ihr Zimmer betreten durfte. Noch war der Raum nicht von Sonnenlicht erfüllt, doch sie war von dem Licht, das sie in sich trug, ganz durchhellt. Sie trug das Licht in mich. Sterben? Ich wagte das nicht zu denken. Scheiden? Ach nein! Vielleicht hatte Amalie recht: sie gehörte der Erde nicht mehr. Nun, dann hatte ihr starkes Mirverbundensein mich auch emporgehoben.

»Weißt du auch, was wir heute feiern, Liebster? Unser Hochzeitstag brach an!«

Ich saß und hielt ihre Hand. Nichts von dem Schmerzlichen, was mich noch gestern füllte, war in mir. Ein brennendes Rot war draußen im Tauglanz des grünen Rasens; dort blühte die Kapuzinerkresse. Das Erdenfrohe war so stark, weil sich die seligen Gefilde herabsenkten.

»War wieder ein Merker bei dir, ehe mein Ruf dich erreichte, Hartmut?«

Ja, er hatte sich gemeldet. Ich erzählte ihr von dem Besuch im Abendlicht, ich mußte den Band holen und ihr die Verse vorlesen.

»Stirb und werde, das ist es. Aber das Werde beginnt jetzt in seiner Vollendung,« sagte Linde. »Wir haben dies ganze Leben gemeinsam durchlebt, unser Gemeinsames war die selige Sehnsucht. Ich habe dies starke Gefühl der Pflicht, das mich von dir trennte, oft heimlich verwünscht. Jetzt kann ich es segnen: es war der Schöpfer der Sehnsucht.«

Wie sich nun alles verklärte! Mein Geist kniete demütig in Andacht, und ich sah durch trennende Wände, als wären sie von Glas: Mann und Frau sind einander nicht gesetzt, daß sie Kinder zeugen. Was gespalten in die Welt einging, soll sich zur beglückenden Einheit fügen und als Ganzes diese Erde verlassen. Das ist es, was wir wahrhaft Entwicklung nennen.

Hatte Linde die gleichen Gedanken gehabt? Floß der Stromkreis dieser Erkenntnis von ihr zu mir? Sie sagte plötzlich: »Und der Zweck, Lieber, weißt du auch den Zweck? Was mich heut ziert, das ist mein Dornenkranz. Neben dir, der du immer lieb und behütend gewesen wärest, hätte ich ihn mir nicht verdient.«

Meine Blicke hafteten an ihrem Munde. Diese Lippen hatten so viel Bitternis getrunken, bis sie des Leides Süße schmeckten. —

Amalie ging ab und zu, der Arzt kam, schüttelte den Kopf und versprach, wiederzukommen.

Wir ließen unsre Hände nicht mehr voneinander. Wohl merkte ich, daß der Tag verging, aber kein schmerzliches Schauen hinter den rinnenden Stunden drein trübte den Augenblick. Die höchste Liebe ist jenseits der Zeit; sie kann reden und versteht zu schweigen..

Die Sonne füllte wieder das Zimmer mit Glanz und verglomm über den Wipfeln. Nun war es wohl Zeit, daß wir voneinandergingen.

Als ich Linde gute Nacht gewünscht hatte und davonging, hielt mich ein Einfall auf der Schwelle fest. Ich blieb stehen und sah mich nach ihr um. Sie hatte mir nachgeblickt und winkte mir zärtlich, zu ihr zurückzukehren.

Ich neigte mein Ohr zu ihrem Munde, und sie flüsterte: »Ich weiß, was du denkst. Du fürchtest, ich könnte mich heimlich davonmachen. Sei unbesorgt, ich lass' dich rufen.«

Da ging ich, und es war kein Schmerz in mir. Ich saß noch lange am geöffneten Fenster der Bücherei und ließ die laue, dufteschwere Luft um meine Stirn streichen.

Auf Amalies Zureden hatte ich mich halb entkleidet niedergelegt und war entschlafen. Die zweite Hälfte der Nacht wollte ich wachen. In den dumpfen Tiefen bewußtlosen Benommenseins war mir, als würden Türen geöffnet und geschlossen, und als gingen hastige Schritte durch das Haus. Doch wich der Bann nicht von mir.

Dann fiel ein Klopfen gegen die Tür, und die Stimme der Dienerin rief meinen Namen.

Als ich in den erleuchteten Flur trat, kam Malve aus Lindes Zimmer. Sie trug das Kind auf den Armen, und ihre Tränen tropften auf das weiße Bündel nieder.

»Die Tränen werden Steine für das Kind!« Amalie nahm ihr das Kleine ab. »Herr Geheimrat, unsre liebe Kranke bittet Sie, zu kommen. Ich bin im Vorzimmer.«

In Lindes Schlafgemach brannten die Kerzen. Das Bett war in die Mitte des Raumes gestellt, die Blicke der Liegenden gingen auf das Fenster. Sie wandte den Kopf nicht, als ich zu ihr trat, aber sie wußte, daß ich neben ihr kniete.

»Nun hab' ich keinen Willen mehr, Lieber. Nun lass' ich mich gleiten.«

»Wohin, du liebstes Kind?«

»In Gottes Arme.«

Der Krampf war vorüber. Jetzt war kein Kampf mehr und kein Schmerz, jetzt war nur noch ein traumselig Verrinnen und das leise Gleiten eines steuerlosen Nachens.

»Öffne das Fenster!« bat sie.

Das Gewölk war verflogen; auf dem dunkelblauen Firmament standen leuchtend die Sterne, und fallende Lichter zuckten wie Funken durch die schwarzen Gründe.

»Wie war es doch damals? — Damals!« wiederholte sie, als ich nicht gleich verstand.

»Wir fuhren über das freie Feld, Hans und Anna, du und ich, und über uns war der gleiche Himmel.« Wie man ein Kind mit Märchen in den Schlaf redet, so sprach ich zu Linde, und sie lauschte mit offenen Augen der Geschichte von der Seelenprozession, die ich damals erzählt.

»Und dann setztest du dich neben mich, und ich fühlte deine Hand.«

»Ich saß immer neben dir. Hast du mich gefühlt?« Wie kamen die Worte so zögernd von ihrem Munde! »Nun steh' ich am Saum der lichten Straße, aber ich warte auf dich.«

Die Kerzen flackerten. Trat er ein, den nur der sieht, den er ruft?

»Nimm mich in deinen Arm, Liebster!«

Ich schob den Arm unter ihr Kissen, ihr Haupt lag an meiner Brust. Nun war sie mir näher denn je und zog doch von mir fort, die Augen im Kinderstaunen auf die glänzende Bahn gerichtet.

»Linde, liebe Linde!« sagte ich leise, aber kein Zug ihres Gesichtes veränderte sich. Nur ein Lächeln lag um ihren Mund.

Ich bettete endlich das teure Haupt auf dem Lager und ging hinaus, um die dunkelrote Rose im Garten zu suchen. Die sollte auf ihrer Brust ruhen. Als ich wieder eintrat, verließ Amalie das Zimmer.

Die Kerzen löschte ich; der tausendarmige Leuchter des Himmels spendete Licht genug, und in seinem Glanz hielt ich Totenwacht. Während ich mit meinen Blicken das erbleichende Antlitz der Geliebten umfing, war mir, als vernähme ich die Musik der Sphären in den Tonfolgen des Es-Dur-Präludiums.

Und während ich lauschte, ward mir mein Leben völlig verklärt, dieses Leben, dessen Gipfel von der Gemeinsamkeit von fünf Sommern überstrahlt wurden.

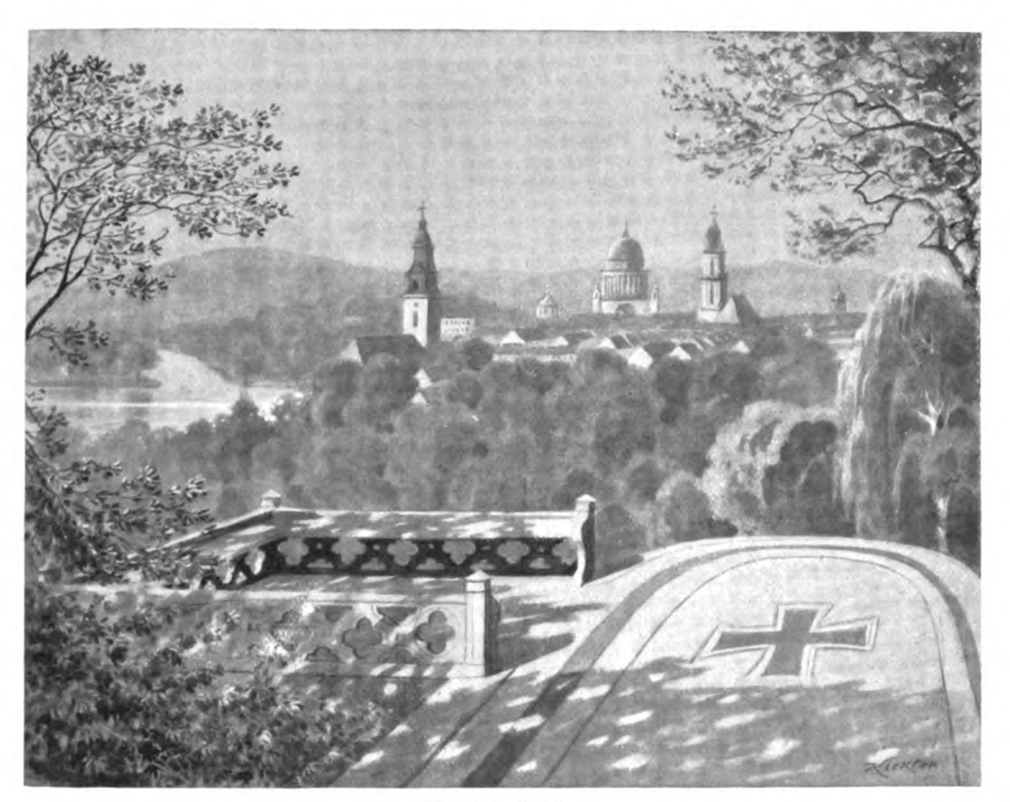
Das Kugelspiel im Förstereigarten, die mit Lindenblütenwürze getränkten Nächte Brandshofs, der sonnige Inselstrand und der Weg zwischen den fremdländischen Berggärten, das alles war wie diese gestirnte Nacht Farbenspiel eines gebrochenen starken Lichtstrahls, der sich bald wieder zu ungeteiltem Ganzen schloß. Wohin?

Vielleicht wußten es die Seligen, die dort auf der schimmernden Straße zogen. Vielleicht wußte sie es schon, die am Rande jener Weltenbahn meiner harrend stand.

Aber um den Mund, den ich jetzt zum Gelöbnis ein letztes Mal ehrfürchtig küßte, war der Friede einer großen Schweigsamkeit.



Arthur Kickton: Blick auf den Heiligen See bei Potsdam



Blick auf Potsdam

Von Poztupimi nach Potsdam

Ein Spaziergang durch die Jahrhunderte

Von Erika Kickton

Mit neun Abbildungen und einem farbigen Einschaltbilde nach Aquarellen des Geheimen Oberbaurats Arthur Kickton

Umkränzt von Seen, Wäldern und Gärten, hat sich das friderizianische Potsdam in seinem Dornröschenschlummer bis in unsre Tage der Technik und nüchternen Praxis hinübergeträumt; die Dornenhecke der Ehrfurcht vor den Jahrhunderten künstlerischer Kultur hat es schützend umgeben. Immer noch schauen rings von den Dächern tatenlos träumende, steuerbefreite Steinpuppen mitleidsvoll auf die mit jedem Jahre schneller hastende Menschheit hernieder; immer noch läßt das Glockenspiel alle sieben Minuten die brotlose Kunst seiner weltentrückten Gesänge erschallen.

Es gibt nur *ein* Potsdam. Und dieses Potsdam, das wir noch heute in seiner historisch gewordenen Schönheit vor uns emporwachsen sehen, ist nicht wie in andern Städten die Summe des Zufalls — es ist eine Kunststadt, von Fürstengunst im Sinne höchststehender Überlieferung allmählich erbaut.

Die Wiege der preußischen Residenz, der preußischen Größe überhaupt, das alte wendische Poztupimi, lag dort, wo die einstmals von niedrigen Fischerhütten umdrängte Heiligegeistkirche ihr niederländisches Turmprofil in den blauen Wassern der Havel verdoppelt. An Stelle des Gotteshauses erhob sich die Neuenburg, die kleine Insel gegen fremde Übergriffe verteidigend. Erbitterte Kämpfe um ihren Besitz wurden einst zwischen Deutschen und Wenden ausgefochten. Das Jahr 1000 brachte dann die Entscheidung: die Deutschen bemächtigen sich des Burgdorfs, die Slawen werden hinaus auf den Kiez gedrängt, wo sie zwar unter Leibeigenschaft stehen, in ihrem Gewerbe aber nicht weiter beeinträchtigt sind. Deutsche Burg- und wendische Kiezfischer treten damit in Geschäftsbewerb.

Das Wasser der Havel erfreut sich noch heute eines bedeutenden Fischreichtums; in früheren Zeiten kamen wohlschmeckende rote Krebse hinzu. Sonst waren die Bewohner des ärmlichen kleinen Marktfleckens auf Ackerbau und Viehzucht wie die andern Dörfer zu ihrer Zeit angewiesen. Wo der Blick von der Langen Brücke die imposant ausladende Front des Stadtschlosses mit seiner Säulenkolonade umfaßt, er-



Lustgarten mit Garnisonkirche

für strenge Bewachung. Nördlich des Walles gähnte der nebelumflorte Niklaussee, von mückenreichen Sümpfen umgeben; westlich, zwischen Graben und Kiez, diente das Gertraut-Hospital kranken und hilfsbedürftigen Armen als Zufluchtsstätte. Auf dem Marktplatz, inmitten von farbenfreudigen, faltenreichen Gewändern, spazierten stolz die Honoratioren des kleinen Städtchens: der Pfarrer, der Lehrer, der Stadtmusikant. Der Bürgermeister

hob sich die zweite Burg, im 14. Jahrhundert zum ersten Male erwähnt. Zwei Jahrhunderte später ward sie schloßartig ausgebaut und geriet samt der Jagd aus kurfürstlichem Besitz in die Erbpacht mehrerer Adels- und Bürgerhäuser. Heute erinnert kein Haus, kein Grabstein mehr an das mittelalterliche »Postamb« vor dem Dreißigjährigen Kriege. Nur die Linie der alten Burgstraße ist noch die gleiche geblieben. Auf dem früher erhöhten Marktplatz, den heute der stolze Kuppelbau von St. Nikolai krönt, lag die massive Stadt- oder St.-Katharinen-Kirche mit dem Friedhof, wo das Vieh zuweilen sein Unwesen trieb. Rundherum, zwischen Wiesen und Äckern, kauerten einfache Hütten und Häuser, die der Graben vom Schloß aus schützend umschlang. Auf dem heutigen Neuen Markte unterbrach ihn das Kieztor; wo die Linie Hoheweg-, Kirch- und Yorkstraße von der Grünstraße durchschnitten wird, sorgte das Grüntor

konnte zum Treiberdienst entboten werden; der »Badstübner« war Arzt und Barbier, wahrscheinlich auch Zeitung zugleich.

In dieses mittelalterliche Kleinstadtidyll fuhr zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Was die Durchmärsche feindlicher Truppen verschonten, zerstörte rasch der Gifthauch jahrzehntelang wütender Pest. Die gesunde Weiterentwicklung germanisch-gotischen Geistes wurde für immer jäh unterbrochen. Von einhundertachtundneunzig Häusern waren am Ende des Krieges nur neunundsiebzig bewohnt. Selbst im Schlosse schien alles langsam verfallen zu sollen. Unter dem ungeheuren Drucke der Zeit keuchten die Menschen wie stumpfe Tiere dahin.

Wenige Jahrzehnte später lachen blühende Weinberge und zierliche Lustschlösser von den Geländen der Insel hernieder. Die Morgenröte von Potsdams Zukunft brach an, als Kur-

fürst Friedrich Wilhelm der Große das Schicksal des Landes in seine starken Hände, Potsdam, die neue Residenz, an sein Herz nahm. »Das ganze Eiland wird ein Paradies werden!« schrieb ihm Prinz Moritz von Oranien. Der erste Spatenstich war getan — der Hinweis für seine Nachkommen auf diese Perle des Havellandes.



Blick vom Hof des Stadtschlosses auf die Nikolaikirche

Die Hohenzollernkönige haben die Liebe ihres großen Ahnherrn für Potsdam alle geteilt. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab hat sich in ihm ein Stück Kunstgeschichte kristallisiert. Wir finden nicht, wie in andern deutschen Städten, winklige Gassen mit verschrobenen Giebelhäusern oder kraftstrotzende Renaissancebauten des Mittelalters, sondern die vornehme Pracht königlichen Barocks, die tändelnde Anmut des Rokoko, die ihn hundert Jahre später besiegte, antike Romantik der klassischen Zeit und künstlerisch ziellose Bauten der Gründerjahre und ihrer Folgen.

Das erste Werk des tatkräftigen Kurfürsten war der Abbruch der beiden Tore und die Erweiterung des Grabens nach der Richtung hin, in der heute noch ungefähr der Kanal verläuft. Bald wird er wohl im Kampfe der Praktiker für die Gleichmacherei aller Städte gegen die Ansprüche verträumter Romantiker auch unterliegen, denn sein Zweck als Verteidigungsmittel und später als Schiffahrtsweg ist erledigt. Sodann ließ der Kurfürst an Stelle des alten Wohnsitzes ein neues Schloß auf dem jetzigen Grundriß errichten. Ein ganzer Häuserblock auf dem Alten Markte mußte dem stolzen Bau mit dem heute verschwundenen Auffatzturm weichen; seine Bewohner wurden auf der »Kurfürstlichen Freiheit«, dem Zuge der Breiten Straße, ansässig gemacht. Das lutherische Predigerwitwen- und Waisenhaus, von der Kurfürstin gestiftet, zeugt mit dem Bildnis ihres Gemahls von vergangenen Zeiten. Die Verlängerung dieser Freiheit bildete eine schöne Allee, die in der Richtung der heutigen Kronprinzenstraße weiterführte. Eine andre Kunststraße, deren Bäume zum Teil noch erhalten sind, verlief durch die Lindenstraße und Jägerallee. Die Einwohnerschaft wurde durch Emigranten vergrößert, bei Neuendorf standen die Glashütten des Alchimisten Kunkel von Löwenstern. Webe- und Töpferkunst blühten. Aus dem verarmten Landstädtchen war rasch eine ansehnliche Residenz- und Manufakturstadt geworden.

Die Spuren des prachtliebenden Königs



Heiligegeistkirche

abgesteckt und auf einem wahren Pfahlwald über den zugeschütteten Seen und Sümpfen erbaut; auf dem heutigen Wilhelmsplatz wäre der König bei einer Besichtigung fast in der schlammigen Tiefe versunken. Die kleinen zweistöckigen Häuser mit je fünf Fenstern Front und dem Dachstübchen für die Einquartierung in ihrer Mitte erinnern noch heute an den energischen König, der wie ein sorgender Hausvater waltete, während an andern Höfen Sittenlosigkeit und Verschwendung den Wohlstand des Volkes untergruben. Die Bürger freilich lebten nur blindlings dem Augenblick und schimpften weidlich über die Last von zwei, vier oder sechs Grenadieren, die jeder von ihnen nach Größe seines Geldbeutels erhielt. Es war auch nicht angenehm, wenn der Hohe Herr sich ganz unerwartet bei einem oder dem andern zum Essen ansagte und auf offener Straße ein strenges Strafgericht mit dem Spazierstock abhielt. Oder wenn auf Allerhöchsten Befehl ein zottiger Bär frei zwischen den Häusern umherlief, von dem man doch vorher nicht wissen konnte, daß er blind war und keine Krallen mehr hatte.

Friedrich Wilhelm 1. kümmerte sich als Alleinherrscher nicht um die Meinung der Leute. Die erste Stadtmauer zur Verhütung von Desertionen zog er im Norden bis zur heutigen Charlottenstraße hinaus, die damals nach seinem Lieblingsgrenadier Pflug benannt war. Bei des Königs Tode verlief sie dann auf der Linie, die uns noch heute die übriggebliebenen Tore bezeichnen. Von ihnen hat sich allein das Jägertor in seiner ursprünglichen Fassung erhalten; die Ornamente nur waren früher vergoldet. Die andern, einander ziemlich ähnlichen Tore ersetzte des Königs großer Nachfolger durch neue; das Neustädter mit den zierlichen Obelisken, die wuchtige Brandenburger Porta triumphalis, das Nauener und Berliner Tor sind sein Werk. Nebenbei bestanden noch Wassertore. An das Teltower Tor vor der Langen Brücke erinnert nur noch das stehengebliebene Wächterhäuschen.

Friedrich 1. sind uns am Stadtschloß erhalten. Sein Fortunaportal nach dem Marktplatz hinaus steht als glanzvolles Denkmal der Krönung. An Stelle des Aufsatzturmes erwecken von nun an niedrige Mansarddächer den Eindruck vornehmer Ruhe. Auf dem Neptunsteich, inmitten der steifgeschnittenen Gartenanlagen, sonnte sich seinerzeit ein vergoldetes Prunkschiff.

Unter dem eigentlichen Schöpfer der Stadt, Friedrich Wilhelm 1., erhielt das bis dahin französierende Barock holländisch beeinflußten Charakter. Das Gegenteil seines prunkliebenden, kunstsinnigen Vaters, ließ der neue Regent alle Zieranlagen für den praktischen Gebrauch umwandeln. An Stelle schwellender Polstersessel traten hölzerne Stühle, der Lustgarten ward zum Exerzierplatz eingeebnet, die Orangerie mußte ihre Blumendüfte mit Stallgeruch vertauschen. Das Prunkschiff wurde Peter dem Großen gegen die Verpflichtung überlassen, dafür jährlich einhundertfünfzig lange Grenadiere zu stellen. Denn diese bedeuteten die Lebensfreude des derben Soldatenkönigs, und Potsdam war zu ihrer künftigen Garnison ausersehen. Zur Unterbringung der »Langen Kerls« bedurfte es aber vieler Bürgerquartiere. Deshalb wurde eine ganz neue Stadt nach Norden zu mit Zirkel und Lineal

Die Stadt, die mit ihren weißgelben Fachwerkhäusern und den steifgeschnittenen Anlagen wie eine ungeheure Kaserne aussah, wurde zuweilen von einem Prachtbau in ihrer Eintönigkeit unterbrochen. Heute noch ragen als stumme Zeugen jenes Auftakts von Preußens Größe, den der Trommelwirbel der Grenadiere bedeutet, die holländisch-barocken Türme der Garnison- und Heiligengeistkirche empor. Das Glockenspiel der Garnisonkirche hat seit Jahrhunderten nicht geruht. Aberglaube wob eine mystische Atmosphäre um den geweihten Platz,

auf dem heute der Große Friedrich seinen ewigen Schlummer hält. Unweit von ihm wurde der Grundstein zum Großen Militärwaisenhause gelegt, in der Nauener Straße eine Stadtschule errichtet. Das frühere Kommandantenhaus in der Lindenstraße, jetzt Amtsgericht, erzählt von der Vorliebe Friedrich Wilhelms 1. für rohen Backsteinbau in seinen letzten Lebensjahren. Den originellsten Ausdruck fand sie in der holländischen Kolonie, die sich um das gemauerte Bassin mit der Gloriette scharte. Diese, jetzt auf festem Boden befindlich, wird nach einer Volksmythe »Tabakskollegium« genannt. Unser Blick findet die niedrigen roten Häuschen noch heute, aber die sauberen weißen Fugen, Fensterläden und Gartenlatten, die blitzenden Wetterfahnen sind lange verschwunden. Auch der Militärgalgen in ihrer Nähe, der hölzerne Esel, ein Pranger am Markte, sind als Brennholz zu Asche geworden.

Was wir im engeren Stadtgürtel Potsdams heute vor uns sehen, ist überwiegend Friedrichs des Großen Werk. Er hat die Massenanlage seines nüchternen Vaters durch künstlerische Fassaden verschönt und charakterisiert. Selbst ein genialer Geist, erlebte er den



Garnisonkirche



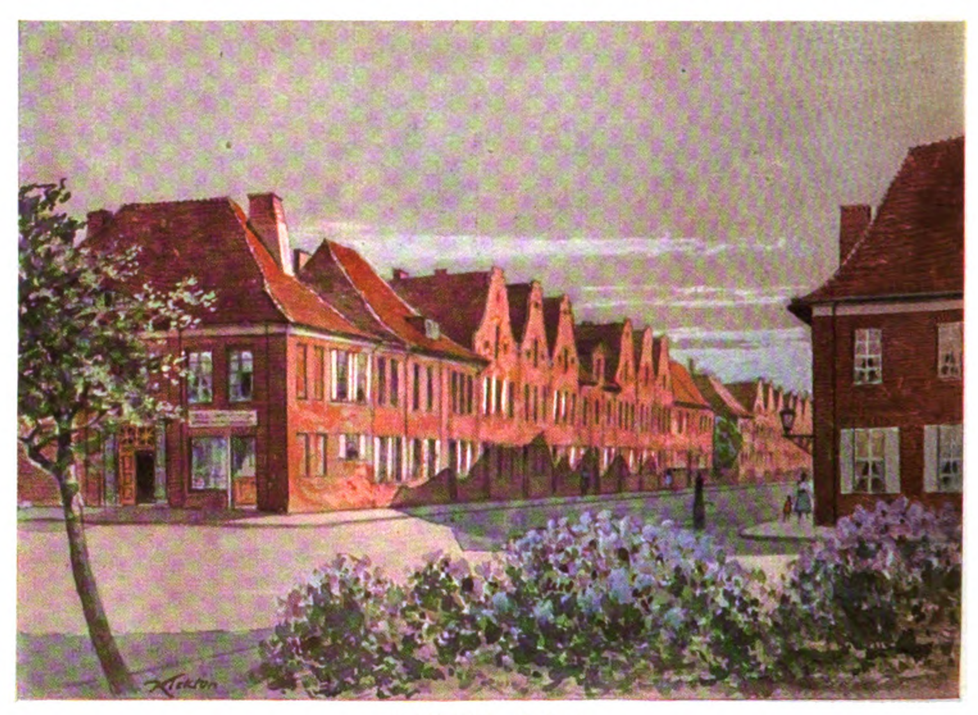
Neustädter Tor

langsamen Wandel der zeitgenössischen Kunst vom anmutigen Rokoko bis zum strengeren Klassizismus in seiner eignen Seele. Davon zeugt nicht nur sein Schaffen im Park, wo es sich in Schloß Sanssouci und dem Neuen Palais kundgetan hat, sondern auch in den Bürgerhäusern der Stadt. Der gewaltige Palast Barberini aus Friedrichs Altersperiode bildet einen bezeichnenden Gegensatz zu dem Rokokohäuschen gegenüber dem Rathaus, das ihm ebenfalls sein Entstehen verdankt. Seine Neigungen setzten erst Knobelsdorff, später Boumann, Gontard und Unger in steinerne Denkmäler um. Das veränderte Stadtschloß mit luftiger Säulenkolonade, das ausgebaute, kuppeltragende Militärwaisenhaus, die zopfige Neue Wache und zahlreiche Häuserfassaden im Stadtinneren zeugen von ihrer Tätigkeit. Wandert man heute durch die Breite Straße, an den acht Ecken vorbei, über den Wilhelmplatz zur Charlottenstraße, und der Mond gießt sein bläuliches Licht über die

puppenbesäten Dächer, so fühlt man sich plötzlich in friderizianische Zeiten versetzt. Das Schweigen der Nacht wird nur hin und wieder von Glockenspielklängen durchzittert. Einzig der ländliche Charakter ist heute verschwunden. Keine Ackerflächen lehnen sich mehr an die Häuserreihen, keine Schiffe beleben den Stadtkanal, keine Windmühlen drehen sich lustig im Winde. Die Spinnräder, die die freien Stunden der Grenadiere ausfüllen mußten, sind lange verstaubt. Nur die Gründung der Arbeiterkolonie Nowawes greift bis in unsre Zeiten hinüber. Samt- und Seidenweberei zwar hat der Schornstein verdrängt, sie trägt andre Formen. Für den Bildungshunger, der damals Besitz ergriff, ist bezeichnend, daß ein Potsdamer Kaufmann den »Messias« fortsetzte und auch herausgab, als Klopstocks neue Folge nicht zeitig genug im Städtchen eintraf. Friedrich der Große hat Potsdam verschönt, kaum vergrößert. Nur das Berliner Tor ließ er vom Kanal bis zur Türkstraße vorrücken. Die Straßennamen erhielten zum Teil würdigeren Klang. So wurde der Faule See zum Wilhelmplatz und der Ziegenmarkt zum Blücherplatz erhoben. Andre Straßenzüge behielten ihre Benennung nach einstigen Anwohnern bei. Der Schlächtermeister Kriewitz, der Schwertfeger Schwanfelder und der Huf- und Waffenschmied Siefert leben auf diese Weise noch heute fort.

Von späteren Generationen wurde der Zwang, die vom Könige einst geschenkten Fassaden im alten Zustand erhalten zu müssen, als lästig empfunden. Ohne ihn aber wäre die reizvolle Eigenart des Potsdamer Straßenbildes uns nicht mehr erhalten geblieben. Unter Friedrich Wilhelm 2. bewahrte es sein ländliches, friderizianisches Gepräge. In den Gartenanlagen des Königs mit seinem Marmorpalais und auf der Pfaueninsel zeigt sich jedoch die beginnende Herrschaft eines romantischen Klassizismus. Die neue Richtung, die von England herüberkam, hat später in Gilly und Schinkel ihre Meister gefunden. Man war kulturübersättigt und strebte zurück nach Ursprünglichkeit. Ferne Zeiten und ferne Länder gaben das Vorbild. Das Haus auf der Ostfront des Wilhelmplatzes zeigt romantisch-gotischen Einschlag, die Villa der Gräfin Lichtenau in der Behlertstraße trägt edle antikisierende Formen. »Dem Vergnügen der Einwohner« stiftete der musikliebende Monarch das Theater; auf seinen Ruf hin wohnte Mozart eine Zeitlang auf der Westseite der holländischen Kolonie. Aber trotz des ihm angebotenen hohen Gehalts konnte der »melodienreiche Schwan von der Donau« sich nicht entschließen, den weniger ertragreichen Gefilden seiner Heimat dauernd den Rücken zu kehren.

Friedrich Wilhelms 3. Regierung wird durch schwere Kriegsjahre von 1806 und 1813 sowie den Beginn einer neuen Ära durch die



Holländische Kolonie

großen technischen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts gekennzeichnet. Der patriarchalische Herrscher, dessen Familienleben vorbildlich blieb, hat uns nicht viele Bauwerke hinterlassen. Das große Zivilkasino in der Waisenstraße bedeutet nur das Präludium zu Schinkels glorreichen Meisterwerken unter dem König und Künstler Friedrich Wilhelm 4. Denn der Gutsherr von Paretz war ein schlichter und nüchterner Mann, und die Zeit lastete fast zwei Menschenalter lang auf dem Lande. Das Gewerbe lag schwer danieder, und der König mußte für zahlungsfähigen Zuzug sorgen. So ward aus der einstigen Manufaktur- eine Beamtenstadt, die noch heute besteht, durch Verlegung von Regierung und Oberrechnungskammer nach Potsdam. Daneben blieb seine Bedeutung als Residenz und Garnison unberührt.



Am Stadtkanal

Bald drangen die Vorboten einer neuen Zeit auch in das verträumte Gartenidyll der Hohenzollern. Die stillen Wasser der Havel wurden von dampfenden Schiffen durchfurcht, und auf der Straße zur Reichshauptstadt, wo einstmals die Journalière fast einen Tag lang gemütlich schaukelte, pfiff ängstlich die erste Eisenbahn. Diese Höllenmaschine, die der König selbst niemals benutzt hat, durchsauste zum Schrecken der Einwohner das Land bei Nacht mit der Geschwindigkeit eines Wagens, bei Nebel wurden zur Beruhigung Pferde davorgespannt. So brachten diese epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiet des Verkehrs am Anfange also noch keine wesentlichen Veränderungen in die Biedermeierbehaglichkeit unsrer Urgroßväter.

Der letzte Romantiker auf dem Thron, Friedrich Wilhelm 4., hat das künstlerische Gesamtbild von Stadt und Insel Potsdam genial vollendet. Die Schlösser und Gärten von Charlottenhof, Babelsberg und Glienicke, die unter seiner Regierung entstanden, der Pfingstbergtorso, Friedenskirche und Orangerie bei Sanssouci sowie der Kampanile zu Sakrow legen hiervon Zeugnis ab. Des Königs Baumeister und künstlerischer Freund Schinkel, der größte deutsche Baumeister überhaupt, gab dem Stadtbilde Potsdam durch die gewaltige Kuppel der Nikolaikirche einen charakteristischen Mittelpunkt. Sie steht auf dem Alten Markt an Stelle der Katharinenkirche, die unter Friedrich Wilhelms 2. Regierung ein Opfer der Flammen wurde. Doch Schinkels rastlos tätiger Genius sollte nicht mehr die Vollendung seines Meisterwerkes erleben; er nahm in den ewigen Schlaf seines Geistes und dann seines Körpers das Bild eines flach bedachten Unterbaues hinüber, der erst später die stolze Krönung erhielt.



Russische Kolonie

Die Schüler des großen Meisters, Persius und Hesse, haben durch Landhäuser im italienischen Stil die Nauener, Brandenburger, Jäger- und Berliner Vorstadt geschaffen. Die Teltower Vorstadt, Nowawes und Neuendorf verbanden allmählich durch ihre Arbeiterkolonie die romantische Schöpfung höchststehender Geister mit den kapitalistischen Bauten der mächtig wachsenden Hauptstadt Berlin. Die Zeiten, da Ludwig Tieck im Elisabethhause bei Sanssouci die Gunst des Königs genoß, da Gleim und Ewald von Kleist auf Potsdamer Boden Freundschaft schlossen, da Lessing und Heinrich von Kleist hier ihre Geistesschwingen entfalteten, leben nur noch in steinernen Zeugen fort. Einen Wendepunkt für Deutschlands Geistesleben bedeutet die Mitte des vorigen Jahrhunderts, für Potsdam etwa das Jahr 1850. Die Einführung der Straßenbeleuchtung durch Gas, die ersten sechs Briefkästen seien nur als Symbol seines Anbruchs erwähnt. Der Bahnhof auf dem ehemaligen Rittergut Potsdam rückt immer mehr in den Mittelpunkt des Verkehrs, technische Einfälle treten an Stelle poetischer, Geld an Stelle von geistiger Größe. Als der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm unter den Linden des Grundstücks Eisenhartstraße 9 mit der nachmaligen Mutter Bismarcks gespielt hat, hörte er schwerlich den Fittich der Zukunft über sich rauschen.

Sein Bruder, der spätere Kaiser Wilhelm 1., leitete die neue Periode ein. Seine glorreichen Kriege legten den Grund zu Deutschlands Einigkeit und wirtschaftlicher Entwicklung, wenn auch die Künste nichts wesentlich Neues mehr herzugeben vermochten. Der mit dem Gelde erwachte Sinn für Luxus und Prunk kommt von nun an immer mehr in den bürgerlichen Bauten zum Ausdruck. Die romantische Periode klang im normannischen Burgenstil aus, belebte sich zum letztenmal in der katholischen Kirche auf dem inzwischen zugeschütteten Bassinplatz.

Die kurze Regierung Kaiser Friedrichs 3. brachte unter der Leitung seiner kunstsinnigen Gemahlin den Überschwang der Hochrenaissance im Mausoleum neben der Friedenskirche und dem Landgerichtsgebäude zum Ausdruck.

Unter dem letzten Kaiser, Wilhelm 2., ging der Repräsentationscharakter der öffentlichen Bauten mehr auf die frühe friderizianische Zeit zurück. Sind ältere Bauten wie der spitze Turm der Erlöserkirche, die Kriegsschule auf dem Brauhausberge, die warmgetönte Kaiserin-Augusta-Stiftung noch frei von solchen Anklängen, so hat das neue Studium der Heimatkunde in dem Frühbarockbau der laubumsponnenen Handels- und Gewerbeschule und dem neuen Häuserblock auf dem letzten zugeschütteten Sumpfe nordöstlich des Bassinplatzes Früchte getragen.

Meine Kindheit

Erinnerungen einer Siebzigjährigen

Von Ossip Schubin

II (Schluß)

Kamaik, das Gut im Elbetal, die Heimat meiner Mutter, war ursprünglich nur ein Pachthof, den mein Urgroßvater seiner ältesten Tochter zu ihrer Hochzeit geschenkt hatte, damit sie doch irgendwo in Gemütlichkeit ihre Flitterwochen verbringen könne. Immer der beliebteste Sommerzufluchtsort der ganzen Familie, war der Hof dann später in den Besitz meiner verwitweten Stiefgroßmutter übergegangen. Es muß ein Zauber von dem Ort ausgegangen sein. In Kamaik zerstreute sich mein einengendes Elendsbewußtsein, die drückende Melancholie verschwebte. In Kamaik wurde ich ein ganz normales Kind. In Kamaik war ich glücklich.

Kamaik! Armes, liebes, längst entschwundenes Kamaik! Was war denn gar so Besonderes an dir, daß man dich so liebhaben mußte? — Aufrichtig gesagt, ich weiß es nicht. Ich habe sehr viel schönere Landhäuser gekannt als dich, habe viele Jahre in entzückenden Schlössern gewohnt, bin in ihnen so heimisch gewesen, daß ich nicht nur erstaunt, sondern sehr empört war, wenn unser aristokratischer Hausherr sich plötzlich nach einem Dutzend Jahren erinnerte, die Schlösser gehörten nicht uns, sondern ihm, und uns kündigte. Ich habe mich immer schwer von diesen so anmutig von uns hergerichteten böhmischen Schlössern getrennt. Ich habe Bonrepos, ich habe Krnsko geliebt, aber gegen das Gefühl, das Kamaik in meinem beklommenen Kinderherzen auslöste, kommt diese Liebe nicht in Betracht.

Es hat im Mittelalter Stätten gegeben, in denen ein Geächteter sich bergen durfte, wo er vor seinen Häschern sicher war. Etwas von der liebevoll beruhigenden und beschützenden Atmosphäre dieser geheiligten Stätten muß Kamaik gehabt haben.



Ossip Schubin

Wer über die Schwelle dieses äußerst primitiven Herrenhauses trat, ließ seine Sorgen hinter sich, seinen Ehrgeiz und, ich glaube, sogar seine Reue. Es war, als stünde unser Heiland selbst in der Tür, um jeden, der ankam, in seine Arme zu nehmen und ihm zu sagen: Laß alles hinter dir, was dich drückt! Hier sollst du dich erholen, hier ist gutsein!

Und der Heiland war auch der einzige wirkliche, wenn auch unsichtbare Hausherr. Ein offizielles Oberhaupt des Hauswesens gab's seit dem Tode meines Großvaters nicht; nur eine Hausfrau, Großvaters junge Witwe, der er das Anwesen hinterlassen hatte. Die aber erhob keinen Anspruch auf irgendwelche Regierungsvorrechte, sondern genoß einfach mit. An dem Speisezettel arbeiteten jeden Abend sämtliche Anwesenden, und die Dienstboten, angestammter Hausrat und den älteren Familienmitgliedern viel vertrauter als der schönen jugendlichen Hausfrau, Mutter, Stiefmutter und Stiefgroßmutter, sie waren für alle da.

Hatte mein Urgroßvater Kamaik seiner Tochter zu den Flitterwochen geschenkt, so hatte er es vom Fürsten Schwarzenberg, der einer seiner Klienten war und sehr große Stücke auf den alten Hirsch gehalten haben muß, auch so gut wie geschenkt bekommen. Die Familie zahlte nicht einmal einen nominellen Preis dafür. Keinem von uns ist je eingefallen, daß Kamaik der Familie nicht rechtmäßig gehöre; ich glaube auch, unser verehrter Fürst hatte den Umstand längst vergessen, und wenn es einem Familienmitglied eingefallen wäre, das Wohnhaus einzureißen und ein andres hinzubauen, so wäre niemand dagegen eingeschritten. Gottlob ist niemand auf diesen ruchlosen Gedanken gekommen.

Oft, wenn ich nicht die richtigen Worte finden kann, einen Gedanken auszudrücken, taucht ganz plötzlich ein musikalisches Motiv in meiner Seele auf. Wenn ich an Kamaik zurückdenke, höre ich immer Schumanns »Frisches Grün«:

Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort —
Nur junges Grün, aufs Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt.

Ja, Kamaik war für die, die's von den Menschen forttrieb, die sich vor ihnen, ihrem Eifer und Ehrgeiz, ihrer Eitelkeit und Eifersucht sicher fühlen wollten. Ein großer Teil seines Zaubers war auf den Umstand zurückzuführen, daß keine einzige tatsächlich fahrbare Straße es mit der »Welt« verband. Herrgott, mußte man Kamaik liebhaben, mußte man sich auf Kamaik freuen, um sich den Lebensgefahren auszusetzen, denen man auf der Straße zwischen Theresienstadt und unserm Dörfchen beständig begegnete. Aber ... nun ja, man wurde belohnt.

Noch heute erinnere ich mich an die entsetzlich heiße Reise, dann die Fahrt über eine Straße, die keine Straße war, nur ein zerfahrener steiniger, holpriger Feldweg, an steilen Abhängen vorbei, dann tiefe schluchtartige Hohlwege entlang, wo ein Ausweichen für zwei Wagen unmöglich, bergauf, bergab. Wenn ich zurückdenke, begreife ich nicht, daß ein Rad an den Achsen blieb.

Da, als wir uns, wie's das plötzlich beschleunigte Tempo unsrer Rosse andeutete, dem Ziele näherten, erblickte ich, die ich mit einer breiten Seidenschärpe festgebunden am Bock saß, den Unhold Ferdinand. Um besser nach uns ausspähen zu können, war er auf das abgebröckelte Barockpostament einer altväterischen Johannesstatue geklettert, die etwas außerhalb des Dorfes zwischen alten Lindenbäumen stand. Er lachte übers ganze Gesicht, schwenkte seinen Strohhut wie verrückt, und ehe noch der Wagen Zeit gehabt, zu halten, sprang er von seinem Postament herab und schwang sich auf das Trittbrett des offenen Wagens, wo er, sich mit einer Hand an dem Rand des Bockes haltend, sofort anfing, uns die merkwürdigsten Geschichten zu erzählen.

Im Dorf war ein Kalb mit zwei Köpfen auf die Welt gekommen, und die Tante Batschi, die Schwester meiner Stiefgroßmutter, hatte einen Musikanten geheiratet, ein verrücktes Huhn oder vielmehr einen verrückten Hahn, der immer in einem faltigen Radmantel spazierenging, der zwar sehr schön rot gefüttert war, aber einen furchtbar schoflen Samtkragen hatte, und der neue Onkel (es sei zu komisch, den närrischen Kerl Onkel nennen zu sollen) vergäße immer den Mantel abzulegen, selbst wenn er wie ein Braten schwitze; denn er sei immerwährend in seine Oper vertieft; er bilde sich tatsächlich ein, eine Oper schreiben zu können. Und der Unhold grinste übermütig spöttisch.

Da rasselte der Wagen durch einen hohen Torbogen, vor dem zwei herrliche alte Nußbäume Wache standen, in einen großmächtigen Hof hinein. Vor dem Hause, zwischen den lustigen, frischen, hübschen Menschen, die uns willkommen hießen, stand richtig ein sehr von ihnen abstechender blasser kurzer Mann mit großen verträumten Augen hinter noch größeren runden Brillengläsern und mit langem straffem schwarzem Haar, das ihm bis auf den Kragen des von Ferdinand so drastisch geschilderten Carbonari (später erst erfuhr ich, daß diese Art Radmäntel Carbonari heißen) herunterhing. Er hatte einen schwarzen spitz zulaufenden Vollbart und große weiche weiße Hände.

Der Mann war Friedrich Smetana, und die Oper, die er sich »tatsächlich einbildete« komponieren zu können, war »Die verkaufte Braut«.

Noch heute ist es mir entsetzlich peinlich, an die geradezu demütigende Rolle zu denken, die er unter uns gespielt hat. Die Schamröte steigt mir in die Wangen, wenn ich mich daran erinnere. Ich bin überzeugt, daß, wer die Mühe nicht gescheut hätte, sich in seine Wesensart zu versenken, Dinge aus seiner tiefen und reichen Seele herausgefördert hätte, die weit über das herzlich alltägliche Kamaiker Konversationsniveau hinausgegangen wären. Aber das ahnte niemand, und selbst wenn er es geahnt, hätte er es als eine Störung empfunden. Er war zu ernst und er war zu groß für die Umgebung, in die er durch seine Heirat hineingeraten war.

Wie stolz wäre ich heute, ihn zu meinen Freunden zu zählen!

Leider ist er längst tot. Stocktaub geworden, ist er aus Verzweiflung darüber, seine wunderschöne Musik nicht mehr hören zu können, wahnsinnig geworden und im Irrenhause gestorben. Schon taub, kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns, soll er sich geäußert haben, wenn er nur noch einmal für ein paar Stunden sein Gehör zurückerlangen könnte, um seine letzte Oper »Hubicka« (Der Kuß) zu hören, dann wolle er gern sterben. Die Gnade ist ihm nicht zuteil geworden.

Er war der einzige, der sich in Kamaik nicht wohlfühlte. Ich entsinne mich noch genau, wie sehr er sich von der fröhlichen Gesellschaft, in die er nicht hineinpaßte und die ihm das so rücksichtslos zu verstehen gab, fernhielt. Meistens ging er einen entlegenen, von hohen Himbeerstauden eingefaßten Gartenpfad auf und ab, wobei er leise vor sich hin brummte, und manchmal saß er dort auf einer Bank zusammengekrümmt und kritzelte etwas in ein überlebensgroßes Notizbuch hinein.

Im Speisezimmer stand ein Klavier, es war gelb poliert, hatte dünne viereckige Beine und zwölf Pedale, von denen ich nicht mehr weiß,

wozu sie eigentlich dienten, und es ging die Sage, daß an diesem Klavier der verstorbene Großvater seiner ersten Frau den ersten Kuß gegeben habe.

Es war ein schreckliches Klavier, mit einem dünnen, lungensüchtigen Ton, der an Wanderharfen erinnerte, wenn sie Mordsgeschichtenballaden begleiten; aber es war schließlich doch ein Klavier, ein musikalisches Ausdrucksmittel, und wenn ich während einer Mahlzeit neben dem genialen Smetana zu sitzen kam, merkte ich, wie er manchmal verstohlen danach schielte. Er lechzte wahrscheinlich danach, uns vermittels der Tasten, denen er seine eigentliche Sprache entlocken konnte, etwas zu erzählen; aber keiner hatte Lust, ihm zuzuhören.

Der Unhold Ferdinand teilte uns mit, »er«, der Onkel Smetana, habe einmal auf dem Klavier phantasiert, aber es sei zum Auswachsen gewesen. Um den schrecklichen Kapellmeister aus Gothaburg unschädlich zu machen, benutzte man das Klavier als Büfett, das heißt, man ließ Stöße von Tellern, Kannen und Kaffeetassen vorbereitungsweise auf dem Flügel stehen, damit er ihn nicht aufmachen könne.

So war's und so blieb's. Bis eines schönen Tags der Meister in seinem rotgefütterten Carbonari mit dem »schoflen« Samtkragen in den Wagen stieg, der ihn über die lebensgefährliche Straße an die Bahn führen sollte. Worauf er endgültig vom Schauplatz verschwand.

Dann verschwanden auch die Teller und die Kaffeetassen von dem Flügel. Der Klavierdeckel wurde aufgeschlagen, und wir durften, soviel wie wir wollten, auf den vergilbten Tasten herumklimpern: Donna e mobile, den Sehnsuchtswalzer oder die damals sehr moderne Faxenpolka. Ich beteiligte mich an diesem musikalischen Unfug mit besonderem Eifer, denn ich liebte Musik, oder wenigstens, was ich dafür hielt, schon damals zärtlich und spielte allerlei Gassenhauer nach dem Gehör, manchmal zur Abwechslung den Trauermarsch von Chopin.

Aber nun möchte ich mich nicht länger aufhalten bei dieser einzigen Erinnerung an Kamaik, die einen unangenehmen Beigeschmack hat.

Kamaik w a r ein Paradies, und darum hat ein so genialer und trauriger Mensch wie Friedrich Smetana nicht hineingehört. Er hatte nicht die Fähigkeit, sich in ein Kind zu verwandeln, und jeder, der sich ganz, aber ganz restlos wohlfühlen wollte im Paradies oder in Kamaik, mußte diese Fähigkeit besitzen. Dann freilich kam er auf seine Kosten.

Die Seligkeit des Ankunftsgefühls! Der Wonneschauer, wenn man nach der heißen staubigen, sich an Abgründen herumkrümmenden, in Hohlwegen versinkenden, über scharfkantige kleine Felsblöcke hinauf- und hinunterstolpernden Fahrt in das liebe kühle Haus hineintrat! Erst führten ein paar Stufen in das Erdgeschoß, dann eine sehr steile Spindeltreppe in das obere Stockwerk mit den Gastzimmern. Die Treppe war ja ein wenig unheimlich, aber es lief eine so feste Eisenstange die Wand entlang. An der konnte man sich festhalten, und dann — zu Kamaik hatte man nun einmal Vertrauen. Da konnte einem nichts Schlimmes geschehen.

Nach kurzer Säuberung und Erfrischung — ach, selbst das Wasser fühlte sich anders an als in Smichow! — ging's ins Speisezimmer. Dort war der Tisch bereits gedeckt, mit einem (ich schäme mich fast, den Familienleichtsinn zu bekennen) echten Altwiener Service, weiß, mit zarten Weinlaubgirlanden geschmückt, in der Mitte eine Urne aus demselben Porzellan mit einem stimmungsvoll steifen Biedermeierbukett aus weißen und feuerfarbigen Lilien, mit Zentifolien, Salbei und Lavendelzweigen vermischt.

Oh, der Duft, der uns aus dem Blumenstrauß auf der Tafel grüßte! Und dazu der Duft von altem Holzwerk und kalkweißen Wänden, von saubergescheuerten Dielen aus Fichtenbrettern, und der Duft aus dem Garten, auf den eine stets weitgeöffnete große Glastür hinaussah und zu dem eine kleine Freitreppe hinabführte.

Der liebe alte Garten! Der Garten, in dem alles, was süß und würzig ist, durcheinander wucherte, von den Zentifolien an, die vor lauter Üppigkeit ihre Zweige über den Boden streckten, bis zu Dill und Gurkenkraut. Was für ein kurioser, fast komischer, was für ein lieber, altväterischer, unerreicht stimmungsvoller, poetischer Garten es doch war! Kein Schloßgarten! Herrgott, nein, fast ein Bauerngarten; wenn's hoch herging, ein Pfarrersgarten, aber was für einer!

Den größten Raum darin nahmen vier großmächtige Beete ein. An der einen Seite dieser Beete, die fast die Ausdehnung von kleinen Feldern hatten, schloß sich eine grasbewachsene, mit Reineclauden- und Mirabellenbäumen eingefaßte Mulde, an der andern Seite breiteten sich die Gemüsepflanzungen aus. Die vier großmächtigen Beete befanden sich gerade vor dem Hause und bildeten den Ziergarten. Sie waren teils mit Lavendel, teils mit Erdbeerkraut eingefaßt, mit zahllosen Blumen bepflanzt und von kleinen Fußpfaden durchstrichelt, damit man zu den Blumen gelangen und sich daran sattriechen konnte, und davon pflücken, was einem beliebte.

Nie wieder habe ich eine solche reiche, bunte, duftige Üppigkeit erlebt, und dazu hatten die Blumen alle so geheimnisvoll anziehende Namen: »Brennende Liebe«, »Rittersporn«, »Löwenmaul«, »Feenwagen«, »Gretel im Grünen« oder »Die verschleierte Braut«. Jeder Name klang wie der Titel eines Märchens. Sand kannte man nicht, aber die Wege im Kamaiker Garten waren nie vergrast, nur an den Rändern von ganz zartem Moos übergrünt.

Noch eine Eigentümlichkeit hab' ich nicht vergessen. Aus dem Blumendickicht ragten Aprikosenbäume so hoch und mächtig wie alte Kirschbäume, mit Früchten, wie ich sie nie wieder gekostet habe, Früchten, die so groß und feurig gelb wie Apfelsinen waren und nach Primeln, Reineclaudenbäume mit Reineclauden, die von zu großem Saftreichtum platzten und die nach Rosmarin schmeckten.

Der Unhold Ferdinand, der übrigens in Kamaik gar kein Unhold war, sondern ein sehr liebenswürdiger kleiner Hausherr, der einzige in Kamaik außer dem schon erwähnten lieben Unsichtbaren, lehrte uns die besten Aprikosen und Reineclauden von den andern unterscheiden; die besten Aprikosen hatten kleine braune Rinden an den Wangen und die besten Reineclauden winzige weinrote Landkarten um den Stengel herum.

Links vom Wohnhause lehnte sich der Garten an einen niedrigen Hügel, auf dem zwischen mächtigen alten Birnbäumen das kleine Blockhaus stand, in dem jetzt Ferdinands Hauslehrer wohnte, und das ursprünglich für den »Engländer« erbaut worden war.

Eigentlich hatte dieser Engländer Thurgar geheißen, aber es wurde von ihm nie anders als von dem »Engländer« gesprochen, und die Dienerschaft hatte ihn immer »Herr Engländer« genannt. Er hatte alle Jahre den Hochsommer in Kamaik verbracht und es für Kost, Wohnung und Freundschaft übernommen, die jungen Polaks im Englischen und im Essen, das heißt im Hantieren von Messer und Gabel zu unterrichten.

Da er für seine Verpflichtungen mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit aufkam, haben die Kamaiker Polaks um eine Generation früher »nicht mit dem Messer« gegessen als alle andern Polaks, Englisch aber haben sie mit Ausnahme meiner Mutter, die sich im Handumdrehen alles an Wissenschaft aneignete, was in ihre Nähe kam, nicht erlernt.

Zu meiner Zeit war der Engländer nur noch eine Erinnerung, die sich allmählich zur Legende ausgestaltete. Die alten Diener, die nie weggegeben wurden in Kamaik und deren abnehmender Leistungsfähigkeit man immer Rechnung trug, ohne sie mit zu stark betonter Geduld und Nachsicht zu demütigen, denen man Zeit gönnte, in Ruhe und Behaglichkeit zu sterben, die erzählten uns noch gern von ihm, was für ein famoser Schütze er gewesen sei, und wie er immer ganz allein die Küche mit Wild versorgt habe, wenn der vielbeschäftigte gnädige Herr nicht zu Hause war. Er war arm, aber nobel. Er hatte nur zwei Anzüge besessen, aber immer sehr große Trinkgelder gegeben.

Der Hügel, auf dem das Blockhaus stand, war die unterste weit und flach vorspringende Stufe eines Berges, aus dessen struppiger Vegetation graue Felsblöcke ragten, und dessen Gipfel eine melancholische Burgruine krönte. Falls sie sich als ein Memento mori aufspielen wollte, hatte sie damit wenig Erfolg. Kein Mensch in Kamaik ließ sich durch den Schatten, den sie jeden Nachmittag über den lieben alten Garten warf, in seiner Lebensfreude irremachen; aber als malerischer Kontrast hat sie gut gewirkt.

Und nun von dem Garten zum Hause! Es war eigentlich ein kleines Haus, aber mit sehr großen Zimmern und mit so dicken Mauern, daß im Erdgeschoß die weißvertäfelten Nischen Stübchen für sich bildeten; die Folge davon war, daß es drinnen selbst an den heißesten Tagen kühl blieb. Da es zugleich über sehr wenige Räume und eine sehr große Beliebtheit verfügte, kam's, daß die verhältnismäßig zahlreichen Menschen, die alle zugleich darin unterkommen wollten, sich gehörig einschränken mußten.

Meine Mutter wohnte mit uns drei Kindern (wir waren freilich noch sehr klein) in einem Zimmer, in dem mein Vater, der jeden Sonnabend unbesinfiziert aus dem choleraverseuchten Emichow über den Sonntag bis Montag zu Besuch kam, auch noch Platz finden mußte. Die englische Bonne, die indessen unsre alte Kinderfrau ersetzt hatte, schlief in einer anstoßenden Stube, in der zugleich ein fünfzehnjähriger Vetter untergebracht war; Bonne und Vetter hatten jeder ihr durch buntbedruckte englische Chintzvorhänge abgeteiltes Privatkämmerchen.

Die Zustände waren auch in mancher andern Hinsicht »paradiesisch«, aber von ebenso selbstverständlicher wie naiv fröhlicher Anständigkeit. Diesen Umstand hat meine Mutter, wenn in späteren Zeiten auf Kamaik die Rede kam, oft mit besonderem Nachdruck betont.

Die Einrichtung war denkbar schlicht, aber doch nicht ohne eine altväterische Biedermeieranmut, die ich nur mit dem englischen Wort »Quaintneß« bezeichnen kann.

Die Wandmalerei war gewiß äußerst primitiv, aber wie wohltuend unterschied sie sich von den eintönigen braunen Schnörkeln, die unser Emichower Kinderzimmer verunstalteten und die meine allzu lebhafte Kinderphantasie in grinsende Fratzen verwandelte.

Am besten erinnere ich mich der Malerei in unserm Familienzimmer. Die Wände waren von einem einförmigen, aber für mich sehr wohltuenden Blau und durch irgendein grau in grau getöntes architektonisches Motiv in große Felder abgeteilt. Über den schlichten, aber aus echtem, gut geschwärztem Eichenholz geschnitzten und mit schönen altertümlichen Schlössern versehenen Türen waren Blumenstücke gemalt, ebenso war die Zimmerdecke mit reichen Blumengirlanden geziert. Ob diese Blumen wirklich so schön waren, wie sie mir vorkamen, weiß ich

nicht und wage es zu bezweifeln; aber ich weiß, daß ich, wenn ich dank meiner Neigung zur Schlaflosigkeit viel zu früh erwachte, mich jedesmal mit Wonne in ihren Anblick versenkte, und daß sie mich an das typische Kamaiker Tafelbukett erinnerten, weil weiße und Feuerlilien nebst Rittersporn und Rosen darin vertreten waren.

Was wir den ganzen Tag taten? Das weiß ich nicht. Aber wir waren glücklich. Die Phantasie hatte einen unbeschränkten Spielraum und wurde nirgends zu häßlichen Vorstellungen gereizt.

Während Ferdinand nach wie vor der unzertrennliche Spielgefährte meiner fast im selben Alter mit ihm stehenden Schwester blieb, war seine Schwester, die nur um ein Jahr mehr zählte als ich, von mir unzertrennlich. Sie hieß Hedwig, wurde Wigsa genannt und beherrschte mich vollkommen, wie die meisten Menschen, die länger mit mir zu tun hatten. Denn ich bin von Natur aus schwach, gutmütig und bis zu einem gewissen Punkt fügsam. Über den gewissen Punkt hinaus hat niemand etwas gegen mich ausgerichtet, noch auch mich um ein Haarbreit zu beeinflussen versucht. Das ist der Punkt, wo die Subtilität meiner Ethik, die Empfindlichkeit meines Anstandsgefühls und die Starrheit meines Gerechtigkeitssinnes einsetzen. Allem andern gegenüber bin ich wehrlos.

Am liebsten spielte Wigsa »etwas sein«. Sie hatte sich ausgedacht, die Kaiserin von Rußland vorzustellen; ich durfte mich nur bis zur Königin von Spanien aufschwingen. Sie bestimmte, daß sie acht Kinder habe, ich durfte nur sechs haben.

Alle diese Kinder hatten ihre besonderen Namen und Eigenschaften, auch wurden wir nicht müde, uns von ihnen zu erzählen und uns gegenseitig die Sorgen vorzuklagen, die uns der Mangel an Fleiß dieses oder die zarte Gesundheit jenes Mitgliedes unsrer Nachkommenschaft bereitete. Unsre Männer spielten eine ganz schattenhafte Rolle. Ich weiß gar nicht, ob wir welche hatten oder nicht.

Während dieser endlosen Diskurse über unsern imaginären Kindersegen saßen wir zumeist in einem kleinen achteckigen Gartenhause, das teilweise mit amüsanten Ausschnitten aus den Münchner Bilderbogen, teilweise mit den Bildnissen berühmter französischer Generale austapeziert war. Unter den Ausschnitten frappierte mich am meisten das Konterfei des denkwürdigen Freiherrn von Münchhausen, dargestellt in dem Moment, wo er sich an die Seele seines soeben verstorbenen Kammerdieners klammert, um einen Ausflug in den Himmel zu unternehmen; ganz besonders interessierte mich die Darstellung der Seele. Sie sah aus wie ein enormer Tintenklecks von langgezogener dreieckiger Form. »Sieht eher aus wie die Seele eines gestorbenen Klaviers als wie die eines Menschen!« behauptete der Unhold Ferdinand.

Von den berühmten Franzosen gefiel mir am besten der General Hoche. »So! Genau so wird der Egon aussehen, wenn er einmal groß ist!« erklärte ich meiner Freundin. Egon war mein Lieblingssohn.

Viel später habe ich festgestellt, daß alle die schönen Stahlstiche der Prachtausgabe von Thiers' »Histoire de la révolution française et du Consulat« entstammten, die mein Großvater kurz vor seinem Tode angeschafft hatte. Die jungen Polaks hatten die Bilder einfach aus den Bänden herausgeschnitten. So waren sie nun einmal in Kamaik.

Wenn wir uns bei Tage mit Vorliebe in dem historisch dekorierten Lusthause aufhielten, so saßen wir am Abend nach dem Nachtmahl auf der kleinen Holztreppe, die, von niedrigen weißen Mauern eingefaßt, aus dem Speisezimmer in den Garten führte. Diese Gartentreppe war der eigentliche Salon von Kamaik. Groß und klein hockten da beieinander, der einzige Unterschied war, daß die Kleinen etwas früher schlafen gingen als die Großen, und daß die Großen oben und wir Kleinen unten auf der Treppe saßen.

Jeden Abend saßen wir dort, wenn es nicht regnete, und Ferdinand übernahm hier sein altes Amt des Gruselnmachens, indem er uns die sensationellsten Gespenstergeschichten erzählte. Aber das Gruseln in Kamaik war durchaus kein so unangenehmer Zustand wie auf dem Smichow. Sich ein wenig graulen in dieser lieben, gemütlichen Umgebung war zwar eine aufregende, zugleich aber eine unendlich angenehme, prickelnde Beschäftigung.

Nachbarn hatten wir nicht, außer einer Schwester meines Vaters, die mit einem Domänendirektor des Grafen Nostiz verheiratet war und in Cernosek wohnte. An den Onkel Nematschke erinnere ich mich kaum, da er, überbeschäftigt, fast nie zu Hause war, aber die Tante Mathilde steht mir deutlich vor Augen. Sie hatte ein sehr sympathisches Gesicht, war stark und etwas schwerfällig und hatte sehr viel gesunden Menschenverstand und ein goldenes Herz. Sie war der Typus unsers ärmeren Bürgertums mit all seinen anspruchslosen, schlichten, verläßlichen Eigenschaften.

Wir gingen jeden Sommer zwei- bis dreimal nach Cernosek und freuten uns immer auf die famose Jause. Die Jause war überhaupt ein wichtiger Faktor in unserm Leben. Wenn's schön war, jausten wir im Walde, wohin ein oder manchmal zwei der »Haussklavinnen« das entsprechende, für die vielen Personen recht umständliche Porzellangeschirr und Silber samt den verschiedentlichsten Erfrischungen in großen Rückenkörben auf die »Walstatt« schleppten.

Und dann schmausten wir nach Herzenslust,

auf dem dicken grünen Moos zusammengekauert, im Schatten von uralten Fichten, zwischen denen da und dort ein Stückchen leuchtend blauen Himmels hereinlugte, und kamen uns unendlich wichtig vor, wenn wir aus einer zwischen grünem Felsengestein sprudelnden Quelle Wasser holen durften. Daß es auf der Welt nirgends mehr so gutes Wasser gab, war ausgemacht.

Wer noch mehr wissen will über Kamaik, der muß es in meinem Roman »O du mein Österreich!« nachlesen. Da hab' ich's ganz genau beschrieben. Es heißt dort Komaritz. Meinen Onkeln habe ich, um der Leihbibliothek Vergnügen zu machen, einen adligen Namen aufgestempelt, und meine etwas tyrannische, aber sehr liebenswürdige kleine Freundin Wigsa habe ich den Erfordernissen des Romans entsprechend ganz schauderhaft verunstaltet. Bis auf diese unwesentlichen poetischen Lizenzen ist alles buchstäblich dem Leben nachgeschrieben.

Wenn ich mich späterhin oft gefragt habe, was denn wohl den eigentlichen Zauber unsers heißgeliebten Kamaiks ausgemacht haben mag, so kam ich zu dem Schluß, daß es wohl seine gänzliche Weltentrücktheit gewesen sei. Den schlechten Straßen, die es von allem Verkehr abschlossen, hatte es viel zu verdanken.

Armes, liebes Kamaik! Ich schließe die Augen, um dich deutlicher zu sehen ... den Garten, das Haus, den ungeheuren Wirtschaftshof. Ich atme das aus vielen gemütlichen und altväterischen Dingen und Blumen zusammengewebte Aroma der Luft. Mitten aus dem Gartenduft steigt der stechende Geruch der großartigen alten Nußbäume, die den Hof umstanden, und der Geruch frischgebrühten Hopfens schwebt aus dem primitiven kleinen mehr oder minder nur für den Hausbedarf eingerichteten Bräuhause, das sich am äußersten Ende des Hofes befindet, und ich sehe mächtige braune Bottiche, des Auspichens gewärtig, zwischen den großen Nußbäumen an lehmfarbenen Wänden lehnen.

Wenn es regnete, hockten die Kaiserin von Rußland und die Königin von Spanien oft in einem dieser Bottiche beisammen und erzählten einander ihre Regierungs- und Kinderstubensorgen, und manchmal bereisten sie die Welt, um bei andern Potentaten Besuche zu machen, einmal auch befanden sie sich auf der Flucht vor ihren aufrührerischen Untertanen und suchten Unterstützung gegen die Rebellen in Amerika.

Ich weiß nicht mehr, wozu alles der alte Bottich herhalten mußte, zu einem Extrazug, einer Postkutsche oder einem Schiff — aber das eine weiß ich bestimmt, es hat sich in keiner andern Fahrgelegenheit mehr so gut gereist.

Dann ist in meinen Erinnerungen ein dunkler, stumpfer Fleck, wie von einer Narbe. Der mag den Abschied von Kamaik bedeuten, von dem ich nichts mehr weiß, als daß er mir wehe getan hat.

Im Herbst 1861 kauften meine Eltern ein Gut. Es war nur eine Wagenstunde von Prag entfernt, die Gegend war nicht schön und der Boden nicht besonders, aber es war landtäflich. Unsre Stimme im böhmischen Großgrundbesitz galt so viel wie die des Fürsten Schwarzenberg. Das war auch etwas!

Übrigens war es trotz des leichten Bodens nicht unrentabel, auch hatte mein Vater noch eine anstoßende außerordentlich fruchtbare Pachtung um einen sehr niedrigen Pachtzins dazugenommen. Gott gab seinen Segen dazu. Alles gedieh prächtig. Wir waren nicht reich, aber sehr wohlhabend, lebten gut, unterhielten eine große Gastfreundschaft und stießen nirgends an die Grenze unsers Einkommens.

Im Jahre 1863 machten wir der Gesundheit meiner Mutter wegen eine Badereise nach Teplitz. Ich erinnere mich sehr gut, daß wir erster Klasse reisten, mit Jungfer und Engländerin, und daß unsre vorangesandte Equipage in Teplitz auf uns wartete.

Wir hatten eine reizende Wohnung in Schönau, mit einem Balkon auf die Gartenanlagen, gingen alle Tage im sogenannten Schloßgarten spazieren und machten jeden Nachmittag eine andre Ausfahrt. Teplitz war sehr besucht und sehr vornehm.

Mein kleiner Bruder, der gerade sechs Jahre alt geworden war, trug damals ein sehr hübsches und sehr echtes schottisches Kostüm, das ihn allerliebst kleidete, und wenn er in den Schloßgarten trat, spielte die Kurkapelle »O'er the hills to Charley«. Dabei merkten wir Kinder genau, wie ihn die Leute anstarrten und einander zuflüsterten. Sie meinten, wir müßten von den Stuarts abstammen, deren letzte Ausläufer sich in Prag auf dem Hradschin herumtrieben, und zwar, wie mir berichtet worden ist, im Nationalkostüm.

Ich erinnere mich auch, daß eine Lady Clarendon und ihre entzückende Tochter, Lady Emily Villars, uns Kindern, wenn sie uns begegneten, immer freundlich zulächelten und uns neugierig beguckten. Keiner brachte die blasse elegante Frau mit den allerliebst ausstaffierten, englisch plappernden Kindern mit der simplen Frau Kirschner nebst Familie und Dienerschaft zusammen, die in der Kurliste eingetragen war.

So bildete sich nach und nach ein Sagenkreis um das schottische Kostüm meines kleinen Bruders, der dann — wie es kommen mußte — auf die nüchternste Art der Welt zerstört wurde. Die englische Bonne einer sehr reichen kurländischen Baronin K. kam eines Tags auf unsre Engländerin zu mit der höflichen, fast unterwürfigen Bitte, ob ihre kleinen Schutzbefohlenen mit uns Kindern spielen dürften. Da trat natürlich unsre Bürgerlichkeit zutage. Von nun an erregten wir bei den Kurgästen kein Interesse mehr.

Das Jahr darauf wurde meine immerwährend kränkelnde Mutter im September nach Venedig gesandt. Indessen hatten wir durch irgendeine mißglückte Getreidespekulation finanzielle Schläge erlitten. Von Jungfer und Bonne als Reisebegleitung war keine Rede mehr. Nur eine plumpe böhmische Köchin hatten wir mitgenommen, um unsre Wirtschaft zu bestreiten. Da die Mutter zu müde war, um viel mit uns auszugehen, die Köchin vielbeschäftigt und keine angenehme Begleitung auf Spaziergängen, so bestand unsre Hauptzerstreuung darin, zum Fenster hinauszuschauen, was, obwohl wir auf der Riva dei Schiavoni, also an einem der amüsantesten und malerischsten Aussichtspunkte von Venedig wohnten, doch bald langweilig wurde. Meiner Mutter war leid um uns, und einmal raffte sie sich zu einem Spaziergang auf. Knapp vor dem Danieli legte eine Gondel an, der die Lady Clarendon und ihre Tochter entstiegen. Mit einem gleichgültig erkennenden Blick fixierten uns Lady Clarendon und Lady Emily einen Moment, worauf sie an uns vorübersahen. Obwohl ich erst neun Jahre alt war, wurde mir in jenem Augenblick klar, wie wenig man den Menschen im allgemeinen gilt, wenn man nicht von dem Nimbus irgendeines Prestiges umgeben ist, sei es eines ererbten oder eines persönlich erworbenen. Und, neun Jahre alt, nahm ich mir mit zusammengebissenen Zähnen vor, mir ein solches Prestige zu erwerben.

Da der Aufenthalt in der Fremde meiner armen Mutter nicht gut bekam, sie außerdem an Heimweh litt, fand sich Ende Oktober mein Vater in Venedig ein, um uns nach Hause zurückzugeleiten. Von da ab hat sich die Gesundheit der Mutter merkwürdigerweise stetig gebessert; hingegen stellten sich immer deutlicher Geldsorgen ein.

Schon in Venedig war eine ungewohnte Sparsamkeit fühlbar geworden, und nach Hause reisten wir zweiter Klasse, was uns Kindern (Kinder haben ja das Recht, kindisch zu sein) kurios vorkam und wenig behagte. Ich erinnere mich noch heute, wie mein kleiner Bruder durchaus in die gelben Wagen erster Klasse steigen wollte und gar nicht davon abzubringen war.

Von nun an wurde die Veränderung unsrer finanziellen Lage immer deutlicher. Den Winter brachten wir zwar noch gewohnheitsmäßig auf dem Smichow zu und fuhren nach wie vor zu den Stunden nach Prag, aber wir fühlten doch, daß es anders geworden war, daß sich durch irgendeine unsichtbare Ritze die Sorge in unsre Existenz hineingeschlichen hatte, daß der Boden des Wohlstandes, den wir bis dahin als etwas ganz Selbstverständliches genossen hatten, unter uns schwankte.

Mit ein wenig Geduld wäre die Schlappe, die mein Vater sich durch seine mißglückte Getreidespekulation geholt hatte, wieder einzubringen gewesen und alles in Ordnung gekommen; aber gerade diese Geduld widerstrebte meinem Vater. Er war eine Spielernatur und wollte mit einem Male reich werden. Schließlich, sagte er sich, gehörte wirklich nur ein wenig Unternehmungsgeist dazu; und je mehr er sich's überlegte, um so leichter erschien ihm die Sache, das Reichwerden nämlich.

Armer Vater! Eigentlich ist er einfach einer Epidemie zum Opfer gefallen, denn die sechziger und siebziger Jahre waren nun einmal die Zeit der zugrunde gegangenen Gutsbesitzer. Von den verschiedentlichen jungen Beamten und Offizieren aus unserm Kreise, die reiche Mädchen geheiratet und sich hierauf dem böhmischen Großgrundbesitz angeschlossen hatten, konnte sich keiner halten; und wie viele unter den angestammten Gutsbesitzern von hohem und niedrigem, altem und neuem Adel sind damals gepurzelt! Und das, obwohl die Getreidepreise für die damaligen Verhältnisse sehr hoch, die Löhne der Arbeiter jämmerlich gering waren.

Der Grund dieser vielfachen finanziellen Katastrophen bestand allerorts in derselben plötzlich erwachten Habgier, die damals meinen Vater überfallen hatte. Mit dem Ertrag der Landwirtschaft nicht zufrieden, versuchten die Gutsbesitzer es alle, groß und klein, sich durch die Einführung einer Industrie hochzubringen.

Sie streuten, ohne irgend etwas von dem Betrieb zu verstehen, ihre Unternehmungen acht- und gedankenlos über ihre Besitztümer hin: Zuckerfabriken, Spiritusbrennereien, Bräuhäuser usw., wie Liebeskinder, die, kaum ins Leben gerufen, ihrem Schicksal überlassen werden. Ein Architekt und ein paar »maßgebende« Geschäftsleute wurden in bezug auf die Ertragfähigkeit des Unternehmens befragt, und natürlich versicherten sie, es sei kein Zweifel, daß es sich »rentieren müsse«.

Und es rentierte sich auch. Für den Architekten! Mein Vater baute ein Bräuhaus. Da Lochkow bei trockenem Wetter an Wassermangel litt und die Versorgung des neuen Bräuhauses sich auf einen einzigen Brunnen stützte, so mußte, um einer Stockung des Betriebes vorzubeugen, für alle Möglichkeiten gesorgt werden. Ein vernünftiger Geschäftsmann hätte natürlich sofort eine Wasserleitung in Betracht gezogen. Mein Vater hatte sich, dem Geist seiner Zeit entsprechend, etwas ganz andres ausgedacht. Sollte Wassermangel eintreten, so mußte das Wasser einfach in Fässern von der Beraun, dem uns nächstliegenden Flusse, heraufgeschafft werden, vierspännig natürlich, denn Lochkow lag auf einem Bergplateau, und die Beraun floß tief unter diesem im Tal, eine gute halbe Stunde entfernt, mit Lochkow nur durch einen jämmerlichen Feldweg verbunden.

Solche Kleinigkeiten beachtete man damals nicht. Als Beispiel dafür möchte ich einen guten Bekannten meines Vaters anführen, den Conte Veit. Er hieß ursprünglich Herr Veit, ließ sich vom Papst zum Conte San Vito machen und kam als Conte Veit nach Böhmen zurück, was allmählich in Graf Veit übersetzt wurde, zu vielen Spötteleien Anlaß gab, ihm aber trotzdem so manche aristokratische Tür geöffnet hat.

Dieser Herr Conte (übrigens der unglückliche Großvater der armen Mietzi Veit, die später in Wien so viel bedenkliches Aufsehen erregt und schließlich tragisch gestorben ist) hatte einen Rennstall angelegt auf einem ganz kleinen Felsplateau, von wo aus die Pferde jeden Tag über einen lebensgefährlichen steilen Pfad auf die Wiese hinuntergeführt werden mußten, um trainiert zu werden.

So waren die Großgrundbesitzer in Böhmen damals alle. Mein Vater handelte einfach nach berühmten Mustern.

Noch nach einer andern Richtung hin folgte er dem Beispiel der böhmischen Großgrundbesitzer. Zum Landtagsabgeordneten gewählt, schloß er sich der föderalistischen Partei an, der Partei der Alttschechen, die aus rein praktischen Gründen die Autonomie von Böhmen verlangte. Natürlich wäre diese Autonomie für Böhmen wegen der Steuerverminderung und der Konzentration seines großen Reichtums aufs eigne Land von ungeheurer Wichtigkeit gewesen. Wenn auch zur Trägheit neigend, vielleicht auch dazu, auf Äußerlichkeiten zuviel Wert zu legen, war mein Vater sowohl in juridischen als in politischen Dingen ein famoser Kopf und hat viele Ereignisse vorausgesagt, die das Schicksal noch streng verborgen hielt. Er behauptete, daß früher oder später die Stunde der Selbständigkeit Böhmens schlagen müsse. Nun, es ist kaum der Ort, eine politische Abhandlung vom Stapel zu lassen. Statt dessen möchte ich lieber ganz schlicht erzählen, wie das große Unglück über uns hereingebrochen ist.

Das böhmische Volk, aus langem geistigem Schlummer erwacht, von seinem (damals allerdings noch ausschließlich deutsch sprechenden) Adel ermutigt, verlangte die Möglichkeit einer intellektuellen Entwicklung in seiner eignen Sprache; es verlangte die Errichtung einer tschechischen Universität in Prag. Ein Fieber von Angst und Hoffnung, eine Spannung, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters nach langer Dürre, folterte damals ganz Böhmen, und obwohl wir Kinder deutsch erzogen wurden, fieberten wir mit.

Noch heute erinnere ich mich der maßlosen Aufregung, die uns an dem Tage befiel, an dem, wie man uns mitgeteilt, die Entscheidung über die tschechische Universität fallen sollte. Um die Stunde, zu der gewöhnlich mein Vater aus seiner Landtagssitzung in Prag zurückerwartet wurde, hörten wir auf zu lesen, unsre Aufgaben zu schreiben oder Klavier zu spielen. Wir horchten und horchten — endlich, um drei Stunden später als sonst, hörten wir den Wagen heranrollen. Kurz darauf trat mein Vater in den Hausflur, wohin wir ihm entgegengeeilt waren.

Über dem mächtigen Bojarenpelz um seine Schultern leuchtete sein Gesicht triumphkündend. »Sieg!« rief er. »Sieg auf der ganzen Linie; die böhmische Universität ist gesichert!« Und obwohl die böhmische Universität uns im Grunde gar nichts anging, machten wir einen Freudensprung und baten uns für den nächsten Tag Ferien aus.

Im Laufe des Abends erzählte uns Vater noch von der atemlosen Beklommenheit, in der das slawische Prag den ganzen Tag befangen gewesen, wie die Menschen in sich immer wieder erneuernden Gruppen zusammengeflossen wären, um einander den Stand der Dinge im Abgeordnetenhause zu erzählen und Schlüsse daraus zu ziehen, bis endlich, als die Stunde der Abstimmung nahte, ein horchendes Schweigen die Zungen bannte und, wie ein Augenzeuge ihm berichtet hatte, selbst die Wagen stehengeblieben wären, um das Horchen nicht zu stören.

Vor dem Abgeordnetenhause staute sich ein Meer von Menschen. Es war finster geworden. Mit dem dramatischen Instinkt, der dem tschechischen Volke eigen ist, hatte sich eine große Anzahl der Horcher mit Fackeln bewaffnet, die gesenkt und ausgelöscht werden sollten, wenn die Sache schief ging.

Da wurde ein Fenster im Abgeordnetenhause geöffnet. Man verkündete der Menge das Ergebnis der Abstimmung. Mein Vater versicherte, nie im Leben würde er den feierlichen Eindruck vergessen, als die Deputierten zwischen einem patriotischen Menschenspalier und den Umständen gemäß hochgeschwungenen Fackeln aus dem Abgeordnetenhause schritten, während immer wieder neue »Slava«-Salven die Luft erschütterten. Es sei ein Jauchzen gewesen, daß, wie die tschechischen Patrioten sich ausdrückten, die Märtyrer der Schlacht auf dem Weißen Berge es in ihren Gräbern hören mußten.

Wir vergossen Begeisterungstränen über die Schilderung. Wir waren nicht umsonst die Kinder einer Frau, die beinahe Ladislaus Rygr geheiratet hätte.

Immerhin hatte es etwas Paradoxes, daß wir deutsch erzogene Kinder so lebhaft für die tschechische Sache fühlten; aber das war damals so: man fühlte slawisch, und man sprach deutsch.

Ich bin jetzt eine alte Frau — eine alte Frau, die Deutschland, das wirklich große und edle Deutschland, von ganzem Herzen lieben gelernt und in Deutschland ihre besten Freunde gefunden, ihre schönsten Tage erlebt hat — aber



Richard Grimm-Sachsenberg: Weiden

ich habe mich, während ich mir hier den ersten großen Sieg der tschechischnationalen Bewegung ins Gedächtnis rief, einer tiefen Rührung auch heute nicht enthalten können.

Nachdem mein Vater den erhebenden Eindruck der großen historischen Episode zu Ende geschildert hatte, kraute er sich den Kopf und bemerkte: »Eigentlich war's verflucht leichtsinnig von mir, mir's so mir nichts dir nichts mit den Deutschen zu verderben. Nachdem ich meine Stimme abgegeben, rief ich dem (er nannte den Namen eines befreundeten Abgeordneten) zu: ‚Sind Sie auch so ein Selbstmörder wie ich?'«

Behufs der so äußerst unzweckmäßigen Bräuhauserrichtung hatte nämlich mein Vater Kapitalien aufnehmen müssen, und zwar auf Wechsel. Da der Reichtum in Böhmen, abgesehen von dem festgerammelten, der den Agrariern gehörte, ausschließlich in deutschen Händen lag, hatte er natürlich von Deutschen geborgt. Kurz nachdem er für die tschechische Universität gestimmt hatte, wurden ihm sämtliche Hypotheken gekündigt. Unvorbereitet, wie er war, wenngleich er mit trüben Augen gescherzt hatte, mußte er nach ein paar schmerzlichen Versuchen, sich Hilfe zu schaffen, seine Zahlungen einstellen. Im März 1866 sagte er den Konkurs an.

Das Ärgste war das latente Mißbehagen, das der Katastrophe vorausging, das letzte krampfhafte und kindische Augenschließen vor dem Unvermeidlichen, dann die rastlose Unruhe, die keinem bestimmten Ziel mehr zustrebte, sondern, sich immer im selben Kreise herumdrehend, die Hindernisse, die sich nun einmal nicht wegräumen ließen, ohne Zweck noch Nutzen von einer Stelle zur andern und schließlich doch an ihren ursprünglichen Platz rückte, die täglich jäher anwachsende Angst, die immer beklemmender wurde.

Es gab Familienzusammenkünfte, gab endlose Prüfungen der Rechnungsbücher durch einen Vetter, der Advokat war. Auf dem Gesicht meines Vaters stand ein sentimentales Lächeln, das es verunstaltete. Er ging beständig auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, und klimperte mit seinen Schlüsseln. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Wanderungen, um irgendeinen ganz unwesentlichen Gegenstand prüfend vor die Augen zu halten und wieder hinzustellen. Dann seufzte er und fing von neuem an, auf und ab zu gehen und mit seinen Schlüsseln zu klingeln.

Das Wort, das damals am häufigsten von seinen Lippen fiel, war »Idealist«. Immer wieder hörten wir es ihn bei den Mahlzeiten aussprechen: »Ich war halt ein Idealist!«

Als ich meine Mutter fragte, was denn eigentlich ein Idealist sei, erwiderte sie mir etwas barsch: »Einer, der mehr Vertrauen in die Menschen setzt, als sie verdienen.«

Da ich ein unheimlich scharfsinniges Kind geworden war, flößte mir diese Art Idealismus mehr Ungeduld als Mitleid ein. Schon damals schien es mir, als ob das Vertrauen etwas sehr Großes und Kostbares sei, mit dem man verpflichtet sei, vorsichtig umzugehen.

Im Gegensatz zu unserm durch sein Unglück gänzlich erschlafften Vater hielt sich meine Mutter heldenmütig. Endlich brach auch sie zusammen.

An einem Sonntagnachmittag war's. Ihre beste Freundin, Pauline von Dormizer, war unerwartet zu Besuch gekommen. Mir ist's, als ob's gestern gewesen wäre.

Die beiden Freundinnen saßen auf einem Sofa nebeneinander im Salon, wo sich auch der jüngste Bruder meiner Mutter, der Onkel Alexander, befand. Wir drei Kinder waren im anstoßenden Zimmer, dessen Tür offen stand. Was die drei »Großen« miteinander verhandelten, konnten wir nicht verstehen, aber plötzlich hörten wir die Mutter in einer dünnen, überschnappenden Stimme ausrufen: »Pauline, ich bin eine Bettlerin!« Gleich darauf schwankte sie am Arme ihres Bruders an uns vorbei in ihr Schlafzimmer, wo sie dann trostlos weiterschluchzend auf ihrem Bette liegenblieb.

Den Tag darauf weihte uns die Mutter in unser Unglück ein. Daß es da war, wußten wir ja, aber zum erstenmal nannte es unsre Mutter beim Namen: »Zahlungseinstellung, Bankrott!«

Wir mußten unsre ganze Habe preisgeben, um die Gläubiger zu befriedigen, soweit es ging. Wir würden in die Stadt ziehen, irgendeine Stadt — Mutter hatte sich nicht entschlossen, welche es sein sollte —, würden in zwei kleinen Zimmerchen wohnen, Vater würde einen bescheidenen Posten suchen und Mutter Stunden geben.

Das Herz zog sich uns bei dieser Schilderung unsrer Zukunft kläglich zusammen, aber wir markierten Heldenmut, wir waren anständige Kinder. Der Heldenmut meiner Schwester hielt auch richtig die ganze Prüfungszeit durch; der meine brach bei einem recht lächerlichen Anlaß zusammen.

Die Tante Rosa, Frau des zweiten Bruders meiner Mutter, hatte uns eingeladen, nach Kamaik zu kommen, das unser Onkel Otto unterdessen gekauft hatte. Dort sollten wir bleiben, bis sich unsre Geschäfte geklärt hatten. Wenigstens vor den allerpeinlichsten Eindrücken sollte unsre arme Mutter bewahrt werden.

Kamaik! Seitdem die Eltern Lochkow erworben hatten, waren wir nicht mehr dort gewesen, aber vergessen hatten wir es nicht und uns oft danach gesehnt. Mitten aus unsrer schweren Gedrücktheit heraus freuten wir uns wie die Schneekönige. Daß es Anfang April nicht so herrlich sein konnte wie im Juli oder

August, wußten wir, aber es war doch immerhin Kamaik.

Indessen hieß es, uns reisefertig machen. Wie ich bereits erzählte, war schon die letzten Jahre seit unsrer Rückkehr von Venedig arg gespart worden; anfänglich hatte meine Mutter alle Jahre ein Kleid von sich geopfert, um zwei für uns daraus zu machen. Aber wir wuchsen wie aus dem Wasser, und abgesehen davon, daß ihr Vorrat nicht mehr langte, reichte ein Kleid von ihr höchstens noch für eine von uns. So mußten denn die alten Fetzen so anständig zusammengestopft werden wie möglich.

Das Schlimmste waren die Hüte. Die letzten hatten wir noch von der Ersten Putzmacherin Prags bezogen, doch war nichts mehr übrig davon. Meine Mutter entschloß sich dazu, uns selber welche zu fabrizieren, und sie hatte gar kein Geschick dazu. Sie kaufte zwei an die Deckel der Heilsarmee erinnernde schwarze Strohhüte, die sie mit billigem blauem Taftband umschlang. Diese Hüte verkörperten für mich greifbar und deutlich unsre von meiner Mutter in wenigen Strichen angedeutete Zukunft. Ich brach bei ihrem Anblick in Tränen aus, für die ich mich heute noch schäme. Meine Mutter stutzte, wollte mich zurechtweisen, blieb aber stumm und blickte nur traurig und verlegen auf den Aleluja-Hut, den sie auf der Hand balancierte.

Da rief meine Schwester — sie ist später eine sehr bekannte Künstlerin und für das Kunstgewerbe geradezu bahnbrechend in Berlin geworden —: »Ich weiß gar nicht, was die Lula hat! Die Hüte sind einfach, aber s e h r elegant!« Das hat damals meiner armen Mutter über einen sehr demütigenden Augenblick hinweggeholfen.

Meine Schwester hat immer den besten Optimismus besessen, den ermutigenden; im Gegensatz zu meinem Vater, der noch bis kurz vor unserm Unglück — das kann ich nicht leugnen — an dem betörenden, verwirrenden, im höchsten und schädlichsten Maße gelitten hat.

Tante Rosa, der wir unsre Freude, Kamaik endlich wiederzusehen, mitteilten, fragte uns, wie lange wir nicht dort gewesen seien. »Drei Jahre,« sagten wir. »Nun, dann werdet ihr staunen!« — »Ist es noch schöner geworden?« fragten wir. Sie sagte nichts, lächelte nur verschmitzt, große Überraschungen andeutend, wie die Erwachsenen, wenn sie mitten zwischen den Kindern vor der Tür stehen, hinter der der Christbaum angezündet wird.

Nun, überrascht wurden wir allerdings. Unsre erste Überraschung bestand in einer breiten Chaussee, die von Leitmeritz, bis wohin jetzt die Bahn reichte, nach Kamaik führte. Daß es an steilen Abhängen vorbei nicht mehr so holterdiepolter ging wie ehedem, empfand ich, immer zum Schwindel geneigt, dankbar. Indessen vermißte ich die trauten schluchtartigen Hohlwege, in denen die wilden Rosen immer so herrlich geblüht hatten bei unsrer Ankunft, und aus denen uns die roten Hagebutten immer so freundlich-wehmütig zugenickt hatten bei unsrer Heimfahrt. Immerhin ...

Doch dann kam erst die eigentliche Überraschung.

K a m a i k e x i s t i e r t e n i c h t m e h r. Das verrückte Wohnhaus mit seiner wundervollen Poesie und altväterischen Behaglichkeit war von der Erde hinweggefegt worden samt allen originellen und barbarischen Unzulänglichkeiten, die seine Anmut würzten, mit zu seinem Zauber beitrugen, und mitten in dem lieben, zugleich so präzis angelegten und so wild durchblühten, fruchtbar durchwucherten Garten stand mit blitzblanken Spiegelfenstern und grell neuem gelblichem Anstrich eine Villa, ja eine vorstädtisch schmucke Villa, vor der ein winziges Springbrünnlein seinen mageren Wasserstrahl in die Luft sandte.

Nachdem wir uns ausgeruht und gestärkt hatten, wurden uns die ganzen inneren Herrlichkeiten der Villa gezeigt. Der Salon war mit erbsengrünen Seidenmöbeln versehen und das Speisezimmer reichlich mit den geschnitzten Überladungen, die damals Mode waren; es gab Gas und Wasserleitung und ein geräumiges Stiegenhaus mit einer gußeisernen Balustrade.

Während Tante Rosa noch im Begriff stand, meiner Mutter die vielen Vorteile der Villa auseinanderzusetzen, schlich ich mich fort. Ich suchte in dem alten Hofe, den der Baumeister noch nicht die Zeit gefunden hatte von der Erde weg zu verbessern, ob denn noch irgend etwas von unserm lieben alten Kamaik übriggeblieben sei, und fand — den alten Bottich, in dem die Kaiserin von Rußland mit der Königin von Spanien um die Welt gereist war. Dort kauerte ich mich zusammen und weinte; weinte viel schmerzlicher als wegen des Aleluiahutes. Weinte, wie man weint, wenn einem zum erstenmal etwas sehr Liebes gestorben ist; und dieser Tränen schäme ich mich nicht.

Kamaik, armes altes liebes Kamaik! Unser Kamaik! Irgendwo existierst du doch noch ... in dem Land,

Wo meine Freunde wandeln gehen,
Wo meine Toten auferstehen ...
Das Land, das meine Sprache spricht ...

In dem wärmsten, traulichsten Winkel meiner Seele, wo meine heiligsten Erinnerungen alltagsscheu in verzaubertem Schlaf liegen, bis — eine große Erregung oder eine große Sehnsucht sie weckt.

Geist und Geld

Von Dr. Hanns Kahle (Weimar)

Die Begriffe: Stände, Klassen, soziale Schichten sind unserm geistigen Besitz als abgeschlossene, mehr oder weniger fest umgrenzte Vorstellungsbestandteile eingegliedert. Spüren wir aber dem Wesen der sozialen Schichten näher nach, so werden wir bald finden, daß sie keineswegs engbegrenzte Formen besitzen, sondern ein sich ewig änderndes, nie zur Ruhe kommendes Leben führen. Auch im gesunden Staat und in ruhigen Zeiten werden wir einen ewigen Kreislauf erkennen, durch den Elemente aus den unteren sozialen Schichten in die oberen getragen werden und verbrauchte oder abgebaute Bestandteile aus den oberen Klassen in die unteren und untersten herabgleiten. Zu Katastrophenzeiten im Völkerleben, in Zeiten des Umsturzes, wenn der soziale Organismus sich in Fieberkrämpfen windet, erleben wir, wie ganze soziale Schichten in kürzester Zeit wirtschaftlich, körperlich und seelisch zugrunde gerichtet werden. Und diese gewaltige Tragödie im Völkerleben wirkt noch erschütternder, wenn es sich um Schichten handelt, die Träger einer gewissen Kultur waren und deren Bestand für die Ewigkeit gesichert zu sein schien.

Wieder spielt sich heute vor unsern Augen ein Drama von solch ungeheurer Tragik ab, und erschüttert fragen wir uns: Was sind die tieferen Ursachen für solch Geschehen?

Da erhebt sich zunächst die Frage: Was verstehen wir unter Staat? Wenn ich seinen Sinn recht verstehe, so ist neben dem Menschen, der den Staat bildet, vor allem nötig ein geistiges Gebilde: ein Gedanke, eine Idee, auf der sich der Staat aufbaut, die das Leben einer staatlichen Gemeinschaft durchpulst, ihren Gebräuchen, Sitten und Gesetzen zugrunde liegt. Eine solche Idee kann nur dem schöpferischen Geiste eines Menschen entspringen, dem Genie, dem »höchsten Menschen«, dem »staatsgründenden Heros«. Dieser Meister ist dann, solange er lebt, der oberste Führer in dem seinem Genius entsprungenen und nun Wirklichkeit gewordenen Staat. Er zeichnet sich aus durch eine überragende schöpferische Kraft seines Geistes, durch einen unbeirrbaren reinen Willen, der in vollster Harmonie mit allen Regungen des unbewußten Gefühls zusammenklingt. Ihm ist das Führen Bestimmung, von seinem Innersten vorgeschrieben.

Es ist eine niedrige Auffassung vom menschlichen Staat, die freilich ganz der mechanistischen Denkweise unsrer Zeit entspricht, in ihm nur einen Zweckverband zu sehen und ihn in Parallele zu setzen mit den in »staatlichen« Verbänden lebenden Tieren. Es heißt das Geistige im Menschen entwürdigen, als einzig treibendes Moment für den Aufbau des menschlichen Staates einen bloßen sozialen Instinkt anzunehmen, wie ihn ähnlich, nur besser ausgebildet, die Bienen, die Ameisen, die Termiten besitzen.

Nein — der menschliche Staat ist mehr, ist ein Kunstwerk, das »schönste Kunstwerk«, wie Schleiermacher sagt, des menschlichen Geistes, aus dem die Idee, der Gedanke geboren wird, nach dessen Gesetz der Staatsaufbau erfolgt.

Und auch das Band, das die einzelnen Glieder der menschlichen Gemeinschaft zum Staat zusammenschließt, ist ein geistiges Band, und geistige Schranken sind es vor allem, die den einen Staat vom andern abschließen. In diesem Sinne ist auch die Kirche ein Staat, durch geistige Bande zusammengehalten, durch geistige Schranken abgeschlossen. Genau so ist die in Gewerkschaften organisierte Arbeiterschaft ein Staat, der nach politischer Macht strebt, genau so ist das durch die Verwandtschaft des Blutes, durch eigne Sitten und Gesetze zusammengehörige Judentum ein Staat im Staate, ein Staat ohne Vaterland, ein Staat ohne geographische Grenzen. Nur aus diesen Gedankengängen heraus ist es zu verstehen und hat es Berechtigung, die Familie als den Grundstein, die kleinste Zelle des Staates, ja als den kleinsten Staat selbst anzusehen. Denn auch hier ist es neben der Zusammengehörigkeit des Blutes, neben der engen Verwandtschaft des Keimplasmas im wesentlichen ein geistiges Band, das die einzelnen Glieder zur Familie zusammenschließt. Eigne Sitten und Gebräuche, eigne Traditionen sind die hauptsächlichsten aus dem Geiste geborenen Bindungen, die eine echte Familie ermöglichen. Auf der Gesundheit, Schönheit und Kraft dieser geistigen Elemente baut sich der Staat auf, sie allein geben ihm Halt und können seinen Bestand sichern. Und wie sich die Rassen durch die Verschiedenartigkeit des Blutes und die Staaten durch andre, ihrem Aufbau zugrunde liegende Staatsgedanken unterscheiden, so sind auch die kleinsten Bausteine der einzelnen Staatswesen, die Familien, untereinander verschieden.

Aber dies alles wirkt und schafft der Mensch, er ist die erste Vorbedingung für Staat und soziale Gliederung.

Alle Werke menschlichen Geistes, deren höchstes und schönstes der Staat ist, werden bestimmt von drei Faktoren: von der Güte der Erbanlagen der Menschen, durch das »edle Blut« also, dann durch das sogenannte »Milieu«: Beeinflussung, Erziehung, und die bereits gesammelten und überlieferten geistigen Werte in Religion und Philosophie, in Kunst und Wissenschaft mit all ihren Erfindungen, und endlich durch das Leben selbst; nicht durch das rein chemische Leben, sondern durch das schaffende, lebendige, geistige Leben. Mit andern Worten: das Dasein — Erbanlagen und »Milieu« —

und das Wachsein — lebendiges geistiges Leben —, sie beide bestimmen den Wert menschlichen Wirkens. Das Dasein ist gegeben durch das Geborensein des Menschen, das Wachsein dagegen bedarf noch eines auslösenden Momentes.

Es hat Zeiten in der Geschichte der Menschheit gegeben, wo das Leben der einzelnen Völker mehr oder weniger bequem und ruhig oder gar dumpf und stumpf dahinfloß, ohne daß wesentliche geistige Werte geschaffen wurden. Und dann wieder Zeiten, wo das produktiv geistige Leben außerordentlich stark war, wo hohe geistige Werte geschaffen wurden, wo das Wachsein eines Volkes sich am strahlendsten entfaltete.

Das wirkliche lebendig geistige Leben ist also nicht zu allen Zeiten vorhanden, es muß erst ausgelöst werden durch ein unbestimmbares Etwas, das uns immer wieder entflieht, wenn wir's mit unsern Begriffen fassen wollen: das Schicksal. Nur das Schicksal, Glück oder Gott — wie wir es nennen wollen — erweckt den Menschen aus rein tierischem, verdunkeltem Leben zum hellen geistigen Wachsein.

Dies auslösende Schicksal, dies Glück erscheint uns beim ersten oberflächlichen Betrachten meist als Unglück, Not und Elend, als Ungunst der Umstände. Aber vielleicht ist das »grüne Weideglück auf Erden«, vielleicht sind alle »die Herdenwünschbarkeiten«, die der Menge als erstrebenswertes Glück imponieren, gar nicht ein »Glück« im höheren Sinne, vielleicht ist die Not als Schicksal ein unentbehrliches Mittel, um alle Kräfte eines Volkes zur Entfaltung zu bringen und aus dumpfem und trägem Dahinvegetieren aufzurütteln, um es zum lebendigen, produktiven Leben zu erwecken. Leben wir doch geistig im wesentlichen von den Schöpfungen solcher Zeiten, die die meisten als Zeiten der Not und Drangsale empfunden haben. Es gibt ein Wort: »Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.« Gewiß — die Not ist ja Gott selbst, ist das Schicksal; das hilft Großes schaffen, das hilft lebendiges geistiges Leben auslösen — wenn das Pfund, das ein Volk in seiner Erbsubstanz mitbekommen hat, noch nicht verdorben, noch nicht veraast ist, wenn das edle Blut noch gesund ist, wenn noch geistige Kräfte, die vielleicht nur schlummern, im Volke noch vorhanden sind. Sonst ist das Schicksal unerbittlich, dann hilft es diesem Volke nicht zur Entfaltung höchster geistiger Blüte, Schönheit und Kraft, dann hilft es nur die Menschheit von solch entartetem, wertlosem Volk befreien.

Nun wird es unter den Menschen, die in größeren oder kleineren Gemeinschaften beieinander leben und einen Staat bilden, einmal eine Gruppe geben, die, nur ihren triebhaften Instinkten folgend, dahinlebt und deren Streben im wesentlichen ein Streben nach Selbsterhaltung ist; einmal gerichtet auf die Erhaltung der Person und dann auf die Erhaltung der Art, genau wie im Tierreich. Ihr Leben ist im wesentlichen: Dasein ohne Wachsein. Würde diese Lebensform die rang- und ordnunganweisende im menschlichen Staate sein, dann würde er sich allerdings nicht sehr vom Tierstaate unterscheiden. Uns aber würde ein solches nur auf die tierischen Instinkte im Menschen gegründetes Staatsleben ohne waches geistiges Leben armselig und wertelos erscheinen.

Dann wird es eine zweite Gruppe von Menschen geben, bei denen nicht alles Sinnen und Trachten nur auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung gerichtet ist. Hier werden die auch im Instinkt wurzelnden geistigen Kräfte des Menschen, sein Denken, Fühlen und Wollen, mehr zur Geltung kommen, werden sich zur schönsten Blüte entfalten und die Schaffung höchster geistiger Werte bewirken, wird neben dem Dasein ungetrübtes Wachsein bestehen. Bei diesen Menschen gibt es im Ausbau der geistigen Persönlichkeit ein Optimum in dem Verhältnis von Intellekt und den im Instinkt wurzelnden geistigen Strebungen: Gefühl und Wille.

Wie bei der ersten Gruppe das rein tierisch Instinktive überwog, so wird in der dritten Gruppe alles vom Intellekt, vom bloßen Verstand geleitet. Eine Jagd nach verstandesgemäß zurechtgedrechselten und auf den Nutzeffekt zugeschnittenen Idolen statt Idealen hebt an, eine Begehrlichkeit und Gier nach schöpferischem Wirken, Neues schaffen wollen, ohne den Willen in die Tat umsetzen zu können, weil die produktiven Kräfte fehlen, Wünsche ohne die Möglichkeit der Erfüllung. Hier besteht eine Disharmonie von Gefühl und Wille in ihren Beziehungen zur Wirklichkeit, und das beim Gesunden so feste Gefüge aller im Instinkt wurzelnden psychischen Faktoren lockert sich, während der Intellekt meist intakt bleibt, dann gewöhnlich seine natürlichen Grenzen durchbricht und den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert. Diese Auflockerung der instinktiv bedingten psychischen Funktionen: der Gefühls- und Willensqualitäten bei meist unverminderter Leistungsfähigkeit des Verstandes, ist uns bekannt unter dem Namen der Psychopathie.

Im Instinkt des Tieres wie des Menschen liegt es begründet, daß seine Befriedigung ein Gefühl von Lust erweckt. Das gleiche gilt auch von den im Instinkt wurzelnden seelischen Strebungen des Menschen. Der Instinkt, das Unbewußte, aus dem die schöpferische und produktive Kraft des menschlichen Geistes fließt, schreibt dem Menschen seine Handlungen, sein Werk vor, und das Glücksgefühl, das die Befriedigung dieses seines Schaffensdranges auslöst, ist dabei die natürliche Folge. Daher »strebt der schöpferische und produktive Mensch nicht nach seinem Glück, sondern nach seinem Werk«, und die Er-

füllung dieses seines Werkes, das ihm sein Innerstes vorschreibt, bedeutet ihm der höchste Wert, ist ihm sein Glück. Diese Harmonie von Werk und Glück, von Wille und Gefühl finden wir bei der schon beschriebenen zweiten Gruppe von Menschen.

Ist diese Harmonie aber gestört, ist nicht mehr das Werk der Zweck des Schaffens und bei seiner Erfüllung das Gefühl des Glücks die natürliche Folge, sondern ist das Glück der alleinige Zweck und das Ziel, nach dem der Mensch strebt, dann fängt der Instinkt an zu verderben. Lockern sich aber die im Instinkt wurzelnden Gefühls- und Willensqualitäten, dann entscheidet im Leben dieser Menschen nur der bloße Verstand, der nun, ohne die richtige Gefühls- und Willenseinstellung gegenüber der Wirklichkeit, immer haarscharf am Richtigen vorbeiführt und von den Gegebenheiten des wirklichen Lebens abirrt. Das schillernde Bild der Psychopathie! »Einfache und klare Verhältnisse werden verworren, sobald die nervöse Hand des Psychopathen in sie eingreift.«

Wir halten fest:

1. Die Neues schaffende schöpferische Kraft des menschlichen Geistes zeigt sich uns am klarsten und strahlendsten im Genie, im »staatsgründenden Heros« — einem Gipfelpunkt der menschlichen Art —, sein schönstes Werk ist der menschliche Staat;

2. Eine Unterkomponente der »schöpferischen Kraft« ist die »produktive« Kraft; sie ist das Eigentum der Menschen, die wir in der zweiten Gruppe charakterisiert hatten, die sich, wie wir noch sehen werden, im Staat konzentrisch um den Staatsgründer gruppieren und die oberste Schicht im gesunden Staat bilden;

3. Ist die produktive Kraft des menschlichen Geistes abgestorben, ist dem Wollen keine Erfüllung gegeben, ist die Harmonie zwischen Gefühl und Wille in ihrer Beziehung zum wirklichen Leben gestört und der Verstand der alleinige wertesetzende, dann fängt eine Lockerung der instinktiven psychischen Qualitäten, des Wertvollsten im Menschen, an, und die Psychopathie beginnt.

Eine scharfe Grenze zwischen den einzelnen Gruppen gibt es natürlich nicht, die Übergänge von einer zur andern sind fließend. Wohl aber können wir annehmen: bei solchen Menschen, denen die Schaffenslust und Schaffensfreudigkeit allein um des Werkes willen fehlt, denen das Werk nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, die nur arbeiten, um Karriere zu machen, um ihren gemeinen Ehrgeiz zu befriedigen, oder um ihrer Genußsucht zu frönen, bei solchen Menschen fängt die geistige Degeneration, die Psychopathie, bereits an. So sehen wir, wie der psychisch entartete Beamte, dessen Intellekt noch voll leistungsfähig ist, nur danach strebt, seine Nebenmänner zu überflügeln, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen und in hohe Stellungen zu gelangen und die damit verbundenen wirtschaftlichen Vorteile zu genießen — das bringt ihm Glück —, an seinem Schaffen und Wirken für den Staat ist ihm nichts gelegen.

Schreitet die Psychopathie noch weiter fort, dann verkümmert die produktive geistige Kraft vollständig, und es können nicht mehr brauchbare Werte im Sinne der dem Staat zugrunde liegenden Idee geschaffen werden. Auch die Produktion solch geringer Werte fällt dann fort, wie wir sie doch immer noch da finden konnten, wo die erste Auflockerung der Gefühls- und Willensqualitäten begonnen hatte. Hier ist es ein krankhafter Egoismus, der diese Psychopathen charakterisiert, eine übertriebene eitle Hervorhebung der eignen Person, eine »abnorme Überwertigkeit des Ichkomplexes«. Im Bewußtsein ihrer eignen geistigen Unzulänglichkeit flieht diese Gruppe von Psychopathen das Werk und zieht sich hinter die Pose zurück. Die quälende innere geistige Leere und Unproduktivität wird auszufüllen gesucht durch eine gewaltige Aufblasung des eignen »Ichs«. Haß oder Liebe, Furcht oder Mitleid zu erwecken — das allein bringt ihnen Glück. Geht man achtlos an ihrem eitlen Bemühen vorüber, fühlen sie, daß sie den gewollten Effekt nicht erzielt haben, dann sind sie arg verletzt, und in einem Wutausbruch entlädt sich ihre gekränkte Eitelkeit, reagieren sich ihre unbefriedigten affektbetonten Wunschvorstellungen, die Anerkennung oder Widerspruch um jeden Preis brauchen, ab. Aber mit Hilfe der meist vorhandenen guten intellektuellen Begabung gelingt es ihnen oft durch phrasenhafte, mit Schlagworten gespickte Volksreden, in denen sie der Welt alles versprechen, eine suggestive Wirkung auszuüben und eine Zeitlang die Rolle des Helden und Erlösers zu spielen. Dann sieht man sie umherspazieren »mit falscher Gravität, dem körnerpickenden Kranich vergleichbar; bald ihren Schatten betrachtend, bald in zehrender Sorge um Lob versunken«. Zu Katastrophenzeiten im Leben der Völker greifen sie dann mit viel Geschick die Hoffnungen und Wünsche, die im allgemeinen Schiffbruch in der Luft liegen, heraus, versprechen ihre Erfüllung und gelangen so zu führenden Stellen. Aber der wahre Heldenmut, der zu jeder großen Tat nötig ist, fehlt ihnen, da ihnen die Kraft zur Durchführung eines Werkes überhaupt fehlt. Sie reden immer vom »Werk« und von der »Tat«, aber wenn die Verhältnisse es mit sich bringen, daß sie nun einmal das, was sie bisher in schwungvollen Reden verkündet und versprochen haben, Wirklichkeit werden lassen sollen, dann zeigt sich die Unfähigkeit, die übernommene Aufgabe zu erfüllen.

Bei noch schwereren Formen der Psychopathie

umgibt sich der Entartete auch nicht mehr mit dem Schein des Schaffens und der Tat, kann er auch nicht mehr schöpferische und produktive Kraft vortäuschen, dann findet ein völliger »Umkehr des Lebensstromes« statt, kann er nur noch Werte vernichten. Neid, Haß und Geiz kennzeichnen diese Gruppe der Psychopathen. Neid und Haß gegen alle höheren geistigen Werte, Neid und Haß gegen alle produktiven Kräfte des Staates. Deshalb wühlen und hetzen diese Entarteten vor allem gegen den gesunden Staat, der sich auf der Zusammenfassung aller produktiven geistigen Kräfte des Volkes stützt, ja durch sie erst möglich wird. Deshalb versuchen sie das Geistige herabzuwürdigen und in Mißkredit zu bringen, deshalb versuchen sie alle geistigen Bande, die die Menschen zum Staat zusammenschließen, zu durchbrechen, deshalb nur sabotieren sie Sitten und Gesetze, fordern den staatlosen Zustand als die einzig berechtigte Daseinsform, wollen sie den kleinsten Baustein des menschlichen Staates, die Familie, zertrümmern, um eine staatliche Neubildung überhaupt unmöglich zu machen, und würdigen so den Staat zum Ameisenhaufen herab. Man sieht, es liegt System in diesem Wahn. Und die andern schaffen sich aus Neid gegen die geistigen Werte, die sie selbst nicht aufzubringen vermögen, ein Surrogat, das ihnen Befriedigung verschafft: im Geld. Raffgier und Geiz erfüllen ihr ganzes Fühlen und Wollen.

Wir sahen, daß die dem Staatsbau zugrunde liegende Idee die Idee e i n e s Meisters ist. Selbst kann er aber nur wirken und schaffen bis zu seinem Tode. Deshalb wird er, solange er lebt, geistig produktive Menschen als Helfer um sich sammeln, wird etwas von seinem Geiste auf sie ausstrahlen, damit sie berufen und auserwählt seien, auch nach dem Tode des Meisters die Träger des Staatsgedankens zu sein und das Werk nach der Idee des Gründers weiterzuführen; sie allein werden die führende Schicht im gesunden, normalen Staat bilden. Aber nicht nur in der Politik, auch in Religion und Philosophie, in Kunst und Wissenschaft werden die führenden Männer dieser Gruppe von Menschen angehören. Im gesunden, vollkommenen Staat werden politische und militärische Macht, Religion und Philosophie, Kunst und Wissenschaft zusammenwirken in e i n e m Sinne, und zwar im Sinne der der staatlichen Gemeinschaft zugrunde liegenden Idee.

Wir stellen fest: Im gesunden Staat werden nur die geistig produktiven Menschen die Berechtigung haben, sich auszuwirken und in führende Stellungen zu gelangen. Ein andrer Teil des Volkes, die sogenannten unteren Schichten, werden von vornherein von den staatlichen Funktionen ausgeschlossen sein. Das soll nicht heißen, daß die Grenzen zwischen diesen Schichten nun absolut starre seien. Es kommen Irrtümer vor, die wieder ausgeglichen werden müssen, Degeneration tritt in den oberen Schichten auf, geistig produktive Menschen werden in den unteren Schichten geboren und machen eine Verschiebung von hüben nach drüben nötig. Es wäre töricht, mit Geringschätzung von den unteren sozialen Schichten und ihren Berufen zu reden. Das Wort »untere« Schicht soll kein Werturteil bedeuten. Ist die Wurzel des Baumes wertloser als die Zweige, die Blüten und Früchte tragen? Ein guter Gärtner weiß, daß gerade die Wurzeln seiner besonderen Sorgfalt und Pflege bedürfen und in ihren berechtigten Ansprüchen zufriedengestellt werden müssen, damit der Baum sich entwickeln und Früchte tragen kann. Aber auch der Staatsbaum wird sich nur dann zu Schönheit und Kraft entfalten und Werte schaffen können, wenn die unteren Schichten, in denen er wurzelt, gesund und zufrieden sind. Es darf aber im gesunden, normalen Staat nicht so sein, daß a l l e n die Möglichkeit gegeben wird, sich zu den führenden Stellen im Staat zu drängen. Das würde nur zu einer Aufstachelung gewöhnlichen Ehrgeizes führen.

Im gesunden Staatswesen wird nicht der bloße Verstand, sondern der Wert der Persönlichkeit entscheiden. Solange ein Staat es vermag, produktive Menschen aus a l l e n Schichten des Volkes zu sammeln und in die führende Schicht zu setzen, so lange wird er von Bestand sein. Wehe aber dem Staatswesen, in dem andre Kräfte als die produktiv geistigen das treibende Moment für die soziale Schichtung abgeben!

Anders nun denken die Gründer der materiellen Geschichtsauffassung: Marx und Engels, auf die sich ja der heutige Sozialismus stützt.

Engels sagt: »Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist, daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen und Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderung und politischen Umwälzung zu suchen, n i c h t i n d e n K ö p f e n der Menschen, n i c h t i n d e r P h i l o s o p h i e, s o n d e r n i n d e r Ö k o n o m i e der betreffenden Epoche.«

Vielleicht haben sie recht, wenn sie behaupten, daß in e i n z e l n e n Epochen der Geschichte allein die wirtschaftlichen Faktoren die Haupttriebfeder für die soziale Gliederung im Staat gewesen seien, und vielleicht ist es tatsächlich heute wieder genau so.

Aber wird erst einmal in einer staatlich organisierten menschlichen Gemeinschaft die soziale Schichtung von der materiellen Produktion, dem

Besitz und dem Austausch dieser Produkte und nicht mehr von der Produktion geistiger Werte bestimmt, dann tritt notgedrungen eine Änderung der im gesunden, normalen Staat einzig möglichen Gliederung ein, und eine andre Gesellschaftsordnung bildet sich. Dann sind es nicht mehr die produktiven geistigen Kräfte, die die führende Schicht bilden, Rang- und Wertordnung bestimmen, dann sind es der Besitz materieller Güter und die Fähigkeit, sich materielle Vorteile zu verschaffen, und dies allein führt zum Aufstieg in die oberste Schicht. Dann ist nur die Schärfe des Intellekts maßgebend und die verstandesgemäße Gerissenheit in der Wahl der Mittel. Und die Triebfeder, die zum Emporsteigen auf der sozialen Stufenleiter anstachelt, ist gemeiner Ehrgeiz, Eitelkeit und Genußsucht — psychopathische Symptome. Dann charakterisiert ein »Alles ist käuflich!« die Gesellschaft, und auf allen, auch den geistigen Gebieten des Staatslebens ist der einzige Wertmesser der »Kurswert«, die Börse. Dann lockern sich die sozialen Bindungen auf den Höhen dieser Gesellschaft, dann ist der Nächste kein Mitmensch mehr, sondern ein Vordermann, ein Konkurrent, und ein forciertes Strebertum, wie wir es zu Beginn der psychischen Entartung beim Einzelmenschen feststellen konnten, hebt an. Dann aber kommt eine Hast und Gier ins Staatsleben, die führenden Stellen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens werden dem Wettbewerb preisgegeben, in dem nur der Verstand und nicht der Wert der Persönlichkeit entscheidet, und jeder muß, je höher er auf der sozialen Stufenleiter emporsteigen will, um so mehr Konkurrenten auf die Seite gedrängt haben. Dann ist der Schieber das Symbol einer solchen Zeit, der Schieber auf wirtschaftlichem Gebiet und der politische Schieber, sein Lakai, die sich als das »Passendste« erhalten. Dann hat der, der die materiellen Güter, der das Geld hat, die Macht und bestimmt den Wert. Dann wird selbst der Lump und Minderwertigste, wenn er sich unter dem Zwang der Gesetze zur Arbeit bequemt, Geld verdient und die gröbsten asozialen Verstöße meidet, noch als ein »nützliches« Glied dieser Gesellschaft anerkannt und gelobt. Wir aber meinen, daß nur der Wert der Persönlichkeit die Zugehörigkeit zu einer geistig staatlichen Gemeinschaft bestimmt.

Dann ist der Staat nicht mehr der Ausdruck der höchsten schöpferischen Kraft des menschlichen Geistes, dann ist es nicht mehr die Idee eines »höchsten Menschen«, die ihm zugrunde liegt, dann heißt diese Idee »öffentliche Meinung«, und das Votum einer geistig trägen Masse bestimmt den höchsten Wert: Vertreter des Staates und Volkes zu sein. In einem solchen Staat ist dann die Verkörperung des erstrebenswerten Vorbildes ein niederer Typus der menschlichen Art: der Durchschnittsmensch, und er allein bestimmt den Wert. Die Staatsgesinnung dieses Durchschnittsmenschen ist allgemein als »Utilitarismus« bekannt. Da nun in einem Staat, dem der Utilitarismus als »Idee« zugrunde liegt, der geistig schöpferische und geistig produktive Mensch den andersdenkenden Gefährten ein unangenehmer Konkurrent sein würde, so darf dieser Staat solche schöpferische Kraft gar nicht aufkommen lassen, sondern muß bemüht sein, eine Menschenart zu züchten, die an Gleichartigkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Alle drängenden, wirkenden, Neues schaffen wollenden Kräfte müssen gezähmt, »zivilisiert« werden, man muß recht friedliebend sein und sich mit einem bescheidenen Teilchen »Glück« zufriedengeben.

Dieser Züchtungsversuch scheint tatsächlich geglückt zu sein. Sehen wir unser Bürgertum an! Zurückgezogen von der rauhen, allerdings jetzt etwas unschönen Wirklichkeit, mit herabgelassenen Vorhängen, lebt es ein Leben, losgelöst von allen Gegebenheiten der Tatsächlichkeit, läßt alles apathisch geschehen, ist zufrieden, wenn man es nicht gewaltsam vom Leben zum Tode befördert, und verhungert lieber als verschämte Arme. Ein andrer Teil spintisiert sich in ein auch von aller Wirklichkeit losgelöstes, beziehungslos im Raume schwebendes Leben hinein, bei ästhetischen Tees, okkulten und theosophischen Sitzungen und wartet — wartet auf die Erlösung und das Morgenrot einer besseren Welt, auf die Wiederkehr des Tausendjährigen Reiches. Aber auch da, wo sonst in solchen Zeiten der Niederhaltung die nach Gestaltung suchenden Kräfte am stärksten stürmen und drängen: in der Dichtung, auch da finden wir beinahe auf jeder Seite die gleiche Gegenwarts- und Wirklichkeitsflucht, fühlt man, wie sich unsre Dichter in eine bessere Welt der Phantasie zu retten suchen, wie sie beständig ins Übersinnliche, Mysteriöse abirren, in individuellen Seelenschwingungen schwelgen, den Boden der Wirklichkeit verlassen, traumwandeln und auf Wolken schwimmen — ein femininer Zug. Ja, man fühlt förmlich, wie unsre Poeten Entsetzen packt vor allem Männlichen, vor Kraft, Schönheit und Macht. Die Siegerfreude, die männlicher Kraft aus den Augen strahlt, wird von ihnen entwürdigt und nur Tieren und Negern zugebilligt, aber nicht einem so gezähmten, so »zivilisierten« Menschen wie dem Europäer. Aber sehen wir uns um, wo Großes und Herrliches in der Welt geschaffen wurde, ob es aus solch »zivilisiertem« Brei geformt ward. Wenn es wahr ist, daß es ein Ehrenamt der Dichter ist, ein Volk aus seiner tiefsten Not herauszuführen, ein neues Geistiges zu wirken und die vielleicht nur schlummernden Kräfte jugendlich kühnen Heldentums aus Schutt und Asche erstehen zu lassen, so scheinen unsre Poeten nicht dazu berufen zu sein. Auch die

weitaus größte Zahl von ihnen ist vom psychopathischen Geist der Zeit angesteckt, und deshalb passen sie so recht als Träger der geistigen Funktionen dieses Staates.

Sind aber nun die führenden Schichten eines Staates an geistig produktiven Kräften verarmt und haben sich vollgestopft von gut funktionierenden Intelligenzen und Gedächtnissen, und fehlt ihnen das Beste, die im Instinkt wurzelnden geistigen Kräfte, der Wille zur Macht, zur geistigen Macht, dann sind sie nicht mehr berechtigt, die Führung im Staat zu behalten, sind sie untergangswürdig, und dem Staat droht der Verfall.

Dann kommt die Zeit, in der unsre Psychopathen anfangen, sich gar emsig zu regen. Sie merken, daß es faul auf den Höhen der Gesellschaft ist, daß die Kraft fehlt, die zur Führerrolle nötig ist, und im Gefühl ihrer eignen Ich-Überwertigkeit halten sie sich für ebenso berechtigt und geeignet, die Führer im Staat zu spielen, und wenn sie nur die vermeintlich damit verbundenen wirtschaftlichen Vorteile genießen möchten. Da aber auch unserm Psychopathen, wie wir sahen, jede produktive Kraft, die ihn auf den Weg zur Höhe führen könnte, fehlt, so steigt er hinab zu den Menschen, deren Leben im allgemeinen geistig träge, dumpf und stumpf dahinfließt, wirft sich in phrasenhaften Reden zum Wohltäter der Masse auf, und wenn diese unter wirtschaftlichem Druck zu leiden hat, dann hetzt er mit Erfolg gegen die verwundbarste Stelle und größte Schwäche der obersten Schicht, die zunächst noch als Stärke imponiert, gegen das Geld. Dann predigen sie den Kampf gegen den Kapitalismus, aber nicht etwa den Kapitalismus der Gesinnung. Nein, diesem sind sie selbst verfallen, nur daß nun einmal sie und ihre Anhänger die Vorteile genießen möchten. Dann hebt der Klassenkampf an.

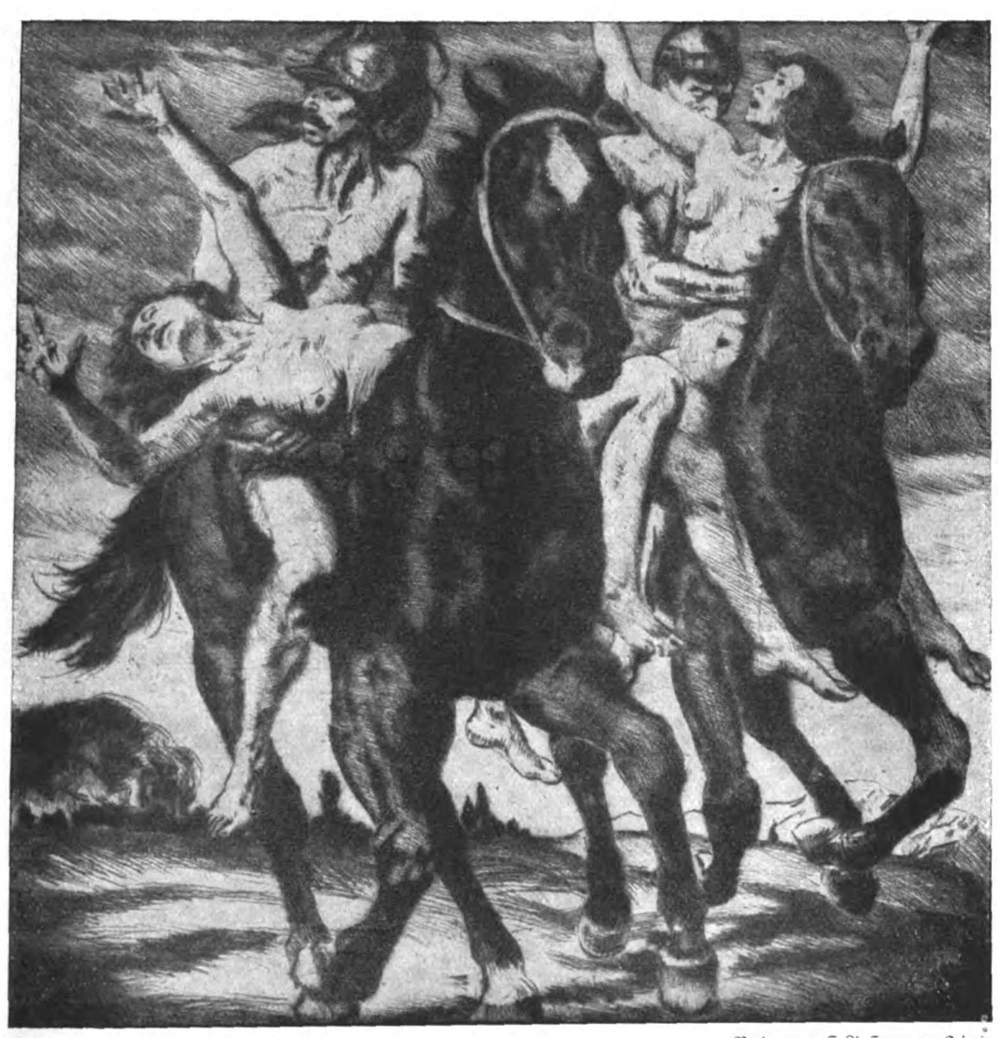
Und nun zeigt es sich, daß die oberste Schicht, in der ja jetzt nur die skrupellose Auswirkung des Verstandes maßgebend ist, in der die Parole gilt: Wie verschaffe ich mir den größten materiellen Vorteil?, in der der eine nur des andern Konkurrent ist, in der der bloße Egoismus herrscht, jetzt zeigt es sich, daß diese »Gebildeten« es nicht vermögen, sich zusammenzuschließen, weil sie ihre auseinandergehenden Privatinteressen nicht einem allgemeinen Interesse unterzuordnen vermögen. Daher sind sie dem Ansturm der durch unsre Psychopathen aufgehetzten Masse nicht gewachsen, das Auseinanderbersten der obersten Schicht erfolgt, und der psychisch entartete Agitator, der der Menge alles verspricht, wird von ihr auf den Thron gehoben. Ihre Führerrolle spielen diese Gaukler zunächst geschickt, da ihnen die nötige schauspielerische Raffiniertheit durch ihre ganze psychopathologische Veranlagung zu eigen ist. Verlangen aber Volk und Verhältnisse gebieterisch eine Tat, den Verfall des Staates aufzuhalten, dann fehlt den neuen Führern der Mut, weil ihnen die Fähigkeit zu einer neuen großen Idee, die erste Bedingung für jedes echte Werk, fehlt.

Jetzt, wo nun scheinbar alle noch vorhandenen Kräfte des Volkes versagt haben, den weiteren Verfall und endlichen Zerfall des Staates zu verhüten, gelangt die giftigste und gefährlichste Brut unsrer Psychopathen an die Oberfläche, Menschen, deren Fühlen und Wollen nur Neid und Haß ist gegen alles Herrliche und Große. Dann verdorrt das lebendige geistige Leben im Volke, und vom menschlichen Staat bleibt endlich nur das noch übrig, was er mit dem Tierstaat gemeinsam hat.

Das ist das Ende, zu dem uns das große »Fortschritts«zeitalter geführt hat: es soll der Mensch nicht mehr Mensch, Frau nicht mehr Frau, Kind nicht mehr Kind, Arbeiter nicht mehr Arbeiter sein. Man erfindet einen Menschen, wie ihn sich der nüchterne Verstand als zweckmäßiges, nützliches Maschinenteilchen im Staatsgetriebe zurechtgedrechselt hat. Alles natürlich Menschliche aber, was von Schönheit und Kraft zeugt, wird entwürdigt, die Natur soll vergewaltigt werden, und die ewigen Gesetze, nach denen das Schicksal unerbittlich die ihrem Wert nach verschiedenartigsten Menschen, Völker und Rassen gestaltet, sucht der menschliche Verstand zu sabotieren, streicht sie durch, stellt neue dafür auf, nach denen alles, was Menschenantlitz trägt, seinem Werte nach gleich ist. Alles Trennende sucht man auf allgemeinen Völkerverbrüderungskongressen zu beseitigen, und eine platte Masse, auf den größten wirtschaftlichen Nutzeffekt zugeschnitten, soll gezüchtet werden.

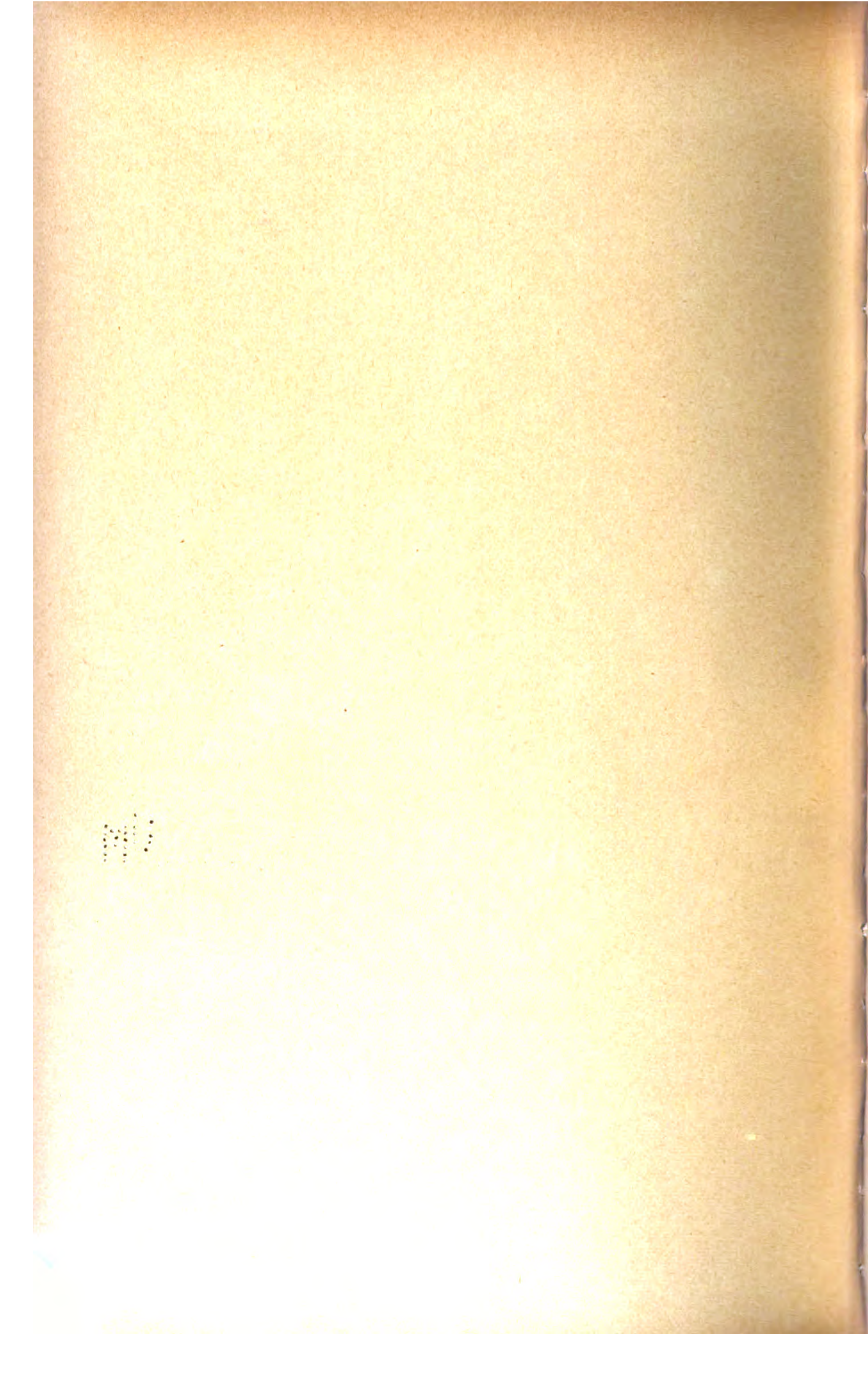
Auf der andern Seite richtet der menschliche Verstand neue Schranken auf, Schranken, die ihm sein ganz aufs rein Wirtschaftliche eingestellte Fühlen und Denken vorspiegelt, Schranken, die nur durch die Verteilung des Besitzes geschaffen sein sollen. Proletarier, Bürger und Kapitalisten, das ist die neue Klassifizierung der ganzen Menschheit. Und man wähnt, daß dieser Kitt, der die vom Verstande neu geschaffenen Menschengruppen zusammenhalten soll, stärker sei als die Verschiedenartigkeit des Blutes; und hinter dem Abschaum der Menschheit als Stoßtrupp herziehend, hofft man solche romantische Idole zu verwirklichen.

Soll das das Ende sein? Nein! Noch müssen und wollen wir glauben, daß im deutschen Volke genügend nach Gestaltung ringende gesunde Kräfte vorhanden sind, die ausreichen, eine neue Gesellschaftsordnung zu bilden und einen echten Führer und neuen »staatsgründenden Heros« aus den Trümmern des alten Staatswesens emportauchen zu lassen.



Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

Philipp Franck: Frauenraub





Löwenjagd — Verlag von Clemens Kauffmann in Berlin

Die Koppel unterm Sternenhimmel

Ein Kapitel deutscher Kunstentwicklung dargestellt an zwölf Radierungen von Philipp Franck

Von Friedrich Düsel

Nicht von dem Maler, auch nicht von dem Kunstlehrer und Kunstreformer Philipp Franck soll hier die Rede sein. Den Maler haben wir schon vor Jahr und Tag in den Begleitbildern eines eignen umfassenden Aufsatzes sprechen lassen und dann durch ein- und mehrfarbige Wiedergaben seiner Gemälde von Zeit zu Zeit immer wieder ins Gedächtnis gerufen; der Kunstlehrer, von dem der mit lebhaftem Beobachtungssinn und erquicklichem Humor begabte Mensch nicht zu trennen ist, hat sich selbst den Lesern vorgestellt in einer Reihe von Erinnerungen, die vom Taunus an den Wannsee führten und auf diesem Wege ein gut Stück deutscher Kunst und deutschen Lebens umfingen. Auch um den Graphiker, insbesondere den Radierer Philipp Franck handelt es sich hier nicht eigentlich, obgleich den gesondert und in sich geschlossen darzustellen eine höchst reizvolle Aufgabe sein könnte, schon weil sich da in der Beherrschung der Techniken und der Ausdrucksmöglichkeiten das Bild eines immer strebend sich Bemühenden, eines sich nie Begnügenden, nie Ruhenden, eines immer höher und weiter Greifenden offenbaren würde.

Gewiß ist auch in dem Dutzend neuer oder doch jüngerer Radierungen, die wir hier zusammenstellen, wieder ein technischer, ein handwerklicher Fortschritt zu beobachten, indem der Künstler nunmehr statt der seither geübten, vielen Zufälligkeiten und Halbheiten unterworfenen Ätzungen ausschließlich die »kalte Nadel« anwendet, die sicherer und konsequenter imstande ist, die Absichten freier künstlerischer Gestaltung zu verwirklichen. Aber das ist nur ein Begleit- und Neben-

umstand der Revolution oder besser des Fortschritts, der sich in diesen neuen Radierblättern vollzogen hat — einer Umwälzung von so allgemeiner Bedeutsamkeit, daß wir es wagen, in diesen Schöpfungen eines Einzelnen ein »Kapitel deutscher Kunstentwicklung« überhaupt dargestellt oder widergespiegelt zu sehen, ein lebendiges Kapitel, in dem wir noch lesen, das noch nicht abgeschlossen ist. den und ewig Bedeutsamen sich wölbenden Kunstideen und Kunstformen, die den freien, wenn auch immer noch naturgehorsamen Schöpferwillen der Phantasie und des Gedankens wieder in seine Rechte einsetzen.

Philipp Franck, der von Frankfurt am Fuße des Taunus nach Groß-Berlin an die Ufer des Wannsees verpflanzte, Professor, Inspektor der staatlich preußischen Zeichen-



Springende Pferde

Verlag von August Scherl in Berlin

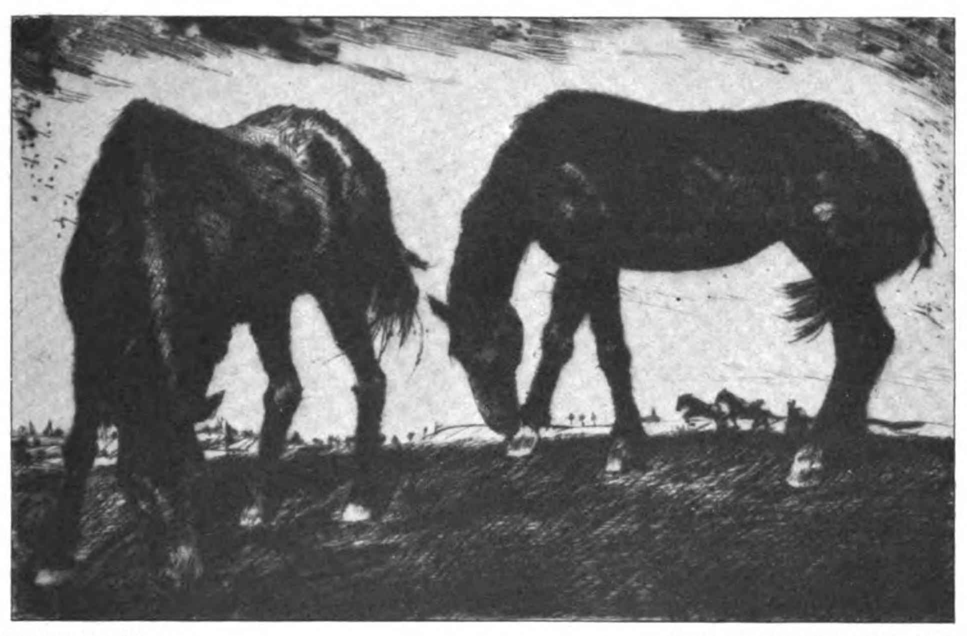
Überschrift? Wer die volltönenden Kunstausdrücke liebt, mag sagen: Vom Naturalismus über den Impressionismus zum Symbolismus und Expressionismus; wer darauf vertraut, auch in einer Andeutung verstanden zu werden, nennt das Kapitel ohne Scheu vor Romananklängen »Die Koppel unterm Sternenhimmel« und hofft, daß die Leser schon aus diesem Titel herausfühlen werden, wie der Weg unsrer Betrachtung gehen wird: von der saftigen und lebensvollen, aber doch auch nüchtern befangenen Naturgestaltung zu den hoch empor zum Bleiben-

schulen, Direktor der Berliner Kunstschule, war unter vielerlei Erfolgen, Ehrungen und Auszeichnungen ein Sechzigjähriger geworden, da erlebte er eines Tags ein neues Stirb und Werde. Da genügte ihm die durch den heiligen Naturalismus gebotene Beschränkung nicht mehr. Die Natur — das fühlte er — war ihm zu sehr ein starres Evangelium, um nicht zu sagen Dogma geworden. Ein Stückchen Natur mit all seinen Reizen — der Respekt davor und die Liebe dazu waren so groß geworden, daß die »Idee« dagegen als ein lächerlicher Popanz



Galoppierende Pferde — Verlag von Wohlgemuth & Lißner in Berlin

erschien. Einst, in seiner Jugend — das sagte er sich wohl — hatte diese unbedingte Naturanbetung Pflicht und Fortschritt bedeutet. Damals, als die allegorischen, ideenhaft verblaßten Damen der Nazarener den Kunstmarkt beherrschten, als die engen Atelierwände den Himmel verdrängt hatten und die braunen Töne der Werkstatt die liebe Sonne ersetzten. Zu jener Zeit war es wirklich und wahrhaftig eine frohe Botschaft ge-



Weidende Pferde — Verlag von August Scherl in Berlin


Pferde — Verlag von Rudolf Wagel in Charlottenburg

wesen, als die Darstellung eines Kohlfeldes, über das das Sonnenlicht flutet, zu einem würdigen Gegenstand der Kunst erhoben wurde, und getrost ließen es sich damals die jungen Düsseldorfer gefallen, daß die boshaften Kollegen jeden sich diesem neuen Evangelium in die Arme Werfenden einen »Kappes-Maler« nannten, wobei man wissen muß, daß »Kappes« auch dem Rheinländer in doppeltem Sinne Kohl bedeutet. Dann kam Franck nach Berlin und huldigte wie alle Jungen und Entwicklungsfrohen dem von Liebermann gepredigten und durch starke Kunstwerke bestätigten Impressionismus, dem das Wie alles, das Was wenig oder nichts war, dem das (von Manet) gutgemalte Bund Spargel mehr war als eine schlecht gemalte Madonna, dem der »Eindruck« hoch über das Gegenständliche ging, der sich aber selbst etwas vormachte, wenn er meinte, damit den Fesseln des Naturalismus entronnen zu sein.

Eine ganze Weile schwamm auch Philipp Franck in diesem Strome. Dann aber, als seine fünfziger Jahre sich zu Ende neigten, fand er, daß die enge Anlehnung an die Natur auch in dieser Form zu einer Sklaverei geworden war, die dem freien Schaffen überall Schranken aufrichtete. Wie, fragte er sich, nun bist du bald sechzig Jahre alt, hast seit fünfundvierzig


Danae — Verlag von Wohlgemuth & Lißner in Berlin

Jahren durchaus studiert mit heißem Bemühen, Pflanzen, Tiere, Landschaften und Menschen, und willst immer weiter von dem »Gelernten« so abhängig sein, wie du's in deinen jungen Tagen warst? Was haben denn die großen alten Meister gemacht, neben die du dich freilich nie zu stellen wagtest? Was machte Rubens, was Tiepolo? Sie nahmen das Gelernte, das Handwerkliche als eine ewige Grundlage, als ein Abc, aber sie blieben nicht darin stecken, sie die Kunst an. Und das Wort Heinrich von Kleists, gesprochen zu den »nachahmenden Künstlern«, fiel ihm ein: »Die Werke der alten Meister sollen die rechte Lust in euch wecken, auf eure eigne Weise gleichfalls zu sein.«

Wenn er sich dann im Stiegenhause der Würzburger Residenz das Deckengemälde Meister Tiepolos betrachtete und sich fragte: Was hat der denn getan, daß er dich so mächtig ergreift?, so fand er dies: daß Tie-



Pantherjagd — Selbstverlag des Künstlers

spielten frei damit, und das bloß »Richtige«, das äußerlich »Gesehene« war ihnen mitnichten das Höchste in der Kunst, sondern vielmehr das freie Walten der Phantasie, das schöpferische Gestalten, das innerlich Geschaute und Erlebte. Sieh doch nur hin, wie viel Zeichenfehler laufen doch bei Rubens mit unter! Kommt's denn darauf an? Es ist doch ein Unterschied, ob einer »verzeichnet«, weil er so gut zeichnen kann wie Rubens, oder weil er schlecht, vielleicht gar nicht zeichnen kann. »Richtig« zeichnet auch der gute photographische Apparat, aber hinter und über dem »Richtigen« fängt erst polo alles, was er darstellen konnte, Menschen, Götter, Nymphen, Heilige, Fürstbischöfe und Amoretten, Papageien und Kamele, Palmen, Obelisken, Schiffe und Wolken, in seine Arme nahm und zur Decke emporschleuderte, auf daß es dort als ein Bild der damaligen Welt, seiner Welt und Kultur kleben blieb. Gewiß, in seiner Art und Manier ihn nachzuahmen, wäre Verwegenheit und Unsinn gewesen. Keine Nachahmung taugt etwas, die nur Äußerliches übernimmt und wiederholt. Aber in seiner göttlichen Frechheit, in seiner selbstherrlichen Gestaltungsfreiheit konnte dieser venezianische



Amazonen — Verlag von Grauert & Zink in Charlottenburg

wohl ein anspornendes Beispiel sein.

Freilich, die Bedenken und Zweifel vor einem solchen Schritt blieben nicht aus. Dafür war Philipp Franck doch zu sehr Deutscher, Kind einer Nation und Zeit, die sich allzeit mit Zweifeln und Skrupeln geplagt hat. Was hätten zu solcher Vermessenheit die alten, immer noch verehrten Lehrer von der Düsseldorfer Akademie gesagt! Was sagte, wie warnte das eigne Gewissen! Doch der Wagemut des Sechzigjährigen siegte. Zunächst fing Franck mit der Verwirklichung der neuen Erkenntnis

Monumentalmaler des 18. Jahrhunderts, der in Barbarossas Trauungszug eine so geniale Leichtigkeit bewies, dem Sohne des 19. Jahrhunderts, der noch so rüstig in das dritte Jahrzehnt des 20. hinüberschritt, doch

ganz bescheiden bei seinen neuen Radierungen an, wie es die technische Revolution der »kalten Nadel« schon mit sich brachte. Ein Aufenthalt auf dem Lande, der ihm, dem gern auch mit der Schreibfeder in der Hand Gestaltenden, die ganz von der Sinnenfreude und dem Zeugungswillen der Naturkräfte erfüllte Tier- und Menschengeschichte »Die Koppel« schenkte (Berlin, Widder-Verlag), gab den Stoff. Pferde auf der Koppel: so wie sie waren, so wie sie sich auf der Koppel hielten und bewegten oder, ganz sich selber überlassen, ganz in und mit sich selber selig, unterm Sternenhimmel dahinstürmten, wobei nun doch schon die frei künstlerisch gestaltende Phantasie, wenn auch noch im Sinne des Impressionismus, das ihrige dazutat. Dann einen Schritt weiter!



Der Kampf um die Fahne — Verlag von Wohlgemuth & Lißner in Berlin

Warum bei dieser Naturbeobachtung haltmachen? Wenn der Künstler auf dem Gute seiner Freunde die nackten Knechte sah, wie sie auf den blanken Gäulen in den Koppelteich ritten — warum sollte er da den Koppelstier — Waldemar hieß er — in Gedanken nicht mit nackten Frauen beritten machen? Hier, wo alles Natur- und Lebenhafte in seiner animalischen Ursprünglichkeit so mächtig ans Mythologische erinnerte. Dann war ja die »Europa«, war der »Frauenraub« da. Haben etwa die Griechen die Natur verlassen, als sie ihre Götter schufen und ihre Göttergeschichten erfanden?



Europa — Verlag von Grauert & Zink in Charlottenburg

Also mutig vorwärts auf dem Wege! Zum Ausdruckswillen. Zum Expressionismus. Man soll sich vor dem viel mißbrauchten Modewort ncht scheuen! Es kann durch Übertreibungen in seiner Grund- und Urbedeutung nicht entwürdigt werden. Dem Wissenden und Erkennenden bedeutet es eins der ewigen, nie und nimmer zu entthronenden Ewigkeitsprinzipien gestaltender Kunst: den Ausdruck des innerlich Geschauten und Erlebten mit kraftvoll geprägten Mitteln, die sich an die mitschaffende Phantasie des Betrachters wenden. Handwerk plus Persönlichkeit — das ist hier die Formel. Das allein ist immer Kunst gewesen.

Zuerst also kamen in Francks neuen Radierungen die Pferde. Dann gesellten sich die Menschen dazu. Nicht in der bürgerlich-modischen Tracht, die so viel vom Naturhaften und Ursprünglichen verhüllt oder zerstört, sondern in »tierischer« Nacktheit, als weiblicher Akt. »Danae«, die im Goldregen



Europa — Verlag von Clemens Kauffmann in Berlin

den Zeus empfängt, oder »Leda«, die sich in wollüstigem Schauer dem in einen Schwan verwandelten Gott ergibt. Und die »Liebschaften des Zeus« erschienen in Radierungen als Mappe.

Die Pferde und Weiber zusammen ergaben den Begriff der Vorstellung der Amazonen, mit dem die Mythologie der Alten in nie wieder erreichter Weise die heroische Vermählung von Tier und Mensch gefeiert hat. Der »Kampf um die Fahne« und der »Frauenraub« entstanden, in variierenden Steigerungen, trotz den Rubensschen »Töchtern des Leukipp«, die in der Münchner Alten Pinakothek in unnachahmlicher Größe und Herrlichkeit triumphieren.

Dann eine Retardation, wie jedes Schaffen sie sich gönnen muß, wenn der Lauf zum Ziel sich übereilt, die Lunge des Läufers sich überhitzt hat. Jetzt, da sich die Phantasie in die Mythologie verrannt hatte, hieß die Losung: Zurück zur Natur! Pferde auf dem Acker, springende Pferde, Gespanne kamen wieder zur Darstellung. Aber sie sahen doch anders aus als zuvor, waren keine bloßen Ausschnitte aus der Natur mehr, waren des Zufälligen, Exakten und Kleinlichen entkleidet und deshalb doch nicht weniger wahr. Die »Springenden Pferde« führten zum Rhythmus, zu einer bewußten, gesetzmäßigen schwarzweißen Aufteilung der Fläche und somit zu einer stark betonten Komposition. Im Aufbau der Linien, in der Verteilung der schwarzweißen Flecken über die Bildebene zeigt sich ein freies, unbekümmertes Schalten mit den Formen und Vorbildern der Natur, und doch auch hier im einzelnen keine ehrfurchtlose Entfernung von der Naturwahrheit. Kontrapunkt — der Laie soll und braucht nichts davon zu wissen. Empfinden soll er ihn nur an der gesteigerten, zwingenden Sicherheit, am starken eigenmächtigen Leben in den Werken, an der Meisterung der Natur, die der Künstler mit Hilfe dieses Kompositionsgesetzes, dieser zu einer andern in gewissen harmonischen Verhältnissen geführten, aber melodisch selbständigen Tonfolge erzielt.

Und immer wieder, wenn Phantasie und Gestaltungslust sich allzu frei gebärdeten, diese Selbstkorrektur des Meisters an den Schöpfungen der obersten Meisterin, der Natur. Auch wenn sich Bedenken, Zweifel oder Erschlaffung einstellten, immer war sie es, die dem Ringenden die helfenden Arme entgegenstreckte. Es ging dem Künstler wie dem Riesen Antäus, der auch dann und wann die Mutter Erde berühren mußte, wenn er fühlte, daß seine Kräfte zu erlahmen drohten. Dabei wirkte sich als Segen der Erde eine immer wachsende Unabhängigkeit aus, ihren Zufälligkeiten gegenüber, nicht ihren inneren Wahrheiten und heiligen Gesetzmäßigkeiten. So führte der Weg aus der Knechtung in die Freiheit und bescherte dem Künstler das beglückende Gefühl, sich nun als Persönlichkeit in seinen Schöpfungen ungehindert ausleben zu können.

Nun wird man auch das Wort aus der »Koppel« richtig verstehen: »Nicht in der Wirklichkeit, nicht in der Wahrheit, wie sie i s t, steckt die Kunst und das Leben, sondern im Schein, in der Lüge, die aussieht wie Wirklichkeit. Wirklichkeit vergeht. Täuschung besteht. Erfüllung ist nichts, Sehnsucht alles.« Und das andre: »Ich will große Himmel malen, die über der Koppel stehen.«

Tau

Durch meinen tief verschlafnen Garten,
Mein Lieb, sind wir des Nachts gegangen,
Die zärtlichen, verschlungnen Hände
Erbebten noch im Glücksverlangen,
Und unsre Lippen tauschten Küsse ohne Zahl.
Am Morgen geht im ersten Sonnenstrahl
Der Gärtner tief in dumpfen Alltagsträumen,
Voll Sorgen, weil die schwüle Sommernacht
Den Rosen, Fliederbüschen, Bäumen
Ersehnten Regen nicht gebracht.
Doch sieh! Des Alten Augen weiten
Sich staunend, als er im Vorüberschreiten
In allen Kelchen matte Perlen schaut.
„Ein Wunder!“ sagt er. „Es hat doch getaut!“ —
Mein Lieb — die Perlen in den roten Rosentiefen,
Es waren unsre Küsse, die dort selig schliefen.

Margarete Kannengießer



Vogtländischer Bauerngarten

Das Vogtland

Eine Studie von Kurt Arnold Findeisen

Mit neun Abbildungen nach Blättern von Alfred Hofmann-Stollberg

Dort, wo sich die ragendsten der deutschen Mittelgebirge einander zuneigen, das Erzgebirge von Sonnenaufgang, der Thüringerwald mit dem Frankenwald und das Fichtelgebirge von Mittag und Sonnenniedergang her, haben seit Jahrhunderten Kriegshorden und friedlich wallende Völker, knarrende Räder und Wanderfüße zwischen Thüringen, Sachsen, Böhmen, Bayern herüber- und hinübergewechselt. So ist dieses Gebiet ein Durchgangsgebiet und für die weiland kaiserlichen Herren Deutschlands von jeher ein wichtiges Stück Besitz gewesen. Darum haben hier seit dem 11. Jahrhundert kaiserliche Vögte gesessen und mit strenger und streitbarer Hand regiert. Das Vogtland heißt aus diesem Grunde das Land noch heute. Freilich, die Vögte von Weida und Plauen sind nicht mehr die Hüter des Rechts in diesem deutschen Winkel. Die Grafen von Reuß, die Burggrafen von Nürnberg, die Könige von Böhmen, die Markgrafen von Meißen haben sich im Lauf der Jahrhunderte hineingeteilt. Ein reußisches, bayrisches, böhmisches, sächsisches Vogtland kann man heute unterscheiden. Aber, wie die Staatengrenzen auch laufen: die Landschaft, die sich hier aufbaut, und der Menschenschlag, der hier geboren wird und stirbt, ist nicht reußisch, bayrisch, sächsisch, sondern eben gut vogtländisch. Und von der vogtländischen Landschaft und ihren Leuten will ich erzählen.

Nicht wolkenhohe Berge türmen sich auf im Quellgebiet der Saale und der weißen Elster, nicht Ebenen, stundenweit zwischen zögernden Strömen gebreitet, dehnen sich von Himmelsrand zu Himmelsrand, sondern zahllose Hügel kauern beieinander, so dicht, daß man an die Maulwurfshügel einer Wiese denken kann. Auf ihren Grünsteinkuppen steht hoch und jugendfrisch der Fichtenwald, von Lärchen-, Kiefern- und Tannenbestand unterbrochen. In den Tälern, die sich, oft klippenvoll und tiefgefurcht, zwischen ihnen verbergen, schäumt ein eiliges Wasser unter Erlen und Weiden hin, ein Gerinnsel, das Farnkraut und Moos mit Diamanten überstäubt und sich in hundert kleinen Schnellen überstürzt, ein Bach, der Forellen beherbergt und schlammgraue Muscheln mit selten köstlichen, mattschimmernden Perlen, ein Fluß, der über Schützen und Wehre lärmt und in Mahl- und Schneidemühlen tropfende Räder treibt. Denn Wassermühlen gibt es im alten Gau der Vögte so viel wie anderswo Kirchen, Kapellen, Wirtshäuser; fast in jedem Tälchen hockt eine an einem feuchten Graben unter



Heinersgrüner Kapelle

Fliedersträuchern und Holundergebüsch. Fichten gibt es im Vogtland so viel wie in der Heide Kiefern, im Schwarzwald Tannen, am Rheinstrom Wein und Obst. Das grüne Vogtland nennen es ja die Leute; halbe, ganze Tagereisen lang rauscht nichts als Welle, Wald und Wind. Stundenlang ziehen sich Wiesen an Hängen und Ufern hin, Wiesen, die im spät anbrechenden Frühling von Butterblumen gelb und im Sommer von Sauerampfer rot sind, auf denen im hellklaren Herbst, wenn die gefleckten Kühe weidend schreiten, die Zeitlosen wie violette Feuerchen glühen, über die im frühkommenden Winter das hungrige Hochwild wechselt und der Kreuzschnabel huscht, der geliebte kleine Sonderling, der in der Christnacht sein Nest baut und im Schneegestöber die Jungen ausbrütet. Und zwischen Wiese und Forst ward das Land in Felder aufgeteilt, die sich in schollenbraunen, saatgrünen, ährengelben, stoppelgrauen Vierecken ineinanderschieben. An ein paar Kartoffelzeilen freut sich jeder Häusler im Dorf, jeder Bahnwärter am Schienenstrang. Roggen, Hafer, Kraut, Rüben und Klee betreuen dazu die Bauern, die mit eignen Gespannen pflügen. Gerste und Weizen bauschen sich dazu über der wuchernden Scholle der Rittergüter.

So schmückt sich mit all den gesunden Leibfarben der Mutter Erde dieses Stück deutsche Heimat. Dazu ward ein Netz schimmernder Wege über seine Hügelnatur gespannt, Rainpfade an Heckenrosen hin, in denen Meisen und Rotkehlchen nisten, Wiesen- und Waldstraßen, von Ebereschen umsäumt, altberühmte Chausseen, auf denen die Weltgeschichte dahergekommen: Hermunduren, Sorben, Sachsen unter Heinrich 1. und Otto 1., christliche Sendboten der Bistümer Zeitz und Bamberg, Kaiser Karl 4., der auf dem Schlosse zu Mylau vorübergehend Hof gehalten, der schwarze Tod und die Hussiten, Karl 5., Holck mit seinen Scharen, Wallenstein, Napoleon, Lützower Jäger mit Theodor Körner als Adjutanten, schwarzrotgoldene Achtundvierziger und davor, dazwischen, dahinter Schemen und Schattenheere, deren Namen kein Chronikbuch meldet. — Blitzende Schienen schweifen durch die Täler und über die Höhen, über den Göltzsch- und den Elstergrund von Und | weltbekannten, tollkühnen Steinbrücken getragen;



Alter Stadtturm (Nonnenturm) in Plauen (Vogtland)



Vogtländisches Bauerngut

unzählige Fremde führen sie zwischen Nord und Süd hin und her, leiten sie an die heilkräftigen Brunnen von Bad Elster und nach Brambach am Kapellenberg, wo eine der stärksten Radiumquellen der Erde sprudelt.

In den Dörfern, die teils sorbische, teils germanische Gründungen sind, reihen sich die sauberen Bauerngüter meist um einen linsengrünen Teich, um den Herrenhof und die schiefergedeckte Kirche, die oft noch inmitten der Zypressen des Gottesackers steht und im Inneren wohl gar einen kostbaren geschnitzten Altar birgt. Die niedrigen Häuserchen gucken friedlich weißgetüncht aus Aurikeln, Rosen und Georginen. Balkenbogen, nicht selten schlicht verziert, tragen das einzige Obergeschoß. Hölzerne Käfige mit Hänfling, Zeisig und Stieglitz darin, dem heimatlichen »Waldgesang«, hängen über der halbgeteilten Tür. Ein greiser Birnbaum breitet schützende Arme über die Schindeldächer von Taubenschlag, Stall und Scheune. In geschlechtergeheiligter Eigenart schließen sich die ländlichen Bauten zu einem gemütvollen Ganzen zusammen. Aber da und dort steht schon in langgestreckten Rohziegelgebäuden an einer verdrießlich rasselnden Stickmaschine die neue Zeit, die allgewaltig zwischen den qualmenden Schornsteinen der Städte regiert. Hier starren in endloser Flucht die Fenster der Fabriken, der Spinnereien, Färbereien, Bleichanstalten, all der zahl-



Vogtländisches Dorf



Musikanten

reichen Wirkstätten der berühmten Waren, der Spitzen, Schleier, Gardinen, der Kleiderstoffe, Tücher, Teppiche, die das Vogtland in alle Welt entsendet. Mit Plauener Spitzen schmückt sich heute wie ehedem die englische Miß wie die reiche Plantagenbesitzerin in Pretoria. Gardinen aus Ölsnitz, Auerbach, Falkenstein zieren die Mietkasernen der heimischen Industrieviertel wie den Palast des Petroleumkönigs im Dollarland. Tücher aus Treuen, Reichenbach, Elsterberg liegen zur Schau in den Basaren des Orients wie in den Warenhäusern von Rio de Janeiro und Mexiko. Und nicht weniger begehrt und gelobt sind die Dinge, die von Markneukirchen und Klingenthal über die fünf Erdteile wandern: Geigen, Bässe, Zithern, Gitarren, Mandolinen, Trompeten, Posaunen, Flöten, Klarinetten, Harmonikas, Trommeln, Pauken und Spieldosen. An ihnen freut sich, trotz aller Völkerverhetzung, Europa ebenso wie Asien.

Heimindustrie bringt in der Hauptsache diese Instrumente hervor, und unter den Menschen, die sie in Arbeitsteilung mit hunderterlei geschickten Handgriffen entstehen lassen, mag vereinzelt auch der wirkliche Vogtländer noch zu finden sein, der Vogtländer vom alten Schlag, der am besten zwischen Wald und Wuchs, in der Friedsamkeit der an den Hang gelehnten Hütte gedeiht, der, verwurzelt mit seiner Ahnenerde, noch heute am Herzen der Natur ein stilles, beharrliches, anspruchsloses Leben lebt. In den Fabrikbezirken, vor allem der großen Städte, ist er ausgestorben.

Der unverfälschte Vogtländer ist am sichersten an seiner rauhen, wenig biegsamen, dem Fränkischen verwandten uralten Sprache zu erkennen: »Matz, Matzel, wos hot's denn?« unterhält sich ein solcher, ein bejahrter einschichtiger Dorftischler (der »Aasiedel«, das heißt: Einsiedler des bodenständigen Mundartdichters Louis Riedel) mit dem Gevögel, das in ungestalten Käfigen um ihn herum in der niederen Stube hängt, und das er zu füttern vergessen hat. »Ach su! ihr wott (wollt) wos ho'm (haben)! 's is scha (schon) üm zehne und a Stunn (Stunde) zu speet! Nu, wart ner, Matzel, gleich, gleich!« — Er legt 'ne Hubel (Hobel) hie und schleißt sei Wandschränkel auf und nimmt's Butterweckel raus und zeiht's Messer aus der Husentasch und schmiert verneh (vorerst) ne Stillitz (Stieglitz), ne lautsten Schreier, a Schminkele Butter af sei Sprungstengel. »Da, mei Matzel!« Itze is der zefrieden, ober üm su lauter sei de annern z'samm, es is a Gehupf und Geflatter in ne Steinge (in den Steigen), aß en 'r denken könnt, 's wär a Katz oder su wos drüber. Ober ball sei se alle zefrieden gestellt. Der Fink kriegt sei Spitzele Butter und der Pap, der Grünitz (Kreuzschnabel), aa und der Gimpel a weng Hühnerschärrlich, dös scha parat leit (liegt), und 's Rutkelle (Rotkehlchen) an 'n Mehlworm und der Zeisig und der Hänfling a weng gequetschten Hamf und a weng Rübsen drunter. Und noochert krieng aa de Taum (Tauben) ihre paar Händ voller Gerscht. Und de Katz, die vun' Fenster rohgehupft is un üm 'e Tischer (Tischler) rümschmiert, kriegt ihr Schälle (Schälchen) voller Millich, und zen Pinsch (Pinscher), der unner der Hubelbank vürkreicht, sogt er und streichelt'n über'n Kopf: »Wart ner, klei Hundel, itze frühstück iech aa, und do kriegste scho wos miet dervah.« Und er langt's Brut aus ne Schränkel raus und a geraacherte (geräucherte) schwarze Worscht und schnad't (schneidet) siech Bissen üm Bissen oh und derzwischen nei, 's Brut a weng grösser und de Worschtbrocken a weng klaaner, ann' üm annern (einen um den andern), aa san'n Hundel. Und derbei redt (redet) er ball mit ne Hund: »Gelle, Pinsch, dös is gute Worscht? Do müß m'r uns noh aane dervoh kaafen; gelle?« Und zer Katz wieder sogt er: »Nu Miez, schmeckste 's, aß sie von der Mühlhanne is? Gelle, 's is a weng ze viel Wasser neikumme dösmal?« Und

noochert (nachher) rieft (ruft) er wieder san 'n Stillitz ab: »Stillitz, schmeckt's? Möchtste noch a weng?« »Stillitz! Stillitz!« rieft der. Und nu kriegt er noch a Spitzel Butter, gerod wie der Fink und der Grünitz, die sehnlich zuschaun und hinundherhupfen, wie der Stillitz noch amol kriegt. Und wie der Maaster sei Brut 'gessen und a klaans Kümmele zer bessern Verdauing drauf gegossen hat, nu tritt er nah zen Gimpel und fregt: »Nu Matz, wöll' m'r aans pfeifen?« Und er pfeift vur: »Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann!« Und der Gimpel fällt ei, und wie se 's zehmol mitenanner gepfiffen ha'm, nu kah der Gimpel aa de zwaate Klauſ' (Zeile) allaane, kriegt sei Stückel Zucker derfür, und der Maaster greift wieder zen Handwerkszeig, und »gsch—t, gsch—t!« fährt der Hubel wieder über die Breeter (Bretter). — Also der Mundartdichter dieser Landschaft!



Erzgebirgischer Bauer

Und die liederfrohen Burschen und Mädchen, wenn sie sich, was heute leider nur noch selten geschieht, zum »Summerhaufen«, zum gemeinschaftlichen Sommerabendgang, unter der Dorflinde zusammenfinden oder in der »Hutzenstube« und auf dem Tanzboden, singen wechselweise, vom Chor begleitet:



Volkslied

»Söll m'r (Sollen wir) net lustig sei,
senn guh (sind ja) net krank, net krank:
unnre paar leding Gohr (ledigen Jahre)
dauern net lang«,

oder zur Kirchweih-, Kirmeszeit:

»Wenn de Kerwe kümmt hera,
gett dös gute Essen a;
wenn de Kerwe is vorbei,
essen m'r wieder Wasserbrei!
Rulladirallala, rulladirallala, rulladirallala, rulladihee!«

Die jungen Männer trugen früher dabei zu blütenweißen Hemdärmeln und einer Schirmmütze Halbschuhe mit Messingschnallen, weiße Strümpfe, kurze lederne Hosen, eine buntseidene Weste mit blitzenden Knöpfen und ein seidenes Halstuch, das unter dem aufrechten Hemdkragen zusammengeknüpft war. Die Mädchen, ebenso beschuht, stolzierten in kleingemusterten, faltenreichen Seidenröcken, Fransentüchern, schwarzem Samtmieder und bauschigen Schürzen, deren Bänder in einer kunstreichen Schleife um die Hüften geschlungen waren. Bei den Frauen kam noch ein besonderer Kopfputz, die oft sehr kostbare Buckelhaube mit dunklen, spitzenumsäumten



Vogtländischer Bauer

Flatterbändern, hinzu. Alle Farben dieser weiblichen Gewandung hielt ein wundervoll abgestimmtes charakteristisches Violett zusammen.

Die Vogtländer haben außer ihrer Mundart und ihrer im Verschwinden begriffenen Tracht noch ein paar andre auffallende Merkmale: Sie sind Fremden gegenüber wortkarg, mißtrauisch, grob, ja sogar ein wenig hinterhältig und lassen um alles in der Welt nichts von dem weichen Herzen spüren, das sie in sich tragen. Untereinander sind sie gastfreundlich, hilfsbereit, mitteilsam, oft aber auch rechthaberisch, starrsinnig, immer zu Scherz und Witz geneigt. Und gerade das Witz- und Spitzfindige ihres Wesens, das sich häufig in derbem Spotte äußert, macht sie manchmal unbeliebt. Daß sie über einen hellen, leidenschaftlichen Geist verfügen, bezeugen neben der tapferen Komödiantin Karoline Neuber aus Reichenbach, neben trefflichen Dichtern wie Julius Mosen aus Marieney bei Ölsnitz, Julius Sturm aus Köstritz und Musikern wie Heinrich Schütz aus demselben Orte die großen Erfinder und Gelehrten, die dem Gau der Vögte entstammen: der Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner aus der Gegend von Hof, der Feuerzeughersteller und »vogtländische Prometheus«, und der Volkserzieher Friedrich Dittes aus Irfersgrün bei Lengenfeld, Johann Friedrich Böttger aus Schleiz, der zum erstenmal in Europa Porzellan machte, und Georg Samuel Doerfel aus Plauen, der vor dem Engländer Newton den Wunderweg eines Kometen genau erkannte und nach dem darum ein Berg im Monde benannt worden ist.

Eine Sonderheit jedoch hebt die Vogtländer über manche ihrer deutschen Stammesbrüder weit hinaus. Das ist ihre rührende Heimatliebe. Gewiß ist das Heimweh eine allgemein germanische Eigenschaft. Gewiß halten alle deutschen Völker treu zur Scholle ihrer Väter. Wie aber die Söhne und Töchter der Elster- und Saalelandschaften an ihrem grünen Erdenwinkel hängen, das ist fast ohnegleichen, das erinnert an das bedingungslose Heimatgefühl der Schweizer und Tiroler. Nicht zufällig ist Julius Mosen der Dichter des deutschen Heimwehs geworden. Nicht ohne besonders triftige Gründe bekennt er in seinen Werken:

»Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimatliche Erde des Vogtlandes gemeinsam gehabt. Wie es Menschen gibt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine gewisse Gemütsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das vogtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesentäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgendein Geheimnis verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunklen

Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, welche etwas in einem fremden Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und zwecklos weinend am Wege stehen. — Heimat! — Welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben die Heimat verloren, deshalb sind wir auch alle so unglücklich! Heimat, Vaterland, Glauben und Frieden, das alles ist dahin! Dafür haben wir schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: Unsre Heimat ist die Welt, unser Glaube die Freude und unser Frieden? — der Kampf! Als ob nicht die Heimat das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimatlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte! Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimaterde? Wurzelt die eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der andre mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen. — Was ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Täler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!«

Ein Land, dem so sehnsüchtige Worte gelten dürfen, Menschen, denen ein solch inbrünstiges Geständnis zugeeignet werden kann, müssen einen geheimnisvollen Zauber in sich bergen. Glauben wir, daß dem Kindheitskanaan Julius Mosens ein solcher Zauber in Wahrheit verliehen ward. Möchten ihn recht viele deutsche Wanderer an sich wirksam werden lassen, um dann zurückzukehren zur eignen Heimat mit um so tieferer und stolzerer Freude am eignen Mutterland!

Letzter Waldweg

Ach, mein Wald, ich lag so lang, so lang,
Lag gefangen schon in Grabesnacht!
Träum' ich? Hör' ich, wie der Kuckuck lacht?
Hör' ich deinen leisen Wipfelsang?

Zweifelnd lächl' ich zu der Rufe Zahl,
Zähl' am Stumpf der Buche Ring um Ring;
Ach, sie stand, als ich zuletzt hier ging
Und hinüberschaut' ins blaue Tal!

Treuer Freund, so heiß aus banger Haft
Sehnt' ich mich nach Baum und Blüt' und Blatt.
Und nun saug' ich mich noch einmal satt,
Du mein Wald, an deinem Duft und Saft.

Einmal noch! Hab' Dank! Der Abend graut,
Freundlich nickst du — und der Kuckuck schweigt;
Und ich schwinge mich erquickt und leicht
In mein Heimattal, das droben blaut.

Fritz Erdner

An himmlischem Ort

Novelle von Hedda Sauer

II (Schluß)

Die Jungvermählten saßen im Wagen und fuhren, das kleine Bahnhofsgebäude mit dem Kranz roter Pelargonien und den verwehenden Schleifen bläulichen Rauches hinter sich lassend, der Kinderheimat entgegen.

»Laß mich,« hatte Lena nach der Hochzeit zu Maximilian gesagt, »laß mich, ehe wir das neue Leben anfangen, noch einmal dorthin, wo ich so gern war.«

Nun nahm es sie auf, vertraut und doch mit einem wunderlichen neuen Zauber, das alte Kinderland. Die Landstraße, sonnig, einsam, staubweiß; ein Weg, der zurückführte in die ahnungsvollen träumerischen Tage. Kiefernwäldchen ihr zur Seite, mit trockenen rötlichen Stämmen, denen die grünlichweiße Krone entquoll; zu ihren Füßen kleine violette Blumen, aus Staub und Sand geboren; am Kreuzweg, im Wimperschatten einer jungen Linde, die Johannesstatue mit sternumwundenem Kopf.

Dann, als die Straße zum Fluß abbog, feuchte Wiesen, gewebt aus den langen Fäden frischer Grashalme, inmitten der grünen Fläche eine einsame Eiche, deren Laub mit breiten Strichen in dunstige Vormittagsbläue lief. Der Fluß schien stillzustehen, seine sanften Wellen waren in Linien gebannt wie in die eines Brokatmusters. Er fließt aber doch, dachte Lena, und ein Gefühl kam über sie, als sei nicht nur ein Jahr, sondern lange Zeit vergangen, seit sie dies alles zuletzt gesehen; als hätte sich ihr Leben, das damals in holder Zeitlosigkeit geatmet hatte, seither in raschem Ablauf erfüllt.

Sie fuhren durch das Dorf; vor der kleinen Kirche mit dem braunschindeligen Glockenturm ballten sich Kastanienbäume, von zackigen Flecken tiefblauen Himmels wie von Schwalbenflügeln durchrissen; unter ihrem Baldachin, von den Fittichen der Zweige gestreichelt, stand eine Madonnenstatue, lehmgrau, wie aus Staub und Kot des Weges geformt, dem Himmel aber doch verwandt durch den Sonnenstreif ihres Heiligenscheins. Scharen von Gänsen schaufelten mit breiten Füßen und hängenden Flügeln den Staub der Straße; Kamillen durchbrachen mit ihrem Weiß und Gelb den kurzen Rasen, der in Inseln auf dem Dorfplatz schwamm. Weiter hinaus, an einer Biegung des Weges sah Lena über den Giebeln des heimatlichen Hauses die Wolken der hohen, alten Bäume schweben. Sie deutete darauf hin, und Maximilian faßte ihre Hand, glücklich, das Heim kennenzulernen, aus dem sie gekommen war.

Als sie im Lächeln erfüllter Liebe und Zärtlichkeit durch das große Tor fuhren, aus dem einst Großvater und Großmutter ins Abenteuer gingen, und Lena sich, aussteigend, von den bekannten Erscheinungen, den schlanken blonden und rothaarigen Prinzessinnen, den hochstämmigen Rosen, von den fließenden Schleiern des Weidenbaumes, von Ulme, Ahorn und Esche umgeben sah, war ihr erster Gedanke: Wie vertraut, wie lieb, aber auch wie öde, still und in der Sonne verzaubert! Und so erschien ihr auch das Haus, das stumme, gläserne, durchleuchtete Gehäuse von einst, nur daß sie jetzt in ihm die pochende Uhr ihres Herzens hörte.

Am ersten Morgen, als Maximilian noch schlief, weckte sie die blendende Sonne, das Summen der Fliegen, die den holzgeschnitzten, vergoldeten Kronleuchter umschwebten.

Über die altmodischen schmalen Batistkissen mit dem Namenszug der Großmutter breiteten sich Lenas schwarze Haare; sie konnte durch den kleinen Vorgarten, durch ein Gitter von Lilien und grünen Stäben hinaus auf die Landstraße sehen; nichts war hörbar als das Knarren eines langsamen Wagens und schläfriges Hähnekrähen. Zuerst blieb sie wie erstarrt in Wunschlosigkeit, in einem verzauberten Stillstand; dann aber gingen ihre Gedanken zurück in die letzte Zeit, zu dem sonderbaren Gemisch von Empfindungen, das sie Maximilian entgegengeführt hatte. Hier, wo die Quellen ihres Blutes entsprungen waren, verstand sie sich besser, aber auch das, was sie hier, einst als Erscheinung, umgab, in der Erinnerung als Bild, wurde ihr jetzt als Sinn lebendig und floß über in den Sinn ihres eignen Daseins. Gestern in den Zimmern ihrer Mutter war ihr deutlich geworden, wie diese aus der Umarmung des Lebens sich weggewendet hatte zu Dingen, aus denen Weihrauch stieg oder Geist; in dem Raum mit den Moderflecken hatte sie begriffen, wie sie selbst in Ungeduld und Trotz ihr Dasein hatte zerstören wollen, als sie Maximilian die Hand reichte. Und beim Anblick dessen, der kaum noch lebte, nur mehr atmete, seit den einen die Erde barg, und nichts mehr liebte als die Boten aus dem dunklen Reich, die Bäume — bei seinem Anblick hatte sie nachgefühlt, wie man, getrennt von dem, der den Inhalt der Tage bedeutete, nichts mehr lieben konnte als die Erinnerung an ihn.

Schleier fielen von ihrer Seele; was sie in mädchenhafter Gebundenheit nicht gewußt und nur geahnt hatte, das wurde ihr klar: in eine große Einheit der Linie war ihr das Ererbte und Erlebte geflossen; auch väterliches Blut hatte in dem stolzen Impuls geklopft, der sie von Andreas weggeführt — aber, die Augen auf die ruhelos den Kronleuchter umkreisenden Fliegen gerichtet, dachte sie auch noch dies Letzte, Eigenste: War es Stolz, war es nicht ein Ge-



Max Rabes: Stade

fühl, das mir zuflüsterte: Mach' dich frei von ihm, dann wird er dein, und wenn du es innerlich nicht kannst, dann wenigstens äußerlich!

Das war ihr Morgen, und wenn Maximilian bei den Büchern saß, still und heiter, dann ging sie hinaus aus Hof und Garten, als seien sie ihr zu eng, und wanderte auf schmalen, staubgrauen Wegen zwischen Getreidefeldern, die hoch und blond ihrer Vollendung entgegenreiften, immer weiter. Die Ebene, reich und duftig, war ein Bild ihrer Sehnsucht, immer weiter den Blick entführend bis an einen fast unwirklich fernen Horizont. Sommerwolken, weich und rund wie die Wipfel schöner, großer Bäume, schwebten über dem Lande, Himmel und Erde trugen wunderbar geeint dieselben Züge. Wenn sie nach Hause kam, stand er schon vor dem Tor und sah nach ihr aus mit der stillen Sicherheit erfüllter Liebe.

»Wie gütig du dich in alles findest!« hatte sie ihm gesagt, als er sich freundlich in den Kreis der alten Leute des Hauses fügte; und er hatte geantwortet, das sei ihm gar nicht schwergefallen, es sei so hübsch bei Tisch, wenn obenan der Großvater, mit schwarzem Seidenkäppchen und breiter schwarzseidener Halsbinde, still und bildhaft sitze, rechts und links die Tanten mit den hohen, sanften Stimmen und den feinen, zerknitterten Gesichtern, die ein wenig aussähen wie verwelkte Rosenblätter, weiß mit bräunlichen Schatten.

Alles gefiele ihm: das Tischtuch mit den eingewebten Pfirsichen und Weintrauben, Abbild derer, die draußen am Spalier reiften; die aus Weiß und Grün geflochtenen Altwiener Teller und Schüsseln, die Gläser, zart wie Kelche durchsichtiger Blumen, gefüllt mit honigschwerem Wein — und alles duftüberhaucht von den Elfenbeinblättchen blühenden Jasmins.

Am späten Nachmittag saßen sie dann zusammen im Garten auf der kleinen Holzterrasse, von der man über die Mauer hinweg sehen konnte in den Glanz und die Einsamkeit der Ebene, bis dorthin, wo am Horizont ein runder Hügel wie ein großer blauer Mond über den Rand der Felder aufstieg.

Mit derselben innigen Zärtlichkeit wie ihre Schönheit suchte Maximilian ihre Seele und öffnete die seine vor ihr, so daß sie tief hineinsehen konnte in das Wesen des edlen Mannes.

Hingegeben war er an sein Werk und an sie, doch über dem, was er liebend umfaßte, stand ihm noch Höheres. Als Teil eines großen Ganzen fühlte er sich, gab weiter, was er erhielt, und wollte nichts bekommen, was er nicht verdiente. Die Angelegenheit jedes Einzelnen war die seine und die seines Landes auch.

»Du könntest dich«, fragte Lena, »für andre oder für eine Idee opfern wie einer, der ohne eigensten geistigen Wert ist?«

»Gewiß,« antwortete er, »und daß ich es könnte, das ist mein Glück. Wie arm wäre ich sonst, losgelöst aus den großen Verbänden!«

Lena schwieg und sah hinunter in ihren Jugendgarten, dessen Bäume gerauscht hatten, als sie ihre Heldengeschichten las. Schritt um Schritt hatte er, an den sie nicht denken wollte, sie von ihren Idealen weg und zu seinen Ideen gedrängt; aus allen Banden sie gelöst, von allem entfernt, bis sie allein mit ihm war und doch einsam.

Maximilian sah sie fragend an, und so sagte sie endlich: »Ich kann nicht so fühlen wie du — meine Möglichkeiten und meine Grenzen sind in mir selbst, und ich kann nichts andres lieben als die Schönheit und einen Menschen.« Sie senkte bei diesen Worten, die wie ein Seufzer aus ihrem Munde kamen, die schwarzverhangenen Augen; er aber, an ihre schüchterne Zurückhaltung gewöhnt, glaubte an ein erstes scheues Gestehen und umarmte sie dankbar, während sie in Schuldbewußtsein und doch einig mit sich selbst verblieb. Ich bin schlecht, dachte sie, aber ich bin es durch den geworden, der kein Herz für mich hatte. Ich muß es nun ertragen, aber ich weiß nicht, wie es weiter gehen soll.

Der ganze Raum der Heimat, die er nie betreten hatte, füllte sich mit dem Gedanken an ihn, mit Reiz und Zauber; der Garten war von Herzblut durchglüht, die Ebene überzittert vom Pulsschlag warmer Sommerluft, und den feuchtblauen Himmel entlang ging sehnsüchtiger Wolkenzug.

Am Abend wanderten sie, Arm in Arm, die stille Landstraße entlang, auf ein Wegkreuz zu, das drei Pfade aneinanderband, die, gleich einsam, von Blutklee und Korn gesäumt, ins Unendliche liefen. Am Horizont erhoben sich wie Raubvögel mit breiten Flügeln Gewitterwolken, Duft und Süße stiegen aus den abendlichen Feldern. Maximilian sprach, Lenas Arm leise an sich drückend, von der Zukunft; von dem Heim, das sie sich schaffen wollten; von seinen Arbeiten und Plänen. Festes Gefüge eines Baues zeigte er ihr und wies ihr die Stelle in dieser Ordnung an, voller Liebe, mit seiner ruhigen Sicherheit das kleine Stück Leben ins große Ganze einreihend.

»Und wenn alles durchlebt und das Werk getan ist,« sagte er, »möchte ich mit dir unter einem solchen Kreuz ausruhen.« Er wies auf den dunklen Schatten am Wege. »Wenn dann aus meinem Herzen ein Baum und aus deinem eine Blume sproßte, so wäre das schön.«

Sie aber, die an ihn gelehnt, mit ihm von der wachsenden, schleierwebenden Dunkelheit umgeben wurde, richtete die Augen starr in den Abgrund der Gewitterwolken. Schmerzvoll fühlte sie, wie ihr Wesen, aus Sinnenhaftem geboren und von Bildhaftem genährt, sich von

dieser Form der Verwandlung abkehrte, weil der, dem ihre Liebe galt, keine andre Ewigkeit kannte als die des Gedankens.

Sie gingen ins Haus zurück, und als sie im Schlafzimmer mit dem Schaumgekräusel weißer Mullvorhänge und dem Wandschirm aus lebendigem Efeu sich zur Ruhe begaben, sagte Maximilian scherzend, während er die feinen Wachsprofile von Urgroßvater und Urgroßmutter betrachtete: »Wir leben verzaubert, als ob wir hundert Jahre alt wären.«

Auf der runden Platte des honigblonden Tisches, den Stühle von Kirschholz mit blankem, dunkelblauem Roßhaarbezug umringten, stand eine silberne Zuckerdose, groß und geschmückt wie eine Urne, standen hohe Kristallgläser mit langen Löffeln. »Das haben die Tanten so vorbereitet,« erklärte Lena, »sie trinken des Abends Zuckerwasser, und ich mußte es auch immer tun.«

Sie lächelte, und er, von altem und jungem Zauber gefangen, umfaßte mit wachen Augen das Bild, wie sie an dem blonden Tisch lehnte, im weißen Kleid, dessen Blässe auf ihre Hand, die das kühle hohe Kristallglas hielt, hinüberfloß.

Aus den Jasminbüschen vor den Fenstern kam Duft und quellender Mondschein zu Lena, die, erwärmt von Maximilians innigen Küssen, auf dem altmodischen, schmalen Battistpolster lag. Was habe ich getan? dachte sie immer wieder. Was habe ich ihm angetan, aber auch mir?

Tränen flossen über ihre Wangen, die Maximilian, der sanft ihr Gesicht streichelte, sich nicht zu erklären vermochte. Sie aber band, in rastlosen Gedanken, den Abend an den Morgen und den Morgen an den Abend, in Sehnsucht und Schmerz.

Andreas konnte sich in die Zeit zurückdenken, wo Lena noch nicht da war und er allein mit dem General und Tante Claire lebte — freilich fehlte der bunte Lärm, der in dem gelben Hause um sein Zimmer gewebt hatte; es war sehr still.

Im Garten fiel, aus dem Kelch ihrer Form, ein Tropfen nach dem andern von dem dunklen Wein der Rosen ungenossen auf die Erde, die Götterbilder standen umhüllt von goldenen Mänteln der Einsamkeit, der Hitze und Sonne.

Andreas richtete eine Wand von Büchern um sich auf, bis ihn die gedruckten Zeilen von allen Seiten wie Gitter umfingen; er versuchte kleine, fast mechanische Arbeiten zu erledigen, die für sein Werk notwendig waren; er ordnete Zettel, band Notizen aneinander, fügte Sprossen zur Leiter zusammen; er baute flüchtige Ideen aus, bis sie sich tragfest erwiesen; er riß ein, legte wieder Stein an Stein und sah, wie der Mörtel, unfähig, die Blöcke aneinanderzuhalten, unter seinen Händen zerbröckelte. Er ließ die Arbeit am Einzelnen ruhen und versuchte aufs neue, sich die geistigen Linien des französischen achtzehnten Jahrhunderts klarzumachen und die Stelle zu finden, die zuerst auf ihre spätere Biegung deutete, lange bevor sie sich zum Umriß napoleonischer Ideen formten. Doch seine Gründlichkeit lehnte sich gegen rasche Fassungen auf, und den Dingen gelassen nachzugehen, dazu fehlte ihm die Ruhe. Es war ihm auch alles unendlich gleichgültig — er konnte seinen Zustand mit dem eines Menschen vergleichen, der essen sollte, ohne hungrig zu sein.

Er ging aus, zu einer akademischen Feier. Unter den älteren Studenten hatte er, der kaum je einen Freund besaß, noch hie und da einen Bekannten. In der Aula der Universität lehnte er sich an eine Säule; der Raum war blau wie von Weihrauch, in Dämmerung und Kirchenstimmung; die langen, schmalen Fenster faßten heilige Himmelsfarbe und mattrote Dächer zusammen in eine bunte Glasmalerei. Er sah in den Chorstühlen rechts und links die wohlbekannten Gesichter der Professoren wie ernsthafte weiße Masken von dem braunen Hintergrund sich heben; einige getönt von dem Widerschein der violetten, der roten und grünen Talare. In der langen Reihe fehlte das feine Elfenbeingesicht Maximilians. Ein scheues Unbehagen erfaßte Andreas und ließ ihn nicht mehr los.

Den mittleren Raum füllten die buntfarbigen Gestalten der Studenten, die Denkart und Sinn freudig und naiv im Sichtbaren aussprachen: die umfaßt und berauscht waren von Zusammengehörigkeit, von Gemeinsamkeitsgefühl, von einem leichtflüssigen Ideal, das Andreas vorkam wie billiger Wein.

Abwesenden Geistes sah er zu, wie die Sonnenstrahlen der gekreuzten Schläger einem Gitter gleich durch das Dämmer funkelten, hörte er, wie das alte Lied auf den Schwingen ewig junger, klarer und einfacher Empfindungen durch den Raum schwebte.

Über die grauen Stufen am rötlichen Steinportal, an alter Inschrift und alten Zeichen vorbei ging er wieder heim, aß mit seinen Hausgenossen zu Abend, spielte dann mit dem General eine Partie Schach, wofür er sonst nicht zu haben war, und betäubte sich gewaltsam mit dem Anblick der grotesken Figuren und der schwarzen und weißen Vierecke.

Er fühlte, das ging so nicht weiter; zu viel Selbsterhaltungstrieb war in ihm, Arbeitsdrang, Gesundheit. Die Rolle des Melancholikers lag ihm nicht. Er sann, unnachsichtlich, wie es seine Art war, über das letzte Jahr nach; von seiner Knospe an, als er Lena zuerst gesehen, zuerst einen Hauch von Wärme und Süßigkeit verspürt hatte. Zugleich mit jener merkwürdigen Ruhe, die er durch alle Jahreszeiten ihres Beisammenseins fühlte; Verbindung mit dem Leben

zunächst, dann, als es schien, daß sie ihm entgleite, der gelungene Versuch, sie zu beeinflussen; stille Gewißheit ihrer Nähe, sicheres Formen ihrer allzu sinnenhaften Art — Ruhe, Ruhe, bis sie an dem Schneeabend zu ihm kam und ihm von Maximilian sagte.

Und damit war die Unruhe gekommen, die Unrast, die Ungewißheit über das, was er in ihren Augen zu lesen glaubte; Scheu und Unbehagen und nun, wo sie seit Wochen Maximilians Frau war, immer verstärkt das Gefühl weiter Entfernung von ihr; Ärger über die zerstörte Einheit der Empfindung und den gefährdeten Frieden seiner Seele und seines Geistes.

All dies ging kreuz und quer durch seinen Kopf, während er sinnlos Läufer opferte, Bauern verlor, Türme ins Wanken brachte und der Königin und dem König Schach bot, bis der General gähnend nach der Uhr sah.

Dann, in seinem Zimmer, vor dessen weit offenen Fenstern der Abgrund einer zauberischen Nacht hing, las Andreas noch, bis er müde wurde. Vorstellungen aus dem Buche, das zur Erde geglitten war, aus der platonischen Ideenlehre gingen durch seinen Kopf; an den himmlischen Ort dachte er, wo die Ideen, wesenhaft geworden, aber starr wie Stein, aufgespeichert liegen sollten.

Die Jasminbüsche, ein Echo des weißen Lichtes, umhauchten die Göttergestalten, und derselbe Mondschein, der über Lenas schmales Kopfkissen mit dem Namenszug der Großmutter quoll, floß hier über die kühnen Züge des jungen Gesichts und machte sie blaß und hart wie Marmor, bis die Starrheit des Gedankens zu einem sanften Lächeln des Traumes wurde.

Maximilian fragte Lena eines Tags, ob sie nun geneigt sei, heimzukehren; er hoffe doch, daß sie sich später zu einer weiteren Reise mit ihm entschließen werde. Ihr erster Gedanke war ein schreckhaftes: Ich soll ihn also bald wiedersehen!, dann willigte sie ein und nahm Abschied von der Heimat, als sei es das letztemal, daß sie hier weile. Noch einmal ging sie durch den Garten, der, jetzt ein lebendiger Spiegel ihrer Seele, bald wieder in tiefer Einsamkeit liegen würde, im herben Duft des metallisch schimmernden Buchsbaums und wie von den Saiten einer Harfe durchzogen von summendem Bienenton. Von der Terrasse sah sie hinüber zu den Flußwiesen, wo Heuernte war. Süßer Duft färbte die ganze Landschaft, in deren Weite und Ruhe die kleinen bunten Bewegungen des Lebens untergingen. Im Westen schoben sich, immer höher aufeinandergeballt, runde Bündel von Gewitterwolken in die Höhe; Lena sah darauf hin, ruhig wie auf alles, was sie von sich selbst entfernte, von der eignen Stimmung befreite und ins All löste.

Dann wurde es Zeit zur Abfahrt, die Tanten mahnten zum Einsteigen, die Pferde waren unruhig, und in blauverhangener Schwüle erblickte Lena zuletzt Rosen und Bäume des Hofes, das Haus, in dem eine kurze Weile ein sehnsüchtiges Herz geschlagen und das nun seltsam unwirklich, wie entseelt aussah, dunklen Widerschein der Wolken in den Scheiben seiner Fenster.

An der Straßenbiegung, von der aus man das Haus noch einmal erblicken konnte, wandte sie sich wieder wie damals um, sah noch das große offene Tor, überhangen von den Schleiern der Esche, und in seinen Rahmen gefaßt wesenlos still wie Geistererscheinungen den Großvater und die Tanten, im blaugrünen Licht von Baum und Gewitter; sah die runden Wolken der Wipfel und noch höher hinauf, machtvoll und dunkel in den Himmel wachsend, die Wipfel der Wolken.

Als sie im Eisenbahnabteil neben Maximilian saß, kam zum erstenmal seit Wochen ein Gefühl von Frieden über Lena. Mit der Gewitterluft quoll Heuduft zum Fenster herein; der Blick glitt über grünliche Wellen, gesäumt von fernen Ufern, von Streifen dunkler Wälder und Gewitter. Maximilian hielt ihre Hand und sagte ihr Dank für die letzten Wochen; so allein, so weltfern würde er wohl nie wieder mit ihr sein, denn die Stimmen der alten Leute hätten sein Ohr nur berührt wie die Töne einer Spieluhr, seien nur noch Klang gewesen und nicht mehr Sinn. Und dann sprach er über das, was vor ihnen lag. Das Heim, mit dem er sie überraschen wollte, würde ihr gefallen, sonst könne sie das, was Tante Claire nicht nach ihrem Sinn geordnet habe, ändern. Und sie könne mit neuen Menschen leben oder auch nicht, wie sie wolle. Endlich sprach er von Andreas, eigentlich zum erstenmal: »Er hat mich von dem Augenblick an, wo ich ihn kennenlernte, beschäftigt. Zuerst sah ich ihn allein und glaubte ihn ganz fest umrissen und ohne Widerschein seiner Umgebung — unbeschwert von Dingen, die andre zeitlebens mit sich herumschleppen; mit einem wachen Sinn für Tatsachen und der Fähigkeit rascher Erkenntnis, kurz, seinem Napoleon nicht unähnlich, wenn es sich bei ihm auch nur um geistige Dinge handelt.«

Sie hörte seinen Worten zu, die sich von dem gleichmäßigen Grund des Räderrollens hoben; duftende Büsche umdunkelten das Fenster und gaben dann wieder den Blick ins tiefe, leise dämmernde Land frei; Maximilian legte seinen Arm um Lenas Schultern und sagte weiter: »Dann kam ich zu euch und sah ihn nun mit deinem Vater, der ihn vielleicht nicht liebt und den er sicher haßt — das sind Empfindungen, wie sie verschiedengeartete aneinandergekettete Menschen haben können. Deshalb freue ich mich für ihn, daß er im Herbst fortgeht.«

»Er geht fort?« fragte Lena, und Maximilian fühlte in seinem Arm ihre Bewegung.

»Davon hat er euch nichts gesagt? Vermutlich, weil es ihm schwer wird, weil er euch vermissen wird, die kleine pflichthaft leuchtende Tante, die er braucht, aber ebenso wenig liebt wie eine Lampe oder ein Öfchen — und dich. Denn in deiner Nähe veränderte sich mir sein Bild; ich will dich nicht eitel machen, aber ich glaube, da war er nicht mehr der harte Napoleon, sondern wandelte sich zum jungen Adler, zum Aiglon, zum tragischen Herzog von Reichstadt.«

Er scherzte mild lächelnd weiter, sie aber, in seinen Arm gelehnt, sagte: »Ich denke, du irrst dich; aber wenigstens gleicht er dem äußerlich mehr als dem plebejischen Bonaparte.«

Als er weitersprach, erwiderte sie kein Wort mehr, und er, über ihr Schweigen erstaunt, sah sie an, die so nahe an seinem Herzen war. Sie aber dachte: Kann es so zwiespältige Empfindung geben? Er ist mir lieb und wird mir von Tag zu Tag lieber. Aber wenn er von Andreas spricht, so glaube ich, daß ich es nicht mehr erwarten kann, die Augen unter den Adlerflügeln wiederzusehen. Und daß er fortgeht — aber vielleicht ist es so am besten.

Maximilian, der fühlte, daß sie mit ihren Gedanken abwesend war, verstummte, und plötzlich brach dieses Schweigen für ihn auf wie eine schwere Frucht, wie eine dunkle Wolke in dem hellen Blitz einer Ahnung. —

Aus dem Bereich von Kirchen, Palästen und grau verwischten Häusern, in dem Lena ihr letztes Jahr verlebt hatte, führte ein schmaler Weg aufwärts zu ihrem neuen Heim. Aus unsichtbaren Gärten floß über die Mauern zur Rechten und Linken wie über den Rand einer Schale der weiße Duft des Holunders. Das Haus, das quergestellt die kurze steile Gasse abschloß, war ein alter Palast, der in einem Teil die von treuen Dienern behüteten Sammlungen des Besitzers enthielt; der andre Teil war das Heim, das Maximilian für Lena gesucht und gefunden hatte.

Spätabends kamen sie an. Am Morgen aber trat sie aus einer Glastür auf eine große Steinterrasse, die wie ein hochwandiges Schiff über die Wipfel tiefliegender Gärten sich erhob. Lena sah hinein in den Hof, der beinahe wie ein Burghof war, geschirmt von einem Wappenschild mit drei steinernen Rosen, durchduftet von Holunderblüten, die in weißen Schauminseln auf tiefem Grün schwammen; sie sah hinunter in den Schacht efeuverhängter dunkler und romantischer Gärten; sah jenseits die große Stadt hellbesonnt schimmern mit Turmspitzen, roten Helmen und solchen, die silbernen Burgunderhauben glichen; ging unter Dach und Schirm einer flügelbreitenden, von Sonne und Bienen erfüllten Kastanie um das Haus, das den Berg hinan gebaut war; sah durch Glastüren und Fenster, deren Laden jetzt dem Licht geöffnet waren, in die Zimmer mit den Sammlungen. Eins enthielt Schränke mit offenen Fächern voll edler Gläser, geschliffener, geätzter, übersponnener, aber selbst in die Ruhe des leuchtenden Anblicks zitterte ihr die eigne Bewegung. In dieses Glas, dachte sie, sollte eine Blume sich schmiegen, und jener Becher sollte von lebendigen Lippen berührt werden, damit sie aus ihm irgendeinen schönen Wein, den der Liebe oder den des Vergessens tränken.

Doch nur das Licht berührte, umschmeichelte und erfüllte die zarten Pokale, aber es erreichte nicht die venezianischen Kronen, die im tiefen Grund der Zimmer schwebten wie mattsilberne Wipfel von Ölbäumen. Nur in den fensternahen Wandleuchtern aus schwerem Messing schwamm Sonne und der Widerschein grüner Gartenbüsche, und im letzten der Räume brannte, wie eingefügt in einen Hochaltar, in tiefen und berauschten Farben ein Bildnis von Rembrandt.

Zwischen diese Zimmer und die Bergwand war der Garten eingefügt, schmal, aber Weite vortäuschend durch die Abwechslung von Baumschatten und sonnigen Blumen, von steinernen Barockgeländern und schmeichelndem Rasen. Lena betrat ihn und stand wie verzaubert da: vor ihr war ein hohes Lilienbeet mit dem feinen Säulenbau der grünen Stengel und den Kapitellen der herrlichen Kelche, und, fast unmittelbar aus ihm aufsteigend in jäher Steilheit, der Kirchberg mit dem Dom, der, silbern und hell in der Morgensonne glänzend, himmelan gerissen wurde von den Kelchen lilienweißer Sommerwolken.

Maximilian, der ihr nachgekommen war, fand sie so, dem Anblick hingegeben, die Augen zur Höhe erhoben und von perlmutterfarbenem Licht erfüllt.

Er betrachtete sie nachdenklich, als sähe er sie zum erstenmal, und führte sie dann hinüber in die Räume, die sie gestern abend nicht mehr hatte betreten sollen: in das Speisezimmer mit den altholländischen schwarzen, geschnitzten Stühlen und Truhen, den Delfter Krügen voller blauroter Rosen und den Lichtern auf Messing und Zinn; in sein Arbeitszimmer mit den ruhigen und doch so beredten Bücherwänden. »Die Wiege deines Gentz,« sagte sie lächelnd und erschrak, denn als sie zum Fenster hinaussah, erblickte sie über gebogene und schwungvolle Dachlinien, über quellende Wipfel hinweg den göttergeschmückten First des Hauses, in dem Gentz gewohnt hatte, und benachbart, jenseits des Barockgartens, das Fenster von Andreas' Zimmer. Maximilian war ihrem Blick gefolgt und sah ihre schwarzverhangenen Augen sich zu einem Ausdruck entschleiern, der ihm unbekannt war — aber in seinem eignen Gesicht veränderte sich kein Zug. Still, nach seiner Art, dachte er seine Gedanken zu Ende und wartete dann.

Der Vater kam, freute sich, Lena wiederzusehen, und spann sie in seine aufs Kleinste und Nächste gestellten Betrachtungen. Es war, als scheue er sich, weiterzublicken, in die Zukunft oder in die Vergangenheit. Das gab ihm etwas Starres, willkürlich Begrenztes; Tante Claire war viel unbefangener, widmete ihre Aufmerksamkeit jedem einzelnen Stück in Lenas neuem Haushalt: ihren Kleidern, ihrer Wäsche, nur nicht ihr selbst. Andreas, so bemerkte sie im Fortgehen, würde abends kommen. —

Und nun saßen Maximilian und Lena auf dem Balkon vor dem Arbeitszimmer und sahen die ersten leisen Dämmerungsschatten wie Rauch über der Stadt schweben und das häßliche Gelb eines hochragenden nüchternen Hauses mildern, das nur in seinen Augen- und Mundwinkeln eine Spur von Anmut zeigte. Lena deutete darauf hin und erzählte von den Tagen, die sie dort verbracht hatte, erzählte, wie sie, aus Stille und Einsamkeit kommend, sich in eine bunte Welt versetzt fühlte, in der sie bald die Darstellung eines in ihrem Blut und in ihren Träumen lebenden kraftvollen Ideals fand. Im Mantel des Abendscheins dämmerte die Marienstatue herüber, und manches von dem, was damals um diesen Platz gewebt hatte, teilte Lena mit; sie sprach hastig, ihre Gedanken auf die nächste Stunde gerichtet; und nach der Stelle hinüberblickend, wo der schwarze Bogen der Lauben in den hellen Platz abbrach, erzählte sie, die Zartfühlende, die Zurückhaltende, von jenem ersten Kuß auf ihren Mund.

»Warum sagst du mir das?« fragte Maximilian in einem Ton, wie sie ihn noch nicht von ihm gehört hatte.

Erschrocken erwiderte sie: »Weil ich möchte, daß du recht viel von mir weißt; weil ich gern ganz wahr gegen dich sein möchte.«

Er aber, die Augen hinaus auf die ragenden Schatten der Türme gerichtet, sagte: »Ich glaube, daß ich jetzt einiges von dir weiß. Es hat jemand Gedanken in dir erweckt, die dich von deinem ursprünglichen Weg gedrängt haben, die dir das Bild Gottes auf dem Altar, das Bild des Königs, das Sinnbild der Pflicht gegen andre, das der einfachen, klaren und gesunden Liebe zerstört haben — und aus diesen Gedanken heraus hast du dich damals abgewendet.«

»Aber ich ...«

»Aber ich bitte dich, jetzt nicht zu sagen, daß du dich mir zugewendet hast. Das geschah erst später und aus Gründen, die mir jetzt ebenfalls klar sind. Und nun geh und begrüße ihn — mich wirst du wohl entschuldigen.«

Sie erhob sich und trat, noch betäubt von den harten Worten, in den dämmrigen Raum, vor dessen Fenstern die Wipfel der Gartenbäume ineinanderflossen. Andreas stand ihr gegenüber, die Farben seines Gesichts ausgelöscht, nur mehr die Linien sichtbar, blasser, von dunklen Schatten getönter Marmor.

Kaum mehr als ein Jahr war vergangen, seit sie einander in dem abendverschleierten Salon des nüchternen Hauses zuerst gesehen und der junge Andreas zuerst die Hand nach dem Lebendigen ausgestreckt hatte. Er war noch derselbe, die Seele kaum gestört durch seine Erfahrung, klar und in sich geschlossen; sie aber kam einen weiten, klopfenden Herzens zurückgelegten Weg, von dem sie jetzt wußte, daß er nur zu ihm führte.

Sie ahnte nicht, wie es weiter werden sollte, und wollte auch nichts wissen, als daß sie endlich, endlich seine Hand in der ihren halte. —

Als sie nachts das Schlafzimmer betrat, in dem Maximilian sie erwartete, kam der Schreck über seine harten Worte wieder über sie, zugleich mit der Erkenntnis, wie warm, wie friedvoll, wie behütet ihr Leben war, seit er es festhielt; mit der Angst, das alles wieder zu verlieren; dem Wunsch, sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von Andreas losmachen zu können und sich ganz in Hut und Schutz des Gütigen zu begeben. Sie hatte die Empfindung, daß dann alle heiße Unrast erstarren würde in einer edlen Form des Lebens. Auf seinem Gesicht las sie wie Schriftzüge auf einer Elfenbeintafel seine Gefühle: verletzter Stolz war da, Zorn und Kummer, aber auch die alte Liebe.

»Ich büße,« sprach er, während sie mit leiser Hand das Licht löschte, als würde es ihr leichter, im Dunkeln zu antworten, »ich büße jetzt für meine Eitelkeit, die mich jeden deiner Blicke und auch dein Schweigen zu meinen Gunsten auslegen ließ — eitel war ich wohl, aber schwach will ich nicht sein. Wenn es dir möglich gewesen ist, aus verletztem Stolz, aus Trotz und Ungeduld vielleicht, aus dem Wunsch, mit dem Gefühl für Andreas fertig zu werden, zu mir zu kommen, so ist das eine Sache, über die ich mit der Zeit vielleicht hinwegkann — heute nicht.«

Sie blieb stumm, und er sprach weiter: »Andreas geht im Herbst fort, und wenn ich dich jetzt von ihm trenne, so wird in dir eine Ungelöstheit bleiben, ein Unausgesprochenes und Nicht-zu-Ende-Erlebtes — so will ich dich nicht.«

Ich kann auch gar nicht so hier bleiben, dachte sie, und er sagte endlich: »Mein Vorschlag ist nun der, daß du die nächste Zeit mit Andreas irgendwo verbringst; er ist dein Bruder, so ist es vor der Welt und den Deinen möglich, obwohl mir die Meinung der andern nur deinetwegen nicht gleichgültig ist. Doch halte mich nicht für edel oder gar für einen Heiligen — ich kann dich jetzt nicht sehen und will dich nur ganz gewinnen oder ganz verlieren. Aber ich kenne euch beide nun, wie ich glaube, genug, um das erstere zu hoffen. Denn ich möchte auch den letzten Rest meiner Eitelkeit opfern und sagen,

daß ich ganz gut weiß, wie nicht ich es bin, der zwischen euch steht; was euch trennt, ist etwas andres.«

In ihre dumpfe Benommenheit hinein wurde Lena doch berührt von der Ehrlichkeit seiner Worte und hätte gern die Hand geküßt, die neben ihr auf der Bettdecke lag; aber sie wagte es nicht, und so gern sie auch seinen Vorschlag zurückgewiesen und ihn mit Aufopferung ihres innersten Gefühls glücklich gemacht hätte — sie war nicht stark genug dazu und ließ sich dorthin treiben, wo sich ihr Schicksal erfüllen sollte. Was nachher kommt, ist mir gleichgültig, dachte sie, ich will nur dies eine in seiner ganzen Möglichkeit erleben. So sagte sie bloß mit ganz leiser Stimme, es sei wohl so das Beste, und nach einer Pause, während der sie fühlte, daß er doch eine andre Antwort erwartet hatte, faßte sie dennoch seine Hand und flüsterte: »Ich wage nicht, dich zu bitten, daß du mir verzeihst.«

Er aber antwortete ebenso leise, und sie merkte, wie seine Hand in der ihren zitterte: »Ich kann dich nur damit entschuldigen, daß du damals nicht gewußt oder nicht überlegt hast, was du mir tust. Es war vielleicht eine Anmaßung von mir, zu glauben, gerade da, wo ich es brauchte, würde ein junges Mädchen mit einem ganz klaren Herzen stehen und auf mich warten. Ich habe mich zu sehr von meinem Wunsch verblenden lassen. Aber die schönen Wochen, die beste Zeit meines Lebens, sind mir jetzt in der Erinnerung verdorben und verdunkelt.«

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte, doch er sagte: »Ich weiß, was du meinst; ich kenne die Frauen gut genug, um zu wissen, daß du während dieser Wochen gelitten hast — aber für ihn —, und daß dies ihn dir noch lieber gemacht hat. Ich könnte ihn dafür hassen — und dich will ich lange nicht sehen.«

Er merkte, daß sie weinte, und fügte hinzu: »Auch deshalb, weil ich nicht schwach sein will.« Dann wandte er sich von ihr ab und sah mit offenen Augen ins Dunkel.

Als Maximilian ihn um seine Begleitung für eine Reise Lenas bat, die er selbst seiner Arbeit halber nicht mitmachen könne, war Andreas aufs peinlichste berührt. Gewohnt, scharfe Schlüsse zu ziehen, erriet er dies doch nicht ganz, und die leidenschaftliche Art Lenas, sich blindlings in ein Schicksal zu stürzen, war ihm fremd. Aber er willigte ein, und es kam ein Morgen, an dem er und sie im Zuge saßen und den Bergen entgegenfuhren. Sie fühlte den Abschied von Maximilian noch wie eine leise Wunde in ihrem Herzen brennen; er, der stets Besonnene, ließ sich jetzt willenlos treiben. —

Nach Tagen äußerer Eindrücke, in denen sie der klare Hauch, der aus Alpenwiesen aufstieg, wie ein Trank des Vergessens berauschte, fand sie ein sommerlich warmer Nachmittag abseits von der großen Straße in einem friedevollen alten Gasthof. Tiefe schattige Zimmer entlang lief ein niedriger Holzbalkon, von den Flammen rosiger Hängenelken umschmeichelt. Lena war müde und wollte nicht mehr ausgehen; Andreas saß neben ihr. »Wie damals, als wir einander kennenlernten,« sagte er; und als er so sprach, ergriff sie Sehnsucht nach den herben Tagen, dem kühlen Frühlingsschatten der Kirchen und Paläste, der ihr sein erst geschautes und noch nicht geliebtes Gesicht formte.

»Wie weit ist alles,« sagte sie, »so ferngerückt und verblaßt, eins nach dem andern, und nur noch du und ich da und dies hier vor uns.« Sie deutete auf das Bild vor ihren Augen: das Gärtchen des Hauses, erfüllt von einem kleinen Wald von Phlox, herzroten, vom wärmsten Nachmittagslicht durchleuchteten Blüten. Hinter einer schmalen Wiese stieg eine hohe und breite Bergwand auf wie stumpfer, gelblicher, sonnbeschienener Marmor, gegliedert von dem Flügelschatten weißer Sommerwolken.

Lena fuhr fort: »Aber so schön es ist, mir ist bange nach dem häßlichen Hause, in dem du mir zuerst von deiner Welt erzählt hast.«

»Ja,« sprach er, »das war die Welt, in die ich mich geflüchtet hatte, in die ich paßte, die der reinen, klaren Erkenntnis. Ich habe dort nichts vermißt als manchmal eine Hand, die mir liebevoll über die Stirn hätte streichen sollen« — er sah sie an, großen Ernst in seinen blauen, jetzt kindlich leuchtenden Augen —, »und ich habe nichts geliebt, als hie und da eine Mädchengestalt aus meinen Büchern.«

Er stockte und fuhr dann fort: »Was ich jetzt aussprechen will, sollte ich eigentlich nicht sagen, gerade weil er mir die Gelegenheit gegeben hat, mit dir allein zu sein. Aber es war nicht nur Güte und Klugheit von ihm, es war auch noch etwas andres — und deshalb kann ich weiterreden. Lena, in der Bibel ist so oft die Rede von den Schicksalen, die in den Gesichten der Propheten oder in abrollenden Menschenleben der Heilandsgeschichte vorgebildet waren und die sich dann schöner, klarer und gesteigerter erfüllten. So eine Erfüllung war es, als ich dich sah.«

Sie aber, wie im Nebel von dem einen Gedanken umschlossen und blind gemacht, dachte: Warum hat er damals nicht gesprochen, warum hat er mich warten und die Schuld auf mich laden und die Zeit vergehen lassen, die alles ändert, die auch mich geändert hat, mehr als Maximilian glaubt, mehr als mein eignes Herz zugeben will, so daß alles nicht mehr so süß sein kann, als es damals gewesen wäre. Dann sagte sie, in dem Wunsch, die Linie ihres Daseins, von der sie das Schicksal abzudrängen versuchte, nicht zu verlassen: »Ich denke wie du, Andreas.

und möchte nicht gern seine Güte und seinen Edelsinn mißbrauchen. Aber so wie du in deiner Welt, so war ich in der meinen, der warmen, sonnigen, sinnenhaften, nicht ganz glücklich, ich sehnte mich nach ihrem Unvergänglichen, nach ihrem Sinn, nach ihren Gedanken; nach dem, was ich durch dich kennengelernt hatte.« Sie zögerte und sah ihn an; sie, die Maximilian nie ein Liebeswort gesagt hatte, sprach jetzt mit leiser Stimme und so, als kämen die Worte ohne ihren Willen über ihre Lippen: »Ich sehnte mich nach dir.«

Ein große Bewegung ging wie eine Erschütterung durch ihn; aber so oft er auch die Lippen öffnete, er konnte nicht sprechen. —

Mit immer weicheren Armen umfaßte sie die Landschaft, seit sie durch das Tor des Südens gegangen waren. Glasgrünes Laub von Edelkastanien und Nußbäumen hing um ihren Weg — er führte zu einem Schlößchen, dessen Name als das Band einer seltsamen Stunde unvergeßlich in Lenas Gedächtnis blieb.

Atmende Schönheit war um sie, und in ihrem Gefühl meinte sie eins mit Andreas zu sein, als sie sie betrachtete; das Torgitter des Parkes, eine zarte, aus feingeschmiedetem Eisen gefügte Hecke, die mit ihrem Geäst über lieblich verschmolzenen Namenszügen eine einzige goldfarbene Blüte emporhob, eine Krone; die helle, von glänzendem Efeu umhangene Freitreppe, die geschwungen war wie der Bogen des Eros; das lockere, goldene Gefüge der Sandsteingeländer, gestreift und geritzt von den metallisch grünen Pfeilen der Eidechsen; den blonden Schatten der Feigenbäume, die in breiten Kübeln in den Ecken der Terrasse standen, und den noch lichteren Schatten des Lorbeers, der den bleichen Marmor von Andreas' Zügen formte.

Nein — er war wie sie, als sei er ihres Blutes und aus ihrer Heimat; mehr als der Mann, der zuerst an das Geheimnis ihrer Lippen gerührt hatte, der, nach seinem Herkommen und der Form des Lebens ihr verwandt, nicht vermocht hatte, die Schönheit anders als in ihrer leibhaftigen Gestalt zu genießen, dem Bild und Sinn fremd waren.

Sie dachte an Maximilian und seine edle Art, dem Leben zu geben, was des Lebens war, an die harmonische Ordnung seines Daseins, in die er sie eingefügt hatte.

Und dann wandte sie sich aufatmend Andreas zu, der an ihrer Seite stand und die Götterbilder betrachtete, die aus der kühn gebogenen Wurzel steinerner Sockel kühn und die Erde vergessend in den südlich blauen Himmel wuchsen. —

Vor einem verfallenen Gewächshause, dessen schöne, sanft geschwungene Pfeiler, abbröckelnd und so in ihren Linien noch weicher gemacht, grünliche Glasfenster umrahmten, stand eine Bank. Hier ruhten sie aus; ein Hauch von warmer Feuchtigkeit und von Ananasduft umgab sie; eine Kröte, breit und plump, saß auf der Steinstufe, regungslos, als sei sie verzaubert.

»Lena,« begann Andreas, »ich möchte dir noch etwas sagen. Ich weiß nicht viel von den Frauen, aber das weiß ich, daß du mir damals böse wurdest; daß du nicht zu denen gehörst, die geduldig warten, bis der Mann sie braucht, und die sich dann beglückt fühlen. Eins hast du aber nicht verstanden; ich habe es dir damals angedeutet und möchte es heute wiederholen. Es ist dies so klar und bezeichnend für mein Wesen; alles um mich her war mir zu laut, zu grell, zu sinnenhaft; Häßliches stand neben Schönem, und das Schöne war nicht vollkommen. Selbst das Wort leidet bisweilen an seinem Klang, und nur das Gespinst meiner Gedanken, die ich von allem, was mir nicht gefällt, befreien kann und miteinander verbinden wie ich will, ist vollkommen schön — und in diesem Bereich habe ich mich zufrieden gefühlt, freilich nicht mehr so ganz, als du kamst, Lena.«

Sie sah ihn an, in schmerzlicher Süße, und er fuhr fort, großen Ernst auf seinem jungen Gesicht: »Mein Gefühl für dich war so zart und schön, daß es nicht hätte schöner werden können — nur häßlicher; geboren war es wohl aus deinem Anblick, genährt vom Klang deiner Stimme, erhalten von deinen Worten und deinem Wesen; aber auch dies Gefühl wurde mir zum Gedanken, und anders kann es nicht werden, auch jetzt nicht. Das Leben, wie wir es führten, war mir gerade recht; heute weiß ich, daß ich selbstsüchtig empfand, denn du, Lena, warst wohl auch hungrig nach dem Gedanken, aber —«

Er zögerte, doch Lena sagte: »Sprich es nur ruhig aus, daß ich der Natur damals näher war als du.« Mit einer Bewegung, als streife sie Vergangenes von sich, erhob sie sich und sagte: »Laß uns jetzt das Schloß ansehen.«

Und sie betrachtete, von Andreas begleitet, wie im Traum lichte Fresken, Deckengemälde, die einen Himmel von rosigen und bläulichen Farben über die Räume spannten, einen Himmel mit den runden Sommerwolken weicher weißer Stuckzierate. Es war geisterhaft still; der grünliche und rosenfarbene Marmor des Prunksaales, die Bildnisse in weichen Pastellfarben, umarmt von dem erloschenen Gold verschnörkelter Rahmen — alles erschien ihr wesenlos und erstorben.

Im Speisesaal mit den geschlossenen grünen Fensterladen sagte sie: »Hier ist es fast gespenstisch, obwohl das helle Licht durch die Spalten des Holzes bringt. Aber es kommt wie ein Dieb, und da an den Wänden die toten Abbilder der warmen Früchte, der Pfirsiche, Weintrauben und Äpfel, sind ihres Sinnes beraubt, sind

farbige Masken. Und die Tafelrunde selbst, dieser fröhliche Tisch und ringsum die Stühle mit den so reich geschweiften und gebogenen Lehnen — alles leer und tot.«

Sie traten in das nächste Zimmer, einen dämmerigen Raum. Es war das Schlafgemach, die Betten unter seidenem Himmel, lavendelfarbig wie die schwere Decke und umhangen von einer fast sichtbaren zarten Wehmut.

Andreas und Lena blickten darauf hin, dann begegneten sich ihre Augen, und er wandte sich ab, während eine leise Röte in seine Wangen stieg. Sie aber blieb vor dem Spiegeltisch stehen, auf dessen Platte blumenbeladene Armleuchter aus Porzellan sich breit verästelt erhoben und dessen Glas von den gleichen blassen und starren Gewinden umgeben war, und sah hinein in ihr eignes bleiches und umschattetes Gesicht. — —

Immer mehr entfernten sie sich von der Welt, die sie früher umgeben hatte, in das Land, das ihnen allein gehörte, das in kühnen Wänden duftblauer Berge von allem übrigen sie trennte. Sie sahen das italienische Bethlehem, die Wiege Tizians, den Ort, aus dem der geheimnisvolle Born der himmlischen und irdischen Liebe geflossen war, und endlich, nach traumhaften, verwischten und fließenden Tagen erreichten sie das Ziel und den Wendepunkt ihrer Reise, die kleine grelle Stadt inmitten von Weingärten mit schweren Trauben und barocken Blättern, die Stadt mit den schwarzen Zypressen und dem sonnenweißen, bunt mit einem Fries von Weintrauben bemalten Dom.

Zeitig am nächsten Morgen wollten sie heimreisen und gingen abends noch durch Goldstaub, der wie durchsichtige Wände um sie stand, über den Platz. Da stieg, aus einem Gedanken geboren und doch in lebendigster Sinnenhaftigkeit die dunklen Bronzefalten des Florentiner Mantels mit atmendem Sein erfüllend, die Gestalt Dantes auf, mit ausgestreckter Hand nach dem Süden zeigend. Hinter der Figur stürzte wie ein blauer Vorhang eine Bergwand vom Himmel; strahlenförmige Palmen schmückten den Platz. Andreas suchte die Verse zu entziffern, aus deren harten, in den Sockel eingegrabenen Buchstaben das Denkmal wuchs; er las: »,O Mantovano, io sono Sorbello, bella tua terra' in ihr eignes bleiches und umschattetes Gesicht.

Sie aber, die es nachempfand, wie sich das Erz aus den Tiefen der Erde allmählich gelöst hatte, in stetem Werden und langsamer Verwandlung von den Elementen und helfender Menschenhand zum Metall geformt, vom Künstler am siebenten Tage zur Gestalt gemacht wurde und sich endlich im Gedanken vergeistigte; sie, die durch die Anschauung allen Sinn der Welt empfing, fühlte es wie ein Zeichen, als er las: »Ich bin Sordello, aus deiner Heimat —«

Aus meiner Heimat, dachte sie, und in leidenschaftlicher Frage an ihn, weiter: »**Bist** du aus meiner Heimat?« —

Sehr zeitig am nächsten Morgen klopfte Andreas, der Lena abholen sollte, an ihre Tür. Sie rief ihm leise zu, er möge eintreten. Er aber blieb zögernd stehen, denn er sah sie im Bett liegen, blaß, mit tiefen Schatten um die Augen.

»Ich kann jetzt nicht abreisen, Andreas,« sagte sie, »ich habe Kopfschmerzen. Setz' dich ganz still zu mir.«

Er tat es und nahm das Bild in sich auf wie ein letztes Geschenk: das Weiß ihres Gesichtes und ihrer Hände, schwesterlich umschmeichelt von dem der Spitzen ihres Kissens, die Kühle der Luft um den roten Strauß, den er ihr gestern gebracht hatte, und im Rahmen des weit offenen Fensters die dunkle Gestalt des Denkmals blau übergossen vom Morgenlicht und vom Widerschein der kühn herabstürzenden Bergwand.

Mit einer brüderlich zarten Bewegung nahm er ihre Hand in die seine wie in den Schutz eines Mantels und las ihr, die er so gut kannte, von den Lippen, was sie erfüllte und was in ihn überströmte durch die Macht, die sie verband, bis sie es sagte, was sie gestern und seitdem immer wieder gedacht hatte: »**Bist** du aus meiner Heimat, bist du der, der mich ganz versteht? Du mußt es wohl sein, denn alles, was um mich ist, alle zarte und bunte Schönheit in Form und Farbe ist für mich leer und grell geworden ohne den Sinn, und der bist du — und dann wieder denke ich, du kommst nicht von dort, woher ich komme, und wir können einander wohl ersehnen, aber nicht erreichen, und mein Gefühl ist anders als deins.«

Er hörte ihr zu, noch immer ihre Hand in der seinen haltend; sie war nicht mehr das träumerische Kind, nicht mehr das ahnungsvolle Mädchen, nicht mehr die von **einem** starken Gefühl bewegte junge Frau, sondern ein Wesen, das an Grenzen seiner Erfüllung stand und wußte, daß seinem eigensten Leben nichts andres und nichts mehr gegeben war als diese Stunde; er hörte ihr zu, starr und still, wie sie aufgelöst und mit klopfendem Herzen um ihr Leben klagte.

»Denn dies ist wie der Tod, Andreas,« sagte sie, »und ich wollte, er wäre es wirklich und ich könnte jetzt einschlafen und nicht wieder erwachen. Ich habe einmal ein Gedicht gelesen, das so anfing: Leben heißt vergessen das, was wir stets ersehnt und was uns nicht gehört — ich, Andreas, ich lebe nicht.«

Sie klammerte sich an diese Worte. Aber er, in der Kühle seines Sinnes und in ruhiger Erwägung, wußte es besser und sagte: »Du wirst vergessen, Lena, aber laß mich glauben, was mich glücklich macht; es wird eine andre Lena sein, die dann weiterlebt; für ihn, den ich nicht



Offsetdruck von Georg Westermann

Max Rabes: Damenbildnis

MU

nennen will, für Pflichten, die ja doch die eisernen Bänder sein sollen, die uns an die Welt fesseln. Aber laß mich einmal so töricht sein, wie ich es sonst nicht bin, und glauben, daß die Lena von heute mein ist und niemandem mehr gehören wird, und daß dies hier, im Angesicht des göttlichen Dichters, der Palmen und der roten Blumen, wirklich der Tod ist.« —

Als Andreas sie verlassen hatte, lag Lena noch lange mit geschlossenen Augen wach, ehe der Schlaf von neuem seine Schleier um sie webte. Wieder wie damals, als sie mit schmerzenden Nerven von der Wirklichkeit des Lebens sich abgewendet hatte, fühlte sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ihrem Blut und fühlte sich allem mit feinen Fäden verbunden.

Was begonnen hat, muß auch enden, dachte sie, und warum sollte ich das Ende nicht genießen wie den Anfang, warum wünsche ich, die Grenzen meines Erlebens ins Zeitlose verfließen zu sehen? Und dann dachte sie an die Menschen ihrer Familie, ihres Blutes und sann nach, wohin jedes von ihnen geflüchtet war: der Großvater in die Dämmerung, sein Sohn in die Nacht, ihre Mutter in den rosigen Widerschein, den Glaube und Schönheit aussandten, der Vater ins helle Tageslicht und die vergangenheits- und zukunftslosen Dinge des Alltags.

Warum sollte ich glücklicher sein als sie alle? dachte sie weiter. Aber stärker will ich sein und dort bleiben, wohin ich durch ihn gelangt bin, in der Klarheit; will jedes seelische Betäubungsmittel zurückweisen und nur sagen, daß mir nichts bleibt als der Abschied.

Sie hörte ein leises Rieseln: der Morgenhimmel hatte sich umzogen, seine Schleier umhüllten die Bergwand und die Gestalt des Florentiners; von den Palmblättern und den roten Blumen rannen sanfte Tropfen. Sie fühlte, wie der Schlaf seine Nebel um sie breitete und ihren letzten wachen Gedanken in Traum auflöste, in den Traum, ihm das eine Wort sagen zu können: »Mein Geliebter!« —

Sie reisten miteinander heimwärts, in einer wundersamen Vertrautheit der Seelen, und wußten doch beide, daß auch dem keine Zukunft gegeben sei.

»Laß mich erst zurückkehren, wenn du nicht mehr daheim bist,« sagte sie. »So sehr ich oft innerlich allein war, eigentlich immer — äußerlich war ich es nie, und ich glaube, es würde mir wohltun. Ich will an Maximilian schreiben, aber sehen möchte ich ihn noch nicht.« —

In einer Stadt, deren Schönheit sie wie ein farbiger Mantel umfing, wollte sie bleiben und noch einen Tag mit Andreas verbringen, ehe er heimreiste.

Noch einmal wanderten sie zusammen umher. Die Luft war klar und schon von herbstlicher Ruhe erfüllt, aber noch von hellster Sonne durchdrungen; feines, leuchtendes Gold lief in schmalen Streifen durch blaßbunte Fresken an einer Brunnenwand, Wappen, von Licht und Schatten gemeißelt, brachen aus der Mauer, und in einem Park mit Beeten voll hochlodernder Herbstblumen neigten sich Göttergestalten einander zu, sprang ein steinernes Roß mit schlagenden Hufen in die blaue Luft; hob sich am Ende grüner Taxusalleen, die, in langen Linien den rotblonden Garten umsäumend, einem Hügel zuliefen, die kühne Festung auf wie eine Krone.

Vom Turm, der klar beleuchtet in der regungslosen Lavendelbläue des Himmels stand, zitterte das Glockenspiel und sagte Andreas und Lena, daß die Zeit sanft, aber unerbittlich verrinne.

Im Garten eines kleinen Schlosses nahe der Stadt saßen sie unter roten Kupfer- und Goldfarben, die schon von den Bäumen hingen. Manchmal löste sich ein Blatt aus den geschwungenen Linien der Wipfel und schwebte leise zu Boden.

Ein kleiner Teich, starr wie eine blaugrüne Malachitplatte, breitete sich vor ihnen aus, von roten Blumen umsäumt; in seiner Mitte erhob sich die algenumhangene Gestalt eines Neptun.

»Dies ist die letzte Stunde,« sagte Lena aus einem langen Stillschweigen heraus, »laß uns so voneinandergehen, wie ich es wünsche — ohne Bitterkeit, ohne Weichmütigkeit, auch ohne Schmerz, wenn es möglich ist. Denn vor uns liegt nichts mehr, was wir miteinander erleben könnten.«

»Du willst das Ende, nicht ich,« erwiderte Andreas, »für mich wäre jeder Tag, dessen Inhalt und Erkenntnis ich zu dir bringen dürfte, wertvoll und ein Glück.«

Sie aber sagte, bemüht, das Herzklopfen in ihrer Stimme zu beherrschen: »Dort, wohin du gehst, brauchst du mich nicht. Vor dir liegt ein andres, dein wahres Leben. Und wenn du eine Frau nimmst, wirst du es tun, wie man ein Haus baut, weil man Wärme braucht und Behagen und ein Dach über dem Kopf. Und sie wird dich lieben, weil sie nicht merken wird, daß du sie eigentlich geringachtest.«

Er schwieg und sah den blaßgoldenen Blättern nach, die langsam zur Erde schwebten.

Lena fuhr fort: »An mich aber sollst du denken, als ob ich schon gestorben wäre oder nur so lebte wie in einem deiner Bücher. Und jetzt sage mir Lebewohl, Andreas.« Sie reichte ihm die Hand und sah ihn an mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag.

Er aber, bis ins Innerste seines Wesens erzitternd, zog sie an sich und küßte sie, zum ersten- und letztenmal, auf die vom Blut nur leise durchhauchten Lippen.

Der Einsame und die Kleinstadt

Die Lessingtragödie

Von Otto Lerche

Unser Herz ist voller Unruhe — das ist uns geblieben. In der Welt haben wir viel Sorge und Not, Kampf und Streit. Aber die beseligende Schau, die das Mittelalter den Ringenden verhieß, die Erfüllung aller Wünsche in dem Ruhen in Gott, gibt uns die Zerrissenheit der Zeit nicht mehr. Der mittelalterliche, geistig arbeitende Mensch war im tiefsten Leid froh bewegt und durchpulst vom Rhythmus der Zeit. Er ging im Chor lebendig mit ihm fühlender Brüder, auch wenn er einsam und verlassen in seiner Klosterzelle denkend und dichtend saß. Das Mittelalter ist gewiß nicht so kollektivistisch zu nehmen, wie das die materialistische Geschichtsauffassung vornehmlich tut; es gab Persönlichkeiten auch in den Zeiten vor der Entdeckung des Menschen, vor dem Beginn der Neuzeit. Aber jene Jahrhunderte, so recht ein Jugendalter einer Kultur, kannten nicht den Typus des einsamen Gebildeten unsrer Tage, eine Erscheinung, an der die Zeit krankt, und die zugleich ein Krankheitssymptom der Zeit ist. Wir haben die Klosterwände eingerissen; ein jeder kann dem Nachbar in alles hineingucken; niemand darf Geheimnisse vor dem andern haben. Die Zeit ist roh und herzlos geworden, sie ist verflacht. Der Enthusiasmus der Jugend wohl bringt noch Mensch zu Mensch, ermöglicht noch Freundschaft und Herzensbündnis. Auf kurze Zeit wohl fühlt man sich hineingestellt in den Kreis gemeinsam sinnender und kämpfender Freunde. Aber der himmelstürmende Idealismus erlahmt im Skeptizismus der grauen Tage. Der Mensch verhärtet sich dem Menschen und verschließt seine Brust; der Bruder gewährt dem Bruder keinen Blick mehr in die Abgründe seiner Sehnsucht — »selbst der Liebste ringet irgendwo fern«. Heute hält ein wohltemperierter Nützlichkeitsidealismus Spenglerscher Observanz weite Kreise der Gebildeten befangen, der tausendfältige Schrei der Einsamen und Gequälten verhallt im Lärm des Tages. —

Als der junge Jerusalem in Wetzlar seinem Leben selbstherrlich ein Ziel setzte und damit allen Schwierigkeiten seiner Verhältnisse und allen Drangsalen der Zeit entging, als Goethe dieses Jünglings Leid und Liebe in seiner empfindsamsten Dichtung schilderte, da nahmen Technik und Zivilisation die Welt noch nicht allzusehr in Anspruch. Aber die vielgepriesene Aufklärung hatte es doch dahin gebracht, daß schon damals Männer hohen und starken Geistes die rührselige Geschichte von Werther und Lotte ablehnen mußten: »Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je zynischer je besser!«

Als Lessing dies im Jahre 1774 an Eschenburg schrieb, da lasteten die Nebel der Okerniederung und der Druck der Kleinstadt schon eine Reihe von Jahren auf ihm. Wolfenbüttels Ruhm besteht darin, daß Lessing hier vom 4. Mai 1770 bis zu seiner Todesfahrt nach Braunschweig hauste, »lebte, schrieb und dichtete«. Wenn seine Biographen gelegentlich über den Ort, die Verwaltungsarbeit und die Beziehungen zum herzoglichen Hause bittere Bemerkungen fallen ließen, dann waren Lokalhistoriker, Bibliothekare und Hofhistoriographen eifrig erpicht, im rosenroten Kleinstadtidyll ein zünftiges Beamtenleben mit bescheidenen Dichterfreuden in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit zu schildern, das absolut nicht zu Lessing paßte. Richtig ist, daß die Herzöge dem Dichter der Minna von Barnhelm durchaus freundlich und wohlgesinnt entgegenkamen und daß namentlich der Neffe des großen Friedrich tat, was in seinen schwachen Kräften stand, um Lessing zu halten und zu schützen. Aber was sonst über Braunschweig und Wolfenbüttel sowie über den bibliothekarischen Beruf mit Beziehung auf Lessing gesagt wird, das sind schief angefaßte und unmögliche Versuche.

Lessing war bereits vierzig Jahre alt, als er sein Amt in Wolfenbüttel antrat. Die Schule des Lebens war ihm nicht leicht gewesen; aber doch war ihm der volle Becher der Jugend umkränzt von Freunden, und in großen Städten fand sein damals leichtbeschwingtes Herz Widerklang und Fülle. Nun war der flüchtige Schaum verflogen, Enttäuschungen und bittere Erfahrungen hatten sein Herz verschlossen, er hatte den Zenit seines Lebens überschritten, und in ihm waltete der kühle Geist des Nachmittags. Seine Gesundheit machte ihm schwer zu schaffen, und vor wirtschaftlichen Sorgen wußte er nicht aus noch ein. Die Übersiedlung von Hamburg nach Wolfenbüttel glich einer Flucht vor Gläubigern, und in Hamburg ließ er die geliebte Frau in schwerer Sorge; in der Ferne härmten sich die betagten Eltern. Nun saß er in dem verwünschten Schlosse der Welfen, verlassen von den Freunden, verschlossen vor der Welt. Es hätte sich wohl der Mühe verlohnt, Abschied zu nehmen, wenn man stirbt. Aber nun ist er gestorben. Freilich, er bestreitet das wieder; er hat allen Grund, zu hoffen, hier recht glücklich zu leben. Mit der Einsamkeit will er schon fertig werden, denn er liebt große Gegensätze. In Hamburg die Freunde, die geliebte Frau

und ihre Kinder: wenn er die wenigstens hätte, so würde ihm manchmal nicht alles so weitläufig und öde vorkommen. Ein freundliches Gespräch wäre viel wert; wenn wenigstens ab und zu ein Brief zu ihm käme. Denn der Mensch kann nicht bloß von geräuchertem Fleisch und Spargel leben. —

Trauernachrichten — Tod des Vaters: er ist so zu allem unfähig, von allen Menschen verlassen und allein. Dann kommt der Winter mit seinen trüben Stimmungen, die Geldsorgen werden drückend. Die Kleinstadt ist nicht billig und der Gehalt knapp. Ach, die Arbeit des Bibliothekars, die mit dem Staubabkehren in einer Klasse steht! Zerstreuung, Arbeit und Abhaltung hat er wohl, aber sein Herz ist nicht beteiligt; er weiß nicht, wie er in der Zeit lebt.

Am Horizonte bei klarem Wetter im Süden die Harzberge. Aus der sanften Hügelkette hebt sich stark hervor der Brocken. Wenn der Ost pfeift und der Schnee klirrt, nickt der Blocksberg stahlblau und freundlich aus gemessener Ferne herüber. Wenn aber das Wetter umschlägt, wenn Regen und Sturm durch die Gänge und Höfe des Schlosses heulen, dann steht der Blocksberg schwarz und trutzig in unheimlicher Nähe. Wo ist die geliebte Frau, die freundliche Lampe und die hellen Kinderaugen, wo sind sie? — Und in acht Tagen ist Weihnacht — — —

Bibliotheksdienst. Anfragen von Gelehrten nach Handschriften und seltenen Drucken. Mit Feuereifer wird geforscht, verglichen und geschrieben; alle Wünsche werden, soweit nur denkbar, erfüllt. Aber da sind auch lästige fürstliche Gäste, neugierig und ungebildet. Fürstliche Verwandtschaft verlangt eingehende und zeitraubende Zusammenstellungen; in kalten Magazinen werden Handschriften durchgeforscht. Anspruchsvolle Reisende tun hundert Fragen und haben tausend Wünsche: jedem Esel muß man sein Heu aufstecken! Herz, sei fein stille! Er hat es sich zum Gesetz gemacht, vergnügt zu sein, wenn auch noch so wenig Anlaß dazu ist. Er lebt so, daß sich mehr Leute darüber wundern, daß er nicht vor Langerweile und Unlust umkommt, als sich wundern würden, wenn er wirklich umkäme. Ab und zu ein Brief von den Freunden aus der Welt und — höchst ersehnt — ein neues Buch, das er nicht kaufen kann, das die Bibliothek bei ihren schwachen Mitteln nicht besitzt. Und dann eifrig den Freunden und Gelehrten draußen geholfen! Was er nicht selbst nutzen kann, das macht er andern Fachmännern so bereitwillig und leicht zugänglich, wie nur denkbar. Befriedigendes Gefühl, sich so in etwas auszuzeichnen vor der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare.

So geht der erste Winter hin, und leiblich gesund sieht er den Frühling. Der Flieder blüht im Schloßgarten, und die Kastanie vor der Bibliothek zündet feierlich ihre Kerzen an. Er sieht es nicht. Die geliebte Frau ist krank, und sein Kopf ist wirr von dem vielerlei Nichts der Kleinstadt. Unter allen Elenden ist er der Elendeste, weil er mit seinem Kopfe arbeiten muß, obwohl er sich keines Kopfes bewußt ist. Die Nachtigallen schlagen die ganze Nacht hindurch, und die Mondsichel spiegelt sich silbern in den Fluten des Schloßgrabens. Es ist zauberhaft schön, dies Wolfenbüttel. Aber der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf seine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Regungen gar nicht mehr fähig sein. Ganz wehmütig, ganz resigniert hofft er: Was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, nie vergessen. Er wird auch nie, weil er nun einmal stumpf geworden ist, ungerecht gegen die sein, die es noch nicht sind. Er wird keinen Sinn verachten, den er unglücklicherweise verloren hat.

Krankheit, Angstschweiß, Ausschlag, Benommenheit — war es der regnerische Sommer, waren es die feuchten Nebel der Okerniederung? Ach, er war so gar nicht mit sich zufrieden, fand sich zu keiner ernsten Arbeit und hatte keinerlei Ausdauer. Er konnte seine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nämliche Sache fixieren. Der Arzt rät zu Pyrmonter Brunnen, zu Bewegung und zu freundlichem Verkehr. Er trinkt brav seinen Brunnen und läuft herum, aber er wird unruhiger und zerrissener, er kommt zu keinem Menschen und verkapselt sich immer mehr in seine Einsamkeit. Er weiß, er ist so krank, wie überhaupt nur ein Mensch krank sein kann, der nicht gerade auf den Tod liegt. Seine körperlichen Beschwerden lasten drückend auf seiner Seele: woher stammt diese lähmende Hypochondrie? Eine Reise nach Hamburg und Berlin bringt ihm etwas Abwechslung. Er findet die geliebte Frau in Hamburg in schweren Sorgen und betrüblichen Umständen: die Mutter war gestorben. In Berlin genießt er bei dem Bruder und den Freunden Aussprache und Anregung. Aber er ist körperlich so herunter, daß er schließlich froh ist, als er wieder in seinem stillen Wolfenbüttel, in seiner Burg sitzt. Doch sobald er die Reisestrapazen überwunden hat, da fällt die Einsamkeit wieder lähmend über ihn her: er wird die Einsamkeit, in der er hier notwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie er ihn an andern Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Und immer unter Büchern vergraben sein, dünkt ihm wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein.

Die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten birgt! — Das Thema der Einsamkeit wird nun auf allen Saiten abgewandelt. Er ist sich klar darüber, es kann so nicht lange weitergehen. Wenn es gar zu arg wird, dann flüchtet er sich nach Braunschweig: der Hof, die Freunde dort und das Theater bieten Anregung. Aber es ist schwacher Ersatz für das, was er aufgegeben. Die Herzogin mit den klaren Hohenzollernaugen wünscht sich von dem Dichter der »Minna von Barnhelm« eine Tragödie. Da liegt längst fertig und ihm innerlich entfrembet das Virginiadrama, das nun als »Emilia Galotti« schnell bühnenfertig wird. Lessing sieht sich die Aufführung nicht an, er will nicht wissen, was man dazu in Braunschweig sagt, und überhört die höfisch zweideutigen Erklärungen und Kommentare der Residenzmedisance.

Gewiß, es ist ein hundsföttisch Leben, zumal wenn man Zahnschmerzen hat. An der Schloßmauer blühen wieder Veilchen, und die Weide vor der Mühle wiegt die schwanken Zweige im Vorfrühlingswinde. Aber er ist zu nichts fähig. Seine frühere Arbeitskraft schreckt ihn; er will nichts von einer Neuausgabe seiner Schriften wissen. Er steckt so tief in unangenehmen und widerwärtigen Arbeiten, daß ihm Krankheit und Kleinstadt für Augenblicke vergehen. Aber alles widert ihn an: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeit wäre! Ein Tag wie der andre, er quält sich und büffelt. In seinem Kopfe ist alles dumm und öde.

Von ferne winkt das schöne Leben. Vielleicht findet die geliebte Frau etwas in Wien? Vielleicht glückt es auch ihm da? Nur frisch gehofft; nur frisch gearbeitet, daß wir nicht alles halbfertig oder kaum begonnen liegenlassen. Und darin schließlich eine kleine Beruhigung: »Ich will hier sein, wie wir überhaupt in der Welt sein sollten, gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können, doch willig, immer länger und länger zu bleiben — auch mit vielem Vergnügen — unter der einzigen Bedingung — Sie wissen —« So schreibt er an die geliebte Frau. Es war wieder Mai geworden, und die moosbewachsene Sandsteingöttin auf der Schloßbrücke hütete brütende Schwalben. Aber das war nur ein Sonnenstrahl, am andern Tage war die Welt wieder trübe, und es wurde ärger mit ihm als je zuvor.

Elende bibliothekarische Kahlmäusereien! Da draußen liegt die schöne Welt, und da geht das pulsierende Leben. Er sitzt in seinem alten verwünschten Schlosse, geht hinüber in seine Bücherhallen und wieder zurück. Wer kreuzt ihm diesen kurzen Weg? Der brave Abt Knittel, der elegante v. Döring, der steifleinene Geheimrat v. Praun — ab und zu steigt ihm der freundlich sorgende Arzt auf den Bau. Ein jeder lebt seine Welt für sich, und die glühende Einsamkeit brennt ungestillt in seinem Herzen. Er ist in verdrießlichen Zerstreuungen und Geschäften verwickelt und sehr unzufrieden. Besuch gelehrter Freunde ist nicht zu erwarten. Wütend jagt er seinen schurkischen Bedienten wegen hundert liederlicher Streiche und infamer Betrügereien zum Teufel. Ihm ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Er verträumt seine Tage mehr, als daß er sie verlebt. Eine anhaltende Arbeit, die ihn abmattet, ohne ihn zu vergnügen; ein Aufenthalt, der ihm durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs (denn den Umgang, den er haben könnte, den mag er nicht haben) unerträglich wird. Er mag nicht mehr schreiben; er vergräbt sich ganz in die Quisquilien seines Amtes. So fliegt der Sommer dahin; es ist ihm, als ob er gar nicht lebe, er will von keinem Menschen etwas wissen, er ist mißvergnügt, ärgerlich und wild, wild gegen sich und gegen die ganze Welt. In dieser verzweifelten Stimmung stürzt er sich in die Arbeit, in die gleichgültigste Arbeit, nur um die Trostlosigkeit seiner Lage zu bekämpfen. Solche trockene Bibliothekararbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Teilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. So will er, um nur Ruhe zu gewinnen, sich noch mehr der Gesellschaft entziehen und in aller Einsamkeit kahlmäusern und büffeln, wenn auch nur wenig Leute in der Welt das lesen werden, was er da an elenden bibliothekarischen Kahlmäusereien zusammenträgt. Nur gelegentlich ist er sich darüber klar, daß ein Bibliothekar eigentlich nichts Besseres schreiben soll, und er ist nicht gern nur dem Namen nach Bibliothekar.

Umgang, Verkehr, Besuche — wenn der Geheimrat v. Praun seinen Weg kreuzte, blieb die Begegnung kühl, und die Begrüßung mit dem gelehrten Knittel hielt sich in gemessenen und dem hochwürdigen Abte angemessenen Grenzen. In seiner Einsamkeit wurde er von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ein gelegentlicher Besuch in Braunschweig nützt nichts. Er braucht Verkehr, Geselligkeit und täglichen Umgang. Besuche sind kein Umgang — ich muß Umgang mit Leuten haben, die mir nicht gleichgültig sind — ohne Umgang schlafe ich ein und erwache bloß dann und wann, um eine Sottise zu begehen. Aber es ist nichts zu machen: wer wird durch Mitteilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens auch zu erweitern suchen, wenn ihn beinahe das ganze Leben ekelt! Wenn er mißvergnügt war, möchte er es lieber gar vergessen, daß es noch Menschen in der Welt gibt, die er schätzte und liebte. Und mißvergnügt war er die meiste Zeit. Sobald er aus seinem verwünschten Schlosse einmal unter Menschen kam, ging es eine Weile. Aber es war doch schwierig.

bis er manchmal in Bewegung kam. Als Freund Zachariä seine Hochzeit auf dem Weghause feierte, hat es schwergehalten, bis er erst lustig wurde. Da er so gar keinen Menschen hatte, dessen freundschaftlicher Umgang ihn von seinen Kahlmäusereien abzog, so sagte er schließlich verzweifelt: Besser ist, unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen.

Enttäuschungen, fehlgeschlagene Hoffnungen: die Jahre 1773 und 1774 sind die furchtbarsten. Im Frühjahr 1773 ließ der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand Lessing zu einer Besprechung nach Braunschweig kommen, weil er hoffte, seine Einkommensverhältnisse und seine Lage überhaupt verbessern zu können. Die Angelegenheit ließ sich nicht so schnell und nicht in der zunächst beabsichtigten Form durchführen. Wir wissen, daß den Erbprinzen oder den Herzog in dieser Hinsicht keinerlei besonderes Verschulden trifft; wir können aber begreifen, wenn Lessing, der in Wolfenbüttel schon am Verzweifeln war, nun geradezu Tantalusqualen erduldet und sich bitter auch über den Erbprinzen äußert. Aber das geht später vorüber, seine Unzufriedenheit wendet sich dann nicht mehr allzuoft gegen den Erbprinzen, sondern mehr wieder gegen die trostlosen Verhältnisse in Wolfenbüttel. Eine Zeitlang hat er in dem Minister Schrader von Schliestedt seinen Hauptgegner gesehen. Aber auch nach dessen Tode änderte sich nichts. Dazu kamen die alten Gesundheitssorgen, dazu neu ein Augenleiden und wieder die leidige Geldnot. Er war in seinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo er im eigentlichen Verstande um Brot geschrieben hätte. Er gibt zu, daß man mit großem Vorteil eine Zeitlang in einer großen Bibliothek studieren könne: aber sich darin vergraben, ist Raserei. Verzweifelt klagt er bei einem Besuch in Braunschweig seine Lage dem Hofprediger Jerusalem und ergeht sich in heftigen Vorwürfen gegen den Erbprinzen. Der feine Hofmann ist indigniert; freilich ist das nicht artig vom Erbprinzen. Lessing tobt: Nicht artig? Niederträchtig und hundsföttisch ist das, lieber betteln gehen ... Aber dann hatte er wieder die dem Erbprinzen gegenüber angemessene kühle Form gefunden. Nun kam der garstige, böse Winter; seine leidenden Augen machen die Winterabende grauenhaft lang und öde; es fehlt jeder freundschaftliche Umgang. Die Einsamkeit füllt seine leeren Zimmer im herzoglichen Schlosse. Er ist mißvergnügt, ärgerlich, hypochondrisch, und in so einem Grade, daß ihm noch nie das Leben so zuwider gewesen ist. Er hat alle Aussichten auf die Zukunft vergessen und erörtert die Absicht, seinen Bekannten ein Zirkular von seinem Tode zugehen zu lassen. —

Das nächste Jahr wird noch schlimmer, seine Ausfälle über seine üble Lage und über seine Einsamkeit werden stürmischer: wenn er die ganzen langen vier Monate auch nur einen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt hätte! Aber er hatte nur das Herz voll Verdruß und Galle. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer mit ihm, er will fort: Komme, was kommen mag! Es ist nicht sein Wille, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie er ihn braucht, entfernt, zeit seines Lebens Bücher zu hüten. Er ist so krank, so verdrießlich, so beschäftigt, daß ihm in seinen verzweifelten Umständen auch der beste Mensch als der nichtswürdigste erscheint. In dieser grimmen Laune schiebt er Goethes Götz barsch beiseite, und damals schrieb er die bitteren Zeilen über Werther.

Dann endlich ergibt er sich in sein Schicksal, sieht seinen Untergang vor Augen und will stillhalten, da er nur Dornen zu sammeln verdammt ist und da er in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern soll. Das sind trübe Gedanken schwerer Novembernächte.

Als aber die Oker wieder in Eis ging und auf dem verschneiten Festungswall bei klirrender Kälte der steifleinene Geheimrat kühl und frostig grüßend an ihm vorüberstapfte, da riß ihm die Geduld. Er wollte Entscheidung, wollte wissen, was er zu erwarten hatte, und wollte seine Zukunft gegen die kümmerlichste Gegenwart wagen. Die geliebte Frau hatte er in Kenntnis gesetzt, ihre Warnungen und Ratschläge wohl vernommen; aber nun mußte gehandelt werden. Das lange, nutzlose Warten in Braunschweig hatte ein Ende, und er floh davon, floh vor sich selbst, floh von Amt und Haus, von Zukunftsplänen und Arbeiten. Berlin, Dresden, Prag: Brüder, Freunde, Bekannte; Aussprache, neue Eindrücke, Abwechslung. In Wolfenbüttel wäre er im Schlamm erstickt; vielleicht ergibt sich doch die Möglichkeit, irgendwo in Italien billig zu leben und dort einmal in Ruhe zu sterben. So kommt er nach Wien und findet die geliebte Frau in angenehmstem Freundeskreise. Leicht tut sich ihm die gelehrte und schöne Welt auf. Ein als persönlich liebenswürdig geschilderter braunschweigischer Prinz, Herzog Leopold, zieht ihn mit sich fort auf eine Italienreise. Ach, das ersehnte Land Italia war ihm eine herbe Enttäuschung! Er wurde Wolfenbüttel nicht von der Seele los; der Gedanke an die Zukunft und die geliebte Frau beschattete den sonnigen Sommerweg, der seinen Augen wehe und dem Herzen nicht wohl tat. Der Prinz war ein gar belangloses Menschlein, das die Zeit mit Besuchen und Komplimenten hinbrachte, hinbringen mußte.

Herz, sei fein stille, ausgehalten, nur dies eine noch! Vielleicht wird doch noch alles gut, vielleicht läßt sich nach der Rückkehr in Wolfenbüttel an der Seite der geliebten Frau doch leben. Gewiß, es werden sehr mittelmäßige Umstände

sein, in denen man in Wolfenbüttel leben wird, aber die geliebte Frau ist einverstanden: auch sie braucht Ruhe und Frieden. Sie wollen beide auf die glänzende Welt verzichten und nur sich selbst leben.

Die Sommersonne brütet auf dem Markusplatz, aus den Kanälen steigen üble Dünste, und in den Gärten draußen verstaubt und dorrt der Lorbeer. Ihm ist so elend und jämmerlich zumute, krank zum Sterben, muß er aushalten. Die Reise zieht sich in die Länge, seine Laune wird immer übler, seine Zukunftshoffnungen werden immer geringer und trostloser. Endlich geht's heimwärts: Wien, Dresden, Berlin. Das neue Jahr und der neue harte Winter. Aber sonst alles beim alten: üble Laune, Unentschlossenheit und Ekel gegen alles.

Aber im ganzen ist er doch ruhiger geworden, wenn auch nicht freudiger. Eine müde Resignation ist tonangebend. Seine Hoffnungen und Erwartungen reifen langsam und kümmerlich. Seine völlig zerrütteten Affären werden einigermaßen instand gesetzt. Der stolze Mann muß sich viel demütigen: er muß bitten, wo er fordern wollte. Aber er tut es gern mit Rücksicht auf die Geliebte, die nun nicht länger warten soll.

Hochzeit auf dem York. Schuback ist ein ehrlicher Mann. Er hat die Freundin vor der Verbindung mit dem Hofrat, ja wirklich, Hofrat Lessing dringlich gewarnt. Da aber nichts zu machen ist, gibt er nach. Die Schubackin rüstet die Hochzeit für die Freundin. Er will von keiner Feierlichkeit wissen und mag doch den guten Leuten die Freudigkeit nicht vergällen. Die Hochzeit muß im Hause des Predigers stattfinden, gleich danach will er abreisen und die Gattin halbwegs in Celle erwarten. Er hat sich nicht einmal einen neuen Rock machen lassen können; die Vorbereitungen für die Hochzeit haben viel Geld verschlungen, und die neue Wirtschaft wird nicht billig sein. Ohne Braunschweig zu berühren, trifft der Hofrat mit der Gattin und ihren Kindern in ausgesuchter Heimlichkeit unangemeldet in Wolfenbüttel ein. Freunde, deren Teilnahme ihm wert war, hatte er nicht, und der lästigen Neugierde ging er aus dem Wege. Der junge Haushalt hatte mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen: zunächst eine möblierte Wohnung, dann Umzug in eine andre Wohnung und schließlich die Übersiedlung in die Dienstwohnung, das jetzt nach ihm benannte Lessinghaus, im Winter 1777.

Wir wissen von jenen fünf Vierteljahren so gut wie nichts. Wolfenbüttler Verkehr wird die junge Frau nicht gepflegt, vielleicht nicht gewünscht haben. Der getreue Eschenburg hat gelegentlich den Freund in seiner Häuslichkeit besucht und uns von deren Herzlichkeit und Wärme einen Eindruck vermittelt. Ach, es waren Tage kargen Glücks und banger Sorge. Lessing klagt auch in diesen Tagen viel über seine schwache Gesundheit. Aber er klagt mit keinem Wort über seine sonstige Lage, so sehr ihn auch jetzt noch seine wirtschaftlichen Nöte drückten. Er ist mild und heiter, seine Seele ist ruhig. Die Enttäuschungen der Mannheimer Reise überwindet er im Glück seines friedlichen Heims; in stiller Bibliotheksarbeit verbringt er seine gesunden Tage. Ach, es waren Tage bangen Glücks und sorgender Schwere, die er an der Seite seiner leicht leidenden Eva im »Lessinghause« verbrachte, bis der ersehnte und geliebte Sohn eintraf, der so bald davonmußte und seine Mutter mit sich nahm. Völlig zerrissen im Herzen, aber äußerlich gefaßt und kalt steht er diesen Schicksalsschlägen gegenüber. Er ist alt geworden, über seine Jahre hinaus alt; und er ist noch fremder geworden an dem Orte, der ihm immer fremd war und der ihm das Liebste und Beste auf Erden raubte, ohne ihm je etwas gegeben zu haben. Aber er war still, ruhig und zufrieden in seinen vier Wänden. Ein Abglanz jener glücklichen Tage durchschimmerte noch die Zimmer, in denen Evas Liebe gewaltet hatte. Wohl sehnte er sich nach Zusprache und Anregung von Freunden, aber seine Einsamkeit tat ihm wohl.

Tage voller Zwiespalt. Erst nach und nach wird er sich dessen bewußt, daß diesmal seine Einsamkeit ein ganz andres Gesicht trägt. Der liebe Kamerad, seine sorgende, ausgleichende Hand und sein versöhnender Zuspruch fehlten überall; konnte er doch nun nicht einmal brieflich ihr sein Herz ausschütten und seine Nöte klagen! Die weitläufige Wirtschaft, die geliebten und umsorgten Kinder machen ihm das Leben schwer; er ist oft in den größten Schwierigkeiten. Dazu hatte er keinen Menschen mehr, dem er sich vertrauen oder auf dessen Beistand er sich allenfalls verlassen konnte. Täglich wurde er von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Er war wieder krank und sehr menschenfeindlicher Stimmung: so philosophiert er über die eigne Bitterkeit gegen sich selbst, die eben so bitter gar nicht ist. So geht das Jahr 1778 dahin, schließlich lebendig durch den theologischen Streit und die Zensurschwierigkeiten, die ihm erwuchsen. Da erfuhr er, daß die orthodoxe Theologie die eigentlich tolerantere war, und die Sehnsucht nach jenem Lande, in dem es weder Juden noch Christen gab, wuchs in ihm gewaltig. Die alte Geschichte vom König Melchisedek bei Boccaccio, die ihn vor Jahrzehnten beschäftigt hatte, goß er in eine neue Form. So entstand als theologische Kampfschrift »Nathan der Weise« in fünffüßigen Jamben — die sechsten Füße strich Ramler sorgfältig in der Korrektur fort. Ihm war aber gar nicht poetisch dabei zumute. Ihn quälten wirtschaftliche Sorgen, und der »Na-

than« mußte ihn retten. Nur für einen ganz mittelmäßigen Vorteil wollte er sich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit machen. Der Streit mit den Zensurbehörden war ihm widerlich, schließlich fast gleichgültig; mit mürrischer Gleichmütigkeit hört er an, daß der Herzog ihn selbst gegen das Reich in Schutz nimmt. So nähert er sich mit großen Schritten dem mißtrauischen, ärgerlichen Alter. Zu der schlechten Laune stellen sich prompt die alten Gefährten Unwohlsein, Angstschweiß, hitziges Fieber ein. Krankheit und Unwohlsein spielen jetzt eine große Rolle in seinen Briefen; an manchen Tagen war er fast völlig blind. Er weiß, ihm fehlt Bewegung, vor allen Dingen aber Anregung. Aber selbst der Briefwechsel mit Gleim, Herder und Wieland ist müde geworden; nur gelegentlich noch holt er weit und gründlich aus. Was hilft es, daß die Krankheit schließlich als Flußfieber erkannt wird, er wird sie nicht los. Auch wenn die Krankheit nur darin besteht, daß er nicht gesund ist, so ist das übel genug. In einem Satze schreibt er zugleich von all seinen Krankheiten, Beschäftigungen, Nachlässigkeiten: es war um ihn, um seine Gesundheit und seine Arbeit wahrlich schlecht bestellt. In diesem Brouillon fand er sich nicht mehr zurecht.

Freund Jacobi kommt auf der Durchreise und holt ihn zum Besuche Gleims nach Halberstadt ab. Der alte Kanonikus ist vor Freude wie toll und weiß nicht, wie er nur die Freunde erheitern und erfreuen soll. Aber die Herzen klingen nicht mehr, dies in lite — Tage voller Zwiespalt — schreibt Lessing an die Tür des Gartenhauses, und schmerzlich bewegt, unbefriedigt schieben sie voneinander. —

Die Kleinstadt will auch ihr Skandälchen haben. Der Hofrat Lessing ist wohl ein Mann, dem man alles Schlechte zutrauen kann. Es ist unerhört, daß er nicht schleunig dafür sorgt, daß die erwachsene Stieftochter aus der Junggesellenwirtschaft hinauskommt. Ach, Malchen König, deine blanken Augen und dein krauses Haar haben deinem Stiefvater das Herz nicht schwer gemacht. Aber du warst ihm das liebste Vermächtnis seiner Eva, und er war dir ein treuer Vater, soweit er das nur konnte, mit aller Zärtlichkeit seines wunden Herzens und aller Sprödigkeit seiner großen Seele. Und du warst ihm eine liebe Tochter, die seine weitläufige Wirtschaft mit Eifer und jugendlichem Überschwang in Ordnung hielt. Und wenn es zu machen war, hast du den Vater in Liebe und Fürsorge auf seinen Reisen begleitet. Mit dir konnte er von seiner geliebten Eva sprechen, mit dir dachte er an die schöne Zeit in Hamburg und die Freunde dort. An deinen Tisch brachte er Freunde und Gelehrte aus der weiten Welt. Sein letzter Brief galt dir, seinem Hausmütterchen. Es ist grotesk, daß Lessing in einem langen Briefe an Elise Reimarus die unsinnigen Gerüchte und Redereien widerlegen mußte.

Die Fahrt nach Braunschweig: er ging wohl meistens zu Fuß, zumal nachdem ihm der Arzt mehr Bewegung verordnet hatte. Der Weg führte zunächst durch die Gärten Wolfenbüttels, dann durch den Wald, und mit dem Weghause in Klein-Stöckheim war die Hälfte der Reise geschafft. Da lohnte sich wohl, gelegentlich einzukehren; dann kam hinter Melverode die herrliche Lindenallee von Richmond, die direkt auf das Tor und das prächtige Niedeselsche Haus in Braunschweig führte. Von Braunschweig hätte Lessing mehr haben können als von Wolfenbüttel; aber es gefiel ihm dort zunächst gar nicht. Sein Absteigequartier war die »Rose«, dann der »Stern«: aber nichts behagt ihm; schließlich hielt er sich meist am Ägidienmarkt bei Angott auf. Er ist im Anfang unwillig über das Braunschweig, wo keine Feder aufzutreiben ist, wo er einfach nicht zum Schreiben kommt. Aber zu seiner Zerstreuung macht er sich doch ab und zu mal auf den Weg. Er ist keineswegs von den dortigen Lustbarkeiten sehr eingenommen, aber er sagt sich doch, daß er, wo er kein Vergnügen habe, in Braunschweig doch wenigstens ein solches erwarten könne. Ein über das andre Mal beklagt er sich über das elende Braunschweig, wo er nicht eine Stunde allein sein könne, das er nun ein für allemal satt habe, daß er da zu Hofe gegangen, Bücklinge gemacht und das Maul bewegt habe. Die Beziehungen zum Hofe schlafen bei seinen Enttäuschungen ein. Zu den Freunden Ebert und Eschenburg, Zachariä und v. Kuntzsch gesellen sich nach und nach einige andre. Herzlich wird und bleibt das Verhältnis nur zu Eschenburg; daneben verbindet ihn viel mit dem jungen, hypochondrischen Leisewitz, dem vielversprechenden Dichter des »Julius von Tarent«, der so gar nichts gehalten hat. Leisewitz' Tagebücher geben für die Jahre 1779 bis zu Lessings Tod einen Anhalt darüber, wie oft Lessing in Braunschweig geweilt haben mag. Er hat sich in den letzten Jahren nicht mehr so abfällig über Braunschweig geäußert und nahm vorlieb mit dem, was die Residenz bot, und das war freilich nicht viel. Selten einmal kommt ein freundschaftliches oder geselliges Gespräch zu ernsten Gegenständen. Einmal wagt Leisewitz das Problem der Liebe als physisches Bedürfnis, erschrocken wehrt der Hofrat ab. Es bleibt meist bei Schach, Pikett und leichter Unterhaltung. Selten führte der Alkohol zu gewagten Scherzen: man machte aus dem salbungsvollen Domprediger Feddersen einen Obristleutnant und aus Lessing einen Konsistorialrat. Gelegentlich wird eifrig rabottiert, gestritten, philosophiert und geistreich gewitzelt. Das wird auch alles

nicht anders, als sich bei Rönckendorf der Große Klub konstituiert, an dem Lessing eifrig teilnimmt. Er sucht und findet da Zerstreuung, ist oft einer der Lustigsten und einer der Beliebtesten in der Gesellschaft; er ist unermüdlich und läßt sich nach jeder Gesellschaft im Klub sehen. Leisewitz macht aus seinen Erlebnissen kein Hehl, notiert jede Debauche, die er sich vorgenommen und redlich gehalten: »Wir kamen stark in den Studentenbaß und nannten alles bei seinem Namen.« Lessing war immer dabei; in dem Bierbankphilisterium der Residenz und im Kreise der lustigen Klubbrüder hat er auf Stunden die Müdigkeit seiner Seele und das Weh seines Herzens vergessen.

Als Lessing auf dem St.-Magni-Kirchhofe zu Braunschweig beerdigt wurde, fand sich nur ein kleiner Kreis trauernder Freunde. Das Volk sagte, die Ärzte hätten Lessing mit Fleiß sterben lassen, damit ein so böser Mensch von der Welt käme. Als der Herr Pfarrer in Wolfenbüttel auf den seligen Hofrat Lessing angeredet wurde, wehrte er korrigierend ab: »Sie meinen wohl den verstorbenen Lessing!«

Herder an Gleim: »O daß ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letztenmal besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott heb' ihn selig, den guten, braven Theologen! Wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doktorhut nach.«

Und der Weimarer Generalsuperintendent trug dem Berliner Juden Moses Mendelssohn seine Freundschaft in Erinnerung an Lessing an.

In der Residenz sagten abends die Klubfreunde bald fidel einen neuen Robber an; es ging ungemein lustig her, man amüsierte sich und tanzte. »Es tat einem doch ganz sanft. In der Kleinstadt blieb es ohne jede Wirkung, daß der Genius aus ihrem Dunkel den Weg ins Licht gefunden hatte.

Der alte Kantor

Ich weiß es wohl, nur Stunden kann ich noch bei euch sein,
Dann grabt ihr mich da drüben bei meinen Eltern ein.

Wein' nicht, mein Weib, du Treue. Der Weg war schwer,
Voll Sorge war das Tagewerk und war darum nicht leer.

Du bist mit mir gegangen die vierzig Jahre lang,
Im Haus, im kleinen Garten, unter der Glocken Klang.

Laß nur das Fenster offen, mich stört das Lärmen nicht.
Die Kinder sollen spielen, auch das ist ihre Pflicht.

Wie oft hab' ich in ihre Blauaugen tief gesehn!
Denk' ich an all die Stunden — wie war das Leben schön!

Und du, mein Sohn, wenn dunkelt dieser Augen Schein,
Ich werd' an deinem Pulte und immer bei dir sein.

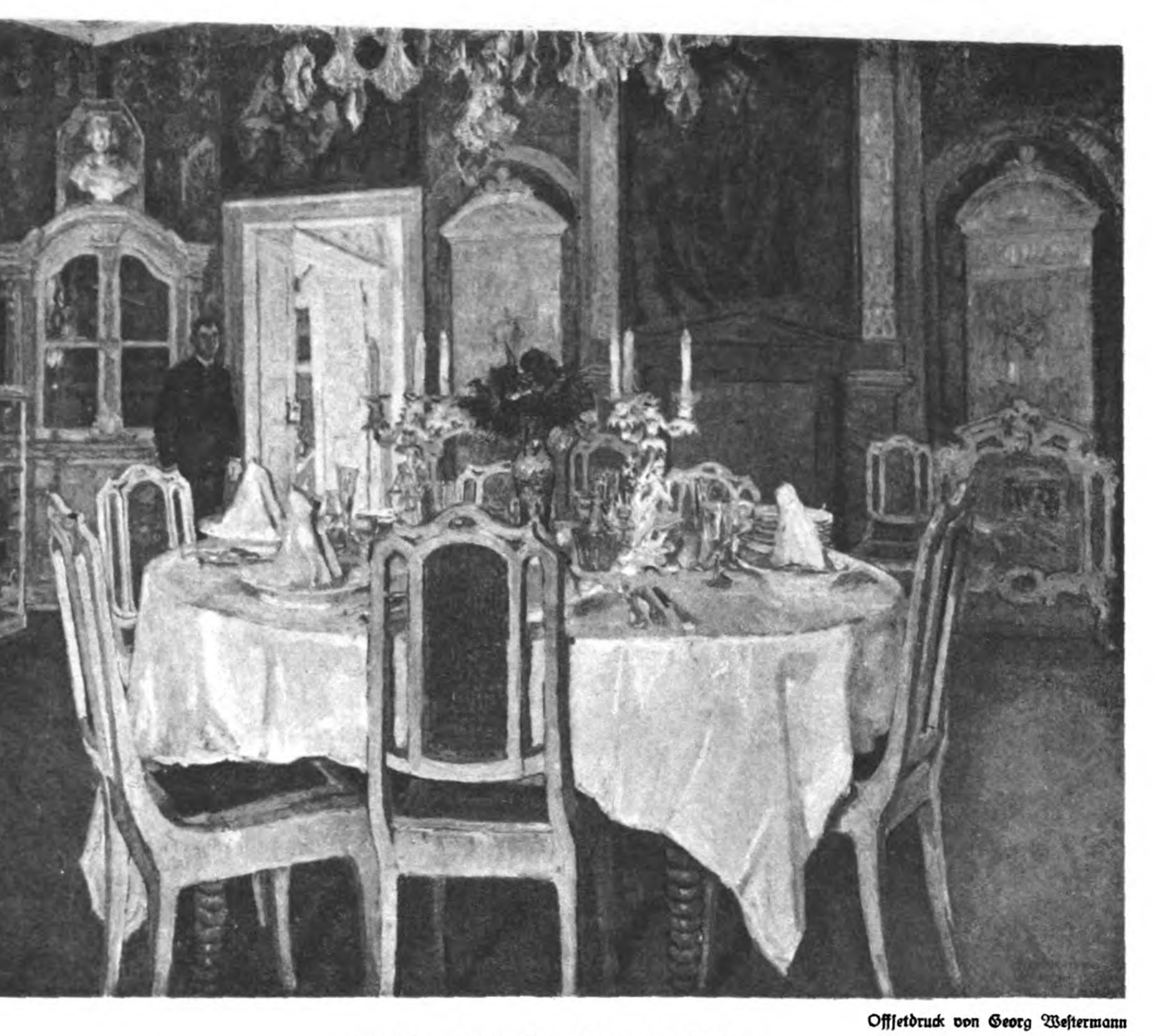
In unserm Werk verjüngt sich ewig die Gotteswelt,
Und ewig ist gesegnet, wer ihm die Treue hält.

Wie süß die Linden duften! Schwärmen die Bienen schon?
Mir ist, als hört' ich gestern den lieben, vollen Ton.

Nun geh zu deinen Kindern, und dann komm wieder her!
Wir reden von der Schule noch manches mehr.

Und laß zum Schluß sie singen: „Ein' feste Burg!"
So weinet nicht, ihr Lieben! Morgen bin ich hindurch!

Ludwig Bäte



Offsetdruck von Georg Westermann

Ferdinand Dorsch: Gedeckte Tafel



Schleiferei

Arbeit ist Leben

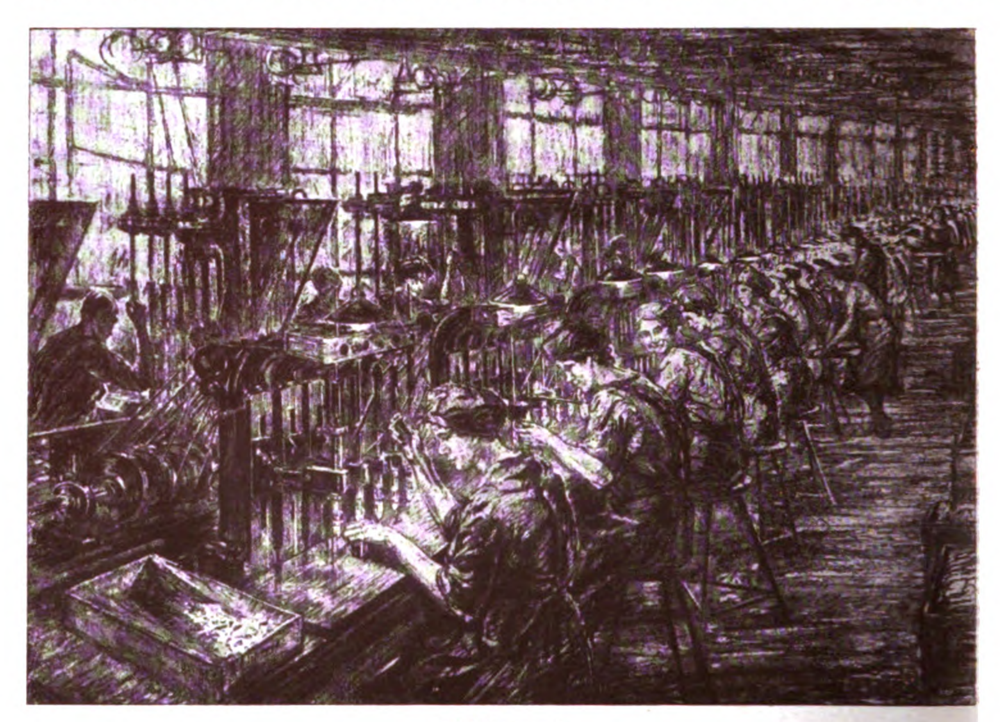
Ein Gang durch die Werke der Siemens & Halske-A.-G. mit dem Radierer Franz Graf

Von Georg Schmitz

Mit sechs Radierungen von Franz Graf

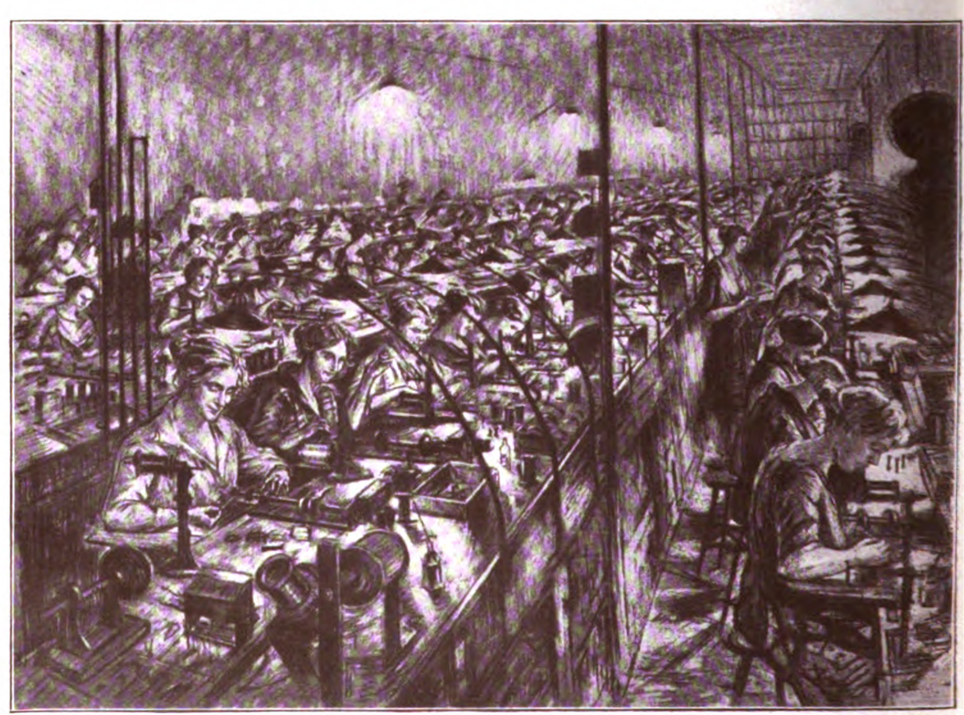
Mitten auf dem weiten Gelände, das die Bauten der Siemens & Halske-A.-G. am Rande der Jungfernheide bei Berlin einnehmen, ragt ein mächtiger Backsteinturm in die Höhe. Auf seiner Plattform muß man gestanden und auf die 60 Meter tiefer sich dehnenden gewaltigen Werkbauten, aus denen das Lied der Arbeit gedämpft zu einem heraufbringt, geblickt haben, um einen Begriff von der Größe des Unternehmens zu bekommen, das hier seine Heimstätte hat. Eine kleine Stadt dem Flächenraum nach, eine große, wenn man die Zahl derer, die hier Arbeit und Lohn finden, zum Maßstab nimmt. Zwischen 60 000 und 70 000 Menschen mögen es sein, und so mächtig die Bauten auch sind, die einem da zu Füßen liegen, man fragt sich doch erstaunt, wie diese Massen in ihnen Platz finden und arbeiten sollen. Bis man dann in einen der weitgedehnten Arbeitsräume sieht, in denen zwischen langen Reihen gleichartiger Maschinen viele Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen sitzen, Maschine an Maschine, Mensch an Mensch gedrängt, und so ein Riesensaal an den andern sich reihend, durch viele Stockwerke hin, daß man einen halben Tag braucht, sie alle zu durchwandern.

Verwirrt steht man in diesen Sälen zunächst vor der Unrast sich gegenseitig störender Bewegungen, vor dem Surren der Räder und dem Schnurren der Spindeln, und es wird einem leicht, sich vorzustellen, wie dem Maler zumute gewesen sein mag, als er das erstemal vor solch einem »Bienenstock« saß mit dem Auftrag, diesen Vorwurf künstlerisch zu bewältigen. Vorbilder, die er sich zum Muster oder Leitstern hätte nehmen können, gab es nicht. Denn bisher hat sich die Kunst im Reiche der Technik die Motive dort gesucht, wo, wie bei Hüttenwerken, Hochöfen, Werften oder großen Maschinen, schon die Wucht der Massen oder der Reiz der Farben sichere Wirkung verspricht oder wo sich die Leiber arbeitender Männer in interessanten Bewegungen zeigen. Im Gegensatz hierzu hat Franz Graf es als erster unternommen, den Stimmungsgehalt des neuzeitlichen Fabriksaales, der riesigen, menschen- und maschinenerfüllten Arbeitsräume der Präzisionsindustrie künstlerisch auszuwerten. In mühevollem, sorgfältigem Stu-



Kleinbohrerei

dium ist er im Laufe zweier Jahre immer tiefer in den Stoff, dem er zunächst als Fremder gegenübertrat, eingedrungen, bis sich ihm der Reiz und Rhythmus dieser Industrie erschloß.



Kleinwickelei

Durchblättert man die Mappe, die in elf Radierungen die Früchte dieses Studiums enthält (Verlag Amsler & Ruthardt, Berlin), so läßt sich deutlich das langsame Eindringen des Künstlers in die Eigenart seines Stoffes verfolgen. Graf sieht zunächst diese Säle mit den Augen des Laien, dem Unruhe und wirbelnde Bewegung, aus Hunderten von gleichartigen Maschinen aufspringend, den Überblick nehmen und dem sich die Einzelheiten in dem sausenden Getriebe verwischen. Die erste der Grafschen Radierungen, ein Blick in die Kleinstanzerei mit dem blitzenden Kreisen und Flimmern ihrer unzähligen Schwungräder, zeigt diese Ausgangsstufe seiner Entwicklung. Die späteren Blätter geben neben der Bewegung doch auch die wesentlichen Einzelheiten der Maschinen wieder. Graf beherrscht hier den Stoff besser, hat sich, von den Leitern der einzelnen Abteilungen und der von Oberingenieur Quaink betreuten Literarischen Abteilung des Werkes sachkundig beraten, mehr technisches Verständnis erarbeitet und stellt die Fabriksäle so dar, wie sie auf Leute wirken, die gewohnt sind, sich in ihnen aufzuhalten und zu arbeiten. Nur dadurch ist es dem Künstler möglich geworden, das eigentümliche Leben und die besondere Atmosphäre jeder einzelnen der von ihm dargestellten Arbeitsstätten einzufangen und mit den künstlerischen Mitteln der Radierung zum Ausdruck zu bringen. Kein Blatt gleicht dem andern, und jedes bedeutet ein neues künstlerisches Erlebnis.

Aus der Mappe haben wir sechs Radierungen ausgewählt, die in ihrer Gesamtheit ein klares Bild der künstlerischen Leistung geben, die Graf, von Hause aus vor allem Bildnismaler und Landschafter, hier vollbracht hat. In der Schleiferei hat den Künstler das Sprühen der Feuergarben, die die mit rasender Geschwindigkeit sich drehenden Schmirgelscheiben wie ein phantastisches Feuerwerk umtanzen, vor allem gereizt. Es ist ihm, wie die Zustandsdrucke dieser Radierung deutlich zeigen, nicht ganz leicht geworden, diesen doch im Grunde rein koloristischen Reiz mit den einfachen Mitteln der Schwarzweißkunst einzufangen. Graf hat sich seine Technik für die schwierigen Aufgaben, die ihm hier gestellt waren, erst Schritt für Schritt erobern müssen. Die einfachen Mittel der Radierung reichten dafür nicht immer aus, sondern mußten nicht selten mit andern graphischen Methoden gepaart werden. Daß das Technische dem Künstler den Blick für das Seelische nicht getrübt hat, zeigt die Sorgfalt, mit der er in diesem Blatt die gespannte Aufmerksamkeit der an den Maschinen sitzenden Männer wiedergegeben hat. Die Tätigkeit in der Schleiferei erfordert sicheres handwerksmäßiges Können und völlige Hingabe an die Arbeit, um die in die Maschinen eingespannten Werkstücke auf Bruch-



Automaten-Dreherei

teile von Millimetern genau in die erforderliche Form zu bringen.

Diese Versunkenheit in die Arbeit fehlt in der Kleinbohrerei, denn hier beherrscht die Maschine als solche das Feld, und die zahlreichen Mädchen, die in langen Reihen den Saal füllen, haben während ihrer mechanischen Arbeit immer noch Zeit für eine Neckerei oder ein Scherzwort. Die etwas laute Lustigkeit, die in solchen Sälen zu herrschen pflegt, ist vom Künstler ebenso gut erfaßt und wiedergegeben worden wie die stillere Fröhlichkeit, die in der Kleinwickelei heimisch ist. Dort, wo es sich um grobe Arbeit handelt, sind auch die Mädchen von derber Art, hier, wo mit geschickten Fingern an kleinen Maschinen winzige Spulen und Röllchen aus spinnwebdünnen Drähtchen hergestellt werden müssen, sind sie feiner und zarter. Mit sicherem Gefühl für körperliche und seelische Unterschiede hat Graf diesen Gegensatz in den beiden Blättern herausgearbeitet. Man sieht die Emsigkeit der fleißigen Wicklerinnen und hört doch auch die munteren Liedchen, die sie zum Schnurren der Spindeln summen. Künstlerisch reizvoll ist an der Darstellung der Kleinwickelei die Behandlung des aus zahlreichen Glühlampen auf die Arbeitsplätze und die Köpfe der Mädchen herabflutenden Lichtes. Graf kennt den Stimmungszauber des Lichtes und geht ihm mit empfänglichen Augen in allen Arbeitsräumen nach. So ist es ihm z. B. auch in der Automaten-Dreherei mit Hilfe des Lichtes gelungen, den Maschinen ein eigenartiges, geheimnisvolles Leben einzuhauchen. Steht man vor solch einem Automaten, der völlig selbsttätig aus langen Stangen Schrauben und andre kleine Metallteile in ungeheuren Mengen herstellt, so glaubt man in der Tat einem lebenden Wesen bei der Arbeit zuzuschauen. Malerische Lichtreflexe huschen über den ölglänzenden stählernen Körper, der leise im Schwung der schnell umlaufenden Räder und Spindeln zittert, während Schraube auf Schraube dem eisernen Rachen entfällt, sauber geschnitten und spiegelblank poliert. Hunderte solcher Maschinen stehen, reihenweise geordnet, in einem Saal, fleißige Sklaven der Arbeit, und wenige Männer nur schreiten zwischen ihnen hin und her, sie zu beaufsichtigen und ihnen von Zeit zu Zeit neue Arbeit in Gestalt langer Stangen in die nimmermüden Klauen zu schieben.

Eine der schwierigsten Aufgaben, vor die Graf sich in den Werken der Siemens & Halske-A.-G. gestellt sah, war der Montagesaal für automatische Fernsprechämter. Diese hohen nüchternen Eisengestelle mit einer Unzahl kleiner Apparate und dicken Bündeln umsponnener Drähte stellen alles andre dar als ein dankbares Motiv für Radiernadel oder Bleistift. Graf hat daher hier einmal den in ihm wachgewordenen Techniker ruhen lassen und sich darauf beschränkt, eine Fülle von Figuren in inter-



Montagesaal für automatische Fernsprechämter



Werkschluß

essanten lebenswahren Bewegungen zu einer malerisch gelungenen Komposition zu vereinigen. Aber gerade dadurch kommt die Eigenart der Arbeit, die in diesem Saale geleistet wird, voll zum Ausdruck. Hier wird aus unendlich vielen Einzelteilen ein Wunderwerk der Elektrotechnik zusammengebaut, das die geplagten Telephonistinnen durch selbsttätige Apparate ersetzt, die keinen Irrtum und keine Nerven kennen.

Verwandt mit diesem Vorwurf, aber noch undankbarer für den Künstler war der Prüfraum für Röntgenapparate, den Graf allen Schwierigkeiten zum Trotz radiert hat, um auch ein Bild von der in großen technischen Betrieben mitten unter den Maschinen herrschenden geistigen Tätigkeit zu geben, die bei der künstlerischen Darstellung neuzeitlicher Industriearbeit bisher stets vergessen worden ist. Die Arbeitssäle, die Graf außerdem noch dargestellt hat, boten seinem Stift leichteren Stoff: die Kleinstanzerei mit den in tausend Reflexen auf den rasch umlaufenden Schwungrädern tanzenden Lichtern; die Großstanzerei mit der wuchtigen Kraftentfaltung der schweren Arbeitsmaschinen in flimmernder, ölgeschwängerter Luft; der Riesensaal der Fräserei mit der Unzahl der im Spiel des Lichtes zitternden Maschinen; die Packerei mit der Geschäftigkeit eines Ameisenhaufens.

Die elf Radierungen, die Graf in der Mappe »Arbeit ist Leben« vereinigt hat, geben nicht nur ein eindringliches und fesselndes Bild von der gewaltigen Ausdehnung der Werkanlagen der Siemens & Halske-A.-G. und der Eigenart ihrer Fabrikation, sondern stellen auch die erste bemerkenswerte künstlerische Leistung auf einem Gebiete dar, das bisher der Kunst verschlossen war. Graf ist der erste Maler, der seine Motive in den Fabriksälen der modernen Präzisions-Serienfabrikation gesucht und diesen schwierigen Stoff künstlerisch bewältigt hat. Besonders dankbar empfindet man es in diesen Zeiten sozialer Gärung, daß Graf im Gegensatz zu den allzu vielen, die immer nur das Drückende, die Last der Arbeit wiedergegeben haben, in seinen Radierungen die Arbeitsfreudigkeit, die Lust am werktätigen Schaffen betont hat. »Arbeit ist Leben« hat er daher mit Recht als Titel auf seine Mappe gesetzt, und die Radierung Werkschluß, die als letztes Blatt in ihr liegt, faßt dieses Leitmotiv noch einmal zu einem eindrucksvollen Bilde zusammen: in dichtgedrängten Zügen strömen unzählbare Menschenmassen nach getaner Arbeit heimwärts, aufrecht und festen Schrittes, und die riesengroßen Bauten der beiden Werner-Werke, die sich im Hintergrunde auftürmen, stehen nicht wie düstere Zwingburgen der Arbeit da, sondern wie leuchtende Sinnbilder der modernen Großindustrie, die vielen Millionen von Männern und Frauen Leben und Unterhalt gibt.

Der Abenteurer

Von Armin T. Wegner

Mich rührte fremd ein Wind um Mitternacht
Voll Wohlgerüchen aus verschollnen Küsten,
Voll Fackeldunst und Glanz von Frauenbrüsten
Und Geisterschiffen mit verruchter Fracht.

Vor meinem Blick in ungeheurer Schau
Barst Erde auf in ihre roten Tiefen,
Wo Stein und Gold in wilder Brautnacht schliefen
Und Städte, eingestürzt und altersgrau.

Da sprang ich auf, von schwarzem Schlaf befreit,
Aus Elternqual und totem Stubenbücken,
Und leicht wie Laub entwelkten meinem Rücken
Der frühen Tage Last und Müdigkeit.

Sieh, meine zwanzig jungen Jahre blähn
Die Nüstern auf, mich durch die Welt zu reißen,
Wie Hengste toll, die ihre Zügel beißen,
Und wie Gewitter von den Hügeln wehn.

Goldgräber will ich in Alaska sein,
In Dschunken lauernd vor den Inseln liegen,
Die wie Delphine durch die Klippen fliegen,
Und mit dem Schneesturm um die Steppe frein.

Nicht vor dem Tode hält die Neugier still.
An Frauenhüften will ich rauh mich schmiegen,
Ich will zu Gast in fremden Betten liegen.
Der Urwald schluchzt und zittert von Gebrüll.

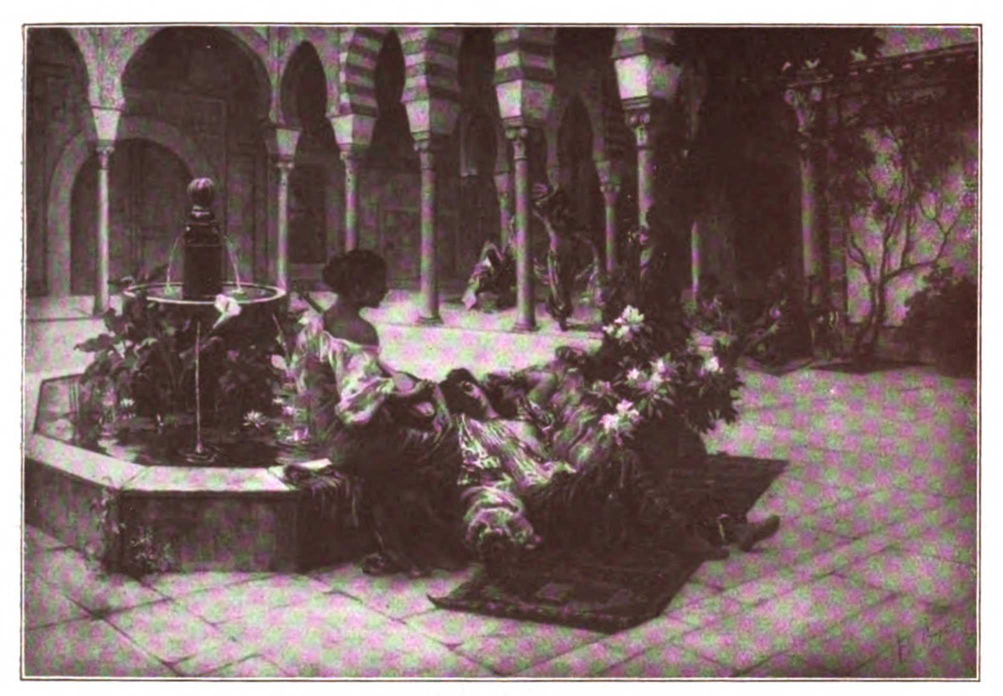
Wie fühl' ich lockend, daß ich dunkel bin,
Da ich zu Nacht mit ihren Vätern prasse;
Vom Hufschlag meines Pferdes qualmt die Gasse,
Spült mich die Flucht zu neuen Inseln hin.

Gleich Eingeweiden zuckt das Firmament,
Es zischt die Luft von hundert Opferbeilen.
Ruhm, Wollust, Schlaf – mich kettet kein Verweilen,
Bis blau der Abend auf den Ebnen brennt.

Da schlagen Städte wild die Augen auf,
Ihr Geierhals reckt sich aus Rauch und Nebeln,
Zerfleischen sie die Nacht mit Feuerschnäbeln,
Wie weiße Milch erglüht der Ströme Lauf.

Der Erdball wankt, an meinem Fuß zerschellt.
Die Landschaft flieht. Die Berge, Felder sausen;
Daß Turm und Brücken mir vorüberbrausen,
Nur ich allein bin ruhend in der Welt:

Sturmwolke, Flamme, Wind und Vogelfall,
Vom Pol gedreht bis an des Südens Wende –
Daß ich mich grenzenlos der Welt verschwende,
Bläst Gott als Rauch mich brennend durch das All.



Siesta im Haremshof

Ferdinand Max Bredt

Von E. W. Bredt (München)

Mein Bruder war ein Maler der ihn umgebenden Welt. Freilich hat er nicht, wie so viele andre des letzten Jahrhunderts, Lust gehabt, alles zu malen, was ihn gerade umgab; er hat sich vielmehr seine Umgebung sehr sorgfältig ausgesucht, hat sie sich erschaffen, hat sie sich begrenzt nach den Vorstellungen seiner Schönheit, der Farben- und Frauenschönheit zumal.

Er war ein Maler der verwöhnten Dame seiner Zeit. Ich meine die Dame, die nichts zu tun hat, als sich und ihre Umwelt zu schmücken, die immer umgeben von gewählten Bildwerken, Möbeln, Vasen, Blumen und Kissen, die sich kleidet und bewegt im Bewußtsein ständiger Prüfung und Wertung seitens des andern Geschlechts, die gern lächelt, um die Schönheit ihrer Wangen, Lippen und Zähne bewundern zu lassen — die Dame also, die das geschonte Leben der Blumen im Parke führt, sie war F. M. Bredts ganz eigne künstlerische Welt.



Ferd. Max Bredt

In und mit ihr lebte er fern dem Alltag mit seinen häßlichen Kämpfen und Nöten, seinen schweren Arbeiten, seinen derben und wahlloseren Genüssen.

Die Dame, die in diesen Zeiten aussterben wird, war ja das Thema manch großen Malers der letzten fünfzig Jahre. Aber man braucht nur an Künstler wie Albert von Keller, Hugo von Habermann, Stevens, Helleu, Fantin-Latour oder Anders Zorn zu denken, um zu erkennen, wie eigen und fest geartet — wenigstens dem Gehalt und der Stimmung nach — die künstlerische Welt unsers Künstlers war.

Sind Habermanns Damen und Modelle voll Bewegung und dionysischen Temperaments, erscheinen die Schönen des Belgiers Stevens sinnlich und berechnend, bevorzugte Albert von Keller die korrekte Visitenmacherin oder die ekstatische und hypnotisierte Weiblichkeit, sind Helleus Damen mehr Puppen in


Die Lauschenden

Mag jene Frage einstweilen unbeantwortet bleiben. Sicherlich war mein Bruder alles andre als ein Mann von weltschmerzlicher Anschauung, blieb vielmehr immer von weltmännischer, kühler Haltung, ließ kaum je weichere Gefühlstöne, wenigstens in Gegenwart andrer, aufkommen, machte gern sentimentalen Situationen durch irgendeine komische oder wohl gar drastische Bemerkung ein Ende, ja, er wohnte nicht einmal gern Theateraufführungen bis zum Schluß bei, wenn hier rührende Szenen zu erwarten waren.

Wie bei so manchen andern Künstlern bestand also auch bei F. M. Bredt ein auffallender Unterschied zwischen der gemütlichen Art der Persönlichkeit und der seiner Werke. Und man darf nur bestimmt sagen: so bewußt und streng und unbeirrbar er als Maler in Auswahl, Ausschnitt, Komposition, Zeichnung, Farben seinen ganz eignen Schönheitsvorstellungen folgte, so unbefangen und unbewußt gab er sich in Erfindung und Gestaltung seiner Bilder einer Neigung hin, der er nach seinen Worten und seiner Haltung durchaus abgewandt zu sein schien.

Und ich scheue mich nicht, auszusprechen, daß er sein Bestes geschaffen hat, wenn er gerade dieser Neigung mit allen künstlerischen Mitteln

mondänen Kleidern, strotzen die des Schweden Anders Zorn von Gesundheit und Rasse, so scheinen mir die Damen Bredts am ehesten noch mit jenen Fantin-Latours verwandt zu sein, die meist ernster sind als jene und gern vertieft in Handarbeit oder Lektüre.

Und doch ist auch diese Verwandtschaft keine recht nahe, denn wie alle jene nach Ton und Welt ebenso begrenzt bleiben, so schwingt in den meisten Bildern Bredts — mögen nun seine Gestalten in Blumen oder künstlerische Schönheiten ihre Blicke versenken, mögen sie lachen oder der Musik sich hingeben — ein Ton der Müdigkeit, der Resignation, der Melancholie mit, der um so stärker wirkt, je reicher die Pracht seiner Farben, je begreiflicher das Behagen in üppigen Gewändern, auf schwellenden Kissen, zwischen köstlichsten Blumen.

War jener leise Ton von Melancholie je gesucht? Oder hat er sich unbewußt so vielen Bildern Bredts aus des Künstlers Empfindungsleben mitgeteilt?


Blumenschicksal



Romanzen — Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg (Copr.)

folgte. Dagegen hat er gerade oft dann versagt, wenn er seinen Gestalten und Bildern etwas Starkes, Keckes, Lachendes, Ursprüngliches geben wollte. Denn dann scheute er sich offenbar aus ästhetischen Gründen so weit zu gehen, als es der Ausdruck, seiner restlosen Deutlichkeit wegen, verlangt hätte. Deshalb gelang ihm fast nie ein echtes Lächeln voll Unbefangenheit, noch seltener ein derbes, breites Lachen. Hier blieb er oft im Konventionellen und Halben stecken.

Wie die allermeisten Künstler ging auch F. M. Bredt aus einer Familie hervor, in der künstlerisches Fühlen oder gar Schaffen zu den fremden Dingen gehörte. Denn wie die »Bredder« jahrhundertelang Kaufleute und Fabrikanten waren, so war auch das Haus seines wohlhabenden Vaters, des Verlagsbuchhändlers Ernst Bredt in Leipzig, zwar ein Vorbild für bürgerliche Gediegenheit und wählerische Schlichtheit; aber von künstlerischen Dingen war da kaum die Rede. Theaterbesuch war jedenfalls für die Kinder verpönt, für Erwachsene ein Ereignis. Weder im Stammbaum des Vaters noch in dem der Mutter kommen Künstler vor.

Über diese Erscheinung sollte man sich nicht so verwundern, wie es meist geschieht. Ist es denn nicht nur zu natürlich, daß mal nach Generationen einer auf unüberwindlicher Abneigung beharrt, einem beruflichen Zwang zu folgen, dem Vater, Großvater, Urgroßvater lebenslang unterworfen waren? — Sicherlich hat bei meinem Bruder, dem ältesten Sohn der Familie, der Drang nach einem freieren Leben als daheim sehr wesentlich mitgewirkt, den Beruf des Malers zu wählen.

Mein Bruder, der am 17. Juni 1860 in Leipzig geboren wurde, gehörte zu den Gesunden. Er hat mir, dem so viel jüngeren, aus seiner Jugendzeit nichts andres als sehr lustige Geschichten erzählt, in denen sein Übermut, seine erschlichenen Freiheiten, seine Geschicklichkeit, bei den väterlichen Abrechnungen andre Geschwister für seine Streiche leiden zu lassen, die maßgebliche Rolle spielten. Die Schule hat ihm nie Freude gemacht, es sei denn die: seinen Lehrern irgendeinen Streich gespielt zu haben.

Nach der Volksschule hat er's nur wenige Jahre noch auf dem Gymnasium ausgehalten; dann mußte er wohl oder übel in die Lehre zu einem Buchhändler in Stuttgart. Dort verkehrte der etwa Sechzehnjährige in dem Hause eines entfernt verwandten Bankiers Friedrich Schulz, in dem es bei aller Frömmigkeit viel amüsanter zuging als daheim. Schulz war Kunstfreund, kaufte gelegentlich Bilder, in seinem Hause verkehrten Künstler und Musikanten,



Ruhe auf der Flucht

kurz, hier fand der junge Bredt eine Welt, die ihm behagte, zumal da er sich mit seinem frömmlerischen Prinzipal durchaus nicht verstand, bis es bald zu einem sehr drastischen Bruch zwischen Lehrherrn und Lehrling kam.

Bredt will Maler werden. Das war für Eltern von so frommen Anschauungen ein frivoler Entschluß. Er rief große Bestürzung hervor, und es fehlte natürlich nicht an allerlei Versuchen, den Sohn von diesem Pfad der Versuchungen abzubringen.

Vergeblich! 1877 tritt Bredt in die Stuttgarter Kunstschule ein. Seine Lehrer waren erst der Kupferstecher Kräutle, dann die Maler Rustige, Häberle und endlich Bernhard von Neher und Grünenwald.

Nach den drei Stuttgarter Studienjahren ging Bredt nach München ins Atelier des Akademieprofessors Wilhelm Lindenschmit. Das malerisch Starke dieser Persönlichkeit hat sich mein Bruder freilich nicht ohne weiteres zu eigen gemacht; es hat auch bei fast allen andern Lindenschmitschülern auffallend lange gedauert, bis es sich durchsetzte. Aber die Freiheit, mit der dieser Lehrer in die weite malerische Welt schaute, die große künstlerische Umschau, die Münchens Ausstellungen boten, der regere Verkehr mit allerlei Kunstjüngern erweiterten entschieden den Blick über das Feld malerischer Aufgaben, trugen merkwürdig rasch zur Klärung von Bredts besonderen malerischen Neigungen bei. Das Stoffliche war's, was ihn als Maler in seinen nicht ungefährlichen Bann zog. Die Landschaft, die doch schon damals so im Vordergrunde der Münchner Malerei stand, zog ihn nur gelegentlich an. Er gab sich wohl auf den nächsten Studienreisen nach Südtirol den farbigeren Reizen des sonnigen Südens mit Glück hin, zumal die Olivengärten bei Torbole am Gardasee, die nackten Felsen am andern Ufer reizten sein malerisch sehendes Auge zu manchem kleinen Bilde. Dann ging's natürlich nach dem nahen Venedig, und dort mag ihn bald ein Segelboot nach den dalmatinischen Inseln und immer noch weiter südlich nach Epirus, Korfu, Griechenland, der Türkei gelockt haben. Zweifellos aber war es auch hier viel weniger die südliche Landschaft, die ihn zu den Fahrten bestimmte, als vielmehr das viel Farbigere der Kleider, der Teppiche, der Stoffe überhaupt.

Bredt hatte damals bereits Vater und Mutter verloren, war Herr über sein Vermögen, und diese wirtschaftliche Freiheit und sein ritterliches, unabhängiges Auftreten öffneten ihm manches vornehme Haus. So wurde wohl schon in Korfu aus ihm ein Orientmaler. Er suchte eine Welt, die noch nicht so »ausgeschaut« war

wie die Italiens. Es hat ihn jedenfalls zunächst nicht nach Italien gelockt, und auch später hat er sich, mit Ausnahme von Rom, Neapel, Capri, kaum in italienischen Städten aufgehalten. Er hatte keine historischen Interessen, noch viel weniger antiquarische, war überhaupt ganz frei von jener Italienschwärmerei, die Art und Werk so vieler Maler jener Zeit bestimmt hat. Er ging also ganz bewußt abseits der Heerstraße seiner Kollegen. Nur eins bestimmte ihn: die Freude am Stofflichen, an Frauenschönheit und -fleisch, Perlen und Fliesen, Wasser und Teppichen, Marmorbädern und Blumen und all dem, was zur Welt süßen weiblichen Nichtstuns gehört.

Männer spielen in all seinen Bildern kaum einmal eine bemerkenswerte Rolle (abgesehen von seinen Bildnissen), und wenn, dann sind auch sie nur da als Träger farbig, malerisch oder zeichnerisch fesselnder Gewänder.

Diese Konzentration des Künstlers auf ganz bestimmte Ziele male-



Freiherr von Cramer-Klett



Landtagsabgeordneter Bürgermeister Eisenberger

rischer Beherrschung trug bald gute Früchte. Nicht etwa nur gegenständlich fielen seine ersten Bilder von ruhenden, rauchenden oder musizierenden Griechinnen und Türkinnen auf; man lobte, ja man staunte über das malerische Können, mit dem Bredt die Teppiche, die Fliesen, den Marmor, das schwarze Haar, die Rauchwölkchen und -ringe seiner Orientalinnen aufs täuschendste wiederzugeben vermochte. Nicht viele junge Maler haben gleich mit ihren ersten ausgestellten Gemälden eine so sehr anerkennende Aufnahme gefunden wie Bredt mit seinen nackten oder bekleideten weiblichen Gestalten. Wenigstens ein ganzes Jahrzehnt, bis etwa 1890, hat er fast ausschließlich orientalische Bilder gemalt. Doch wenn er auch nicht den Erfolg gehabt hätte, so hätte er sich gewiß sein Ziel, alle Reize dieser ethnographischen Bedingtheiten malerisch auszukosten, nicht nehmen lassen. Er war und blieb ein Unabhängiger.

Wenn er auch in diesem Jahrzehnt wiederholt einige Monate mit seiner jungen Frau in Capri zubrachte, künstlerisch fand er dort offenbar nicht

genug Anregung. Er ging nach Tunis und blieb dort monatelang mehrere Jahre nacheinander. Dort entstanden seine »Frauen auf den Dächern von Tunis«, sein »Öffentlicher Briefschreiber« (später im Besitz der Staatsgalerie in Stuttgart), 1886 seine träumerisch-romantische »Kahnfahrt einer vornehmen Araberin«, sein »Maurisches Frauenbad«, der »Spaziergang der Konsulin«, der »Besuch im Harem« und die »*Siesta im Haremshof*«, Werke schon von eigner Farbe, eignem Klang. Es ist nie die volle Hingabe an des Lebens reiche Genüsse. Es ist alles nur ein Kosten und Verweilen, halb Neigung, halb Zwang. Unser Bild »*Siesta*« gibt davon eine Variante, die der Künstler wenige Jahre vor seinem Tode aus sicheren Erinnerungen und mit frischer, routinierter Hand in kurzen Stunden entstehen ließ.

Das war die malerische Welt, die ihn gefangenhielt; hier konnte er auch der weiblichen Schönheit und Art ein Element geben, das vieles in sich vereinigte, was damals nicht nur den Reiz der Neuheit hatte.

Je weiter sich Bredt im nahen Orient umsah, um so mehr nahm sein ethnographisches Interesse und Verständnis zu, aber nichts würde verkehrter sein, als seine Orientbilder vom Standpunkte des Ethnographen zu bewerten, wie das gelegentlich geschehen ist. Delacroix, Gerôme, Passini, Gentz und wie viele andre nach ihnen haben uns die Orientalen und ihr wirkliches Leben daheim wohl viel richtiger geschildert. Darauf kam es Bredt gar nicht an. Sein »Maurisches Bad« in Stuttgart gibt übrigens Zeugnis von seinem feinen Gefühl für die allgemeinen Werte orientalischen Geschmacks. Das Beste und Stärkste war doch in seiner Kunst, daß er als echter deutscher Träumer in jene Welt geschaut, in der andre nur ein brutales Sinnenleben vermuteten. Bei seinen Lebzeiten hätte das niemand ungestraft über ihn schreiben dürfen. Er wollte durchaus kein »Gemütsmensch« sein. Und doch ist er nur so auch den Frauen des Orients gerechter geworden als jene Schriftsteller und Maler, die uns das Leben der Harems schilderten, als ob es Freudenhäuser oder Gefängnisse wären.

Bildnis der Dichterin Rita Bredt

Verlogene Geschichten haßte Bredt als Mensch wie als Maler. Kein Bild von ihm ist verlogen. Aber er nahm sich das künstlerische Recht, seine Umwelt mit seinen ganz eignen sinnlichen und gemütlichen Augen zu schildern, also uns doch etwas andres zu geben als die gemeine Wirklichkeit.

Und nichts hat ihn offenbar auf diesem Wege in sein Künstlerland, das wenigstens dem der Romantik *benachbart* liegt, so geführt und bestärkt wie des Künstlers Frau Therese. Sie war die Tochter des Bankiers Schulz in Stuttgart, von dem schon die Rede war; war noch Kind, als er als Lehrling in ihres Vaters Hause verkehrte. Als der Vierundzwanzigjährige die Achtzehnjährige heimführte, war sie schon eine vielbewunderte Schönheit, an deren ganz besonderer Art und Entwicklung das gegenseitige künstlerische Einvernehmen schon der Verlobten zweifellos wesentlichen Anteil hat. Nach der Weichheit ihrer Formen und Bewegungen, nach Mundform, Augenbrauen, Augenblick, Nase und Haarfarbe war diese junge Frau — überdies eine gute Pianistin und Sängerin — das wahrhaft ideale Modell eines Malers von Orientalinnen. Ihre unbewußt starke Hingabe an Stimmungen süßer Melancholie mußte allen Bildern etwas von solchen Schwingungen geben, wenn auch die Gestalt und Seele dieser Frau daran nur mittelbar mitwirkte.

Und wenn mein Bruder auch immer als Maler alles Stofflichen in erster Linie zu werten ist, als solcher seinen Rang behaupten wird, so ist doch das Musikalisch-Elegische das Beste seiner persönlichen Gabe, mag er Orientalinnen oder europäische Damen, nackte Gestalten oder nur Landschaften gemalt haben. Ich kann hier nur weniges aus seinem zweiundvierzigjährigen Lebenswerk, nur weniges aus seinem Leben erwähnen, seine Entwicklung kann hier nicht im Vergleich zu andern künstlerischen Wandlungen und Tendenzen seiner Zeit verfolgt werden. Doch für das Gesamtbild seiner künstlerischen Erscheinung haben ja Ereignisse des damaligen Kunstlebens tatsächlich kaum irgendwie Gewicht. Sagen doch selbst oft und lange besuchte Studien-

orte meines Bruders, wie Korfu, Tunis und Kairuan, Capri, Veglia und die Inseln Lussin an der dalmatinischen Küste, recht wenig in seinen Bildern, in seiner Kunst.

Am stärksten sprechen die vielen Sommer, die er am Ende des letzten Jahrhunderts in Hertmannsberg verbrachte, auf jenem versteckten Schlosse zwischen dem Langenbürgener und dem Schloßsee (nördlich vom Chiemsee), auf denen er das alleinige Recht zu fahren hatte. Dort in den grünen Buchten unergründlicher Waldseen, mit schier nie betretenen Inseln, entstanden köstliche Bilder mit nackten weiblichen Gestalten, auf denen Sonne sich wohltat. Hier erreichte seine malerische Vortragsweise ihre erste Weichheit und Breite.

Doch auch diesen nackten Frauengestalten war jenes Etwas zumeist eigen, was irgendein Berufsmodell kaum je zu geben vermag: die Stimmung verklungener Schönheit. Bediente sich doch Bredt nur ungern (und nur soweit das sozusagen physisch durch Damen nicht gegeben werden konnte) bezahlter Akte. Er war Naturalist und Impressionist nur soweit, als das seine Schönheitsvorstellungen zuließen — eine Festigkeit, die ihn in jenen Jahren der unumschränktesten Sonnenfleckmalerei mit seinen Freunden in Konflikt brachte und ihn zum Austritt aus der Münchner Sezession, deren Mitbegründer er genannt werden darf, veranlaßte.

Gattin und Tochter des Künstlers

Sehr bezeichnend und glücklich für Bredts Art und Schönheitsbekenntnis ist das Gemälde »Blumenschicksal«. Ein Bild wählerisch komponierter Stoffmalerei. Ein ideales Bild der Gattin, die beim Anblick der köstlichsten Blumen vom eignen Schicksal zu träumen scheint, wohl keinen Traum vom vollen, grenzenlosen Glück.

Noch bezeichnender für des Künstlers Wesensart, Geschmack und Kunst ist das Bild »Romanzen«. Eine Dame begleitet ihre Lieder am Klavier, und die schöne, jugendliche Besucherin lauscht mit entzückter Hingabe auf Sang und Spiel. Mit welchem künstlerischen Takt ist da jede Übertreibung in Sprache und Bewegtheit vermieden! Keine Dissonanz schleicht sich zwischen Musizierende und Lauschende, die zusammen einen großbewegten Figurenkranz bilden, leise verwoben, wie Musik und Lied, mit all den weichen blauen, grünen, goldenen Tönen von Vasen und Geweben, Platten und Stickereien im Raume.

Wenn dieses Gemälde zu den stärksten Bildern edlen musikalischen Genießens überhaupt gezählt werden darf, so war eben auch hier wieder des Künstlers Gehör auf seine eigensten Gefühle von Schönheit der eigentliche Sieger über Können und Außenwelt. Auch hier war wieder das harmonische Bild der Gattin und der belebteren Tochter das stimmunggebende Element des Kunstwerks. — Noch aus der Zeit der Orientmalerei stammt das Bild »Ruhe auf der Flucht«. Nicht ganz vollendet, war es meinem Bruder als freie Landschaftskomposition, die er im Orient konzipiert hat, besonders wert. Aus engstem Kreis von Überzeugungen und Gestalten kamen die meisten, sicherlich die besten Werke F. M. Bredts. Die Frau, die Tochter, wenige Freundinnen der beiden bildeten jahrzehntelang des Künstlers reiche Welt. Denn nachdem er sich 1897 aus einer alten Forstmeisterei bei Ruhpolding (hinterm Hochfelln) seinen herrlichen Landsitz »Ruhwinkel« geschaffen, hat er kaum einmal durch größere Reisen seine Künstleridylle unterbrochen. Er hatte früher einmal Paris und Holland besucht, dann aber kaum eine unsrer Großstädte, ohne die andre nicht leben zu können meinen. Sein Atelier mit den seltensten orientalischen Fliesen, Teppichen, Geräten, sein Park mit Bächen, Weihern, Tieren und Blumen, seine Räume mit erlesenen Bildern und andern Augenweiden boten ihm Malerisches genug. Überdies war ja sein Töchterchen zu rassiger germanischer Gestalt voll Temperament erwachsen, und Mutter und Tochter wurden ihm so immer wieder und wieder mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt Idee und Gestalt zu Bildern. Denn Gemälde mit vielen Figuren hat er fast nie gemalt.

Im Laufe der Jahre, und zwar zu allen Zeiten entstanden eine ganze Reihe von Bildnissen — meist in sehr kurzen Sitzungen, nachdem das betreffende Objekt in fröhlicher Gesellschaft unbemerkt, doch um so schärfer durchstudiert worden war. Zu Bredts vorzüglichsten männlichen Bildnissen zählt, außer dem des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, das des derben Natursohns Oberbayerns, des bauernbündlerischen Führers und Bürgermeisters von Ruhpolding: Eisenberger, und das so ganz andre, durchaus gemessen-aristokratische des Freiherrn von Cramer-Klett. Jeder von beiden aufgefaßt wie der Repräsentant einer eignen Welt, durch Geist, Charakter, Würde und Temperament trefflich charakterisiert.



Der Brief

Als Damenporträtmaler erfreute sich Bredt großer Beliebtheit, besonders in Süddeutschland. War er Männern gegenüber, gleichviel welchen Ranges oder welcher Stellung, von oft verletzender, stolzer Zurückhaltung — nur mit Offizieren verkehrte er leicht, frei und natürlich —, so konnte er in Damenkreisen ein Unterhalter voll Scherz sein, dem nicht so leicht ein andrer die Stange hielt. So wie er im Verkehr gern alle geistig ernsten Elemente außer Betracht ließ, wie er in der Frau nur Anmut und Schönheit suchte, so war er auch als Porträtmaler fast nur darauf aus, alle Reize der Formen, der Farben, der Bewegung und Haltung künst-

Das Märchenbuch

lerisch aufzufangen oder als Wesentlichstes zu betonen. Und — täusche ich mich nicht — je schöner und kostbarer das Gewand, um so lieber griff er nach dem Pinsel.

Und doch ist Bredt in mehr als einem Frauenbildnis, zumal dem runden Doppelbildnis seiner Frau und Tochter und dem erstaunlich sicher konzipierten der Dichterin Rita Bredt, ein Dreiklang körperlicher, seelischer und geistiger Schönheit gelungen, der immer seinen Reiz behalten wird, zumal ja die Symphonie seiner Farben eine Welt für sich bleibt.

Noch ein paar Worte über die Bilder aus dem letzten Jahrzehnt.

Die »Junge Mutter« (siehe das Einschaltbild) greift jenes Thema schönster kulturgeschichtlicher Bilder der Gesellschaft auf, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten ein Moreau in seinem »Monument du Costume« geschildert hat. Freilich, wenn jener die höchste Beamtenwelt und Hofwelt charakterisierte, so sind Bredts Gemälde immer mehr Bilder erlesener künstlerischer Kreise. In den Jahren, da diese Bilder gemalt wurden, hatte sich eine starke Wandlung vollzogen. Freier, sicherer, leichter und breiter als je führte Bredt den Pinsel. Verschwenderischer wird die Fülle seiner Farben. War er von je ein ganz besonderer Freund der echt orientalischen Farbkompositionen von Grün und Blau, so konnte er sich nun nicht genugtun in solchen Variationen. Sie tauchen oft das ganze Bild in ein Flimmern kühler Töne, die nicht mehr ganz der Welt der nüchternen Wirklichkeiten anzugehören scheinen. Er schwelgte jetzt geradezu in seinen Farben.

Farbiger sah er die Welt von Tag zu Tag. Am liebsten improvisierte er Symphonien in Blau und Grün. Und nun protestierte er gegen das Alter. Es blieb ihm versagt, auch in einem alten Gesicht Schönheit zu sehen, und er wollte nicht sehen, was alt um ihn geworden war. Das Müde, Resignierte, edle Getragene seiner Orientbilder klingt noch einmal in dem Bild »Das Rauschen« an, aber das alte vertraute Lied verliert sich nach und nach immer entschiedener aus seiner Schaffenssphäre. Kecker werden die



Das Rauschen



Yorkshireterrier

Gestalten, deren jugendlich-straffere Formen leichter erscheinen und leichter sich benehmen. Der ganze Rhythmus der Schönheit wird belebter, akzentuierter, oft bis zum Stakkato. Das Spiel der feinen Hände, von je des Künstlers Liebhaberei, wird zum Preziösen und Kapriziösen gesteigert. Viel mehr Blumen als je, Tänzerinnen und schlanke, nackte Jugend — nur immer weibliche — verherrlicht des Malers Pinsel in meist kleinen Bildern, deren Format er virtuos beherrscht. Eine so leichte, glückliche Produktion erfüllte noch nie den immer rastlos Schaffenden. Immer noch erschien er blühend und frisch. Neue Jugend kam über ihn.

Da, mitten im Schaffen, mitten im sonnigsten Sommer der Lust reißt ihn der Tod aus seiner freudetrunkenen Malerei. Gütig und schön begegnete der Tod ihm, der nie Häßliches gemalt hatte. Er ließ ihn noch einmal, ohne jedes bittere Ahnen, über den blühenden Garten schauen, ließ ihn entschlummern mit einem kühlen Trunk auf den Lippen. Das war im Juni 1921.

Und als wieder der Sommer in voller Blüte, folgt ihm die Gattin, die Seele seiner Schönheit, der edle Genius seiner Kunst. Immer behütet wie die zarteste Blume im Park, war sie nicht imstande, den Stürmen dieser Zeit zu trotzen, sobald sie sich ihr allein gegenübergestellt sah. Ihr Traum vom Blumenschicksal hatte sich erfüllt. So klingt mit ihr erst, die sich selbst noch in allerliebsten Silhouetten einen schönen Kranz geflochten hatte, das Lied aus, das Lied von der engumfriedeten Schönheit F. M. Bredts und der verwöhnten Dame seiner Zeit, die Späteren wie ein Märchen erscheinen wird — in keinen Bildern wohl mehr als in denen des Malers von Ruhwinkel. —

Leider sind die meisten Bilder Bredts, und zwar die elegischen des Orients und die aus der Hartmannsberger Seenzeit, nach England, Frankreich und Amerika verkauft. Die Sicherheit, mit der er gerade als Maler von schönen Nacktheiten allen Lüsternheiten, allen häßlichen körperlichen Stellungen aus dem Wege ging, nicht zuletzt jenes unbewußte Etwas von Romantik, durch das er alle seine Schönen in eine idealere Welt einführte, machten ihn im Ausland gesucht. Nur die Bilder aus den beiden letzten Jahrzehnten blieben meist in deutschem Besitz. Glücklicherweise bewahren die großen deutschen Photographieverleger wie Hanfstaengl in München und Photographische Gesellschaft in Berlin das Beste in guten Nachbildungen.

Erntezeit

Ach, wenn im Reifen die goldenen Felder stehn,
Wenn die Winde wogend durch kornschwere Ähren gehn,
Klingt mir des Sommers Singen so selig wie nie ...
Hörst du sein Mittagshorn, hörst du die Melodie
Des gesegneten Tages?

Über dem Reichtum spannt hoch der Himmel sein Zelt,
Sonnenfluten gießt er aus auf die Welt,
Und der Mohn im Korn erglüht in flammender Pracht,
Alle Glut — alles Feuer hat der sonnige Tag ihm gebracht —
Und die Lerchen schalmeien.

Grillen geigen betäubt in dem wogenden Korn,
Hochoben im Blau schwebt des Mondes weißblasses Horn,
Alle Düfte des Reifens steigen empor in das Licht,
Feierlich durch die Stille eine göttliche Stimme spricht:
Segen den Feldern.

Schweigend liegen die Weiten — sie haben gelauscht,
Falter spielen, wie von Gluten und Glanz berauscht.
Mittagsstille brütet über dem wogenden Meer,
Fernher vom Dorf ein Mahnen durch die reifende Fülle her:
Dengeln der Sensen.

Eva v. Collani



Ferdinand Max Bredt: Bei der jungen Mutter.

Der Störenfried auf dem Dampfer »International«

Von Hermann Lint

Noch sechs Tage nach Neuyork

Dieser Dampfer »International« ist ein wirklich friedfertiges Schiff. Dieses Mal trügt der Name nicht. Er widerspricht geradezu allen geschichtlichen Vorgängen der letzten Jahre. Die internationale Gesellschaft auf ihm, von Mrs. Clarendon Childs, meiner Mutter, angefangen bis zu Sir Lionel Thompson, dem Diplomaten, und von dem deutschen Professor Höllenstraß und Herrn Demeran bis zu dem Japaner Yi Tako, und die vielen sonstigen Reisenden aller Nationen scheinen ein völlig friedliches Gemisch zu bilden, als ob es nie Kriege oder Geheimakten oder Sonderbündnisse gegeben hätte. Mr. Timirieff, mein amerikanischer Landsmann russischer Herkunft, hat ganz recht, wenn er sagt, daß diese friedliche Atmosphäre geradezu Langeweile erzeuge. In der Tat, ich langweile mich. Für ein junges amerikanisches Mädchen ist eine sogenannte »harmonische« Atmosphäre, wie meine Mutter im Anschluß an vermutlich ganz anders gemeinte Lehren der Christlichen Wissenschaft dieses freundschaftliche Beieinander nennt, auf die Dauer unerträglich.

Dabei ist es mein Pech, daß so gut wie gar keine jungen Leute an Bord sind. Diesen Mißstand benutzt meine Mutter dazu, mich zu veranlassen, mich mit den älteren Herrschaften zu befassen. Ich soll dem schwerhörigen Lord Brunnelhirst vorlesen (vermutlich damit wir eine Einladung für die nächste Shooting Season nach Schottland erhalten) oder mit Lady Agatha Smiles Patiencen legen (Lady Agatha ist nämlich Hofdame am englischen Hofe). Es ist eigentümlich, wie Mama diese gesellschaftlichen Dinge mit ihrer Schwärmerei für den humanitären Idealismus vereinigt, aber das soll ja bei Gesellschaftsmenschen häufig so sein ... siehe Basare und Oberammergau. Jedenfalls ist mir die »Gesellschaft« ebenso langweilig wie der »Kosmopolitismus«. Sie kommen mir alle beide schrecklich unnatürlich vor.

Wären doch die sechs Tage herum, und könnte ich erst wieder in Neuyork einen furchtbar abenteuerlichen Bummel machen, einen nach dem Chinesenviertel zum Beispiel oder wie ein Bureaumädchen angezogen nach Luna-Park fahren. Wenn Mama einen Vortrag über »Seelenharmonie« hören muß oder zu einem riesig »interessanten« Diner geht. Aber die sechs Tage sind doch nun mal nicht herum. Und die Langeweile schreit zum Himmel. Ich werde in einer unsrer großen Zeitschriften einen Wettbewerb starten: »Haben Reisen nach Europa für junge Amerikanerinnen einen Zweck?« Ich werde mich selbst an der Rundfrage beteiligen und erzählen, daß ich in Italien zweihunderteinundzwanzig Kirchen besucht habe und fünfunddreißig Gemäldegalerien, daß ich mir sieben deutsche Universitäten ansah und mir in jeder von ihnen den Karzer zeigen ließ, und daß ich in Heidelberg sogar eine Mensur mitgemacht hätte, wenn ... Mama sich nicht vor dem Blut gefürchtet hätte, ich werde ... aber wie gesagt, das werde ich alles in der Rundfrage erzählen.

Vorläufig bin ich ja noch auf dem Dampfer. Aber der Leser weiß nun auch, warum ich die verrückte Idee bekam, etwas niederzuschreiben. Es geschieht aus Langerweile. Vielleicht zwingt mich dieses Geschreibsel, mich und meine Leser besser zu unterhalten. Es soll ja vorkommen, daß Tagebücher ganz spannend werden können.

Unsre Gesellschaft

Es war nicht recht, immer nur von mir zu sprechen. Aber Mama war ja nicht dabei, und da macht es nichts aus. Und hier auf dem Schiffe kann man sich mit niemandem aussprechen. So liebenswürdig sie alle entsprechend den wohlwollenden Maximen einer Gesellschaft sind, in der keiner den andern verletzen möchte, so nüchtern und künstlich ist auch diese Liebenswürdigkeit. Der warme Ton fehlt. Ein gewöhnlicher amerikanischer Student, so ein richtiger »fine fellow«, ist mehr »Kamerad«, als irgend jemand es hier auf dem Schiffe sein könnte.

Herr Demeran, der junge Deutsche, der, wie er sagt, bei uns sein Leben neu »aufbauen« will, ist zwar ein netter junger Mann, aber er ist auch ein großer Pedant. Er kann niemals ein Thema wechseln. Es ist immer, als ob er einen Vortrag hält. Zuweilen zitiert er auch Bücher. Oder er fragt mich, wenn er eine Geschichte erzählt, ob ich die Pointe »erfaßt« habe. Das ist doch eine unerhörte Bevormundung. Überhaupt das Geschichtenerzählen sollten die Deutschen sich abgewöhnen. Es tötet, besser gesagt: es narkotisiert.

Der Professor Höllenstraß — nun, der bekennt ganz offen, ein Gelehrter zu sein. Als ich gestern abend mit ihm auf dem Deck lag, gerade unter dem dunklen Sternenhimmel, und an den Monte Generoso zurückdachte, fragte er mich, ob ich wisse, was geschehen würde, wenn jemand von uns auf diesem Schiff ein Verbrechen beginge, und er erklärte mir, daß auf den Schiffen das Recht desjenigen Landes gelte, dessen Flagge das Schiff führe, daß ich also nach deutschem Recht abgeurteilt würde, wenn ... aber ich habe doch gar nichts begangen!

Mr. Timirieff ist zweifellos interessant. Er hat Petroleuminteressen und große Pulverfabriken in der ganzen Welt. Vielleicht hat ihm das so eine Art von explosivem Temperament gegeben. Er steht auf dem Standpunkt, daß nur

der Kampf die Welt regiere, ein Greuel für Mamas christliche Wissenschaft. Aber das hindert sie nicht, ihn fast ganz mit Beschlag zu belegen. Sie will ihn nämlich bis Neuyork eines »Besseren« belehren. Gestern haben sie eine ganze Stunde lang auf dem Sonnendeck gestritten. Timirieff behauptete, es müsse nur mal eine wirkliche Bombe auf diesem friedlichen Schiff platzen, und die ganze Harmonie der verschiedenen Nationalitäten sei dahin. Selbst Mr. Yi Tako würde dann nicht mehr so verbindlich lächeln. Es sei alles ganz schön mit der »Harmonie«, meinete er, solange es keinen Giftstoff gebe. Käme ein wirklicher Konflikt, dann sei das gegenseitige Verständnis erledigt. Mama war sehr ungehalten über diese frivole Ansicht, und ich war froh, als der Gong zum Luncheon läutete ...

Wenn doch eine Bombe platzte!

Ein kleines Boot und eine große Überraschung

Es ist also wirklich etwas passiert. Sogar etwas sehr Merkwürdiges. Gegen Nachmittag kam von einem großen Ozeanriesen, der uns in entgegengesetzter Richtung begegnete, ein kleines Boot zu uns herüber, etwas, was ja schon an sich selten vorkommt, denn beide Dampfer mußten eine Zeitlang stoppen. Anscheinend wollten die Kapitäne irgendeine wichtige Nachricht tauschen. Dieses Boot brachte auch einige neuere Zeitungen aus Neuyork, deren eine Mr. Timirieff mit seiner gewohnten Verbindlichkeit Mama auf das Deck brachte. Zuerst las Mama alle Society News, daß z. B. Mrs. Warren Jones nach Kalifornien abgereist sei, oder daß Lady Mulwich in drei Tagen nach England zurückfahre. Dann las sie die »Sensationen« vor. Plötzlich springt Herr Timirieff auf. »Was lesen Sie da über einen Einbruch bei Leverton Brothers?« schreit er. »Das ist ja meine Firma ...« Der sonst so galante Slawe reißt Mama die Zeitung aus der Hand. Da steht: »Zu dem Einbruch bei Leverton Brothers and Co. erfahren wir noch, daß es sich anscheinend um ein langgeplantes Unternehmen handelt, das auf eine Besitznahme der wertvollen geologischen und mineralischen Untersuchungen abzielt, welche von dieser Firma in der ganzen Welt vorgenommen werden. Von dem Dieb bisher keine Spur. Vermutlich hat er sich auf einem der großen Ozeandampfer, die dieser Tage Neuyork verlassen haben, eingeschifft. Alle europäischen Hafenbehörden sind benachrichtigt worden.« Timirieff ist zunächst wie betäubt. Seine ganzen Reiseergebnisse hängen mit diesen gestohlenen Akten zusammen. »Und hier sitzen ... und nichts tun können!« jammert er. Man tröstet ihn. Aber sein russisches Temperament — weich und brutal zugleich — überwältigt ihn. Er ergeht sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen, die er mit Gestikulationen begleitet. Wie entamerikanisiert er auf einmal erscheint. Nun hat er seine Bombe. Ich muß aber gestehen, daß ich froh war, als wieder einmal der Gong läutete, dieses Mal zum Abendessen.

Alle steigen vom Sonnendeck hinunter, um sich noch rasch umzukleiden. Unten entdeckt Mama, daß sie — wann entdeckt sie nicht dergleichen! — ihren Arbeitsbeutel auf dem Steamer-chair hat liegen lassen. Als ich wieder hinaufkomme, sehe ich, wie ein Herr, mir den Rücken kehrend, an dem Schiffsgeländer lehnt und in die sich abendlich verfärbende See hinaussieht. Er hält den Arbeitsbeutel Mamas in der Hand. Da er nach einer ganz andern Richtung sieht, hat er mein Kommen nicht bemerkt. Plötzlich dreht er sich um. Sieht mir ins Gesicht. Er ist ein Mann von vielleicht vierzig. Mit englischem Gesicht, hat einen bräunlichen Homespun-Anzug an. Er wirkt etwas hager. Sein Gesicht erscheint mir interessant. »Entschuldigen Sie,« sage ich zu ihm, »ich suche ... diesen Arbeitsbeutel.«

»Dann habe ich mich zu entschuldigen,« sagt er, ein wenig lächelnd, »daß ich das Gesuchte einen Augenblick für mich behielt, statt den Besitzer ausfindig zu machen ...«

»Es war sehr liebenswürdig von Ihnen,« sage ich rasch, »den Beutel an sich zu nehmen. Mama ist immer verzweifelt, wenn etwas verlorengeht oder gar gestohlen wird.« Sein Lächeln verschwindet.

»Der Beutel wäre längst in Ihrer Kabine,« sagt er, »wenn es nicht der Zufall wollte, daß ich erst eine halbe Stunde an Bord wäre und niemanden kenne ...«

»Erst eine halbe Stunde ...?«

»Ja, eine halbe Stunde,« sagt er unverändert ernst.

»Das ist doch unmöglich,« sage ich.

»Sie haben vielleicht nicht das kleine Boot gesehen, daß von dem andern Dampfer herüberkam ...«

»Das wohl,« erwidere ich, »aber ich glaubte nicht, daß Fahrgäste darauf seien.«

»Ich rechne mich auch nicht zu Fahrgästen. Zu Gästen höchstens.«

Ich mußte ihn wohl etwas erstaunt ansehen. »Und Sie kommen von Neuyork und fahren nach Neuyork zurück, ohne Land betreten zu haben?«

»Ja, das tue ich,« sagt er, immer noch so ernst wie zuvor.

»Und sind auf jedem Dampfer gerade fünf Tage ... Tun Sie das ...?«

»Ja, das tue ich immer,« sagt er völlig gelassen und selbstverständlich scheinend.

»Sie scherzen gewiß,« sage ich, in der Tat etwas neugierig werdend. »Sie fahren doch nicht immer halbwegs nach Cherbourg und wieder zurück nach Neuyork?«

»Nein, nicht immer diese Route,« sagt der sonderbare Mann. »Aber ich lebe auf dem Wasser. Mal zwischen Neuyork und Frankreich, mal zwischen Singapore und Ceylon oder San Franzisko und Yokohama. Ich betrete das Land nur auf der Durchreise und eigentlich immer seltner ... Wenn ich auf dem Lande bin, so ist das meistens nur in der Fahrt, in einem Luxuszug oder Auto oder auf einer Landzunge wie Gibraltar oder auf Inseln im Meere ...«

»Sie sind also international?« sage ich fast etwas verlegen.

»Ja, vielleicht der einzig wirklich internationale Mensch auf der Welt.«

»Im Kontakt mit allen Menschen und Ländern?«

»Nein. Im Kontakt mit niemandem.«

»Wie meinen Sie das?«

Und er beginnt zu erzählen. Was er da spricht, sagt er mit leiser, aber akzentuierter Stimme, sehr bestimmt, aber ohne irgendwelchen arroganten Unterton, fast bescheiden, fast wie demütig.

»Ich bin international,« sagt er, »weil ich gewissermaßen allen Ländern und damit keinem Lande gehöre. Weil ich mich von jeder Beziehung zu dem, was die Staaten, die Politik, die Gesellschaft angeht, absichtlich lossage. Der wahre Kosmopolit kann nur aller Welt gehören, weil er keinem gehört. Ich bin frei und einsam, weil mich keine Beziehung bindet. Ich weiß nicht, ob Sie das begreifen können.«

Ich werde noch etwas verlegener. »O gewiß,« sage ich, »ich kann schon so etwas Ähnliches verstehen ...«

Er sieht wohl meine Verlegenheit und sagt etwas lächelnd: »Es ist merkwürdig, daß wir dieses Gespräch führen ... Sie werden mich für schwatzhaft halten, daß ich Ihnen in diesem kurzen und zufälligen Augenblick so viel von meinen Ansichten sagte ...« Er sieht jetzt wieder auf das Meer hinaus, das jene eigentümlich gelbgraue Nachfärbung bekommen hat, die fast immer unmittelbar nach Sonnenuntergang eintritt. »Es gibt Stimmungen ... Abende ... Klänge, die man plötzlich hört ... Die einen zum Verräter an der eignen Meinung machen.«

»Wie meinen Sie das?« frage ich ihn.

Er sagt nur ganz kurz: »Ein wirklich Einsamer spricht nicht von seinem Einsamsein. Er ist es.«

Und da wir beide jetzt über das Geländer blicken und, ohne es zu sagen, gewissermaßen in der wundervollen Beleuchtung dieser paar Minuten eine Anknüpfung zum Weitersprechen finden, so erzählt er von seinem nomadenhaften Leben auf den großen Dampfern. Er lebt auf ihnen wie ein Einsamer, wie ein ganz Abseitiger. Er genießt seine Mahlzeiten in der Kabine, die zumeist ganz oben an irgendeiner entlegenen Stelle des Schiffes liegt. Wenn die andern die Mahlzeiten nehmen oder sich anziehen, oder auch sehr früh des Morgens oder sehr spät des Nachts geht er auf das Deck. Das Schwankende, das Bewegliche des Schiffes, das keinen Boden unter sich hat, ist ihm Beruhigung. Er liebt weder Heimat noch Freunde, noch einen Landsitz oder irgend etwas, was auf einen wartet. Er liebt das »Vorübergehen«, wie er sagt, ohne noch einmal umzuschauen. Jede Berührung, jeder längere Kontakt mit den Menschen schafft Konflikte, nur die zufällige Begegnung, nur das Zufallsgeschenk hat eine ungetrübte Bedeutung für ihn. So spricht er leise in den Abend hinein. Ich habe noch niemals ein solches Sprechen gehört. Es erscheint mir so merkwürdig gefärbt wie das Meer, das jetzt übrigens grau und bleiern wird. Da fällt mir auch ein, daß ich mich noch umziehen muß. Und wirklich, jetzt ruft Mama schon herauf. Ich antworte ihr rasch, daß ich den Beutel gefunden habe.

»Wie leichtsinnig ich war, so lange hier oben zu bleiben,« sage ich zu dem Fremden, ... »und ich weiß nicht einmal Ihren Namen ...«

»Ich weiß nicht, ob Ihnen an dem liegt, der in der Schiffsliste eingetragen sein wird ... Er bezeichnet mich nicht. Nehmen Sie an, daß ich keinen Namen habe, so wie ich ja auch keine Adresse habe, oder auch alle Adressen der Welt ...«

»Nun gut,« sage ich, »so soll auch unser Gespräch anonym bleiben ...«

Und da glaube ich zu bemerken, daß er aufleuchtet ...

Diplomatie

Sir Lionel hat ihn »entdeckt«. Dazu ist er ja auch Diplomat. Freilich, die richtige Tätigkeit eines Diplomaten beginnt erst nach der Entdeckung. Der Diplomat ist oder sollte dazu da sein, eine Entdeckung richtig auszunutzen, den Verfolgten unbemerkt bis an den Abgrund zu führen, in den er hineinstürzen soll, und zu verhindern, daß er auf einem Seitenwege entweicht. Herr Demeran denkt anders. Er will dem »Verbrecher« gleich an die Gurgel, den Kapitän alarmieren, Lärm schlagen.

»Um Gottes willen, nur das nicht,« sagt Sir Lionel, als wir abends alle zusammensitzen und in dem kleinen Damensalon beraten. »Kapitäne sind in solchen Sachen die größten Esel.«

Mr. Timirieff gibt ihm recht, und er hat ja als der Hauptbeteiligte gewissermaßen Stimmenmehrheit. Er wird selbst auf dem Wege

geheimer Chiffrierung die Neuyorker Polizei benachrichtigen, und kurz nach der Quarantäne-Station wird man ihn verhaften.

»Was meinen Sie, Mr. Yi Tako?« fragt er den Asiaten.

Der lächelt wie immer. »Nichts versäumen ist gut,« sagt er, »aber nichts übereilen auch.«

Dagegen sammelt Professor Höllenstraß die Rechtsunterlagen. Es soll Paragraphen geben über die Behandlung von Verbrechern, die von einem Schiff auf ein andres gelangen. Er schlägt Bücher auf. Er fängt an vorzulesen. Inzwischen geraten Sir Lionel und Herr Demeran aneinander. Sie beginnen allen Ernstes, über die Methoden der Entlarvung zu streiten. Mama sucht zu beschwichtigen. Man ist doch auf einem friedfertigen Dampfer.

Nun nehme auch ich das Wort. »Ist es überhaupt richtig, ihn zu verdächtigen?« frage ich zunächst schüchtern.

»Verdächtigen?« sagt sofort Herr Timirieff beleidigt, als ob man ihm etwas nehmen wolle. »Es kann doch gar kein Zweifel sein ... Nur ein Verbrecher kann auf die verrückte Idee kommen, zwischen Neuyork und Cherbourg oder Havre auf ein andres Schiff zu gehen. Gewiß, er sagt sich, daß man alle Häfen Europas und der sonstigen Welt absuchen wird, nur auf einem nach Neuyork einfahrenden Dampfer wird man ihn nicht suchen. Besonders dann nicht, wenn er es versteht, sich so geschickt dem Auge seiner Mitreisenden zu verbergen wie dieser Mann, der nur zu Zeiten auf das Deck kommt, wenn alle andern Gäste essen, schlafen oder sich anziehen, und der dabei nicht wie ein Verbrecher, sondern wie ein vollendeter Gentleman aussieht. An die Unschuld dieses raffinierten Gauners können nur so reizende junge Mädchen glauben, wie Sie es sind, Miß Viola.«

Da fahre ich auf. »Ich sage Ihnen allen hier: Er ist kein Verbrecher. Ich habe ihn kennengelernt. Ich habe mit ihm gesprochen.« Ich sehe nach diesen Worten nur fragende, fast bestürzte Gesichter.

»Aber, Viola,« sagt meine Mutter, »wie konntest du nur mit einem Verbrecher sprechen?«

Ich erkläre ein wenig meine Situation von vorgestern abend, als ich ihn zum ersten Male sah. Man bestürmt mich. Man will mich vor die diplomatische Maschine spannen. Als ich dabei bleibe, daß er kein Verbrecher sei, sagt Herr Demeran geradezu herausfordernd, ich nähme ja »Partei« für diesen »Menschen«. Ich weise das zurück. Ich weise i h n zurück, denn ich fühle ganz genau, daß irgendein männlicher Instinkt, der an Eifersucht erinnert, bei ihm im Spiele ist. Was geht ihn an, für wen ich Partei ergreife? Das Wort Taktlosigkeit fällt. Gehässigkeit, Torheit, Eitelkeit ... und sonstige unfriedliche Redewendungen folgen.

»Um Gottes willen,« sagt Mama, »wir sind auf dem besten Wege, unser internationales Einverständnis zu verlieren. Wir haben uns doch beim Kartenspiel vertragen, warum sollen wir nicht auch diesen Fall im besten Einvernehmen lösen?«

Aber es ist auf einmal sehr kühl und unfreundlich in dem kleinen Salon geworden. Und schließlich ist es auch spät geworden. Man verspricht sich gegenseitiges Schweigen. Dann sagen wir uns alle »good night«. Wie ich mich in meiner Kabine entkleide und einen Augenblick in den kleinen Spiegel sehe, kommt mir mein Gesicht so ernst vor. Ernster als in der Sixtinischen Kapelle oder im Karzer in Heidelberg. Ich habe einen Verbrecher verteidigt. Denn ich glaube doch selbst, daß er der Einbrecher ist ...

Sterben für etwas, woran man nicht glaubt

Das sind wundervolle halbe Stunden, wenn George Maclure, der seltsame Schiffsgast, von seiner Kabine her über das Sonnendeck zu mir herüberkommt. Niemand weiß davon, daß wir uns sehen und sprechen. Ich stelle mich an die äußerste Seite des Decks, und dann weiß er, daß er kommen darf. Es ist meist vor dem Abendessen. Denn ich kann es einrichten, daß ich mich viel schneller umziehe als in einer halben Stunde, die zwischen dem ersten und dem zweiten Zeichen des Gongs liegt. Aber auch in der Nacht haben wir uns einen Augenblick gesehen. Und die Nächte sind jetzt schon so warm und so nach »Lange-Aufbleiben« ... Er weiß nicht, daß ich es weiß, daß er ein Verbrecher ist. Und er weiß nicht, wie herrlich es nach all der Langenweile ist, einen wirklichen Gentleman-Verbrecher zu lieben.

Er erzählt mir aus seinem Leben. Sein Unglück war die Literatur. Man versteht in Amerika wenig von Literatur, und seine Familie — ich glaube, der Vater war der Begründer eines Tabakunternehmens — hielt ihn für verrückt, weil er Shakespeare und Wilde mehr liebte als Vorzugsaktien und Baseball. Man schickte ihn nach Texas. Dann nistete er sich in einem Atelier in Neuyork ein. Dann sollte er die Tochter eines kalifornischen Weißblechfabrikanten heiraten. Schließlich brach er ganz mit seiner Familie ab. Wurde ein Einsiedler ... ein Wanderer auf Schiffen ... Ein Verbrecher? Warum er das wurde, weiß ich nicht. Aber es ist mir auch sehr gleichgültig. Im Gegenteil, nur weil er ein Verbrecher ist, kann ich ja Partei für ihn nehmen. Ein Armer ist ja auch für einen Reichen unter Umständen viel interessanter als ein Reicher, weil man ihn beschenken kann. Ich komme mir so heldenhaft ihm gegenüber vor.

Es wäre schrecklich, wenn er kein Verbrecher wäre. Es ist vielleicht sehr kindisch, sehr wie im

Film gesehen, wenn ich mir vorstelle, wie er sich in der Sträflingskleidung ausnehmen wird und wie ich ihn abholen werde, wenn er aus der Zelle entlassen wird ... Und doch muß ich immer wieder daran denken. Ein alter Major erzählte mir einmal, als er den Bürgerkrieg mitgemacht habe, habe er sich oft gesagt: »Es ist herrlich, für etwas zu sterben, an das man nicht glaubt!« Ja, das »die for a reason you don't believe in« ist etwas Heroisches, etwas, was das Opfer erst wert macht. Ich fühle das, wenn ich den andern gegenüber so rede, als ob ich von seiner Unschuld überzeugt bin, und weiß doch ... Ich muß ihn heute abend fragen, wie er über dieses »Sterben« denkt.

Krieg!

Mama hat recht behalten. Diese Timirieff-Sache hat unsern Frieden zerstört. Merkwürdig, daß gerade George daran schuld ist. Ihm liegt es durchaus fern, die Menschen stören zu wollen. Aber um ihn dreht sich jetzt alles »Für« und »Wider«. Sir Lionel spioniert und Herr Demeran spioniert, und wenn sie sich auf Deck begegnen, weichen sie sich aus wie Katzen und schleichen doch eigentlich immer einander nach. Herr Timirieff will nicht mehr mit Mama Karten spielen, so daß sie jetzt ernstlich verärgert ist und fast nur noch in der Bibel liest. Ich selbst gelte als das dumme naive junge Mädchen, vor dessen Tolpatschigkeit man sich in dieser Sache besonders in acht nehmen muß, was ich mit entsprechenden Schnippischkeiten erwidere. Kurz und gut, die Harmonie ist zum Teufel. Wie sagte doch der explosive Mr. Timirieff: »Wenn ein Konflikt kommt, platzt die Bombe ...« In der Tat, die Splitter wirbeln nur so in der Luft herum. Aber was schiert das mich!

Das Geständnis

Heute habe ich ihn gefragt, wie er über das merkwürdige Sterben denkt, von dem schon die Rede war.

»Wie kommen Sie darauf, Viola?« fragte er sogleich, vielleicht erschreckt über den Ernst meiner Worte.

Ich sagte: »Weil ich vor ein paar Tagen in der Lage war, für jemanden einzutreten ... für etwas eintreten zu müssen, woran ich nicht glauben konnte ...«

»Ich bin der Ansicht,« sagte er darauf, in die Nachtwolken hineinsehend, »daß der Glaube an jemanden viel größer sein kann als ein bloßes Opfer. Ein Opfer: das ist immer ein Hinundherschwanken zwischen unsern eignen Interessen und denen des andern, ein Kompromiß zumeist. Der Glaube aber, der einfach und unbeirrbar und unteilbar da ist, muß das Reinste sein, was wir kennen. Der Glaube sollte dem andern höher stehen als jedes Opfer, was man ihm bringt, seiner Ursprünglichkeit und Echtheit wegen. Aber warum fragen Sie mich das, Viola?« Er sah mich dabei noch eindringlicher an als zuerst.

Da sagte ich ihm, daß ich für ihn eingetreten sei.

Er fuhr ein wenig zusammen. Er veränderte seine Sprache, die etwas Hartes bekam. Er sagte, daß es ihm leid tue, daß ich unsre Anonymität gebrochen habe. »Man hat Ihnen gewiß von Verdächtigungen gesprochen?« setzte er hinzu, schon wieder etwas milder werdend.

»Sie kennen diese?« fragte ich sehr erstaunt.

Da lachte er auf, wie er in diesen ganzen Tagen nicht gelacht hatte. Es lag etwas Gereiztes, fast Frivoles in diesem Auflachen. »Selbstverständlich kenne ich sie,« sagte er, »und ich lache darüber, wie immer, wenn mir das passiert. Ihnen erscheint es vielleicht sehr außergewöhnlich, daß man mich für einen gesuchten Einbrecher hält, und der Beweis erscheint wahrscheinlich Ihren Freunden lückenlos erbracht. Es ist ja alles so augenfällig. Die ‚Flucht' von einem Dampfer auf den andern, meine Zurückgezogenheit ...«

»Sie wissen das alles?« fragte ich sehr erstaunt.

»Aber natürlich,« sagte er jetzt wieder in seinem gewohnten Ton, »ich sagte Ihnen ja schon am ersten Abend, als wir uns kennenlernten, daß ich mich trotz allem und allem der lästigen Beziehungen zu den Menschen niemals ganz entledigen kann. Es ist immer etwas in der Welt passiert, das einen Sonderling auf einem Dampfer verdächtig machen kann. Dazu ist unsre Welt viel zu vortrefflich organisiert. Und doch ist es eigentlich lächerlich, zu argwöhnen, daß auf einem heutigen modernen Schiffe sich ein Passagier eines andern Dampfers mit falschen Papieren einquartieren kann, ohne nicht auf das genaueste kontrolliert zu sein. In diesem Falle nun kannte mich der Kapitän ... er ist mir wiederholt im Leben begegnet.«

»Oh, wie glücklich bin ich jetzt!« rief ich aus. Mehr als diese Banalität brachte ich nicht über die Lippen.

»Nicht für eine Sache gestorben zu sein, an die Sie nicht glaubten ...?«

Ich sah ihn an, so etwa, als ob ich sagen wollte, daß ich diesen Spott wohl kaum verdient hätte. Er wurde sofort wieder ernst.

»Kam Ihnen denn nach allem, was wir gesprochen haben, nach allem, was Sie von mir wissen, von den vielen merkwürdigen Einzelheiten meines Lebens, gar nicht die Überzeugung meiner Unschuld? Gleiche ich wirklich einem Gentleman, der einbricht?«

Da sagte ich ihm, daß mir gerade dieser

Heroismus, mich für ihn, den Verbrecher, zu opfern, so glücklich gemacht habe, und er mußte wieder lächeln bei dem Gedanken, daß mich sein »Geständnis« eigentlich enttäuscht habe.

Aber hat es mich denn enttäuscht? Ich glaube es nicht mehr. Nein, ich fühle, wie mich die Sicherheit seiner Unschuld viel glücklicher macht. Und ich habe es ihm sogleich gesagt, wie froh ich jetzt bin. Ja, ich habe ihm gesagt, daß es jetzt eine neue, viel größere Aufgabe für mich gäbe, als ihn im Gefängnis zu besuchen, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, in das er sich selbst durch seine Einsamkeitsidee verstrickt habe, ihn der Welt zurückzugewinnen, ihn mit der Welt wieder auszusöhnen. Er hatte, als ich das, gewiß mit einer überzeugten Leidenschaftlichkeit, hervorstieß, in das Dunkel über uns gesehen. Jetzt griff er ein wenig nach meiner Hand.

»Das ist alles unmöglich, Viola ...« sagte er leise, »ganz unmöglich ... Ich werde mich niemals an die Welt zurückgewöhnen können, aus der Sie junges Geschöpf sich heute noch nicht lösen können, ohne sehr bald Schmerzen zu leiden ... Ich würde Sie mit meiner Bitterkeit vergiften, und Sie würden mich mit Ihrem Frohmut nicht froh machen können ... Ich danke Ihnen, daß Sie mir helfen wollten und daß Sie sogar nicht davor zurückscheuten, meinen merkwürdigen, unverständlichen Weg mit mir zu teilen ... Ich danke Ihnen ... Aber ich kann Ihnen kein Ja sagen ... Lassen Sie den Reiz, den Sinn unsers Zusammenseins darin bestehen, daß wir uns unter romantischen Umständen trafen, daß wir uns im Weltall begegneten. Irgendwo an der Grenze zweier sich ganz fremder Länder, und daß wir an dieser Grenze, wie auf einem schmalen Pfade, eine Weile miteinander waren und uns in diesen Stunden vielleicht mehr sagen konnten, als andre in Jahren sich sagen können, denen dieses romantische Zusammensein fehlte ... Wollen Sie es dabei bewenden lassen?«

Ich konnte ihm nicht erwidern. Irgend etwas schien sich mir zu verschließen. Ich will ihm morgen antworten, wenn wir uns nach dem Ball hier oben wiedersehen. Es wird das letztemal sein, daß wir uns auf dem Schiffe sprechen. Denn übermorgen sind wir in Neuyork, und morgen abend ist Abschiedsfest an Bord ...

Coin du bal

Die Musik spielt nur noch ein paar letzte kurze Melodien. Der eigentliche Ball ist vorüber. Oben auf dem Deck hat soeben ein Steward die Beleuchtung ausgedreht, so daß nur noch der von unten heraufleuchtende schwache Lichtschein übrigbleibt. Mama hat Mr. Timirieff doch noch überredet, mit ihr Karten zu spielen. Weil wir doch morgen in Neuyork sind, hat er zugesagt. Ich kann also hinausschlüpfen. Wir liegen nebeneinander in den Liegestühlen. Jetzt muß ich ihm vor allem sagen, was man mit ihm bei der Landung vorhat. Herr Timirieff hat heute die Bestätigung erhalten, daß morgen, eine Stunde vor Hoboken, einige Detektivs auf das Schiff kommen werden, um ihn zu verhaften. Aber wir, wir werden unsern Triumph haben.

»Triumph?« fragt er erstaunt.

Und nun erzähle ich ihm, wie ich mir alles zurechtgelegt habe. Natürlich ist es meinen Gegnern, Sir Lionel, Herrn Demeran und Mr. Timirieff, angenehm, wenn die ganze Verhaftung in aller Stille vor sich geht. Aber gerade das werden wir ihnen versalzen. Sie sollen für ihre ungerechten Verdächtigungen, für ihre ekelhaften Schnüffeleien einen Denkzettel erhalten. Ich habe, da George ja doch unschuldig ist, ein paar von meinen Bekannten in die Sache eingeweiht. Sobald George seine Unschuld an Hand seiner Papiere dargelegt hat, werden wir ihn umringen und ihn wie einen Triumphator feiern, und ganz Neuyork wird in den Abendblättern lesen, wie sehr sich eine internationale Schiffsgesellschaft blamieren konnte ... Ich sprudle das alles so heraus, wie ich es mir ausgedacht habe, ohne darauf zu achten, was es auf George für einen Eindruck macht.

Plötzlich sehe ich ihn an. Er ist wie versteinert. Fast ratlos sieht er aus. Dann sagt er: »Viola ... Was reden Sie da? Um Gottes willen, was haben Sie sich ausgedacht? Denken Sie denn nicht mehr an das, was wir einander gesagt haben, diese ganzen Tage? Haben Sie vergessen, daß ich ein Einsamer bin, ein Mönchischer, daß ich die Menschen verachte, ob sie mich nun verstehen oder nicht, angreifen, belästigen oder in den Himmel heben? Ich brauche wahrlich keine Rechtfertigung. Und da wollen Sie, wollten Sie ein Schauspiel inszenieren gegen meine innerste Überzeugung, gegen meine tiefste Lebensanschauung? Wollten mich zu einem lächerlichen Triumphator machen, in einer Angelegenheit so banaler Art, daß der Triumphierende wie ein Clown aussehen würde, der sich beklatschen läßt?«

Er steht auf. Er geht bis an die Rampe des Schiffes. Läßt mich in Gedanken allein. Nach einer Weile kommt er zurück. Seine Erregung ist vorüber. Er sagt ganz leise: »Da war es schon besser, für etwas zu sterben, an das Sie nicht glaubten ...«

Und als ich ganz wortlos werde in einer Enttäuschung, die ich kaum begreife, sagt er weiter: »Viola, Sie müssen den Gedanken an mich aufgeben ... Es ist mir schwer, Ihnen das zu sagen, sehr schwer ... Aber ich muß es Ihnen sagen ... Sie werden es mir vielleicht niemals verzeihen können ... ich weiß, niemals. Ich

bin der Verbrecher, den man sucht ...« Er macht eine Pause. Er stockt.

»Sie müssen fliehen,« sage ich, »Sie müssen schwimmend das Schiff verlassen ... Sie müssen über die andern triumphieren ... Und dann müssen Sie mir schreiben, aus der Ferne, von Ihren Fahrten, und wenn eine lange Zeit vergangen ist, vielleicht Jahre und Jahre, und Sie mich nicht vergessen haben, dann ...«

Da bricht es aus ihm empor. »Sie phantasieren, Viola, in der Tat, Sie phantasieren. Sie kennen die Welt nicht, und weil Sie die Welt nicht kennen, kennen Sie Ihre eignen Grenzen noch nicht. Glauben Sie mir, der auch ich aus Ihren Kreisen stamme, es dauert sehr, sehr lange, ehe man sich von der gesellschaftlichen Umwelt emanzipiert. Es ist nicht mit Vorsätzen, nicht mit Idealen getan. Ein bißchen revolutionär sind in Ihrem Alter ja alle jungen Leute ... Aber dann, wenn die Wirklichkeit, die graue, nüchterne, lieblose Wirklichkeit kommt, wenn es heißt, allem Komfort, allen Begriffen der Etikette, die wir beide hassen, zu entsagen, wenn es darauf ankommt, mit der Befreiung von allen Lasten auch auf die Geschenke der Verwöhnung zu verzichten ... Viola ... glauben Sie mir, diese Wandlung geht nicht durch unsern Verstand, nicht durch unsre Phantasie, sie geht durch den Zwang der Dinge, die um uns sind, und dieser Zwang bedeutet Leid, Entsagung, und vielleicht Verzweiflung ... Das, Viola, wäre das Los eines Fliehenden, eines Verfolgten, und der sich an ihn bände, würde in sein Leid miteinbezogen. Aber glauben Sie mir und hören Sie das eine. Was Sie nun auch über mich erfahren werden, wie sich auch das äußere Bild meiner Person Ihnen noch verwandeln mag, das, was ich Ihnen von der Einsamkeit sagte, das von meinem einsamen Leben, war die Wahrheit ...«

»Und dieser Wahrheit wegen habe ich Sie geliebt, George Maclure ...«

»Und dieser Liebe wegen danke ich Ihnen, jetzt, wo wir Abschied nehmen, Viola. Für diese Liebe dankt ein Verbrecher ...«

Aus dem Dunkel blitzt eine Taschenlampe. George springt auf. Er steht vor Herrn Demeran. »Sie suchen jemanden?« fragt er ihn.

»Ja, den Verbrecher, von dem Sie soeben sprachen,« sagt der junge Deutsche.

Da lacht der andre auf. »Sie scheinen im Aushorchen trainiert zu sein, junger Mann ...«

»Was bedeutet Ihr sinnloses Lachen?« schreit Herr Demeran, von Wut gepackt, »ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung ...«

»Aber man duelliert sich doch nicht mit einem Einbrecher,« sagt jetzt George Maclure mit spöttischem Gesicht, »und noch dazu nicht vierundzwanzig Stunden vor der Einfahrt in ein Land, das Duelle nicht kennt ...«

Eine neue Gestalt wird in dem Halbdunkel sichtbar: Sir Lionel. Er übersieht die Situation. Rasch sagt er: »Der Herr hat vollkommen recht, morgen sind wir in Neuyork, und da wird sich alles finden ... Und im übrigen sind wir es ja auch der Anwesenheit von Miß Clarendon Childs schuldig, dieses strittige Gespräch jetzt abzubrechen ... Vielleicht führen Sie Miß Viola zu ihrer Mutter zurück ...«

Herr Demeran reicht mir seinen Arm. Mit seiner Taschenlampe leuchtet er die Treppe hinunter, und es wird wieder ganz dunkel auf dem Sonnendeck.

Ohne Schlaf

Ich habe in dieser letzten Nacht vor Neuyork immer nur daran denken können, wie es ihm gelingen wird, zu entkommen. Der Gedanke, daß dieser merkwürdige Mann wie der Dichter der Ballade von Reading Goal zwei Jahre im Zuchthaus verbringen soll, um dann irgendwo in einer Cottage der Provence oder in den großen Cafés am Boulevard zu enden, ist einfach unerträglich. Er muß unbedingt entfliehen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich enttäuscht war, als er mir sagte, er sei kein Verbrecher. Ich wünschte jetzt wirklich, er wäre keiner. Denn ich erkenne jetzt erst, wie egoistisch es von mir war, ihn zu lieben, weil er mir Heroismus einflößte. Ich wäre jetzt froh, ihn ganz nüchtern lieben zu dürfen, wie man jeden andern Sterblichen auch liebt, ohne irgendwelche Verbrecherromantik. Wenn er doch entkäme!

Und er entkom

Die Quarantäne und Zollabfertigung eine Stunde vor der Freiheitsstatue ist immer eine Scheußlichkeit. Aber dieses Mal schien sie mir ungeheuerlich. Als man unsre Personalien verlas und uns ausfragte und die Zollbeamten kamen und die sonstigen Beamten, habe ich immer nur an seine Flucht gedacht und, ich glaube, sehr konfuse Antworten gegeben. Das macht ja aber nichts. Denn Mama pflegt zu sagen, daß eine gewisse Zerstreutheit das Zeichen großer Weltgewandtheit sei. Ich sah jedenfalls nur immer vor meinen Augen, wie die Leute von dem kleinen Polizeiboot, dessen Ankunft Mr. Timirieff uns gezeigt hatte, auf ihn zugehen und ihn verhaften würden. Ich war froh, als wir — Mama, ich, Sir Lionel, Mr. Yi Tako und Professor Höllenstraß — uns aus dem großen Salon auf das Sonnendeck flüchten konnten. Herr Demeran blieb mit Timirieff unten. Gut so. Denn ich habe ihm den Auftritt von gestern abend nicht vergessen.

Wie wir oben sind, ruft auf einmal Mr. Yi Tako: »Sehen Sie ... dort schnell ... der Einbrecher ... auf einem Motorboot ...«

Wir stürzen alle an das Geländer. Ich schreie auf vor Freude. Ja, er steht in dem Motorboot, aber nicht in dem der Polizisten, sondern auf einem kleinen Boot, das die holländische Flagge führt und anscheinend zu dem Holland-Dampfer Richtung nimmt, der in einiger Entfernung, nach Osten gerichtet, still liegt.

»Unerhört,« schreit Sir Lionel und reißt ein Fernglas heraus, »er entkommt!«

Ich jauchze. Ich nehme mein Taschentuch und fange an zu winken.

»Wie kannst du diesem Menschen zuwinken?« sagt Mama sofort, »das ist doch ganz gegen alle Manieren ...«

Sir Lionel will nach unten stürzen. An der Treppe prallt er auf Timirieff, der keuchend heraufkommt, von Herrn Demeran gefolgt.

»Er ist entkommen ...« schreit Sir Lionel, den plötzlich seine diplomatische Ruhe zu verlassen scheint und der kaum das horrible »Damned!« unterdrücken kann.

»Beruhigen Sie sich,« sagt Timirieff, immer noch außer Atem, »hören Sie erst mich an, oder besser noch, lesen Sie den Herrschaften hier etwas vor. Aber zunächst das Folgende: Die gesuchten Einbrecher sind gefaßt und meine wertvollen Akten gerettet. Der »große Unbekannte« ist völlig unbeteiligt an der Sache ...«

Man erstaunt sich.

»Und was soll ich vorlesen?« fragt Sir Lionel aufs peinlichste berührt, da ihm Timirieff immer noch die Zeitung hinhält.

»Hier,« sagt dieser, »unter der Überschrift: Ein seltsamer Gast.«

Und Sir Lionel liest: »Ein seltsamer Gast. Ein sonderbarer Reisender besucht neuerdings die großen Ozeandampfer. Es handelt sich um einen Mann in mittleren Jahren, namens Maclure, der anscheinend einen Gefallen daran findet, ohne Heimat zu sein. Er begibt sich zuweilen, wenn sich ihm Gelegenheit dazu bietet, mitten auf See von einem Dampfer zum andern, nur mit einer großen Handtasche ausgerüstet, die seine sämtlichen Reiseeffekten enthält. Er zeigt sich fast nie an Deck und benimmt sich durchaus wie ein Einsiedler. Er ist auf diese Weise schon auf allen Ozeanen gewesen. Man kann ihn als einen harmlosen Narren mit einer fixen Idee bezeichnen. Wiederholt hat man ihn verdächtigt, ein Hochstapler zu sein, ein Schicksal, das er mit Fassung zu tragen weiß. Denn er verfügt über Pässe und Referenzen, und, wie unser Mitarbeiter ,Maritimus' erfahren hat, ist er auch keineswegs unvermöglich. Er stammt aus einer angesehenen Neuyorker Familie, seine Schwester ist an einen schottischen Lord verheiratet. Er selbst hat seine weniger romantischen Lebensjahre in Texas verbracht.«

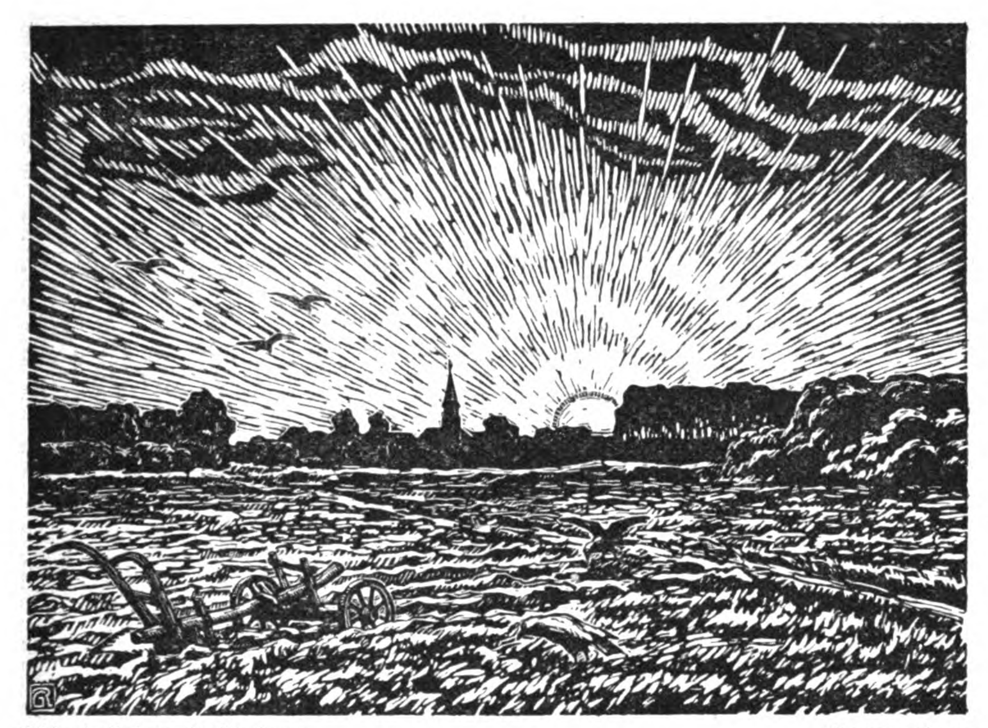
»Und dazu hieß er Maclure?« ruft jetzt Mama aus und unterbricht die Lektüre Sir Lionels, der immer noch konsterniert dreinschaut. »Dann war es George Maclure, der Sohn von James W. Maclure aus Brimston ... Ja, dann ist es kein Wunder, denn dieser George war immer aus der Art geschlagen. Die Literatur hat ihn verdorben. Er war schon als junger Mann überspannt.«

Nun fängt man an, etwas zu lachen. Herr Demeran tritt auf mich zu und bittet mich wegen gestern abend um Verzeihung. Mein Gott, was interessiert mich jetzt »das von gestern abend«! Er murmelt etwas von Taktlosigkeit. Er scheint sich ebenso blamiert vorzukommen wie Sir Lionel. Ich verzeihe ihm gern. Er nimmt Sir Lionel beiseite, und sie gehen auf die andre Seite des Schiffes. Mr. Yi Tako ist bereits verschwunden. Der Professor Höllenstraß ist wie aus den Wolken gefallen. Er hatte bereits auf Grund dieses absonderlichen Verbrechers eine Denkschrift über die Verfolgung von Verbrechern auf internationalen Dampfern für den Kongreß im Haag begonnen. Er empfiehlt sich jetzt voller Enttäuschung. Nur Mr. Timirieff und Mama strahlen. Er über die gefaßten Halunken, und Mama sieht den Frieden wiederhergestellt, den der Friedfertigste unter dieser ganzen Gesellschaft durch sein bloßes rätselhaftes Auftauchen fünf Tage lang gestört hat.

»Natürlich,« sagt sie, als ihr Timirieff den Arm bietet, »solche Narren muß man bei dem Ziele, das wir verfolgen, ganz ausschalten. Gegen Verrückte ist kein Kraut gewachsen. Gegen sie ist der Pazifismus machtlos. Wir hätten ohne ihn eine so friedfertige Fahrt gehabt, nicht wahr?« Und sich zu mir umwendend, sagt sie: »Nun, mein Kind, wenn es wirklich George Maclure ist, kannst du auch wieder winken ...«

Ich habe nicht mehr gewinkt,

sondern noch eine Weile an dem Geländer gestanden, ganz allein auf dem Sonnendeck, das jetzt ebenso verlassen war wie sonst gegen Abend. Ich habe mich gefragt, warum er mir wohl sagte, daß er der Verbrecher sei. Und warum er entfloh, wenn er doch keiner war? Warum er vor mir entfloh? Vor mir? Und während ich darauf keine Antwort fand, sah ich, wie das kleine Motorboot an der jetzt im Schatten liegenden Seite des großen holländischen Dampfers anlegte, und ich glaubte, so weit es auch in der Entfernung war, zu sehen, wie er die kleine Leiter hinaufging und verschwand. Aber vielleicht war das nur eine Vision. Jedenfalls setzte sich jener Dampfer sehr bald in Bewegung, und zwar in östlicher Richtung. Ganz langsam und unwiederbringlich.



Richard Grimm-Sachsenberg: Sonnenaufgang

Von Kunst und Künstlern

Richard Grimm-Sachsenberg: Sonnenaufgang (S. 617) und Schlafendes Kind (S. 618); Weiden (vor S. 553) — Ferdinand Dorsch: Gedeckte Tafel (vor S. 593) — Max Brüning: Tennissport (vor S. 521) — Max Rabes: Damenbildnis (vor S. 585) und Stade (vor S. 577) — Rembrandt: Christus heilt die Kranken (vor S. 529) — Ferdinand Max Bredt: Bei der jungen Mutter (vor S. 609) — Philipp Franck: Frauenraub (vor S. 561) — Arthur Kickton: Blick auf den Heiligen See bei Potsdam (vor S. 537)

Für den, der weiß, was Zeichnen ist — keineswegs bloß »Weglassen«, wie Liebermann in einer überspitzten, zum Dogma gewordenen Erklärung gemeint hat — erweist sich Richard Grimm-Sachsenberg allein schon durch die beiden hier in den Text gesetzten Abbildungen als ein Graphiker, ich will nicht sagen schlechthin, aber recht eigentlich und vorzugsweise. So etwas wie diesen Holzschnitt »Sonnenaufgang« macht man nicht nur so nebenher — dazu ist die mit den einfachsten Mitteln und in der sparsamsten Technik behandelte Bildfläche zu mächtig in ihrem Ausdruck, zu vollgesogen von Andacht, Inbrunst und jubelnder Daseinsfreude. Mit dem Maßstab der Naturnachahmung oder auch nur des Impressionismus darf man hier freilich nicht kommen; der Meteorologe und Atmosphäriker könnte vielleicht nachweisen, daß das aufgehende Taggestirn so gewaltsam, so zerreißend und zersplitternd Luft- und Wolkenmeer nicht zu durchbringen pflegt, und der Landmann könnte kommen und behaupten, daß so durchlichtet, so durchsichtig die vom ersten Morgenlicht angestrahlten Ackerschollen nicht aussehen, oder daß die Krähen anders niederfallen. Das alles, selbst wenn es richtig wäre, würde die Kunst dieses Holzschnittes nicht um eines Strohhalms Breite herabsetzen. Denn hier haben wir einmal ein im besten Sinne expressionistisches Werk: den überzeugenden und mitreißenden Ausdruck einer inneren Gefühlsbewegung, einer sich befreienden Ekstase des Herzens und der Seele.

Das »Schlafende Kind« hält sich enger an die Natur und ist sicherlich mit der Feder vor dem Bettchen der schlummernden Unschuld niedergeschrieben worden, ehe es auf den Holzstock übertragen wurde. Aber auch hier ist mehr als Naturalistik. Nicht nur, daß wir das Atmen des Kindes wie säuselndes Bienengesumm zu hören glauben, auch in seine Träume glauben wir hineinlauschen zu können, und das Wesen, die Schönheit und die Frömmigkeit dessen, was wir Kind nennen, hier sind sie beisammen.

Höher steigt Grimm-Sachsenbergs graphische Kunst in dem Blatt »Weiden«. Da ist etwas Übersinnliches und Mystisches gestaltet. Diese Bäume bekommen menschliche Haltungen und Gesichter, wie das fiebernde Kind im »Erlkönig« sie sieht; diesem kleinen Weiher, scheint es, sind Schicksalslinien eingezeichnet, wie sie in der Hand oder im Antlitz des Menschen stehen, und



Richard Grimm-Sachsenberg: Schlafendes Kind

um das alles spielt die Luft mit so zarten, feinen und leisen Schwingungen, daß man ferne Geigentöne zu hören meint. Mit der Technik des bloßen primitiven Holzschnitts wäre das vielleicht nicht zu erreichen gewesen; diese Tonstimmungen und weichen Abstufungen kann allenfalls der Tonschnitt oder besser noch, wie hier, die Steinzeichnung geben, die dem Malerischen näher kommt. Grimm-Sachsenberg hat sogar seine Stärke in farbigen Holzschnitten und Originallithographien: eine Mappe mit fünfzehn farbigen Holzschnitten deutscher Landschaften ist im Selbstverlage (Leipzig-Schl., Seumestr. 39) erschienen, von einem unsrer besten Kenner zeichnerischer Kunstleistungen, Prof. Hans W. Singer, mit ehrenvoller Würdigung begleitet.

Auch bei dem Ölgemälde »Gedeckte Tafel« von Ferdinand Dorsch müssen wir uns mit einer Übersetzung aus der Farbe in den Schwarzdruck begnügen. Aber wir haben das sogenannte Offset-Verfahren, einen indirekten Gummidruck, gewählt, der an künstlerischer Wirkung dem Steindruck fast überlegen ist und auf das oft störende Glanzpapier verzichtet.

Auch für das farbige Kunstblatt »Tennissport« von dem Berliner Max Brüning haben wir das Offset-Verfahren gewählt, um einigermaßen den technischen Reizen nahezukommen, die dieser mit kecken Farbenkontrasten arbeitenden Radierung im Original eigen ist. Brüning geht den Pikanterien, die der weibliche Körper zumal bei gewissen Bewegungslinien bietet, nicht aus dem Wege, wie man beim Durchblättern des reichhaltigen Katalogs seiner Originalradierungen (Berlin W 35, Steglitzer Straße 2) vielfach feststellen kann. Aber er beweist dabei fast immer auch eine Grazie, eine Eleganz und vor allem eine Leichtigkeit der Hand, die in der deutschen Gesellschaftskunst selten sind.

Von Max Rabes, dessen vielseitige, in den letzten Jahren vertiefte und überraschend gereifte Kunst schon im nächsten Heft ein größerer mannigfach illustrierter Aufsatz darstellen soll, bringen wir, abermals in Offset-Druck, ein Damenbildnis in ovalem Rahmen, der für die Komposition und die Auffassung nicht unwichtig ist. Hätte Lavery oder Laszló diese braunhaarige Dame in weißem Chiffon mit dem Margaritenstrauß im Arm gemalt, das Bild wäre längst bei uns berühmt geworden! — Daneben eins der vielen Stadtbilder, die Rabes mit nie ermüdender Freude an idyllischen Winkeln und belebten Plätzen zu Hunderten gemalt oder gezeichnet hat, besonders dann, wenn sich ein Wasserlauf mit alten verwitterten, von der Luft getönten Häuserzeilen zusammenfindet, wie in Stade an der Schwinge, der alten Hauptstadt des Fürstentums Bremen.

Und dann nach so vielen modernen, leichten und heiteren Bildern etwas Klassisches, ganz hohe, ernste und strenge Kunst: Rembrandts radiertes Hundertguldenblatt »Christus heilt die Kranken«, hier in Offset wiedergegeben nach einem Reichsdruck. Keine Worte darüber! Nur die aus dem Evangelium Matthäi (Kap. 14 und 15) dürfte man allenfalls dazusetzen, denn Rembrandt hielt sich in seiner Exegese der Bibel strenger an den Text als alle andern Künstler.

Die übrigen drei Blätter von Ferd. Max Bredt, Philipp Franck und Arthur Kickton sind Begleitbilder zu Aufsätzen. F. D.

Literarische Rundschau

Vorzeitig Totgesagten verheißt der Volksmund ein besonders langes Leben. Möge es dem lieben Münchner Poeten **Franz Langheinrich** auch so gehen! Zu Anfang dieses Jahres hatte man ihn schon literarisch begraben und den üblichen Lorbeerzweig auf sein Grab gelegt. Dann stellte sich heraus, daß der Tote sein Namensvetter Max Langheinrich, einer der elf Scharfrichter, war, und nun, zu seinem sechzigsten Geburtstage, beschenkte uns Franz, der glücklich Überlebende, mit einem neuen Bande **Gedichte** (München, Deutschland-Verlag). Es ist ein starker, allzu starker Band — über vierhundert engbedruckte Seiten! Aber es ist auch erst der zweite, den wir von Langheinrich haben. Der erste (»An das Leben«) erschien vor siebzehn Jahren, und keine Geringeren als Max Klinger und Otto Greiner, des Dichters Leipziger Landsmänner, waren es, die dafür den Buchschmuck gezeichnet hatten, was dem stattlichen Bande eine nicht zu verachtende Folie gab und ihn zu einer bibliophilen Kostbarkeit gemacht hat. Dieser neue kommt ganz schlicht, ohne künstlerische Eskorte, allein auf seinen selbsteignen Versfüßen daher. Aber ein reiches, gefühlswarmes und genußfrohes Leben spiegelt sich darin. Natur und Liebe, Welt und Kunst, Vaterland, Heimat und »beseeltes All« sind die Dominanten; Lieder und Balladen, Idyllen und Oden, Landschaftsgemälde und Porträte, Requiems und Nänien, ernste Gedanken- und leichte Scherzgedichte finden sich zu einer wohltuenden Harmonie heiterdankbarer Lebensanschauung und zu einer volltönenden lebhaft bewegten, niemals schrillen und herausfordernden Melodienfülle zusammen. Man kann lange und in den verschiedensten Stimmungen mit diesem Buche umgehen: niemals wird es einem wehe tun. Vielleicht ist es sogar zu gefällig, zu entgegenkommend und versöhnlich, vielleicht beherrscht der Dichter seine Instrumente — denn welches spielt er nicht? — zu leicht und geschickt. An Persönlichem, eigen Gesehenem und innerlichst Erlebtem fehlt es gewiß nicht, aber mit dem Staub der Werkstatt — wofür wir dankbar sein wollen — sind nur zu oft auch die Wundmale und Narben des Erlebens getilgt, und wenige der Gedichte, so glücklich sie dem Augenblick genügen, hinterlassen ein tiefer geprägtes Bild, einen länger verweilenden Nachhall. Es ist gute, beste Geibel-Schule, die sich da, immer gebildet, immer geschmackvoll, auf sanften Epigonenpfaden bewegt, wenn sie auch durch den fleißigen Umgang mit der Malerei ihrer Zeit mehr Farbe auf die Palette bekommen hat. Aber wird sich diese Poesie nicht gerade durch ihre weitausgetane Allgemeingültigkeit in die Herzen der Vielen schmeicheln, die in der Lyrik einen Widerklang ihrer eignen gestaltlos schwebenden Gefühle suchen? Es ist zu hoffen und zu wünschen. Die Münchner »Jugend« jedenfalls hatte ihre beste Zeit, als dieser Dichter mit den Maleraugen die Bilder für sie auswählte und die Leier für sie schlug — fünfundzwanzig Jahre lang. Am Ende wird dieser Ruhm den des Lyrikers Langheinrich doch überleben.

Bijouterien nennt man mit einem unnachahmlichen und schier unübersetzbaren Wort Schmucksachen, die durch die Zierlichkeit, Pikanterie und Originalität ihrer Herrichtung dem Auge schmeicheln und den Käufer auch dann anlocken, wenn er das, was der Schmuck darstellt und ausmacht, eigentlich schon im Kästchen oder in der Truhe hat. Solche Bijouterien gibt es auch auf dem literarischen Markt. Welcher Deutsche besitzt nicht den Faust, einzeln oder in der Goethe-Gesamtausgabe, und wo fehlen Schillers Gedichte! Wenn sie aber in neuem, zierlichem, wohlgeschmücktem Gewand vor uns hintreten, dann lassen wir uns doch gern und leicht bewegen, sie noch in einem zweiten Exemplar an uns zu bringen, sei's zum Behalten oder zum Verschenken. Auf diese unsre löbliche Luxusschwäche bauen die Verleger, indem sie mit Hilfe der so fein durchgebildeten Buchkunst kleine einschmeichelnde Büchlein mit klassischen oder halbklassischen Dichtungswerken herausbringen, die man in die Vitrine stellen könnte, besser aber noch zu guter Stunde hervorholt und mit verjüngter Freude wieder liest. So hat Westermann in der von **Werner Jansen** besorgten Sammlung **»Die frischen Kränze«**, wo es schon Storms und Mörikes Gedichte gibt, neuerdings eine charakteristische Auswahl aus **Eichendorffs** und **Gottfried Kellers** Gedichten erscheinen lassen, gedruckt in der kräftigen, edel ausgeglichenen Schreibschrift von Hertha Poblich: reizende farbig gehaltene Leinenbändchen mit Farbschnitt und Goldpressung, die Auge und Herz gleichermaßen entzücken. — Bescheidener, in bunten Pappbändchen, in geläufiger Druckschrift, aber gleichfalls recht anmutig und zu neuem Lesen anreizend, erscheint bei Quelle & Meyer in Leipzig die **»Novellenbücherei fürs deutsche Haus«** mit Eichendorffs »Leben eines Taugenichts«, Droste-Hülshoffs »Judenbuche«, Scheffels »Juniperus« und andern schönen Dingen. Ja, selbst Reclam, sonst in allem, was Ausstattung heißt, so spartanisch gesonnen, macht neuerdings dieser Freude am schönen Buche Zugeständnisse. Zwei österreichische Erzähler, **Karl Hans Strobl** (»Der betrogene Tod«) und **Robert Hohl-**

baum (»Von ewiger Kunst«, vier Novellen) läßt er mit Novellenbüchlein auftreten, die mit sicherer Hand Wesentliches und Bezeichnendes aus der Erzählungskunst der beiden herausgreifen und es in allerliebsten und doch billigen Pappbändchen darbieten.

Am 24. Mai 1924 hätte der badische Erzähler Adolf Schmitthenner seinen siebzigsten Geburtstag gehabt, wenn er nicht schon so früh (1907) dahingerafft worden wäre — so feiert den Tag nun seine Lesergemeinde, die so treu und dankbar an ihm hängt wie selten ein Publikum an einem Schriftsteller, der doch eigentlich nicht sonderlich tief und nicht aufrüttelnd, dafür aber desto menschlicher, liebenswürdiger und erquicklicher war. Das erfährt man deutlicher noch als an seinen Romanen, die alle ein wenig über seine Kraft gehen, an seinen Novellen oder, wie er altmodischer und bescheidener, aber treffender sagte, seinen Erzählungen. Eine Auswahl dieser künstlerisch geschlossenen und doch herzenswarmen Gaben hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart dem Gedenktage dieses Jahres zu Ehren erscheinen lassen, und mit ihm steigt Schmitthenners Bild noch einmal in alter Lebendigkeit vor uns auf. Da sind ein paar historische Novellen, die sich auch durch ihre Zeitgebundenheit die dem Verfasser eigentümliche innige und fröhliche Fabulierkunst nicht verschränken lassen, da ist eine in vorgeschichtlichen Tagen spielende mythische Erzählung von einer schönen Einfalt und schlichten Größe, und da sind zwei dichterische Prosastücke, die sich wohl mit den Grimmschen Märchen vergleichen lassen, wenn man ihnen als moderneren Erzeugnissen nur ein wenig mehr novellistische Geschmeidigkeit und Farbe zugesteht. Der schmucke Band wird die Schmitthennersche Gemeinde noch fester fügen und ihr neue Freunde zuführen.

Ein bisher in der literarischen Welt unbekannter Schriftsteller, G. Stecher, hat dem lieben guten Cäsar Flaischlen die Biographie geschrieben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Von der Familie des Dichters mit dem besten, reichhaltigsten und zuverlässigsten Material ausgerüstet, hat er es nicht schwer, viele hübsche, liebenswürdig-beredte Züge aus dem Leben des Dichters beizubringen, ja, uns diesen Schwabenkopf so lebendig zu machen, als weilten sie in Fleisch und Blut, mit all ihrer Wärme, Güte und Eigenbrötlerei noch mitten unter uns. Was er daneben und dazwischen aber Kritisches, meist Panegyrisches über Flaischlen sagt, das bedarf doch sehr der Nachprüfung und Grenzberichtigung von freierem und höherem, historischem Standpunkt aus. Flaischlen hat es im Leben, obgleich er das selbst nie wahr haben wollte, immer recht leicht, zu leicht gehabt, nun wird er auch noch im Tode verwöhnt. Aber auch dazu mag kein Gutgesinnter böse Miene machen: die liebenswerte Menschlichkeit dieses Poeten entwaffnet auch heute noch alle Kritik.

Aus dem Nachlaß Cäsar Flaischlens kommt gleichzeitig ein Bändchen mit Haus- und Gelegenheitsdichtungen in schwäbischer Mundart. »Von derhoim ond draußen« nennt er oder nennt der Herausgeber und Einleiter Martin Lang diese Sammlung (ebenda), und meistens sind es Sendschreiben, die Heimweh, Sehnsucht und Erinnerung aus der Ferne und Fremde an die Lieben daheim ergehen lassen, in den lockeren, ein wenig bummeligen, immer aber melodiösen Rhythmen gehalten, die auch Flaischlens schriftdeutsche Prosadichtungen kennzeichnen. Bewegte er sich dort schon gerne in der Hausjoppe, so macht er's sich in dem schwäbischen Heimatdialekt vollends gemütlich. Man muß die Sächelchen laut lesen oder, wenn man nicht den Vorzug hat, im Jagsttal oder in »Studert« derhoim zu sein, sie sich von einem das echte Honoratiorenschwäbisch Beherrschenden vorlesen lassen. Dann zeigt sich, daß dies doch mehr als Lustigmacherei ist, dann kommt ein Humor und eine milde Lebensweisheit zutage, die uns, wenn nicht das Beste, so doch das Echteste und Wahrste an Cäsar Flaischlen gewesen zu sein scheinen.

Der Name Wilhelm Filchner ist der Öffentlichkeit als der eines kühnen und unerschrockenen Forschers, wenn nicht aus seiner Teilnahme an den Reisen Amundsens, so doch aus seinem vielgelesenen Buche »Das Rätsel des Matschu« bekannt. Jetzt bringt er ein neues Buch auf den Markt, und wiederum ist es das Rätselland Tibet, der Hexenkessel Asiens, das im Mittelpunkt seiner Berichte und Schilderungen steht. »Sturm über Asien« nennt er diese seine von zahlreichen eignen Aufnahmen, Karten und Skizzen begleiteten »Erlebnisse eines diplomatischen Geheimagenten«, und ihr Hauptzweck ist wohl in der Tat ein politisch-historischer, nämlich den tieferen Ursachen nachzuspüren, aus denen sich die Umwälzungen in Zentralasien entwickelt haben, sie, die in ihren Begleiterscheinungen schließlich auch das gesamte Abendland in Mitleidenschaft ziehen. Der Weltkrieg hat in seinen Folgeerscheinungen bei allen Völkern der Erde ein mächtiges Freiheitsbedürfnis wachgerufen, das gleichzeitig dem Selbstbestimmungsrecht Raum gibt. Das gilt auch für die Völker Zentralasiens; auch dort zeigt das politische Barometer »Sturm« an. Nur unter diesem Gesichtswinkel kann das tibetanische Problem nach der Überzeugung des Verfassers betrachtet werden; was nicht hindert, daß seine Schilderungen auch den

der Politik ausweichenden Leser aufs lebhafteste fesseln müssen. Denn mit dankenswerter Sachlichkeit und beispielloser Unerschrockenheit ist Filchner in das geheimnisvolle geistige und religiöse Netz eingedrungen, hinter dem sich das tibetanische Hochland mit seinem Dalai-Lama verschleiert hält. Natur — Menschen — Seele — Welt und Religion des Landes und Volkes: all dies wird hier wenigstens in seinen Hauptzügen offenbar, und wenn sich dabei auch manches neue Rätsel spinnt, so lüftet sich doch auch manches Geheimnis oder was bisher so schien. Alle Fäden des Netzes laufen in der unermüdlichen, staunenswert gewandten und anpassungsfähigen Diplomatie des Dalai-Lama zusammen und sind heute schon bis zum Zerreißen gestrafft. Wann wird sich diese schreckensvolle Spannung lösen oder entladen? Diese Frage kann sich jeden Tag zur Katastrophe zuspitzen, sobald es sich nämlich erwiesen hat, daß England in der Behandlung innerasiatischer Völker und Probleme seinem ihm hierin bisher gleich stark gegenüberstehenden Gegner Rußland nunmehr überlegen ist. In den brodelnden und zischenden Krater dieses kaum noch gebändigten Vulkans eröffnet Filchners Buch höchst fesselnde und lehrreiche Blicke.

Noch ein neues Buch über die Stadt Nürnberg zu schreiben, erfordert Mut. Wenn Albert v. Hofmann, der Herausgeber der »Historischen Städtebilder« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), es trotzdem unternimmt, wird er wissen, daß er Eigentümliches und Besonderes zu sagen hat. Die feine und kluge Darstellung allein, die einem schon oft und gut behandelten Stoff neue Seiten abgewinnt, tut es hier nicht. Der Standpunkt der Betrachtung und Behandlung muß entscheiden. Und den findet Hofmann, nachdem er darauf aufmerksam geworden, daß bei Nürnberg die Konjunktur des Platzes zurücktritt gegen das sich hier entfaltende, in seiner Art einzige Eigenleben der darauf entstehenden Stadt. Darum konzentriert sich Hofmanns Darstellung bald auf die eigentliche Stadtgeschichte, die Kämpfe mit mächtigen Fürsten, die Verfassung und Kultur, wobei das Kunsthandwerk, aus den natürlichen und handelspolitischen Bedingungen der Stadt heraus entwickelt, besonders prägnant hervortritt. Mit derselben Frische wird dann auch das architektonische Bild Nürnbergs ausgeführt, die malerische Gesamterscheinung der Stadt, der Charakter ihres Kirchen- und ihres Profanbaues (mit einer Karte, einem Stadtplan, einer Stadtansicht und vier Grundrissen). Ein Gang durch Alt-Nürnberg faßt schließlich noch einmal alles Wesentliche an geschichtlichen und architektonischen Merkwürdigkeiten übersichtlich und anschaulich zusammen.

Kein Diplomat der Bismarckischen Zeit hat dem Geschichtschreiber jener Epoche besser vorgearbeitet als Kurd von Schlözer, der Legationsrat in Petersburg und Rom, der Ministerresident des Norddeutschen Bundes in Mexiko, der Botschafter des jungen deutschen Reiches in Washington, der preußische Gesandte beim Vatikan und als solcher der glückliche Beender des Kulturkampfes. Wichtige Jahrzehnte seines Lebens liegen in seinen Briefen schon seit längerer Zeit offen vor uns ausgebreitet; jetzt gesellen sich auch noch die Letzten römischen Briefe dazu (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; mit einem Bildnis) und geben Aufschluß über Schlözers zweiten römischen Aufenthalt. Im Jahre 1882 hatte Bismarck ihn aus Washington wieder an die Gesandtschaft am Vatikan, diesmal als deren Leiter, berufen; er vertraute der Klugheit, dem Takt, der persönlichen Festigkeit und dem nationalen Würdegefühl Schlözers, daß dieser die schwierige Aufgabe lösen werde, die Maigesetze abzubauen und Frieden mit der Kurie zu schließen, ohne daß daraus ein Kanossagang wurde. Schlözer zeigte sich dieser Aufgabe vollauf gewachsen; seine diplomatische Tätigkeit beim Heiligen Stuhl bedeutet die Krönung seines Lebenswerkes. Ist auch Schlözer in diesen Jahren des beginnenden Alters (geb. 1822) nicht mehr der federfrohe Briefschreiber, der er in seiner Jugend war, so trägt doch auch jetzt noch jede Zeile von ihm das Gepräge des gedankenreichen und charaktervollen Menschen. Ergänzend tritt der lebendig vorgetragene Bericht des Herausgebers, des Neffen Schlözers, über dessen Wirken und Leben in jenen Jahren hinzu; und aus den mitgeteilten Briefen an und über Schlözer erhebt sich das Bild dieser Persönlichkeit, in der die geistige Kultur des Goethischen Deutschland mit der politisch-nationalen Bildung Bismarcks harmonisch vereinigt erscheint. Mit Ausnahme der Washingtoner Zeit (1871—1881) ist jetzt Schlözers gesamte politische Entwicklung und diplomatische Tätigkeit mit Briefdokumenten belegt.

Einen gar absonderlichen Versuch der Illustrationsart hat der Verlag von Ernst Guenther in Freiburg i. B. mit Hauffs Erzählung »Die Karawane« gemacht: er hat lithographierte, meistens farbig ausgeführte Tuschzeichnungen von Kinderhand dazugegeben. Zunächst schüttelt man den Kopf darüber. Soll nun die »Kinderkunst«, bisher nur zu psychologisch-pädagogischen Zwecken gesammelt und ausgestellt, auch in die buchgewerbliche Praxis übergeführt werden? Und ist dies die Folge oder die Reaktion der auf künstliche Kindertümlichkeit eingestellten Malerei (oder Klexerei) einer gewissen übermodernen Kunstrichtung? Man will ärgerlich werden, aber dann, je

länger man in dem artigen Bändchen blättert, wird man mehr und mehr gewahr, daß es doch eigentlich ein kleiner Künstler ist, dieser Hans Ulrich Guenther (wohl ein Verwandter des Papas oder Onkels Verleger), der hier seinen Pinsel und Tuschkasten durch Hauffs abenteuerbunte Welt spazierenführt. Das ist nicht bloß mehr naiv, voll kindlicher Einfalt und urtümlicher Phantastik, das zeugt oft auch von einer erstaunlichen geradwüchsigen und wesenhaften Ausdruckskraft, an der sich die geschraubten Schnörkeleien unsrer Großen manchmal ein Beispiel nehmen könnten. Hat der Struwelpeter, geschrieben und illustriert von einem Dilettanten, sein Glück in der Kinderstube gemacht, warum nicht auch dies Kinderbuch, illustriert von einer Kinderhand, in der sich ein werdender Künstler verrät?

Unter den mancherlei, oft ernsthaft-wißbegierigen, oft aber auch recht sonderbaren Fragen, die einer Schriftleitung von vertrauensvollen Lesern zur geneigten Beantwortung vorgelegt werden, kehren am häufigsten die nach Werken der Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft (mit all ihren Hilfsfächern) und nach Lebenserinnerungen, Selbstbiographien und Briefsammlungen wieder. Deshalb erscheint es höchst dankenswert und als ein entlastender Liebesdienst auch für uns Schriftleiter, daß der Verlag von Koehler & Volkmar in Leipzig sich entschlossen hat, in seinen schon viel benutzten kleinen Literaturführern über diese beiden Gebiete je eine Bücherkunde schreiben zu lassen, die allen Anforderungen, wissenschaftlichen wie laienhaften, genügt. Die besten deutschen Memoiren, Lebenserinnerungen und Selbstbiographien aus sieben Jahrhunderten findet man in Band 5 der Sammlung nach Zeitaltern, Landesteilen und Berufsgruppen von M. Westphal zusammengestellt und ihrem Inhalt nach gekennzeichnet sowie mit einer Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Selbstbiographie (von Dr. Herm. Ulrich) eingeleitet; für die Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft hat Walter Timmling diese Arbeit geleistet, und der Haller Universitätsprofessor Dr. Paul Frankl hat eine Abhandlung über Herkunft und Wesen der Gotik dazu beigesteuert, ein Thema, über das der Meinungsstreit der Gelehrten noch immer nicht zur Ruhe kommen will. Wir empfehlen beide Bände jedem auf diesen Gebieten Arbeitenden und Lesenden, insbesondere dem Buchhändler und Volksbibliothekar.

Hans Ostwalds Buch »Berlin und die Berlinerin« heißt jetzt in der neuen Bearbeitung und Ergänzung (Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Herm. Klemm) Kultur- und Sittengeschichte Berlins. Das ist keine glückliche, vielmehr eine irreführende Umtaufe; zum mindesten müßte ein »Zur« davorstehen, um anzudeuten, daß dies nur ein Beitrag zu dem weitumfassenden Thema ist, und daß nach wie vor das weibliche Geschlecht, von der Dame bis zur Dirne, die Darstellung beherrscht. Hat man dies zur Steuer der Klarheit zurechtgerückt, wird man das Buch in seiner neuen, vielfach gebesserten und bis auf die Nachkriegszeit fortgeführten Gestaltung mit erneuter Anerkennung begrüßen. Denn hier ist nicht bloß mit vielem Fleiß aus zahlreichen, zuweilen recht versteckten Quellen zur Geschichte der Berlinerin eine Fülle von Wissen und Beobachtungen zusammengetragen, hier führt — was mehr ist — ein in dem Stoff seit langem heimischer und durch vielerlei verwandte Arbeiten geschulter Schriftsteller die Feder. Zwar ist alles mehr von unten als von oben gesehen, und die letzten Zusammenhänge fehlen, dafür aber reden die Einzelheiten, so lebendig und unverfälscht vorgetragen, mit so glücklichen Belegen illustriert, vollgesogen mit Berliner Witz und Humor, eine desto drastischere Sprache. Vollends aber die Ausstattung mit ihren 545 Textabbildungen und zwölf farbigen Beilagen, alles aus zeitgenössischen künstlerischen Schöpfungen geholt, verdient uneingeschränktes Lob.

In einer neuen von Heinrich Schmidt (Jena) besorgten, im Gegensatz zu der unwürdigen Einmark-Broschüre sehr gut ausgestatteten Ausgabe legt der Verlag von Alfred Kröner in Leipzig Ludwig Feuerbachs berühmtes Werk »Das Wesen des Christentums« vor. Daß die Zeitstimmung dafür günstig wäre, wird sich nicht behaupten lassen. Es steckt doch bei aller ethischen Tendenz ein gut Teil Materialismus darin, von dem wir heute weniger denn je das Brot des Lebens erwarten. Aber es ist ein historisches Werk, und sein historischer Wert bleibt unerschütterlich. Seinen Grundgedanken hat Feuerbach selbst also skizziert: Das objektive Wesen der Religion, insbesondere der christlichen, ist nichts andres als das Wesen des menschlichen, insbesondere christlichen Gemüts, das Geheimnis der Theologie daher Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Den »unheilvollen Einfluß« des theologischen, ja des religiösen Denkens im Leben der Individuen wie im Leben der Völker, in den Köpfen der Regenten und Philosophen wie in den Köpfen des gewöhnlichen Menschen und der großen Masse wollte er brechen; deshalb gedachte er dem Buche ursprünglich auch den Titel zu geben: »Ein Beitrag zur Kritik der einen Vernunft«. Der Mensch und das Menschliche ist ihm das Maß auch für das Religiöse und Ethische: Gut ist, was dem Menschen gemäß ist; schlecht, verwerflich, was ihm widerspricht. Heilig sind ihm

die ethischen Verhältnisse nur, weil und sofern sie Selbstbejahungen, Befriedigungen des menschlichen Wesens sind ... Ein Standpunkt, der sich offensichtlich mit der Goethischen Lebensphilosophie berührt, weil sie gleich ihr dem lähmenden Dualismus mit heiterer Tapferkeit entgegenwirkt, der aber, zumal für ein schwaches Geschlecht, seine offen zutage liegenden Gefahren hat, weil er einer Selbstgenügsamkeit Vorschub leistet, die sich allzu leicht mit ihrem Zustande begnügt und sich allzusehr an das Greif- und Tastbare hält.

Die Darstellung der russischen Literatur, wie sie bisher bei uns betrieben wurde, hat uns nicht anspruchsvoll gemacht. Ein mäßiger Schriftsteller, der bei Gelegenheit einer Zarenkrönung ein paarmal in Moskau und Petersburg gewesen war und den Stoff für einen Essaybang heimbrachte, galt uns schon für einen Sachkenner. Von dem tüchtigen, aber doch etwas akademisch geratenen Buche Prof. Alex. Brückners abgesehen, hatten wir kaum eins, das als zusammenhängende, aus den Quellen geschöpfte Geschichte der russischen Literatur gelten konnte. Jetzt hat Arthur Luther, ein in Moskau geborener und erzogener Deutscher, der sich von früh auf planmäßig mit der einheimischen Literatur beschäftigt und sie an der Universität Moskau in enger Verbindung mit verwandten Zweigen der russischen Volks- und Kulturkunde studiert hat, die Lücke ausgefüllt. Im Bibliographischen Institut zu Leipzig gibt es seit kurzem eine einbändige »Geschichte der russischen Literatur« von ihm, die sich würdig an die Seite der dort früher erschienenen Einzeldarstellungen der Weltliteraturen stellen darf. Auch sie ruht auf sicherem wissenschaftlichem Grunde, ist darstellend und volkstümlich gehalten und veranschaulicht den Stoff durch Wiedergaben zeitgenössischer Bildnisse, Zeichnungen der Dichter, Handschriften- und Buchillustrationen, denen auch die (zumal für das byzantinische Zeitalter so kennzeichnende) Farbe nicht fehlt.

Wir alle kennen mancherlei Einzelnes aus der russischen Literatur; recht lebendig kann es uns aber erst werden, wenn es ein Kenner wie Luther aus der landschaftlichen und politischen Herkunft erklärt und es im Gefüge der Gesamtentwicklung betrachtet. Ja, es ist eine Eigentümlichkeit der russischen Literaturgeschichte, die in ihrem lehrhaften und erzieherischen Gehalt begründet liegt, daß hier die allgemeinen kulturellen, sozialen und politischen Verhältnisse stärker berücksichtigt werden müssen als bei den westeuropäischen Völkern. Aber auch selbständiger, bodenwüchsiger und eigenwertiger ist diese Literatur, als es uns bisher scheinen wollte. Um das zu erweisen und zugleich den breiten tragfähigen Unterbau für seine Darstellung zu gewinnen, hat Luther die ältere Zeit bis auf Peter den Großen ausführlicher dargestellt, als es bisher bei uns für nötig erachtet wurde, und — wofür wir ihm besonders dankbar sind — der reichen und eigenartigen russischen Volksdichtung besondere Liebe zugewendet. Doch fürchte man keine bloß rückgewandte Geschichte des Gewesenen und Vergangenen! Luther geht weit über die letzte Revolution von 1917 hinaus, bis in unsre Tage. Das konnte freilich nur mit dem Mut subjektiver Auswahl und eigenverantwortlicher Scheidung zwischen Flüchtigem und Dauerhaftem geschehen. Für den deutschen Leser aber wird das aus dem Chaos der bolschewistischen Literatur Herausgehobene völlig genügen, sowohl für die Kenntnis der Strömungen wie der einzelnen literarischen Köpfe. Ehrlich gestanden: mit Gorki, Tschechow und Andrejew hörten eigentlich unsre geklärten Vorstellungen von der neueren russischen Literatur auf. Schon was uns Luther von den literarischen »Sturmvögeln der Revolution«, zu denen allerdings auffallend viele Juden zählen, berichtet und in Proben vorführt, ist für uns neu und überraschend aufschlußreich. Dann folgen noch die Gruppen der Dekadenten und Symbolisten, unter ihnen Iofanow, Balmont, Briusow, Solowjow und Mereschkowskij, von dem wir eigentlich nur de Leonardo kennen, der »Modernen« zwischen den beiden Revolutionen, unter ihnen als Führer Alex. Block (Revolutionsdichtung »Die Zwölf«) und Andrej Belyi (»Die silberne Taube«; »Petersburg«), der Realisten und Futuristen mit Ossip Dymow, Artybaschew und Alexej Nikolajewitsch Tolstoj, einem entfernten Verwandten des großen Leo, sowie endlich die Bolschewisten, die sich aber keineswegs dem politischen Zwange gefangengeben, sondern ihm oft geradezu mit einer entschiedenen Abkehr von aller Politik und einer leidenschaftlichen Hingabe an rein psychologische, ästhetische, religiöse und ethische Fragen antworten. Namen wie Jesenin, Panin und Pilniak sind auch aus deren Reihen wohl an unser Ohr gedrungen; doch hier erst füllt sich der bloße Klang mit Inhalt und Begriffen, dank den Proben und Selbstbekenntnissen, die uns aus den Hauptschriften mitgeteilt werden, aber auch dank der weisen Beschränkung auf das Wichtige und Bezeichnende, die sich der Verfasser auferlegt.

Als eine willkommene, hauptsächlich das ästhetische Moment betonende Ergänzung zu Luthers Gesamtdarstellung soll auch ferner das hier schon besprochene Buch von A. Eliasberg: »Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts« (München, Beck) nicht vergessen sein.

Sehr überlegt und geschickt ist das Bibliographische Institut darin verfahren, daß es den

Verfasser seiner Russischen Literaturgeschichte zugleich auch mit der Herausgabe der Werke russischer Dichter und Denker im Rahmen von Meyers Klassiker-Ausgaben betraut hat. So haben wir dort in hübschen gediegenen grünen Leinenbänden schon jetzt, außer dem durch eine Geschichte des russischen Dramas eingeleiteten Sammelbande »Meisterwerke der russischen Bühne« (Gribojedow, Ostrowskij, Pisemskij, Tschechow) und den biographisch zusammengestellten Tagebuchblättern und Briefen Leo Tolstojs (»Ein Leben in Selbstbekenntnissen«): Gogols Werke in zwei Bänden, Lermontows Werke in einem Bande, Puschkins Werke in zwei Bänden, jede Ausgabe eingeleitet durch eine Abhandlung des Herausgebers über Leben und Schaffen des Dichters und erläutert durch zuverlässige, hier oft ganz unentbehrliche Anmerkungen. Besonders geglückt scheint mir die Auswahl aus Turgenews Novellen, die Luther auch übersetzt hat. In diesem einen Bande finden wir das Schönste, man möchte sagen Unvergängliche von Turgenew beisammen: den »Frühlingsmorgen«, »Asja«, die Brieferzählung »Faust«, den »Triumphgesang der Liebe«, »Mumu«, den »Hund« und »Die Uhr«, jene Erzählung eines alten Mannes, die unsre deutschen Meisternovellisten Heyse und Storm so hoch schätzten.

Will man wieder mal den echten, durch keine Lehrhaftigkeit und keine tiefere tragische Problematik belasteten russischen Erzählerton hören, so muß man sich an Wladimir Korolenko, den großen Erzähler der achtziger Jahre, halten. In einer Zeit allgemeiner Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit lehrte er seine Zeitgenossen wieder das Leben lieben, und durch seine Güte, seine reine Menschlichkeit gewann er aller Herzen. Seinen Roman »Der seltsame Mensch«, mit zeichnerischem Buchschmuck von Karl Holtz ausgestattet, hat Dr. Frz. Werner Schmidt in die bei Franz Schneider in Berlin erscheinende Bücherreihe »Der gute Schmöker« aufgenommen, womit ihm auch schon äußerlich das zutreffende Zeugnis ausgestellt wird, daß hier ein noch heute fesselnder Erzähler das Wort führt. F. D.

Verschiedenes

Die religiöse Erziehung in Haus und Schule. Von Friedrich Niebergall (Aus Natur und Geisteswelt; Leipzig, Teubner). — Hier wird in kundiger und praktischer Weise dargelegt, wie man heute in Haus und Schule im Geist der christlichen Religion erziehen kann, um den Grund zu persönlichem und gemeinschaftlichem Leben zu legen. Man braucht den theologischen Standpunkt des Verfassers nicht zu teilen, und wird doch eine Fülle wertvoller Anregungen aus seiner Schrift gewinnen, denn hier werden nur erreichbare Ziele auf leicht gangbaren Wegen verfolgt. Eltern, namentlich aber Religionslehrer werden sich des Büchleins mit Nutzen bedienen.

*

Auch leichte Ware muß es geben, wie auf dem Markt, so in der Literatur, wenn sie nur echt ist. Wer sie sucht, für eine müßige Stunde, unter einem schattigen Baum oder auf sonnbeschienener Wiese, der stecke das Geschichtenbüchlein »Steinacher Leut« von Ferdinand Mallinger zu sich (Gelbrote Bücher aus dem Verlag von Reuß & Itta in Konstanz). Da findet er aus alten lieben Witzen und Anekdoten badische Kleinstadtgeschichten gemünzt, und Bert Iho hat drollige Zeichnungen auf das leichte Metall geprägt, damit doch auch das Auge etwas habe, wenn der Geist allzu hurtig über das Papier hüpft.

*

Der Lichtkreis nennt sich eine kleine vorzüglich gedruckte Sammlung literarhistorischer Essays (Berlin-Großlichterfelde, Edw. Runge). Die Kassette enthält: »Kleists tragischer Untergang« von Franz Servaes; »E. T. A. Hoffmanns Gespensterspiel« von K. Escher; »Grabbes doppeltes Gesicht« von M. Georg; »Strindbergs Kindheit« von Karl Strecker — leichtbeschwingte Arbeiten, denen die hübschen im Format der Inselbücherei gehaltenen Pappbändchen gut zu Gesicht stehen.

*

Clemens Brentanos Märchen vom Rhein, die die sprichwörtliche Romantik des Stromes literarisch entdeckt und zum erstenmal verkündet haben, sind in neuer geschmackvoller Ausgabe bei Erich Reiß in Berlin erschienen. Felix Meseck hat Federzeichnungen dazu geliefert, die der Phantastik, Lieblichkeit, Innigkeit und Schlichtheit dieser besten unsrer Kunstmärchen nichts schuldig bleiben, auch wo sie sich nur in sparsamen Umrissen bewegen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

ERSTKLASSIGE ERZEUGNISSE

Ica
Cameras
Photobedarf

PREISLISTEN KOSTENLOS

Ica Aktiengesellschaft Dresden 70



Mystikum Taschen-puder
mit Quaste, für die Tasche der Dame. Der praktische Puder für Theater, Gesellschaft usw., fein parfümiert. Preis M. 1,—





Trisena Eau de Cologne
Würzig herbe Eau de Cologne. Für das Taschentuch, das Wasch- und Badewasser. Flaschen M. 3,—, 4,80, 7,20, 12,— und größer



Rasierwasser Scherk
Erfrischt die Haut nach dem Rasieren. Beseitigt das Brennen und Spannen. Desinfiziert die Haut und fördert ihre Gesundheit. Preis M. 1,20



Cold Cream Scherk
Der beste Fettcreme für trockene und spröde Haut. Vorzüglich zur Massage, zur Babypflege, für Sport. Töpfe M. -,80, 1,50, 2,50, 4,50

Aus Bädern und Kurorten



Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.

8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Haut- und Frauenkrankheiten. **Kriegsverletzungen.** Konzert, Gesellschafts-Abende, Theater, Spielplätze usw. — **Kurzeit: Mai bis Oktober.** — Versand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigsquelle des „Warmbrunner Brunnenversand".

Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Morfium

Cocain. — Diskrete langsame Entwöhnung ohne Berufsstörung. Schriftl. Anfragen an

Dr. med. Dientz
Boppard a. Rh. 114.

WESTERLAND auf SYLT

Nordseebad

Von unerreichter Heilkraft und geschützter Meeresbrandung. — Man verlange Prospekte in den Reisebüros oder von der Städtischen Badeverwaltung.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung)

Ritter, Dr.: Festschrift zum 25jährigen Bestehen der hamburgischen Heilstätte Edmundsthal-Siemerswalde in Geesthacht. In Verbindung mit den Ärzten und Angestellten der Heilstätte herausgegeben von deren leitendem Arzt. Hamburg, Selbstverlag der Heilstätte.

Rothmund, Toni: Heilige Grausamkeit. Roman. Geh. 2,50 Gm., geb. 4,— Gm. Leipzig, Ernst Oldenbourg.

Schubin, Ossip: Der Rosenkavalier-Roman. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann.

Seidenfaden, Theodor: Das Spiel vom Christophorus. Ein deutsches Volksspiel in vier Vorgängen. Broschiert 1,25 Gm. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

Soblik, Paul: Das neue lustige Vortragsbuch. Sechzig heitere und ernste Original-Vorträge des Vortragsmeisters. Leipzig, Xenien-Verlag.

Schierke am Brocken (650 m)

Der alpine Luftkurort im Harz!
Sommer- und Wintersportplatz.
Prospekte durch die **Kurverwaltung.**
Telephon Nr. 50.

Aus Bädern und Kurorten



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung.)

Storm, Gertrud: Wie mein Vater Immensee erlebte. Mit einem Lebensbilde des Dichters und der Novelle. 1,60 Gm. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky.

Trautmann, Albert: Hümmlinger Skizzen. Zweite aus dem Nachlaß vermehrte Auflage. Papenburg, Heinrich Rohr.

Übe, F. Rudolf: Deutsche Bauernmöbel. Der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler dreiundzwanzigster Band. In Ganzleinen geb. 9,— Gm. Berlin, Richard Karl Schmidt.

Ullrich, Dr. Herm.: Defoes Robinson Crusoe. Broschiert 3,—, geb. 4,—, in Bütten 7,— Gm. Leipzig, O. R. Reisland.

Wächter, Der: Monatsschrift für alle Zweige der Kultur. 1924. Heft 4. München, Parcus & Co.

Wehrlin, Artur: Kreuz und Quer. Erzählungen. Hamburg, Broschek & Co.

Weismantel, Leo: Das Volk ohne Fahne. Ein Spiel vom Untergang und der Auferstehung eines Volkes. II. Teil: Die Kommstunde. Brosch. 1,80 Gm., geb. 3 Gm. Frankfurt a. M., Bühnenvolksbund.

Widmann, Joseph Viktor: Rektor Muslin in Italien. Erzählung. Basel, Leipzig, Rheinverlag.



Besucherzahl 1911: 47041
Seewege üb. Bremen/Bremerhaven od. Hamburg/Cuxhaven u. Helgoland
Direkte Schnellzugs- und Dampferveroindung Norddei: h–Noiderney
Auskunft und Führer durch die Bade-Verwaltung

Gicht Bei **Rheumatismus, Ischias, Frauenleiden** Kurzeit: April bis Oktober
hervorragend bewährt seit über 50 Jahren
Eisenmoorbad
Bad Schmiedeberg, Bezirk Halle
Bahn Wittenberg–Eilenburg. .... Herrliche Waldgegend.
Großes Kurhaus mit Versammlungsräumen für Kongresse usw.
Prospekt 57 gegen Rückporto durch die Städtische Badeverwaltung.

DAS SAGT DER ARZT:

Das Liboriuswasser hat eine vorzügliche diuretische Wirkung und ist besonders für Nierenkranke (Nierenentzündung, Nierengrieß, Nierensteine, eitrige Nierenbeckenentzündung) sowie für Blasenleidende zu empfehlen. Ferner ist es bei Harnträgheit älterer Leute von vorzüglicher Wirkung.

Die Heilkraft des Lippspringer Wassers bei Lungenleiden ist zur Genüge bekannt. Wegen seines Gehalts an Lithion ist es auch bei Gicht u. Rheumatismus zu empfehlen.

Ein besonderer Vorzug des Liboriuswassers ist noch, daß es sehr bekömmlich ist und den Magen in keiner Weise belästigt, im Gegenteil die Magentätigkeit anregt.

Die Wirkung des Liboriuswassers bei Nierenleiden konnte ich an mir selbst feststellen. Ich trinke es seit einem Jahre und fühle mich sehr wohl dabei. Dr. S.

NUR LIBORIUS-HEILQUELLE ZUR HAUSKUR

gegen Stoffwechselkrankheiten, Nieren-, Blasen-, Steinleiden, Magen- u. Darmstörungen, Lungenleiden.

ARMINIUS-QUELLE gegen Erkrankungen d. Atmungsorgane, Bronchitis, Asthma; Exsudate.

Hunderttausende fanden Erfolg. Machen Sie auch den Versuch!

Bestellungen an die Verwaltung der LIBORIUS-Heilquelle, Bad Lippspringe 2.

TAGESKURKOSTEN NUR 25–30 PF., CHRONISCH KRANKEN ERMÄSSIGUNG.

Aus Bädern und Kurorten

ST. MORITZ-BAD

Ober-Engadin
Schweiz

1800 m ü. M. Das hochalpine 1800 m ü. M.
kohlensaure Stahl- u. Moorbad / Herrl. Kurort
Besteinger. Bade-Etablissem. Auto-Garage,
Tennis, Golf, Orchester. — Mäßige Preise.
Prosp. gratis u. franko durch die Bade-Hotels:
Kurhaus / Du Lac / Stahlbad / Viktoria

Saison v. Anfang Juni
bis Ende September

Engadin **Schweiz**

TARASP UND VULPERA

1250 m / Das bedeutendste Bad der Schweiz / 20. Mai bis 20. September

Weltbekannte Mineralquellen in Verbind. mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- u. Tropenkrankheiten usw. Sommersport. Golf links. Der ideale Sommerkurort. Prospekt Nr. 12 bereitwilligst durch

Badeverwaltung Kurhaus Tarasp u. Verkehrsbureau Vulpera.

Wengen
(Berner Oberland)

Palace Hotel u. National
Das führende Haus im Jungfrau-Gebiet. Wundervoll gelegen inmitten großer Park- und Waldanlagen. Eigene Tennisplätze und Trainer. Orchester. **Fr. Borter, Bes.**

Bad Brückenau Stadt

Höhenluftkurort, Quellen und Bäder

Hotel Bayerischer Hof (Post)

Bei längerem Aufenthalt günstige Pension-Arrangements. Eigene Landwirtschaft, Jagd und Forellenfischerei. Auskunft durch den Besitzer **M. Vaitl.**

Stadt Brückenau

(bayerisches Rhöngebirge)

Schwefel- und Stahlbad „Silberner Sprudel"
Bade- und Trinkkuren, elektrische und Moorbäder. Vorzügliche Heilerfolge **bei Gicht, chronischem Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden**

Städtische Mineralquelle (erdig-sulvatischer Eisensäuerling). Hervorragende Wirkung bei Stoffwechselkrankheiten, Gallensteinleiden, Erkrankungen der Atmungs-Organe, chronischer Darmträgheit

Höhenluftkurort (Mittelgebirgsklima). Große Laub- u. Nadelwälder. Kurzeit April bis September. 4 Badeärzte. Prospekte durch den Kurverein

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Wieser, Sebastian: Das Passionsspiel der Freiburger Zünfte. Frankfurt a M., Verlag des Bühnenvolksbundes

Wieser, Max: Der sentimentale Mensch. Eine Seelen- und Geistesgeschichte der vorklassischen Zeit. Die Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrh. In Halb.einen geb. 8.— Gm. Gotha und Stuttgart, F. A. Perthes.

Die blütenselige märchenhafte Schönheit der Riviera

umgibt uns bei der Lektüre des reizvollen Reisebuches:

Die Riviera

Reisebilder von
Fr. Christiansen

Mit 200 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers

In Halbleinen 8,30 Goldm.

Verlag von
Georg Westermann
Braunschweig

Bilder von unvergleichlicher Sonnenpracht

Friedrichroda

Thür. Wald, 430—710 m über Meer.

Beliebtester Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Alle hygienischen Einrichtungen.
Prospekt: **Städt. Kurverwaltung.**

[redacted]us Bädern und Kurorten

Oberhof ✤ Der alpine Luftkurort im Thüringer Wald (825 m)
Golf- und Tennis-Sport
D-Zug: Berlin — Kissingen — Stuttgart — Mailand.
Prosp. u. Auskunft durch d. Kurverwaltung. Tel. 4.



Beste Kurerfolge

Sanit.-Rat Dr. Bielings
Waldsanatorium
TANNENHOF
Friedrichroda i. Thür.
für klinische Behandlung von Nerven-, Herz-, Magen-, Stoffwechselkrankheiten,
— Rekonvaleszenten. —

Weißer Hirsch · Dresden
200 m ü. M.
Beliebtester klimatischer Kurort Sachsens auf den Elbhöhen unmittelbar a. d. Dresdner Heide
1923 über 14000 Kurgäste
Werbeschrift in allen größeren Reise- und Verkehrsbüros. Auskunft und Wohnungsnachweis: **Städt. Kurverwaltung Weißer Hirsch, Dresden.**

Die Neue Geographie
Das soeben erscheinende Sommerheft steht im Zeichen des
Nordischen Gedankens
Ewald Banse
entwickelt in dem Artikel „Entdeckung und Forschung" eine ganz neue Ansicht von d r Entdeckungsgeschichte der Länder und Meere.
Jedes Heft Gm. —,50
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Georg Westermann / Braunschweig



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 33
Freie Höhenlage. Vorzügl. Kureinrichtungen. Individ. Behandlung. Seelische Beeinflussung. Beste diätetische Pflege. Behandlung von Nerven- und allen Organleiden, Korpulenz, Magerkeit, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Lähmungen, Ausschlägen usw. Abhärtu ngs- und Stoffwechselkuren. Ausführlicher Prospekt. Telephon 2150. Chefarzt: **Dr. Loebell.**

Schroth Kuren Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Blutdruckerhöhung · Arteriosklerose · Asthma
chronische Katarrhe · Drüsen-Erkrankungen
Kropf- und Frauenkrankheiten
Jodbad Sulzbrunn / Allgäu
875 m ü. d. M. / Stärkste aller reinen Jodquellen
Neufassung 1923/24
Bahnstation Linie Kempten — Reutte — Garmisch. Badearzt ständig am Platze. — Prospekt durch die Badeverwaltung.

Stimmkrankheiten
Katarrhe und Heiserkeit
sind oft nichts weiter, als die Folge stimmfalschen Sprechens
◆
Jeder, der viel zu sprechen hat, lese daher das von der Kritik glänzend gewürdigte Buch:
Stimmgesundes Sprechen und Singen
durch Selbstunterricht
Von Heinrich Reverey
In Halbleinen 2,70 Gm.
Verlag Georg Westermann
Braunschweig / Hamburg

Eine ausgewählte Sammlung von über 700 Wettersprüchen ◆
Robert Walter
Wettersprüche
Georg Westermann, Braunschweig
Ein Büchlein voll Eigenart und Volkshumor
Geb. 1,30 Goldm. ◆

Der moderne Führer
durch die Literatur aller Zeiten und Völker, aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das soeben erschienene „Handbuch der Literaturwissenschaft" herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit ca.
3000 Bildern in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Jede Lieferung nur Goldmark **2.20**
Man verlange Ansichtssendung Nr. 19b.
ARTIBUS et LITERIS, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., **POTSDAM.**

Wo wohne ich während der Reise?

Krummhübel im Riesengebirge

Hotel-Pension „Waidmannsheil“ mit Dependence

Haus ersten Ranges. Abseits der Heeresstraße staubfrei im eigenen Park gelegen. Herrlichste Lage mit Aussicht nach dem Tal und Hochgebirge. Ausgangspunkt der schönsten Fuß- und Wagentouren. Pension 6,—, 7,— und 8 Goldm. Nähere Auskunft gegen Rückmarke erteilt der Besitzer **Alfred Jobst.** Fernruf 31.

Alpenhotel Bödele

1140 m ü. M. Stat. Dornbirn, Vorarlberg

Das Äquivalent für Engadin und Berner Oberland. — Prospekte und Auskunft durch die **Direktion W. Dreiss.**

Park-Hotel Sanssouci

Oberhof i. Thür.

Paul Hohmann

Telephon 1. Telegramme: Sanssouci.

Sanatorium Lindenbrunn

bei Coppenbrügge, Kreis Hameln (Weser)

in herrl. Wald- u. Gebirgslage. Schwefelbäder eig. Quellen. 7—9 M. inkl. voller Pension und Kur. Prosp. **Dr. Netter.**

Cassel-Wilhelmshöhe

Kurhaus Dr. Rohrbach

(früher Dr. Wiederholds Kuranstalt)

Anst. f. phys.-diät. Heilmethod., Psychotherapie, Radiumbestrahl. (bes. bei Basedow), Trinkkuren aller Art. Heilgymn. u. Massage. Jahresbetrieb. Prosp. frei.

Dresden

Töchterheim Gertrud Suckow

Gartenvilla Bendemannstraße 9

Wissenschaften und praktische Fächer. Prosp. und Refer. durch d. Vorsteherin.

Fernruf 45707.

Nordsee-Sanatorium

in den Dünen von Sankt Peter (bei Husum)

für Erwachsene u. Kinder ohne Begleitg. Einzelhäuser, Blockhäuser für Familien. Frau **Dr. Felten-Stoltzenberg**, Ärztin, **Dr. Felten**, Arzt.

Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Kath. Familienpensionat

Geschw. Klasberg, Beckum i. W.

bietet Töchtern guter Kreise Gelegenheit z. gründl. Ausbild. i. gesamt. Hauswesen. Angen. Aufenth. Wenige jg. M. Eig. Villa mit ca. 2 Morgen groß. Obst- u. Gemüsegarten. Beste Verpfl. Ia Ref. Näh. Prosp.

Pädagogium

Neuenheim-Heidelberg

Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen. **Sexta-Reifeprüfg.** Reife für Ober II u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

Thale / Harz

Töchterheim Lohmann

Allseitige gründliche Fortbildung. Beste Verpflegung. Schöne Waldlage. Prosp.

Görlitz Schles.

Töchterheim Nithack-Fahr

Gründliche hauswirtschaftl. Ausbildung nebst ernster wissenschaftl. Fortbildung. Kleine Schülerinnenzahl. Beste Küche. Prospekt. **H. Fahr.** ADT

Institut Weiß

Staatl. beaufs., gegr. 1874

Weimar

Hausw., gewerbl. u. wissensch. Ausbild. Groß. Besitz mit Park. Satzungen durch **Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.**

Sonnenblick

Zirndorf bei Nürnberg.

Deutschlands einzige Erziehg.- u. Unterr.-Anstalt m. Ferienheim für **tiefenpsychol.** Behandlung intell., begabter, **eigenart.**, nervös., **schwer erziehbarer** (nicht abnormer), schulmüd. und **erholungsbed. Kinder** u. Jugendl. Vollpens. tägl. 5 Gm.

Reformschule Schloß Kirchberg / Jagst

Landerziehungsheim

Herrliche Lage. 400 m ü. M. Sexta bis Prima. Gediegener Unterricht, körperliche Ertüchtigung, gute Verpflegung.

Praktische u. theoretische Vorbereitung für die überseeische u. heimische Landwirtschaft

Deutsche Kolonialschule

Kolonialhochschule

Witzenhausen an der Werra

Semesterbeginn Ostern u. Herbst. Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) geg. Einsend. v. 50 Pf.

Landerziehungsheim Bad Liebenstein S.-M.

Realschule, Unterr. nach bewährt. pädag. Grunds., **sorgf. Erziehg., liebev. Familienleben,** individ. Behandl., Erziehg. zu freiw. Gehors., Selbsttätigk., gern geübte Pflichterfüllung, sachgem. Arbeitsstdn., Handfertigkeitsunterr. Heilbäder. **Dr. Claus.**

Technikum Mittweida

Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i/S.

Ingenieurschule

Technikum Altenburg Sa.-A.

m. b. H. **(Staatskommissar)**

Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau

Preiswerte Verpflegung im Studierendenkasino

Sem.-Beg.: April und Oktober

Programm auf Wunsch

Trüpers Erziehungsheime

mit Jugendsanatorium / Jena-Sophienhöhe

1890 gegr. als heilpädagog. Anstalten für **Knaben und Mädchen,** die besonderer Schulung oder individ. Pflege u. Erziehung bedürfen. Gesunde Lage. Familiäres Leben. **Reformschule** bis Prima mit klein. Klassen (4—15 Schüler), Arbeitsschule. Werkunterr., Garten- u. Landarbeiten. Bergwanderungen, Sport, Turnen u. Gymn.

Illustrierte Prospekte.

Die Anzeigenspalten der Westermanns Monatshefte empfehle ich den verehrl. Lesern zur gef. Beachtung und bitte bei Bestellungen auf meine Monatshefte **Bezug zu nehmen!**

Aus Bädern und Kurorten

Frühling im deutschen Süden

Berchtesgaden

mit dem Königssee

weltberühmtes, gesundes alpines Klima

Infolge seiner verschiedenen Höhenlage von 600 bis 1100 m für Erholungsbedürftige ganz besonders geeignet. Auskunft und Werbeschriften durch den Fremdenverkehrsverein Berchtesgaden und Umgebung.

Das **Kaiserin Auguste Viktoria-Kurhaus und Grand-Hotel**
Berchtesgadens vornehmste u. schönstgel. Gaststätte / Fernr. 6 u 279 / Draht- u. Briefanschr.: „Kurhaus“ / Ausk. d. d. Hotelabtlg.

Obersalzberg b. Berchtesgaden
Princessin Adalbert Marinegenesungsheim / Abt. Kurhotel Antenberg
Einzig. Haus 1. Ranges i. 1000 m ü. d. M. auf d. Obersalzberg. Glänz. Sport- u. Kurmöglichkeit. Vornehm. Familienhotel auch f. gut. Priv.-Publik. d. ganz. Jahr geöffnet, eleg. Gesellsch,-Räume, eigene Landwirtschaft. Auskünfte für das Privatpublikum durch die Leitung Telefon 25.

Pension Parkhotel Schifferlehen Das vornehme Haus mit allem Comf., Südseite, Liegebalk., in Höhenlage, Waldnähe. Pens.-Preis v. M. 6,50–8, Telefon 111.

Haus Geiger Pension in bevorzugter freier Südlage mit großem Garten / Autogaragen / Fernsprecher 26 / Besitzer F. Geiger.

Leubner's Hotel und Villa Auguste / Schloß Gmundberg
Vorn. Hotel-Pension. Appartem. m. Bädern, fließ kalt. u. warm. Wass. Tel. 124. **Ch. Leubner,** fr. Leubners Grand-Hotel Mentone

Hintersee Hotel Post u. Gemsbock Pens. 6 u. 7 M. Autoverb. z. jed. Zuge. Ein-u. Zweispänner sow. Mietauto i. H./Autogar./See- u. Wannenb. **J. Weiss.**

Haus Hindenburg gemutliches Gasteheim, ideal. Erholungsaufenthalt. In freier sonn. Höhenl. direkt am Wald gelegen. Telefon 140. Inhaber: Geschw. Boller.

Landhaus Schönsicht Vornehme Familienpension mit allem Komf., Südseite, Liegebalkon, Tel. 256. Preis Mk. 7.— bis 9.— p. Tag bei bester Verpflegung.

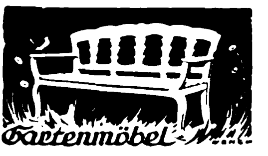
Hotel u. Pension Panorama, Schönau
Solebäder, eigenes Fuhrwerk. Telefon 80. Bes. Georg Flock.

Pens. Villa Bergheim Gmundbrücke, Haus 1. R. Frdl. sonn. Balkonz. Freie Aussicht a. d. Berge. Anerk. gute Küche. Jahresbetrieb. Tel 113.

Ramsau Gasthof und Pension zur Wimbachklamm. Angenehmer Aufenthalt, Telefon 63, Prospekte durch den Besitzer H. Engljähringer.

Ramsau Gasthof Hochkalter, Haltestelle der Autolinie. Erstkl. Küche. Eigene Schlächterei. Telefon 83. Günstige Preisarrangements. Neuer Besitzer: **J. Herkommer.**

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde 5
Spezial-Fabrik für



in Holz nach künstlerischen Entwürfen

In 1 Stunde

lernt jeder, auch wer noch nie **Klavier** gespielt hat, **auswendig** (frei von Noten) jede Melodie in der ersten Tonart begleiten. 2. Notenspieler behalten jedes Notenstück auswendig. Prosp. gratis. **Dr. Barlen, Mülheim-Ruhr B 9.** (Nr. 2 auch für jeden Klavierlehrer **sehr** lohnend.)

Sommersprossen!

Ein einfaches, wunderbares Mittel teile gern jedem kostenlos mit. **Frau M. Poloni, Hannover O 208** Edenstraße 30 A.

Füllfederhalter Marke „Omega“
Orig: KAWECO-Fabrikat
m. gar. echt 14 kar. Goldfeder
Der beste Sicherheits-Füllhalter!
Stets schreibfertig!
Garantie f. jed. Stück!

OMEGA Nr.	650	651	652	653
Goldfedergrösse	1	2	3	4
Preis Goldmk.	8,—	9,—	10,—	11,—

Postfrei gegen Voreinsdg. d. Betrages a. Postscheckkto Köln 95948
***Willy Löhr, B.-Gladbach b. Köln** Rommerscheid 40 b*
Bei Sammelbestellungen von 12 Füllhaltern 1 Stück gratis

Besser als Yohimbin

allein wirkt **Organophat**

Sehr kräftigend! **Von wohltuender Anregung!**

30	60	125	250	Portionen.
4,—	7,50	14,—	26,—	Goldmark.

Versand an Private **nur** durch die **Löwen-Apotheke in Hannover 5.**

Durch Erziehungsheilung frei von
Stottern und Seelenkonflikten.
Glänzende Ergebnisse durch **D. Bartsch, Sinstorf 5,** Bez. Hamburg.

Ein neuer Roman vom Verfasser des Gottfried Kämpfer

Soeben erschien

Verjagtes Volk

Eine Thüringer Waldtragödie von

Herm. Anders Krüger

Kartoniert 4 Goldmark ∞ In Ganzleinen 5 Goldmark

Den verzweifelten Kampf einer kleinen thüringischen Dorfgemeinde, deren elf Häuschen ihr Herzog, seiner Jagd und seinem Wild zuliebe, vom Erdboden verschwinden lassen will, schildert diese in straffem Aufbau und gedrängtem Stil erzählte Tragödie — einen Kampf, in dem Leidenschaft und Heimatliebe ungeahnte Kräfte entfesseln. Eine Reihe prachtvoller Gestalten unter diesen Waldbauern, mit einer wundervollen Plastik und lebenswarmen Unmittelbarkeit gezeichnet

Das Buch reiht sich den früheren Schöpfungen des Dichters würdig an

Von demselben Verfasser sind bereits früher erschienen:

Gottfried Kämpfer — Ein herrnhutischer Bubenroman. In Halbleinen Goldmark 7,80

Kaspar Krumbholz — Roman. In Halbleinen Goldmark 7,80

Sohn und Vater — Eine Jugendrechenschaft. In Halbleinen Goldmark 6,80

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

DEUTSCHE VERLEGER

„Versenkt man sich mit ein wenig Sorgfalt in die verschiedenen Typen der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, so ergeht es einem ähnlich, wie bei der Betrachtung der altdeutschen Gemälde, Schnitzaltäre usw. Das an die Renaissance gewöhnte Auge empfindet die deutschgotische Kunst zunächst als barbarisch, neigt dazu, das Ungewohnte für ungekonnt und „naiv“ zu halten, bis eines Tages die Schuppen von den Augen fallen, das innere Gesicht hell wird und die Bilder eine solche Gewalt über uns gewinnen, daß alles Fremde dagegen (wenigstens zunächst) zurücktritt.

Wir erobern eine neue Welt,

und das ist um so erregender, als wir Schritt um Schritt merken, daß es recht eigentlich unsere Welt ist und daß unser eigenes Leben sich darin erfüllt hat. Ich bin der Überzeugung: nachdem wir die romanische u. gotische Kunst wieder sehen (nicht nur kunsthistorisch betrachten) gelernt haben, nachdem wir allmählich ahnungsvoll die mittelalterliche Dichtung hören (nicht nur philologisch bearbeiten) lernen, werden wir bald auch unsere mittelalterliche Geschichtsschreibung verstehen (nicht nur als Quellenmaterial benutzen) lernen. Ich möchte hier über die gelehrten Kreise hinaus um Beschäftigung mit der alten deutschen Geschichtsschreibung werben.“

So schreibt Wilhelm Stapel im Januarheft des Deutschen Volkstums in einem längeren Aufsatz über die Sammlung

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit

Insbesondere empfehle ich:

Gotenkrieg. Von Prokop. Übersetzt von Coste. 3. Auflage .... Gm. 8.—

10 Bücher fränkischer Geschichte. Von Gregor von Tours. Übersetzt von Hellmann. 3 Bde. 4. Auflage .... Gm. 26.—

Leben des heiligen Bonifazius. Von Wilibald. 3. Auflage .... Gm. 4.50

Kaiser Karls Leben. Von Einhard. Übersetzt von O. Abel u. M. Tangl. 4. Aufl. Gm. 3.50

Notker der Stammler über die Taten Karls des Großen. Übersetzt von W. Wattenbach. 5. Auflage .... Gm. 5.—

Widukinds Sächsische Geschichten. Übersetzt v. R. Schottin u. W. Wattenbach. 2. Aufl. Gm. 6.–

Die Jahrbücher des Lambert von Hersfeld. Übersetzt von L. F. Hesse und W. Wattenbach. 4. Auflage.................. Gm. 11.—

Helmolds Chronik der Slaven. Übersetzt von B. Schmeidler. 3. Auflage .... Gm. 7.—

Taten Friedrichs (Barbarossa). Von Bischof Otto von Freising. Übersetzt von Horst Kohl .... Gm. 7.—

Das Leben Kaiser Heinrichs IV. Übersetzt von Ph. Jaffé und W. Wattenbach. 4. Auflage. Gm. 3.50

Leben des Bischofs Benno II. von Osnabrück. Von Norbert Abt von Iburg. Übersetzt von M. Tangl.................. Gm. 3.50

Das Register Innocenz' III. über die Reichsfrage 1198—1209. Übersetzt von G. Tangl. Gm. 9.—

Die Chronik des Minoriten Salimbene von Parma. Übersetzt von A. Doren. 2 Bände. Gm. 20.—, in Ganzpergament 50.—

Reizvolle Halbleinen-Geschenkbände mit farbenfreudigen Rückenschildchen und geschmackvollen Überzupapieren.

Verlag der Dykschen Buchhandlung in Leipzig

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

VERLAG DER DYKSCHEN BUCHHANDLUNG, LEIPZIG • ORELL FÜSSLI, ZÜRICH • F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG
HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG • GEORG WESTERMANN, BRAUNSCHWEIG UND HAMBURG
KÖSEL & PUSTET, KEMPTEN • VOLKSVEREINS-VERLAG G.M.B.H., M.-GLADBACH • BONZ & CO., STUTTGART
ERNST WASMUTH, BERLIN • J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF., STUTTGART UND BERLIN
HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN • DER KOMMENDE TAG A.-G. VERLAG, STUTTGART • FERD. HIRT, BRESLAU
BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG • ALFRED KRÖNER, LEIPZIG • N. G. ELWERT VERLAG, MARBURG
O. R. REISLAND, LEIPZIG • GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN • G. GROTE, VERLAG, BERLIN
OTTO REICHL, DARMSTADT • ALBERT LANGEN, MÜNCHEN • BÜHNENVOLKSBUND G. M. B. H., VERLAGSABTEILUNG FRANKFURT A. M. • BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES, HALLE A. D. S.
HINSTORFF'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, WISMAR • J. P. BACHEM, G. M. B. H., KÖLN



JULI 1924

Sommerlektüre!

Hans Morgenthaler

MATAHARI

Stimmungsbilder aus den malayisch-siamesischen Tropen. Mit 24 Originalzeichnungen 5.20, geb. 6.40 Gm.

*

IHR BERGE

Stimmungsbilder aus einem Bergsteiger-Tagebuch. Mit 33 Federzeichnungen des Verfassers. 2. Aufl. 2.80, gebunden 3.60 Gm.

... Da weiß er wie mit tausend Zungen zu reden und sich und uns zu erheben in die reine glückliche Sphäre der lichtumflossenen Höhen.
Österreichische Alpenzeitg.

*

Verlag ORELL FÜSSLI, Zürich.

Alte Reisen u. Abenteuer



Soeben zwei neue Bände erschienen:

Band 9 HERNANDO CORTES, *Die Eroberung von Mexiko*

Band 10 FRANCIS DRAKE, *Als Freibeuter in Spanisch-Amerika*

*

Früher erschienen:

Magalhães, Cook, Kolumbus, Schmidel, Egede u. a.

Jeder Band 160 Seiten mit etwa 30 Abbildungen und 2 Karten
In sich abgeschlossen und einzeln käuflich
Gebunden Gm. 2.50; in Ganzleinen Gm. 3 20
Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos!

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Ruhe und Erholung

Das freudige Herz. Heiteres und Nachdenkliches in Lied und Rede für Wandersleute jeglicher Art. Dargeboten von Ludwig Benninghoff. Mit vielen Bildern. Halbleinen Gm. 3.50

Ludwig Richters Tagebücher und Jahreshefte 1821—1883. Ausgewählt von Robert Walter. Mit zahlreichen Bildern im Text und auf Tafeln. Halbleinen Gm. 3.—

Uli der Pächter. Erzählung von Jeremias Gotthelf. Mit dem Bilde J. Gotthelfs. Halbleinen Gm. 5.—

Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Mit einem Vor- u. Nachwort von Bruno Golz. Halbleinen Gm. 3.—

Unterm Sparrenschild. Ein Thüringer Ritterroman von Ludovica Hesekiel. Halbleinen Gm. 3.—

Das Kajütenbuch. Erzählungen aus dem Unabhängigkeitskampf der Siedler in Texas gegen Mexico. Von Charles Sealsfield. Mit Buchschmuck von H. Raddatz. Halbleinen Gm. 3.—

Die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller Hexenprozesse, nach einer beschädigten Handschrift ihres Vaters, des Pastors Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom. Von Carl Meinhold. Mit einem Titelbild von Demetriades. Halbleinen Gm. 3.—

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg

Die Bücher deines Volkes

Herausgegeben von Werner Jansen

Die Märchen

Mit 5 farbigen und 20 Doppeltontafeln von Prof. Paul Hey-München

Die Volksbücher

Mit 5 farbigen und 20 Doppeltontafeln von Adolf Hoffe

Die Volkssagen

Mit 5 farbigen und 20 Doppeltontafeln von Prof. Paul Hey-München

Jeder Band in Ganzleinen-Prachtband
30 Goldmark

*

... Die Kinder werden entzückt sein, wenn man diesen Schatz in ihre Hände legt; aber noch innigere Freude werden die Alten haben, sofern sie Menschen sind mit der ewigen Jugend des Herzens. ... (Tägliche Rundschau)

Verlag Georg Westermann
Braunschweig und Hamburg



Eine Schatzkammer echter Überlieferung, ein Spiegel des geistigen Lebens der Zeit, ein Wegweiser in eine bessere Zukunft ist

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

1923/24 / Einundzwanzigster Jahrgang

Aus dem reichen Inhalt der letzten Hefte:

Die demokratische Idee als Kraft und Symbol

von Dr. Josef Aquilin Lettenbaur

Der Verfasser zeigt an Amerikas und Westeuropas Aufstieg und an Deutschlands Niedergang die staatsmännische Bedeutung des demokratischen Prinzips des Ausgleichs und der Ökonomie der Kräfte, das dem Befähigten den Aufstieg zur politischen Führerstellung ermöglicht.

Shelley / von Francis Thompson

Übersetzt von Theodor Haecker

Theodor Haecker, der Interpret Kirkegaards und Newmans, verdeutscht den berühmten Shelley-Essay von Francis Thompson, der aus einer Apologie des neuheidnischen Dichters hinauswächst zu einer glänzenden Schutzrede für die Dichtkunst vor dem Forum der Kirche. (Aprilheft 1924)

Echtes und falsches Großdeutschtum

von Dr. J. Räuscher

Räuscher geht davon aus, daß das außerhalb der Reichsgrenzen gelegene deutsche Sprachgebiet hauptsächlich von Katholiken bewohnt ist. Eine großdeutsche Politik darf also nicht mit den Mitteln des Kulturkampfes gemacht werden. Großdeutsches und katholisches Interesse gehen richtig verstanden zusammen. Ein katholischer Donaustaat würde nur eine weitere unheilvolle und nicht wieder gutzumachende Zersplitterung des deutschen Katholizismus und eine Preisgabe der katholischen Diaspora Norddeutschlands bedeuten. (Maiheft 1924.)

Die Psychologie von Bourgeois und Proletarier

von Dr. Paul Ernst

Paul Ernst, der Dramatiker und Novellist, weist hier als Soziologe Bourgeoisie und Proletariat als Erscheinungen, die sich gegenseitig bedingen, als Minderheiten, die keineswegs zusammen die Menschheit ausmachen.

Das bolschewistische Rußland

Gedanken und Bilder

von Dr. Fedor Stepun

Der Autor, genötigt, unter Lunatscharski, dem bolschewistischen „Kultus-Minister", für das Theaterwesen Moskaus zu arbeiten, entwirft aus der Erinnerung Bilder aus dem bolschewistischen Rußland von verblüffender Realistik. (Juniheft 1924.)

Friedrich Gottlieb Klopstock

von Professor Karl Muth

Der Herausgeber des Hochland läßt dem Dichter der Messiade, der sich heute wieder steigender Wertschätzung erfreut, anläßlich seines 200. Geburtstages eine eingehende Würdigung zuteil werden.

Der Doppelaffekt von Staunen und Ehrfurcht als Faktor der Kulturentwicklung

von Peter Wust

Ein Beitrag zur philosophischen Affektenlehre, der sich, der Wurzel des dialektischen Widerspiels von Glauben und Wissen in der menschlichen Geistesgeschichte nachgehend, zu einer metaphysischen Grundlegung der Geschichtsphilosophie weitet. (Juliheft 1924.)

Hochland ist die Zeitschrift der gebildeten Welt

Jedes Heft ist einzeln zum Preise von M. 1.20 erhältlich. Abonnements besorgen alle gut geleiteten Buchhandlungen, auch der

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K. G. München

Verlagsabteilung Kempten

D. A. 2636

Ferienbücher:

Thoene, Dr. Johannes. Ästhetik der Landschaft. 1924. 8°, 174 S. Geb. M. 3.–

Otto, Hugo. Naturerzählungen. Ein Buch von der Heimat. 1921. Kl. 8°, 350 S. Geb. M. 3.50

– **Naturdenkmäler der Heimat am Rhein.** 1921. Kl. 8°, 232 S. Geb. 2.50

– **Am Born der Heimatliebe.** 1922. 8°, 482 S. Geb. M. 4.–

– **Die Säugetiere der Rheinlande.** Ein Beitrag für Heimatforschung und Naturdenkmalpflege. (Im Druck)

– **Rheinische Heimat im Wandel des Jahres.** (Im Druck)

Soziale Studienfahrten. Kl. 8°. Geb. je M. 1.–. 1. Wie man wandert. 2. Rhein- und Rheinschiffahrt. 4. Die Eifel als Wirtschaftsgebiet. 5. Der deutsche Niederrhein als Wirtschaftsgebiet. 7. Das Wirtschaftsgebiet der Saar. 8. Wetter, Klima, Reisen. 9. Hamburg u. sein Wirtschaftsleben. 10. Das Kölner Wirtschaftsgebiet. 11. Osnabrück u. das Wirtschaftsgebiet der Ems.

Tandaradei. Ein Buch deutscher Lieder mit ihren Weisen aus acht Jahrhunderten. Von Johannes Hatzfeld. Singstimmen-Ausgabe. 1–3stimmig. Mit Klampfegriffen. Format 12×17½ cm. 382 S. Geb. M. 2.70

Brantlacht, E. Der Werkstudent. (Ein Ferienleben.) 2. Auflage. 1924. Kl. 8°, 80 S. Geb. M. 1.–

Volksvereins-Verlag G. m. b. H.
M.-Gladbach (Postsch. Köln 1217)

Adolf Bonz & Comp., Stuttgart

Für die Reise!

Arthur Schubart / FRAUENBREVIER
Geb. M. 5.–

Marthe Renate Fischer
AUF DEM WEGE ZUM PARADIESE
Thüringische Novellen / Geb. M 6.–

Ludwig Ganghofer / DIE JÄGER
Illustriert von Hugo Engl / Geb. M. 5.–

Ludwig Ganghofer / DAMIAN ZAGG
Illustriert von Hugo Engl / Geb. M 5.—

Otto Hauser / DAS DEUTSCHE HERZ
Erzählungen aus dem 18. Jahrhundert / Geb. M. 5.—

Franz Herwig
DAS SEXTETT IM HIMMELREICH
Ein altfränkischer Roman / Geb. M 5.–

Hermine Villinger / LEBENSWEGE
Geb M. 5 –

Richard Voss / BERGASYL
Eine Berchtesgadener Erzählung / Geb. M. 6.50

Josef Wichner
AUF DER NIBELUNGENSTRASSE
Geschichtsbilder aus dem Donautale Wachau / Geb. M. 6 –

Kurt Hielscher

DEUTSCHLAND

Baukunst und Landschaft

Geleitwort von

GERHART HAUPTMANN

Über 300 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck, 16 Seiten Text
Im Format 25/31 cm
In Ganzleinen gebunden M. 24.— :: In Geschenkeinband Halbleder oder Halbpergament M. 32.—

Es ist Pflicht eines jeden Deutschen, dieses Buch zu kennen und für seine Verbreitung zu sorgen. Wir glauben sagen zu dürfen, daß nichts Ebenbürtiges bisher über Deutschland erschienen ist. Es ist ein schönes und wertvolles Buch. Es ist das Geschenk für alle Freunde Deutscher im Ausland.

VERLAG ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN

Juli 1924/I



Geschichte der deutschen Musik

von Hans Joachim Moser

1. Band: Von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Geheftet Gm. 10.—, in Halbleinen Gm. 12.50

2. Band, 1. Hälfte: Vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Tode Haydns. Geh. Gm. 9.—, in Halblein. Gm. 11.50

Das Werk wird voraussichtlich im Herbst 1924 durch die 2. Hälfte des 2. Bandes abgeschlossen werden.

Mosers Werk ist eine jener monumentalen Leistungen, deren Bedeutung nur der voll zu würdigen vermag, der da weiß, wie unzähliger Kärrner Arbeit nötig war, damit ein solcher Königsbau zustande komme. Deutsche Rundschau

J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf.
Stuttgart und Berlin

DIE MUSIK IN DER MALEREI

147 Reproduktionen
nach Meisterwerken der europäischen Malerei
Mit einer Einleitung von Curt Moreck

Ein stattlicher Grossoktavband mit 147 ganzseit. Bildern auf Kunstdruckpapier und 45 Abbildungen im Text / Einbandentwurf von Curt Werth
In Ganzleinen 16 Mark

*

Ein Werk für Kunstliebhaber, Musikfreunde und Sammler von Musikinstrumenten / Eine Hausgalerie für Jedermann. Wegen seines billigen Preises ein Volks- und Geschenkbuch.

Als einen Bilderatlas zur Kulturgeschichte der Musik kann man dies Buch bezeichnen, in dem die bedeutendsten Darstellungen des musizierenden Menschen aus der europäischen Malerei vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart gesammelt sind. Diese reiche Bilderfolge wendet sich an alle Kreise des Publikums: Dem Kunstliebhaber bildet sie eine Galerie erlesener Meisterwerke, dem Musikfreunde vermittelt sie den Niederschlag musikalischer Stimmungen in den künstlerischen Darstellungen ruhmreicher Meister der Farbe und des Stifts, dem Sammler von Musikinstrumenten endlich gibt sie Kunde von Art und Wesen der verschiedenen Instrumente. / In seiner umfangreichen, von graphischen Darstellungen belebten Einleitung beleuchtet der Herausgeber den Zusammenhang der Künste, Musik und Malerei.

G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN
Lessingstraße 1

NEUAUFLAGE
der seit 20 Jahren vergriffenen Schrift

DR. RUDOLF STEINER

Die Mystik

im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zur modernen Weltanschauung

2.—6. Tausend. XVI und 122 Seiten
Broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50, in Ganzleinen gebunden Mk. 5.—

Inhalt: Vorwort zur Neuauflage / Vorwort zur ersten Auflage / Einführung / Meister Eckhart / Gottesfreundschaft / Der Kardinal Nikolaus von Kues / Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus / Valentin Weigel und Jacob Böhme / Giordano Bruno und Angelus Silesius / Ausklang / Nachträge zur Neuauflage.

AUS DEN VORWORTEN DES AUTORS:

In dieser Schrift habe ich vor mehr als zwanzig Jahren die Frage beantworten wollen: Warum stoßen eine besondere Form der Mystik und die Anfänge des gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Denkens in der Zeit vom dreizehnten bis zum siebenzehnten Jahrhundert aufeinander.

Ich wollte nicht eine „Geschichte" der Mystik dieser Zeit schreiben, sondern nur diese Frage beantworten. ... Die Mystiker, von denen hier gesprochen wird, sind letzte Ausläufer einer Forschungs- und Denkungsart, die in ihren Einzelheiten dem gegenwärtigen Bewußtsein fremd gegenübersteht. Nur die Seelenstimmung, die in dieser Forschungsart gelebt hat, ist in sinnigen Naturen der Gegenwart vorhanden. Die Art, die Dinge der Natur anzusehen, mit der vor dem hier gekennzeichneten Zeitalter diese Seelenstimmung verbunden war, ist nahezu verschwunden. Die gegenwärtige Naturforschung ist an ihre Stelle getreten. ...

Ich habe die Wesensart der mittelalterlichen Mystik darstellen wollen, um darauf hinzuweisen, wie sie sich losgelöst von ihrem Mutterboden der alten Vorstellungsart als selbständige Mystik ausbildet, sich aber nicht erhalten kann, weil ihr die seelische Impulsivität nunmehr fehlt, die sie in alten Zeiten durch die Forschung gehabt hat. 1923.

... Ich hoffe in meiner Schrift gezeigt zu haben, daß man ein treuer Bekenner der naturwissenschaftlichen Weltanschauung sein und doch die Wege nach der Seele aufsuchen kann, welche die richtig verstandene Mystik führt. Ich gehe sogar noch weiter und sage: Nur wer den Geist im Sinne der wahren Mystik erkennt, kann ein volles Verständnis der Tatsachen in der Natur gewinnen. Man darf wahre Mystik nur nicht verwechseln mit dem „Mystizismus" verworrener Köpfe. 1901.

Preise unverbindlich! Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung. Ausführliche Prospekte stehen auf Wunsch zur Verfüg.

Der Kommende Tag A.G. Verlag
Stuttgart, Champignystr. 17

Von den Franzosen für immer verboten!

Stimmen des Rheines

Ein Lesebuch für die Deutschen
von
Friedrich Wolters und Walter Elze
1923. VIII und 312 Seiten
In Halbleinwandband 7.50 Goldmark
Vorzugsdruck in Saffian-Halbleder gebunden 50 Goldmark
(Aus dem Kreise der „Blätter für die Kunst")

*

Aus „Braunschweigische Landeszeitung" vom 3. März 1924:
„Von einzig berufener Seite haben wir hier, ganz aus einer rein geistigen Basis, jenseits irgendeiner Interessenverflechtung, eine wuchtige Verteidigung unserer deutschen Stellung am Rhein. Aus lauterem Geiste gesprochen, klingen hier die Worte: Vaterland, Ehre in einem neuen Ton."

Verlag Ferdinand Hirt / Breslau

Bachstudien von Wilhelm Werker

Bd. I: Studien über die Symmetrie im Bau der Fugen und die motivische Zusammengehörigkeit der Präludien und Fugen des Wohltemperierten Klaviers.
Geheftet 6.— Gm., geb. 7.50 Gm.

Bd. II: Die Matthäus-Passion.
Geheftet .... 3.— Gm.

Auf bisher ungekannte Art werden in den Schriften Werkers neue Kunstdisziplinen vor allem des „Architektonikers" Bach aufgedeckt und künstlerisch grundsätzliche Fragen an Hand von zahlreichen Tatsachen-Belegen bis in die letzten Konsequenzen hinein berührt. Niemand, dem es um erkenntnisreiches Eindringen in die musikalische Kunst zu tun ist, darf ohne ernsteste Auseinandersetzung mit diesen Aufsehen erregenden Studien bleiben.

*

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Not-Wende

Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes

Von

Hermann Krieger

297 Seiten auf bestem holzfreien Papier
In Halbleinen 6 Goldmark ∞ In Ganzleinen 6,50 Goldmark

... Krieger weist den Weg, der aus unserem Sumpfe zur Notwende des Deutschtums führt ... Wer die geschichtliche Entwickelung der Menschheit verfolgt, der findet, daß uns in der Tat kein anderer Weg bleibt ... Unserem Jungvolk wie unseren geübten Kämpfern muß die „Not-Wende" im Mittelpunkt des Denkens als Endziel des Wollens stehen

(Süddeutsche Zeitung)

VERLAG GEORG WESTERMANN / BRAUNSCHWEIG / HAMBURG

KRÖNERS TASCHENAUSGABE

Die volkstümlichen blauen Bände von Kröners Taschenausgaben verbreiten moderne Weltanschauung und Ethik, bringen neben zusammenfassenden Darstellungen in erster Linie Texte, um eigenes Denken und selbständiges Urteil zu wecken. Zu ihnen wird immer greifen, wer in leicht erreichbaren handl. Ausgaben philosoph. Bildung erstrebt.

Bd. 1 M. 1.75
Ernst Haeckel: Die Welträtsel. 400. Taus.

Bd. 2 M. 1.50
Epiktets: Handbüchlein der Moral. 30. Taus.

Bd. 3 M. 1.50
B. Carneri: Der moderne Mensch. 45. Taus.

Bd. 4 M. 1.75
Marc Aurels Selbstbetrachtungen. 30. Taus.

Bd. 5 M. 1.75
Seneca: Vom glückseligen Leben. 30. Taus.

Bd. 6 M. 2.—
Die vier Evangelien. Übertr. v. Schmidt-Jena

Bd. 7 M. 2.—
Samuel Smiles: Der Charakter

Bd. 8 M. 1.50
Gracians Handorakel u. Kunst der Weltklugheit

Bd. 9 M. 1.75
Herbert Spencer: Die Erziehung

Bd. 10 M. 2.50
Heinemann: Die deutsche Dichtung. 105. Taus.

Bd. 11 M. 1.50
Epikurs Philosophie der Lebensfreude

Bd. 12 M. 1.75
Goethe: Faust. Erster und zweiter Teil

Bd. 13 M. 2.50
H. Schmidt: Philosoph. Wörterbuch. 100. Taus.

Bd. 14 M. 2.—
K. Heinemann: Dichtung d. Griechen. 30. Taus.

Bd. 15 M. 2.—
K. Heinemann: Dichtung der Römer

Bd. 16 M. 2.—
Schopenhauer: Aphorismen z. Lebensweisheit

Bd. 18 M. 2.—
W. Wundt: Die Nationen u. ihre Philosophie

Bd. 19 und 20 M. 5.—
Sturmhoefel: Geschichte des deutschen Volkes

Bd. 21 M. 1.75
Nietzsche-Worte über Staaten und Völker

Bd. 22 M. 2.50
E. Haeckel: Die Lebenswunder. 75. Taus.

Bd. 23 M. 1.50
K. Heinemann: Lebensweisheit der Griechen

Bd. 24 M. 2.—
Baruch Spinoza: Die Ethik

Bd. 25 M. 2.—
Strauß: Der alte und der neue Glaube

Bd. 26 M. 1.75
Ludw. Feuerbach: Die Unsterblichkeitsfrage

Bd. 27 M. 2.—
Ludwig Feuerbach: Das Wesen der Religion

Bd. 28 M. 2.—
Ch. Darwin: Die Abstammung des Menschen

Bd. 29 E. v. Hartmann: M. 1.50
Gedanken über Staat, Politik u. Sozialismus

Bd. 30 M. 1.50
Fr. Nietzsche: Worte für werdende Menschen

Bd. 31 M. 2.50
Feuerbach: Pierre Bayle (Kritik der Theologie)

Bd. 32 M. 3.—
Hans Leisegang: Die Gnosis

Bd. 33 M. 2.50
David Friedrich Strauß: Voltaire

Bd. 34 M. 2.—
Friedrich Schleiermacher: Über die Religion

Bd. 35 M. 2.—
J. G. Fichte: Reden an die deutsche Nation

Bd. 36 M. 2.—
Das Nibelungenlied, übertragen von Simrock

ALFRED KRÖNER VERLAG * LEIPZIG

Juli 1924/7

36.—45. Auflage

B. v. Gelchow

Von Trotz und Treue

Gedichte

M. 1.—, gebunden M. 2.—, Vorzugsausgabe M. 4.—
Der Geist der Freiheitskriege loht darin, und diesen Geist brauchen wir, wenn wir leben und bestehen wollen.

16.—20. Auflage

B. v. Gelchow

Der Ruf des Tages

„Von Trotz und Treue" 2. Folge

M. 1.—, gebunden M. 2.—, Vorzugsausgabe M. 4.—
Beim Lesen mancher Gedichte springt der Funke dieses ehrlichen, kraftkühnen Willens auf den Leser über und wandelt sich in heilige Zuversicht.

1.—5. Auflage

Deutschland will leben

Alte u. neue Heroldsrufe für die Gegenwart
M. 2.—. Von 10 Stück an je M. 1.50. In Halbleinen gebunden M. 3.—. In Ganzleinen mit Goldtitel M. 4.—
„Wahrlich, diese Sammlung ist mehr als ein Armeekorps wert. Jeder Deutsche sollte sie besitzen."

N. G. Elwert Verlag, Marburg (Hessen)

Verlag von D. R. Reisland in Leipzig

Soeben erschien:

Defoes Robinson Crusoe

Die Geschichte eines Weltbuches

Für weitere Kreise dargestellt
von
Prof. Dr. Hermann Ullrich

Mit einem Titelbild. 112 Seiten

Broschiert Mark 3.—; gebunden Mark 4.—
Numerierte Ausgabe (1—40)
auf Büttenpapier, gebunden Mark 7.—

In der neuen

Kunstwart-Bücherei

die es sich zur Aufgabe macht, an Stelle von Gesamtausgaben und großen systematischen Werken auf den Gebieten: **Deutsche klassische Dichtung, Weltliteratur, Zeitgenössische Dichtung, Das heutige Weltbild, wichtige ausgewählte Werke und Belehrungen** unter Beschränkung auf das Wesentliche u. Entscheidende, auf das Fruchtbare u. Bleibende zu bringen, erscheinen

jetzt folgende 10 neue Bändchen:

11. **Klopstock.** (Zum Gedächtnis seines 200. Geburtstages.) Ausgewählt und eingeleitet von K. E. Fischer. Band I: **Oden und Epigramme.**
12. — Band II: **Messias.**
13. **Gilgamesch.** Eine Dichtung aus dem alten Babylon. Nach den Texten aus der Bibliothek Assurbanipals bearbeitet von Hermann Häfker.
14 **August Kopisch, Heitere Gedichte.** Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer.
15. **Albert Trentini, Novellen.**
16. **Arthur Bonus, Isländergeschichten.**
17. **Joseph Bernhart, Geschichten aus der Fremde.**
18. **Joseph Bernhart, Spanien.** Bilder und Studien.
19. **Maarten Maartens, Sonette.** Englisch und Deutsch. Übertragen von Eva Schumann.
20 **Hermann Lingg, Gedichte.** Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer.

Preis des Bändchens geh. 1 Gm., geb. 1.50 Gm.

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Zum 60. Geburtstag des Dichters Kurt Geucke

Rust

Die Geschichte eines Lebens

Roman. Neue Ausgabe
Geheftet 3.30 Gm., gebunden 5.— Gm.

Eine bunte, reiche, herrlich beschwingte Handlung, ein wundervoller Flug des Geschehens, unterwebt von Liebesgeschicken zartester Art; mächtige Naturschilderungen, etwa die Schiffskatastrophe im Orkan, das Meeresbeben in der Südsee, die eiserne, glühende Welt der Hochöfen, das furchtbar dunkle Bergmannslos der schlagenden Wetter prägen sich unverlierbar ein. Kurt Geucke schrieb mit dem „Rust" wohl den originellsten, im edelsten Sinne „deutschen" Roman der letzten Jahre. Franz Alfons Gayda in „Der Türmer"

Nächte

Gassen- und Giebelgeschichten

2. verm. Aufl. Mit Buchschmuck v. Fidus.
Geheftet 2.20 Gm., gebunden 4.40 Gm.

Das Buch ist ein bunter Bildersaal mit viel künstlichen Düften und Musik aus mystischen Abgründen und heimlichen Winkeln ... Wer sucht, wird allerlei Lohnendes finden: zierliche Ausschnitte inniger Poesie, tiefe Seelenblicke voll keuscher Schönheit, mondscheinhelle Visionen, melancholisch-tiefsinnige Naturlaute. Für langsame andächtige Leser ist das Buch eine dankbar begrüßte Weihegabe.
M. G. Conrad in der „Gesellschaft"

G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg., Berlin SW 11

GRAF HERMANN KEYSERLING

SCHÖPFERISCHE ERKENNTNIS

EINFÜHRUNG IN DIE

SCHULE DER WEISHEIT

Inhalt: Von der Sinneserfassung: Morgenländisches und abendländisches Denken als Wege zum Sinn. Sinn und Ausdruck in Kunst und Leben. Von der Sinnesverwirklichung. Die Kultur des Sich-leicht-machens. Worauf es ankommt. Was uns not tut. Einführung in die Schule der Weisheit: Seins- und Könnenskultur. Indische und chinesische Weisheit. Antikes und modernes Weisentum. Die Symbolik der Geschichte. Politik und Weisheit. Weltüberlegenheit. Was wir wollen. Der Weg. Das Ziel. Die Schule der Weisheit.

Dieses Werk bedeutet Keyserlings ersten großen Schritt über den Zustand, aus dem das Reisetagebuch entstand, hinaus; es ist zugleich die Einführung in die Schule der Weisheit. Hier erlebt seine Universalität die Vollendung einer Konzentration auf das Persönliche hin, die schon die letzten Abschnitte des Reisetagebuches einleiteten; hier wird der Sinnes-Erfasser zum Sinnes-Verwirklicher. Und zwar in einer Gestaltung, wie sie gleich umfassend noch nie in die Geschichte eingriff: der Gestaltung der „Weltüberlegenheit", wie Keyserling selbst sie nennt. Für ihn bedingen einander metaphysisches Bewußtsein und Realpolitik, anstatt sich auszuschließen; für ihn gibt es nichts Oberflächlicheres und nichts Tieferes, denn alles ist ihm gleich tief; er schließt die Ganzheit des Lebens in einem bisher unerhörten Grad zu einer schöpferischen Einheit zusammen. Und zwar eben zu einer schöpferischen: nichts ist für Keyserling charakteristischer als sein Glaube an die Schöpferkraft des Geistes, seine Berufenheit, die Welt seinem Bilde entsprechend zu verwandeln. Eben damit wird das Leben ihm zu einem einzigen Akt der Selbstverantwortung. So tut der sogenannte Ästhet, der sogenannte Vertreter östlicher Passivität, den ersten großen Schritt auf dem Wege der Befreiung und Höherspannung weiter, der des Westens heroisches Schicksal ist und dessen letztes großes Sinnbild Luther war.

AUSSTATTUNG VON PETER BEHRENS

IN BUCKRAM GEBUNDEN 15 MARK

OTTO REICHL VERLAG
DARMSTADT

Martin Andersen Nexö

Stine Menschenkind

Roman

Fünf Teile in einem Band auf feinstem, holzfreiem Dünndruckpapier. Vornehmer Ganzleinenband.

Geheftet 10.— Goldm., gebunden 13.50 Goldm.

★

„Stine Menschenkind" ist die durch das Medium echter Menschlichkeitsdichtung gesehene, von Poesie umglänzte Darstellung des Lebens eines Mädchens aus dem Volke, von der durch Armut, Arbeit und Sorge begleiteten und dennoch sonnigen Kindheit durch den „Sündenfall" und das „Fegefeuer" des Dienstbotenlebens in der großen Stadt bis zu dem frühen Tode, der die schlichte Heldin des bedeutenden Werkes „Zu den Sternen" eingehen läßt. Man kann sich schwerlich etwas Herzbewegenderes vorstellen als die arme Stine, die so recht die Güte und Hilfsbereitschaft der kleinen Leute hat. Sie lebt, sobald die erste Kindheit vorüber ist, in der trüben Atmosphäre drückendster Armut, mit Nöten und Widerwärtigkeiten kämpfend, die andere Menschen ihr bereiten. Aber nichts vermag die unermüdlich Schaffende so niederzuschmettern, daß sie am Leben verzweifelt. Sie rafft sich immer wieder auf, weil sie den Hilflosen und im Daseinskampf Gescheiterten helfen muß. Man könnte ihr das ebensowenig verbieten wie der Sonne, daß sie scheint. Stine verbraucht sich im Dienste für andere — und stirbt kaum fünfundzwanzigjährig. Sie war eine von den vielen Namenlosen, — das Menschenkind, dessen Kennzeichen die stets rauhen Hände sind. In der Armenecke des Kirchhofs wird sie auf öffentliche Kosten begraben. Es ist die einzige Ehrenbezeugung, die ihr in ihrem Leben erwiesen wurde. — Nexös „Stine Menschenkind" ist ein ergreifendes und in seiner tiefen Menschlichkeit erhebendes Buch, einer von den großen Lebensromanen, die keiner vergißt, der sie einmal gelesen hat, dabei ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes.

ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

MAX DAUTHENDEY

Erlebnisse auf Java

Aus Tagebüchern

Geheftet 3.50 Goldm., gebunden 6.— Goldm.

★

Während der vier Kriegsjahre, die der Dichter in steter qualvoller Sehnsucht nach der Heimat zuerst auf Sumatra, dann auf Java verlebte, hat er ein Tagebuch geführt, dessen zahlreiche Bände unendlich viel Bedeutsames und Interessantes enthalten. — Das wundervolle Buch, „Erlebnisse auf Java", das jetzt erscheint, bringt zwei in sich abgeschlossene größere Abschnitte aus diesen Tagebüchern. Das erste Stück, das aus dem Spätherbst 1915 stammt, schildert den Besuch Dauthendeys in der javanischen Stadt Solo, wo der Dichter den Hochzeitsfeierlichkeiten des dortigen Sultans beiwohnen durfte, das zweite Stück beschreibt eine Ersteigung des Vulkans Smeroe auf Java, die Dauthendey im Frühling 1917 unternahm. Das erste Erlebnis spielt in einer Stadt und bei Hofe, das zweite in der Gebirgseinöde; das eine gipfelt in dem Entzücken über die reiche, feine alte javanische Kultur, das andere in dem Erschauern vor der großen wilden Natur hoch über allem, was Menschenhand erschuf. Beides aber haben die offenen und empfänglichen Dichtersinne mit der gleichen Frische, Naivität und Unmittelbarkeit aufgenommen; von beiden weiß Dauthendey mit der gleichen sprühenden Lebendigkeit und pittoresken Farbigkeit zu berichten. Diese Tagebuchblätter gehören zu dem Schönsten, was der starke und echte Dichter Max Dauthendey überhaupt geschrieben hat, und werden dem großen Kreise seiner Freunde und Verehrer eine hochwillkommene Gabe sein.

ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

H. PREHN-VON DEWITZ

Marie Antoinette

Königin von Frankreich

Der Lebensroman einer galanten und unglücklichen Frau

Mit 40 Reproduktionen nach alten Kupfern und zeitgenössischen Dokumenten — 308 Seiten
Einbandzeichnung von Prof. Czeschka-Hamburg
Geschmackvoller Ganzleinenband mit Aufdruck in echt Gold Gm. 10,—

Versailles' und Klein Trianons rauschende Feste durchlebt der Leser im Geiste. Noch einmal scheint das Jahrhundert des vierzehnten Ludwig heraufzuziehen, noch einmal das goldene Zeitalter über Frankreichs gesegneten Fluren zu stehen. Es ist eine eigenartige Zeit, die der Revolution vorhergeht. Noch atmet alles Ruhe, Zufriedenheit, Reichtum, Glück — und doch steht jene Gesellschaft, die sich auf den Höhen des Lebens wähnt, vor dem Verfall. Weit draußen, wohin der Lichterschein der nächtlichen Feste nur verebbend dringt, da lauert das Verhängnis, da kriecht es hervor aus Winkeln und Gassen, aus Kloaken und Schmutzlöchern — das Volk. Eine junge, liebreizende Königin sitzt auf Frankreichs Sonnenthron — Marie Antoinette. Mit magischer Gewalt reißt sie der Strudel der bereits dekadenten, zugrundegehenden galanten Zeit mit hinab. Das Volk wähnt eine Kokotte auf dem Sonnenthrone Ludwigs XIV. Und hinein in alle diese Luft wetterleuchten die Feuergarben der heraufziehenden Revolution. Es kommt die eiserne Zeit, die mit Feuer und Schwert vernichtet, was drei Könige geschaffen, — eine Zeit, die ein Brachfeld, eine Stätte der Pöbellust aus dem macht, was Dezennien als Höhe der Kultur, als Schöpfungen französischen Geistes gepriesen haben. Marie Antoinette ist ihr Opfer. Das Fallbeil zerschneidet das Leben eines Menschenkindes, das, zu den höchsten Ehren berufen, in Glück und Liebe seine Jugend verbrachte und, unverstanden als Herrscherin, bejammernswert als Mutter, verlästert als Weib, müde und gebrochen das Haupt der Guillotine bietet.

Wie ein Roman liest sich das Werk, das in einem glänzenden Stil geschrieben ist. Das reiche Bildmaterial entstammt hauptsächlich zeitgenössischen Quellen, aus denen es der Verfasser mit großem Fleiß gesammelt und zusammengetragen hat.

VERLAG GEORG WESTERMANN / BRAUNSCHWEIG / HAMBURG

Das Buch der spielfreudigen Jugend

„Gemeinschaftsbühne u. Jugendbewegung"

Herausgegeben von

Wilhelm Carl Gerst

10.–20. Tausend

PREIS

Halbleinen gebund. M. 3.80, brosch. M. 2.50

Mit Zeichnungen, Holzschnitten und Bildern von **Albert Fuss, Frankfurt a. Main; Hubert Schöllgen, Düsseldorf; Dr. E. de Broyker, Hamburg; Friedrich Fucker, Gotha; Georg Poppe, Frankfurt a. Main, A. Paul Weber, Berlin u. a.**

Mit Beiträgen von

Heinrich Bachmann; Otto Brües; Ignaz Gentges; Robert Grosche; Gustav Grund; Dr. Janßen; H. C. Kaergel; Georg Kleibömer; Clemens Neumann; Karl Bernhard Ritter; Eduard le Seur; Leo Weismantel; Josef Wittig und vielen anderen.

Verlag des **Bühnenvolksbundes G. m. b. H.**
Frankfurt a. Main, Düsseldorf, Breslau
Verlagsabteilung Frankfurt, Main
Im Sachsenlager 1



Den Liebhabern feiner Buchausstattung empfehlen wir:

1. Lateinische Kirchenlieder

aus dem Schatze vieler Völker und Zeiten. Verdeutscht mit teilweiser Benutzung der Karl Simrock'schen Uebertragung (Lauda Sion) von **Paul Bernstein.**

Zur 400jährigen Jubelfeier des deutsch-evangelischen Gesangbuches herausgegeben. 40 Seiten.

I. Wohlfeile Ausgabe .... 1.— Gm.
II. **Ausgabe in zweifarbig. Druck auf van Geldern-Bütten-Papier in Pergamentumschlag** 5.— Gm.

2. Faksimile-Neudruck des

Enchiridion. Der kleine Katechismus für die gemeine pfarher und Prediger. D. Mart. Luther, Wittemberg. Gedruckt Nick. Schir. 1536.

In zweifarbigem Druck auf bestem holzfreiem Papier in Pergamentumschlag .... 5.— Gm.

3. Hans Friedemann

Ein Seelengemälde in Tagebuchblättern v. **Friedr. Baltzer** (Farina, Illinois, U.S.A.). (Verfass. der Gedichtsammlg. „Zum Feierabend".) Sehr geschmackvoll geb., zweifarb. Titeldruck, Ia Papier 6.— Gm.

Die erlebnisechte Schilderung der äußeren u. seelischen Schicksale innerlich adliger Personen im fernen Amerika in einer zusammenhängenden Reihe von längeren und kürzeren Gedichten. Stimmungsgewaltige Bilder der eigenartigen Landschaft und Natur. Ein Buch, das uns den Menschen höherer Art begreifen lehrt, wie er uns täglich im gewöhnlichen Leben begegnen kann. Hervorragend geeignet als Geschenk.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. Saale

Dem edlen Zweck, das deutsche Familienleben auf die rechten Grundlagen in seiner sittlich-religiösen Entwicklung zu stellen, dienen die Romane von

Nathanael Jünger

und erweisen sich hierzu hervorragend geeignet. Ein Meister der Sprache, ein genauer Kenner des Volkslebens in seinen Bräuchen, seinen Festen und seiner Eigenart, ein Schriftsteller von warmer Vaterlands- und Heimatliebe, ein Freund gesunden Humors, ein Beherrscher des gemütvollen niedersächsischen Platt, voll sittlichen und christlichen Ernstes, jedoch ohne Aufdringlichkeit, bietet Jünger seinen Lesern eine durchweg gesunde und kräftige Kost. — Daher sind seine Romane:

Hof Bokels Ende / Heidekinds Erdenweg / Pastor Ritgerodts Welt / Der Pfarrer von Hohenheim / Die Größte unter ihnen / J. C. Rathmann & Sohn / Heimatland / Die lieben Vettern / „Revanche!" / Joach. Kronbergs verborgene Sendung / Pfarrhausgeschichten / Volk in Gefahr / „Tubingia sei's Panier!"

in ganz besond. Maße zu **Geschenkzwecken** geeignet.

Preis: gebunden in Pappband 3.50 Gm.; gebunden in ½-Lwd. 4.50 Gm.; gebunden in ⁄₁-Lwd. auf holzfr. Papier 6.— Gm.

Für das Ausland gilt 1.— Gm. = 1.40 Schw. Fr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung / Wismar i. M.

BACHEM BÜCHER

zeichnen sich aus durch gediegenen sittenreinen Inhalt und vornehme Ausstattung

NEUESTE ERSCHEINUNGEN:

Elkenborn. Die Geschichte eines Hauses und eines Geschlechts. Von Anna Freiin von Krane. 1.—4. Aufl. Geh. Gm. 4.50, geb. Gm. 6.—, in handgefertigtem Halblederband Gm. 16.—

Um die Scholle. Roman von Georg Julius Petersen. 1.—4. Aufl. Geh. Gm. 4.50, geb. Gm. 6.—, in handgefertigtem Halblederband Gm. 16.—

Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit. Von Ernst Pasqué. Neu herausgegeben von Franz Bender. Geh. Gm. 6.–, geb. Gm. 8.–, in handgefertigtem Halblederbd. Gm. 20.—

Zu allen Preisen die ortsüblichen Zuschläge

J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Köln

Vierzig Jahre auf dem Wasser

Aus den Logbüchern und Studienmappen

von Otto Protzen

Mit 16 Vollbildern und einer Kartenskizze
338 Seiten gr.=8⁰ auf bestem holzfreien Papier. In Ganzleinen 10 Goldmark

Otto Protzen, der Nestor unter den Wassersportlern, läßt in diesem unvergleichlich lebendigen Buche ein reiches Leben, voll von Tat und Abenteuer, Mut und Ausdauer an dem Leser vorüberziehen — nein, mehr als das: er läßt ihn miterleben, was des Schicksals wechselvolle Gunst an höchstem Glück, an hartem Ringen und stolzem Erfolg zu spenden vermag

Über dem Ganzen liegt das gütige und reife Lächeln eines sonnengebräunten Antlitzes und die erfrischende, herbe Atmosphäre einer wetterfesten Seele

Dieses prächtige Buch wird auf recht lange Zeit hinaus **das Lieblingsbuch des Wassersportlers und für jeden Sportfreund das Festgeschenk bleiben**

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Die Bücherei des Sportfreundes und Sporttreibenden

Sport ist kein leeres Schlagwort unserer Zeit, keine Modesache, **Sport** ist im Zeitalter der Maschinen für jedes aufstrebende Volk eine Lebensnotwendigkeit

Eine vorzügliche Anleitung, besonders auch für den Anfänger, geben die reich illustrierten und lebendig geschriebenen Bändchen von

Westermanns Sportbücherei

Bisher sind folgende Bücher erschienen

Bd. 1: **Handball und Faustball**

Lehren und Lernen zweier deutscher Volkskampfspiele. Mit 25 Bildern, kart. 1,80 Gm.

Bd. 2: **Schlagball und Schleuderball**

Lehren und Lernen zweier deutscher Volkskampfspiele. Mit 40 Bildern, kart. 1,80 Gm.

Beide Bände sind verfaßt vom Städtischen Turnlehrer und Spielwart der deutschen Turnerschaft

W. Braungardt

Die Richtlinie für die beiden in sich abgeschlossenen Bände war dem Verfasser: „Vom Spielplatz für den Spielplatz.“ Alles Wissenswerte ist in Wort und Bild gründlich berichtet und nach den neuesten Regeln und Erfahrungen bearbeitet.

Bd. 3: **Rudern und Paddeln**

Mit zahlreichen Abbildungen, Zeichnungen und Skizzen. Kartoniert 2,20 Gm.

Von Robert Rauscher und Otto Protzen

Bd. 4: **Bootsegeln**

Mit 58 Textskizzen und 8 Vollbildern. Kartoniert 2,60 Goldmark

Von Georg Belitz

Die Verfasser dieser beiden Bändchen genießen als Wassersportler einen fest begründeten Ruf. Die flüssige, fesselnde Darstellung wird unterstützt durch zahlreiche Bilder, Skizzen und Zeichnungen. Die beim Kauf eines Bootes zu beachtenden Winke dürften für viele Leser von ganz besonderer Wichtigkeit sein.

Verlag von Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

W a n d e r n u n d K l e t t e r n

Deutsche Wanderungen

Eine Reihe schöner Wanderbücher

Herausgegeben von der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege zu Berlin

Jedes Bändchen mit zahlreichen Illustrationen und Karten 1,60 Goldmark

Die Lüneburger Heide
Von Josef Galle

Das Kyffhäusergebirge und das Unstruttal
Von Paul Schneider

Westpreußische Wanderungen
Danzig / Die Weichselniederung
Die Tucheler Heide
Von Adalbert Luntowski

Durch die Nordseemarschen zur holländischen Grenze
Von Paul Schneider

Das Altvatergebirge
Von Josef Galle

Die Insel Rügen
Von Paul Schneider

Wer mit offenen Augen durch unsere schöne Heimat wandert und mehr sehen will als die äußere Erscheinung — wer eindringen will in die Seele der Landschaft und ihrer Bewohner, der greife zu diesen hübschen Bändchen.

DAS KLASSISCHE MATTERHORNBUCH

Das Ringen mit den schneebedeckten Riesen der Hochalpen schildert das unübertreffliche Bergsteigerbuch von
Edward Whymper

Berg- u. Gletscherfahrten

Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Friedr. Steger

Mit einer Einführung von Theodor Wundt und 111 Abbildungen sowie 2 Karten / 4. Auflage

In Halbleinen 15,— Goldmark / In Ganzleinen 16,— Goldmark

Das alte Buch vom Matterhorn ist wieder — nun schon in vierter deutscher Auflage und, Gott sei Dank, im lieben, längst bekannten Gewande — neuerschienen... Daß einer der „Jungen" von heute Whympers Buch nicht mit derselben glühenden Begeisterung lesen sollte, wie wir es einst verschlangen, kann ich nicht glauben. Ihnen allen aber, den Jungen von heute, möchte ich von Herzen wünschen, daß sie diesen Berg und manch anderen der Westalpenriesen sehen und ersteigen könnten. Denn die Viertausender der Westalpen sind für jeden Bergsteiger nicht nur die große Sehnsucht, solange er sie noch nicht kennt, sondern auch das große Erlebnis, wenn es ihnen vergönnt war, sie zu bezwingen. **Das Matterhorn aber bleibt der Berg der Berge** und Whympers altes Buch ewig jung. (Oesterr. Alpenverein)

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Heitere und beglückende Ferienbücher

Leben / Lieben / Wandern

vor hundert Jahren. Von Emma Schumacher

Herausgegeben

von Werner Jansen

Mit zahlreichen Bildern von Anton Kling. In schmuckem Halbleinenband nach Entwurf von Carlos Tips
3 Goldmark

Statt des Verstandes, dieser schimmernden Rüstung des Teufels, herrscht in diesem Buche lächelnde Ursprünglichkeit des Herzens, die ungesuchte, freundlichhelle schlichte Süße der Wahrhaftigkeit und der Tugend. Wie ein Märchen, hold und edel vom Leben selber gedichtet, flicht sich in die großäugige Einfalt der Erzählung der zarte, unendlich reine Liebesroman des deutschen Gretchens. Es ist ein Pulsschlag aus einer kampflosen, einfachen, glücklichen Zeit, ein Stück Dasein von bestrickender Anmut, leicht wie ein kühler Trunk auf Wanderungen und absonderlich genug, um dessen entbehren zu können, was wir heute Kunst nennen.

Grün-Weiß

Fahrten und Flüge, Sommer- und Winterwanderungen zwischen Main und Saale. Von Arthur Rehbein

(Atz am Rhyn)

Zweite Auflage. In hübschem Halbleinenband 3,50 Goldmark

Predigten vom seligen Leben im Schoße der Natur sind diese Skizzen. Jedes Buch Arthur Rehbeins ist zuletzt das Lachen, Jubeln und selige Bekennen eines Lebenskünstlers, der uns auch einen lebendigen Anschauungsunterricht erteilt, wie man zur Natur reif wird und in sie hineinwächst. (Jul. Hart i. „Liter. Echo")

Wunderlich Volk

Novellen. Von Paul Quensel

In Halbleinen 4,50 Goldmark

An diesem neuen Buche mit seinem behaglich heiteren Grundton dürften alle diejenigen Gefallen finden, die es lieben, hin und wieder in abgelegenen Orten mit stillen Gassen und verwinkelten Häusern, wo nächtlich Katzen auf den Dächern klettern, das Leben wunderlicher Leute zu belauschen. Es ist ein behaglich-nachdenkliches Buch, übersonnt von dem Lächeln eines Dichters. („Pfälz. Rundschau, Ludwigshafen")

Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig

Die fröhliche Geschichte einer Befreiung

In schönem Halbleinenband 5 Goldmark

Ein Humor steckt in dem Buche, wie er uns ganz — ganz selten begegnet. („Gartenlaube") Zu Heinrich Seidel oder Wilhelm Raabe müßten wir Hermann Krieger stellen. Es ist, als wäre Spitzweg unter die Erzähler gegangen, nicht besser kann ich Kriegers Art bezeichnen. („Liter. Handw. f. Katholiken deutscher Zunge"). — Da ist endlich einmal wieder ein Buch, das die sichere Hand, die Fülle der Gestaltung, darüber hinaus aber den großen Zug ins Allgemeine, den Antrieb zur Lebenstüchtigkeit und Lebensfreude hat — das Buch, das öffentlich anzuzeigen mir seit einem Jahre die größte Freude war.
(Dr. Hans W. Fischer)

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Soeben erscheint:

Rassezucht

Von

Otto Hauser

Inhalt:

Vorwort – Reine Rasse – Die Merkmale der Hauptrassen – Die rassehaften Mischformen – Auslese und Ausmerze – Rassehygiene – Die Vererbunggesetze – Rassedivergenzen – Eugenik – Ausblick

Dieses neue Buch des in weiten Kreisen rühmlichst bekannten Verfassers weiß zu den Problemen der Rasseforschung manches Neue und Wertvolle zu sagen. Allen denen, die nach Vertiefung ihres Wissens um die größten Probleme des menschlichen Daseins streben, sei diese Arbeit Hausers angelegentlichst empfohlen. Denen aber, die den Fragen rassischer Kulturforderung noch teilnahmlos gegenüberstehen, sei gesagt, daß hier – und nur hier – alle Arbeit zu beginnen hat, die sich als Ziel eine lichtere Zukunft der zerquälten Menschheit setzt

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Die Bücher von Ewald Banse

Banse's Lexikon der Geographie

Zwei stattliche Bände von 1579 Seiten Umfang mit 16300 Stichwörtern und Abbildungen
Jeder Band 30 Goldmark

Rhein.-Westf. Ztg.: Das vorliegende Lexikon der Geographie folgt in seinem Aufbau der grundsätzlich neuen Methode des Herausgebers, die Milieuschilderung eines Erdteils, eines Landes, einer Landschaft usw., ihren körperlichen und seelischen Charakter als Ziel der Erdkunde zum Ausdruck zu bringen und so auf synthetischem Wege eine Einheitsgeographie zu schaffen, die sich weder auf ein bestimmtes Reich der Natur noch des Geistes beschränkt, sondern sich über alle Erscheinungsform der Wirklichkeit erstreckt.

Illustrierte Länderkunde

Ein handlicher Band von 344 Seiten Umfang, mit farbigem Titelbild, 55 Abbildungen auf 16 Tafeln, 2 farbigen Karten, statistischem und bibliographischem Anhang
4. Auflage (10.—12. Tausend) In Halbleinen 9 Goldmark

Neue Freie Presse: Ein Werk, das die Möglichkeit bietet, die Eigenart aller Länder auf das genaueste zu erkennen und ihre vielen und feinen Nuancen zu unterscheiden. Eine Länderkunde, die nicht die ganz verschiedenartigen Ländergebiete sowie Völker- und Kulturkreise in einen Topf wirft, sondern dem inneren Leben, der Eigenart und dem Milieu der einzelnen Länder und Völker gerecht wird

Wüsten, Palmen und Basare

Ein Band von 360 Seiten Umfang, mit Bildnis des Verfassers nach einer Kreidezeichnung von Fr. Flebbe
In Halbleinen 6 Goldmark

Braunschweiger Neueste Nachrichten (Fred Hildenbrandt): Ein Dichter und Forschungsreisender schildert Nordafrika. Gibt einen Querschnitt durch das Land und durch die eigenen Empfindungen. Der Effekt ist ein ausgezeichnetes Buch, in dem trockene Wissenschaft durchflackert ist von eigenwilligem Erleben, und in dem die hemmungslose Phantasie diszipliniert ist durch Wissenschaft. Der Stil ist knapp, erzählend, warm und unermüdlich.

Die Türkei / eine moderne Geographie

Ein stattlicher Band von 454 Seiten, mit farbigem Titelbild, 62 Abbildungen auf 16 Tafeln und einer farbigen Kulturkarte. 3. Auflage. In Leinen 9,50 Goldmark

Fr. Schnaß im ersten Bande seines Werkes „Lehren und Lernen, Schaffen und Schauen in der Erdkunde" (Prag 1923): ... Dies Meisterwerk ist hervorgewachsen aus einer erstaunlichen Kraft geographischen Einfühlens in die Seele des Landes, und es exzelliert in eindringlichster, lebendiger Landschaftsschilderung, die nicht nur reiche sachliche Belehrung spendet, sondern auch einen stilkünstlerischen Genuß bereitet ...

Die Wage der Herzen

Menschen und Dinge aus dem Morgenlande. Ein Büchlein von 160 Seiten Umfang, mit reizender Umschlagzeichnung von Hertha Podlich. In Halbleinen 3 Goldmark

Königsberger Allgemeine Zeitung: Über Menschen und Dinge aus dem Morgenlande, von Prinzessinnen und Vagabunden plaudert Banse in bekannter geistreicher Weise ... in äußerer Gestalt ein Kunstwerk, im inneren Wert eine kostbare Perle morgenländischer Schilderung.

Die Seele der Geographie

96 Seiten Text in Kleinoktav mit einem von Fritz Flebbe gemalten Bildnis. In Leinen 2,60 Goldm.

Es ist das erstemal, daß ein Geograph und Forschungsreisender selbst die Siegel vom Buche seines Lebens löst. Eines Lebens, das halb Roman, halb Gelehrtenwerk ist, das vom Sattel an den Schreibtisch führt, von Wüstensöhnen zu Universitätsgelehrten, von der Wissenschaft zur Kunst, vom Denken zum — nun eben, zum blutwarmen, saftigen Leben. Die ganze Entwicklung der Geographie spiegelt sich hier in Ewald Banses eigner Entwicklung.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Trinkkuren

im eigenen Heim



mit dem altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

haben sich seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt, besonders bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität
Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es für jeden Menschen, ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen, durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen

oder direkt durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen



LEIPZIG, COLONNADENSTR. 30

Für die Sommerreise

schöngeistige Bücher

zur Erhöhung von Genuß und Freude

Der Bienenkorb

Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler

Jedes Bändchen G.-M. 1.– und höher

Heinrich Federer **Der Fürchtemacher.** Eine Geschichte aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. **Das Wunder in Holzschuhen.** Geschichten aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. / **Patria!** Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. 51.—60. Tausend. / **Eine Nacht in den Abruzzen.** Mein Tarcisius-Geschichtlein. 51.—60. Tausend. **In Franzens Poetenstube.** Umbrische Reisekapitel. 41.—60. Tausend. / **Gebt mir meine Wildnis wieder!** Umbrische Reisekapitel. 41.—50. Tausend.

Peter Dörfler **Das Geheimnis des Fisches.** Eine frühchristliche Erzählung. 1.—15. Tausend.

Heinrich Mohr **Die Rache des Herrn Ulrich** und andere Geschichtlein. 7.—13. Tausend.

Jón Svensson . **Aus Island.** Erlebnisse und Erinnerungen. 1.–15. Tausend.

Franz Herwig / Der Pfarrer zu Pferd. 11.—15. Tausd.

Leo Weismantel **Musikanten und Wallfahrer.** Erzählungen aus eigenem und fremdem Leben.

Hans Roselieb / Die Magd. Novelle. / **Der Schalk in der Liebe.** Novelle.

Georg Schäfer / Der Gang in die Stadt und andere Geschichten.

Theodor Storm / Ausgewählte Werke. 2 Bände. 6.—11. Tausend. Gebunden G.-M. 12.50

Gottfried Keller / Ausgewählte Werke. 2 Bände. Gebunden G.-M. 10.—

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Dr. Otto Hellinghaus. Bisher 20 Bände. Gebunden je G.-M. 4.— Ausführliches Verzeichnis unentgeltlich.

Peter Dörfler / Dämmerstunden. Erzählungen. 22.—32. Tausd. Gebunden G.-M. 3.60 / **Als Mutter noch lebte.** Aus einer Kindheit 37.—46. Tausend. Gebunden G.-M. 4.20; in Halbleder G.-M. 10.— / **Der Rätsellöser.** Erzählungen und Legenden. Gebunden G.-M. 2.20

Franz Herwig / Die Stunde kommt. Ein Roman vom Gardasee. 4.—8. Tausend. Geb. G.-M. 3.60; in Halbpergament G.-M. 11.– u 11.50 / **Das Begräbnis des Hasses.** Eine ostmärkische Erzählung. Gebunden G.-M. 3.— / **Deutsche Heldenlegende.** Es liegen vor: 1. Der Führer. (Wanderzug der Germanen.) 2. Der Namenlose (Ein erster christlicher Glaubensbote in Deutschland.) 3. Widukind. 4. König Otto und sein Sohn. Broschiert je 60 Goldpfennige. (Im Juni werden noch erscheinen: 5. Barbarossa. 6. Maximilian. 7. Albrecht Dürer. 8. Johann von Werth.)

Don Antonio. Novelle. Von Klara Gräfin Preysing. Gebunden G.-M. 1.80

Die Weggetreuen. Ehegedichte. Herausgegeben von Peter Bauer. Gebunden G.-M. 3.80 u. 6.40

VERLAG HERDER & CO., FREIBURG I. BR.

Das aufsehenerregende Buch, um das der heftigste Kampf der Meinungen tobt

Franz von Wendrin

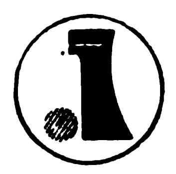
Die Entdeckung des Paradieses

In Ganzleinen 6,50 Goldmark

Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg

Alleinige Inseratenannahme: Rudolf Mosse Annoncenexpedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes. Berlin / Breslau / Cöln a. Rh. / Dresden / Düsseldorf / Frankfurt a. M. / Halle a. d. S. / Hamburg / Hannover Leipzig / Magdeburg / Mannheim / München / Nürnberg / Stuttgart / Prag / Wien / Warschau / Basel / Zürich.

Die Berechnung der Inserate erfolgt freibleibend.



REEMTSMA A.-G. · ALTONA-BAHRENFELD

Betrifft: Cigarettenformate

Die vielen irrtümlichen Meinungsäußerungen über die Willkürlichkeit der Cigarettenformate veranlassen uns zu der Erklärung, daß zwar Geschmack und Aroma einer Cigarette hauptsächlich von der Güte der verwendeten Tabake und ihrer glücklichen Mischung abhängt, daß aber die volle Genußauswertung des Cigaretten-Rauchens erst durch ein der Mischung genau entsprechendes Format der Cigarette ermöglicht werden kann. Starke Tabakmischungen verlangen z. B. eine kleinere Brandfläche, die weicheren Sorten dagegen können ein volleres Format vertragen usw.

Hieraus ist es zu erklären, daß unsere verschiedenen Sorten voneinander abweichende Formate aufweisen. Jedes Format ist das Ergebnis langwieriger Versuche, damit jede Mischung ihre besondere Eigenart voll auswirken lassen kann.

REEMTSMA
AKTIENGESELLSCHAFT

UNIV. OF MICH.
[illegible] 29 1924
BOUND



